Kinder-
und
Haus-Märchen
Erster Theil.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Kinder- und Haus-Märchen.

Gesammelt durch die Brüder Grimm.

Erster Band.

Mit zwei Kupfern.

Zweite vermehrte und verbesserte Auflage.

Berlin 1819.

Vorrede.

Wir finden es wohl, wenn Sturm oder anderes Unglück, das der Himmel schickt, eine ganze Saat zu Boden geschlagen, daß noch bei niedrigen Hecken oder Sträuchen, die am Wege stehen, ein kleiner Platz sich gesichert, und einzelne Aehren aufrecht geblieben sind. Scheint dann die Sonne wieder günstig, so wachsen sie einsam und unbeachtet fort; keine frühe Sichel schneidet sie für die großen Vorrathskammern, aber im Spätsommer, wenn sie reif und voll geworden, kommen arme, fromme Hände, die sie suchen; und Aehre an Aehre gelegt, sorgfältig gebunden und höher geachtet, als sonst ganze Garben, werden sie heim getragen, und Winterlang sind sie Nahrung, vielleicht auch der einzige Samen für die Zukunft.

So ist es uns vorgekommen, wenn wir gesehen, wie von so vielem, was in früherer Zeit geblüht hatte, nichts mehr übrig geblieben, selbst die Erinnerung daran fast ganz verloren war, als bei dem Volk Lieder, ein paar Bücher, Sagen und diese unschuldigen Hausmärchen. Die Plätze am Ofen, der Küchenheerd, Bodentreppen, Feiertage noch gefeiert, Triften und Wälder in ihrer Stille, vor allem die ungetrübte Phantasie sind die Hecken gewesen, die sie gesichert und einer Zeit aus der andern überliefert haben.

Es war vielleicht gerade Zeit, diese Mährchen festzuhalten, da diejenigen, die sie bewahren sollen, immer seltner werden. Freilich, die sie noch wissen, wissen gemeinlich auch recht viel, weil die Menschen ihnen absterben, sie nicht den Menschen; aber die Sitte nimmt selber immer mehr ab, wie alle heimliche Plätze in Wohnungen und Gärten, die vom Großvater bis zum Enkel fortdauerten, dem stätigen Wechsel einer leeren Prächtigkeit weichen, die dem Lächeln gleicht, womit man von diesen Hausmärchen spricht, welches vornehm aussieht und doch so wenig kostet. Wo sie noch da sind, leben sie so, daß man nicht daran denkt, ob sie gut oder schlecht sind, poetisch, oder für gescheidte Leute abgeschmackt, man weiß sie und liebt sie,

weil man sie eben so empfangen hat, und freut sich daran, ohne einen Grund dafür. So herrlich ist lebendige Sitte, ja auch das hat diese Poesie mit allem unvergänglichen gemein, daß man ihr selbst gegen einen andern Willen geneigt seyn muß. Leicht wird man übrigens bemerken, daß sie nur da gehaftet, wo überhaupt eine regere Empfänglichkeit für Poesie oder eine noch nicht von den Verkehrtheiten des Lebens ausgelöschte Phantasie vorhanden war. Wir wollen in gleichem Sinne hier diese Märchen nicht rühmen, oder gar gegen eine entgegengesetzte Meinung vertheidigen; ihr bloßes Daseyn reicht hin, sie zu schützen. Was so mannigfach und immer wieder von neuem erfreut, bewegt und belehrt hat, das trägt seine Nothwendigkeit in sich, und ist gewiß aus jener ewigen Quelle gekommen, die alles Leben bethaut, und wenn auch nur ein einziger Tropfen, den ein kleines, zusammenhaltendes Blatt gefaßt, doch in dem ersten Morgenroth schimmernd.

Darum auch geht innerlich durch diese Dichtungen jene Reinheit, um deretwillen uns Kinder so wunderbar und seelig erscheinen; sie haben gleichsam dieselben blaulichweißen, makellosen glänzenden Augen*), die nicht mehr

*) In die sich Kinder selbst so gern greifen, (Fischarts Gargantua 129 b 131 b) und die sie sich holen möchten.

wachsen können, während die andern Glieder noch zart
ſchwach, und zum Dienſte der Erde ungeſchickt ſind. Da
iſt der Grund, warum wir durch unſere Sammlung nich
bloß der Geſchichte der Poeſie einen Dienſt erweiſen woll
ten, ſondern es zugleich Abſicht war, daß die Poeſie ſelbſt
die darin lebendig iſt, wirke und erfreue, wen ſie erfreue
kann, alſo auch, daß es ein eigentliches Erziehungsbuc
werde Wir ſuchen für ein ſolches nicht jene Reinheit
die durch ein ängſtliches Ausſcheiden alles deſſen, was Be
zug auf gewiſſe Zuſtände und Verhältniſſe hat, wie ſi
täglich vorkommen, und auf keine Weiſe unverborgen blei
ben können und ſollen, erlangt wird, und wobei man i
der Täuſchung iſt, daß, was in einem gedruckten Buch
ausführbar, es auch im wirklichen Leben ſey. Wir ſuche
die Reinheit in der Wahrheit, und geraden nichts Unrech
tes im Rückhalt bergenden Erzählung. Dabei haben wi
jeden für das Kinderalter nicht paſſenden Ausdruck in die
ſer neuen Auflage ſorgfältig gelöſcht. Sollte man dennoc
einzuwenden haben, daß Eltern eins und das andere i
Verlegenheit ſetze, und ihnen anſtößig vorkomme, ſo da
ſie das Buch Kindern nicht geradezu in die Hände gebe
wollten, ſo mag für einzelne Fälle die Sorge recht ſeyn
und dann von ihnen leicht ausgewählt werden; im Ga

zen, das heißt, für einen gesunden Zustand, ist sie gewiß unnöthig. Nichts besser kann uns vertheidigen, als die Natur selber, welche gerade diese Blumen und Blätter in dieser Farbe und Gestalt hat wachsen lassen; wem sie nicht zuträglich sind, nach besondere Bedürfnissen, wovon jene nichts weiß, der kann nicht fordern, daß sie darnach anders gefärbt und geschnitten werden sollen. Oder auch Regen und Thau, fällt als eine Wohlthat für alles herab, was auf der Erde steht, wer seine Pflanzen nicht hineinzustellen getraut, weil sie zu empfindlich sind, und Schaden nehmen könnten, sondern lieber in der Stube mit abgeschrecktem Wasser begießt, wird doch nicht verlangen, daß Regen und Thau darum ausbleiben sollen. Gedeihlich aber kann alles werden, was natürlich ist, und darnach sollen wir trachten. Uebrigens wissen wir kein gesundes und kräftiges Buch, welches das Volk erbaut hat, wenn wir die Bibel obenan stellen, wo solche Bedenklichkeiten nicht in ungleich größerm Maaß einträten; der rechte Gebrauch aber findet nichts Böses heraus, sondern wie ein schönes Wort sagt: ein Zeugniß unseres Herzens. Kinder deuten ohne Furcht in die Sterne, während andere, nach dem Volksglauben, die Engel damit beleidigen.

Gesammelt haben wir an diesen Märchen seit etwa dreizehn Jahren, der erste Band, welcher im Jahr 1812 erschien, enthielt meist, was wir nach und nach in Hessen, in den Main- und Kinziggegenden der Grafschaft Hanau, wo wir her sind, von mündlichen Ueberlieferungen aufgefaßt hatten. Der zweite Band wurde im Jahr 1814 beendigt, und kam schneller zu Stande, theils weil das Buch selbst sich Freunde verschafft, die es nun, wo sie bestimmt sahen, was und wie es gemeint wäre, unterstützten, theils weil uns das Glück begünstigte, das Zufall scheint, aber gewöhnlich beharrlichen und fleißigen Sammlern beisteht. Ist man erst gewöhnt, auf dergleichen zu achten, so begegnet es doch häufiger, als man sonst glaubt, und das ist überhaupt mit Sitten, Eigenthümlichkeiten, Sprüchen und Scherzen des Volkes der Fall. Die schönen plattdeutschen Märchen aus dem Fürstenthum Münster und Paderborn, verdanken wir besonderer Güte und Freundschaft, das Zutrauliche der Mundart bei der innern Vollständigkeit, zeigt sich hier besonders günstig. Dort, in den altberühmten Gegenden deutscher Freiheit, haben sich an manchen Orten die Sagen und Märchen als eine fast regelmäßige Vergnügung der Feiertage erhalten, und das Land ist noch reich an ererbten Gebräuchen und Liedern. Da, wo die

Schrift theils noch nicht durch Einführung des Fremden stört, oder durch Ueberladung abstumpft, theils, weil sie sichert, dem Gedächtniß noch nicht nachlässig zu werden gestattet, überhaupt bei Völkern, deren Literatur unbedeutend ist, pflegt sich als Ersatz die Ueberlieferung stärker, und ungetrübter zu zeigen. So scheint auch Niedersachsen mehr als andere Gegenden behalten zu haben. Was für eine viel vollständigere und innerlich reichere Sammlung wäre im 15ten Jahrhundert, oder auch noch im 16. zu Hans Sachsens und Fischarts Zeiten in Deutschland möglich gewesen.*)

Einer jener guten Zufälle aber war es, daß wir aus dem bei Cassel gelegenen Dorfe Nieder-Zwehrn eine Bäuerin kennen lernten, die uns die meisten und schönsten Märchen des zweiten Bandes erzählte. Diese Frau, Na-

*) Merkwürdig ist, daß es bei den Galliern nicht erlaubt war, die überlieferten Gesänge aufzuschreiben, während man sich der Schrift in allen übrigen Angelegenheiten bediente. Cäsar, der dies anmerkt (de B. G. VI. 4.) glaubt, daß man damit habe verhüten wollen, im Vertrauen auf die Schrift, leichtsinnig im Erlernen, und Behalten der Lieder zu werden. Auch Thamus hält dem Theuth (im Phädrus des Plato) bei Erfindung der Buchstaben den Nachtheil vor, den die Schrift auf die Ausbildung des Gedächtnisses haben würde. — Ueber die ursprüngliche Sitte der Deutschen und Franken bei der Ueberlieferung ihrer Lieder, vergl. Altd. Wälder I. 132 – 34 und Anm. 4.

mens Viehmännin, war noch rüstig, und nicht viel über fünfzig Jahre alt. Ihre Gesichtszüge hatten etwas Festes, Verständiges und Angenehmes, und aus großen Augen blickte sie hell und scharf.*) Sie bewahrte die alten Sagen fest im Gedächtniß, eine Gabe, die, wie sie wohl sagte, nicht jedem verliehen sey, und mancher gar nichts im Zusammenhange behalten könne. Dabei erzählte sie bedächtig, sicher und ungemein lebendig mit eigenem Wohlgefallen daran, erst ganz frei, dann, wenn man es wollte, noch einmal langsam, so daß man ihr mit einiger Uebung nachschreiben konnte. Manches ist auf diese Weise wörtlich beibehalten, und wird in seiner Wahrheit nicht zu verkennen seyn. Wer an leichte Verfälschung der Ueberlieferung, Nachlässigkeit bei Aufbewahrung, und daher an Unmöglichkeit langer Dauer als Regel glaubt, der hätte hören müssen, wie genau sie immer bei der Erzählung blieb,

*) Unser Bruder, Ludwig Grimm, hat eine recht ähnliche und natürliche Zeichnung von ihr radirt, sie wird einmal in der Sammlung seiner Blätter, wovon bei Artaria ein Heft erschienen ist, zu haben sein. Einen zwar verkleinerten doch wohlgerathenen Nachstich davon liefert das Titelkupfer vor dem zweiten Band. Durch den Krieg gerieth die gute Frau in Elend und Unglück, das wohlthätige Menschen lindern aber nicht heben konnten. Der Vater ihrer zahlreichen Enkel starb am Nervenfieber, die Waisen brachten Krankheit und die höchste Noth in ihre schon arme Hütte. Sie wurde siech und starb am 17. Nov. 1816.

und auf ihre Richtigkeit eifrig war; sie änderte niemals bei einer Wiederholung etwas in der Sache ab, und besserte ein Versehen, sobald sie es bemerkte, mitten in der Rede gleich selber. Die Anhänglichkeit an das Ueberlieferte ist bei Menschen, die in gleicher Lebensart unabänderlich fortgefahren, stärker, als wir, zur Veränderung geneigt, begreifen. Eben darum hat es, so vielfach bewährt, eine gewisse eindringliche Nähe und innere Tüchtigkeit zu der anderes, das äußerlich viel glänzender erscheinen kann, nicht so leicht gelangt. Der epische Grund der Volksdichtung, gleicht dem durch die ganze Natur in mannigfachen Abstufungen verbreitete Grün, das sättigt und sänftigt, ohne e zu ermüden.

Wir erhielten außer den Märchen des zweiten Bandes auch reichliche Nachträge zu dem ersten und bessere Erzählungen vieler dort gelieferten, gleichfalls aus jener, oder andern ähnlichen Quellen. Hessen hat als ein berzichtes, von großen Heerstraßen abseits liegendes, und zumeist mit dem Ackerbau beschäftigtes Land den Vortheil, daß es alte Sitten und Ueberlieferungen besser aufbewahren kann. Ein gewisser Ernst, eine gesunde, tüchtige und tapfere Gesinnung, die von der Geschichte wird nicht un-

beachtet bleiben, selbst die große und schöne Gestalt der Männer in den Gegenden, wo der eigentliche Sitz der Chatten war, haben sich auf diese Art erhalten, und lassen den Mangel an dem Bequemen und Zierlichen, den man im Gegensatz zu andern Ländern, etwa aus Sachsen kommend, leicht bemerkt, eher als einen Gewinn betrachten. Dann empfindet man auch, daß die zwar rauheren aber oft ausgezeichnet herrlichen Gegenden, eine gewisse Strenge und Dürftigkeit der Lebensweise, zu dem Ganzen gehören. Ueberhaupt müssen die Hessen zu den Völkern unseres Vaterlandes gezählt werden, die am meisten, wie die alten Wohnsitze, so auch die Eigenthümlichkeit ihres Wesens, durch die Veränderungen der Zeit festgehalten haben.

Was wir nun bisher für unsere Sammlung gewonnen, wollten wir bei dieser zweiten Auflage dem Buch einverleiben. Daher ist der erste Band fast ganz umgearbeitet, das Unvollständige ergänzt, manches einfacher und reiner erzählt, und nicht viel Stücke werden sich finden, die nicht gewonnen hätten. Es ist noch einmal geprüft, was verdächtig schien, d. h. was etwa hätte fremden Ursprungs oder durch Zusätze verfälscht seyn können, und dann alles ausgeschieden. Dafür sind die neuen Stücke, die wir seit

dem erhalten, und worunter wir auch Beiträge aus Oest-
reich und Deutschböhmen zählen, eingerückt, so daß man-
ches bisher ganz Unbekannte begegnen wird. Für die An-
merkungen war uns früher nur ein enger Raum gegeben,
da durch die Umarbeitung das Buch anwuchs, so konnten
wir für jene nun einen eigenen dritten Band bestimmen.
Hierdurch ist es möglich geworden, nicht nur das, was wir
früher ungern zurück behielten, mitzutheilen, sondern auch
neue, hierher gehörige Abschnitte zu liefern, die, wie wir
hoffen, den wissenschaftlichen Werth dieser Ueberlieferungen
noch deutlicher machen werden.

Was die Weise betrifft in der wir gesammelt, so ist
es uns zuerst auf Treue und Wahrheit angekommen. Wir
haben nämlich aus eigenen Mitteln nichts hinzugesetzt, kei-
nen Umstand und Zug der Sage selbst verschönert, sondern
ihren Inhalt so wiedergegeben, wie wir ihn empfangen;
daß der Ausdruck großentheils von uns herrührt, versteht
sich von selbst, doch haben wir jede Eigenthümlichkeit, die
wir bemerkten, zu erhalten gesucht, um auch in dieser Hin-
sicht der Sammlung die Mannigfaltigkeit der Natur zu
lassen. Jeder, der sich mit ähnlicher Arbeit befaßt, wird
es übrigens begreifen, daß dies kein sorgloses und unacht-

sames Auffassen kann genannt werden, im Gegentheil ist Aufmerksamkeit und ein Takt nöthig, der sich erst mit der Zeit erwirbt, um das Einfachere, Reinere, und doch in sich Vollkommnere, von dem Verfälschten zu unterscheiden. Verschiedene Erzählungen haben wir, sobald sie sich ergänzten, und zu ihrer Vereinigung keine Widersprüche wegzuschneiden waren, als eine mitgetheilt, wenn sie aber abwichen, wo dann jede gewöhnlich ihre eigenthümlichen Züge hatte, der besten den Vorzug gegeben, und die andern für die Anmerkungen aufbewahrt. Diese Abweichungen nämlich erscheinen uns merkwürdiger, als denen, welche darin bloß Abänderungen und Entstellungen eines einmal dagewesenen Urbildes sehen, da es im Gegentheil vielleicht nur Versuche sind, einem im Geist bloß Vorhandenen, Unerschöpflichen, auf mannigfachen Wegen sich zu nähern. Wiederholungen einzelner Sätze, Züge und Einleitungen, sind wie epische Zeilen zu betrachten, die, sobald der Ton sich rührt, der sie anschlägt, immer wiederkehren, und in einem andern Sinne eigentlich nicht zu verstehen.

Eine entschiedene Mundart haben wir gern beibehalten. Hätte es überall geschehen können, so würde die Erzählung ohne Zweifel gewonnen haben. Es ist hier ein

Fall, wo die erlangte Bildung, Feinheit, und Kunst der Sprache zu Schanden wird und man fühlt, daß eine geläuterte Schriftsprache, so gewandt sie in allem übrigen seyn mag, heller und durchsichtiger, aber auch schmackloser geworden, und nicht mehr so fest an den Kern sich schließe. Schade, daß die niederhessische Mundart in der Nähe von Cassel, als in den Gränzpunkten des alten sächsischen und fränkischen Hessengaues, eine unbestimmte und nicht reinlich aufzufassende Mischung von niedersächsischem und hochdeutschem ist.

In diesem Sinne gibt es unseres Wissens sonst keine Sammlung von Märchen in Deutschland. Entweder waren es nur ein paar zufällig erhaltene, die man mittheilte, oder man betrachtete sie als bloßen, rohen Stoff, um größere Erzählungen daraus zu bilden. Gegen solche Bearbeitungen erklären wir uns geradezu. Zwar ist es unbezweifelt, daß in allem lebendigen Gefühl für eine Dichtung ein poetisches Bilden und Fortbilden liegt, ohne welches auch eine Ueberlieferung etwas Unfruchtbares und Abgestorbenes wäre, ja eben dies ist mit Ursache, warum jede Gegend nach ihrer Eigenthümlichkeit, jeder Mund anders erzählt. Aber es ist doch ein großer Unterschied, zwischen

jenem halb unbewußten, dem ſtillen Forttreiben der Pflanzen ähnlichen, und von der unmittelbaren Lebensquelle getränkten Entfalten und einer abſichtlichen, alles nach Willkür zuſammenknüpfenden und auch wohl leimenden Umänderung; dieſe aber iſt es, welche wir nicht billigen können. Die einzige Richtſchnur, wäre dann die von ſeiner Bildung abhängende, gerade vorherrſchende Anſicht des Dichters, während bei jenem natürlichen Fortbilden der Geiſt des Volkes in dem Einzelnen waltet, und einem beſonderm Gelüſten vorzudringen nicht erlaubt. Räumt man den Ueberlieferungen wiſſenſchaftlichen Werth ein, das heißt: gibt man zu, daß ſich in ihnen Anſchauungen und Bildungen der Vorzeit erhalten, ſo verſteht ſich von ſelbſt, daß dieſer Werth durch ſolche Bearbeitungen faſt immer zu Grunde gerichtet wird. Allein auch die Poeſie gewinnt nicht dadurch, denn, wo lebt ſie wirklich, als da, wo ſie die Seele trifft, wo ſie in der That kühlt und erfriſcht, oder wärmt und ſtärkt? Aber jede Bearbeitung dieſer Sagen, welche ihre Einfachheit, Unſchuld, und prunkloſe Reinheit wegnimmt, reißt ſie aus dem Kreis, welchem ſie angehören, und wo ſie ohne Ueberdruß, immer wieder begehrt werden. Es kann ſeyn, und dies iſt der beſte Fall, daß man Feinheit, Geiſt, beſonders Witz, der die Lächerlichkeit der Zeit

mit hineinzieht; ein zartes Ausmahlen des Gefühls, wie es einer von der Poesie aller Völker genährten Bildung nicht allzu schwer fällt, dafür gibt; aber diese Gabe hat doch mehr Schimmer als Nutzen: sie denkt an das einmalige Anhören oder Lesen, an das sich unsere Zeit gewöhnt hat, und sammelt und spitzt dafür die Reize. Doch in der Wiederholung ermüdet uns der Witz, und das Dauernde ist etwas Ruhiges, Stilles und Reines. Die geübte Hand solcher Bearbeitungen gleicht doch jener unglücklich begabten, die alles, was sie anrührte, auch die Speisen, in Gold verwandelte, und kann uns mitten im Reichthum nicht sättigen und tränken. Gar, wo aus bloßer Einbildungskraft die Mythologie mit ihren Bildern soll angeschafft werden, wie kahl, innerlich leer, und gestaltlos sieht dann trotz den besten und stärksten Worten alles aus! Uebrigens ist dies nur gegen sogenannte Bearbeitungen gesagt, welche die Märchen bloß zu verschönern und poetischer auszustatten vorhaben, nicht gegen ein freies Auffassen derselben zu eigenen, ganz der Zeit angehörenden Dichtungen; denn wer hätte Lust, der Poesie Gränzen abzustecken?

Wir übergeben dies Buch wohlwollenden Händen, da-

bei denken wir an die segnende Kraft, die in diesen liegt und wünschen, daß denen, welche solche Brosamen der Poesie Armen und Genügsamen nicht gönnen, es gänzlich verborgen bleiben möge.

Cassel am 3. Julius 1819.

Einleitung.

Ueber das Wesen der Märchen.

Kindermärchen werden erzählt, damit in ihrem reinen und milden Lichte die ersten Gedanken und Kräfte des Herzens aufwachen und wachsen; weil aber einen jeden ihre einfache Poesie erfreuen und ihre Wahrheit belehren kann, und weil sie beim Haus bleiben und forterben, werden sie auch Hausmärchen genannt *). Die geschichtliche Sage fügt meist etwas Ungewöhnliches und Ueberraschendes, selbst das Uebersinnliche, geradezu und ernsthaft an das Gewöhnliche, Wohlbekannte und Gegenwärtige, weshalb sie oft eckig, scharf und seltsam erscheint, das Märchen aber steht abseits der Welt in einem umfriedeten, ungestörten Platz, über welchen es hinaus in jene nicht weiter schaut. Darum kennt es weder Namen und Orte, noch eine bestimmte Heimath, und es ist etwas dem ganzen Vaterlande gemeinsames.

*) Hausmärlein bei Mollenhagen; Abendmärlein, s. Oberlin v. Welzen und das Gedicht von dem Häselin V. 7. — Rockenmärlein, bei Aventin, bair. Chr. 169 a 405 a.

Die meisten der hier geschilderten Zustände des Lebens sind so einfach, daß viele sie wohl im eigenen gefunden, aber sie sind, wie alle wahrhaftigen, doch immer wieder neu und ergreifend. Die Eltern haben kein Brot mehr und müssen in dieser Noth die Kinder im Walde zurück lassen, oder eine harte Stiefmutter läßt sie darben und leiden und möchte sie gar verderben *), aber Gott sendet seine Hilfe, er schickt die Tauben, damit sie Nahrung bringen oder dem armen Kinde die Erbsen aus der Asche lesen. Dann sind die Geschwister in des Waldes Einsamkeit verlassen, der Wind erschreckt sie, Furcht vor den wilden Thieren, aber sie stehen sich in allen Treuen bei; das Brüderchen weiß den Weg nach Haus wieder zu finden oder das Schwesterchen leitet es, wann es die Hexe in ein Rehkälbchen verwandelt, sucht ihm Kräuter und Moos zum Lager; und welch ein Reiz liegt in diesem heimlichen Waldleben, nach welchem sich jeder natürliche Mensch gewiß einmal gesehnt hat! Oder es sitzt Jahre lang schweigend und emsig arbeitend, um ein Hemd zu nähen, das den Zauber vernichtet.

*) Dieses Verhältniß kommt hier oft vor, und ist wohl die erste Wolke, die an dem Himmel eines Kindes aufsteigt und die ersten Thränen erpreßt welche die Menschen nicht sehen, aber die Engel zählen. Ein schönes dänisches Volkslied erzählt, wie die Mutter im Grabe das Schreien ihrer von der Stiefmutter verlassenen Kinder hört, Gott bittet aufstehen zu dürfen, und wie sie in der Nacht hingeht und sie pflegt und das kleine tränkt. Selbst Blumen haben davon ihren Namen erhalten: die Viola tricolor heißt Stiefmütterchen, weil jedes der gelben Blätter unter sich ein schmales, grünes Blättchen hat, wovon es gehalten wird, das sind die Stühle, welche die Mutter ihren rechten, lustigen Kindern gegeben; oben müssen die zwei Stiefkinder, in dunkelviolet, trauernd, stehen und haben keine Stühle.

Der Umkreis dieser Welt ist bestimmt abgeschlossen; Könige und Königskinder, treue Diener und ehrliche Handwerker, nachdem der Erzähler sie kennt, Fischer, Müller, Köhler und Hirten, die der Natur am nächsten bleiben, erscheinen darin; was sich sonst hervorgethan, ist ihr unbekannt. Auch, wie in einer goldenen Zeit, ist noch alles belebt: Sonne, Mond und Sterne sind zugänglich und geben Geschenke; in den Bergen arbeiten Zwerge nach dem Erz, in dem Wasser schlafen Nixen, die Thiere, Vögel (Tauben sind die geliebtesten und hilfreichsten), Pflanzen, Steine reden und wissen ihr Mitgefühl auszudrücken; das Blut ruft und spricht, und so übt diese Poesie schon Rechte, wornach die spätere nur in Gleichnissen strebt. Dieses Zusammenleben der ganzen Natur und diese unschuldige Vertraulichkeit des Größten und Kleinsten, hat eine unbeschreibliche Lieblichkeit in sich und wir möchten lieber dem Gespräch der Sterne mit einem armen, verlassenen Kinde, als dem Klang der Sphären zuhören. Das Unglück ist eine finstere Gewalt, ein ungeheurer menschenfressender Riese, der doch besiegt wird, da eine gute Frau oder Tochter zur Seite steht und der nur die Freude am Glück erhöht, das sich dann endlos aufthut. Das Böse ist nicht ein Kleines, Nahstehendes und das Schlechteste, weil man sich daran gewöhnen könnte, sondern etwas Entsetzliches, streng Geschiedenes, dem man sich nicht nähern darf. Eben so furchtbar auch die Strafe: Schlangen und giftige Würmer verzehren ihre Opfer oder in glühenden Eisenschuhen muß es sich zu todt tanzen. Das alles redet unmittelbar zum Herzen und bedarf keiner Erklärung, aber bald ergiebt sich noch eine tiefere

Bedeutung: die Mutter wird in dem Augenblick ihr rechtes Kind wieder im Arme haben, wo sie den Wechselbalg, den ihr die Hausgeister dafür gegeben, zum Lachen bringen kann, denn in dem Lächeln fängt das Leben des Kindes an, und währt in der Freude fort, und darum reden beim Lächeln im Schlaf die Engel mit ihm. Eine Viertelstunde täglich ist über der Macht des Zaubers, wo die menschliche Gestalt frei hervortritt, weil keine Gewalt uns ganz einhüllen kann und jeder Tag Augenblicke gewährt, wo der Mensch alles Falsche abschüttelt und frei und ungebunden aus sich selbst herausblicken kann. Dagegen wird der Zauber auch nicht ganz gelöset, ein Fehler wird begangen und ein Schwanenflügel bleibt statt des Arms, oder weil eine Thräne gefallen, ist ein Auge mit ihr verloren. Durch den Dummling wird die weltliche Klugheit gedemüthigt, denn er, weil er reines Herzens ist, gewinnt allein das Glück. Jede wahre Poesie ist der mannigfaltigsten Auslegung fähig, denn da sie aus dem Leben aufgestiegen ist, kehrt sie auch immer wieder zu ihm zurück; sie trifft uns wie das Sonnenlicht, wo wir auch stehen; darin ist es gegründet, wenn sich so leicht aus diesen Märchen eine gute Lehre, eine Anwendung für die Gegenwart ergiebt; es war weder ihr Zweck, noch sind sie, wenige ausgenommen, deshalb entstanden, aber es erwächst daraus, wie eine gute Frucht aus einer gesunden Blüte, ohne Zuthun der Menschen *).

*) „Die wahre Darstellung hat keinen didactischen Zweck. Sie billigt nicht, sie tadelt nicht, sondern sie entwickelt die Gesinnungen und Handlungen in ihrer Folge, und dadurch erleuchtet u. belehrt sie.“ Göthes Leben III. 350.

Nicht zu verkennen ist ein gewisser Humor, der durch viele hingeht, wenn er sich manchmal auch nur leise äußert, und den man mit der eingelegten Ironie moderner Erzähler nicht verwechseln muß. In einigen wird er besonders und anmuthig ausgebildet, wie in der klugen Else, dem Schneider im Himmel und dem Jungen, der auszog, das Fürchten zu lernen, und der durch nichts Schreckhaftes, zuletzt aber durch ein natürliches Mittel zur Erkenntniß gelangt. Das ungeschlachte Wesen des jungen Riesen erhält eben so durch seinen Humor ein Gleichgewicht, als Siegfried in den Nibelungen durch seine Scherze das strenge Heldenwesen mildert. Der phantastische Igel-Hans erhebt sich dagegen durch den Humor aus dem Wilden und Thierischen, und der Bruder Lustig aus seiner Sünde. Dieser Zug ist eigenthümlich deutsch und wird sich auf diese Weise in den Märchen anderer Völker nicht leicht wiederfinden.

Die Darstellung kann in sofern mitunter lückenhaft heißen, als sie wohl einen Theil des Inhalts nur kurz erzählt oder andeutet, um bei einem andern länger zu verweilen; auch läßt sie ganz etwas fallen, ohne doch den Faden zu zerreißen, der nur anderswo angeknüpft wird; dagegen lenkt sie manchmal in eine andere Sage ein und nimmt ein Stück davon auf. Sie gleicht einer Pflanze, deren Sprossen und Zweige jedes Frühjahr in einer andern Richtung hervorwachsen, und die doch Gestalt, Blüte und Frucht darum niemals verändert; oder es ist der lebendige Odem, der über diese Poesie hingeht und ihre Wellen auf und ab treibt und bewegt. Zuweilen scheint der Schluß unbefriedigend, weil

das Ganze nicht darauf angelegt wird, sondern das Einzelne sich seines Zusammenhangs mit dem andern bewußt ist; alles Epische steht in einem sichern Kreis, dessen deutliche Bezeichnung eben deshalb nicht immer nöthig war.

Bedeutung als Ueberlieferung.

So könnte man von dem Wesen der Märchen reden, wenn man sie bloß als etwas in der Gegenwart einmal Vorhandenes betrachten wollte. Fragt man aber nach ihrer Herkunft, so weiß niemand von einem Dichter und Erfinder derselben; sie erscheinen aller Orten als Ueberlieferungen und als solche in mehr als einer Hinsicht merkwürdig. Erstlich ist es unwidersprechlich, daß sie schon seit Jahrhunderten auf diese Weise unter uns fortgelebt, zwar mannigfach im Aeußern sich umwandelnd, aber doch bei ihrem eigentlichen Inhalte beharrend. Wollte man annehmen, daß sie von irgend einem Punkt in Deutschland anfänglich ausgegangen wären, so steht ihre Verbreitung durch so viele ganz von einander getrennte Gegenden und Landschaften, und die fast jedesmal eigenthümliche und unabhängige Bildung entgegen; sie müßten an jedem Orte wieder neu umgedichtet worden seyn. Eben darum ist auch eine Mittheilung durch Schrift, die ohnehin bei dem Volk kaum vorkommt, nicht denkbar. Aber nicht bloß in den verschiedensten Gegenden, wo deutsch gesprochen wird, sondern auch bei den stammverwandten Nordländern und Engländern finden wir sie wieder; noch weiter, bei den wälschen und selbst bei den slavischen

Völkern in verschiedenen, nähern und entferntern Graden der Verwandtschaft. Besonders auffallend ist die Uebereinstimmung mit den serbischen Märchen, denn es wird wohl niemand darauf verfallen, daß die Erzählungen in einem einsamen hessischen Dorfe durch Serbier könnten dahin verpflanzt seyn, so wenig als auf das Gegentheil. Endlich finden sich sowohl in einzelnen Zügen und Wendungen als im Zusammenhang des Ganzen Uebereinstimmungen mit morgenländischen, persischen und indischen Märchen. Die Verwandtschaft also, welche in der Sprache aller dieser Völker durchbricht und welche noch neuerdings Rask scharfsinnig bewiesen hat, offenbart sich gerade so in ihrer überlieferten Poesie, welche ja auch nur eine höhere und freiere Sprache des Menschen ist. Nicht anders als dort deutet dieses Verhältniß auf eine, den Trennungen der Völker vorangegangene gemeinsame Zeit; sucht man aber nach diesem Ursprunge hin, so weicht er immer wieder in die Ferne zurück und bleibt wie etwas Unerforschliches und darum Geheimnißreiches in der Dunkelheit zurück.

Was den Inhalt selbst betrifft, so zeigt er bei näherer Betrachtung nicht ein bloßes Gewebe phantastischer Willkür, welche nach der Lust oder dem Bedürfniß des Augenblicks die Fäden bunt in einander schlägt, sondern es läßt sich darin ein Grund, eine Bedeutung, ein Kern gar wohl erkennen. Es sind hier Gedanken über das Göttliche und Geistige im Leben aufbewahrt: alter Glaube und Glaubenslehre in das epische Element, das sich mit der Geschichte eines Volks entwickelt, getaucht und leiblich gestaltet. Doch Absicht und

Bewußtseyn haben dabei nicht gewirkt, sondern es hat sich also von selbst und aus dem Wesen der Ueberlieferung ergeben, daher sich auch die natürliche Neigung äußert, das von ihr einmal Empfangene, aber halb Unverständliche, nach der Weise der Gegenwart zu erklären und deutlich zu machen. Je mehr das Epische Ueberhand gewinnt, desto mehr wird das Bedeutende verhüllt.

Beweise für die obigen Sätze sind vielfach in den Anmerkungen, in welchen wir überhaupt, was darauf Bezug hat, so gut wir konnten, zusammengestellt, enthalten, und es wird darnach niemand mehr die Behauptung auffallen, daß hier alte, verloren geglaubte, in dieser Gestalt aber noch fortdauernde deutsche Mythen anzuerkennen sind. Wem die Natur der Mythen nicht fremd ist, der weiß, daß sie bei allen Völkern so häufig als Märchen dargestellt wurden, oft nach dem Geist gewisser Zeitalter nicht anders erfaßt werden konnten *).

---

*) Wie gleicht, um aus vielen nur ein Beispiel anzuführen, die so bedeutende Mythe des unter den Sternbildern selbst glänzenden Perseus völlig einem unserer Märchen. Auch wäre es nicht schwer, in ihm einen Wiederschein von unserm Siegfried zu zeigen. Wie dieser, ist er bei seiner Geburt in einem Kästchen aufs Meer ausgesetzt. Bald unternimmt er, von listiger Falschheit angetrieben, jenes Wagniß mit dem Haupt der Gorgo, wie Siegfried mit Fafner. Er bedarf dazu der unsichtbaren Helm des Aides, welcher dem nordischen Aegirshelm und der Nebelkappe, und die demantne Sichel des Hermes, welche Siegfrieds Balmungen entspricht. Die Wirkungen des Meduſenhaupts lassen sich jenen des Hornleibs vergleichen: kein Feind kann fortan vor dem Helden bestehen. Die goldenen Aepfel, welche Perseus in dem Garten des Atlas bricht, sind die Schätze des Horts, die Siegfried sich erwirbt. Andromeda aber, von dem Ungeheuer auf einem Felsen gehalten, von ihm befreit, erscheint als Chrieni-

Spuren heidniſchen Glaubens.

Die beſtändige Umwandlung hat natürlich viel neues beigemiſcht, auf der andern Seite mußte der zu Grund liegende alte Glaube, eben weil er fremd und unverſtändlich ward, allmählig verſchwinden, gleichſam abdorren. Der poetiſche Trieb bildete daraus etwas ſinnlich Verſtändliches und Anſprechendes, aus welchem aber die Bedeutung nur hier und da dunkel, faſt wider Willen, hervor leuchtete, oder, um es bildlich auszudrücken: das Sonnenauge des Geiſtes wurde auf den farbigen Pfauenſpiegel der Dichtung vertheilt. Dennoch läßt ſich ſchon im voraus vermuthen, daß was zurückgedrängt wurde, nicht ganz verloren ging, und iſt es hier leichter, etwas mit Wahrſcheinlichkeit zu vermuthen, als mit Gewißheit darzuthun, ſo zeigt doch die nähere Betrachtung noch kenntliche Spuren der frühſten Zeit. Freilich auch nur einzelne, da das zwiſchengewachſene epiſche Grün längſt den Zuſammenhang verdeckt oder zerſtört hat.

Schon die Belebung der ganzen Natur kann man als eine fortdauernde Ueberlieferung aus jener Zeit betrachten *). Uns iſt dieſe Anſicht nicht befremdend, da wir wiſſen, daß das Heiden-

---

bilde, durch Siegfried von dem Drachenſtein erlöſt. So unendlich iſt die Wiedergeburt lebendiger Ideen.

*) In der deutſchen und nordiſchen Sprache iſt ſie merkwürdig ausgedrückt in dem Wort Wicht, Wätur, welches erſtlich jedes Weſen, die Natur, alles Erſchaffene; ſodann einen Geiſt, das Göttliche; endlich auch: kein Ding, Nichts, bezeichnet.

thum überall davon ausgegangen (Juppiter est quodcunque vides, quocunque moveris drückt sie Lucan aus); für das Volk würde sie es gewiß seyn, wenn sie ihm erst sollte gegeben werden. Der Sonne, dem Mond, den Sternen wohnt vor allem eine geistige Natur bei und wenn sie zu den Bedrängten reden, ihnen Geschenke geben, die sie erretten, so erscheinen sie als angebetete, göttliche Wesen (quorum opibus aperte juvantur. Caesar de B. G. 10.), wie sie es in den alten Zeiten den Deutschen wirklich waren. Auch die Bäume und Quellen, deren Verehrung sich lange fort erhielt, sind hier beseelt. Der Machandelbaum, d. h. der Leben verleihende, verjüngende Baum (juniperus), ist sichtbar ein guter Geist, seine Früchte erfüllen den Wunsch der Mutter nach einem Kinde; die gesammelten Knochen des Gemordeten werden unter seinen Aesten, die sich gleich den Armen eines Menschen bewegen und sie umfassen, wieder belebt, und die von ihm aufgenommene Seele steigt aus den leuchtenden aber nicht brennenden Flammen der Zweige in der Gestalt eines Vögleins hervor. Es ist nur anders ausgedrückt, wenn das in den Fluß geworfene Kind oder die weiße Braut gleichfalls in dem Bild eines Vogels sich wieder erhebt; der Fluß ist da ein belebter Geist. Anderwärts fangen die Zweige an sich zu erweichen und umfassen mit ihren Armen die in Trauer an dem Stamm Ruhende. Auch dem Grabe der Mutter entspringt ein Bäumchen, zu dem sich Aschenbrödel in der Noth wendet und das ihm Geschenke herab wirft. Oder aus dem vergrabenen Eingeweide (dem Herzen) eines geliebten Thiers wächst ein Baum mit golde-

en Aepfeln, der nur dem, wem er mit Recht angehört, gehorcht nd folgt. Die Quelle aber, die glänzend über die Steine pringt (wie heiliges Waſſer in der Edda von den Bergen herab= innt), ruft den Kindern zu, nicht aus ihr zu trinken, weil ſie onſt verwandelt würden. — Weiter reicht ſchon die höhere Na= ur, die den Thieren beigelegt wird. Das Pferd Fallada pricht (wie Mimers Haupt), nach dem Tode noch zu ſeiner Ge= ieterin. Die Raben weiſſagen, ſie wiſſen, gleich Odins Raben huginn und Muninn (d. h. die mit Verſtand und Gedächtniß egabten), was in der Welt geſchieht. Ueberhaupt aber werden häufig die Vögel als Geiſter betrachtet. Die Tauben kom= men und leſen dem armen Kinde die Erbſen aus der Aſche, hak= ten aber den böſen Schweſtern das Aug aus; ein Vöglein wirft dem Vater eine goldene Kette um den Hals, der gottloſen Stief= mutter einen Mühlſtein auf den Kopf. Wer das Herz, die Le= ber, eines Vogels ißt, erhält übernatürliche Kräfte. — Eine der älteſten Spuren der heidniſch=ſymboliſchen Vermiſchung des Thie= riſchen und Menſchlichen, ſind die Schwanen=Jungfrauen, welche hier ganz in der Geſtalt und Art vorkommen, wie ſie von dem altedbiſchen Wölundslied und den Nibelungen dargeſtellt werden *).

*) Eine Stelle des Gregor von Tours hist. franc. II. 10. verdient zu dem Ganzen hier angeführt zu werden. Sed haec generatio fanaticis semper cultibus visa est obsequium praebuisse nec prorsus agnovere deum; sibique silvarum atque aquarum, avium bestiarumque et aliorum quoque elementorum finxere formas, ipsasque ut deum colere cisque sacrificia delibare consueti.

Mit dieser Ansicht von einer allbelebten Natur hängt auch das Uebergehen in eine andere Gestalt zusammen, und die hier verwandelten Steine, Bäume, Pflanzen, sind eigentlich geistig belebte. So schwört auch in der Edda dem Baldur die ganze Natur, nicht bloß Vögel und Thiere, sondern auch Feuer, Wasser, Eisen, Erz, Steine und Bäume Sicherheit vor aller Gefahr und hernach beweinen sie seinen Tod. Selbst die Zauberei, deren Macht sich hier so oft wirksam zeigt, beruht auf diesem Glauben, von einem allen Dingen inwohnenden Geist, über welchen man Herrschaft erlangen und ausüben kann.

Der Gegensatz des Guten und Bösen ist häufig durch schwarz und weiß, Licht und Finsterniß ausgedrückt. Die guten, Hilfe bringenden Geister sind fast immer weiße Vögel, und werden sie genannt: die reinen, gallenlosen Tauben; die bösen aber und Unheil verkündenden, sind schwarze Raben. Es sind die schwarzen und weißen Alfen der nordischen Mythologie, welche die höchsten Götter eben so unterscheiden mochte, da Heindal der Weltbestrahler *) der weiße Ase ausdrücklich heißt, und Balder lichtstrahlend ist. Aber auch bei Menschen wird auf diese Weise der Gegensatz bezeichnet. Das fromme Mädchen wird weiß wie der Tag, das gottlose schwarz wie die Sünde (Nacht). So kennt die Edda Söhne des Tags Dags-synir, megir und die Tochter der Nacht. (Sigurdrifa's Lied Nr. 4. und grönl. Atli's lieder Nr. 61.) und

der

*) Vergl. gloss. edd. I. 553.

der eddiſche Name Dagr, welcher an unſerm Dagobert, Tagglänzend noch verſtärkt erſcheint, mag auf gleicher Idee beruhen. In jenem Schloſſe iſt alles ſchwarz und die drei ſchlafenden (zum Tod erſtarrten) Königstöchter haben durch die Hoffnung zur Erlöſung, denn der Zauber iſt eine ſchwarze Kunſt, nur erſt ein wenig weiß (Leben) im Antlitz. Eine andere kehrt ſtufenweis zu der Farbe des Lichts zurück, am erſten Tage werden die Füße, am andern der Leib bis zu den Händen, am dritten endlich auch das Geſicht wieder rein und weiß, und dann erſt iſt die finſtere Macht ganz bezwungen. Der Königsſohn, der bei Tag ſchläft, nur in der Nacht wacht, und den, wenn er nicht unglücklich werden ſoll, kein Lichtſtrahl berühren darf, iſt gleichfalls ein ſchwarzer Alfe; auch dieſe flohen das Licht und wurden, von der Sonne getroffen, zu Stein. Daher die Sonne: der Jammer, die Klage der Alfen heißt (gráti álfa. Hambismal Str. 1.). Auch das Märchen von der Gänſemagd und der ſchwarzen und weißen Braut gehört hierher; es iſt eigentlich die alte Mythe von der wahren und falſchen Bertha. Schon dieſer Name ſagt die glänzende aus, ſie kämmt darum ihre goldſtrahlenden Haare, weil ſie, wie jene Königstochter, die ohne Kleidung ſich bloß in den Mantel ihrer goldenen Haare hüllt, eine ſtrahlende Sonne *), eine leuchtende Licht-Elfin, oder was daſſelbe: eine weiße Schwanen-Jungfrau iſt. Eine ſolche ſcheint auch urſprünglich Schneeweißchen geweſen zu ſeyn, das ſelbſt im

*) Sonnenglänzende, ſolbiört, heißt die Wahlküre Sigrun im zweiten Helgaliede, Str. 44.

Tode noch weiß und ſchön bleibt und von den guten (weißen) Zwergen verehrt und gehütet wird. Dabei darf man wohl an die zwei Welten der nordiſchen Mythologie, die eine des Lichts und der Seligkeit (Muſpelheim) und die andere der Nacht und Finſterniß (Nifelheim) erinnern.

Das Gute wird von dem Herrn belohnt, das Böſe beſtraft; er kommt herab auf die Erde und beſucht den Reichen und Armen, jenen findet er verdorben, dieſen fromm und nach ſeinen Geſetzen lebend. Er vertheilt darnach ſeine Gaben, die jenem zum Verderben, dieſem zum Heil ausſchlagen. Oder, indem er wandelt, begegnet er einer guten und einer böſen Schweſter, jener gewährt er die himmliſche Schönheit, dieſe ſtraft er mit Häßlichkeit. Eigenthümlich iſt der Gegenſatz ausgedrückt, wenn der Teufel, als ein Gegengewaltiger, ſein eigenes Gethier ſich erſchafft, ſeine Geiſe aber alle fruchtbare Bäume benagen, die edlen Reben ſchädigen und die zarten Pflanzen verderben, ſo daß ſie der Herr von ſeinen Wölfen muß zerreißen laſſen. Er iſt der Schwarze, der nordiſche Surtur, der gegen die lichtſtrahlenden, milden Götter (in ſuaſu god) ſtreitet (ſ. Wafthrudnismal 17. 18.).

Ueberhaupt die Weiſe, wie Gott, der Tod und der Teufel leiblich auftreten, hat nicht ſelten einen ganz heidniſchen Anſtrich. Gott zieht umher, wie Odin, in Menſchengeſtalt und wird ſcheinbar getäuſcht, ja der Spielhans fängt zuletzt, wie ein Jöte oder Titan, Krieg gegen den Himmel an, und will ſich mit Gewalt den Zugang eröffnen. Auch die Fahrt in die

hölle (die Unterwelt, die nordische Hel) wird von dem, der n einer Glückshaut geboren ist, unternommen und ihm gelingt es, die drei goldenen Haare des Teufels (den geraubten Hort) herauf zu holen. Dieser hat hier und in einem andern Märchen, wo er von drei Soldaten, denen er Räthsel vorlegt, ganz das Wesen eines naturstarken, in Felsenhöhlen wohnenden Iöten, den das kleine aber edlere Geschlecht, von seiner eigenen Tochter, Frau oder Mutter, unterstützt, überlistet; nicht anders als wie Thor den Kessel des Hymer (Weltbecher, aus welchem die Götter trinken wollen) holt. Die Strafe des Bösen: in eine Tonne unter Nattern geworfen zu werden, erinnert nicht bloß an die Schlangenhöhlen der Sagen, sondern noch bestimmter an Näströnd, den Aufenthalt der Gottlosen; denn er ist, nach der Edda, mit Schlangen gedeckt, deren Köpfe einwärts gekehrt, Ströme von Gift herabspeien. So auch ist über Loke's, des bösen Geistes Antlitz, eine Schlange befestigt, damit ihr Gift auf ihn herabtröpfle.

Heidnisch in seinem Ursprunge ist der Gedanke von einem auf Erden vorhandenen, alle Seligkeit in sich fassenden Schatz, welchen zu erwerben Glücklichen und vom Schicksal Begünstigten möglich ist; denn wer zu der Quelle aller irdischen Herrlichkeit dringt, den läßt das Heidenthum des höchsten Lebens Meister und Herr seyn. Dies ist die Idee, der in verschiedener Gestalt, als Hut, Tuch, Tisch u. s. w. vorkommenden Wünschelding e, welche jeden Gedanken befriedigen, Unsichtbarkeit verleihen, keines Raumes achten, kurz alle irdischen Schranken übersteigen. In

dem Hort der Nibelungen liegt daher die Wünschelruthe, der Zauberstab, bedeutungsvoll verschlossen und zeigt, daß Kampf um den Besitz des höchsten Guts der eigentliche Inhalt der alten Sage ist. Im Titurel Str. 4751. steht die merkwürdige Stelle: „wande sich der gral gelichtet dem paradis mit siner wunschelruoten *).“ Die weiße, d. h. die glänzende, auf dem Gold ruhende Schlange (Fafner) womit die Unke, die eine Krone trägt und die kostbarsten Schätze gesammelt hat, übereinstimmt, ist gleichfalls ein Symbol jenes Horts; darum erwirbt, wer von ihr ißt, d. h. ihres Wesens theilhaftig wird **), die höhere Einsicht in die Natur der Dinge, versteht die Sprache der Vögel und hat das Glück an sich gebannt. Ferner das Herz des auf Goldeiern brütenden, selbst goldgefiederten Vogels, ist wieder nichts anders, als jenes Schlangenherz und wenn dem, der es genossen, das Gold im Schlaf unter dem Haupt wächst, so ist das ein bezeichnendes Bild von der unbewußt in ihm wirkenden Kraft. Hierher gehört auch die unter den

*) Es verdient angemerkt zu werden, daß Valhaull (der selige Aufenthalt der im Kampf Gebliebenen) in der Atlaquida (Str. 2. 14) bloß die herrliche, die Wunschhalle heißt; Wunsch hier, wie überhaupt bei den Wünscheldingen in dem alten Sinne als Inbegriff alles Wünschenswerthen genommen. Daselbst wird auch (Str. 30.) der in den wallenden Rhein zu versenkende Hort val banaar genannt, zunächst herrliche, ausgewählte Ringe; weil aber der, welcher die Wahl hat, seine Wünsche befriedigen kann, auch Wunschringe. — Sonst kommt die Sache in der Edda noch unter anderm Namen vor: Gamban-trinn, Wünschelruthe (Skirnisf. 32) und Gamban-suml Wunschtafel (Aegisdr. 8.).

**) So erhält Loke erst seine böse Natur, nachdem er das gebratene Herz eines bösen Weibes gegessen. Hyndluliod Str. 37.

Wurzeln eines Eichbaums sitzende, also in der Erde verborgene, Goldgans, die dem, welchem es gelingt sie hervor zu heben, Glück und Segen verschafft, was episch lebendig dadurch ausgedrückt wird, daß ein jedes sie nur berührende Ding, wie an einem Magnet, fest an ihr hangen bleibt. — Ein anderes Bild ist der Baum, an welchem die Aepfel des Lebens wachsen, in der nordischen Mythologie so gut als in der griechischen bekannt; ohne sie veraltert und welkt alles Leben und sie vermögen das halb erstorbene wieder zu erfrischen und zu verjüngen. Dasselbe bedeutet die Quelle, an welcher das Wasser des Lebens geschöpft wird, nach ihm sehnt sich der kranke König, weil es ihn allein heilen kann; es schließt Wunden zu und giebt den Menschen, welche Zauberei in Steine verwandelte, ihre Gestalt zurück.

Verschiedentlich wird die Geschichte von einem König erzählt, der drei Söhne hinterläßt und nicht weiß, welchem er Reich und Krone nach seinem Tode überlassen soll. Er macht daher eine Aufgabe, es sey nun etwas schweres zu vollbringen, etwas seltenes und kostbares zu holen oder eine große Kunst zu erlernen; wer sie löst, der soll der Erbe seyn. Sie ziehen aus und jeder versucht sein Glück. Daß gewöhnlich der jüngste, anscheinend der am geringsten begabte, den Sieg davon trägt, ist in einer sittlichen Idee begründet, über die nachher noch etwas wird angemerkt werden. Herodot IV. c. 5.) erzählt ein ganz ähnliches Märchen der Skythen über ihre Abkunft, welches, da auf die Verwandtschaft des germanischen mit dem skythischen

überhaupt Rückſicht zu nehmen iſt, mit jenen zuſammengehalten zu werden verdient. Targitaus, vom höchſten Gott erzeugt, ſey der erſte Menſch in Skythien geweſen und habe drei Söhne hinterlaſſen. Während dieſe geherrſcht, ſeyen einmal goldene Werkzeuge vom Himmel gefallen, nämlich: ein Pflug, ein Joch, eine zweiſchneidige Streitart (σάγαρις) und eine Schaale (φιάλη). Als der älteſte der drei Brüder ſie aufheben wollen, ſey das Gold glühend geweſen, darauf der zweite gekommen, aber auch dieſen habe es gebrannt. Nachdem nun beide von der Glut abgewieſen worden, ſey der jüngſte hinzugetreten, der das Gold ausgelöſcht gefunden und daher die Werkzeuge habe heimtragen können. Worauf die beiden andern dieſem allein das Reich überlaſſen. — Die flache Schaale iſt wohl ein Bild des Landes ſelbſt, Pflug und Joch bezeichnet den ackerbauenden, das Schwert den Stand des Kriegers; es ſind alſo die Symbole der Herrſchaft über dieſes Reich, welche der Himmel einem der drei Brüder zuweiſen wollte. Auch in der Völuſpá (Str. 7.) ſchneiden ja die Aſen ſelbſt bei der Welteinrichtung Gold, bilden Zangen und verfertigen Werkzeuge. Das Glühen der Geräthſchaften deutet auf einen germaniſchen Glauben, welcher der Probe des glühenden Eiſens zu Grund liegt, denn dieſes kann nur von dem der Recht hat, dem ganz ſchuldloſen, ohne Gefahr angerührt werden. — Die drei Söhne aber ſind in den Märchen nichts anders als die Trimurti, in welche ſich der höchſte Gott bei der Bildung der endlichen Welt zertheilt, dem einen von den dreien wird aber die Oberherrſchaft wieder verliehen, damit die Idee des alleinigen

Gottes nicht verschwinde. Jener skythische Targitaus ist kein anderer, als der Mannus des Tacitus (Germ. 3.) der Sohn des Gottes Thuisko, nach dessen drei Söhnen Deutschland dreifach benannt oder eingetheilt wurde; in der nordischen Mythologie aber der zuerst erschaffene Bure, dessen drei Söhne, Odin, Vile und Ve (Har, Jafnhar und Thridi, oder nach der Völuspá, Odin, Häner und Loder *)) die Welt ordnen und bevölkern. Odin hat hernach die Oberherrschaft erlangt.

Der goldene, der gläserne, d. h. der glänzende Berg, wohin der Zugang so schwer und erst mit Beihilfe der Sonne, des Mondes und der Sterne oder anderer übernatürlichen Kräfte zu finden ist, welchen unten angefesselte wilde Ungeheuer bewachen und wo die Wunschdinge bewahrt werden, scheint ein Götterberg alter Mythen zu seyn. Es ist derselbe auf welchem die zwölf Riesen (Götter) den Nibelungenhort hüten oder auch das nordische Flammenschloß der Brunhilde, deren Isenburg im deutschen Gedicht nichts anders als Eis-Glasburg aussagt. Im Norden finden wir Asgard, als Mitte der Welt mit goldenen Schildern gedeckt und die Art, wie im Marienkind der Himmel mit seinen zwölf Thüren und der dreizehnten verbotenen beschrieben wird, als ein prachtvolles Goldhaus, erinnert noch bestimmter an das goldglänzende Gladsheim mit seinen zwölf Sitzen für

*) Schering, in den Schriften der skand. Lit. Gesellsch. 1810., vermuthet nicht ohne Wahrscheinlichkeit, daß Loder mit Loke eins sey. Wenigstens ist aus Lokasenna Str. 9. gewiß, daß Loke mit Odin früher in genauer Bekanntschaft und Brüderschaft gelebt.

die Asen und dem Thron für Odin. Ferner ist Gimli zu vergleichen, heller als die Sonne, nach dem Weltende, als die Wohnung der Guten noch fortbestehend; auch das Goldhaus Sindri auf dem Idagebürge und jenes, welches nach der deutschen Sage (B. II. St. 447.) dem heidnischen Friesenherzog Radbot gezeigt ward. Endlich scheint der nordische Gläsisvöllr, welcher als das vorodinische Paradies betrachtet wird und worin der Acker der Unsterblichkeit (udainsakur) lag, hierher zu gehören. Heilige-Himmels-Berge kommen dem Namen nach so gut bei uns als in den altnordischen Dichtungen vor, wenn gleich manchmal nur in der bloß sinnlichen Bedeutung von hohen *).

Die Frau Holle oder Hulda hat auch noch aber schwerlich in andern Ländern Deutschlands als in Hessen, Thüringen und Franken, den Namen aus der Vorzeit behalten. Sie ist eine gnädige und freundliche, aber auch furchtbare und entsetzliche Göttin; sie wohnt in den Tiefen und auf den Höhen, in den Seen und auf den Bergen, theilt Unglück oder Segen und Fruchtbarkeit aus, jenachdem sie urtheilt, daß es die Menschen verdient haben. Sie umspannt die ganze Erde, und wann sie ihr Bett macht, daß die Federn fliegen, dann schneit es bei den Menschen. Aehnlich träufelt Thau und Regen herab und befruchtet das Land,

*) S. die Anmerkung zu dem ersten Helgelied S. 37. in unserer Ausgabe. — In Schottland sieht man noch jetzt auf den Spitzen hoher Berge Ruinen von wirklichen Glasburgen (vitrified forts) deren Mauern nämlich mit Glas künstlich überzogen waren. Sie sind vom höchsten Alter. Vergl. glossa eddicum II. p. 879. Note. Im Migalois Mauern wie Glas glänzend und ein Haus von hellen Kristallen gebaut. 4594—4606.

wenn die Wolkenpferde der Wahlküren sich schütteln. Sie läßt sich die Haare kämmen (strehlen, das heißt: sie theilt die Sonnenstrahlen über die Erde aus, denn auch die nordische Erdgöttin Sif hatte ein herrliches, von den Zwergen gewirktes Goldhaar. Um Weihnachten, wann die Sonne wieder steigt, zieht sie durch die Welt, belohnt und straft, sie führt besondere Aufsicht über die Spinnerinnen, welche, wie sich gleich zeigen wird, die das Schicksal spinnenden Elfen-Jungfrauen sind. Ueberhaupt ist sie die große Mutter vom Berge, eine Erdgöttin, wie es die auf Rügen verehrte Hertha und die Ceres der Griechen war. Mehr von ihr zu sagen, wird sich am besten bei der Erläuterung der Sagen von ihr (B. I. S. 6—10.) schicken, hier erscheint sie in ihrer zweifachen Natur, schrecklich anzusehen und doch mild und wohlgesinnt gegen das fromme Kind.

Altheidnischen Glauben enthält auch das Märchen von den drei spinnenden Weibern; diese nämlich spinnen den goldenen Faden des Schicksals, gleich den Nornen, Wahlküren und Parzen *). In ihnen sind leicht die halb-überirdischen Schwanen-Jungfrauen, als welche auch die Wahlküren geschildert werden, zu erkennen: sie haben noch den Platschfuß oder den breiten Daumen und die Schnabellippen. Rastlos spinnen sie Tag und Nacht, ohne Ende quillt der Faden hervor, aber auch

*) Auch die Edda (im ersten Helgeliedt Str. 3.) bedient sich des Ausdrucks: Schicksals-Fäden aurlaug thättir) und goldene Fäden (gullin smar); die Nornen befestigen sie unter dem Mondsaal d. h. am Himmel

die Edda sagt von den Wahlküren, daß sie ohne Ruhe gewesen, immer (nach ihrer Arbeit, das Schicksal zu treiben, weben, erlog drygia) sich gesehnt*), und in dem Wölundslied wird gerade erzählt, wie sie am Seestrand sich niedersenken, das Federgewand ablegen und köstlichen Flachs spinnen. Das ist nämlich der epische, sinnliche, aber bedeutungslos erscheinende Ausdruck für den alten tiefsinnigen: das Schicksal spinnen, weben. Auch die goldspinnenden Königstöchter in den Märchen sind nichts anders, als Glück und Reichthum spinnende, schaffende Schwanen-Jungfrauen. Und da die Spindel, das Rad, kreist, so fällt mit diesem Bild ein anderes, gleichfalls uraltes, in dem eddischen Mühlenlied schon ausgebildetes, zusammen, von einem Mühlenrad des Schicksals, welches alles, was der Wunsch verlangt (daher auch ein Wünschelrad) mahlt: Gold, Frieden und Krieg. Und so werden wir auf die noch fortdauernde Idee eines das Entgegengesetzte herumtreibenden Glücksrades, (wie es im Wigalois der König besitzt) geführt. Fast immer sind die goldspinnenden auch Hirtinnen, sie hüten Gänse, Schwäne, d. h. die Geister, was wiederum nur ein anderer Ausdruck für das Leiten, Bewachen des Schicksals ist.

Gleichfalls der Däumling (pollex) ist eine aus der Vorzeit übrige Götteridee. Er ist der die Heimath schützende, seine Geschwister aus der Noth rettende, immer wohl leitende und ohne Zweifel mit den Kabiren und Penaten verwandt, die ja

*) Thrada, desiderio teneri, ist der Ausdruck, Wölundarquida Str. 3. Thra valkyrior sagt der dunkle Hrafnagaldr am Eingang.

auch in kleiner, zwerghafter Gestalt gedacht wurden. In eine Reihe mit ihm gehören die Wichtel-, Haulemänner, Kobolde und Zwerge. Sie sind gleichfalls die Alfen der nordischen Mythologie und eben so beides: gut und wohlwollend oder bös und schadenfroh. Sie bewohnen nicht bloß die Oberwelt, sie heißen auch die unterirdischen und durchdringen die verborgene und heimliche Erde, wo die herrlichsten Häuser für sie bereit stehen; sie sind der in die feinsten Adern der Welt vertheilte, treibende Lebensgeist.

Ueberhaupt aber das, die Naturkräfte in dem Gegensatz ihrer wilden und stillen Wirkungen darstellende Riesen- und Zwerg-Wesen lebt hier noch in den Formen und Bildern fort, in welchen es die alten ursprünglich deutschen Gedichte darstellen, das Uebermächtige und doch Ungeschlachte jener ist in ähnlichen naiven, höchst bezeichnenden Zügen dargestellt, so wie die Schlauheit, List und wiederum das Zuthätige und Bereitwillige der Kleinen aus Elberichs Reich, welche durch ihre wunderbaren und geheimen Kräfte immer auch das Geistermäßige ihrer Natur erkennen lassen.

Legen wir diese einzelnen Körner zusammen, so scheint von dem alten Glauben noch durchzublicken: Belebung der ganzen Natur, Pantheismus, ein Fatum, das gute und böse Princip, die Trimurti, große, höhere Götter, mit ihrem Götterberg, so wie Verehrung kleiner besonderer Gottheiten.

Ueberſicht des Inhalts.

Die epiſche Mannigfaltigkeit dieſer Märchen iſt dagegen groß, jedes Einzelne hat ſeinen beſonderen Inhalt, und über die Verwandtſchaft und Einſtimmung mit andern iſt in den jedesmaligen Anmerkungen das Nöthige enthalten. Dennoch läßt ſich das Ganze in gewiſſe Maſſen eintheilen und darnach überſehen.

Erſtlich wird der Kampf des Guten und Böſen, von deſſen eigenthümlichem Ausdruck vorhin die Rede war, in vielfachen Verſchlingungen und Wendungen dargeſtellt; häufig in den kindlichen Verhältniſſen der Geſchwiſter. Der Bruder iſt in die Gewalt böſer Mächte gefallen, die Schweſter hört es und ſucht ihn nun, durch Wälder und Einöden wandernd, ſcheut keine Gefahr, vollbringt die ſchwerſten Aufgaben und erlöſt ihn endlich, denn das Gute und Reine taucht doch am Ende, als das allein Wahre und Beſtehende hervor und beſiegt das Böſe. Und in wie viel ſchönen Zügen iſt dabei das Menſchliche eingeflochten! Nicht immer gelingt es, den Zauber ganz aufzuheben, die Warnungen der wohlwollenden Geiſter werden vergeſſen und die Arbeit muß von neuem angefangen werden.

Die reinen Geiſter, indem ſie das Gute befördern, begleiten ſichtbar den Menſchen auf ſeinen Wegen. Daher überhaupt Mythen und Sagen von jenen höheren Menſchen, mit denen die Götter ſelbſt Umgang gepflogen, und daran ſchließen ſich die Märchen von jenen beſonders begabten, mit ungewöhnlichen Vorzügen ausgeſtatteten. Jener kommt ſchon in einer Glücks-

haut auf die Welt, ihm ſchlägt alles Widerwärtige zum Vortheil aus, er geht ſelbſt in die Hölle, dem Teufel ſeine Geheimniſſe abzulocken. Den beiden Brüdern wächſt das Gold im Schlaf unter dem Kopfkiſſen, kein Schuß verſagt, die Thiere kommen herbeigelaufen um ihnen zu dienen, und Zauberei vermag nichts gegen ſie. Sneewittchen, Aſchenputtel und das mit ſeinem Liebſten Roland entfliehende Mädchen, ſtehen unter einem beſonderen Schutze.

In ſeiner Idee immer daſſelbe wird ein Märchen vier bis fünfmal jedesmal unter andern Verhältniſſen und Umſtänden erzählt, ſo daß es äußerlich als ein anderes kann betrachtet werden. Die gute und unſchuldige, gewöhnlich die jüngſte Tochter, wird von dem Vater in der Noth einem Ungeheuer zugeſagt oder ſie giebt ſich ſelbſt in ſeine Gewalt. Geduldig trägt ſie ihr Schickſal, manchmal wird ſie geſtört von menſchlichen Schwachheiten und muß dieſe ſchwer abbüßen, doch endlich empfindet ſie Liebe zu ihm, und in dem Augenblick wirft es auch die häßliche Geſtalt eines Igels, eines Löwen, eines Froſches ab und erſcheint in gereinigter, jugendlicher Schönheit. Dieſe Sage, welche auch bei den Indiern einheimiſch iſt und mit der römiſchen von Amor und Pſyche, der altfranzöſiſchen von Parthenoper und Meliure ſichtbar zuſammenhängt, deutet die Bannung in das Irdiſche und die Erlöſung durch Liebe an. Stufenweis arbeitet ſich das Reine hervor, wird die Entwicklung geſtört, ſo ſtürzt Elend und Schwere der Welt herein und nur von der Berührung der Seelen, von der Erkenntniß in Liebe, fällt das Irdiſche ab.

Es ist schon vorhin bemerkt, daß diese Poesie es ihrer innern Lebendigkeit überläßt die gute Lehre zu geben; an sich ist es nicht ihr Zweck, am wenigsten ist sie ausgedacht, um irgend eine gefundene moralische Wahrheit aus einander zu setzen. Dagegen sind einige Märchen deutlich auf eine Lehre gerichtet, doch nur indem sie mit dem bestehenden Volksglauben zusammenhängt und daraus die Sage sich gebildet, nicht aber soll sie durch den ersonnenen Gang einer Geschichte, wobei zuletzt eine Erklärung nöthig wird, herausgekünstelt werden. Dahin das Märchen von dem Mütterchen, welches über Gottes Fügungen trauert und in einem nächtlichen Bilde die traurigen Schicksale schaut, die von ihr abgewendet werden; das Märchen von dem Kind, das der gestohlene Heller nicht im Grabe ruhen läßt; das die Hand aus dem Grabe streckt; von der Brautschau, den Schlickerlingen, wo durch Fleiß und Häuslichkeit empfohlen werden; von dem Großvater und Enkel; dem undankbaren Sohn; von der Sonne, die allem Heimlichen zusieht und es an den Tag bringt.

Mehrere sind ganz christlichen Inhalts und unterscheiden sich durch Reichthum und Mannigfaltigkeit von den einförmigen Legenden. Vor allen ist das Marienkind zu nennen: erst lebt es mit den Engeln in reiner Unschuld, dann, durch die Neugierde zur Sünde verleitet, wird es aus dem Himmel verstoßen. Nun muß es den Schmerz der Erde erfahren, so lang es in der Sünde beharrt, aber in dem Augenblick, wo sich das Herz zu Gott bekehrt, zeigt er sich auch wieder gnädig und alle Noth hört auf. In dem Märchen von dem Mädchen ohne Hände ist es

so schön ausgedrückt, daß vor der Reinheit alle List des Bösen zu Schanden wird, und wie Gott darum die abgehauenen Glieder aufs neue wachsen läßt, so verleiht er dem Frommen, der unter einem Galgen sitzt, aber unter einem Kreuz zu sitzen glaubt, und zu ihm betet, durch einen reinen Thau die Augen wieder. In dem Märchen von der Nelke speisen Gottes Thiere, wie jenen Propheten, die unschuldig eingekerkerte Königin, die darum auch, als sie befreit worden, weil sie himmlische genossen, keine irdische Nahrung mehr anrührt und stirbt. Der Knabe, der im Vertrauen auf Gottes Wort immer fort geht, um das Himmelreich zu finden, deutet an, daß der feste Glaube auch bei einem äußern Mißverständniß, zur Seeligkeit führe. Einige märchenhaft ausgebildete Legenden sind am Ende zugefügt.

Der Zusammenhang einer besondern Reihe mit der deutschen Heldensage ist in den Anmerkungen bis ins Einzelne nachgewiesen und hier nur im Allgemeinen etwas darüber zu erinnern. Die Sage pflegt in der Ueberlieferung vorzugsweise entweder ihren geschichtlichen Inhalt oder die innere Gesinnung der darin handelnden Menschen fest zu halten; jenachdem sie das eine für das wichtigste ansieht, vernachlässigt sie das andere. In dem vollkommenen und blühenden Zustand einer epischen Zeit ist freilich beides gleich mächtig und bedingt sich gegenseitig; späterhin aber herrscht eine Richtung vor. Gewöhnlich pflegt die sogenannte Kunstpoesie die Fabel zurückzusetzen, um die Gesinnung auszubilden, während die Volksdichtung jene vor allem zu erhalten sucht. In unsern Märchen ist zwar die Uebereinstimmung in der

Fabel selbst das überwiegende, doch haben sich auch Charaktere fort erhalten, namentlich erscheint Siegfried öfter am kenntlichsten in dem jungen Riesen, an jener eigenthümlichen Mischung eines tapfern und reinen Herzens und einer gutmüthigen und scherzhaften Laune, in welcher ihn das Nibelungenlied darstellt. Siegfried handelt unbewußt, aber in sicherm Gefühl von der Herrlichkeit seiner Natur und Lebenskraft. Was den Zusammenhang mit der Fabel betrifft, so wäre er zu eng angegeben, wenn man voraussetzte, anfänglich sey völlige Uebereinstimmung gewesen, und nur durch Ausfüllung der Lücken, mit Hilfe der Einbildungskraft das Abweichende entstanden; dagegen, wollte man behaupten, die Uebereinstimmung, wie sie sich findet, sey bloß zufällig oder hätte ihren Grund in dem auf gleiche oder verwandte Gedanken von selbst zurückkehrenden Geist, so wäre dies noch unrichtiger. Sie ist zu merkwürdig und geht in zu viele einzelne Züge, als daß an einen solchen Zufall könnte gedacht werden. Freilich ist die deutsche Sage im Ganzen und Großen aus dem Wesen des deutschen Geistes entsprungen, und es ist ihre Aufgabe ihn darzustellen; aber eben in dem Ineinandergreifen des Nothwendigen der Ueberlieferung und des Freien der poetisch-bildenden Kraft besteht ihr Leben, und eine solche Mischung müssen wir auch hier annehmen. Daß sich noch ein Zusammenklang mit der nordischen Sage, am deutlichsten in Beziehung auf Aslaug erhalten, der in andern Denkmälern nicht mehr vernommen wird, ist um so wichtiger, als es zeigt, daß das Ganze nur in dem Bewußtseyn des Volks vollständig vorhanden war und dasjenige, was in den einzelnen Gedichten hervortrat und ausgebildet wurde, immer nur als Bruchstück,

wenn

wenn auch organisches, darf betrachtet werden. Bei dem Volk hat noch fortgedauert, was in den durch die Schrift auf uns gekommenen Dichtungen so gut spurlos untergegangen ist, als jene gleichfalls hierher gehörigen Lieder von Saurle und Hamber, deren Daseyn noch ausdrückliche Zeugnisse beweisen. Auch hierin gleicht die Sage der Sprache, die eben so nur in dem Bewußtseyn des ganzen Volks vollständig lebt.

Die Thiermärchen öffnen eine andere Welt. Das heimliche Treiben der Thiere in den Wäldern, Triften und Feldern hat etwas sehr bedeutendes. Es herrscht unter ihnen eine bestimmte Ordnung, in dem Bau ihrer Wohnung, in dem Ausflug, der Heimkehr, dem Füttern der Jungen, der Vorsorge für den Winter; ihr Gedächtniß scheint groß, sie machen sich einander verständlich, und ihre Sprache ist wohl nicht mannigfaltig, aber mächtig und eindringlich. Sie vereinigen sich in Schaaren, ziehen aus, haben Anführer und bekriegen einander. Dabei ist nichts natürlicher, als ihnen ein sittlich geordnetes, menschliches Leben und Weben zuzuschreiben, das sie nur unsern Blicken zu verbergen scheinen. Das Auge der Dichtung aber sieht alles Geheime und Verborgene, sie offenbart diesen innern Haushalt der Thiere, und da sie ihnen zugleich die menschliche Sprache beilegt, wodurch sie allein schon vieler menschlichen Gedanken theilhaftig werden, so sind sie uns noch näher gerückt. Außerdem entsteht durch die beständige Vermischung des Thierischen und Menschlichen, ein besonderer Reiz: man denkt, es wären wirklich Menschen, die Gefallen daran hätten, sich einmal in dieser Gestalt zu belustigen. Natürlich, daß bei dieser Vereinigung Sagen herüber

und hinüber gegangen sind; manchmal wird das ganz Unbelebte mit hineingezogen, selbst Strohhalm, Kohle und Bohne machen eine Reise zusammen. Das Böse in List und Verschlagenheit ist der Fuchs, dessen Verwandtschaft mit dem ungetreuen Sibich der deutschen Heldensage an einem andern Ort gezeigt worden; in Gewalt und Plumpheit ist es der Wolf. Die schwachen Thiere, zumeist die Vögel sind die gutgesinnten, welchen von jenen nachgestellt wird. Auch stehen sich beide wieder entgegen, wie anderwärts Zwerge und Riesen: so ist in dem Märchen von dem Bär und Zaunkönig der Sieg der Kleinen über die Großen und Unbeholfenen beschrieben, und der Wolf, der das Rothkäppchen und die jungen Ziegen berückt, stellt den Menschenfresser vor, der endlich doch durch seine Plumpheit überwältigt wird. Manches gehört in den Fabelkreis vom Reinhart Fuchs, und wird dort besser sich erklären lassen. Wo die Menschen mit den Thieren zusammenkommen, sind jene gewöhnlich hart und ungerecht, werden aber dafür bestraft, wie z. B. in dem Märchen von dem Hund und Sperling.

Feststehende Charaktere.

Die Eigenthümlichkeiten eines ganzen Volkes pflegt die Poesie um Einzelne zu versammeln, so daß, was in der Menge zerstückt, schwach oder unbestimmt sich zeigt, gesteigert und zu einem Ganzen vereinigt wird. man könnte sagen sie ließ uns nur vollständige und in Farben ausgemahlte Exemplare sehen. Stellt ein solcher Charakter zwar das Gemeinsame dar, so tritt er doch zugleich als eine scharf gezeichnete, für sich in ihrer Besonderheit lebende Gestalt auf;

vorzüglich erscheinen im Komischen, weil es so viel Eckiges und Hervorspringendes hat, gleich feststehende Masken. Ueberhaupt aber, jemehr solche Charaktere auf die Natur eines Volks, seine Tugenden und Schwächen sich gründen, desto bleibender und unvergänglicher werden sie auch seyn, und nach allen äußerlichen Veränderungen jedesmal frisch sich herausbilden. Welches Epos hätte nicht als Helden einen Achill und Ulysses, im Humor und Scherz seinen Lalenbürger und Eulenspiegel. Es sind die natürlichen Formen und Gränzen der Poesie, innerhalb welchen sie sich mit aller Freiheit und Mannigfaltigkeit bewegen kann. Von Siegfrieds eigenthümlichem, die deutsche Natur vorzugsweise bezeichnenden Charakter, war vorhin die Rede; dieser hat aber schon einen gewissen Anklang von einem andern, der hier oft vorkommt und der Dummling genannt wird. In der Jugend zurückgesetzt, zu allen Dingen, wozu Witz und Gefügsamkeit gehören, ungeschickt, muß er gemeine Arbeiten verrichten (wie Siegfried das Schmiedehandwerk treibt) und Spott erdulden; er ist das Aschenkind, das am Heerde oder unter der Treppe seine Schlafstätte hat; aber es leuchtet dabei eine innere Freudigkeit und eine höhere Kraft durch; schön wird er im Parcifal der Dummeklare genannt *). Kommt es dann zur lebendigen That, so erhebt er sich schnell, wie eine lange keimende, endlich vom Sonnenlicht berührte Pflanze, und dann vermag er allein unter vielen das Ziel zu erreichen. Er ist hier unter verschiedenen Verhältnissen dargestellt, gewöhnlich der jüngste von dreien Brüdern, stehen ihm die beiden

*) Vergl. Altdeutsche Wälder I.

andern in Stolz und Hochmuth entgegen; wenn sie zusammen ausgeschickt werden, um eine Aufgabe zu lösen, wornach der Vorzug unter ihnen bestimmt werden soll, verlachen ihn jene und sehen ihn mit Verachtung an. Der Dummling aber zieht in kindlichem Vertrauen aus, und wenn er sich ganz verlassen glaubt, hilft eine höhere Macht und giebt ihm den Sieg über die andern. Ein andermal hat er weltliches Wissen hintangesetzt und nur die Sprache der Natur gelernt, darum wird er verstoßen, aber jene Erkenntniß erhebt ihn bald über Alle andere. Unterliegt er der Mißgunst und wird ermordet, so verkündigt doch lange nachher der weißgebleichte, hervorgespülte Knochen die Unthat, damit sie nicht unbestraft bleibe.

Der Dummling ist der verachtete, geringe, der kleine und nur von Riesen aufgesäugt, wird er stark; so nähert er sich dem Däumling Dieser ist bei seiner Geburt nur so groß als ein Daumen und wächst auch nicht weiter. Bei ihm aber ist alles in Klugheit ausgeschlagen, er ist aller List und Behendigkeit voll, so daß er sich aus jedem Unfall, in den ihn seine kleine Gestalt so oft bringt, jedesmal zu helfen, selbst noch Vortheil daraus für sich zu ziehen weiß Jedermann äfft er und zeigt eine Lust an gutmüthiger Neckerei, überhaupt die Natur der Zwerge; auch mögen alte Sagen von diesen hier noch fortdauern. Manchmal ist er als ein kluges Schneiderlein dargestellt, das mit seinem feinen und schnellen Verstand die Riesen schreckt, die Ungeheuer tödtet und die Königstochter erwirbt; er allein kann die vorgelegten Räthsel lösen.

Das Bauerlein, das ein hölzernes Kalb auf die Weide schickt, aber hernach durch allerlei listige Streiche sich Reichthum zu ver-

schaffen weiß, steht zwischen dem Däumling und dem Lalenbürger. Dieser kommt aber hier in verschiedenen Abstufungen vor, am deutlichsten in den Narrheiten des Cathärlieschen und der klugen Else, die Albernheit wird unter dem Anschein eines breiten Verstandes und mit eigenem Wohlgefallen manchmal mit einem leisen Bewußtseyn betrieben; dann gehören die sieben Schwaben hierher, die alle an einem Spieß auf Abentheuer ausziehen, einen Hasen als ein Ungeheuer aufjagen, und von einem Frosch ums Leben gebracht werden. Eigene Mischungen sind, wo die Dummheit zum Vortheil ausschlägt, wie beim Doctor Allwissend, und bei der Hochzeit des gescheidten Hans, oder umgekehrt, die Weißheit immer übel angewendet wird, wie bei dem Jungen, der auf Reisen gehen wollte.

Ein vierter Charakter ist der Bruder Lustig Er bekümmert sich um nichts, als ein fröhliches Leben, weiß nicht, was gut und was bös ist, und ihm wird darum nichts zugerechnet. Als der Herr kommt, bei ihm zu herbergen, ist er bereit, das Letzte mit ihm zu theilen, doch verthut er gleich im Spiel den Groschen, wofür er einen Trunk zu der Speise holen soll. Dem Apostel Petrus, der in der Gestalt eines Armen um ein Allmosen ihn anspricht, gibt er seinen letzten Heller, und als dieser, im Glauben einen Frommen gefunden zu haben, mit ihm zieht, betrügt er ihn alsbald um das Herz des gebratenen Lämmchens und ist ärgerlich, daß der mächtige

Wärentäuter dien

der fortgeschickt.

muß er ihm folgen, aber nun will ihn weder der Himmel noch die Hölle einlassen, bis er durch einen guten Einfall in jenen sich Eingang verschafft. Gewißermaßen macht der Schneider, welcher, als er aus Gnaden in den Himmel aufgenommen worden, dort Richter über die Sünden seyn will, und wieder ausgestoßen wird, das Gegenstück zu ihm. In der Legende ist der heil. Christoph, der sich einen Herrn sucht, dem Teufel dient, und mit Verachtung ihn verläßt, weil er vor dem Christkind erschrickt, nach diesen Sagen gebildet.

Endlich der Aufschneider; in ihm gibt sich die reine, und weil sie unverholen ist, schuldlose Lust an der Lüge kund. Die menschliche Einbildungskraft hat das natürliche Verlangen, einmal die Arme, so weit sie kann, auszustrecken, und ungestört das große Messer, das alle Schranken zerschneidet zu handhaben. In diesem Sinne ist das Märchen von dem aus dem Himmel geholten Dreschflegel gedacht; nur ein Schritt weiter, ist dann das Zusammenstellen des völligen Widerspruchs und Vereinigung des Entgegengesetzten, wie im Märchen vom Schlaraffenland. Doch mögen auch in jenen wunderbaren Künsten der sechs Diener alte Riesensagen fortdauern, die nur, nachdem aller Glaube daran sich verloren hatte, in einer solchen humoristischen Weise noch dargestellt werden konnten. Wenigstens wird das Riesenwesen, ihre Sprünge, ihr Schießen und Kugelwerfen, die sprengende Kraft ihrer Augen, [illegible]en und Verschlingen, in den alten Sagen und [illegible]lich, und in allem Ernst beschrieben.

Inhalt.

		Seite.
1.	Der Froschkönig oder der eiserne Heinrich	1
2.	Katz und Maus in Gesellschaft	5
3.	Marienkind	8
4.	Von einem der auszog, das Fürchten zu lernen	14
5.	Der Wolf und die sieben jungen Geislein	25
6.	Der getreue Johannes	29
7.	Der gute Handel	39
8.	Der wunderliche Spielmann	44
9.	Die zwölf Brüder	48
10.	Das Lumpengesindel	55
11.	Brüderchen und Schwesterchen	57
12.	Rapunzel	66
13.	Die Männlein im Walde	69
14.	Die drei Spinnerinnen	77
15.	Häusel und Grethel	80
16.	Die drei Schlangenblätter	
17.	Die weiße Sch	
18.	Strohh	
23.	Von dem Mäuschen, Vögelchen und der Bratwurst	126
24.	Frau Holle	129
25.	Die sieben Raben	133
26.	Rothkäppchen	136
27.	Die Bremer Stadtmusikanten	141
28.	Der singende Knochen	1
29.	Der Teufel mit den drei goldnen Haaren	
30	Läuschen und Flöhche	
31.	Das Mädchen ohne Hände	
32.	Der gescheidte H	
33.	Die drei Spra	
34.	Die kluge E	
35.	Der Sch mel	
36.	I	

		Seite.
	der sie das Kind vertauscht haben	205
40.	Der Räuberbräutigam	206
41.	Herr Korbes	210
42.	Der Herr Gevatter	212
43.	Die wunderliche Gasterei	213
44.	Der Gevatter Tod	215
45.	Des Schneiders Daumerling Wanderschaft	219
46.	Fitchers Vogel	224
47.	Van den Machandel-Boom	228
3.	Der alte Sultan	240
9.	Die sechs Schwäne	243
0.	Dornröschen	249
	Fundevogel	253
	König Droßelbart	257
	Sneewittchen	262
	Der Ranzen, das Hütlein und das Hörnlein	274
	pelstilzchen	280
	iebste Roland	283
	oldnen Vogel	288
	und der Sper-	297
	das	
62.	Die Bienenkönigin	344
63.	Die drei Federn	347
64.	Die goldene Gans	350
65.	Allerlei-Rauh	356
66.	Häschen-Braut	363
67.	Die zwölf Jäger	365
68.	Der Gaudeif un sien Meester	369
69.	Jorinde und Joringel	371
70.	Die drei Glückskinder	375
71.	Sechse kommen durch die ganze Welt	378
72.	Der Wolf und der Mensch	385
73.	Der Wolf und der Fuchs	387
74.	Der Fuchs und die Frau Gevatterin	389
75.	Der Fuchs und die Katze	391
76.	Die Nelke	394
77.	Das kluge Grethel	398
78.	Der alte Großvater und der Enkel	401
79.	Die Wassernix	402
80.	Von dem Tod des Hühnchens	403
81.	Bruder Lustig	405
82.	De Spielhansl	419
83.	Hans im Glück	423
	Hans heirathet	430
	Die Waldkinder	432
	Frau Holle	438

1.

Der Froschkönig oder der eiserne Heinrich

Es war einmal eine Königstochter, die wußte nicht wa[illegible]n fangen sollte vor langer Weile. Da nahm sie eine golde[illegible]gel, womit sie schon oft gespielt hatte und ging hinaus in d[illegible]ald. Mitten in dem Wald aber war ein reiner, kühler Brun[illegible] bei setzte sie sich nieder, warf die Kugel in die Höh[illegible] wieder und das war ihr so ein Spielwerk. Es [illegible] als die Kugel einmal recht hoch geflogen war [illegible] ter schon den Arm in die Höhe hielt und d[illegible] um sie zu fangen, daß sie neben vorbei a[illegible] gerade zu ins Wasser hinein rollte.

Erschrocken sah ihr die Königstochter [illegible] sank hinab und der Brunnen war so tief [illegible] kennen war. Als sie nun ganz verschwe[illegible] gar jämmerlich an zu weinen und rief: [illegible] Ku-gel! hätte ich sie wieder, ich wollte al[illegible] hingeben, meine Kleider, meine Edelsteine, meine Per[illegible] goldene Krone noch dazu." Wie es das gesagt hat[illegible] frosch mit sei-nem dicken Kopf aus dem Wasser [illegible] Königstochter

ter, was jammerst du so erbärmlich?" „Ach, sagte sie, du garstiger Frosch, was kannst du mir helfen! meine goldne Kugel ist mir da in den Brunnen gefallen." Der Frosch sprach weiter: „deine Kleider, deine Edelsteine, deine Perlen ja deine goldne Krone, die mag ich nicht; aber wenn du mich willst zu deinem Freund und Gesellen annehmen, soll ich an deinem Tischlein sitzen zu deiner rechten Seite, von deinem goldenen Tellerlein mit dir essen, aus deinem Becherlein trinken und in deinem Bettlein schlafen, so will ich dir deine Kugel wieder herauf holen." Die Königstochter dachte in ihrem Herzen: was der einfältige Frosch wohl schwätzt! ein Frosch ist keines Menschen Gesell und muß im Wasser bei seines Gleichen bleiben, vielleicht aber kann er mir die Kugel herauf holen; und sprach zu ihm: „ja meinetwegen, schaff mir nur erst meine goldene Kugel, es soll dir alles versprochen seyn."

Als sie das gesagt hatte, tauchte der Frosch seinen Kopf wieder unter das Wasser, fuhr hinab und über ein Weilchen kam er wieder in die Höhe geschwommen, hatte die Kugel im Maul und warf sie heraus ins Gras. Da freute sich das Königskind, wie es [illegible] hielt. Der Frosch rief: „[illegible] Königstochter, und nimm mich mit," aber das war [illegible] darauf, lief mit ihrer [illegible] wieder an den Frosch, [illegible] ig und allen Hofleuten [illegible] Tellerlein aß, kam, [illegible] her-

auf gekrochen und als es oben war, klopfte es an der Thür und rief: „Königstochter, jüngste, mach mir auf!" Sie lief und wollte sehen wer draußen wär, als sie aber die Thür aufmachte, so saß der Frosch davor. Da warf sie die Thüre hastig zu und setzte sich ganz erschrocken wieder an den Tisch. Der König sah, daß ihr das Herz gewaltig klopfte und sprach: „ei, was fürchtest du dich, steht etwa ein Riese vor der Thür und will dich holen!" „Ach nein, sprach das Kind, es ist kein Riese sondern ein garstiger Frosch, der hat mir gestern im Wald meine goldne Kugel aus dem Wasser geholt, dafür versprach ich ihm, er sollte mein Geselle werden, ich dachte aber nimmermehr, daß er aus seinem Wasser heraus könnte, nun ist er draußen und will zu mir herein." Indem klopfte es zum zweitenmal und rief draußen:

„Königstochter, jüngste,
mach mir auf!
weißt du nicht, was gestern
du zu mir gesagt
bei dem kühlen Brunnen-Wasser?
Königstochter, jüngste,
mach mir auf!"

Da sagte der König: „was du versprochen, [illegible] hal-
ten, geh und mach ihm auf." [illegible] ire,
da hüpfte der Frosch herein, ihr immer auf dem Fuße nach [illegible]
ihrem Stuhl. Da saß [illegible]
wollte nicht, bis es der König [illegible]
auf einem Stuhl [illegible] sprach er: [illegible]

denes Tellerlein näher, damit wir zusammen essen. Voll Verdruß that sie auch das und der Frosch ließ sichs wohl schmecken, aber ihr blieb jedes Bißlein im Hals. Dann sprach er: „nun hab ich mich satt gegessen, und bin müd, trag mich hinauf in dein Kämmerlein, und mach dein seiden Bettlein zurecht, da wollen wir uns schlafen legen." Da fing die Königstochter an zu weinen, gar bitterlich, und fürchtete sich vor dem kalten Frosch, den getraute sie sich nicht anzurühren und der sollte nun in ihrem schönen, reinen Bettlein schlafen." Der König aber blickte sie zornig an und sprach: „was du versprochen hast, sollst du auch halten, und der Frosch ist dein Geselle." Da half nichts mehr, sie mogte wollen oder nicht, sie mußte den Frosch mitnehmen. Sie war aber in ihrem Herzen bitterböse, packte ihn mit zwei Fingern und trug ihn hinauf und als sie im Bett lag, statt ihn hinein zu heben, warf sie ihn aus allen Kräften an die Wand: „nun wirst du Ruhe haben, du garstiger Frosch!

Was aber herunter fiel, war nicht ein todter Frosch, sondern ein lebendiger, junger Königssohn mit schönen und freundlichen Augen. Der war nun von Recht und mit ihres Vaters Wille ihr lieber Geselle und Gemahl. Da schliefen sie nun vergnügt zusammen ein und am andern Morgen, als die Sonne sie aufweckte, kam ein Wagen herangefahren mit acht weißen Pferden bespannt, die waren mit Federn geschmückt und gingen in goldenen Ketten, und hinten stand der Diener des jungen [illegible] Der treue Heinrich hatte sich [illegible] Frosch verwandelt [illegible]

sen um sein Herz legen lassen, damit es ihm nicht vor Weh und Traurigkeit zerspränge. Der Wagen sollte den jungen König in sein Reich abholen, der treue Heinrich hob beide hinein und stellte sich wieder hinten auf, voller Freude über die Erlösung. Und als sie ein Stück Wegs gefahren waren, hörte der Königssohn hinter sich, daß es krachte, als wär etwas zerbrochen. Da drehte er sich um und rief:

„Heinrich, der Wägen bricht!" —
„Nein, Herr, der Wagen nicht,
es ist ein Band von meinem Herzen,
das da lag in großen Schmerzen,
als ihr in dem Brunnen saßt,
als ihr eine Fretsche (Frosch) was't (wart)."

Noch einmal und noch einmal krachte es auf dem Weg, und der Königsohn meinte immer, der Wagen bräche und es waren doch nur die Bande, die vom Herzen des treuen Heinrich absprangen, weil sein Herr wieder erlöst und glücklich war.

2.

Katz und Maus in Gesellschaft.

Eine Katze und eine Maus waren einig geworden, zusammen zu leben und gemeinschaftlich Haus zu halten. Als nun der Winter [illegible] kauften ein Töpfchen [illegible] und sichern Ort wußten, [illegible] sollt' es stehen,

bis sie fein bedürftig wären. Einsmals aber trug die Katze Gelüsten darnach, ging zur Maus und sprach: „hör' Mäuschen ich bin von meiner Base zu Gevatter gebeten, sie hat ein Söhnchen geboren, weiß und braun gefleckt, das soll ich über die Taufe halten, laß mich ausgehen und halt heut allein Haus." — „Ja, ja, sagte die Maus, geh hin, und wenn du was Gutes issest, denk an mich, von dem süßen, rothen Kindbetterwein tränk ich auch gern ein Tröpfchen." Die Katze aber hatte keine Base und sollte auch nicht Gevatterstehen, sondern ging geradesweges in die Kirche und leckte die fette Haut ab, spazierte darnach um die Stadt herum und kam erst am Abend nach Haus. „Du wirst dich recht erlustirt haben, sagte die Maus, wie hat denn das Kind geheißen? — „Hautab, antwortete die Katze." — „Hautab? das ist ein seltsamer Name, den hab' ich noch nicht gehört."

Bald darnach hatte die Katze wieder ein Gelüsten, ging zur Maus und sprach: „ich bin aufs neue zu Gevatter gebeten, das Kind hat ein weißen Ring um den Leib, da kann ichs nicht abschlagen, du mußt mir den Gefallen thun und allein die Wirthschaft treiben." Die gute Maus sagte ja, die Katze aber ging hin und fraß den Fetttopf bis zur Hälfte leer. Als sie heim kam, fragte die Maus: „wie ist denn dieser Pathe getauft worden?„ — „Halbaus" — „Halbaus? was du sagst! den Namen hab' ich mein Lebtag noch nicht gehört, der steht auch gewiß nicht im Kalender."

Der Katze aber hatte das Leckerwerk zu gut geschmeckt, und das Maul wässerte ih

zum drittenmal zu Gevatter gebeten, das Kind ist schwarz und hat bloß weiße Pfoten, sonst kein weißes Haar am ganzen Leib, das trifft sich alle paar Jahr nur einmal, du lässest mich doch ausgehen?" — Hautab, Halbaus, sagte die Maus, es sind so kuriose Namen, die machen mich so nachdenksam, doch geh nur hin." Die Maus hielt alles daheim in Ordnung und räumte auf, dieweil fraß die Katze den Fetttopf rein aus und kam satt und dick erst in der Nacht wieder. „Wie heißt denn das dritte Kind?" — „Ganzaus" — „Ganzaus! ei! ei! Das ist der allerbedenklichste Namen, sagte die Maus; Ganzaus? was soll der be[illegible]? gedruckt ist er mir noch nicht vorgekommen!" damit [illegible] den Kopf und legte sich schlafen.

Zum viertenmal wollte niemand die Katze zu Gevatter
Als der Winter aber gekommen war und draußen nichts mehr finden war, sagte die Maus zur Katze: „komm wir wollen zum Vorrath gehen, den wir in der Kirche unter dem Altar versteckt haben, das soll uns schmecken!" Ja, sagte die Katze spöttisch, es wird schmecken, als wenn du die Zunge zum Fenster hinaus streckst." Wie sie nun hinkamen, war alles leer — „Ach! sagte die Maus, nun kommts an den Tag, du hast Alles gefressen, wie du zu Gevatter ausgegangen bist: erst Haut ab, dann Halb aus, dann" — „Schweig still, sagte die Katze, oder ich freß dich, wenn du noch ein Wort sprichst" — „Ganz aus" hatte die arme Maus im Mund, und hatt' es kaum gesprochen, so sprang die Katz' a[illegible] sie zu und schluckte sie hinunter.

3.

Marienkind.

Vor einem großen Walde lebte ein Holzhacker mit seiner Frau und seinem einzigen Kind, das war ein Mädchen und drei Jahr alt. Sie waren aber so arm, daß sie nicht mehr das tägliche Brot hatten und nicht wußten, was sie ihm sollten zu essen geben. Da ging der Holzhacker voller Sorgen hinaus in den Wald an seine Arbeit, und wie er da Holz hackte, stand aufeinmal eine schöne, große Frau vor ihm, die hatte eine Krone von leuchtenden Sternen auf dem Haupt und sprach zu ihm: „ich bin die Jungfrau Maria, die Mutter des Christkindleins, du bist arm und dürftig, bring mir dein Kind, ich will es mit mir nehmen, seine Mutter seyn und für es sorgen.“ Der Holzhacker holte sein Kind und übergab es der Jungfrau Maria, die nahm es mit sich hinauf in den Himmel. Da ging es ihm wohl, es aß Zuckerbrot und trank süße Milch, und seine Kleider waren von Gold und die Englein spielten mit ihm. Als es nun vierzehn Jahr alt geworden war, rief es einmal die Jungfrau Maria zu sich und sprach: „liebes Kind, ich habe eine große Reise vor, da nimm die Schlüssel zu den dreizehn Thüren des Himmelreichs in Verwahrung, zwölf darfst du davon aufschließen und die Herrlichkeiten betrachten, aber die dreizehnte, die dieser kleine Schlüssel öffnet, die ist dir verboten, und hüte dich, daß du sie nicht aufschließest, sonst wirst du unglücklich.“ Das Mädchen versprach ihr gehorsam zu seyn und als nun die Jungfrau Maria weg war, ging

es an und besah die Wohnungen des Himmelreichs, jeden Tag schloß es eine auf, bis die zwölfe herum waren. In jeder aber saß ein Apostel und war so viel Glanz umher, daß es sein Lebtag solche Pracht und Herrlichkeit nicht gesehen und es freute sich darüber und die Englein, die es immer begleiteten, freuten sich mit ihm. Nun war nur noch die verbotene Thüre übrig, da empfand es doch eine große Lust, zu wissen was dahinter verborgen wäre und sprach zu den Englein: „ganz aufmachen will ich sie nicht, aber ein bischen aufschließen, damit wir durch den Ritz sehen." „Ach nein, sagten die Englein, das wär Sünde, die Jungfrau Maria hats verboten und könnte leicht dein Unglück werden." Da schwieg es still, aber die Lust und Neugier in seinem Herzen schwieg nicht still und pickte ordentlich daran. Und als die Englein einmal weggegangen waren, dachte es, nun bin ich ganz allein, wer siehts dann! und holte den Schlüssel. Und als es ihn geholt hatte, steckte es ihn auch in das Schlüsselloch und als es ihn hineingesteckt hatte, drehte es auch um. Da sprang die Thüre auf und es sah im Feuer und Glanz die Dreieinigkeit sitzen und rührte ein klein wenig mit dem Finger an den Glanz, da ward er ganz golden. Da ward ihm Angst und es schlug die Thüre heftig zu und lief fort. Die Angst wollt auch nicht wieder weichen, es mocht anfangen was es wollte und das Herz klopfte in einem fort und wollt nicht ruhig werden, auch das Gold blieb an dem Finger und ging nicht ab, es mochte waschen so viel es wollte.

Nach wenigen Tagen kam die Jungfrau

Reiſe zurück rief das Mädchen und ſprach: „gieb mir die Himmelsſchlüſſel wieder.“ Indem es den Bund hinreichte, ſah es die Jungfrau an und ſprach: „haſt du auch nicht die dreizehnte Thüre geöffnet?“ — „Nein,“ antwortete es. Da legte ſie ihre Hand auf ſein Herz, fühlte wie es klopfte und klopfte, und ſah, daß es ihr Gebot übertreten und die Thüre aufgeſchloſſen hatte: „Da ſprach ſie noch einmal: haſt du es gewiß nicht gethan?“ Nein,“ ſagte das Mädchen zum zweitenmal. Da erblickte ſie den goldnen Finger, womit es das himmliſche Feuer angerührt hatte, und wußte nun gewiß, daß es ſchuldig war und ſprach zum drittenmal: „haſt du es nicht gethan“ „Nein“ ſagte das Mädchen zum drittenmal. Da ſprach die Jungfrau Maria: „du haſt mir nicht gehorcht und haſt gelogen, du biſt nicht mehr würdig im Himmel zu ſeyn.“

Da verſank das Mädchen in einen tiefen tiefen Schlaf, und als es erwachte, lag es unten auf der Erde bei einem hohen Baum, der rings mit dichten Gebüſchen umzäunt war, durch welche es nicht dringen konnte. Der Mund war ihm auch verſchloſſen und es konnte kein Wort reden. In den Baum war eine Höhle, darin ſchlief es in der Nacht und darin ſaß es bei Regen und Gewitter; Wurzeln und Waldbeeren waren ſeine Nahrung, die ſuchte es ſich, ſo weit es kommen konnte. Im Herbſt ſammelte es die Blätter des Baumes und trug ſie in die Höhle, und wenn es dann ſchneite und fror, barg es ſich darin. Auch verdarben feſt, ſonſt [illegible] und fielen ihm ab, da mußte es ſich in die Blätter horſam zu ſeyn an dann die Sonne wieder warm [illegible]

heraus und setzte sich vor den Baum, und seine langen Haare bedeckten es von allen Seiten wie ein Mantel. So saß es lange Zeit und fühlte den Jammer und das Elend der Welt.

Einmal zur Frühlingszeit jagte der König des Landes in dem Wald und verfolgte ein Wild und weil es in das Gebüsch geflohen war, das den hohlen Baum umschloß, stieg er ab und riß es von einander und hieb sich mit seinem Schwert einen Weg. Als er nun hindurchgedrungen war, sah er unter dem Baum ein so wunderschönes Mädchen sitzen, das von seinem goldenen Haar bis zu den Fußzehen bedeckt war. Da verwunderte er sich und sprach: „wie bist du in die Einöde gekommen?" Es schwieg aber still, denn es konnte seinen Mund nicht aufthun. Der König sprach weiter: „willst du mit mir auf mein Schloß gehen." Da nickte es bloß ein wenig mit dem Kopf. Der König nahm es auf seinen Arm und trug es auf sein Pferd und führte es heim, wo er ihm Kleider anziehen ließ und ihm alles im Ueberfluß gab. Und ob es gleich nicht sprechen konnte so war es doch so schön und lieblich, daß er es von Herzen lieb gewann, und sich mit ihm vermählte.

Als etwa ein Jahr verflossen war, brachte die Königin einen Sohn zur Welt. Darauf in der Nacht, wo sie allein war, erschien ihr die Jungfrau Maria und [illegible] die Wahrheit sagen und gestehen, [illegible] schlossen hast, so will ich [illegible]

war der Königin verliehen zu antworten, aber sie sprach: „nein ich habe die verbotene Thür nicht geöffnet" und die Jungfrau Maria nahm das neugeborne Kind ihr aus dem Arme und verschwand damit. Am andern Morgen, als das Kind fort war, ging ein Gemurmel unter den Leuten, die Königin wäre eine Menschenfresserin und hätte ihr eigenes Kind umgebracht. Sie hörte alles, und konnte nichts dagegen sagen, der König aber hatte sie zu lieb, als daß ers glauben wollte.

Nach einem Jahr gebar die Königin wieder einen Sohn, da trat in der Nacht wieder die Jungfrau Maria vor sie und sprach: „willst du nun gestehen, daß du die verbotene Thüre geöffnet hast, so will ich dir dein Kind wiedergeben und deinen Mund lösen, bleibst du aber in der Sünde und leugnest, so nehm ich auch dieses neugeborne mit mir" Da sprach die Königin wiederum: „nein ich habe die verbotene Thüre nicht geöffnet;" und die Jungfrau nahm ihr das Kind aus den Armen mit in den Himmel. Am Morgen, als die Leute hörten, daß es auch verschwunden sey, sagten sie laut, die Königin hätte es gegessen und des Königs Räthe verlangten, daß sie sollte gerichtet werden. Der König aber hatte sie so lieb, daß er es nicht glauben wollte und den Räthen befahl bei Leibes- und Lebensstrafe nichts mehr darüber zu sprechen.

Wieder nach einem Jahr gebar die Königin ein schönes Töchterlein, da erschien ihr auch wieder Nachts die Jungfrau Maria und sprach: „folge mir." Und sie nahm sie bei der Hand und führte sie in den Himmel und zeigte ihr da ihre beiden ältesten Kinder, die lachten sie an und spielten mit der Weltkugel. Und als sie

die Königin darüber freuete, sprach die Jungfrau Maria: willst du nun eingestehen, daß du die verbotene Thür geöffnet hast, so will ich dir deine beiden Söhnlein zurück geben." Die Königin antwortete zum drittenmal: nein, ich habe die verbotene Thüre nicht geöffnet." Da ließ sie die Jungfrau wieder zur Erde sinken und nahm ihr auch das dritte Kind.

Am andern Morgen, als es ruchtbar ward, schrien alle Leute laut: die Königin ist eine Menschenfresserin und muß verurtheilt werden!" und der König konnte seine Räthe nicht mehr zurückweisen. Es wurde ein Gericht über sie gehalten und weil sie nicht antworten und sich nicht vertheidigen konnte, ward sie verurtheilt auf dem Scheiterhaufen zu sterben. Das Holz wurde zusammengetragen und als sie nun an den Pfahl festgebunden war und das Feuer rings herum zu brennen anfing, da ward ihr Herz von Reue bewegt und sie dachte, könnt ich vor meinem Tode gestehen, daß ich die Thüre geöffnet habe und rief: „o Maria, ich hab es gethan!" Und wie der Gedanke in ihr Herz kam, da fing der Himmel an zu regnen und löschte die Feuerflammen und über ihr brach ein Licht hervor und die Jungfrau Maria ko

ihren Seiten, das

sprach freund

n ist sie ver

und gab ih

4.

Märchen von einem, der auszog, das Fürchten zu lernen.

Ein Vater hatte zwei Söhne, davon war der älteste klug und gescheidt und wußte sich in alles wohl zu schicken, der jüngste aber war dumm, konnte nichts begreifen und lernen und wenn ihn die Leute sahen, sprachen sie: „mit dem wird der Vater noch seine Last haben!“ Wenn nun etwas zu thun war, so mußte es der älteste allzeit ausrichten; hieß ihn aber der Vater noch spät oder gar in der Nacht etwas holen und der Weg ging dabei über den Kirchhof oder sonst einen schaurigen Ort, so antwortete er wohl „ach, Vater es gruselt mir!“ denn er fürchtete sich. Oder wenn Abends beim Feuer Geschichten erzählt wurden, wobei einem die Haut schaudert, so sprachen die Zuhörer manchmal: „ach, es gruselt mir.“ Der jüngste saß in einer Ecke und hörte das mit und konnte nicht begreifen, was es heißen sollte. „Immer sagen sie: es gruselt mir! es gruselt mir! Mir gruselts nicht; das wird wohl eine Kunst seyn, von der ich auch nichts verstehe.“

Nun geschah es, daß der Vater einmal zu ihm sprach: „höre du in der Ecke dort, du bist auch stark und mußt auch etwas lernen, womit du dein Brod verdienst. Siehst du, wie sich dein Bruder Mühe gibt, dir ist Hopfen und Malz verloren.“ „Ei Vater, antwortete er, ich will gern was lernen; ja, wenns anging, so möchte ich lernen, daß mirs gruselte, davon verstehe ich noch gar nichts.“ Der Aelteste lachte, als er das

hörte und dachte bei sich: „du liebet Gott, was ist mein Bruder ein Dummbart, aus dem wird mein Lebtag nichts; was ein Häkchen werden will muß sich bei Zeiten krümmen.“ Der Vater seufzte und antwortete ihm: „das Gruseln, das sollst du schon noch lernen, aber dein Brod wirst du damit nicht verdienen.“

Bald darnach kam der Küster zum Besuch ins Haus, da klagte ihm der Vater seine Noth und erzählte, wie sein jüngster Sohn in allen Dingen so schlecht beschlagen wäre, er wisse nichts und lerne nichts. „Denkt euch, als ich ihn gefragt, womit er sein Brot verdienen wolle, hat er gar verlangt, das Gruseln zu lernen! „Ei, antwortete der Küster, das kann er bei mir lernen, thut ihn nur zu mir, ich will ihn schon abhobeln.“ Der Vater war es zufrieden, weil er dachte, der Junge wird doch ein wenig abgehobelt, und der Küster nahm ihn zu sich ins Haus, und er mußte ihm die Glocke läuten. Nach ein paar Tagen weckte er ihn um Mitternacht, hieß ihn aufstehn, in den Kirchthurm steigen und läuten. „Da wirst du schon lernen, was Gruseln ist“ dachte er, doch um ihm noch einen rechten Schrecken einzujagen, ging er heimlich voraus und stellte sich ins Schallloch, da sollte der Junge meinen, es wär ein Gespenst. Der Junge stieg ruhig den Thurm hinauf, als er oben hinkam, sah er eine Gestalt im Schallloch. „Wer steht dort?“ rief er, aber es regte und bewegte sich nicht. Da sprach er: „was willst du hier in der Nacht? mach,

als er immer keine Antwort erhielt, nahm er einen Anlauf und stieß das Gespenst hinab, daß es Hals und Bein brach. Darauf läutete er die Glocke und wie das geschehn war, stieg er wieder hinab, legte sich ohne ein Wort zu sprechen ins Bett und schlief fort. Die Küsterfrau wartete auf ihren Mann lange Zeit, aber der kam immer nicht wieder, da ward ihr endlich Angst, daß sie den Jungen weckte und fragte: „weißt du nicht, wo mein Mann geblieben ist? er ist mit auf den Thurm gestiegen.“ „Nein, antwortete der Bub, aber da hat einer im Schallloch gestanden, und weil er nicht weggehn und keine Antwort geben wollte, so habe ich ihn hinunter geschmissen; geht einmal hin, so werdet ihr sehen, ob ers ist.“ Die Frau eilte voll Angst auf den Kirchhof und fand ihren Mann todt auf der Erde liegen.

Da lief sie schreiend zu dem Vater des Jungen und weckte ihn und sprach: „ach was hat euer Taugenichts für ein Unglück angerichtet, meinen Mann hat er zum Schallloch hinunter gestürzt, daß er todt auf dem Kirchhof liegt!“ Der Vater erschrack, kam herbei gelaufen und schalt den Jungen: „was sind das für gottlose Streiche! die muß dir der Böse eingegeben haben!“ „Ei Vater, antwortete er, ich bin ganz unschuldig; er stand da in der Nacht, wie einer der Böses vor hat, ich wußte nicht wers war, ich habs ihm ja dreimal voraus gesagt, warum ist er nicht weggegangen.“ „Ach, sprach der Vater, mit dir erleb ich nur Unglück, geh mir vor den Augen weg, ich will dich nicht mehr anseln.“ „Ja, Vater recht gern, wartet nur bis Tag ist, da will ich ausgehn und das Gruseln lernen, so versteh ich doch auch eine

Kunst.

Kunst, die mich ernähren kann.“ „Lerne was du willst, sprach der Vater, mir ist alles einerlei, da hast du funfzig Thaler, damit geh mir aus den Augen und sag keinem Menschen, wo du her bist und wer dein Vater ist, denn ich muß mich deiner schämen.“ „Ja, Vater, wie ihrs haben wollt, wenn ihr nicht mehr verlangt, das kann ich leicht in Acht behalten.“

Als nun der Tag anbrach, steckte der Junge seine funfzig Thaler in die Tasche, ging hinaus auf die große Landstraße und sprach immer vor sich hin: „wenn mirs nur gruselte! wenn mirs nur gruselte!“ Da ging ein Mann neben ihm, der hörte das Gespräch mit an und als sie ein Stück weiter waren, daß man den Galgen sehen konnte, sagte er zu dem Jungen: „siehst du, dort ist der Baum, wo siebene mit des Seilers Tochter Hochzeit gehalten haben, setz dich darunter und wart bis die Nacht kommt, so wirst du schon das Gruseln lernen.“ „Wenn weiter nichts dazu gehört, antwortete der Junge, das will ich gern thun, lern ich aber so geschwind das Gruseln, so sollst du meine funfzig Thaler haben, komm nur Morgen früh wieder zu mir.“ Da ging der Junge zu dem Galgen und setzte sich darunter und wartete bis der Abend kam. Und weil ihn fror, machte er sich ein Feuer an, aber um Mitternacht ging der Wind so kalt, daß er trotz des Feuers nicht warm werden wollte. Und als der Wind die Gehenkten gegen einander stieß, daß sie sich hin und her bewegten, da dachte er: du frierst unten bei dem Feuer, was mögen die da oben erst frieren und zappeln. Und weil er mitleidig war, lehnte er die Leiter an, stieg hinauf, knüp

holte sie alle siebene herab. Darauf schürte er das Feuer und blies es an und setzte sie herum, daß sie sich wärmen sollten. Aber sie saßen da und regten sich nicht und das Feuer ergriff ihre Kleider. Da sprach er: „nehmt euch in Acht, sonst häng ich euch wieder hinauf.“ Die Todten aber hörten nicht, schwiegen und ließen ihre Lumpen fort brennen. Da ward er bös und sprach: „wenn ihr nicht Acht geben wollt, so kann ich euch nicht helfen, ich will nicht mit euch verbrennen, und hing sie nach der Reihe wieder hinauf. Nun setzte er sich zu seinem Feuer und schlief ein und am andern Morgen, da kam der Mann zu ihm, wollte die funfzig Thaler haben und sprach: nun, weißt du was gruseln ist?“ „Nein, antwortete er,“ „woher sollt ichs wissen? die da droben haben das Maul nicht aufgethan und waren so dumm, daß sie die paar alten Lappen, die sie am Leib haben, brennen ließen.“ Da sah der Mann daß er die funfzig Thaler heute nicht davon tragen würde und ging fort und sprach: so einer ist mir noch nicht vorgekommen.“

Der Junge ging auch seines Weges und fing wieder an vor sich hin zu reden: ach, wenn mirs nur gruselte! ach wenn mirs nur gruselte! Das hörte ein Fuhrmann, der hinter ihm her schritt und fragte: „wer bist du?“ „Ich weiß nicht“ antwortete der Junge. Der Fuhrmann fragte weiter: „wo bist du her?“ „Ich weiß nicht.“ „Wer ist dein Vater?“ „Das darf ich nicht sagen.“ „Was brummst du so in den Bart hinein?“ „Ei, antwortete der Junge, ich wollte, daß mirs gruselte; aber niemand kann mirs lehren.“ „Laß das dumme Geschwätz, sprach der Fuhrmann, komm, geh

mit mir, ich will sehn, daß ich dich unterbringe." Nun ging der Junge mit dem Fuhrmann; Abends gelangten sie zu einem Wirthshaus, wo sie übernachten wollten, da sprach er beim Eintritt in die Stube wieder ganz laut: „wenn mirs nur gruſelte! wenn mirs nur gruſelte!" Der Wirth der das hörte, lachte und sprach: „wenn dich darnach lüſtet, dazu sollte hier wohl Gelegenheit seyn." „Ach schweig stille, sprach die Wirthsfrau, so mancher vorwitzige hat schon sein Leben eingebüßt, es wäre Jammer und Schade um die schönen Augen, wenn die das Tageslicht nicht wieder sehen sollten." Der Junge aber sagte: „wenn es noch so schwer ist, ich wills einmal lernen, dazu bin ich ja ausgezogen." Er ließ dem Wirth auch keine Ruhe, bis dieser erzählte, nicht weit davon stände ein verwünschtes Schloß, worin einer wohl lernen könnte was gruſeln wäre, wenn er drei Nächte darin wachen wollte. Der König hätte dem, ders wagen wollte, seine Tochter zur Frau versprochen und die wäre die schönste Jungfrau, welche die Sonne beschien; in dem Schloß steckten große Schätze von Geistern bewacht, die würden dann frei. Schon viele wären wohl hinein, aber noch keiner wieder heraus gekommen. Da ging der Junge am andern Morgen vor den König und sprach: „wenns erlaubt wäre, so wollte ich wohl drei Nächte in dem verwünschten Schloß wachen?" Der König sah ihn an und weil er ihm gefiel, sprach er: „du darfst dir noch dreierlei ausbitten, aber von leblosen Dingen, das du mit ins Schloß nimmst." Da antwortete er: „so bitt ich um ein Feuer, eine Drehbank und eine Schnitzbank mit dem Messer."

Der König ließ ihm das alles bei Tag in das Schloß tragen, als es Nacht werden wollte, ging der Junge hinauf, machte sich in einer Kammer ein helles Feuer an, stellte die Schnitzbank mit dem Messer daneben und setzte sich auf die Drehbank. „Ach wenn mirs nur gruselte, sprach er, aber hier werd ichs auch nicht lernen.“ Gegen Mitternacht wollt er sich sein Feuer einmal aufschüren, wie er so hinein blies, da schries plötzlich aus einer Ecke: „au, miau! was uns friert!“ „Ihr Narren, rief er, was schreit ihr? wenn euch friert, kommt, setzt euch ans Feuer und wärmt euch.“ Und wie er das gesagt hatte, kamen zwei große schwarze Katzen in einem gewaltigen Sprunge herbei und setzten sich ihm zu beiden Seiten und sahen ihn mit ihren feurigen Augen ganz wild an. Ueber ein Weilchen, als sie sich gewärmt hatten, sprachen sie: „Kammerad, wollen wir eins in der Karte spielen?“ „Ja, antwortete er, aber zeigt einmal eure Pfoten her;“ da streckten sie die Krallen aus. „Ei, sagt er, was habt ihr lange Nägel! wartet, die muß ich euch erst abschneiden.“ Damit packte er sie beim Kragen, hob sie auf die Schnitzbank und schraubte ihnen die Pfoten fest. „Euch hab ich auf die Finger gesehen, sprach er, da vergeht mir die Lust zum Kartenspiel,“ und schlug sie todt und warf sie hinaus ins Wasser. Als er aber die zwei zur Ruhe gebracht und sich wieder zu seinem Feuer setzen wollte, da kamen aus allen Ecken und Enden schwarze Katzen und schwarze Hunde an glühenden Ketten, immer mehr und mehr, daß er sich nicht mehr bergen konnte: die schrien gräulich, traten ihm auf sein Feuer, zerrten es auseinander und wollten es ausmachen. Das

sah er ein Weilchen ruhig mit an, als es ihm aber zu arg ward, faßte er sein Schnitzmesser: „ei, du Gesindel! fort mit dir! und hieb hinein. Ein großer Theil sprang fort, die andern schmiß er todt und trug sie hinaus in den Teich. Als er wieder gekommen war, blies er aus den Funken sich sein Feuer frisch an und wärmte sich. Und als er so saß wollten ihm die Augen nicht länger offen bleiben und er bekam Lust zu schlafen. Da blickte er um sich und sah in der Ecke ein großes Bett, ging und legte sich hinein. Als er aber die Augen eben zu thun wollte, so fing das Bett von selbst an zu fahren und fuhr im ganzen Schloß herum. „Recht so, sprach er, nur besser zu." Da fing das Bett an zu fahren, als wären sechs Pferde vorgespannt, fort über Schwellen und Treppen auf und ab! hopp; hopp! warf es um, das unterste zu oberst, und er lag mitten drunter. Da schleuderte er Decken und Kissen in die Höhe, stieg heraus und sagte: „nun mag fahren, wer Lust hat!" legte sich an sein Feuer und schlief bis es Tag war. Am Morgen kam der König und als er ihn da auf der Erde liegen sah, meinte er, die Gespenster hätten ihn umgebracht und er wäre todt. Da sprach er: „es ist doch Schade um den schönen Menschen!" Das hörte der Junge, richtete sich auf und sprach: „so weit ists noch nicht!" Da verwunderte sich der König, freute sich aber und fragte, wie es ihm gegangen wäre. „Recht gut, antwortete er, eine Nacht wäre herum, die zwei andern werden auch herum gehen." Als er nun zum Wirth kam, machte der große Augen, und sprach: „ich dachte nicht, daß ich dich wieder lebendig sehen würde, hast du nun gelernt, was gruseln ist?"

„Nein, sagte er, ich weiß es nicht, wenn mir's nur einer sagen könnte!"

Die zweite Nacht ging er wieder hinauf ins alte Schloß, setzte sich zum Feuer und sprach: „wenn mirs nur gruselte." Wie Mitternacht herankam, fing ein Lärm und Gepolter an, erst sachte, dann immer stärker, dann wars ein bischen still, endlich kam mit lautem Geschrei ein halber Mensch den Schornstein herab, und fiel vor ihn hin. „Heda! rief er, noch ein halber gehört dazu, das ist zu wenig." Da ging der Lärm von frischem an, es, tobte und heulte, und fiel die andere Hälfte auch herab: „wart, sprach er, ich will dir erst das Feuer ein wenig anblasen;" wie er das gethan und sich wieder umsah, da waren die beiden Stücke zusammen gefahren und saß da ein gräulicher Mann auf seinem Platz. „So ists nicht gemeint, sprach der Junge, die Bank ist mein." Der Mann wollte ihn wegdrängen, aber der Junge ließ sichs nicht gefallen, schob ihn mit Gewalt weg, und setzte sich wieder auf seinen Platz. Da fielen noch mehr Männer herab, die hatten neun Todtenbeine und zwei Todtenköpfe, setzten auf und spielten Kegel. Der Junge bekam auch Lust und fragte: „hört ihr, kann ich mit sein?" „Ja, wenn du Geld hast." „Geld genug, antwortete er, aber eure Kugeln sind nicht recht rund." „Da nahm er sie, setzte sie in die Drehbank und drehte sie rund. „Jetzt werden sie besser schuppeln, sprach er, heida! nun gehts lustig!" Er spielte mit und verlor etwas von seinem Geld, als es aber zwölf Uhr schlug, war alles vor seinen Augen verschwunden und er legte sich nieder und schlief ruhig ein. Am andern

Morgen kam der König und wollte sich erkundigen: „wie ist dirs diesmal gegangen?“ fragte er. „Ich hab gekegelt, antwortete er, und ein paar Heller verlohren. „Hat dir denn nicht gegruselt?“ — „Ei was, sprach er, lustig hab ich mich gemacht, wenn ich nur wüßte, was das Gruseln wäre!“

In der dritten Nacht setzte er sich wieder auf seine Bank und sprach ganz verdrießlich: „wenn es mir nur gruselte!“ Als es spät ward, kamen sechs große Männer und brachten eine Todtenlade herein getragen. Da sprach er: „ha ha! das ist gewiß mein Vetterchen, das erst vor ein paar Tagen gestorben ist“ winkte mit dem Finger und rief: „komm, Vetterchen, komm!“ Sie stellten den Sarg auf die Erde, er aber ging hinzu und nahm den Deckel ab, da lag ein todter Mann darinn; er fühlte ihm ans Gesicht, aber es war kalt wie Eis. „Wart sprach er, ich will dich ein bischen wärmen“ ging ans Feuer wärmte seine Hand und legte sie ihm aufs Gesicht, aber der Todte blieb kalt. Nun nahm er ihn heraus, setzte sich ans Feuer und legte ihn auf seinen Schooß und rieb ihm die Arme, um ihn zu erwärmen. Als auch das nichts helfen wollte, fiel ihm ein: wenn zwei zusammen im Bett liegen, so wärmen sie sich, brachte ihn ins Bett, deckte ihn zu, und legte sich neben ihn. Ueber ein Weilchen ward auch der Todte warm und fing an, sich zu regen. Da sprach der Junge: „siehst du, Vetterchen, hätt ich dich nicht gewärmt!“ Der Todte aber hub an und rief: „jetzt will ich dich erwürgen.“ “Was, sagte er, ist das mein Dank? nun sollst du wieder in deinen Sarg,“ hob ihn auf, warf ihn hinein und [illegible] den Deckel zu: da [illegible]

men die sechs Männer und trugen ihn wieder fort. „Es will mir nicht gruseln, sagte er, hier lerne ichs mein Lebtag nicht."

Da trat ein Mann herein, der war größer als alle andere und sah fürchterlich aus, doch war er schon alt und hatte einen langen weißen Bart, und sprach: „o du Wicht, nun sollst du bald lernen was gruseln ist, denn du sollst sterben." „Nicht so schnell, antwortete er, da muß ich auch dabei sein." Sprach der Mann: dich will ich schon packen!" — "Nun sachte, mach dich nicht gar zu breit, so stark wie du bist bin ich auch, und wohl noch stärker." „Das will ich sehn, sprach der Alte, bist du stärker als ich, so will ich dich lassen, komm, wir wollens versuchen." Da führte er ihn durch dunkle Gänge zu einem Schmiedefeuer, und nahm eine Axt und schlug den einen Amboß mit einem Schlag in die Erde „Das kann ich noch besser," sprach der Junge und ging zu dem andern Amboß und der Alte stellte sich neben hin und wollte zusehen, sein weißer Bart hing herab. Da fasste der Junge die Axt zerspaltete den Amboß auf einen [illegible] und klemmte den Bart mit hinein. „Nun hab ich dich, sprach der Junge, jetzt ist das sterben an dir." Dann faßte er eine Eisenstange und schlug auf ihn los, bis der Alte wimmerte und bat er mögte aufhören, er wellte ihm große Reichthümer geben. Der Junge zog die Axt raus und ließ den Alten los, der führte ihn wieder ins Schloß zurück und zeigte ihm im Keller drei Kasten voll Gold. „Davon, sprach er, ist ein Theil den Armen, der andere dem König, der dritte dein." Indem schlug es zwölfe und der Geist verschwand, also daß der Junge im Finstern stand. „Ich werde mir doch heraushelfen kön-

gen," sprach er, tappte herum, suchte den Weg in die Kammer und schlief bei seinem Feuer ein. Am andern Morgen kam der König und sagte: „nun wirst du gelernt haben was gruseln ist?" Nein, antwortete er, was ists nur? mein todter Vetter war da, und ein bärtiger Mann ist gekommen, der hat mir da unten viel Geld gezeigt, aber das Gruseln hat mir keiner gelehrt." Der König sprach: „du hast das Schloß erlöst und sollst meine Tochter heirathen." „Das ist all recht gut, antwortete er, aber ich weiß immer noch nicht was gruseln ist."

Da ward das Geld gehoben und die Hochzeit gehalten, aber der junge König, so lieb er seine Gemahlin hatte und so vergnügt er war, sagte doch immer: „wenn mir nur gruselte, wenn mir nur gruselte!" Das verdroß sie endlich. Ihr Kammermädchen sprach: „ich will Hülfe schaffen, das Gruseln soll er schon noch lernen." Und ging hinaus und ließ sich einen ganzen Eimer voll Gründlinge holen. Und wachte [illegible] der junge König schlief, mußte seine Gemahlin ihm die Decke wegziehen und den Eimer voll kalt Wasser mit den Gründlingen über ihn herschütten, daß die kleinen Fische um ihn herum zappelten. Da wachte er auf und rief: „ach was gruselt mir, was gruselt mir! liebe Frau! Ja nun weiß ich was gruseln ist."

5.

Der Wolf und die sieben jungen Geislein.

Eine Geis hatte sieben [illegible] sie liebte und sorgfältig vor dem Wolf hütete. Eines Tags, als

ſie ausgehen mußte, Futter zu holen, rief ſie alle zuſammen und ſagte: „liebe Kinder, ich muß ausgehen und Futter holen, wahrt euch vor dem Wolf und laßt ihn nicht herein; gebt auch Acht, denn er verſtellt ſich oft, aber an ſeiner rauhen Stimme und an ſeinen ſchwarzen Pfoten könnt ihr ihn erkennen; iſt er erſt einmal im Hauſe, ſo frißt er euch alle mit Haut und Haar.“ Nicht lange darauf als ſie weggegangen war kam auch ſchon der Wolf vor die Hausthüre und rief mit ſeiner rauhen Stimme: „liebe Kinder, macht mir auf, ich bin eure Mutter und hab' euch ſchöne Sachen mitgebracht.“ Die ſieben Geiſerchen aber ſprachen: „unſere Mutter biſt du nicht, die hat eine feine liebliche Stimme, deine Stimme aber iſt rauh, du biſt der Wolf und wir machen dir nicht auf.“ Der Wolf aber beſann ſich auf eine Liſt, ging fort zu einem Krämer und kaufte ſich ein groß Stück Kreide, die aß er und machte ſeine Stimme fein damit. Darnach ging er wieder zu der ſieben Geislein Hausthüre und rief mit feiner Stimme: liebe Kinder laßt mich ein, ich bin eure Mutter, jedes von euch ſoll etwas haben.“ Er hatte aber ſeine Pfote in das Fenſter gelegt, das ſahen die ſieben Geiſerchen und ſprachen: „unſere Mutter biſt du nicht, die hat keinen ſchwarzen Fuß, wie du; du biſt der Wolf und wir machen dir nicht auf.“ Der Wolf ging fort zu einem Bäcker und ſprach: „Bäcker, beſtreich mir meine Pfote mit friſchem Teig,“ und als das gethan war, ging er zum Müller und ſprach: „Müller, ſtreu mir fein weißes Mehl auf meine Pfote. Der Müller wollte nicht. „Wenn du es nicht

thust, sprach der Wolf, so freß ich dich.“ Da that es der Müller aus Furcht.

Nun ging der Wolf wieder vor der sieben Geiserchen Hausthüre und sagte: „liebe Kinder, laßt mich ein, ich bin eure Mutter, jedes von euch soll etwas geschenkt kriegen.“ Die sieben Geiserchen wollten erst die Pfote sehen, und wie sie sahen, daß sie schneeweiß war und weil sie den Wolf so fein sprechen hörten, glaubten sie, es wäre ihre Mutter und machten die Thüre auf, und der Wolf kam herein. Wie sie aber sahen, wer es war, wie erschracken sie da und versteckten sich geschwind, so gut es ging, das eine unter den Tisch, das zweite ins Bett, das dritte in den Ofen, das vierte in die Küche, das fünfte in den Schrank, das sechste unter eine große Schüssel, das siebente in die Wanduhr. Aber der Wolf fand sie alle und verschluckte sie, außer das jüngste in der Wanduhr, das blieb am Leben. Darauf, als er seine Lust gebüßt, ging er fort.

Bald darauf kam die Mutter nach Haus. Die Hausthüre stand offen, Tisch, Stuhl und Bänke waren umgeworfen, die Schüsseln in der Küche zerbrochen, die Decke und die Kissen aus dem Bett gezogen: was für ein Jammer! Der Wolf war da gewesen und hatte ihre lieben Kinder gefressen. „Ach! meine sieben Geiserchen sind todt!“ rief sie in ihrer Traurigkeit, da sprang das jüngste aus der Wanduhr und sagte: „eins lebt noch, liebe Mutter“ und erzählte ihr, wie das Unglück gekommen war.

Der Wolf aber, nachdem er sich also wohlgethan, satt und müd war, hatte sich auf eine grüne Wiese in den Sonnenschein

gelegt und war in einen tiefen Schlaf gefallen. Die alte Geis aber war klug und listig, dachte hin und her; sind denn meine Kindlein nicht zu retten! endlich sagte sie ganz vergnügt zu dem jüngsten Geislein: „nimm Zwirn, Nadel und Scheere und folg' mir nach." Nun gingen die beiden hinaus und fanden den Wolf schnarchend auf der Wiese liegen: „da liegt der garstige Wolf," sagte die Mutter und betrachtete ihn von allen Seiten," nachdem er zum Vieruhrenbrot meine sechs Kindlein hinuntergefressen hat, gieb mir einmal die Scheere her: „ach! wenn sie noch lebendig in seinem Leibe wären!" Damit schnitt sie ihm den Bauch auf, und die sechs Geiserchen, die er in der Gier und Hast ganz verschluckt hatte, sprangen unversehrt heraus. Ach, was herzten sie ihre Mutter und waren froh, daß sie aus dem dunkeln Gefängniß befreit waren. Sie aber hieß sie hingehen und große und schwer Wackersteine herbeitragen, damit mußten sie dem Wolf den Leib füllen, und sie nähte ihn wieder zu. Dann liefen sie alle fort, und versteckten sich hinter eine Hecke.

Als der Wolf ausgeschlafen hatte, so fühlt' er es so schwer im Leib und sprach: „es rumpelt und pumpelt mir im Leib herum! es rumpelt und pumpelt mir im Leib herum! was ist das? ich hab' nur sechs Geiserchen gegessen." Er dachte, ein frischer Trunk wird mir schon helfen machte sich auf und suchte einen Brunnen; aber wie er sich darüber bückte, konnte er sich vor der Schwere der Steine nicht mehr halten, und stürzte ins Wasser und ertrank. Wie das die sieben Geiserchen sahen, kamen sie herzu gelaufen, und tanzten vor Freude um den Brunnen.

6.

Der getreue Johannes.

Es war einmal ein alter König, der war krank und dachte, es wird wohl das Todtenbett seyn, darauf ich liege; da sprach er: „laßt mir den getreuen Johannes kommen.“ Der getreue Johannes war aber sein liebster Diener und hieß so, weil er ihm sein Leblang so treu gewesen war. Als er nun vor das Bett kam, sprach der König zu ihm: „getreuester Johannes, ich fühle, daß mein Ende sich naht und da hab ich keine Sorge, als um meinen Sohn, er ist noch in jungen Jahren, wo er sich nicht immer zu rathen weiß, und wenn du mir nicht versprichst, ihn zu unterrichten in allem, was er wissen muß, und sein Pflegevater zu sein, so kann ich meine Augen nicht in Ruhe zuthun.“ Da antwortete der getreue Johannes: „ich will ihn nicht verlassen und will ihm mit Treue dienen, wenns auch mein Leben kostet.“ Da sagte der alte König: „so sterb ich getrost und in Frieden.“ Und sprach dann weiter: „Nach meinem Tod sollst du ihm das ganze Schloß zeigen: alle Kammern, Säle und Gewölbe und alle Schätze, die darin liegen; aber eine Kammer sollst du ihm nicht zeigen, die worin das Bild von der Königstochter vom goldenen Dache verborgen steht; denn wenn er sie erblickt, wird er eine heftige Liebe zu ihr empfinden und wird in Ohnmacht niederfallen und wird ihretwillen in große Gefahren gerathen, davor sollst du ihn hüten.“ Und als der getreue Johannes es nochmals dem alten König versprochen hatte, ward dieser still, legte sein Haupt auf das Kissen und starb.

Als der alte König nun zu Grabe getragen war, da erzählte der treue Johannes dem jungen König, was er seinem Vater auf dem Sterbelager versprochen und sagte: „das will ich gewißlich halten und will dir treu seyn, wie ich ihm gewesen bin und sollte es mein Leben kosten.“ Der junge König weinte und sprach: “deine Treue will ich auch nimmermehr vergessen. Die Trauer ging vorüber, da sprach der treue Johannes zu ihm: „es ist nun Zeit, daß du dein Erbe siehst, ich will dir dein väterliches Schloß zeigen.“ Da führte er ihn überall herum, auf und ab, und ließ ihn alle die Reichthümer und prächtigen Kammern sehen; nur die eine Kammer öffnete er nicht, worin das Bild stand. Das Bild war aber so gestellt, daß wenn die Thüre aufging, man gerade darauf sah und war so herrlich gemacht, daß man meinte es leibte und lebte und es gäb' nichts lieblicheres und schöneres auf der ganzen Welt. Der junge König aber merkte wohl, daß der getreue Johannes immer an dieser Thür vorüberging und sprach: „warum schließest du die eine nicht auf?“ „Es ist etwas darin antwortete er, vor dem du erschrickst.“ Aber der König antwortete: „ich habe das ganze Schloß gesehen, so will ich auch wissen, was darin ist“ und ging und wollte die Thüre mit Gewalt öffnen. Da hielt ihn der getreue Johannes zurück und sagte: „ich habe es deinem Vater vor seinem Tode versprochen, daß du nicht sehen sollst, was in der Kammer steht, es könnte dir und mir zu großem Unglück ausschlagen.“ „Nein, antwortete der junge König, jetzt will mein Unglück, wann ich nicht hineinkomme, ich hätte

Tag und Nacht keine Ruhe, bis ichs gesehen; nun geh ich nicht von der Stelle, bis du aufgeschlossen hast.“

Da sah der getreue Johannes, daß es nicht mehr zu ändern war, und suchte mit schwerem Herzen und vielem Seufzen aus dem großen Bund den Schlüssel heraus. Darnach öffnete er die Thür der Kammer und trat zuerst hinein und dachte der König sollte das Bildniß vor ihm nicht sehen, aber dieser war zu neugierig, stellte sich auf die Fußspitzen und sah ihm über die Schulter. Und als er das Bildniß der Jungfrau erblickte, das so herrlich war und von Gold glänzte, da fiel er alsbald ohnmächtig auf die Erde nieder. Der getreue Johannes hob ihn auf und trug ihn in sein Bett und dachte voll Sorgen: „das Unglück ist geschehen, Herr Gott: was will daraus werden!“ dann stärkte er ihn mit Wein, bis er wieder zu sich selbst kam, das erste aber, das er sprach, war: „ach! wer ist das schöne Bild?“ „Das ist die Königstochter vom goldenen Dache.“ antwortete der treue Johannes. Da sprach der König weiter: „meine Liebe zu ihr ist so groß, wenn alle Blätter an den Bäumen Zungen wären, sie könntens nicht aussagen; mein Leben acht ich nicht, um sie zu erlangen; du bist mein getreuster Johannes du mußt mir beistehen.“

Der treue Diener sann lange nach, wie es anzufangen wäre, denn bloß vor das Angesicht der Königstochter zu gelangen hielt schon so schwer. Endlich hatte er ein Mittel ausgedacht und sprach zu dem König: „alles, was sie um sich hat ist von Gold: Tische, Stühle, Schüsseln, Becher, Näpfe und alles Hausgeräth. in deinem Schatze liegen fünf Tonnen Goldes, davon laß eine von den

Goldschmieden des Reichs verarbeiten zu allerhand Gefäßen und Geräthschaften, zu allerhand Vögeln, Gewild und wunderbaren Thieren, damit wollen wir hinfahren und das Glück versuchen. Der König ließ alle Goldschmiede zusammenkommen, sie arbeiteten Tag und Nacht, bis endlich die herrlichsten Dinge fertig waren. Nun ließ der getreue Johannes alles auf ein Schiff laden und zog Kaufmannskleider an und der König mußte ein gleiches thun, so daß er unkenntlich war; nun fuhren sie über das Meer und fuhren lange bis sie zu der Stadt kamen, worin die Königstochter vom goldnen Dache wohnte.

Der treue Johannes hieß den König auf dem Schiff zurück bleiben und auf ihn warten. „Vielleicht, sprach er, bring ich die Königstochter mit, darum sorgt, daß alles in Ordnung ist, laßt die Goldgefäße aufstellen und das ganze Schiff ausschmücken.“ Darauf suchte er sich in sein Schürzchen allerlei von den Goldsachen zusammen, stieg ans Land und ging gerade nach dem königlichen Schloß. Und als er in den Schloßhof kam, stand da beim Brunnen ein schönes Mädchen, das hatte zwei goldene Eimer in der Hand und schöpfte damit. Und als es das goldblinkende Wasser forttragen wollte und sich umdrehte, sah es den fremden Mann und fragte ihn wer er wäre? Da antwortete er: „ich bin ein Kaufmann“ und öffnete sein Schürzchen und ließ sie hineinschauen. Da rief sie: „ei! was für schönes Goldzeug!“ und setzte die Eimer nieder und betrachtete eins nach dem andern. Da sprach das Mädchen: „das muß die Königstochter sehen, die hat so große Freude an dem Gold [illegible]“ Es nahm

ihn bei der Hand und führte ihn hinauf, denn es war die Kammerjungfer. Als die Königstochter die Waare sah, war sie ganz vergnügt und sprach: „es ist so schön gearbeitet, daß ich dir alles abkaufen will.“ Aber der getreue Johannes sprach: „ich bin nur der Diener von einem reichen Kaufmann, was ich hier habe, ist nichts gegen das was mein Herr auf seinem Schiff stehen hat, das ist das künstlichste und köstlichste, was je in Gold ist gebildet worden. Sie wollte alles heraufgebracht haben, aber er sprach: „dazu gehören viele Tage, so groß ist die Menge, und so viel Säle um es aufzustellen, als ein großes Haus nicht hat.“ Da ward ihre Neugierde und Lust immer mehr angeregt, so daß sie endlich sagte: „führe mich hin zu dem Schiff, ich will selbst hingehen und deines Herrn Schätze betrachten.“

Da führte sie der getreue Johannes freudig zu dem Schiffe hin und der König, als er sie erblickte, meinte nicht anders, als das Herz wollte ihm zerspringen, und nur mit großer Mühe konnte er sich zurückhalten. Nun stieg sie in das Schiff und der König führte sie hinein, der getreue Johannes aber blie[illegible] bei dem Steuermann und hieß das Schiff abstoßen: „spa[illegible] Segel auf, daß es fortfliegt, wie der Vogel in der Luft [illegible] König aber zeigte ihr drinnen das goldene Geschirr, jedes [illegible] die Schüsseln, Becher, Näpfe, die Vögel, das Gewild [illegible] wunderbaren Thiere, so gingen viele Stunden herum, [illegible] alles mit großer Freude und merkte nicht, daß das Schi[illegible] fuhr. Nachdem sie das letzte betrachtet [illegible] Kaufmann und wollte heim, [illegible]

sam, sah sie, daß es fern vom Land auf hohem Meere ging und mit vollen Segeln forteilte. „Ach, rief sie erschrocken, ich bin betrogen, ich bin entführt und in die Gewalt eines Kaufmanns gerathen; lieber wollt ich sterben!" Der König aber faßte sie bei der Hand und sprach: „ein Kaufmann bin ich nicht, ich bin ein König und nicht geringer an Geburt, als du bist, aber daß ich dich mit List entführt, das ist aus übergroßer Liebe geschehen. Das erste Mal, als ich dein Bildniß gesehen, bin ich ohnmächtig zur Erde gefallen." Als die Königstochter vom goldenen Dache das hörte, ward sie getröstet und ihr Herz ward ihm geneigt, so daß sie gerne einwilligte, seine Gemahlin zu werden.

Es trug sich aber zu, während sie nun auf dem hohen Meere fuhren, daß der getreue Johannes, als er vornen auf dem Schiffe saß und Musik machte, in der Luft drei Raben erblickte, die daher geflogen kamen; da hörte er auf zu spielen und horchte, was sie miteinander sprachen, denn er verstand das wohl. Die eine rief: „ei, da führt er die Königstochter vom goldenen Dache heim!" „Ja, antwortete die zweite, er hat sie noch nicht!" Sprach die dritte: „er hat sie doch, sie sitzt bei ihm im Schiff." Da fing die erste wieder an und rief: „was hilft ihm das! wenn sie ans Land kommen wird ihm ein fuchsrothes Pferd entgegen springen, da wird er sich aufschwingen wollen und thut er das, so sprengt es mit ihm fort und in die Luft hinein, daß er nimmer mehr seine Jungfrau wieder sieht." Sprach die zweite: „ist da gar keine Rettung?" „O ja wenn der, welcher auf dem Pferd sitzt, das Feuergewehr, das in den Halftern stecken muß, heraus nimmt und es damit todt

schießt, so ist der junge König gerettet; aber wer weiß das! und wers weiß und sagts ihm, der wird zu Stein von den Fußzehen bis zum Knie" Da sprach die zweite: „ich weiß noch mehr! wenn das Pferd auch getödtet wird, so behält der junge König doch nicht eine Braut! wenn sie zusammen ins Schloß kommen, so liegt dort ein gemachtes Brauthemd in einer Schüssel und sieht aus, als wärs von Gold und Silber gewebt, ist jedoch nichts als Schwefel und Pech; wenn ers anthut, verbrennt es ihn bis auf Mark und Knochen." Sprach die dritte: „ist da gar keine Rettung?" „O ja, antwortete die zweite, wenn einer mit Handschuhen das Hemd packt und wirft es ins Feuer, daß es verbrennt, so ist der junge König gerettet. Aber was hilfts, wers weiß und es ihm sagt, der wird halbes Leibes Stein vom Knie bis zum Herzen." Da sprach die dritte: „ich weiß noch mehr! wird das Brauthemd auch verbrannt, so hat der junge König seine Braut doch noch nicht! wenn nach der Hochzeit der Tanz anhebt und die junge Königin tanzt, wird sie plötzlich erbleichen und wie todt hinfallen; und hebt sie nicht einer auf und zieht aus ihrer rechten Brust drei Tropfen Blut und speit sie wieder aus, so stirbt sie. Aber verräth das einer, der es weiß, so wird er ganzes Leibes zu Stein vom Wirbel bis zur Fußzehe!" Als die Raben das miteinander gesprochen, flogen sie weiter, und der getreue Johannes hatte alles wohl verstanden, aber von der Zeit an war er still und traurig, denn verschwieg er seinem Herrn, was er gehört hatte, so war dieser unglücklich, entdeckte er es ihm, so mußte er selbst sein Leben hingeben. Endlich aber sprach er bei

ſich: meinen Herrn will ich retten, und ſollt ich ſelbſt darüber zu Grunde gehn

Als ſie nun ans Land kamen, da geſchah es gerade, wie die Rabe vorher geſagt hatte, und es ſprengte ein prächtiger fuchsrother Gaul daher; „Ei, ſprach der König, der ſoll mich in mein Schloß tragen" und wollte ſich aufſetzen, doch der treue Johannes kam ihm zuvor, ſchwang ſich ſchnell darauf, zog das Gewehr aus den Halftern und ſchoß ihn nieder. Da riefen die anderen Diener des Königs, die dem treuen Johannes doch nicht gut waren: „wie ſchändlich, das ſchöne Thier zu tödten, das den König in ſein Schloß tragen ſollte!" Aber der König ſprach: ſchweigt und laßt ihn gehen, es iſt mein getreuſter Johannes, wer weiß wozu das gut iſt!" Nun gingen ſie ins Schloß und da ſtand im Saal eine Schüſſel und das gemachte Brauthemd lag darin und ſah aus nicht anders, als wär es von Gold und Silber. Der junge König ging darauf zu und wollt es ergreifen, aber der treue Johannes ſchob ihn weg, packte es mit Handſchuhen an, trug es dann ins Feuer und ließ es verbrennen. Die anderen Diener fingen wieder an zu murren und ſagten: „Seht nun verbrennt er gar des Königs Brauthemd!" aber der junge König ſprach: „wer weiß wozu es gut iſt, laßt ihn gehen, es iſt mein getreuſter Johannes." Nun ward die Hochzeit gefeiert; der Tanz hub an und die Braut trat auch hinein, da hatte der treue Johannes Acht und ſchaute ihr ins Antlitz; auf einmal erbleichte ſie und fiel wie todt zur Erde. Da ſprang er eilends hinzu, hob ſie auf und trug ſie in eine Kammer, da legte er ſie nieder, kniete und ſog die drei

Blutstropfen aus ihrer rechten Bruſt und ſpeite ſie aus. Alsbald athmete ſie wieder und erholte ſich, aber der junge König hatte es mit angeſehen und wußte nicht, warum es der getreue Johannes gethan, ward daher zornig darüber und rief: „werft ihn ins Gefängniß.“ Am andern Morgen ward der getreue Johannes verurtheilt und zum Galgen geführt und als er oben ſtand und gerichtet werden ſollte, ſprach er: „jeder der ſterben ſoll, darf vor ſeinem Ende noch einmal reden, ſoll ich das Recht auch haben?“ „Ja, antwortete der König, es ſoll dir vergönnt ſeyn.“ Da ſprach der treue Johannes: „Ich bin mit Unrecht verurtheilt und bin dir immer treu geweſen!“ und erzählte, wie er auf dem Meer das Geſpräch der Raben gehört habe und beſchloſſen, ſeinen Herrn zu retten, darum er das alles habe thun müſſen. Da rief der König: „o mein getreuſter Johannes, Gnade! Gnade! führt ihn herunter.“ Aber der treue Johannes war bei dem letzten Wort, das er geredet, leblos herabgefallen und war ein Stein.

Darüber trug nun der König und die Königin großes Leid, und der König ſprach: ach! was hab ich große Treue ſo übel belohnt!“ und ließ das ſteinerne Bild aufheben und in ſeine Schlafkammer neben ſein Bett ſtellen. So oft er es anſah, weinte er und ſprach: „ach! könnt ich dich wieder lebendig machen, mein getreuſter Johannes!“ Es ging eine Zeit herum, da gebar die Königin Zwillinge, zwei Söhnlein, die wuchſen heran und waren ihre Freude. Einmal, als die Königin in der Kirche war und die zwei Kinder bei dem Vater ſaßen und ſpielten, ſah dieſer wie-

der das steinerne Bildniß voll Trauer an, seufzte und rief: „ach könnt ich dich wieder lebendig machen, mein getreuster Johannes.“ Da fing der Stein an zu reden und sprach: „ja, du kannst mich wieder lebendig machen, wenn du dein Liebstes daran wenden willst.“ Da rief der König: „alles, was ich auf der Welt habe, will ich für dich hingeben.“ Sprach der Stein weiter: „wenn du mit deiner eigenen Hand deinen beiden Kindern den Kopf abhaust und mich mit ihrem Blute bestreichst, so erhalte ich das Leben wieder.“ Der König erschrack, als er hörte, daß er seine liebsten Kinder selbst tödten sollte, doch dachte er an die große Treue und daß der getreue Johannes für ihn gestorben war, zog sein Schwert und hieb mit eigener Hand den Kindern den Kopf ab und bestrich mit ihrem Blute den Stein; und als das geschehen war, kehrte das Leben zurück und der getreue Johannes stand wieder frisch und gesund vor ihm. Er aber sprach zum König: „deine Treue will ich dir wieder lohnen, und nahm die Häupter der Kinder und setzte sie an und bestrich die Wunde mit ihrem Blut, davon wurden sie im Augenblick wieder heil und sprangen herum und spielten fort, als wär ihnen nichts geschehen. Nun war der König voll Freude und als er die Königin kommen sah, versteckte er den getreuen Johannes und die beiden Kinder in einen großen Schrank. Wie sie hereintrat, sprach er zu ihr: „hast du gebetet in der Kirche?“ „Ja, antwortete sie, aber ich habe beständig an den [illegible] hannes gedacht, daß er so unglücklich durch uns gewor- [illegible] Da [illegible] er: [illegible]

müssen wir opfern.“ Die Königin ward bleich und erschrack im Herzen, doch sprach sie: „wir sinds ihm schuldig für seine große Treue.“ Da freute er sich daß sie dachte, wie er gedacht hatte, ging hin und schloß den Schrank auf und holte die Kinder und den treuen Johannes heraus und sprach: „Gott sey gelobt er ist erlöst und unsere Söhnlein haben wir auch wieder,“ und erzählte ihr, wie sich alles zugetragen hatte. Da lebten sie zusammen in Glückseligkeit bis an ihr Ende.

7.

Der gute Handel.

Ein Bauer der hatte seine Kuh auf den Markt getrieben, und für sieben Thaler verkauft. Auf dem Heimweg mußte er an einem Teich vorbei und da hörte er schon von weitem, wie die Frösche riefen: ak, ak! ak, ak! „Ja, sprach er für sich, die schreien auch ins Haberfeld hinein, sieben Thaler sinds, die ich gelöst habe, keine acht.“ Als er an das Wasser heran kam, rief er ihnen zu: „dummes Vieh, das ihr seyd! wißt ihrs nicht besser? sieben Thaler sinds und keine acht!“ Die Frösche blieben aber bei ihrem ak, ak! ak, ak! „Nun, wenn ihrs nicht glauben wollt, ich kanns euch vorzählen;“ holte das Geld aus der Tasche und zählte die sieben Thaler ab, immer vierundzwanzig Groschen auf einen.“ Die Frösche [illegible]

das Geld miteinander ins Waſſer hinein. Er blieb ſtehen und wollte warten, bis ſie fertig wären und ihm das ſeinige wiederbrächten, aber die Fröſche beharrten auf ihrem Sinn, ſchrien immerfort, ak, ak! ak, ak! und warfen auch das Geld nicht wieder heraus. Er wartete noch eine gute Weile, bis der Abend einbrach und er nach Haus mußte, da ſchimpfte er die Fröſche aus und rief: ihr Waſſerpatſcher, ein groß Maul habt ihr und könnt ſchreien, daß einem die Ohren weh thun, aber ſieben Thaler könnt ihr nicht zählen! meint ihr, ich wollte da ſtehen, bis ihr fertig wärt!" damit ging er fort, aber die Fröſche riefen ihm noch nach: ak, ak! ak, ak, ak!" daß er ganz verdrießlich heim kam.

Ueber eine Zeit erhandelte er ſich wieder eine Kuh, die ſchlachtete er und machte die Rechnung, wenn er das Fleiſch gut verkaufe, könnte er ſo viel löſen, als die beiden Kühe werth wären und das Fell hätte er obendrein. Als er nun mit dem Fleiſch zu der Stadt kam, war vor dem Thore ein ganzes Rudel Hunde zuſammengelaufen, voran ein großer Windhund; dieſer ſprang um das Fleiſch, ſchnupperte und bellte: was, was! was, was! Als er gar nicht aufhören wollte, ſprach der Bauer zu ihm: „ja, ich merk wohl, du ſagſt was, was! weil du etwas von dem Fleiſch verlangſt, da ſollt' ich aber ſchön ankommen, wenn ich dir's geben wollte." Der Hund antwortete nichts als, was, was! „willſt du's auch nicht wegfreſſen und du für deine Ca- [illegible] was!" ſprach der Hund. „Nun, [illegible] ich dirs laſſen, ich kenne dich [illegible]; aber das ſag ich dir, in

drei Tagen muß ich mein Geld haben, du kannst mirs hinausbringen.“ Darauf lud er das Fleisch ab und kehrte wieder um; die Hunde machten sich darüber her und bellten laut was, was! der Bauer der es von weitem hörte, sprach zu sich: „horch, jetzt verlangen sie alle was, aber der große muß mir einstehen.“

Als drei Tage herum waren, dachte der Bauer vergnügt: heute Abend hast du dein Geld in der Tasche. Aber es wollte niemand kommen, und es auszahlen. Es ist kein Verlaß mehr auf jemand,“ sprach er und endlich riß ihm die Geduld, daß er in die Stadt zu den Fleischer ging und sein Geld foderte. Der Fleischer meinte, es wäre ein Spaß, als aber der Bauer sagte: „Spaß beiseite, ich will mein Geld; hat der große Hund euch nicht die ganze geschlachtete Kuh vor drei Tagen heim gebracht!“ da ward der Fleischer zornig, griff nach einem Besenstiel und jagte ihn hinaus. „Wart, sprach der Bauer, es giebt noch Gerechtigkeit auf der Welt! und ging in das königliche Schloß und bat sich Gehör aus. Er ward vor den König geführt, der da saß mit seiner Tochter und fragte: was ihm für ein Leid wiederfahren wäre? „Ach, sagte er, die Frösche und Hunde haben mir das meinige genommen und der Metzger hat mich dafür mit dem Stock bezahlt“ und erzählte weitläuftig, wie es zugegangen war. Darüber fing die Königstochter laut an zu lachen und der König sprach zu ihm: „Recht kann ich dir hier nicht geben, aber dafür sollst du meine Tochter zur Frau habe[illegible] lacht, als eben über dich, und [illegible] zum Lachen brächte. Du kan[illegible]

„O, antwortete der Bauer, ich will sie gar nicht, ich hab daheim nur eine einzige Frau und wenn ich nach Haus komme, so ist mir doch als ob in jedem Winkel eine stände.“ Da ward der König zornig und sprach: „bist du so ein Grobian, so mußt du einen andern Lohn haben, jetzt pack dich fort, aber in drei Tagen komm wieder, so sollen dir fünfhundert vollgezählt werden.“

Wie der Bauer hinaus vor die Thüre kam, sprach die Schildwacht: „du hast die Königstochter zum Lachen gebracht, da wirst du was rechtes bekommen haben.“ „Ja das mein ich! antwortete der Bauer, fünfhundert werden mir ausbezahlt.“ „Hör, sprach der Soldat, gieb mir etwas davon, was willst du mit all dem Geld anfangen.“ „Nun, sprach der Bauer, weil du's bist, so sollst du zweihundert haben, in drei Tagen meld' dich beim König und laß dirs aufzählen.“ Eine Jude hatte in der Nähe gestanden und das Gespräch mit angehört, der lief dem Bauer nach, hielt ihn beim Rock und sprach: „Gotteswunder, was seyd ihr ein Glückskind! ich wills euch wechseln, ich wills euch umsetzen in Scheidemünz, was wollt ihr mit den harten Thalern!“ „Mauschel, sagte der Bauer, dreihundert kannst du noch haben, gieb mirs nur gleich in Münze, heut über drei Tage wirst du dafür beim König bezahlt werden.“ Der Jude war froh über das Profitchen und brachte die Summe in schlechten Groschen, wo drei so viel werth sind als zwei gute. Nach Verlauf der drej Tage ging, [illegible] Befehl gemäß, vor den König. „Zieh den Rock [illegible] sprach [illegible] c, du sollst deine fünfhundert haben.“ „Ach! sprach der Bauer, sie gehören nicht mehr mein, zweihundert habe ich

an die Schildwache verschenkt und dreihundert hat mir der Jude eingewechselt, von Rechtswegen gebührt mir nicht ein einziges.“ Indem kam der Soldat und der Jude herein, verlangten das ihrige, das sie dem Bauer abgewonnen hätten und erhielten die Schläge richtig zugemessen. Der Soldat ertrugs geduldig und wußte schon, wie's schmeckte, der Jude aber that jämmerlich: „auh weih geschrien! sind das die harten Thaler!“ Der König mußte über den Bauer lachen, und weil aller Zorn verschwunden war, sprach er: „hast du den Lohn schon verloren eh du ihn empfangen, so will ich dir einen Ersatz geben, geh in meine Schatzkammer und hol dir Geld, so viel du willst.“ Der Bauer ließ sich das nicht zweimal gesagt seyn, und füllte in seine Taschen, was nur hinein wollte. Darnach ging er ins Wirthshaus und überzählte sein Geld; der Jude war ihm nachgegangen und hörte wie er mit sich allein brummte: „nun hat mich der Spitzbube von König doch hinters Licht geführt! hätte er mir nicht selbst das Geld geben können, so wüßte ich, was ich hätte, wie kann ich nun wissen, ob das richtig ist, was ich so eingesteckt habe!“ — „Gott bewahre, sprach der Jude für sich, der spricht despectirlich von unserm Herrn, ich lauf gleich und gebs an, so krieg ich eine Belohnung, und er wird noch obendrein bestraft.“ Als der König die Reden des Bauern erfuhr, ward er zornig, und hieß den Juden hingehen und den Sünder herbeiholen. Der Jude lief zum Bauer: „ihr sollt gleich zum König kommen und steht.“ „Ich weiß besser, was sich schickt, antwortete der Bauer, erst laß ich mir einen neuen Rock machen; meinst du ich

wollte in dem alten Lumpenrock hingehen, wenn ich so viel Geld habe" Der Jude sah, daß der Bauer ohne einen andern Rock nicht wegzubringen war, und weil er fürchtete, wann der König seinen Zorn verliere, so verliere er seine Belohnung und der Bauer die Strafe, so sprach er: „ich will euch so lang einen Rock leihen aus bloßer Freundschaft; mein! was thut der Mensch nicht aus Liebe!" Der Bauer ließ sich das gefallen, zog einen Rock vom Juden an und ging mit ihm fort. Der König hielt ihm die bösen Reden vor, die ihm der Jude hinterbracht hatte. „Ach! sprach der Bauer, was ein Jude sagt, ist immer gelogen, denen geht kein wahres Wort aus dem Munde: der Kerl da ist im Stand und behauptet, ich hätte seinen Rock an!" „Was soll mir das, schrie der Jude, ist der Rock nicht mein, hab ich ihn nicht aus Freundschaft geborgt, damit ihr vor den Herrn König treten konntet!" Wie der König das hörte, sprach er: „einen hat der Jude gewiß betrogen mich oder den Bauer!" und ließ ihm noch etwas in harten Thalern nachzahlen; der Bauer aber ging in dem guten Rock mit dem guten Geld in der Tasche heim und sprach: diesmal hab ichs getroffen!

8.

Der wunderliche Spielmann.

Es war einmal ein wunderlicher Spielmann, der ging durch [illegible] Da sprach er zu sich selber: „mir [illegible], ich muß einen guten Gesellen [illegible] Rücken und fidelte eins,

daß es durch die Bäume schallte. Nicht lange, so kam ein Wolf daher gegangen. „Ach ein Wolf kommt!“ sagte der Spielmann; aber der Wolf schritt näher und sprach zu ihm: „ei! du lieber Spielmann, was fidelst du so schön! das mögt ich auch lernen.“ „Das ist bald gelernt, sagte der Spielmann, wenn du alles thun willst, was ich dich heiße.“ „Ja, antwortete der Wolf, ich will dir gehorchen, wie der Schüler seinem Meister.“ Nun gingen sie ein Stück Weg zusammen und kamen an einen alten Eichbaum, der innen ganz hohl und in der Mitte durchgerissen war. „Siehst du, sprach der Spielmann, willst du fideln lernen, so leg die Vorderpfoten in diese Spalte.“ Der Wolf thats; aber der Spielmann hob schnell einen Stein auf und schlug ihm die beiden Pfoten mit einem Schlag fest, daß er wie ein Gefangener liegen bleiben mußte. „Nun warte da so lange, bis ich wieder komme“ sagte der Spielmann und ging weiter.

Ueber eine Weil sprach er zu sich selber: „mir wird die Zeit lang, ich muß einen andern Gesellen holen;“ nahm seine Geige und fidelte wieder in den Wald hinein. Alsbald kam ein Fuchs daher gewandelt. „Ach ein Fuchs kommt!“ rief der Spielmann. Der Fuchs sprach aber zu ihm: „ei! du lieber Spielmann, was fidelst du schön! das mögt ich auch lernen.“ „Das ist bald gelernt, sprach der Spielmann, wenn du alles thun willst, was ich dich heiße.“ „Ja, antwortete der Fuchs, ich will dir gehorchen, wie der Schüler seinem Meister.“ Nun gingen sie ein Stück Weg zusammen, bis sie zu einem engen Fußweg kamen, auf dessen beiden Seiten hohe Sträucher hielt der Spielmann

still, bog von der einen Seite einen Haselnußstamm zur Erde herab und hielt das Ende mit seinem Fuß fest, dann bog er auch einen von der andern Seite herab, und sprach: „nun Füchslein, komm, wenn du was lernen willst und reich mir deine linke Vorderpfote.“ Der Fuchs thats und der Spielmann band sie ihm an den linken Stamm. „Füchslein, nun reich mir die rechte.“ Es geschah; und der Spielmann band sie ihm an den rechten Stamm. Dann ließ er los und die Bäumchen fuhren in die Höhe und schnellten das Füchslein hinauf, daß es in der Luft schwebte und zappelte. „Nun warte da bis ich wieder komme, sagte der Spielmann und ging weiter.

Bald aber sprach er wiederum zu sich: „die Zeit wird mir lang, ich muß mir einen Gesellen holen;“ nahm die Geige und fidelte daß es eine Art hatte. Da kam ein Häslein daher gelaufen „Ach ein Haas kommt!“ rief der Spielmann. Aber das Thier sprach zu ihm: „ei! du lieber Spielmann, was fidelst du so schön, das mögt ich auch lernen.“ „Das ist bald gelernt, sprach der Spielmann, wenn du alles thun willst, was ich dich heiße.“ „Ja, antwortete das Häslein, ich will dir gehorchen, wie der Schüler seinem Meister.“ Nun gingen sie ein Stück Wegs zusammen, bis sie zu einer lichten Stelle im Wald kamen, darauf ein Espenbäumchen stand. Der Spielmann band dem Häslein einen langen Bindfaden um den weichen Hals, das andere Ende knüpfte er an den Stamm des Bäumchens und sprach darauf: „Häslein, munter! spring mir zwanzigmal um den Baum herum.“ Das Häslein thats und wies zwanzigmal herumgelau-

sen war, so hatte sich der Bindfaden zwanzigmal um den Stamm gewickelt und das Häschen war ganz fest und gefangen, und mogte ziehen und zerren wie es wollte, es schnitt sich nur den Faden in den Hals. „Nun warte da bis ich wiederkomme, sprach der Spielmann und ging fort.

Der Wolf aber hatte in der Weil gerückt, gezogen, an dem Stein gebissen und so lange gearbeitet, bis er die Pfoten wieder aus der Spalte brachte und frei wurde. Zornig rief er: „ich muß dem Spielmann nach, und muß ihn zerreißen!" Als ihn der Fuchs daher laufen sah, rief er: ‚ach, Bruder Wolf, mach mich frei der Spielmann hat mich betrogen." Da kam der Wolf und zog die Stämme herab und biß die Schnüre entzwei und beide liefen darauf dem Spielmann nach. Als sie das Häslein kommen sah, rief es um Hülfe; wie sie seine Stimme hörten gingen sie hin, und machten es los; dann suchten sie alle drei ihren Feind.

Der Spielmann aber hatte auf seinem Weg mit der Fidel sich wieder einen Gesellen herbeigespielt, denn ein armer Holzhauer zu dem der Klang gedrungen war, konnte sich nicht helfen, mußte seine Arbeit verlassen, und war mit dem Beil unter dem Arm gekommen ihm zuzuhören. Der Spielmann war freundlich gegen ihn, weil er nun einen Menschen gefunden hatte, und dachte nicht [illegible] anzuthun, ja er blieb stehen und spielte ihm das schönste und lieblichste vor, daß jenem das Herz aufging vor Freude. [illegible] der Holzhauer so stand und horchte sah er die drei

Thiere, den Wolf den Fuchs und das Häslein herankommen u merkte wohl, daß sie Böses vorhatten. Da erhob er seine blinken Axt und stellte sich vor den Spielmann, als wollt er sagen: „de darf niemand etwas thun, so lang ich die Axt schwingen kann! und als die Thiere das sahen, ward ihnen so Angst, daß sie in de Wald zurück liefen. Der Spielmann aber spielte dem arme Manne noch eins zum Gegendank, und zog dann weiter.

9.

Die zwölf Brüder.

Es war einmal ein König und eine Königin, die lebten i Frieden mit einander und hatten zwölf Kinder, das waren abe lauter Buben. Nun sprach der König zu seiner Frau: „wenn das dreizehnte Kind, das du zur Welt bringst, ein Mädchen ist, so sollen die zwölf Buben sterben, damit sein Reichthum gros wird und es das Königreich allein erhält.“ Er ließ auch zwölf Särge machen, die waren schon mit Hobelspäne gefüllt und in jedem lag das Todtenkißchen und ließ sie in eine verschloßene Stube bringen, davon gab er der Königin den Schlüssel und sprach, sie sollte niemand davon etwas sagen.

Die Mutter aber saß nun den ganzen Tag und trauerte, so daß der kleinste Sohn, der immer bei ihr war und den sie nach der Bibel Benjamin nannte, zu ihr sprach: „liebe Mutter, warum bist du so betraurig?“ “Liebstes Kind, antwortete sie, ich darf dirs nicht sagen.“ Er ließ ihr aber keine Ruhe, bis sie ging und die Stube aufschloß und ihm die zwölf Todtenladen

mit Hobelspänen schon gefüllt, zeigte und sprach: „mein liebster Benjamin, die hat dein Vater für dich und deine elf Brüder machen lassen, denn wenn ich ein Mädchen zur Welt bringe, so sollt ihr allesammt getödtet und in den Särgen da begraben werden.“ Da sagte der Sohn: „weine nicht, liebe Mutter, wir wollen uns helfen und wollen fortgehen.“ Sie sprach: „geh mit deinen elf Brüdern hinaus in den Wald, und einer setze sich immer auf den höchsten Baum, der zu finden ist und halte Wacht und schaue nach dem Thurm hier im Schloß. Gebär ich ein Söhnlein, so will ich eine weiße Fahne aufstecken und dann dürft ihr wieder kommen; gebär ich ein Töchterlein, so will ich eine rothe Fahne aufstecken, und dann flieht fort und der liebe Gott behüt euch. Alle Nacht will ich aufstehn und für euch beten: im Winter, daß ihr an einem Feuer euch wärmen könnt, im Sommer, daß ihr nicht in der Hitze schmachtet.“

Nachdem sie also ihre Söhne gesegnet hatte, gingen sie hinaus in den Wald. Einer hielt um den andern Wacht, fast auf der höchsten Eiche und schauete nach dem Thurm. Als elf Tage herum waren und die Reihe an Benjamin kam, da sah er wie eine Fahne aufgesteckt wurde, es war aber nicht die weiße, sondern die rothe Blutfahne, die verkündigte, daß sie alle sterben sollten. Wie die Brüder das nun hörten, wurden sie zornig und sprachen: sollten wir um eines Mädchens willen den Tod leiden; nun schwören wir, daß wo uns eins begegnet, wir uns rächen und sein rothes Blut fließen lassen.“

Darauf gingen sie tiefer in den großen Wald hinein und

mitten drin, wo er am dunkelſten war, fanden ſie ein kleines verwünſchtes Häuschen, das leer ſtand. Da ſprachen ſie: „hier wollen wir wohnen, und du Benjamin, du biſt der jüngſte und ſchwächſte, du ſollſt daheim bleiben und haushalten, wir wollen ausgehen und Eſſen holen.“ Nun zogen ſie in den Wald und ſchoſſen Haſen, wilde Rehe, Vögel und Täuberchen und was zu eſſen ſtand; das brachten ſie dem Benjamin, der mußts ihnen zurecht machen, damit ſie ihren Hunger ſtillen konnten. In dem Häuschen lebten ſie zehn Jahre zuſammen und die Zeit ward ihnen nicht lang.

Das Töchterchen, das ihre Mutter Königin geboren, war nun herangewachſen, war gar ſchön und hatte einen goldenen Stern auf der Stirne. Einmal, als große Wäſche war, ſah es darunter zwölf Mannshemden und fragte ſeine Mutter: „wem gehören dieſe zwölf Hemden, für den Vater ſind ſie doch viel zu klein?“ Da antwortete ſie mit ſchwerem Herzen: „liebes Kind, die gehören deinen zwölf Brüdern.“ Sprach das Fräulein: „wo ſind denn meine zwölf Brüder, von denen habe ich noch niemals gehört?“ Sie antwortete: „daß weiß Gott, wo ſie ſind, ſie irren in der Welt herum.“ Da nahm ſie das Mädchen und ſchloß ihm das Zimmer auf und zeigte ihm die zwölf Särge mit den Hobelſpänen und den Todtenkißchen. “Die ſprach ſie, waren für ſie beſtimmt, aber ſie ſind heimlich fortgegangen, eh du geboren warſt“ und erzählte ihm wie ſich alles zugetragen hatte. Da ſagte das Mädchen: „liebe Mutter, meine Ruhe, ich will gehen und meine Brüder ſuchen.“

[illegible] und ging fort, und gerade[illegible]

in den großen Wald hinein. Es ging den ganzen Tag, und am Abend kam es zu dem verwünschten Häuschen. Da trat es hinein und fand einen jungen Knaben, der fragte: „wo kommst du her und wo willst du hin?“ und erstaunte, daß sie so gar schön war, königliche Kleider trug und einen Stern auf der Stirne hatte. Da antwortete sie: „ich bin eine Königstochter und suche meine zwölf Brüder und will gehen, so weit der Himmel blau ist, bis ich sie finde.“ Und zeigte ihm die zwölf Hemder, die ihnen gehörten. Da sah Benjamin, daß es seine Schwester war, und sprach: „ich bin Benjamin, dein jüngster Bruder!“ Und sie fing an zu weinen vor Freude und Benjamin auch und sie küßten und herzten einander vor großer Liebe. Hernach sprach er: „Liebe Schwester, es ist noch ein Vorbehalt da, wir hatten beschlossen und verabredet, daß ein jedes Mädchen, das uns begegnete, sterben sollte, weil wir um ein Mädchen unser Königreich verlassen mußten.“ Da sagte sie: „ich will gern sterben, wenn ich damit meine zwölf Brüder erlösen kann.“ „Nein antwortete er, du sollst nicht sterben, setz dich unter diese Bütte bis die elf Brüder kommen, dann will ich schon einig mit ihnen werden.“ Also that sie; und wie es Nacht ward, kamen die ander von der Jagd und die Mahlzeit war bereit. Und als sie am Tisch saßen und aßen, fragten sie: „was giebts neues?“ Sprach Benjamin: „wißts ihr nichts?“ „Nein“ antworteten sie. Sprach er weiter: „ihr seid im Wald gewesen und ich bin daheim geblieben und weiß mehr als ihr.“ „So erzähl uns“ riefen sie. Antwortete er: „wißt ihr mir auch, daß das erste Mädchen das [illegible] werden?“ „Ja“ riefen sie alle,

das soll Gnade haben, erzähl uns nur.“ Da sprach er: „unsere Schwester ist da“ und hub die Butte auf, und die Königstochter kam herror in ihren königlichen Kleidern mit dem goldenen Stern auf der Stirne und war so schön zart und fein. Da freuten sie sich alle, fielen ihr um den Hals und küßten sie und hatten sie von Herzen lieb.

Nun blieb sie bei Benjamin zu Haus und half ihm in der Arbeit. Die elfe zogen in den Wald, suchten Wilder (Gewild), Rehe, Hasen, Vögel und Täuberchen, damit sie zu essen hatten und die Schwester und Benjamin sorgten, daß es zubereitet wurde. Sie suchte das Holz zum Kochen, und die Kräuter zum Gemüs und stellte zu am Feuer, also daß die Mahlzeit immer fertig war, wenn die elfe kamen. Sie hielt auch sonst Ordnung im Häuschen und deckte die Bettlein hübsch weiß und rein und die Brüder waren immer zufrieden und lebten in großer Einigkeit mit ihr.

Auf eine Zeit hatten die beide daheim eine schöne Kost zurecht gemacht und wie sie nun alle beisammen waren, setzten sie sich, aßen und tranken und waren voller Freude. Es war aber ein kleines Gärtchen an dem verwünschten Häuschen, darin standen zwölf Lilienblumen, die man auch Studenten heißt; nun wollte sie ihren Brüdern ein Vergnügen machen, brach die zwölf Blumen ab und dachte jedem aufs Essen eine zu schenken. Wie sie aber die Blumen abgebrochen hatte in demselben Augenblick waren die zwölf Brüder in zwölf Raben verwandelt und flogen über den Wald hin fort, und das Haus mit dem Garten war auch verschwunden. Da war nun das arme Mädchen allein in

dem wilden Wald und wie es sich umsah, so stand eine alte Frau neben ihm, die sprach: „ei! ei! mein Kind was hast du angefangen? warum hast du die zwölf weißen Blumen nicht stehen lassen, das waren deine Brüder, die sind nun auf immer in Raben verwandelt.“ Das Mädchen sprach weinend: „ist denn kein Mittel, sie zu erlösen?“ „Nein, sagte die Alte, es ist keins auf der ganzen Welt, als eins, das ist aber so schwer, daß du sie damit nicht befreien wirst, denn du must sieben Jahre stumm seyn, darfst nicht sprechen und nicht lachen und sprichst du ein einziges Wort und es fehlt nur eine Stunde an den sieben Jahren, so ist alles umsonst und deine Brüder werden von dem Wort getödtet.“

Da sprach das Mädchen in seinem Herzen: „ich will meine Brüder gewiß erlösen“ und ging und suchte einen hohen Baum, setzte sich darauf und spann und sprach nicht und lachte nicht. Nun trugs sich zu, daß ein König in dem Wald jagte, der hatte eine große Windel (Windhund), die lief zu dem Baum, wo das Fräulein drauf saß, sprang herum, schrie und bellte hinauf. Da kam der König herbei und sah die schöne Königstochter mit dem goldnen Stern auf der Stirne, und war so entzückt über ihre Schönheit daß er hinauf rief, ob sie seine Gemahlin werden wollte. Sie gab keine Antwort, nickte aber ein wenig mit dem Kopf; da stieg er selbst hinauf, trug sie herab, setzte sie auf sein Pferd und da ward die Hochzeit, obgleich die Braut stumm war und nicht lachte, mit großer Pracht und Freude gefeiert. Als sie ein paar Jahre mit einander vergnügt gelebt, fing die Mutter des Königs, die eine böse Frau war, an, die junge Königin zu ver-

läumden und ſprach zum König: „es iſt ein gemeines Bettelmädchen, daß du dir mitgebracht, wer weiß, was für Böſes ſie heimlich treibt. Wenn ſie ſtumm iſt und nicht ſprechen kann, ſo könnte ſie doch einmal lachen, aber wer nicht lacht, der hat ein böſes Gewiſſen.“ Der König wollte zuerſt nicht daran glauben, aber ſie trieb es ſo lang, bis er ſich endlich überreden ließ und ſie zum Tod verurtheilte.

Nun ward im Hof ein großes Feuer angezündet, darin ſie ſollte verbrannt werden und der König ſtand oben und ſahs mit weinenden Augen an, weil er ſie noch immer ſo lieb hatte. Und als ſie ſchon an den Pfahl feſtgebunden war und das Feuer ſchon nach ihren Kleidern die Zungen ſtreckte, da war eben der letzte Augenblick von den ſieben Jahren verfloſſen und in der Luft ließ ſich ein Geſchwirr hören. Zwölf Raben kamen hergezogen und ſenkten ſich nieder und wie ſie die Erde berührten, waren es ihre zwölf Brüder, die ſie erlöſt hatte. Sie riſſen das Feuer auseinander, löſchten die Flammen, machten ihre liebe Schweſter frei und küßten und herzten ſie. Nun durfte ſie ihren Mund aufthun und reden und erzählte dem König, wie es gekommen war, daß ſie ſtumm geweſen und niemals gelacht hatte, der freute ſich, daß ſie unſchuldig war, und ſie lebten nun alle zuſammen in Luſt und Einigkeit bis an ihren Tod. Die böſe Stiefmutter ward in ein Faß geſteckt, das mit ſiedendem Oehl und giftigen Schlangen angefüllt war und ſtarb eines böſen Todes.

10.

Das Lumpengesindel.

Hähnchen sprach zum Hühnchen: „die Nüsse sind reif geworden, da wollen wir mit einander auf den Berg gehen, und uns einmal recht satt daran essen, eh sie das Eichhorn alle wegholt.“ „Ja, antwortete das Hühnchen, komm, wir wollen uns eine Lust miteinander machen.“ Da gingen sie zusammen fort, auf den Berg und weil es ein heller Tag war, blieben sie bis zum Abend; nun weiß ich nicht, ob sie sich so dick gegessen, oder ob sie so übermüthig geworden waren, kurz sie wollten nicht zu Fuß nach Haus gehen, und das Hähnchen mußte einen kleinen Wagen von Nußschaalen bauen. Als er fertig war, setzte sich Hühnchen hinein und sagte zum Hähnchen: „du kannst dich nur immer vorspannen.“ — „Nein, sagte das Hähnchen, das wäre mir recht! lieber geh ich zu Fuß nach Haus, als das ich mich vorspannen lasse, so haben wir nicht gewettet; Kutscher will ich wohl seyn und auf dem Bock sitzen, aber selbst ziehen, das thu ich nicht.“

Wie sie so stritten, schnatterte eine Ente daher: „ihr Diebsvolk, wer hat euch geheißen in meinen Nußberg gehen, wartet, das soll euch schlecht bekommen“, ging damit auf das Hähnchen los. Aber Hähnchen war auch nicht faul, und stieg der Ente tüchtig zu Leib, endlich hackte es mit seinen Sporn so gewaltig, daß sie um Gnade bat und sich gern zur Strafe vor den Wagen spannen ließ. Hähnchen setzte sich nun auf den Bock und war Kutscher und darauf ging es fort in einem Jagen. „Ente lauf zu was du kannst!“ Als

sie ein Stück Weges gefahren waren, begegneten sie zwei Fußgängern, einer Stecknadel und einer Nähnadel. Die riefen halt! halt! und sagten, es würde gleich stichdunkel werden, da könnten sie keinen Schritt weiter, dabei wär es so schmutzig auf der Straße, ob sie nicht ein wenig einsitzen könnten; sie wären auf der Schneiderherberge vor dem Thor gewesen und hätten sich beim Bier verspätet. Das Hähnchen, da es magere Leute waren, die nicht viel Platz einnahmen, ließ sie beide einsteigen, doch mußten sie versprechen, ihm und seinem Hühnchen nicht auf die Füße zu treten. Spät Abends kamen sie zu einem Wirthshaus, und, weil sie die Nacht nicht weiter fahren wollten, die Ente auch nicht gut zu Fuß war und von einer Seite auf die andere fiel, kehrten sie ein. Der Wirth machte anfangs viel Einwendungen, sein Haus sey schon voll, gedachte auch wohl, es möchte keine vornehme Herrschaft seyn, endlich aber, da sie süße Reden führten, er solle das Ei haben, welches das Hühnchen unterwegs gelegt hatte, auch die Ente behalten, die alle Tage eins lege, so gab er nach. Nun ließen sie sich wieder frisch auftragen und lebten in Saus und Braus. Früh Morgens, als es erst dämmerte und noch alles schlief, weckte Hähnchen das Hühnchen, holte das Ei, pickte es auf und sie verzehrten es zusammen; die Schalen aber warfen sie auf den Feuerheerd. Dann gingen sie zu der Nähnadel, die noch schlief, packten sie beim Kopf und steckte sie in das Sesselkissen des Wirths, die Stecknadel aber in sein Handtuch, darauf flogen sie, mir nichts dir nichts, über die Heide davon. Die Ente, die unter freiem Himmel schlafen wollte und im Hof geblieben war, hörte sie fortschnurren, machte

sich munter und fand einen Bach, auf dem sie hinunter schwamm, und das ging geschwinder als vor dem Wagen. Ein paar Stunden darnach hob sich der Wirth aus den Federn, wusch sich und wollte sich am Handtuch abtrocknen, da zerriß er sich das Gesicht mit der Stecknadel; dann ging er in die Küche und wollte sich eine Pfeife anstecken, wie er aber an den Heerd kam, sprangen ihm die Eierschalen in die Augen. „Heute Morgen will mir Alles an meinen Kopf," sagte er, und setzte sich ärgerlich in seinen Großvaterstuhl — auweh! da traf ihn die Nähnadel noch schlimmer und nicht an den Kopf, so daß er vor Schrecken auffuhr. Nun war er vollends böse und hatte Verdacht auf die Gäste, die so spät gestern Abend gekommen waren, und wie er ging und sich nach ihnen umsah, waren sie fort. Da that er einen Schwur, kein Lumpengesindel mehr in sein Haus zu nehmen, das viel verzehrt, nichts bezahlt und obendrein zum Dank Schabernack treibt.

11.

Brüderchen und Schwesterchen.

Brüderchen nahm sein Schwesterchen an der Hand und sprach: „Seit die Mutter todt ist, haben wir keine gute Stunde mehr; die Stiefmutter schlägt uns alle Tage und wenn wir zu ihr kommen, stößt sie uns mit den Füßen fort. Die harten Brotkrusten, die übrig bleiben, sind unsere Speise und dem Hündlein unter dem Tisch geht's besser; dem wirft sie [illegible] zu. [illegible], wir

wollen miteinander in die weite Welt gehen.“ Sie gingen den ganzen Tag über Wieſen, Felder und Steine und wenn es regnete, ſprach das Schweſterchen: „Gott und unſere Herzen, die weinen zuſammen!“ Abends kamen ſie in einen großen Wald und waren ſo müd von Jammer, Hunger und dem langen Weg, daß ſie ſich in einen hohlen Baum ſetzten und einſchliefen.

Am andern Morgen, als ſie aufwachten, ſtand die Sonne ſchon hoch über den Bäumen und ſchien heiß in den Baum hinein. Da ſprach das Brüderchen: „Schweſterchen, mich dürſtet, wenn ich ein Brünnlein wüßte, ich ging' und tränk' einmal; ich mein', ich hört' eins rauſchen.“ Brüderchen ſtand auf, nahm Schweſterchen an der Hand und ſie wollten das Brünnlein ſuchen. Die böſe Stiefmutter aber war ein Hexe und hatte wohl geſehen, wie die beiden Kinder fortgegangen waren, war ihnen nachgeſchlichen, heimlich, wie die Hexen ſchleichen und hatte alle Brunnen im Wald verwünſcht. Als ſie nun ein Brünnlein fanden, das ſo glitzerig über die Steine ſprang, wollte das Brüderchen daraus trinken; aber das Schweſterchen hörte, wie es im Rauſchen ſprach: „Wer aus mir trinkt, wird ein Tiger! wer aus mir trinkt, wird ein Tiger!“ Da rief das Schweſterchen: Ach, ich bitt' dich, Brüderchen, trink' nicht, ſonſt wirſt du ein wildes Thier und zerreißeſt mich.“ Das Brüderchen trank nicht, ob es gleich ſo großen Durſt hatte und ſprach: „Ich will warten bis zur nächſten Quelle.“ Als ſie zum zweiten Brünnlein kamen, hörte das Schweſterchen, wie auch dieſes ſprach: „Wer aus mir trinkt, wird ein Wolf! wer aus mir trinkt, wird ein Wolf!“ Da rief das Schwe-

sterchen: Ach, Brüderchen, ich bitt dich, trink' nicht, sonst wirst du ein Wolf und frissest mich." Das Brüderchen trank nicht und sprach: „Ich will warten, bis wir zur nächsten Quelle kommen, aber dann muß ich trinken, du magst sagen, was du willst; mein Durst ist gar zu groß." Und als sie zum dritten Brünnlein kamen, hörte das Schwesterlein, wie es im Rauschen sprach: „Wer aus mir trinkt, wird ein Reh! wer aus mir trinkt, wird ein Reh!" Das Schwesterchen sprach: „Ach, Brüderchen, ich bitt' dich, trink' nicht, sonst wirst du ein Reh und läufst mir fort." Aber das Brüderchen hatte sich gleich bei dem Brünnlein nieder geknieet, hinab gebeugt und von dem Wasser getrunken und wie die ersten Tropfen auf seine Lippen gekommen waren, lag es da als ein Rehkälbchen.

Nun weinte das Schwesterchen über das arme, verwünschte Brüderchen und das Rehchen weinte auch und saß so traurig neben ihm. Da sprach das Mädchen endlich: „Sey still, liebes Rehchen, ich will dich ja nimmermehr verlassen." Dann band es sein goldenes Strumpfband ab und that es dem Rehchen um den Hals und rupfte Binsen und flocht ein weiches Seil daraus. Daran band es das Thierchen und führte es weiter und ging immer tie-

zartes Gras mit, das fraß es ihm aus der Hand und war vergnügt und spielte vor ihm herum. Abends wenn Schwesterchen müd war und sein Gebet gesagt hatte, legte es seinen Kopf auf den Rücken des Rehkälbchens, das war sein Kissen, darauf es sanft schlief. Und hätte das Brüderchen nur seine menschliche Gestalt gehabt, es wäre ein herrliches Leben gewesen.

Das dauerte nun eine Zeitlang, daß sie so allein in der Wildniß waren, da trug es sich zu, daß der König des Landes eine große Jagd in dem Wald hielt. Da schallte darin das Hörnerblasen, Hundegebell und das lustige Geschrei und das Rehlein hörte es und wär' gar zu gern dabei gewesen. „Ach, sprach es zum Schwesterlein, laß mich hinaus in die Jagd, ich kann's nicht länger mehr aushalten" und bat so lange, bis es einwilligte. „Aber, sprach es zu ihm, komm mir ja Abends wieder, vor den wilden Jägern schließ ich mein Thürlein; und damit ich dich kenne, so klopf und sprich: Mein Schwesterlein, laß mich herein! und wenn du nicht so sprichst, so schließ ich mein Thürlein nicht auf." Nun sprang das Rehchen hinaus und war ihm so wohl, und war so lustig in freier Luft. Der König und seine Jäger sahen das schöne Thierlein und setzten ihm nach, aber sie konnten es nicht einholen und wenn sie meinten, sie hätten es gewiß, da sprang es über das Gebüsch weg und war verschwunden. Wie's dunkel ward, lief es zu dem Häuschen, klopfte und sprach: „Mein Schwesterlein, laß mich herein" da ward ihm die kleine Thüre aufgethan, es ruhte die ganze Nacht auf seinem weichen Lager, und am andern Morgen ging die Jagd von neuem an, u.

das Rehlein wieder das Hüfthorn hörte und das ho! ho! der Jäger, da hatte es keine Ruh und sprach: „Schwesterchen, mach mir auf, ich muß hinaus.“ Das Schwesterchen öffnete ihm die Thüre und sprach: „Aber zu Abend mußt du wieder da seyn und dein Sprüchlein sagen.“ Als der König und seine Jäger das Rehlein mit dem goldenen Halsband wieder sahen, jagten sie ihm Alle nach, aber es war ihnen zu schnell und behend. Das währte den ganzen Tag; endlich aber hatten es die Jäger Abends umzingelt und einer verwundete es ein wenig am Fuß, so daß es hinken mußte und langsam fortlief. Da schlich er ihm nach bis zu dem Häuschen und hörte, wie es rief: „Mein Schwesterlein, laß mich herein!“ und sah, daß ihm die Thüre gleich aufgethan und alsbald wieder zugeschlossen wurde. Der Jäger behielt das Alles wohl im Sinn, ging zum König und erzählte ihm, was er gesehn und gehört hatte. Da sprach der König: „Morgen soll noch einmal gejagt werden.“

Das Schwesterchen aber war recht erschrocken, als das Rehkälbchen verwundet herein kam; es wusch ihm das Blut ab, legte Kräuter auf und sprach: „Geh auf dein Lager, lieb Rehchen, daß du wieder heil wirst.“ Die Wunde war aber so gering, daß das Rehchen am Morgen nichts mehr davon spürte und als es die Jagdlust wieder anheben hörte, sprach es: „Ich kann's nicht aushalten, ich muß dabei seyn; so bald soll mich auch Keiner krie-

als das Schwesterchen weinte und sprach: „Nun

ihr eine Kich laß dich nicht hin

Sie gab niß

das Hüfthorn höre, so mein' ich, ich müßt' aus den Schuhen springen!" Da konnte das Schwesterchen nicht anders und schloß ihm mit schwerem Herzen die Thüre auf und das Rehchen sprang ganz gesund und fröhlich in den Wald. Als es der König erblickte, sprach er zu seinen Jägern: „Nun jagt ihm nach den ganzen Tag bis in die Nacht, aber daß ihm Keiner etwas zu Leid thut." Wie die Sonne untergegangen war, da sprach der König zum Jäger: „nun komm und zeig mir das Waldhäuschen." Und als er vor dem Thürlein war, klopfte er an und rief: „Liebes Schwesterlein, laß mich herein!" Da ging die Thüre auf und der König trat hinein und da stand ein Mädchen, das war so schön wie er noch keins gesehen hatte. Das Mädchen aber war erschrocken, daß nicht sein Rehlein, sondern ein König mit goldener Krone herein gekommen war. Aber der König sah es freundlich an, reichte ihm die Hand und sprach: „Willst du mit mir gehen auf mein Schloß und meine liebe Frau werden?" „Ach, ja," antwortete das Mädchen, aber das Rehchen muß auch mit, das will ich nicht." Sprach der König: „Es soll bei dir bleiben, so lange du lebst und soll ihm an nichts fehlen." Indem kam es herein gesprungen, da band es das Schwesterchen wieder an das Binsenseil, nahm es selbst in die Hand und ging mit ihm aus dem Waldhäuschen hinaus.

Der König führte das schöne Mädchen in sein Schloß, wo die Hochzeit mit großer Pracht gefeiert wurde und es nun seine Frau Königin und lebten sie lange Zeit vergnügt zusammen; das Rehlein ward gehegt und gepflegt und sprang in dem Schloß

ten herum. Die böse Stiefmutter aber, um derentwillen die Kin
der in die Welt hinein gegangen waren, die meinte nicht anders
als Schwesterchen wäre von den wilden Thieren im Walde zer
rissen worden und Brüderchen als ein Rehkalb von den Jägern
todt geschossen. Als sie nun hörte, daß sie so glücklich waren und
es ihnen so wohl ging, da wurden Neid und Mißgunst in ihrem
Herzen reg und zwickten und nagten es, und sie hatte keinen an
dern Gedanken, als wie sie die Beiden doch noch ins Unglück brin
f könnte. Ihre rechte Tochter, die häßlich war wie die Nacht
nur ein Auge hatte, die machte ihr Vorwürfe und sprach:
„Eine Königin zu werden, das Glück hätte mir gebührt!“ „Sey
nur still, sagte die Alte und sprach sie zufrieden, wenn's Zeit ist,
will ich schon bei der Hand seyn.“ „Als nun die Zeit heran ge
rückt war und die Königin ein schönes Knäbchen zur Welt gebracht
hatte, und der König gerade auf der Jagd war, da nahm die
alte Hexe die Gestalt der Kammerfrau an, trat in die Stube,
wo die Königin lag und sprach zu der Kranken: „Kommt, das
Bad ist fertig, das soll euch wohlthun und stärken, geschwind,
eh es kalt wird.“ Ihre Tochter war auch bei der Hand und sie
trugen die schwache Königin in die Badstube, legten sie hinein,
gingen schnell fort und schlossen die Thüre ab. In der Badstube
aber hatten sie ein rechtes Höllenfeuer angemacht, daß die schöne
junge Königin bald ersticken mußte.

Als das geschehen war, nahm die Alte ihre Tochter und setzte
ihr eine Haube auf und legte sie ins Bett an der Königin Stelle.
Sie gab ihr auch die Gestalt und das Ansehen der Königin wie-

das verlorene Auge konnte sie ihr nicht wieder geben; damit aber der König nichts merken sollte, mußte sie sich auf die Seite legen, wo sie kein Aug' hatte. Am Abend, als der König heim kam und hörte, daß ihm ein Söhnlein geboren war, freute er sich herzlich und wollte ans Bett zu seiner lieben Frau gehen und wollte sehen, was sie machte. Da rief die Alte geschwind: „Bei Leibe, laßt die Vorhänge zu, die Königin darf noch nicht ins Licht sehen und muß Ruhe haben.“ Der König ging zurück, und wußte nicht, daß eine falsche Königin im Bette lag.

Als es aber Mitternacht war und alles schlief, da sah [illegible] Kinderfrau, die in der Kinderstube neben der Wiege saß und allein noch wachte: wie die Thüre aufging und die rechte Königin herein trat; sie nahm das Kind aus der Wiege, legte es in ihren Arm und gab ihm zu trinken. Dann schüttelte sie ihm sein Kißchen und legte es wieder hinein und deckte es mit dem Deckbettchen zu Sie vergaß aber auch das Rehchen nicht, ging in die Ecke, wo es lag, und streichelte ihm über den Rücken. Darauf ging sie ganz stillschweigend wieder zur Thüre hinaus und die Kinderfrau fragte am andern Morgen die Wächter, ob sie Jemand in der Nacht ins Schloß gehen gesehen; aber sie antworteten: „Nein, wir haben niemand gesehen!“ So kam sie viele Nächte und sprach niemals ein Wort dabei; die Kinderfrau sah sie imm [illegible]ute nicht Jemand etwas davon zu

[illegible]. da hub die Königin in

„Was

„Was macht mein Kind? Was macht mein Reh?
Nun komm ich noch zweimal und dann nimmermehr!"

Die Kinderfrau antwortete ihr nicht, aber als sie wieder verschwunden war, ging sie zum König und erzählte ihm Alles. Sprach der König: Ach Gott! was ist das! Ich will in der nächsten Nacht bei dem Kind wachen." Abends ging er auch in die Kinderstube, aber um Mitternacht erschien die Königin wieder und sprach:

„Was macht mein Kind? Was macht mein Reh?
Nun komm ich noch einmal und dann nimmermehr!"

und pflegte dann des Kindes, wie gewöhnlich, eh sie wieder verschwand. Der König getraute sich nicht, sie anzureden; aber die folgende Nacht wachte er wieder, da sprach sie abermals:

„Was macht mein Kind? Was macht mein Reh?
Nun komm ich noch diesmal und dann nimmermehr!"

Da konnte sich der König nicht zurückhalten, sprang zu ihr und sprach: „du kannst niemand anders seyn, als meine liebe Frau?" Da antwortete sie: „Ja, ich bin deine liebe Frau!" und hatte in dem Augenblick durch Gottes Gnade das Leben wieder erhalten, war frisch, roth und gesund. Darauf erzählte sie dem König den Frevel, den die böse Hexe und ihre Tochter an ihr begangen hatten. Der König ließ Beide vor Gericht führen und sie wurden verurtheilt; die Tochter ward in den Wald geführt, wo sie die wilden Thiere zerrissen, wie sie sie erblickten; die Hexe aber ward ins Feuer gelegt und mußte jammervoll verbrennen. Und wie sie davon verzehrt war, verwandelte sich auch das Rehkälbchen und

erhielt seine menschliche Gestalt wieder und Schwesterchen und Brüderchen lebten glücklich zusammen, bis an ihr Ende.

12.

Rapunzel.

Es war einmal ein Mann und eine Frau, die hatten sich schon lange ein Kind gewünscht und nie eins bekommen, endlich aber ward die Frau guter Hoffnung. Diese Leute hatten in ihrem Hinterhause ein kleines Fenster, daraus konnten sie in den Garten einer Zauberin sehen, der voll Blumen und Kräutern stand, allerlei Art, keiner aber durfte wagen, hineinzugehen. Eines Tages stand die Frau an diesem Fenster und sah hinab, da erblickte sie wunderschöne Rapunzeln auf einem Beet und wurde lüstern darnach, und wußte doch, daß sie keine davon bekommen konnte, daß sie ganz abfiel und elend wurde. Ihr Mann erschrack endlich und fragte nach der Ursach: „ach wenn ich keine von den Rapunzeln aus dem Garten hinter unserm Haus zu essen kriege, so muß ich sterben." Der Mann, welcher sie gar lieb hatte, dachte, es mag kosten was es will, so willst du ihr doch welche schaffen, stieg eines Abends über die hohe Mauer und stach in aller Eile eine Hand voll Rapunzeln aus, die er seiner Frau brachte. Die Frau machte sich sogleich Salat daraus, und aß sie in vollem Heißhunger auf. Sie hatten ihr aber so gut, so gut geschmeckt, daß sie den andern Tag noch dreimal soviel Lust bekam. Der Mann sah wohl, daß keine Ruh wäre, also stieg er noch einmal in den Garten, allein er erschrack gewaltig, als die Zauberin darin

ſtand und ihn heftig ſchalt, daß er es wage in ihren Garten zu kommen und daraus zu ſtehlen. Er entſchuldigte ſich, ſo gut er konnte, mit dem Gelüſten ſeiner Frau, und wie gefährlich es ſey, ihr jetzt etwas abzuſchlagen, endlich ſprach die Zauberin: „ich will mich zufrieden geben und dir ſelbſt geſtatten Rapunzeln mitzunehmen, ſo viel du willſt, wofern du mir das Kind geben wirſt, das deine Frau gebiert.“ In der Angſt ſagte der Mann alles zu, und als die Frau in Wochen kam, erſchien die Zauberin ſogleich, nannte das kleine Mädchen Rapunzel und nahm es mit ſich fort.

Dieſes Rapunzel wurde das ſchönſte Kind unter der Sonne, wie es aber zwölf Jahr alt war, ſo ſchloß es die Zauberin in einen hohen hohen Thurm, der hatte weder Thür noch Treppe, nur bloß ganz oben war ein kleines Fenſterchen. Wenn nun die Zauberin hinein wollte, ſo ſtand ſie unten und rief:

„Rapunzel, Rapunzel!
laß mir dein Haar herunter.“

Rapunzel hatte aber prächtige lange Haare, fein wie geſponnen Gold, und wenn die Zauberin ſo rief, ſo band ſie ihre Zöpfe los, wickelte ſie oben um einen Fenſterhaken und dann fielen die Haare zwanzig Ellen tief hinunter und die Zauberin ſtieg daran hinauf.

Eines Tages kam nun ein junger Königsſohn durch den Wald, wo der Thur
hm und hört
ie verliebte.
ur ſo hoch re

er alle Tage in den Wald hin, bis er einstmals die Zauberin kommen sah, die sprach:

„Rapunzel, Rapunzel!
laß dein Haar herunter."

Darauf sah er wohl, auf welcher Leiter man in den Thurm kommen konnte. Er hatte sich aber die Worte wohl gemerkt, die man sprechen mußte, und des andern Tages, als es dunkel war, ging er an den Thurm und sprach hinauf:

Rapunzel, Rapunzel,
laß dein Haar herunter!

da ließ sie die Haare los, und wie sie unten waren, machte er sich daran fest und wurde hinaufgezogen.

Rapunzel erschrack nun anfangs, bald aber gefiel ihr der junge König so gut, daß sie mit ihm verabredete, er solle alle Tage kommen und hinaufgezogen werden. So lebten sie lustig und in Freuden eine geraume Zeit, und hatten sich herzlich lieb, wie Mann und Frau. Die Zauberin aber kam nicht dahinter, bis eines Tages das Rapunzel anfing und zu ihr sagte: sag' sie mir doch Frau Gothel, sie wird mir viel schwerer heraufzuziehen als der junge König." Ach du gottloses Kind, sprach die Zauberin, was muß ich von dir hören, und sie merkte gleich, daß sie betrogen wäre, und war ganz aufgebracht. Da nahm sie die schönen Haare Rapunzels, schlug sie ein paar Mal [illegible] Hand, griff eine Scheere, mit der rechten [illegible] hatten. Dar- [illegible] Wasch, [illegible] ihr sehr küm-

merlich erging und sie nach Verlauf einiger Zeit Zwillinge, einen Knaben und ein Mädchen gebar.

Denselben Tag aber, wo sie Rapunzel verstoßen hatte, machte die Zauberin Abends die abgeschnittenen Haare oben am Haken fest, und als der Königssohn kam:

Rapunzel, Rapunzel,
laß dein Haar herunter!

so ließ sie zwar die Haare nieder, allein wie erstaunte er, als er statt seines geliebten Rapunzels die Zauberin fand. „Weißt du was, sprach die erzürnte Zauberin, Rapunzel ist für dich Böse-wicht auf immer verloren!"

Da wurde der Königssohn ganz verzweifelnd und stürzte sich gleich den Thurm hinab; das Leben brachte er davon, aber die beiden Augen hatte er sich ausgefallen. Traurig irrte er im Wald umher, aß nichts als Gras und Wurzeln, und that nichts als weinen. Einige Jahre nachher gerieth er in jene Wüstenei, wo Rapunzel kümmerlich mit ihren Kindern lebte; ihre Stimme däuchte ihm so bekannt, und in demselben Augenblick erkannte sie ihn auch und fiel ihm um den Hals. Zwei von ihren Thränen aber fielen in seine Augen, da wurden sie wieder klar und er konnte damit sehen, wie sonst.

13.

Die drei Männlein im Walde.

Es war ein [illegible] und eine Frau, der starb ihr Mann [illegible] eine Tochter und di.

Frau hatte auch eine Tochter. Die Mädcher waren mit einander bekannt und gingen zusammen spaziren und kamen hernach zu der Frau ins Haus. Da sprach sie zu des Mannes Tochter: „hör, sag deinem Vater, ich wollt ihn heirathen, dann sollst du jeden Morgen dich in Milch waschen und Wein trinken, meine Tochter aber soll sich in Wasser waschen und Wasser trinken.“ Das Mädchen ging nach Haus und erzählte seinem Vater, was die Frau gesprochen hatte. Der Mann sprach: „was soll ich thun? das Heirathen ist eine Freude und ist auch eine Qual!“ Endlich zog er seinen Stiefel aus und sagte: „nimm diesen Stiefel, der hat in der Sohle ein Loch, geh damit auf den Boden, häng ihn an den großen Nagel und gieß dann Wasser hinein. Hält er das Wasser so will ich wieder eine Frau nehmen, läufts aber durch, so will, ich nicht.“ Das Mädchen that wie ihm geheißen war; aber das Wasser zog das Loch zusammen und der Stiefel ward voll bis obenhin. Nun meldete es seinem Vater, wie's ausgefallen war; er stieg selbst hinauf und als er sah, daß es seine Richtigkeit hatte, ging er zu der Wittwe und freite sie und die Hochzeit ward gehalten.

Am andern Morgen, als die beiden Mädchen sich aufmachten, da stand vor des Mannes Tochter Milch zum Waschen und Wein zum Trinken, vor der Frau Tochter aber stand Wasser zum Waschen und Wasser zum Trinken. Am zweiten Morgen stand Wasser zum Waschen und Wasser zum Trinken so gut vor des Mannes Tochter als vor der Frau Tochter. Und am dritten Morgen stand Wasser zum Waschen und Wasser zum Trinken vor des

Mannes Tochter und Milch zum Waschen und Wein zum Trinken vor der Frau Tochter und dabei bliebs. Die Frau ward auf ihrer Stieftochter spinnefeind und wußte nicht, wie sie es ihr von einem Tag zum andern schlimmer machen sollte. Auch war sie neidisch, weil ihre Stieftochter schön und lieblich, ihre rechte Tochter aber häßlich und widerlich war.

Einmal im Winter, als es steinhart gefroren hatte und Berg und Thal vollgeschneit lag, machte die Frau ein Kleid von Papier, rief dann das Mädchen und sprach: „da zieh das Kleid an, und geh in den Wald und hol mir ein Körbchen voll Erdbeeren, ich habe Lust darnach." Ei, du lieber Gott, sagte das Mädchen, im Winter wachsen ja keine Erdbeeren, die Erde ist gefroren und der Schnee hat auch alles zugedeckt. Wie soll ich in dem Papierkleide gehen? es ist draußen so kalt, daß einem der Athem friert, da weht ja der Wind hindurch und die Dornen reißen mirs vom Leib." „Willst du mir noch widersprechen? sagte die Stiefmutter, mach, daß du fortkommst und laß dich nicht eher wieder sehen, als bis du das Körbchen voll Erdbeeren hast." Dann gab sie ihm noch ein Stückchen hartes Brot und sprach: "davon kannst du für den Tag essen;" und dachte, draußen wirds verfrieren und verhungern, und mir nimmermehr wieder vor die Augen kommen.

Nun war das Mädchen
und ging mit dem Körbchen
die Weite und Breite und ke
es in den Wald kam, sah e

ten drei kleine Haule-Männerchen, denen wünschte es die Tageszeit und klopfte an der Thüre. Sie riefen herein und es ging in die Stube und setzte sich auf die Bank am Ofen, da wollte es sich wärmen und sein Frühstück essen. Die Haule-Männerchen sprachen: „gieb uns auch etwas davon.“ „Gern“ sprach es, theilte sein Stückchen Brot entzwei und gab ihnen die Hälfte. Sie sprachen: „was willst du zur Winterzeit in deinem Kleidchen hier im Wald?“ „Ach, antwortete es, ich soll ein Körbchen voll Erdbeeren suchen, und darf nicht eher nach Haus kommen, als wenn ich es mitbringe.“ Als es nun sein Brot gegessen, gaben sie ihm einen Besen und sprachen: „damit kehre an der Hinterthüre den Schnee weg.“ Wie es aber draußen war, sprachen die drei Männerchen untereinander: „was sollen wir ihm schenken, weil es so artig und gut ist und sein Brot mit uns getheilt hat?“ Da sagte der erste:“ ich schenke ihm, daß es jeden Tag schöner wird.“ Der zweite sprach: „ich schenk ihm, daß die Goldstücke ihm aus dem Mund fallen, so oft es ein Wort spricht.“ Der dritte sprach: „ich schenk ihm, daß ein König kommt und es zu seiner Gemahlin macht“

Das Mädchen aber kehrte mit dem Besen der Haule-Männerchen den Schnee hinter dem kleinen Hause weg, und fand darunter alles roth von schönen, reifen Erdbeeren. Da rafte es in einer Freude sein Körbchen voll, dankte den kleinen Männern, nahm Abschied von ihnen und lief nach Haus und wollte es der Stiefmutter bringen. Und wie es eintrat und „guten Abend“ sagte, fiel schon ein Goldstück ihm aus dem Mund. Darauf er-

zählte es, was ihm im Walde begegnet war, aber bei jedem Worte, das es sprach, fielen ihm die Goldstücke aus dem Mund, so daß bald das ganze Haus reich wurde. Die Stiefschwester aber wurde neidisch darüber und lag der Mutter beständig an, daß sie es auch in den Wald schicken mögte, die wollte aber nicht und sprach: „nein, mein lieb Töchterchen, es ist zu kalt, du könntest mir verfrieren," weil es sie aber stets plagte und ihr keine Ruhe ließ, gab sie endlich ihren willen, nähte ihm aber vorher einen prächtigen Pelzrock, den es anziehen mußte, und gab ihm Butterbrot und Kuchen mit auf den Weg.

Das Mädchen ging in den Wald und gerade nach dem kleinen Häuschen. Die drei kleinen Haule-Männer guckten wieder, aber es grüßte sie nicht, ging ohne weiteres zur Stube hinein, setzte sich an den Ofen und fing an sein Butterbrot und seinen Kuchen zu essen. „Gieb uns doch davon," riefen die Kleinen, aber es antwortete: „das schickt mir selber nicht, wie sollt ich anderm noch davon abgeben!" Wie es nun fertig war mit dem Essen, sprachen sie: „da hast du einen Besen, kehr uns vor der Hinterthür rein." „Ei, kehrt euch selber, antwortete es, ich bin eure Magd nicht." Wie es sah, daß sie ihm nichts schenken wollten, ging es zur Thüre hinaus. Da sprachen die kleinen Männer untereinander: „was sollen wir ihm schenken, weil es so unartig ist und ein böses neidisches Herz hat, das niemand etwas gönnt!" Der erste sprach: „ich schenk ihm, daß es jeden Tag häßlicher wird." Der zweite sprach: „ich schenk ihm, daß ihm bei jedem Wort, daß es spricht eine Kröte aus dem Mund

springt.“ Der dritte sprach: „ich schenk ihm daß es eines Unglücklichen Todes stirbt.“ Das Mädchen suchte draußen nach Erdbeeren, als es aber keine fand, ging es verdrießlich nach Haus. Und wie es den Mund aufthät und seine Mutter erzählen wollte, was ihm im Walde begegnet war, da sprang ihm bei jedem Wort eine Kröte aus dem Mund, so daß alle einen Abscheu vor ihm bekamen.

Nun ärgerte sich die Stiefmutter noch viel mehr und dachte nur darauf, wie sie der Tochter des Mannes alles Herzeleid anthun wollte, die doch alle Tage an Schönheit zunahm. Endlich nahm sie einen Kessel, setzte ihn zum Feuer und sott Garn darin. Als es gesotten war, gab sie es dem armen Mädchen und eine Axt dazu, damit sollte es auf den gefrorenen Fluß gehen, ein Eisloch hauen und das Garn schlittern. Nun war es gehorsam ging hin und haute ein Loch und mitten im Hauen kam ein prächtiger Wagen hergefahren, worin der König saß. Der hielt still und fragte: „mein Kind, was machst du da?“ „Ich bin ein armes Mädchen und schlitte.e Garn.“ Da wurde der König mitleidig und als er sah, wie es so gar schön war, sprach er: willst du mit mir fahren?“ „Ach ja von Herzen gern“ antwortete es, denn es war froh, daß es der Mutter und Schwester aus den Augen kommen sollte.

Also stieg es in den Wagen und fuhr mit dem König fort, und als sie auf sein Schloß gekommen waren, ward die Hochzeit mit großer Pracht gefeiert, wie es die kleinen Männlein dem Mädchen geschenkt hatten. Ueber ein Jahr gebar die junge Kö-

nigin einen Sohn und als die Stiefmutter, die gehört hatte, was für ein Glück ihm zu Theil geworden, das vernahm, so kam sie mit ihrer Tochter gegangen und that, als wollten sie einen Besuch machen. Als aber der König einmal hinausgegangen und sonst niemand zugegen war, packte das böse Weib sie am Kopf und ihre Tochter an den Füßen, hoben sie aus dem Bett und warfen sie zum Fenster hinaus in den vorbei fließenden Strom. Dann nahm sie ihre häßliche Tochter, legte sie ins Bett und deckte sie bis über den Kopf zu. Als der König wieder zurück kam und mit seiner Frau sprechen wollte, rief die Alte: „still, still! jetzt geht das nicht, sie liegt in großem Schweiß, ihr müßt sie heute ruhen lassen." Der König dachte nichts böses dabei und kam erst den andern Morgen wieder, und wie er mit seiner Frau sprach und sie ihm antworten mußte, sprang bei jedem Wort eine Kröte hervor, während sonst ein Goldstück herausgefallen war. Da fragte er, was das wäre, aber die Alte sprach, das hätte sie von dem großen Schweiß gekriegt und würde sich schon wieder verlieren.

In der Nacht aber sah der Küchenjunge, wie eine Ente durch die Goße geschwommen kam und sprach:

„König, was machst du?
schläfts du, oder wachst du?"

Und als er keine Antwort gab, sprach sie:

„was machen meine Gäste?"

Da antwortete der Küchenjunge:

„Sie schlafen feste."

Fragte sie weiter:

„Was macht mein Kindelein?"

Antwortete er:

„Es schläft in der Wiege fein."

Da ging sie in der Königin Gestalt hinauf, gab ihm zum trinken, schüttelte ihm sein Bettchen, deckte es zu, und schwomm als Ente wieder durch die Gosse fort. So kam sie zwei Nächte, in der dritten sprach sie zu dem Küchenjungen: „geh und sage dem König, daß er das Schwert nimmt und auf der Schwelle dreimal schwingt über mir." Da lief der Küchenjunge und sagte es dem König, der kam mit seinem Schwert und schwangs dreimal über dem Geist, und beim drittenmal stand seine Gemahlin vor ihm, frisch, lebendig und gesund, wie sie vorher gewesen war.

Nun war der König in großer Freude und hielt die Königin in einer Kammer verborgen bis auf den Sonntag, wo das Kind getauft werden sollte. Und als es getauft war, sprach er: „was gehört einem Menschen, der den andern aus dem Bett trägt und ins Wasser wirft." "Ei, antwortete die Alte, daß sie in ein Faß gesteckt wird, das mit Nägeln ausgeschlagen ist, und den Berg hinab ins Wasser gerollt." Da ließ der König ein solches Faß holen und die Alte mit ihrer Tochter hineinstecken, dann ward der Boden zugehämmert und das Faß bergab gekuttelt, bis es in den Fluß rollte.

14.

Die drei Spinnerinnen.

Es war ein Mädchen faul und wollte nicht spinnen, und die Mutter mogte sagen was sie wollte, sie konnte es nicht dazu bringen: endlich übernahm die Mutter einmal Zorn und Ungeduld, daß sie ihm Schläge gab, worüber es laut zu weinen anfing. Nun fuhr gerade die Königin vorbei und als sie das Weinen hörte, ließ sie anhalten, trat in das Haus und fragte die Mutter, warum sie ihre Tochter schlüge, daß man draußen das Weinen höre. Da schämte sich die Frau, daß sie die Faulheit ihrer Tochter sollte offenbaren und sprach: „ich kann sie nicht vom Spinnen abbringen, sie will immer und ewig spinnen und ich bin arm und kann den Flachs nicht herbeischaffen.“ „Ei, antwortete die Königin, ich hör nichts lieber als spinnen und bin nicht vergnügter als wenn die Räder schnurren; gebt mir eure Tochter mit ins Schloß, ich habe Flachs genug, da soll sie spinnen, so viel sie Lust hat.“ Die Mutter wars von Herzen gern zufrieden und die Königin nahm das Mädchen mit. Als sie ins Schloß gekommen waren, führte sie es hinauf zu drei Kammern, die lagen von unten bis oben voll vom schönsten Flachs. „Nun spinn mir diesen Flachs, sprach sie, und wenn du es fertig bringst, so sollst du meinen ältesten Sohn zum Gemahl haben; bist du gleich arm, so acht ich nicht darauf, dein unverdroßener Fleiß ist Ausstattung genug.“ Das Mädchen erschrack innerlich, denn es konnte den Flachs nicht spinn[illegible] gewarden und hätte jeden

Tag von Morgen bis Abend dabei gesessen. Als es nun allein war fing es an zu weinen und saß so drei Tage, ohne die Hand zu rühren. Am dritten Tage kam die Königin und als sie sah, daß noch nichts gesponnen war, verwunderte sie sich, aber das Mädchen entschuldigte sich damit, daß es vor großer Betrübniß über die Entfernung aus seiner Mutter Hause noch nicht hätte anfangen können. Das ließ sich die Königin gefallen, sagte aber beim weggehen: „Morgen mußt du aber anfangen zu arbeiten.“

Als nun das Mädchen wieder allein war, wußte es sich nicht mehr zu rathen und zu helfen und trat in seiner Betrübniß vor das Fenster. Da sah es drei Weiber herkommen, davon hatte die erste einen breiten Platschfuß, die zweite hatte eine so große Unterlippe, daß sie über das Kinn herunterhing, und die dritte einen breiten Daumen. Als sie vor dem Fenster waren, blieben sie stehen, schauten hinauf und trugen dem Mädchen ihre Hülfe an und sprachen: „willst du uns zur Hochzeit einladen, dich unser nicht schämen und uns deine Basen heißen, auch an deinen Tisch setzen, so wollen wir dir den Flachs wegspinnen und das in kurzer Zeit.“ „Ei, von Herzen gern, antwortete es, kommt nur herein und fangt gleich die Arbeit an.“ Da ließ es die drei seltsamen Weiber herein und machte in der ersten Kammer eine Lücke, wo sie sich hinein setzten und ihr Spinnen anhuben. Die eine zog den Faden und trat das Rad, die andere netzte den Faden, die dritte drehte ihn und schlug mit dem Finger auf den Tisch und so oft sie schlug, fiel eine Zahl aufs feinste gesponnenen Garn zur Erde. Vor der Königin verbarg sie die drei

Spinnerinnen und zeigte ihr, so oft sie kam, die Menge des gesponnenen Garns, das diese nicht genug loben konnte. Als die erste Kammer leer war, gings an die Zweite, endlich an die dritte und die war auch bald zu Ende Nun nahmen die drei Abschied und sagten zum Mädchen: „vergiß nicht, was du uns versprochen hast; es wird dein Glück seyn.“

Als das Mädchen der Königin die leere Kammern und den Haufen Garn zeigte, richtete sie die Hochzeit aus und der Bräutigam freute sich, daß er eine so geschickte und fleißige Frau bekäme und lobte sie gar sehr. Ich habe drei Basen, sprach das Mädchen, da sie mir viel gutes gethan, ich wollte sie nicht gern in meinem Glück vergessen, erlaubt doch, daß ich sie zu der Hochzeit einlade und daß sie mit an dem Tisch sitzen.“ Die Königin und der Bräutigam gaben gern ihre Einwilligung. Als nun das Fest anhub, traten die drei Jungfern, in wunderlicher Tracht herein, und die Braut sprach: „seyd willkommen, liebe Basen.“ „Ach, sagte der Bräutigam, wie kommst du zu der garstigen Freundschaft!“ Darauf ging er zu der einen mit dem breiten Platschfuß und fragte: „warum habt ihr einen solchen breiten Fuß?“ „Vom Treten, antwortete sie, vom Treten.“ Da ging der Bräutigam zur zweiten und sprach: „wovon habt ihr nur die herunterhängende Lippe?“ „Vom Lecken, antwortete sie, vom Lecken!“ Da fragte er die dritte: „wovon habt ihr den breiten Daumen?“ Vom Faden drehen, antwortete sie, vom Faden drehen!“ Da erschrack

der Königssohn [illegible] so soll mir nun und nimmermehr

meine ſchöne Braut ein Spinnrad anrühren!" Damit war ſie das böſe Flachsſpinnen los.

15.

Hänſel und Grethel.

Vor einem großen Walde wohnte ein armer Holzhacker, der hatte nichts zu beißen und zu brechen und kaum das tägliche Brod für ſeine Frau und ſeine zwei Kinder, Hänſel und Grethel. Endlich kam die Zeit, da konnte er auch das nicht ſchaffen, und wußte keine Hülfe mehr für ſeine Noth. Wie er ſich nun Abends vor Sorge im Bett herumwälzte, ſprach ſeine Frau zu ihm: „höre Mann, morgen früh nimm die beiden Kinder, gieb jedem noch ein Stückchen Brot, dann fähr ſie hinaus in den Wald, mitten inne, wo er am dickſten iſt, da mach ihnen ein Feuer an, und dann geh weg und laß ſie dort allein, wir können ſie nicht länger ernähren." „Mein Frau, ſagte der Mann, das kann ich nicht über mein Herz bringen, meine eigenen lieben Kinder den wilden Thieren im Wald zu bringen, die ſie bald würden zerrißen haben." „Nun, wenn du das nicht thuſt, ſprach die Frau, ſo müſſen wir alle miteinander Hungers ſterben;" und ließ ihm keine Ruhe, bis er einwilligte.

Die zwei Kinder waren auch noch vor Hunger wach geweſen, und hatten mit angehört, was die Mutter zum Vater geſagt hatte. Grethel dachte, nun iſt es um mich geſchehen und fing erbärmlich an zu weinen, Hänſel aber ſprach: „ſey ſtill, Grethel,

und

und grâm dich nicht, ich will uns helfen.“ Damit ſtieg er auf, zog ſein Röcklein an, machte die Unterthüre auf und ſchlich hinaus. Da ſchien der Mond hell und die weißen Kieſelſteine glänzten wie lauter Batzen. Hänſel bückte ſich und ſteckte ſo viel in ſein Rocktäſchlein als nur hinein wollten, dann ging er zurück ins Haus. „Tröſte dich, Grethel, und ſchlaf nur ruhig,“ ſprach legte ſich wieder ins Bett und ſchlief ein.

Morgens früh, ehe die Sonne noch aufgegangen war, kam die Mutter und weckte ſie alle beide: „ſteht auf, ihr Kinder, wir wollen in den Wald gehen; da hat jedes von euch ein Stücklein Brot, aber haltets zu Rathe und hebts euch für den Mittag auf.“ Grethel nahm das Brot unter die Schürze, weil Hänſel die Steine in der Taſche hatte, dann machten ſie ſich auf den Weg zum Wald hinein. Wie ſie ein Weilchen gegangen waren, ſtand Hänſel ſtill und guckte nach dem Haus zurück, bald darauf wieder und immer wieder. Der Vater ſprach: „Hänſel, was guckſt du zurück und hältſt dich auf, hab Acht und heb deine Beine auf.“ — „Ach, Vater, ich ſeh nach meinem weißen Kätzchen, das ſitzt oben auf dem Dach und will mir Ade ſagen.“ Die Mutter ſprach: „ei Narr, das iſt dein Kätzchen nicht, das iſt die Morgenſonne, die auf den Schornſtein ſcheint.“ Hänſel aber hatte nicht nach dem Kätzchen geſehen, ſondern immer einen von den blanken Kieſelſteinen aus ſeiner Taſche auf den Weg geworfen.

Wie ſie mitten in den Wald gekommen waren, ſprach der Vater: „nun ſammelt Holz, ihr Kinder, ich will ein Feuer machen, daß ihr nicht frieren.“ Hänſel und Grethel trugen

Reisig zusammen, einen kleinen Berg hoch. Da steckten sie es an, und wie die Flamme recht groß brannte, sagte die Mutter: „nun legt euch ans Feuer und schlaft, wir wollen in dem Wald das Holz fällen, wartet, bis wir wieder kommen, und euch abholen.“

Hänsel und Grethel saßen an dem Feuer, bis Mittag, da aß jedes sein Stücklein Brot; sie glaubten, der Vater wär noch im Wald, weil sie die Schläge seiner Axt hörten, aber das war ein Ast, den er an einen Baum gebunden hatte und den der Wind hin und her schlug. Nun warteten sie bis zum Abend, aber Vater und Mutter blieben aus, und niemand wollte kommen und sie abholen. Wie es nun finstere Nacht wurde, fing Grethel an zu weinen, Hänsel aber sprach: „wart nur ein Weilchen, bis der Mond aufgegangen ist. Und als der Mond aufgegangen war, faßte er die Grethel bei der Hand, da lagen die Kieselsteine, und schimmerten wie neugeschlagene Batzen und zeigten ihnen den Weg. Da gingen sie die ganze Nacht durch, und wie es Morgen war, kamen sie wieder bei ihres Vaters Haus an. Der Vater freute sich von Herzen, als er seine Kinder wieder sah, denn es hatte ihm weh gethan, wie er sie allein gelassen, die Mutter stellte sich auch, als wenn sie sich freute, heimlich aber war sie bös.

Nicht lange darnach, war wieder kein Brot im Hause und Hänsel und Grethel hörten, wie Abends die Mutter zum Vater sagte: „einmal haben die Kinder den Weg zurückgefunden und da habe ichs gut seyn lassen; aber jetzt ist wieder nichts, als nur noch ein halber Laib Brot im Haus, du mußt sie morgen tiefer in den Wald führen, daß sie den Weg nicht zurück finden, es ist

sonst keine Hülfe für uns mehr.“ Dem Manne fiels schwer aufs Herz, und er gedachte, es wäre doch besser, wenn du den letzten Bissen mit deinen Kindern theiltest, weil er es aber einmal gethan hatte, so dürfte er nicht nein sagen. Als die Kinder das Gespräch gehört hatten, stand Hänsel auf und wollte wieder Kieselsteine auflesen, wie er aber an die Thüre kam, da hatte sie die Mutter zugeschlossen. Doch tröstete er die Grethel und sprach: „schlaf nur, lieb Grethel, der liebe Gott wird uns schon helfen.“

Morgens früh erhielten sie ihr Stücklein Brot, noch kleiner als das vorigemal. Auf dem Wege bröckelte es Hänsel in der Tasche, stand oft still, und warf ein Bröcklein an die Erde. „Was bleibst du immer stehen, Hänsel, und guckst dich um, sagte der Vater, geh deiner Wege.“ — „Ach! ich seh nach meinem Täubchen, das sitzt auf dem Dach und will mir Ade sagen.“ — „du Narr, sagte die Mutter, das ist dein Täubchen nicht, das ist die Morgensonne, die auf den Schornstein oben scheint.“ Hänsel aber zerbröckelte all sein Brot, und warf die Bröcklein auf den Weg.

Die Mutter führte sie noch tiefer in den Wald hinein, wo sie ihr Lebtag nicht gewesen waren, da sollten sie wieder bei einem großen Feuer sitzen und schlafen, und Abends wollten die Eltern kommen und sie abholen. Zu Mittag theilte Grethel ihr Brot mit Hänsel, weil der seins all auf den Weg gestreut hatte, aber der Mittag verging und der Abend verging, und niemand kam zu den armen Kindern. Hänsel tröstete die Grethel und sagte: „wart, wenn der Mond aufgeht, dann seh ich die Bröck-

lein Brot, die ich ausgestreut habe, die zeigen uns den Weg nach Haus." Der Mond ging auf, wie aber Hänsel nach den Brödlein sah, da waren sie weg, die viel tausend Vöglein in dem Wald die hatten sie gefunden und aufgepickt. Hänsel meinte doch den Weg nach Haus zu finden und zog die Grethel mit sich, aber sie verirrten sich bald in der großen Wildniß und gingen die Nacht und den ganzen Tag, da schliefen sie vor Müdigkeit ein. Dann gingen sie noch einen Tag, aber kamen nicht aus den Wald heraus, und waren so hungrig, denn sie hatten nichts zu essen, als ein paar kleine Beerlein, die auf der Erde standen.

Als sie am dritten Tage wieder bis zu Mittag gegangen waren, da kamen sie an ein Häuslein, das war ganz aus Brod gebaut und war mit Kuchen gedeckt, und die Fenster waren von hellem Zucker. „Da wollen wir uns niedersetzen und uns satt essen, sagte Hänsel; ich will vom Dach essen, iß du vom Fenster, Grethel, das ist fein süß für dich." Wie nun Grethel an dem Zucker knuperte, rief drinnen eine feine Stimme:

„knuper, knuper, Kneischen!
„wer knupert an meinem Häuschen!"

Die Kinder antworteten:

„der Wind! der Wind!
„das himmlische Kind!"

Und aßen weiter. Grethel brach sich eine ganze runde Fensterscheibe heraus und Hänsel riß sich ein gewaltig Stück Kuchen vom Dach ab. Da ging die Thüre auf und eine steinalte Frau kam herausgeschlichen. Hänsel und Grethel erschracken so gewaltig,

daß sie fallen ließen, was sie in Händen hatten. Die Alte aber wackelte mit dem Kopf und sagte: „ei, ihr lieben Kinder, wo seyd ihr denn hergelaufen, kommt herein mit mir, ihr sollts gut haben," faßte beide an der Hand und führte sie in ihr Häuschen. Da ward gutes Essen aufgetragen, Milch und Pfannkuchen mit Zucker, Aepfel und Nüsse, und dann wurden zwei schöne Bettlein bereitet, da legten sich Hänsel und Grethel hinein, und meinten sie wären wie im Himmel.

Die Alte aber war eine böse Hexe, die lauerte den Kindern auf, und hatte um sie zu locken ihr Brodhäuslein gebaut, und wenn eins in ihre Gewalt kam, da machte sie es todt, kochte es und aß es, und das war ihr ein Festtag. Da war sie nun recht froh, wie Hänsel und Grethel ihr zugelaufen kamen. Früh, ehe sie noch erwacht waren, stand sie schon auf, ging an ihre Bettlein und wie sie die zwei so lieblich ruhen sah, freute sie sich und murmelte: „das wird ein guter Bissen für mich seyn!" Darauf packte sie den Hänsel und steckte ihn in einen kleinen Stall, wie er nun aufwachte, war er von einem Gitter umschlossen, wie man junge Hühnlein einsperrt, und konnte nur ein paar Schritte gehen. Das Grethel aber schüttelte sie und rief: „steh auf, du Faullenzerin, hol Wasser und geh in die Küche und koch was gutes zu essen, dort steckt dein Bruder in einem Stall, den will ich erst fett machen, und wenn er fett ist, dann will ich ihn essen, jetzt sollst du ihn füttern. Grethel erschrak und weinte, mußte aber thun, was die Hexe verlangte. Da ward nun alle Tage dem Hänsel das beste Essen gekocht, daß er fett werden sollte, Grethel

aber bekam nichts, als die Krebsschalen, und alle Tage kam die Alte und sagte: „Hänsel, streck deine Finger heraus, daß ich fühle, ob du bald fett genug bist.“ Hänsel streckte ihr aber immer ein Knöchlein heraus, da verwunderte sie sich, daß er gar nicht zunehmen wolle.

Nach vier Wochen sagte sie eines Abends zu Grethel: „sey flink, geh und trag Wasser herbei, dein Brüderchen mag nun fett seyn oder nicht, morgen will ich es schlachten und sieden, ich will derweile den Teig anmachen, daß wir auch dazu backen können.“ Da ging Grethel mit traurigem Herzen und trug das Wasser, worin Hänsel sollte gesotten werden. Früh Morgens mußte Grethel aufstehen, Feuer anmachen und den Kessel mit Wasser aufhängen. „Sieh nun Acht, sagte die Hexe, ich will Feuer in den Backofen machen und das Brod hineinschieben;“ Grethel stand in der Küche und weinte blutige Thränen, und dachte, hätten uns lieber die wilden Thiere im Walde gefressen, so wären wir zusammen gestorben und müßten nun nicht das Herzeleid tragen, und ich müßte nicht selber das Wasser zu dem Tod meines lieben Bruders sieden: „du lieber Gott, hilf uns armen Kindern aus der Noth!“

Da rief die Alte: „Grethel, komm gleich hierher zu dem Backofen,“ wie Grethel kam, sagte sie: „guck hinein, ob das Brot schon hübsch braun und gar ist, meine Augen sind schwach, ich kann nicht so weit sehen, und wenn du auch nicht kannst, so setz dich auf das Brett, so will ich dich hineinschieben, da kannst du darin herumgehen und nachsehen.“ Wenn aber Grethel darin

war, da wollte sie zumachen und Grethel sollte in dem heißen Ofen backen, und sie wollte es auch aufessen: das dachte die böse Hexe, und darum hatte sie Grethel gerufen. Gott gab es aber dem Mädchen ein, daß es sprach: „ich weiß nicht, wie ich das anfangen soll, zeige mirs erst, und setz dich auf, ich will dich hineinschieben." Da setzte sich die Alte auf das Brett, und weil sie leicht war, schob Grethel sie hinein so weit es konnte, und dann machte es geschwind die Thüre zu und steckte den eisernen Riegel vor. Nun fing die Alte an in dem heißen Backofen zu schreien und zu jammern, Grethel aber lief fort und sie mußte elendiglich verbrennen.

Da lief Grethel zum Hänsel, machte ihm sein Thürchen auf und rief: „spring heraus, Hänsel, wir sind erlöst!" Da sprang Hänsel heraus, wie ein eingesperrtes Vöglein aus dem Bauer. Und sie weinten vor Freude und küßten sich einander. Das ganze Häuschen aber war voll von Edelgesteinen und Perlen, damit füllten sie ihre Taschen, gingen fort und suchten den Weg nach Haus. Sie kamen aber vor ein großes Wasser und konnten nicht hinüber. Da sah das Schwesterchen ein weißes Entchen hin und her schwimmen, dem rief es zu: „ach, liebes Entchen nimm uns auf deinen Rücken" als das Entchen das hörte, kam es geschwommen und trug das Grethel hinüber und hernach holte es auch das Hänsel. Darnach fanden sie bald ihre Heimath, der Vater freute sich herzlich als er sie wieder sah, denn er hatte keinen vergnügten Tag gehabt, seit seine Kinder fort waren. Die Mutter aber

war gestorben. Nun brachten die Kinder Reichthümer genug mit und sie brauchten für Essen und Trinken nicht mehr zu sorgen.

16.

Die drei Schlangenblätter.

Es war einmal ein armer Mann, der hatte einen einzigen Sohn, er konnte ihn aber nicht mehr ernähren. Da sprach der Sohn: „lieber Vater, es geht euch so kümmerlich, ihr könnt mir das Brot nicht mehr geben, ich will fort und sehen, wie ich mir durch die Welt helfe.“ Da gab ihm der Vater seinen Segen und nahm mit großer Trauer Abschied, der Sohn aber ward Soldat und zog mit ins Feld. Als er vor den Feind kam, da gings scharf her und regnete blaue Bohnen, daß seine Kameraden von allen Seiten niederstürzten. Endlich fiel auch ihr Anführer, da wollten die übrigen fliehen, aber der Jüngling trat heraus, sprach ihnen Müth ein und rief: „unser Vaterland wollen wir nicht lassen!“ Da folgten sie ihm und er drang ein und schlug den Feind. Wie die Nachricht zum König kam, daß dieser allein die Schlacht gewonnen hätte, erhob er ihn, machte ihn zu einem mächtigen und angesehenen Manne und gab ihm große Schätze.

Dieser König hatte eine schöne aber wunderliche Tochter, die einen seltsamen Schwur gethan. Wer nämlich ihr Herr und Gemahl werden wolle, müsse versprechen, sie nicht zu überleben, also daß wenn sie zuerst stürbe, er sich lebendig mit ihr müße begraben lassen; dagegen wollte sie ein gleiches thun, wenn er zuerst stürbe.

Dieſer Schwur aber hatte alle Freier abgeſchreckt, weil ein jeder ſich fürchtete, lebendig ins Grab gehen zu müſſen. Nun ſah der Jüngling, als einer der erſten an des Königs Hof, die ſchöne Tochter und ward von ihrer Schönheit ganz eingenommen, daß er endlich bei dem alten König um ſie anhielt. Da antwortete der König: „wer meine Tochter heirathet, muß ſich nicht fürchten lebendig in das Grab zu gehen;" und erzählte ihm, was ſie für einen Schwur gethan. Aber ſeine Liebe war ſo groß, daß er das Verſprechen that und an die Gefahr nicht dachte, und da ward ihre Hochzeit mit großer Freude gefeiert.

Nun lebten ſie eine Zeit lang glücklich und vergnügt mit einander, da geſchah es, daß die junge Königin krank ward und kein Arzt ihr helfen konnte, alſo daß ſie ſtarb. Und als ſie todt da lag, fiel ihm mit Schrecken ein, was er verſprochen hatte, daß er ſich lebendig mit ihr wolle begraben laſſen und der alte König ließ alle Thore mit Wachen beſetzen, damit er nicht entfliehen ſollte und ſprach, nun müßte er halten was er gelobt hätte. Als der Tag kam, wo die Leiche in das königliche Gewölbe beigeſetzt wurde, da ward er mit hinab geführt und dann das Thor verriegelt und verſchloſſen. Neben dem Sarg ſtand ein Tiſch, darauf ein Licht, vier Laibe Brot und vier Flaſchen Wein, wenn das zu Ende ging, mußte er verſchmachten.

Nun ſaß er da bei dem Sarg voll Schmerz und Trauer und aß jeden Tag nur ein Bißlein Brot, trank nur einen Schluck Wein, und ſah doch, wie der Tod immer näher rückte. Da geſchah es,

kriechen sah, die sich der Leiche näherte. Und weil er dachte, sie käme um die Leiche zu verletzen, zog er sein Schwert und sprach: „so lang ich lebe, sollst du sie nicht anrühren" und hieb die Schlange in drei Stücke. Ueber eine Weile sah er, wie eine zweite Schlange aus der Ecke herauskroch, doch als sie die andere da todt und zerstückt liegen fand, kroch sie eilig zurück, kam aber bald wieder und hatte drei Blätter im Munde. Dann nahm sie die drei Stücke von der Schlange, legte sie zusammen wie sichs gehörte, und that auf jede Wunde eins von den Blättern. Alsbald fügte sich das Getrennte aneinander und die Schlange regte sich, war lebendig und beide eilten fort; die Blätter aber blieben auf der Erde liegen. Der Mann hatte alles mit angesehen und dachte: „welche wunderbare Kraft muß in den Blättern stecken! haben sie die Schlange wieder lebendig gemacht, so helfen sie vielleicht auch einem Menschen." Da hob er sie auf und legte eins davon auf den Mund der Todten und auf jedes Auge eins. Alsbald bewegte sich das Blut in ihrem Leib und stieg in das bleiche Angesicht, daß es sich wieder röthete. Da zog sie Athem, schlug die Augen auf und öffnete den Mund und sprach: „Ach Gott! wo bin ich?" „Du bist bei mir, liebe Frau," antwortete er, und gab ihr etwas Wein und Brot um sie zu stärken, und erzählte ihr dann alles, wie es gekommen, und er sie wieder ins Leben erweckt. Da stand sie fröhlich auf und sie klopften an der Thüre; so laut, daß es die Wachen hörten und dem Könige meldeten. Der König kam selbst und öffnete die Thüre; da standen beide frisch und gesund und er führte sie hinauf und freute sich mit ih-

nen, daß nun alle Noth überstanden war. Die drei Schlangenblätter aber, die der junge König mitgenommen, gab er einem treuen Diener und sprach: „verwahr sie sorgfältig und trag sie zu jeder Zeit bei dir, wer weiß, wie sie uns noch helfen können.“

Es war aber, als ob der Frau, seit sie ihr Mann wieder ins Leben erweckt, das Herz sich ganz verändert und umgekehrt hätte. Und als nach einiger Zeit eine Fahrt nach seinem alten Vater geschehen sollte und sie aufs Meer kamen, vergaß sie gänzlich seine große Liebe und Treue, und es erwuchs in ihr eine böse Neigung zu dem Schiffer. Und als der junge König einmal da lag und schlief, ging ihre Bosheit so weit, daß sie zu dem Schiffer sprach: „komm und hilf mir, wir wollen ihn ins Wasser werfen und zurück fahren dann will ich sagen, er wär gestorben und du wärst würdig, mein Mann zu werden und die Krone meines Vaters zu erben.“ Da faßte sie ihm am Kopf und der Fischer an den Füßen und warfen ihn über Bord, daß er im Meer ertrinken mußte. Nun wäre der Frau ihr Anschlag gelungen, wenn nicht der treue Diener alles mit angesehen hätte, der machte heimlich ein kleines Schifflein von dem großen los und fuhr der Leiche nach, und fischte sie wieder auf. Darauf nahm er die drei Schlangenblätter und legte sie ihm auf Augen und Mund, davon ward er alsbald wieder lebendig.

Nun sprach er zu dem Diener: „wir wollen rudern Tag und Nacht, damit wir früher bei dem alten König anlangen.“ Der König aber, als er sie wieder sah, verwunderte sich und sprach: „was ist euch begegnet?“ Da

les und der alte sprach: „ich kanns nicht glauben, daß meine Tochter so schlecht soll gehandelt haben," und hieß sie beide in eine verborgene Kammer gehen, da sollten sie sich vor jedermann heimlich halten. Bald darauf landete die Frau mit dem großen Schiff und kam vor ihren Vater mit ganz betrübtem Gesicht. Sprach er: „meine Tochter, warum kommst du allein, wo ist dein Mann?" „Ach, antwortete sie, wie in großer Trauer, er ist plötzlich auf dem Meer krank geworden und gestorben; dieser gute Schiffer hat mir beigestanden und weiß, wie alles zugegangen ist." Da öffnete der König die Kammer und hieß die beiden herausgehen und als sie ihren Mann erblickte, war sie wie vom Donner berührt und sank auf die Knie und rief um Gnade. Der König aber sprach: „da ist keine Gnade, er hat für dich sterben wollen und du hast ihn im Schlaf umgebracht, du sollst deinen verdienten Lohn haben. Da ward sie mit dem Schiffer in ein lecheriges Schiff gesetzt und ins Meer hinausgetrieben.

17.

Die weiße Schlange.

Es war ein mächtiger und weiser König, der ließ sich jeden Mittag, wenn von der Tafel alles abgetragen und niemand mehr zugegen war, von einem seiner ersten Diener noch eine verdeckte Schüssel bringen, davon aß er ganz allein, deckte sie selbst wieder zu und kein Mensch wußte, was darunter lag. Nun trug sich zu, daß der Diener [illegible] König einmal die Schüssel fortzu-

tragen gab, der Neugierde nicht widerstehen konnte, sie in seine Kammer mitnahm, wo er sie aufdeckte und eine weiße Schlange darin fand. Als er sie ansah, bekam er so große Lust, daß er sich nicht enthalten konnte, ein Stückchen davon abzuschneiden und zu essen. Kaum aber hatte er seine Zunge berührt, so hörte er deutlich, was die Sperlinge und andere Vögel vor dem Fenster zu einander sagten und merkte wohl, daß er die Thiersprache verstehe.

Es geschah aber, daß der Königin gerade an demselben Tag einer ihrer schönsten Ringe fort kam und der Verdacht auf diesen Diener fiel. Der König schalt ihn hart aus und drohte, wenn er den Dieb nicht bis Morgen zu nennen wiße, so solle er als der Thäter angesehen und gerichtet werden. Da erschrak der Diener gar sehr und wußte nicht, wie er sich helfen sollte. In seiner Unruhe ging er auf dem Hof hinab, da saßen die Enten an einem fließenden Wasser nebeneinander, ruhten sich und hielten ein vertrauliches Gespräch. Nun hörte er, wie eine sagte: „wie liegt mir's so schwer im Magen! ich habe einen Ring, der unter der Königin Fenster lag, in der Hast mit geschluckt!" Da faßte er die Ente beim Kragen, trug sie zum Koch und sprach: „schlacht doch diese fette zuerst ab!" Der Koch schnitt ihr den Hals ab, und als er sie ausnahm, fand er den Ring der Königin im Magen liegen. Der Diener brachte ihn dem König, der sich gar sehr darüber freute, und weil er sein Unrecht gern wieder machen wollte, sprach er zu ihm: „fordre, was du willst, sage, was für eine

Aber er ſchlug alles aus und bat nur um ein Pferd und Geld zur Reiſe, weil er in die Welt ziehen wollte.

Nun ritt er fort und kam zu einem Teich, da hatten ſich drei Fiſche im Rohr gefangen, die ſchnappten nach Waſſer, und klagten, daß ſie ſo elendig umkommen müßten. Weil er nun ihre Worte verſtand und Mitleiden mit ihnen hatte, ſo ſtieg er ab und ſetzte ſie wieder ins Waſſer. Da riefen die Fiſche heraus: „wir wollen dirs gedenken und dirs vergelten!“ Er ritt weiter, nicht lang ſo hörte er einen Ameiſenkönig zu ſeinen Füßen ſprechen: „wenn der Menſch nur mit ſeinem großen Thier weg wäre, das zertritt mir ſo viele von meinen Leuten.“ Er blickte zur Erde und ſah, daß ſein Pferd in einen Ameiſenhaufen getreten hatte, da lenkte er ab und der Ameiſenkönig rief: „wir wollen dirs gedenken und dirs vergelten!“ Er ritt weiter und kam in einen Wald, da ſaßen zwei Raben-Eltern auf dem Neſt, warfen ihre Jungen heraus und ſprachen: „ihr ſeyd groß genug und könnt euch ſelbſt ernähren, wir können euch nicht mehr ſatt machen.“ Da lagen die Jungen auf der Erde, ſchlugen mit ihren kleinen Fittichen und ſchrien: „wie ſollen wir uns ernähren, wir können noch nicht fliegen, und etwas ſuchen, wir müſſen Hungers ſterben.“ Er ſtieg ab, zog den Degen und tödtete ſein Pferd und warfs den jungen Raben vor, die kamen herbeigehüpft, ſättigten ſich und ſprachen: „wir wollen dir's gedenken und dir's vergelten!“

Nun ging er zu Fuß weiter und als er lange Wege gegangen war, kam er in eine große Stadt. Da ritt einer herum und machte bekannt, wer Gemahl der jungen Königstochter werden

wolle, müße eins ausführen, das ſie ihm aufgäbe; unternähme er's aber und vollbrächte es nicht, ſo hätte er das Leben verloren." Es wollte ſich aber niemand mehr melden, ſo viele hatten ſchon ihr Leben eingebüßt. Der Jüngling dachte, was haſt du zu verlieren? du willſt es wagen! trat vor den König und ſeine Tochter und meldete ſich als Freier.

Da ward er hinausgeführt ans Meer, ein Ring hinabgeworfen und ihm aufgegeben, den Ring wieder herauszuholen. Auch wurde ihm geſagt, daß wenn er untertauche und käme ohne ihn in die Höhe, ſo würde er wieder ins Waſſer geſtürzt und müßte darin ſterben. Darauf ward er allein gelaſſen und als er an dem Ufer ſtand und überlegte, was er wohl thun ſolle, um den Ring zu erlangen, ſah er, wie die drei Fiſche, die er aus dem Rohr ins Waſſer geworfen, daher geſchwommen kamen; der mittelſte hatte eine Muſchel im Mund, die legte er an den Strand, dem Jüngling zu Füßen und als er ſie öffnete, lag der Ring darin. Voll Freude brachte er ihn dem König und verlangte ſeine Tochter, dieſe aber, als ſie hörte, daß er kein Königsſohn wäre, wollte ihn nicht. Sie ging hinaus in den Garten, ſchüttete zehn Säcke voll Hirſen ins Gras und ſprach: „die ſoll er aufleſen, daß kein Körnchen fehlt und fertig ſeyn, Morgen eh die Sonne aufgeht." Nun hätte es der Jüngling nicht vollbracht, wo ihm nicht die treuen Thiere beigeſtanden hätten. Aber in der Nacht kam der Ameiſenkönig mit ſeinen viel tauſend Ameiſen, die laſen in der Nacht alle [illegible], trugen ihn in die Säcke und [illegible]

gekommen war. Als die Königstochter in den Garten kam und das sah, verwunderte sie sich und sprach: „ob er gleich auch dieses vollbracht hat und jung und schön ist, so will ich ihn doch nicht eher heirathen, als bis er mir einen Apfel vom Baum des Lebens bringt.“ Aber die aus dem Nest geworfenen Raben, die er gefüttert, waren groß geworden und hatten gehört, was die Königstochter verlangte. Da flogen sie fort und bald kam einer, trug den Apfel im Schnabel und ließ ihn dem Jüngling in die Hand fallen. Als er ihn der Königstochter brachte, nahm sie ihn mit Freuden und wurde seine Gemahlin und als der alte König starb, erhielt er die Krone.

18.

Strohhalm, Kohle und Bohne auf der Reise.

Ein Strohhalm, eine Kohle und eine Bohne thaten sich zusammen, und wollten gemeinschaftlich eine große Reise machen. Sie waren schon glücklich durch viele Länder gezogen, da kamen sie an einen Bach ohne Brücke und konnten nicht hinüber. Endlich wußte Strohhalm guten Rath: er legte sich quer über und die andern sollten über ihn hingehen, erst Kohle, dann Bohne. Kohle ging breit und langsam darauf, Bohne trippelte nach. Wie aber die Kohle mitten auf den Strohhalm kam, fing der an zu brennen, und brannte durch, Kohle fiel ziſchend ins Wasser und starb, Strohhalm floß in zwei Theile zerstückt fort, Bohne, die noch etwas zurück war, rutschte auch nach, und fiel hinunter, und half sich ein bischen mit Schwimmen. Sie mußte aber doch

end-

endlich so viel Wasser trinken, daß sie zerplatzte, und ward in diesem Zustand ans Ufer getrieben. Zum Glück saß da ein Schneider, der auf seiner Wanderschaft ausruhte; weil er nun Nadel und Zwirn bei der Hand hatte, nähte er sie wieder zusammen. Seit der Zeit haben alle Bohnen eine Naht.

Wie andere erzählen, so ging die Bohne zuerst über den Strohhalm, kam glücklich hinüber und sah auf dem gegenseitigen Ufer der Kohle zu, wie die herüberzog. Mitten auf dem Wasser brannte sie den Strohhalm durch, fiel hinab und zischte. Wie das die Bohne sah, lachte sie so stark, daß sie platzte. Der Schneider am Ufer nähte sie wieder zu, hatte aber gerade nur schwarzen Zwirn, daher alle Bohnen eine schwarze Naht haben.

19.

Von dem Fischer un siine Fru.

Daar was mal eens een Fischer un siine Fru, de b
tosamen in'n Piespott, dicht an de See — un de Fischer g
Dage hen un angelt, un ging he hen lange Tid.

Daar satt he eens an de See bi de Angel, un sach
blanke Water, un he sach ümmer na de Angel — daar g
Angel to Grun'n, deep unner, un as he se heruttreckt, s
he eenen groten Butt herut — de Butt sed' to em: „l
di, datt du mi lewen lettst, ick bin keen rechte Butt, ick
verwünscht' Prins, sett mi wedder in dat Water un l
[illegible]en" — Nu, sed' de Mann, du bru[illegible] so veele

to maken, eenen Butt, de ſpreken kan, hadd ick doch woll ſwemmen laten. Daar ſett't he en webber in dat Water, un de Butt ging fuurts weg to Grunn un leet eenen langen Stripen Blood hinner ſich.

De Mann averſt ging to ſiine Fru in'n Piſpott, un vertellt eer, dat he eenen Butt fangen hadd, de habd to em ſegt, he weer een verwünſcht' Prins, daar hadd he em webber ſwemmen laten. „Heſt du di den nix wünſcht?" ſeb' de Fru. — „Nee! ſeb de Mann, watt ſull ick mi wünſchen?" — „Ach! ſeb' de Fru, dat is doch övel, ümmer in'n Piſpott to wanen, dat is ſo ſtinkig un dreckig hier, ga du noch hen un wünſch uns ne lütte Hütt!" den Mann was dat nich ſo recht, doch ging he hen na de See, un as he hen kamm, ſo was de See ganz geel un grön, da ging he an dat Water ſtaan, un ſeb:

„Mandje! Mandje! Timpe Te!
Buttje! Buttje in de See!
Mine Fru, de Ilſebill,
Will nich ſo, as ick wol will."

Daar kam de Butt anſwemmen un ſeb': „na, wat will ſe denn?" — „Ach! ſeb' de Mann, ick hev di doch fangen hätt, nu ſeb' mine Fru, ick habd' mi doch wat wünſchen ſullt, ſe mag nich meer in Piſpott wanen, ſe wull geern ne Hütt hebben." — „Ga man hen, ſeb de Butt, ſe is all baar in." —

Daar ging de Mann hen, und ſiine Fru ſtund in eene Hütt in de Döör, un ſeb to em: „kumm man herin; ſü, nu is dat doch veel beter!" Und daar was eene Stuwe un Kamer un een

Köck daar in, un da achter was een lütte Gaarn mit allerhand Grönigkeiten un een Hoff, da weeren Höner und Xanten. „Ach, ſeb de Mann, nu willn wi vergnögt lewen" — „Ja, ſeb de Fru, wi willnt verſöken."

So ging dat nu wol een acht oder veertein Daag, dar ſeb de Fru: „Mann! de Hütt wart mi to eng, de Hoff un Gaarn is to lütt, ick will in een grot ſteenern Slott wanen; ga hen tum Butt, he ſall uns een Slott ſchaffen." — „Ach Fru, ſeb de Mann, de Butt hett uns eerſt de Hütt gewen, ick mag nu nich all wed= der kamen, den Butt mügt et verdreeten." — I watt, ſeb de Fru, he kann dat recht good, un deet dat geern, ga du man hen!" Daar ging der Mann hen un ſiin Hart was em ſo ſwar; as he awerſt bi de See kam, was dat Water gans vigelett un grag un dunkelblag, doch was't noch ſtill, dar ging he ſtaan un ſeb:

„Mandje! Mandje! Timpe Te!
Buttje, Buttje in de See!
Mine Fru, de Ilſebill,
Will nich ſo, as ick wol will."

„Na, wat will ſe denn?" ſeb de Butt. — Ach, ſeb de Mann, ganz bedröbd, mine Fru will in een ſteenern Slott wanen." — „Ga man hen, ſe ſteit vör de Döör" ſeb de Butt.

Daar ging de Mann hen un ſiine Fru ſtund vör eenen gro= ten Pallaſt. „Sü Mann, ſeb ſe, wat is dat nu ſchön!" Mit des gingen ſe toſamen herin, daar weeren ſo veel Bedeenters, un de Wände weeren all blank, un goldne Stööl un Diſche weeren in de Stuw, un achter dat Slott was een Gaarn un Holt, woll

eene halve Miil lang, daar in weren Hirſche, Reeh un Haſe un up den Hoff Köh- und Peerdſtäll. „Ach! ſeb de Mann, willn wi ook in dat ſchöne Slott bliwen, un tofreden ſin!" — „Dat willn wi uns bedenken, ſeb de Fru, un willn't beſchlapen. Mit des gingen ſe to Bed.

Den annern Morgen waakt de Fru up, dat was all Dag da ſtödd' ſe den Mann mit den Ellbagen in de Siid un ſeb „Mann, ſtah up, wi möten König warden över all dat Land." — „Ach! Fru, ſeb de Mann, wat wulln wi König warden, ick ma nich König ſiin;" — „Na, denn will ick König ſin." — „Ach Fru, ſeb de Mann, wo kannſt du König ſin, de Butt mügt da nich leen" — „Mann, ſeb de Fru, ga ſtracks hen, ick möt Kö nig ſin." Daar ging de Mann un was gans bedröwd, dat ſi Fru König warden wull. Un as he an de See kamm, was ſ all gans ſwartgrag un dat Water geert ſo van unnen up. Daa ging he ſtaan un ſeb:

„Mandje! Mandje! Timpe Te!
Buttje, Buttje in de See!
Mine Fru, de Ilſebill,
Will nich ſo, as ick wol will."

„Na, wat will ſe denn?" ſeb de Butt. — „Ach! ſeb de Mann, mine Fru will König warden" — „Ga man hen, ſe is't all," ſeb de Butt.

Daar ging de Mann hen, un as he na den Pallaſt kamm, da weren daar ſo veele Soldaten un Pauken un Trumpeten, un ſiine Fru ſatt up eenen hogen Troon van Gold up Demant un

had eene grote goldne Kroon up un ap beiden Siiden bi eer baar ſtunden ſös Jumfern, ümmer eene eenen Kops lüttjer as de anne. „Ach, ſeb de Mann, biſt du nu König?" — „Ja, ſeb ſe, ick bin König." Un as he eer ſo ne Wile anſeen had, ſo ſeb he: „ach Fru! wat lett dat ſchön, wenn du König biſt, nu willn wi ook nich meer wünſchen." — „Nee Mann, ſeb ſe, mi buurt dat all to lang, ick kan dat nich meer uthollen, König bin ick, nu möt ick ook Kaiſer warden!" — „Ach! Fru, ſeb de Mann, wat wullſt du Kaiſer warden?" — „Mann, ſeb ſe, ga tum Butt, ick wull Kaiſer ſin" — „Ach! Fru, ſeb de Mann, Kaiſer kann he nich maken, ick mag den Butt dat nich ſegen." — „Ick bin König, ſeb de Fru, un du biſt min Mann, ga gliik hen!" Daar ging de Mann weg, un as he ſo ging, dacht he: „dit geit un geit nich good, Kaiſer is to unverſchamt, de Butt ward am Ende möde." Mit des kamm he an de See, dat Water was gans ſwart un dick, un et ging ſo een Keekwind äver hen, dat dat ſik ſo köret; daar ging he ſtaan un ſeb:

„Mandje! Mandje! Timpe Te!
Buttje, Buttje in de See!
Mine Fru, de Ilſebill,
Will nich ſo, as ick wol will."

„Na, wat will ſe denn? ſeb de Butt. — „Ach, ſeb he, min Fru will Kaiſer warden." — „Ga man hen, ſeb de Butt, ſe is't all."

Daar ging de Mann hen, un as he daarkamm, ſo ſatt ſine Fru up eenen ſeer hogen Troon, de was van een Stück Gold, un had eene grote Kron up, de was wol twee Ellen hoch, bi eer

up de Siiden dar ſtunnen de Trabanten, ümmer een lüttjer as de anner, von den allergrötſten Riſen, bet to den lüttſten Dwark, de was man ſo lang, as miin lüttje Finger. Vor eer dar ſtunden ſo veele Fürſten un Graven, da ging de Mann unner ſtaan, un ſed: „Fru! biſt du nu Kaiſer?“ — Ja, ſed ſe, ick bin Kaiſer.“ — „Ach! ſed de Mann, un ſach ſe ſo recht an, Fru, wat ſett dat ſchön, wenn du Kaiſer biſt.“ — „Mann, ſed ſe, wat ſleiſt du daar, ick bin nu Kaiſer, nu will ick äwerſt ook Pabſt warden.“ — „Ach! Fru, ſed de Mann, wat wiſt du Pabſt warden, Pabſt is man eenmal in de Chriſtenheit.“ — „Mann, ſed ſe, ick möt hüüt noch Pabſt warden.“ — „Ne Fru, ſed he, to Pabſt kan de Butt nich maken, dat geit nich good.“ — „Mann wat Snak, kan he Kaiſer maken, kan he ook Pabſt maken, ga fuurts hen!“ Daar ging de Mann hen, un em was gans flau, dee Knee un de Waden ſlakkerten em, un buten ging de Wind, un dat Water was, as kaakt dat, de Schep ſchoten in de Noot un dansten un ſprungen up de Bülgen, doch was de Himmel in de Midde noch ſo'n beeten blag, awerſt an de Siiden, daar toog dat ſo recht rood up, as een ſwaar Gewitter. Da ging he recht vörzufft ſtaan un ſed:

„Mandje! Mandje! Timpe Te!
Buttje, Buttje in de See!
Mine Fru, de Ilſebill,
Will nich ſo, as ick wol will.“

„Na, wat will ſe denn?“ ſed de Butt. — „Ach! ſed de Mann,

miin Fru will Pabſt warden." — „Ga man hen, ſeb de Butt, ſe is't all."

Daar ging he hen, und as he baar kamm, ſatt ſine Fru up eenen Tron, de was twee Mil' hoch, un hab dree groote Kroonen up, un um eer da was ſo veel van geiſtlike Staat, un up de Siiden bi eer, daar ſtunden twee Reegen Lichter, dat grötſte ſo dick un groot as de aller grötſte Torm, bet to dat alle lüttſte Köken-Licht. „Fru, ſeb de Mann, un ſach ſe ſo recht an, biſt du nu Pabſt?" — „Ja, ſeb ſe, ick bin Pabſt!" — „Ach, Fru, ſeb de Mann, wat lett dat ſchön, wenn du Pabſt biſt; Fru, nu wes tofreden, nu du Pabſt biſt, kannſt du nix meer warden." — „Dat will ick mi bedenken, ſeb de Fru, baar gingen ſee beede to Bed, awerſt ſe was nich tofreden un de Girigkeit leet eer nich ſlapen, ſe dacht ümmer, wat ſe noch wol warden wull. Mit des ging de Sünn up; ha, dacht ſe, as ſe ſe ut den Finſter ſo herup kamen ſach, kann ick nich ook de Sünn upgaan laten? daar wurde ſe recht ſo grimmig, un ſtödd eeren Mann an: „Mann, ga hen tum Butt, ick will warden, as de lewe Gott!" de Mann was noch meiſt im Slaap, averſt he verſchrack ſich ſo, dat he ut den Bed feel. „Ach! Fru, ſeb he, ga in di un bliw Pabſt." — „Ne, ſeb de Fru, un reet ſich dat Liiven up, ick bin nich ruhig, un kan dat nich uthollen, wenn ick de Sünn un de Maan upgaan ſee, un kan ſe nich ook upgaan laten, ick möt warden, as de lewe Gott!" — „Ach Fru, ſeb de Mann, dat kan de Butt nich, Kaiſer un Pabſt kan he maken, awerſt dat kan he nich." —

„Mann, ſeh ſe, un ſach ſo recht gräſig ut, ick will warden as de lewe Gott, ga gliik hen to'm Butt."

Dat ſuur den Mann ſo dörch de Gleder, dat he bewt vör Angſt; buten awer ging de Storm, dat alle Böme un Felſen umweigten, un de Himmel was gans ſwart, un dat dunnert un blitzt; daar ſach man in de See ſo ſwarte hoge Bülgen as Barg' un hadden baben all eene witte Kroon van Schuum up, da ſe hc:

„Mandje! Mandje! Timpe Te!
Buttje, Buttje in de See!
Mine Fru de Ilſebill,
Will nich ſo, as ick woll will."

„Na, wat will ſe den?" ſeb de Butt. — „Ach! ſeb he, ſe will warden as de lewe Gott." — Ga man hen, ſe ſitt all webber in'n Piſpott. Daar ſitten ſe noch hüt up diſſen Dag.

20.

Das tapfere Schneiderlein.

An einem Sommermorgen ſaß ein Schneiderlein auf ſeinem Tiſch am Fenſter und nähte. Nun kam eine Bauersfrau die Straße daher und rief: „gut Mus feil! gut Mus feil!" Das klang dem Schneiderlein lieblich in die Ohren, es ſtreckte ſein zartes Häuptlein zum Fenſter hinaus und rief: „nur hier herauf, liebe Frau, hier wird ſie ihre Waare los." Als die Frau hinauf kam, mußte ſie ihren ganzen Korb auspacken; das Männlein beſah alle Töpfe, endlich kauft es nur ein Viertelpfund, daß die Frau ganz ärgerlich

und brümmig fortging. „Nun das soll mir Gott gesegnen, sprach das Schneiderlein, und soll mir Kraft und Stärke geben!" holte das Brot, schnitt sich ein Stück über den ganzen Laib und strich das Mus darauf. „Du wirst gut schmecken, sprach es, aber ich will erst den Wams fertig machen, eh ich anbeiße," legte es neben sich, nähte und machte vor Freude immer größere Stiche. Indeß ging der Geruch von dem Mus auf an die Wand, zu den Fliegen, also daß sie in großer Menge herab kamen und sich darauf niederließen. Da aber das Schneiderlein zuweilen nach dem Musbrot sich umsah, entdeckte es die fremden Gäste. „Ei, sprach es, wer hat euch eingeladen" und jagte sie fort. Die Fliegen aber verstanden kein Deutsch und ließen sich nicht abweisen und nicht lange, so kamen sie mit noch größerer Gesellschaft wieder. Da lief dem Schneiderlein die Laus über die Leber: es langte aus seiner Hölle einen großen Tuchlappen und: „wart, ich wills euch geben," schlug es drauf. Darnach zog es ab und zählte, da lagen sieben vor ihm todt und streckten die Beine. „Bist du so ein Kerl!" sprach es in Herzens-Verwunderung, „das soll die Stadt erfahren." Und in einer Hast schnitt es sich einen Gürtel, nähte ihn und stickte mit großen Buchstaben darauf: „siebene auf einen Streich!" „Ei was Stadt! sprach es weiter, die ganze Welt solls erfahren!" und sein Herz wackelte ihm vor Freude, wie ein Lämmerschwänzchen.

Nun band es seinen Gürtel um den Leib und suchte im Haus herum, ob nichts da wäre, das es mitnehmen könnte, denn es wollte hin[illegible] alter Käs[illegible]

Glück noch einen Vogel, der mußte zu dem Käs in die Tasche. Nun nahms den Weg zwischen die Beine und stieg einen hohen Berg hinauf; wie es oben ankam, saß da ein großer Riese auf der Spitze. „Gelt, Kammerad, sprach es zu ihm, du sitzest da und schaust in die Welt? Ich bin willens mich auch hinein zu begeben; hast du Lust mit zu gehen!" der Riese sah es an und sprach: „du bist ein miserabeler Kerl!" „Das wär" sagte das Schneiderlein, knöpfte seinen Rock auf und zeigte dem Riesen seinen Gürtel und sprach: da hast du's schriftlich, was ich für ein Mann bin." Der Riese las: siebene auf einen Streich!" meinte das wären Menschen gewesen, die er erschlagen hätte und kriegte vor dem Schneiderlein doch ein wenig Respect. Erst aber wollt er es prüfen. Da nahm er einen Stein in seine Faust, und drückte ihn zusammen, daß das Wasser heraustropfte. „Das thu mir nach, sprach er zu ihm, wenn du stark seyn willst." „Ists weiter nichts, sprach das Schneiderlein das kann ich auch;" griff in die Tasche, holte den faulen Käs und drückte ihn, daß der Saft herauslief. „Gelt, sprach es, das war ein bischen besser?" Der Riese wußte nicht, was er sagen sollte und konnts gar nicht von dem Männlein glauben. Da hob er einen Stein auf und warf ihn so hoch, daß er kaum noch zu sehen war. „Du Erpelmännchen, das thu mir nach" sprach er. „Gleich, sagte es, dein Wurf war gut, aber der Stein hat doch wieder zur Erde müssen herabfallen; ich will dir einen werfen, der soll gar nicht wieder herabkommen." Darauf griff es in die Tasche, nahm den Vogel und warf ihn in die Luft, und der Vogel froh, daß er frei geworden, stieg auf und flog fort. „Nun, Kammerad, wie gefällt

dir das? sprach es zum Riesen. „Werfen kannst du, sprach der Riese, aber nun wollen wir auch sehen, ob du etwas ordentliches tragen kannst.“ Darauf führte er es zu einem schweren und mächtigen Eichbaum, der da gefällt lag: „den wollen wir zusammen aus dem Wald tragen.“ „So nimm du unten das dicke Ende auf deine Schulter, sprach das Männlein, ich will dann die Aeste mit all ihrem Gezweig aufheben und tragen, das ist doch schwerer.“ Der Riese hob den Stamm und legte ihn auf die Schulter, das Schneiderlein statt zu heben setzte sich hinten auf einen Ast und der Riese mußte den ganzen Baum und es dazu allein tragen. Auch machte es sich dahinten ganz lustig und pfiff allerlei Liederchen, als wär, das Baumtragen ein Kinderspiel. Der Riese, nachdem er ein Stück Wegs mit der großen Last gegangen war, konnt es nicht länger aushalten und sprach: „hör, ich muß den Baum fallen lassen.“ das Schneiderlein sprang behend herab, faßte den Baum mit beiden Armen, daß es aussah als trüg es, und sprach zum Riesen: „bist ein so großer Kerl und kannst den Baum nicht tragen!“ Nun gingen sie weiter und kamen an einem Kirschbaum vorbei, da faßte der Riese die Krone, wo die zeitigsten Früchte hingen und gab sie dem Schneiderlein in die Hand, damit es auch äße. Das Schneiderlein aber war zu schwach, konnte der Stärke des Baums nicht widerstehen und ward mit in die Höhe geschnellt. „Was ist das? sprach der Riese, kannst du die schwache Gerte nicht halten!“ „Das wär was, antwortete es, für einen dazu, der siebene mit einem Streich getroffen! weißt du was es ist? da unten schießen die Jäger ins Gebüsch, dar[illegible] gesprungen, das

thu mir einmal nach.“ Der Riese wollte auch über den Baum springen, konnte aber nicht, denn er sprang immer in die Aeste und verwickelte sich darin; also daß das Schneiderlein auch hier die Oberhand behielt. „Nun, so komm mit in unsere Höhle und übernachte bei uns,“ sprach der Riese, und das Schneiderlein war willig und folgte ihm. Da gab ihm der Riese ein Bett, worin es sich ausruhen sollte. Das Schneiderlein aber legte sich nicht hinein, sondern kroch in eine Ecke. Als es nun Mitternacht war, kam der Riese mit einem Stab Eisen und schlug das Bett, worin er meinte, daß das Schneiderlein schlief, mit einem Schlag ganz durch und dachte, nun ists aus mit dem Grashüpfer, der wird sich nicht weiter sehen lassen. Am andern Tag gingen die Riesen in den Wald und hatten das todte Schneiderlein ganz vergessen, da kams auf einmal lustig und kecklich hergeschritten. Die Riesen erschracken, fürchteten, es schlüg sie alle todt und liefen in einer Hast fort.

Nun ging das Schneiderlein allein weiter immer seinem spitzigen Näschen nach, bis es in eines Königs Hof kam. Und weil es müd war, legte es sich in das Gras und schlief ein. Während es da lag, kamen des Königs Leute, betrachteten es von allen Seiten und lasen auf dem Gürtel: „siebene auf einen Streich!“ „Ach, sprachen sie, was will der große Kriegsheld hier mitten in Friedenszeit, das ist gewiß ein mächtiger Herr.“ Sie meldeten es dem König und sprachen zu ihm: das wär, wenn Krieg ausbrechen sollte, ein gar wichtiger und nützlicher Mann, den dürft er nicht fortlassen. Dem König gefiel der Rath und er

schickte einen hin, der mußte dem Schneiderlein, als es ausgeschlafen hatte, Dienste anbieten. „Ja antwortete es, eben darum bin ich hergekommen, um dem König Dienste zu leisten.“ Also ward es wohl empfangen und ihm eine besondere Wohnung eingegeben.

Die Kriegsleut aber waren dem Schneiderlein aufgesessen und wünschten es wär beim Teufel. „Was soll draus werden, sprachen sie untereinander, wenn wir Zank mit ihm kriegen und er haut zu, so fallen auf jeden Streich siebene. Da kann unser einer nicht bestehen!“ Also faßten sie einen Entschluß, gingen alle sammt zum König, baten um Abschied und sprachen: „wir sind nicht gemacht, neben einem solchen starken Mann auszuhalten.“ Der König war traurig, daß er um des einen Willen alle seine Diener verlieren sollte, wär ihn gern los gewesen und wollte, daß ihn seine Augen nie gesehen hätten. Doch getraute er sich nicht ihm den Abschied zu geben, weil er sich fürchtete, er mögte ihn sammt seinem Volk todt schlagen und sich hernach auf den Thron setzen. Er sann lange hin und her, endlich fand er einen Rath, schickte zu dem Schneiderlein und ließ ihm sagen, weil er nun wohl wüßte, was für ein gewaltiger Kriegsheld er wäre, so wollte er ihm ein Anerbieten machen. In einem Walde seines Landes hätte er zwei Riesen, die thäten großen Schaden mit Rauben, Morden, Sengen und Brennen, denen niemand nachkommen dürfte, er mögte bewaffnet seyn, wie er wollte, wo er die tödtete, so wollte er ihm seine Tochter zur Gemahlin und das halbe Königreich zur Ehesteuer geben; auch sollten ihm hundert Reuter zur Hülfe mitzie-

hen. Das wär so was für einen Mann, wie du bist, sprach das Schneiderlein in seinen Sinn, die schöne Königstochter und ein halbes Reich, das ist nicht bitter. „O ja, gab es zur Antwort, die Riesen will ich schon abthun und die hundert Reuter brauch ich nicht einmal, wer siebene auf einen Streich trifft, braucht sich vor zweien nicht zu fürchten.“ Nun zog es hinaus zu dem Wald, als es ankam, sprach es zu den Reutern: „bleibt nur außen, ich will schon allein mit den Riesen ferig werden,“ trat hinein und ließ seine Aeuglein nach ihnen hin und her gehen. Endlich fand es sie beide unter einem Baum schlafend und schnarchend, daß sich die Aeste auf und abbogen. „Gewonnen Spiel!“ sprach das Schneiderlein, las seine Taschen voll Steine und stieg über den Riesen auf den Baum hinauf. Nun fing es an und warf dem einen Riesen einen Stein nach dem andern auf die Brust, bis er zornig aufwachte, seinen Gesellen anstieß und sprach: „ei, was schlägst du mich?“ „Du träumst, sagte der andere, ich schlag dich nicht.“ Sie wollten wieder einschlafen, da warf das Schneiderlein dem zweiten einen Stein auf die Brust; der fuhr auf und sprach: „was hast du vor, was wirfst du mich.“ „Ich werf dich nicht,“ sprach der erste; so zankten sie eine Weil, doch weil sie müd' waren, ließen sie es gut seyn und die Augen fielen ihnen zu. Jetzt fing das Schneiderlein wiederum sein Spiel oben an, suchte den dicksten Stein und warf den ersten Riesen damit, so stark es konnte, auf die Brust. Da schrie dieser: „das ist mir zu arg!“ sprang wie ein Unsinniger auf und schlug seinen Gesellen; der ließ sich das nicht gefallen und gab ihm gleiche Münze zurück. Da geriethen

sie in Wuth, rißen Bäume aus, schlugen auf einander los und schlugen sich endlich todt. „Es ist nur gut, sprach das Schneiderlein, daß sie nicht meinen Baum ausgerißen haben, sonst hätte ich einen garstigen Sprung thun müssen.“ Darauf stieg es lustig hinunter, zog sein Schwert und hieb mit aller Bequemlichkeit jedem ein paar Wunden in die Brust, und ging dann hinaus zu den Reutern. „Drin liegen die zwei Riesen, sprach es, ich habe ihnen beide den Garaus gemacht, dazu gehört aber einer, der siebene auf einen Streich schlägt, denn sie haben in der Todesangst noch Bäume ausgerissen.“ „Habt ihr gar keine Wunde?“ fragten die Reuter. „Das hat gute Wege, sprach das Schneiderlein, sie haben mir kein Haar gekrümmt.“ Die Reuter wollten's nicht glauben und ritten in den Wald hinein, da fanden sie die Riesen in ihrem Blut und die ausgerißene Bäume rings herum liegen Sie verwunderten sich, erschracken aber noch mehr vor dem Schneiderlein und zweifelten nicht, daß es sie all umbrächte, wo es ihnen feind würde. Sie ritten nun heim und erzählten dem König die That; das Schneiderlein kam auch und sprach: „nun wollte ich mir die Königstochter mit dem halben Reich ausgebeten haben.“ Den König aber reute seine Verheißung und er dacht aufs neue, wie er des Kriegshelden könnte los werden, dem er seine Tochter zu geben nicht gesinnt war. Da sprach er zu ihm: „im Walde laufe noch ein Einhorn, das großen Schaden schon angerichtet an Thieren und Menschen, das solle er erst fangen, wenn er seine Tochter haben wolle.“ Nun das Schneiderlein wars zufrieden, nahm ein S

ihm zugeordnet waren, haußen warten, er wollt das Einhorn schon allein festhalten. Es trat in den Wald, ging auf und ab und suchte das Einhorn. Indem kam es daher gesprungen, gerade auf das Schneiderlein zu und wollt es aufspießen. „Sachte, sachte," sprach es, blieb stehen, wartete bis das Thier nahe war und sprang dann gar behendiglich hinter den nebenstehenden Baum. Das Einhorn, das im vollen Laufe sich nicht wenden konnte, rennte gegen den Baum und rennte sein Horn so fest hinein, daß es dasselbe mit aller Kraft nicht wieder herausziehen konnte; und also war es gefangen. Nun kam das Schneiderlein hinter dem Baum hervor, thät ihm das Stricklein um den Hals und führte das Thier hinaus zu seinen Gesellen und darnach vor den König, den er wieder um das Versprochene bat. Der König erschrak, sann aber eine neue List aus und sprach zu ihm, eh die Hochzeit könnte gehalten werden, müßt er ihm erst ein Wildschwein, das im Wald lief, fangen; seine Jäger sollten ihm Beistand leisten. „Gern, sprach das Schneiderlein, das ist das geringste." Also ging es wiederum in den Wald, ließ die Jäger haußen, die waren wohl zufrieden, denn das Schwein hatte sie oft so empfangen, daß sie ihm nicht nachzustellen begehrten. Das Schwein, als es das Männlein erblickte, lief mit schaumendem Mund und wetzenden Zähnen auf es zu und wollts zur Erde werfen. Das Schneiderlein stand aber neben einer Kapelle, sprang hinein und oben zum Fenster gar leichtlich wieder hinaus. Das Schwein folgte ihm nach, alsbald sprang das Schneiderlein wieder hervor, schlug die Thüre zu und hatte nun das Gewild darin gefangen,

das

enster in die Höhe nicht springen konnte. Er rief damit sie's sähen, dann ging es zurück zum Kö-
ch: „die Sau hab ich gefangen und die Königstochter mit auch.“ Ob der König über die Nachricht traurig oder lu-
tig war, ist leicht zu denken, er wußte sich aber nicht zu helfen, mußte sein Versprechen halten und dem Schneiderlein seine Toch-
ter geben. Dennoch glaubte er, es wär ein großer Kriegsheld, hätt' er gewußt, daß es ein Schneiderlein war, er hätte ihm lie-
ber einen Strick gegeben. Die Hochzeit ward also mit großer Pracht und kleiner Freude gehalten und aus einem Schneider ein König gemacht.

Nach einigen Tagen hörte Nachts die junge Königin wie das Schneiderlein träumte und sprach: „Junge, mach mir den Wams und flick mir die Hosen, oder ich will dir die Ehle über die Ohren schlagen!“ Da merkte sie in welcher Gasse ihr junger Herr Gemahl geboren war, und am Morgen klagte sie es dem König und bat ihn, ihr von dem Mann zu helfen, der nur ein Schneider wäre.“ Der König tröstete sie und sprach: „laß mor-
gen deine Kammer offen, dann sollen einige Diener davor stehen und wann er schläft eingehen und ihn überwältigen;“ das war der Frau recht. Es hatte aber des Königs Waffenträger alles mit angehört und weil er dem jungen Herrn gewogen und hold war, lief er hin und erzählte ihm alles. Das Schneiderlein war guten Muths und sprach: „dem Ding will ich wohl steuern.“
Abends legte es sich zu gewöhnlicher
Bad that bald als schlief es, da st

und legte sich wieder. Nun hub es an, gleich a
mit heller Stimme zu reden: „Jung, mach mir b
flick mir die Hosen, oder ich will dir die Ehle ü
schlagen! ich hab siebene auf einen Streich geschlagen, ich
Riesen getödtet, ein Einhorn und eine wilde Sau gefangen und
sollt die vor der Kammer fürchten!" Als die draußen die Worte
hörten, flohen sie, als wären tausend Teufel hinter ihnen und
keiner wollt sich an das Schneiderlein wagen. Also war es und
blieb sein Lebtag ein König.

21.

Aschenputtel.

Einem reichen Mann wurde seine Frau krank und als sie fühl-
te, daß ihr Ende heran kam, rief sie ihr einziges Töchterlein zu
sich ans Bett und sprach: „bleib fromm und gut, so wird dir der
liebe Gott immer beistehen und ich will vom Himmel herab auf dich
blicken und um dich seyn." Darauf that sie die Augen zu und ver-
schied. Das Mädchen ging jeden Tag hinaus auf ihr Grab, und
weinte und blieb fromm und gut. Der Schnee aber deckte ein wei-
ßes Tüchlein auf das Grab, und als die Sonne es wieder herabge-
zogen hatte, nahm sich der Mann eine andere Frau.

Die Frau hatte zwei Töchter, die sie mit ins Haus brachte,
und die schön und weiß von Angesicht waren, aber garstig und
schwarz von Herzen. Da ging eine schlimme Zeit für das arme
Stiefkind an." Was will der Unnütz in den Stuben, sprachen

sie, wer Brot essen will, muß es erst verdienen, fort mit der Küchenmagd.“ Da nahmen ihm die Schwestern seine schöne Kleider, gaben ihm einen grauen alten Kittel anzuziehen, und dann lachten sie es aus und führten es in die Küche. Nun mußte es so schwere Arbeit thun, früh vor Tag aufstehen, Wasser tragen, Feuer anmachen, kochen und waschen. Dabei thaten ihm die Schwestern alles Herzeleid an, spotteten es und schütteten ihm die Erbsen und Linsen in die Asche, so daß es sitzen und sie wieder auslesen mußte. Abends, wenn es müd war, kam es in kein Bett, sondern mußte sich neben dem Heerd in die Asche legen. Und weil es darum immer staubig und schmutzig aussah, nannten sie es Aschenputtel.

Es trug sich zu, daß der Vater einmal in die Messe ziehen wollte, da fragte er die beiden Stieftöchter, was er ihnen mitbringen sollte? Schöne Kleider, sagte die eine und Perlen und Edelsteine die zweite. „Nun, Aschenputtel, sprach er, was willst du haben?“ „Vater das erste Reis, das euch auf eurem Heimweg an den Hut stößt“ antwortete Aschenputtel. Er kaufte nun für die beiden Stiefschwestern die Kleider, Perlen und Edelsteine, und auf dem Rückweg, als er durch einen grünen Busch ritt, streifte ihm ein Häselreis und stieß ihm den Hut ab. Da brach er das Reis und als er nach Haus kam, gab er den Stieftöchtern, was sie sich gewünscht hatten, und dem Aschenputtel das Reis von dem Haselbusch. Aschenputtel ging mit zu seiner Mutter

wuchs aber und ward ein schöner Baum. Aschenputtel ging alle Tage dreimal darunter, weinte und betete und allemal kam ein Vöglein auf den Baum und gab ihm, was es sich wünschte.

Es begab sich aber, daß der König ein Fest anstellte, das drei Tage dauern sollte, damit sich sein Sohn eine Braut aussuchen könnte. Die zwei Stiefschwestern waren auch dazu eingeladen, riefen Aschenputtel und sprachen: „nun kämm uns die Haare, bürst uns die Schuhe und schnall uns die Schnallen, wir tanzen auf des Königs-Fest.“ Das that Aschenputtel und weinte, weil es auch gern zum Tanz mitgegangen wär, und bat die Stiefmutter gar sehr, sie mögt es ihm erlauben. „Du Aschenputtel, sprach sie, hast nichts am Leib und hast keine Kleider und kannst nicht tanzen und willst zur Hochzeit!“ Als es noch weiter bat, sprach sie endlich: „ich will dir eine Schüssel Linsen in die Asche schütten und wenn du die in zwei Stunden wieder ausgelesen hast, so sollst du mitgehen.“ Nun schüttete sie ihm die Linsen in die Asche, aber das Mädchen ging vor die Hinterthüre nach dem Garten zu und rief: „ihr zahmen Täubchen, ihr Turteltäubchen, all ihr Vöglein unter dem Himmel, kommt und helft mir lesen:

die guten ins Töpfchen,
die schlechten ins Kröpfchen!“

Da kamen zum Küchenfenster zwei weiße Täubchen herein, und darnach die Turteltäubchen und endlich schwirrten und schwärmten alle Vögelein unter dem Himmel herein und ließen sich um die Asche. — Und die Täubchen nickten mit dem Köpfchen und fingen an: pik! pik, pik! und da fingen die übrigen

auch an pik, pik! pik, pik! und lasen alle gute Körnlein in die Schüssel. Wie eine Stunde herum war, waren sie schon fertig und flogen alle wieder hinaus, da brachte es die Schüssel der Stiefmutter und freute sich und glaubte, nun mit auf die Hochzeit gehen zu dürfen. Aber sie sprach: „nein, du Aschenputtel, du hast keine Kleider und kannst nicht tanzen, du sollst nicht mitgehen.“ Als es nun weinte, sprach sie: „wenn du mir zwei Schüsseln voll Linsen in einer Stunde aus der Asche rein lesen kannst, so sollst du mitgehen“ und dachte dabei, das kann es nimmermehr. Nun schüttete sie zwei Schüsseln Linsen in die Asche, aber das Mädchen ging vor die Hinterthüre nach dem Garten zu und rief: „ihr zahmen Täubchen, ihr Turteltäubchen, all ihr Vöglein unter dem Himmel, kommt und helft mir lesen:

die guten ins Töpfchen,
die schlechten ins Kröpfchen!“

Da kamen zum Küchenfenster zwei weiße Täubchen herein und darnach die Turteltäubchen und endlich schwirrten und schwärmten alle Vöglein unter dem Himmel herein und ließen sich um die Asche nieder. Und die Täubchen nickten mit ihren Köpfchen und fingen an pik, pik! pik, pik! und da fingen die übrigen auch an pik, pik! pik, pik! und lasen alle gute Körner in die Schüssel. Und eh eine halbe Stunde herum war, waren sie schon fertig und flogen alle wieder hinaus; da brachte es der Stiefmutter die Schüsseln und freute sich und glaubte nun mitgehen zu dürfen. Aber sie sprach: „es hilft alles nichts, du kommst nicht mit, du hast keine Kleider und kannst nicht tanzen

uns nur schämen.“ Darauf ging sie mit ihren zwei Töchtern fort.

Als nun niemand mehr daheim war, ging Aschenputtel zu seiner Mutter Grab unter den Haselbaum und rief:

„Bäumchen rüttel dich und schüttel dich!
wirf Gold und Silber über mich!“

da warf ihm der Vogel ein golden und silbern Kleid herunter, und mit Seide und Silber ausgestickte Pantoffeln. Das zog es an und ging zur Hochzeit. Ihre Schwestern aber und die Stiefmutter kannten es nicht und meinten es müßt ein fremdes Königsfräulein seyn, so schön sah es in den reichen Kleidern aus. An Aschenputtel dachten sie gar nicht, und glaubten es läg daheim im Schmutz. Der Königssohn kam ihm entgegen und nahm es bei der Hand und tanzte mit ihm. Er wollte auch mit sonst niemand tanzen, also daß er ihm die Hand nicht los ließ und wenn ein anderer kam, es aufzufordern, sprach er: „das ist meine Tänzerin.“

Es tanzte bis Abend war, da wollte es nun nach Haus gehen. Der Königssohn aber sprach: „ich gehe mit und begleite dich“ denn er wollte sehen, wem das schöne Mädchen angehörte. Sie entwischte ihm aber und sprang in das Taubenhaus. Nun wartete der Königssohn, bis der Vater kam, und sagte ihm, das fremde Mädchen wär in das Taubenhaus gesprungen. Da dachte er: sollte es Aschenputtel sein, und sie mußten ihm Axt und Hacken bringen, damit er das Taubenhaus entzwei schlagen konnte; aber es war niemand darin. Und als sie ins Haus kamen, lag Aschen-

puttel in seinen schmutzigen Kleidern in der Asche und sein trübes Oehllämpchen brannte im Schornstein. Denn es war geschwind durch das Taubenhaus gesprungen und zu dem Haselbäumchen gegangen, da hatte es die schönen Kleider ausgethan und aufs Grab gelegt, und der Vogel hatte sie wieder weggenommen, es aber hatte sich in seinem grauen Kittelchen in die Küche zur Asche gesetzt.

Am andern Tag, als das Fest von neuem anhub, und die Eltern und Stiefschwestern wieder fort waren, ging Aschenputtel zu dem Haselbaum und sprach:

„Bäumchen, rüttel dich und schüttel dich!
wirf Gold und Silber über mich!"

da warf der Vogel ein noch viel stolzeres Kleid herab, als am vorigen Tag. Als es damit auf die Hochzeit kam, erstaunte jedermann über seine Schönheit, der Königssohn aber hatte schon auf es gewartet, nahm es bei der Hand und tanzte nur allein mit ihm. Wenn die andern kamen und es aufforderten sprach er: „das ist meine Tänzerin." Als es nun Abend war, wollte es fort und der Königssohn ging mit und wollte sehen, in welches Haus es ginge, aber es sprang ihm fort und in den Garten hinter dem Haus. Darin stand ein schöner, großer Birnbaum voll herrlichem Obst, auf den stieg es gar behend und der Königssohn wußte nicht, wo es hingekommen war. Er wartete aber, bis der Vater kam und sprach zu ihm: „das fremde Mädchen ist mir entwischt und ich glaube, daß es auf den Birnbaum gesprungen ist." Der Vater dachte, sollte es Aschenputtel seyn!

ließ sich die Axt holen und hieb den Baum um, aber es war niemand darauf. Und als sie in die Küche kamen, lag Aschenputtel da in der Asche, wie gewöhnlich, denn es war auf der andern Seite vom Baum herabgesprungen, hatte dem Vogel auf dem Haselbäumchen die schönen Kleider wieder gebracht und sein grau Kittelchen angezogen.

Am dritten Tag als die Eltern und Schwestern dahin waren, ging Aschenputtel wieder zu seiner Mutter Grab und sprach zu dem Bäumchen:

„Bäumchen, rüttel dich und schüttel dich!
wirf Gold und Silber über mich!“

Nun warf ihm der Vogel ein Kleid herab, das war so prächtig, wie es noch keins gehabt, und die Pantoffel waren ganz golden. Als es zu der Hochzeit kam, wußten sie alle nicht, was sie vor Verwunderung sagen sollten, der Königssohn tanzte ganz allein mit ihm und wenn es einer aufforderte, sprach er: „es ist meine Tänzerin.“

Als es nun Abend war, wollte Aschenputtel fort und der Königssohn wollte es begleiten, aber es sprang ihm fort. Doch verlor es seinen linken ganz goldenen Pantoffel, denn der Königssohn hatte Pech auf die Treppe streichen lassen und daran blieb er hängen. Nun nahm er den Schuh und ging am andern Tag damit zu dem Mann und sagte: „die, welcher dieser goldne Schuh passe, die solle seine Gemahlin werden.“ Da freuten sich die beiden Schwestern, weil sie schöne Füße hatten. Die älteste ging mit dem Schuh in die Kammer und wollte ihn an-

probiren und die Mutter ſtand dabei. Aber ſie konnte mit der großen Zehe nicht hineinkommen und der Schuh war ihr zu klein, da reichte ihr die Mutter ein Meſſer und ſprach: „hau die Zehe ab, wann du Königin biſt, ſo brauchſt du nicht mehr zu Fuß zu gehen.“ Das Mädchen hieb die Zehe ab, zwängte nun den Schuh hinein und ging zum Königsſohn. Der nahm ſie als ſeine Braut auf ſein Pferd und ritt mit ihr fort. Sie mußten aber an dem Haſelbäumchen, das auf dem Grabe ſtand, vorbei, da ſaßen die zwei Täubchen drauf und riefen:

„Rucke di guck! rucke di guck!
Blut iſt im Schuck (Schuh),
der Schuck iſt zu klein,
die rechte Braut ſitzt noch daheim!“

da blickte er auf ihren Fuß und ſah wie das Blut herausquoll. Nun wendete er ſein Pferd um, brachte die falſche Braut wieder nach Haus und ſagte: „das iſt nicht die rechte, die andere Schweſter ſoll den Schuh anziehen.“ Sie ging in die Kammer und kam mit den Zehen in den Schuh, aber hinten die Ferſe war zu gro Da reichte ihr die Mutter ein Meſſer und ſprach: „hau ein Sti von der Ferſe ab, wann du Königin biſt, brauchſt du nicht me zu Fuß zu gehen.“ Das Mädchen hieb ein Stück von der Fe ab, zwängte den Fuß in den Schuh und ging heraus zum Köni ſohn. Der nahm ſie als ſeine Braut auf ſein Pferd und ritt ihr fort. Als ſie an dem Haſelbäumchen vorbeikamen, ſaßen zwei Täubchen darauf und riefen:

„Rucke di guck! Rucke di guck!
Blut iſt im Schuck,
der Schuck iſt zu klein,
die rechte Braut ſitzt noch daheim!“

Er blickte nieder auf ihren Fuß, und ſah, wie das Blut aus dem Schuh quoll und an den weißen Strümpfen ganz roth heraufgeſtiegen war. Da wendete er ſein Pferd und brachte die falſche Braut wieder zurück. „Das iſt nicht die rechte, ſprach er, habt ihr keine andere Tochter?“ „Nein, ſagte der Mann, nur von meiner verſtorbenen Frau iſt noch ein kleines, garſtiges Aſchenputtel da, das kann aber nicht die Braut ſeyn.“ Der Königsſohn ſprach, er ſollt' es heraufſchicken, die Mutter aber antwortete: „ach nein, das iſt viel zu ſchmutzig, das darf ſich nicht ſehen laſſen.“ Er aber wollt es durchaus haben, und Aſchenputtel mußte gerufen werden. Da wuſch es ſich erſt Hände und Angeſicht rein, ging dann hin und neigte ſich vor dem Königsſohn, der ihm ſeinen goldenen Schuh reichte. Nun ſtreifte es den ſchweren Schuh vom linken Fuß ab, ſetzte dieſen auf den goldenen Pantoffel und drückte ein wenig, ſo ſtand es darin, als wär er ihm angegoßen. Und als es ſich aufbückte, erkannte er es im Angeſicht und ſprach: „das iſt die rechte Braut!“ Die Stiefmutter und die beiden Schweſtern erſchracken und wurden bleich vor Aerger, aber er nahm Aſchenputtel aufs Pferd und ritt mit ihm fort. Als ſie an dem Haſelbäumchen vorbei kamen, rieſen die zwei weißen Täubchen:

„Rucke di guck! rucke di guck!
kein Blut im Schuck,

der Schuck ist nicht zu klein,
die rechte Braut, die führt er heim!"

Und als sie das gerufen, kamen sie beide hergeflogen und setzten sich dem Aschenputtel auf die Schultern, eine rechts, die andere links, und blieben da sitzen.

Als die Hochzeit mit dem Königssohn sollte gehalten werden, kamen die falschen Schwestern, wollten sich einschmeicheln und Theil an seinem Glück nehmen. Als es nun zur Kirche ging, war die älteste zur rechten, die jüngste zur linken Seite, da pickten die Tauben einer jeden das eine Aug aus, hernach als sie heraus ging war die älteste zur linken und die jüngste zur rechten, da pickten die Tauben einer jeden das andere Auge aus und waren sie also für ihre Bosheit und Falschheit mit Blindheit auf ihr Lebtag gestraft.

22.

Das Räthsel.

Es war eine Königstochter, die war stolz und wußte gar nicht, was sie vor Hochmuth anfangen sollte und triebs endlich so weit, daß sie ein Gebot ausgehen ließ, darin stand, wer ihr ein Räthsel brächte, das sie rathen könnte, der hätte dafür sein Leben verloren; wenn sie es aber nicht errieth, so wollte sie auch seine Gemahlin werden. Nun war sie schön [illegible] daß keiner die Gefahr scheute und einer nach dem andern [illegible] nem Räthsel kam, aber sie errieth es jedesmal. Als [illegible]

neune nach einander hatte hinrichten lassen, da begab sichs, daß ein Kaufmannssohn von dem Gebot hörte und bei sich beschloß, hinzureisen und sein Diener, der klug war, sollte mit ihm gehen und ihm Beistand leisten. Vier Augen, dachte er, sehen mehr als zwei, wir wollen uns schon durchschlagen, frisch gewagt, ist halb gewonnen. Vater und Mutter aber, wie sie davon hörten, waren in großer Trauer und weil sie gewiß glaubten, ihr liebes Kind müße dort sterben, wollten sie ihn nicht hingehen lassen und sprachen: „es ist besser, daß er bei uns stirbt und begraben wird, als in der Fremde.“ Darum tröpfelten sie Gift in den Abschieds-Wein und sprachen: „lieber Sohn, trink zum letztenmal mit uns,“ aber es war, als merkte er ihr Vorhaben, denn er wollte nicht trinken, sondern bestieg das Pferd und sprach: „lebt wohl, liebe Eltern, ich muß fort, eh ein anderer die schöne Jungfrau gewinnt;“ da reichten sie ihm das Glas hinauf, daß er mit Gewalt trinken sollte, aber er gab dem Pferde die Sporn, daß der Wein verschüttete und dem Pferde davon ins Ohr sprützte. Als sie eine Weil geritten waren, fiel das Pferd um, da wollte sich der Herr auf des Dieners Pferd setzen und der Diener sollte zu Fuß hinter drein gehen und den Bündel auf den Rücken tragen. Nun ließen sich Raben auf das todte Pferd nieder und fraßen davon, weil aber das Fleisch vergiftet war, werden sie auch vergiftet und fielen bald um. Da hob der Diener drei von den todten Raben auf, nahm sie mit ins Wirthshaus und dachte: das soll Futter geben für die Spitzbuben. Und ließ sie klein hacken und drei Brote daraus backen. Am andern Morgen kamen sie im

dicken Nebel durch einen Wald, da sprangen zwölf Spitzbuben herzu und hielten Herrn und Diener an. Der Diener sprach: „schenkt uns das Leben, wir haben kein Geld, aber drei Brote, die wollen wir euch geben.“ Das waren die Spitzbuben zufrieden, nahmen die Brote, theilten sie unter sich und aßen sie; nicht lange, so traf sie das Gift und alle zwölfe fielen todt zur Erde.

Nun ritten die zwei in die Stadt und der junge Kaufmann trat vor die Königstochter und sagte, er wolle ihr ein Räthsel aufgeben. Das ward ihm bewilligt und er sprach: „auf einen Schlag eins, auf zwei Schlag drei, auf drei Schlag zwölf: wie ist das zu lösen?“ Die Königstochter besann sich, aber sie konnte das Räthsel nicht herausbringen; sie suchte in ihren Räthselbüchern, aber es stand nicht darin. Nun hatte sie drei Tage Zeit, da schickte sie in der ersten Nacht ihre Magd in das Schlafgemach des Herrn, die sollte horchen, ob er nicht im Schlafe davon spräche. Aber der Diener war klug gewesen und hatte sich in das Bett an die Stelle seines Herrn gelegt und als die Magd kam, nahm er ihr das Kleid, das sie anhatte und jagte sie mit Ruthen fort; das Kleid aber steckte er in seinen Ranzen. In der zweiten Nacht schickte die Königstochter ihre Kammerjungfer, aber der nahm der Diener auch das Kleid und jagte sie mit Ruthen fort. In der dritten Nacht [illegible] und hatte ein nebelgraues Kleid [illegible] Bett des Herrn. Und als sie [illegible] ihn an und hoffte, er würde [illegible] wach und verstand und hörte

einen Schlag eins, was ist das?" Er antwortete: „mein Pferd, das fiel von Gift, das in sein Ohr getropft war." — „Auf zwei Schlag drei: was ist das?" „Drei Raben, die von dem vergifteten Pferde fraßen und davon starben." — „Auf drei Schlag zwölf: was ist das?" „Zwölf Spitzbuben, die aßen die vergifteten Raben, die in drei Broten zerhackt waren und starben davon." Als sie nun das Räthsel wußte, wollte sie wieder fortschleichen, aber er hielt das graue Kleid fest, daß sie es mußte zurücklassen. Am andern Morgen sprach sie: „ich habe das Räthsel errathen" und ließ die zwölf Richter kommen und löste es vor ihnen. Aber der Jüngling bat sich noch ein Gehör von ihnen aus und sprach: „wenn sie nicht in der Nacht gekommen wäre und hätte mich ausgefragt, so wüßte sie es nicht." Sie antworteten ihm: „bringt uns Wahrzeichen;" da zeigte der Diener die drei Kleider und als die Richter das nebelgraue sahen und erkannten, sprachen sie: „laßt das Kleid sticken!" Da wards zu einem Hochzeitskleid gestickt und ihm die Königstochter zur Gemahlin gegeben.

23.

Von dem Mäuschen, Vögelchen und der Bratwurst.

Mäuschen, ein Vögelchen und eine
athen, hatten einen Haushalt geführt,
Frieden gelebt und trefflich an Gü-
elchens Arbeit war, daß es täglich

im Wald fliegen und Holz beibringen müßte. Die Maus sollte Wasser tragen, Feuer anmachen und Tisch decken, die Bratwurst aber sollte kochen.

Wem zu wohl ist, den gelüstert immer nach neuen Dingen! Also eines Tages stieß dem Vöglein unterweges ein anderer Vogel auf, dem es seine treffliche Gelegenheit erzählet und gerühmet. Derselbe andere Vogel schalt es aber einen armen Tropfen, der große Arbeit, die beiden zu Haus aber gute Tage hätten. Denn, wenn die Maus ihr Feuer angemacht und Wasser getragen hatte, so begab sie sich in ihr Kämmerlein zur Ruhe, bis man sie heiße den Tisch decken. Das Würstlein blieb beim Hafen, sahe zu, daß die Speise wohl kochte, und wann es bald Essenszeit war, schlingte es sich ein mal viere durch den Brei oder das Gemüs, so war es geschmalzen, gesalzen und bereitet: kam dann das Vöglein heim und legte seine Bürde ab, so saßen sie zu Tisch und nach gehabtem Mahl schliefen sie sich die Haut voll bis den andern Morgen, und das war ein herrlich Leben.

Das Vöglein anderes Tages wollte aus Anstiftung nicht mehr ins Holz, sprechend: es wäre lang genug Knecht gewest, und hätte gleichsam ihr Narr seyn müssen, sie sollten einmal umwechseln und es auf eine andere Weise auch versuchen Und wie wohl die Maus heftig dafür bate, auch die Bratwurst, so war der Vogel doch Meister, es mußte gewagt seyn, spieleten derowegen und kam das Loos auf die Bratwurst, die mußte Holz tragen, die Maus ward Koch, und der Vogel sollte Wasser holen

Was geschah?

Vöglein machte Feuer an, die Maus stellte den Topf zu und erwarteten allein, bis Bratwürstchen heim käme und Holz für den andern Tag brächte. Es blieb aber das Würstlein so lang unterwegs, daß ihnen beiden nichts guts vorkam, und das Vöglein ein Stück Luft hinaus entgegen floge Unfern aber findet es einen Hund am Weg, der das arme Bratwürstlein als freie Beut angetroffen, angepackt und niedergemacht. Das Vöglein beschwerte sich auch dessen als eines offenbaren Raubs sehr gegen den Hund, aber es half kein Wort, denn sprach der Hund, er hätte falsche Briefe bei der Bratwurst gefunden, deswegen wäre sie ihm des Lebens verfallen gewesen.

Das Vöglein, traurig, nahm das Holz auf sich und heim und erzählete, was es gesehn und gehöret. Sie waren sehr betrübt, verglichen sich aber das beste zu thun und beisammen zu bleiben. Derowegen so deckte das Vöglein den Tisch und die Maus rüstete das Essen und wollte anrichten, und in den Hafen wie zuvor das Würstlein, und durch das Gemüs schlingen und schlupfen, dasselbe zu schmelzen; aber ehe sie in die Mitte kam, ward sie angehalten und mußt Haut und Haar und dabei das Leben lassen.

Als das Vöglein kam, und wollte das Essen auftragen, da war kein Koch vorhanden. Das Vöglein warf bestürzt das Holz hin und her, rufte und suchte, konnte aber seinen Koch nicht mehr finden. Aus Unachtsamkeit kam das Feuer in das Holz, also daß eine Brunst entstunde; das Vöglein eilte Wasser zu langen, da

entfiel ihm der Eimer in den Brunnen, und es mit hinab, daß es sich nicht konnte mehr erholen, und da ersaufen mußte.

25.

Frau Holle.

Eine Wittwe hatte zwei Töchter, davon war die eine schön und fleißig, die andere häßlich und faul. Sie hatte aber die häßliche und faule, weil sie ihre rechte Tochter war, viel lieber, und die andere mußte alle Arbeit thun und war recht der Aschenputtel im Haus. Es mußte sich täglich hinaus auf die große Straße bei einen Brunnen setzen und so viel spinnen, daß ihm das Blut aus den Fingern sprang. Nun trug es sich zu, daß die Spuhle einmal ganz blutig war, da bückte es sich damit in den Brunnen und wollte sie abwaschen, sie sprang ihm aber aus der Hand und fiel hinab. Weinend lief es zur Stiefmutter und erzählte ihr das Unglück, sie schalt es aber heftig und war so unbarmherzig, daß sie sprach: „hast du die Spuhle hinunterfallen lassen, so hol sie auch wieder herauf!" Da ging das Mädchen zu dem Brunnen zurück und wußte nicht was es anfangen sollte und sprang in seiner Angst in den Brunnen hinein. Als es erwachte und wieder zu sich selbst kam, war es auf einer schönen Wiese, da schien die Sonne und waren viel tausend Blumen. Auf der Wiese ging es fort und kam zu einem Backofen, der war voller Brot; das Brot aber rief: „ach! zieh mich 'raus, zieh mich 'raus sonst verbrenn' ich, ich bin schon längst ausgebacken!" da trat es

fleißig herzu und holte alles heraus. Darnach ging es weiter und kam zu einem Baum, der hing voll Aepfel und rief ihm zu: „ach! schüttel mich! schüttel mich! wir Aepfel sind alle mit einander reif!“ Da schüttelt' es den Baum, daß die Aepfel fielen, als regneten sie, so lang bis keiner mehr oben war, darnach ging es wieder fort. Endlich kam es zu einem kleinen Haus, daraus guckte eine alte Frau, weil sie aber so große Zähne hatte, ward ihm Angst und es wollte fortlaufen. Die alte Frau aber rief ihm nach: „fürcht dich nicht, liebes Kind, bleib bei mir, wenn du alle Arbeit im Haus ordentlich thun willst, so soll dirs gut gehn: nur mußt du Acht geben, daß du mein Bett gut machst, und es fleißig aufschüttelst, daß die Federn fliegen, dann schneit es in der Welt; *) ich bin die Frau Holle.“ Weil die Alte so gut ihm zusprach, willigte das Mädchen ein und begab sich in ihren Dienst. Es besorgte auch alles nach ihrer Zufriedenheit und schüttelte ihr das Bett immer gewaltig auf, dafür hatte es auch ein gut Leben bei ihr, kein böses Wort und alle Tage Gesottenes und Gebratenes. Nun war es eine Zeitlang bei der Frau Holle, da ward es traurig in seinem Herzen und ob es hier gleich viel tausendmal besser war, als zu Haus, so hatte es doch ein Verlangen dahin; endlich sagte es zu ihr: „ich habe den Jammer nach Haus kriegt, und wenn es mir auch noch so gut hier geht, so kann ich doch nicht länger bleiben.“ Die Frau Holle sagte: „du hast Recht:

*) Darum sagt man in Hessen, wenn es schneit: die Frau Holle macht's Bett.

und weil du mir so treu gedient hast, so will ich dich selbst wieder hinaufbringen.“ Sie nahm es darauf bei der Hand und führte es vor ein großes Thor. Das ward aufgethan und wie das Mädchen darunter stand, fiel ein gewaltiger Goldregen, und alles Gold blieb an ihm hängen, so daß es über und über davon bedeckt war. „Das sollst du haben, weil du so fleißig gewesen bist,“ sprach die Frau Holle und gab ihm auch noch die Spuhle wieder, die ihm in den Brunnen gefallen war. Darauf ward das Thor verschlossen und das Mädchen befand sich oben auf der Welt, nicht weit von seiner Mutter Haus und als es in den Hof kam, saß der Hahn auf dem Brunnen und rief:

„Kikeriki
unsere goldene Jungfrau ist wieder hie!“

Da ging es hinein zu seiner Mutter und weil es so mit Gold bedeckt ankam, ward es gut aufgenommen.

Als die Mutter hörte, wie es zu dem Reichthum gekommen, wollte sie der andern häßlichen und faulen Tochter gern dasselbe Glück verschaffen, und sie mußte sich auch an den Brunnen setzen und spinnen; damit ihr die Spuhle blutig ward, stach sie sich in die Finger und zerstieß sich die Hand an der Dornenhecke. Darnach warf sie sie in den Brunnen und sprang selber hinein. Sie kam, wie die andere, auf die schöne Wiese und ging auf demselben Pfad weiter. Als sie zu dem Backofen gelangte, schrie das Brod wieder: „ach! zieh mich 'raus, zieh mich 'raus, sonst verbrenn ich, ich bin schon längst ausgebacken!“ die Faule aber antwortete: „da hätt' ich Lust, mich schmutzig zu machen!“ und ging fort

Bald kam ſie zu dem Apfelbaum, der rief: „ach! ſchüttel mich! ſchüttel mich! wir Aepfel ſind alle mit einander reif" ſie antwortete aber: „du kommſt mir recht, es könnt mir einer auf den Kopf fallen!" ging damit weiter. Als ſie vor der Frau Holle Haus kam, fürchtete ſie ſich nicht, weil ſie von ihren großen Zähnen ſchon gehört hatte, und verdingte ſich gleich zu ihr. Am erſten Tag that ſie ſich Gewalt an und war fleißig und folgte der Frau Holle, wenn ſie ihr etwas ſagte, denn ſie gedachte an das viele Gold, daß ſie ihr ſchenken würde; am zweiten Tag aber fing ſie ſchon an zu faullenzen, am dritten noch mehr, da wollte ſie Morgens gar nicht aufſtehen, ſie machte auch der Frau Holle das Bett ſchlecht und ſchüttelte es nicht recht, daß die Federn aufflogen. Das ward die Frau Holle bald müd und ſagte der Faulen den Dienſt auf. Die war es wohl zufrieden und meinte, nun werde der Goldregen kommen, die Frau Holle führte ſie auch zu dem Thor; als ſie aber darunter ſtand, ward ſtatt des Golds ein großer Keſſel voll Pech ausgeſchüttet. „Das iſt zur Belohnung deiner Dienſte" ſagte die Frau Holle und ſchloß das Thor zu. Da kam die Faule heim, ganz mit Pech bedeckt, und das hat ihr Lebtag nicht wieder abgehen wollen. Der Hahn aber auf dem Brunnen, als er ſie ſah, rief:

„Kikeriki!
unſere ſchmutzige Jungfrau iſt wieder hie!"

25.

Die sieben Raben.

Ein Mann hatte sieben Söhne und immer noch kein Töchterchen, so sehr ers auch wünschte, endlich gab ihm seine Frau wieder gute Hoffnung zu einem Kinde und wie's zur Welt kam, wars ein Mädchen. Ob es gleich gar schön war, so wars doch auch schmächtig und klein und sollte wegen seiner Schwachheit die Nothtaufe haben. Da schickte der Vater einen der Knaben eilends zur Quelle, Taufwasser zu holen, aber die andern sechs liefen mit. Jeder wollte aber der erste beim Schöpfen seyn und darüber fiel ihnen der Krug in den Brunnen; da standen sie verlegen und wußten nicht, was sie thun sollten und keiner getraute sich heim. Dem Vater ward unter der Weile angst, das Mädchen mußte ungetauft verscheiden und wußte gar nicht, warum die Jungen so lange ausblieben. „Gewiß, sprach er, haben sies wieder über ein Spiel vergessen! und als sie immer nicht kamen, fluchte er im Aerger: „ich wollte, daß die Jungen alle zu Raben würden!" Kaum war das Wort ausgeredet, so hörte er ein Geschwirr über seinem Haupt in der Luft, blickte auf und sah sieben kohlschwarze Raben auf und davon fliegen.

Die Eltern konnten die Verwünschung nicht mehr zurücknehmen, und so traurig sie über den Verlust ihrer sieben Söhne waren, trösteten sie sich einigermaßen durch ihr liebes Töchterchen, das bald zu Kräften kam und mit jedem Tage schöner ward. Es wußte lange Zeit nicht einmal, daß es Geschwister gehabt, denn

die Eltern hüteten sich ihrer vor ihm zu erwähnen, bis es eines Tags von ungefähr die Leute von sich sprechen hörte: ja, sie wäre wohl schön, aber doch eigentlich Schuld, daß ihre sieben Brüder durch sie unglücklich geworden. Da wurde sie tief betrübt, ging zu Vater und Mutter und fragte, ob sie denn Brüder gehabt und wo sie hingerathen wären? Nun durften die Eltern das Geheimniß nicht länger verschweigen, sagten jedoch, es sey so des Himmels Verhängniß und ihre Geburt nur der unschuldige Anlaß gewesen; allein das Mädchen machte sich täglich ein Gewissen daraus und glaubte sich fest verbunden, ihre Geschwister zu erlösen und hatte nicht Ruhe und Rast, bis sie sich heimlich aufmachte und in die weite Welt ging, ihre Brüder irgendwo aufzuspüren und, es koste was da wolle, zu befreien? Sie nahm nichts mit sich als ein Ringlein von ihren Eltern, einen Laib Brot für den Hunger, ein Krüglein Wasser für den Durst und ein Stühlchen für die Müdigkeit.

Nun ging es immer zu, weit, weit bis an der Welt Ende. Da kam es zur Sonne, aber die war gar zu heiß und fürchterlich, und fraß die kleinen Kinder; eilig lief es weg, und hin zu dem Mond, aber der war gar zu kalt und auch grausig und bös und als er das Kind merkte, sprach er: „ich rieche, rieche Menschenfleisch!“ Da machte es sich geschwind fort und kam zu den Sternen, die waren ihm freundlich und gut und jeder saß auf seinem besondern Stühlchen. Der Morgenstern aber stand auf, gab ihm ein Hinkelbeinchen und sprach: „wenn du das Beinchen nicht hast,

kannst du nicht in den Glasberg aufschließen und in dem Glasberg da sind deine Brüder."

Das Mädchen nahm das Beinchen, wickelte es wohl in ein Tüchlein und ging wieder fort, so lange bis es an den Glasberg kam, dessen Thor verschlossen war. Nun wollte es das Beinchen holen, aber wie es das Tüchelchen aufmachte, so war es leer und es hatte das Geschenk der guten Sterne verloren. Was sollte es nun anfangen, seine Brüder wollte es erretten und hatte keinen Schlüssel zum Glasberg? das gute Schwesterchen nahm ein Messer, schnitt sich sein kleines Fingerchen ab, steckte es in das Thor und schloß glücklich auf. Als es hinein getreten war, kam ihm ein Zwerglein entgegen und sprach: „mein Kind, was suchst du?" „Ich suche meine Brüder die sieben Raben," antwortete es. Der Zwerg sprach: „die Herrn Raben sind nicht zu Haus, aber willst du hier so lang warten, bis sie kommen, so tritt ein." Darauf brachte das Zwerglein die Speise der Raben getragen auf sieben Tellerchen und in sieben Becherchen, und von jedem Tellerchen aß das Schwesterchen ein Bröckchen und aus jedem Becherchen trank es ein Schlückchen; in das letzte Becherchen aber ließ es das Ringlein fallen, das es mitgenommen.

Auf einmal hörte es in der Luft ein Geschwirr und ein Geweh, da sprach das Zwerglein: „jetzt kommen die Herren Raben heim geflogen!" Da kamen sie, wollten essen und trinken und suchten ihre Tellerchen und Becherchen, da sprach einer nach dem andern: „wer hat von meinem Tellerchen gegessen? wer hat aus meinem Becherchen getrunken? Das ist eines Men-

schen Mund gewesen!" Und wie der siebente auf den Grund kam, fiel ihm das Ringlein entgegen, da sah er ihn an und erkannte, daß er von Vater und Mutter war und sprach: „Gott geb, unser Schwesterlein wär da, so wären wir erlöst!" Wie das das Mädchen hörte, das hinter der Thüre stand und lauschte, so trat es hervor und da bekamen alle die Raben ihre menschliche Gestalt wieder. Und sie herzten und küßten einander und zogen fröhlich heim.

26.

Rothkäppchen.

Es war einmal eine kleine süße Dirn, die hatte jedermann lieb, der sie nur ansah, am allerliebsten aber ihre Großmutter, die wußte gar nicht, was sie alles dem Kind geben sollte. Einmal schenkte sie ihm ein Käppchen von rothem Sammet, und weil ihm das so wohl stand, und es nichts anders mehr tragen wollte, hieß es nur das Rothkäppchen; da sagte einmal seine Mutter zu ihm: „komm, Rothkäppchen, da hast du ein Stück Kuchen und eine Flasche Wein, die bring der Großmutter hinaus, weil sie krank und schwach ist, wird sie sich daran laben; sey aber hübsch artig und grüß sie von mir, geh auch ordentlich und lauf nicht vom Weg ab, sonst fällst du, und zerbrichst das Glas, dann hat die kranke Großmutter nichts."

Rothkäppchen sagte: „ja ich will alles recht gut ausrichten" und versprachs der Mutter in die Hand. Die Großmutter aber

wohnte draußen im Wald, eine halbe Stunde vom Dorf. Wie nun Rothkäppchen in den Wald kam, begegnete ihm der Wolf, Rothkäppchen aber wußte nicht, was er für ein böses Thier war und fürchtete sich nicht vor ihm. „Guten Tag, Rothkäppchen," sprach er — „Schönen Dank, Wolf." — „Wo willst du so früh hinaus, Rothkäppchen," — „zur Großmutter." — Was trägst du unter der Schürze? — „Kuchen und Wein, für die kranke und schwache Großmutter; gestern haben wir gebacken, da soll sie sich stärken." — „Rothkäppchen, wo wohnt deine Großmutter?" — „Noch eine gute Viertelstunde im Wald, unter den drei großen Eichbäumen, da steht ihr Haus, unten sind die Nußhecken, das wirst du ja wissen," sagte Rothkäppchen. Der Wolf dachte bei sich, das junge, zarte Mädchen, das ist ein guter, fetter Bissen für dich, wie fängst du's an, daß du den kriegst. Da ging er ein Weilchen neben Rothkäppchen her, dann sprach er: Rothkäppchen, sieh' einmal die schönen Blumen, die im Walde stehen, warum guckst du nicht um dich; ich glaube, du hörst gar nicht darauf, wie die Vöglein so lieblich singen? du gehst ja für dich hin als wie zur Schule und ist so lustig haußen in dem Wald."

Rothkäppchen schlug die Augen auf, und als es sah, wie die Sonne durch die Bäume hin und her sprang und alles voll schöner Blumen stand, dachte es: ei! wenn ich der Großmutter einen Strauß mitbringe, der wird ihr auch lieb seyn; es ist noch früh, daß ich doch zu rechter Zeit ankomme, und sprang in den Wald und suchte Blumen. Und wenn es eine gebrochen hatte, meint es, dort stünd noch eine schönere und lief darnach und lief immer wei-

ter in den Wald hinein. Der Wolf aber ging geradeswegs nach dem Haus der Großmutter und klopfte an die Thüre. „Wer ist draußen" — „das Rothkäppchen, ich bring dir Kuchen und Wein, mach mir auf." — „Drück nur auf die Klinke, rief die Großmutter, ich bin zu schwach und kann nicht aufstehen." Der Wolf drückte an der Klinke, und er trat hinein ohne ein Wort zu sprechen, geradezu an das Bett der Großmutter und verschluckte sie. Dann nahm er ihre Kleider, that sie an, setzte sich ihre Haube auf, legte sich in ihr Bett und zog die Vorhänge vor.

Rothkäppchen aber war herum gelaufen nach Blumen, und als es so viel hatte, daß es keine mehr tragen konnte, fiel ihm die Großmutter wieder ein und es machte sich auf den Weg zu ihr. Wie es ankam, stand die Thüre auf, darüber verwunderte es sich, und wie es in die Stube kam, sahs so seltsam darin aus, daß es dacht: ei! du mein Gott, wie ängstlich wird mirs heut zu Muth, und bin sonst so gern bei der Großmutter. Drauf ging es zum Bett und zog die Vorhänge zurück, da lag die Großmutter und hatte die Haube tief ins Gesicht gesetzt und sah so wunderlich aus. „Ei Großmutter, was hast du für große Ohren!" — „daß ich dich besser hören kann." — „Ei Großmutter, was hast du für große Augen!" — „daß ich dich besser sehen kann." — „Ei Großmutter was hast du für große Hände!" — „daß ich dich besser packen kann." — „Aber Großmutter, was hast du für ein entsetzlich großes Maul!" — „daß ich dich besser fressen kann." Und wie der Wolf das gesagt hatte, sprang er aus dem Bett und auf das arme Rothkäppchen, und verschlang es.

Wie der Wolf den fetten Bissen im Leib hatte, legte er sich wieder ins Bett, schlief ein und fing an, überlaut zu schnarchen. Der Jäger ging eben vorbei und dachte bei sich: wie kann die alte Frau so schnarchen, du mußt einmal nachsehen ob ihr etwas fehlt. Da trat er in die Stube, und wie er vors Bett kam, so lag der Wolf darin, den er lange gesucht hatte. Nun wollte er seine Büchse anlegen, da fiel ihm ein, vielleicht hat er die Großmutter gefressen und ich kann sie noch erretten und schoß nicht, sondern nahm eine Scheere und schnitt dem schlafenden Wolf den Bauch auf. Wie er ein paar Schnitte gethan, da sah er das rothe Käppchen leuchten, und wie er noch ein wenig geschnitten, da sprang das Mädchen heraus und rief: „ach wie war ich erschrocken, was wars so dunkel in dem Wolf seinem Leib!“ und dann kam die Großmutter auch lebendig heraus. Rothkäppchen aber holte große schwere Steine, damit füllten sie dem Wolf den Leib, und wie er aufwachte, wollte er fortspringen, aber die Steine waren so schwer, daß er gleich niedersank und sich todt fiel.

Da waren alle drei vergnügt, der Jäger nahm den Pelz vom Wolf, die Großmutter aß den Kuchen und trank den Wein, den Rothkäppchen gebracht hatte, und Rothkäppchen dachte bei sich: du willst dein Lebtag nicht wieder allein vom Weg ab in den Wald laufen, wenn dirs die Mutter verboten hat.

Es wird auch erzählt, daß einmal, als Rothkäppchen der alten Großmutter wieder Gebackenes brachte, ein anderer Wolf ihm zugesprochen und es vom Weg ableiten wollen. Rothkäpp-

chen aber hütete sich und ging gerad fort ihres Wegs, und sagte der Großmutter, daß sie den Wolf gesehen, daß er ihm guten Tag gewünscht aber so bös aus den Augen geguckt; „wenns nicht auf offner Straße gewesen, er hätt mich gefressen.“ — „Komm, sagte die Großmutter, wir wollen die Thüre verschließen, daß er nicht herein kann.“ Bald darnach klopfte der Wolf an und rief: „mach auf, Großmutter, ich bin das Rothkäppchen, ich bring dir Gebackenes.“ Sie schwiegen aber still und machten die Thüre nicht auf, da ging der Böse etlichemal um das Haus und sprang endlich aufs Dach, und wollte warten bis Rothkäppchen Abends nach Haus ging, dann wollt' er ihm nachschleichen und wollts in der Dunkelheit fressen. Aber die Großmutter merkte, was er im Sinn hatte. Nun stand vor dem Haus ein großer Steintrog, da sprach sie zu dem Kind: „hol' den Eimer, Rothkäppchen, gestern hab ich Würste gekocht, da trag das Wasser, worin sie gekocht sind, in den Trog.“ Rothkäppchen trug so lange bis der große, große Trog ganz voll war. Da stieg der Geruch von den Würsten dem Wolf in die Nase, er schnupperte und guckte hinab, endlich machte er den Hals so lang, daß er sich nicht mehr halten konnte, und anfing zu rutschen; so rutschte er vom Dach herab und gerade in den großen Trog hinein und ertrank. Rothkäppchen aber ging fröhlich nach Haus und that ihm niemand etwas zu Leid.

27.

Die Bremer Stadtmusikanten.

Es hatte ein Mann einen Esel, der ihm schon lange Jahre treu gedient, dessen Kräfte aber nun zu Ende gingen, so daß er zur Arbeit immer untauglicher ward. Da wollt ihn der Herr aus dem Futter schaffen, aber der Esel merkte, daß kein guter Wind wehte, lief fort und machte sich auf den Weg nach Bremen; dort, dachte er, kannst du ja Stadtmusikant werden. Als er ein Weilchen fortgegangen war, fand er einen Jagdhund auf dem Wege liegen, der jappte wie einer, der sich müd gelaufen. „Nun, was jappst du so?" sprach der Esel. „Ach, sagte der Hund, weil ich alt bin und jeden Tag schwächer werde, und auf der Jagd nicht mehr fort kann, hat mich mein Herr wollen todtschlagen, da habe ich Reißaus genommen; aber womit soll ich nun mein Brot verdienen?" „weißt du was, sprach der Esel, ich gehe nach Bremen, dort Stadtmusikant zu werden, geh mit und laß dich auch bei der Musik annehmen. Der Hund wars zufrieden und sie gingen weiter. Es dauerte nicht lange, so saß da eine Katze auf den Weg und machte ein gar trübselig Gesicht. „Nun, was ist dir dann in die Quere gekommen?" sprach der Esel. „Ei, antwortete die Katze, wer kann da lustig seyn, wenns einem an den Kragen geht; weil ich nun zu Jahren komme, meine Zähne stumpf werden und ich lieber hinter dem Ofen sitze und spinne, als nach den Mäusen herum jage, hat mich meine Frau ersäufen wollen; ich hab mich zwar noch fortgemacht aber nun

ist guter Rath theuer; wo soll ich hin?" geh mit uns nach Bremen, du verstehst dich doch auf die Nachtmusik, da kannst du ein Stadtmusikant werden." Die Katze wars zufrieden und ging mit. Darauf kamen die drei Landesflüchtigen an einem Hof vorbei, da saß auf dem Thor der Haushahn und schrie aus Leibeskräften. „Du schreist einem durch Mark und Bein, sprach der Esel, was hast du vor." „Da hab ich gut Wetter prophezeit, sprach der Hahn, weil unserer lieben Frauen Tag ist, wo sie dem Christkindlein die Tücher gewaschen hat und sie trocknen will, aber weil Morgen zum Sonntag Gäste kommen, so hat die Hausfrau doch kein Erbarmen und der Köchin gesagt, sie wollte mich Morgen in der Suppe essen und da soll ich mir heut Abend den Kopf abschneiden lassen. Nun schrei ich aus vollem Hals so lang ich noch kann." „Ei was du Rothkopf, sagte der Esel, zieh lieber mit uns fort, nach Bremen, etwas besseres, als den Tod findest du überall; du hast eine gute Stimme, und wenn wir zusammen musicieren, so muß es eine Art haben." Der Hahn ließ sich den Vorschlag gefallen, und sie gingen alle vier zusammen fort.

Sie konnten aber die Stadt Bremen in einem Tag nicht erreichen und kamen Abends in einen Wald, wo sie übernachten wollten. Der Esel und der Hund legten sich unter einem großen Baum und die Katze und der Hahn machten sich hinauf, der Hahn flog bis in die Spitze, wo's am sichersten für ihn war und sah sich ehe er einschlief, noch einmal nach allen vier Winden um. Da dachte ihn, er säh in der Ferne ein Fünkchen brennen und

rief seinen Gesellen zu, es müßte nicht gar weit ein Haus seyn, denn es scheine ein Licht. Sprach der Esel: „so müssen wir uns aufmachen und noch hingehen, denn hier ist die Herberge schlecht" und der Hund sagte: „ja ein paar Knochen und etwas Fleisch daran thäten mir auch gut!" Nun machten sie sich auf den Weg nach der Gegend, wo das Licht war und sahen es bald heller schimmern und es ward immer größer, bis sie vor ein hell erleuchtetes Räuberhaus kamen. Der Esel, als der größte, machte sich ans Fenster und schaute hinein. „Was siehst du? Grauschimmel," fragte der Hahn. „Was ich sehe? antwortete der Esel, einen gedeckten Tisch mit schönem Essen und Trinken, und Räuber sitzen daran und lassens sich wohl sein." „Das wär was für uns" sprach der Hahn. „Ya, Ya, ach wären wir da!" sagte der Esel. Da rathschlagten die Thiere, wies anzufangen wäre, um die Räuber fortzubringen, endlich fanden sie ein Mittel. Der Esel mußte sich mit den Vorderfüßen auf das Fenster stellen, der Hund auf des Esels Rücken, die Katze auf den Hund klettern, und endlich flog der Hahn hinauf und setzte sich der Katze auf den Kopf. Wie das geschehen war, fingen sie insgesammt auf ein Zeichen an, ihre Musik zu machen; der Esel schrie, der Hund bellte, die Katze miaute und der Hahn krähte, indem stürzten sie durch das Fenster in die Stube hinein, daß die Scheiben klirrend niederfielen. Die Räuber, die schon über das entsetzliche Geschrei erschrocken waren, meinten nicht anders als ein Gespenst käm herein und entflohn in größter Furcht in den Wald. Nun setzten sich die vier Gesellen an den Tisch, nahmen mit dem vorlieb

was übrig geblieben war und aßen, als wenn sie vier Wochen hungern sollten.

Wie die vier Spielleute fertig waren, löschten sie das Licht aus und suchten sich eine Schlafstätte, jeder nach seiner Natur und Bequemlichkeit. Der Esel legte sich auf den Mist, der Hund hinter die Thüre, die Katze auf den Heerd bei die warme Asche und der Hahn setzte sich auf den Hahnenbalken, und weil sie müd waren von ihrem Weg, schliefen sie auch bald ein. Als Mitternacht vorbei war, und die Räuber von weitem sahen, daß kein Licht mehr im Haus war, auch alles ruhig schien, sprach der Hauptmann: „wir hätten uns doch nicht sollen ins Bockshorn jagen lassen" und hieß einen hingehen und das Haus untersuchen. Der Abgeschickte fand alles still, ging in die Küche wollte ein Licht anzünden und nahm ein Schwefelhölzchen, und weil er die glühenden, feurigen Augen der Katze für lebendige Kohlen ansah, hielt er es daran, daß es Feuer fangen sollte. Aber die Katze verstand keinen Spaß, sprang ihm in das Gesicht, spie und kratzte. Da erschrak er gewaltig, lief und wollte zur Hinterthüre hinaus, aber der Hund, der da lag, sprang auf und biß ihm ins Bein, und als er über den Hof an der Miste vorbei rennte, gab ihm der Esel noch einen tüchtigen Schlag mit dem Hinterfuß, der Hahn aber, der vom Lärmen aus dem Schlaf geweckt und munter geworden war, rief vom Balken herab: „kikeriki!" Da lief der Räuber, was er konnte, zu seinem Hauptmann zurück und sprach: „ach, in dem Haus sitzt eine gräuliche Hexe, die hat mich angehaucht und mit ihren langen Fingern mir das Gesicht zerkratzt,

und

und vor der Thüre steht ein Mann mit einem Messer, der hat mich ins Bein gestochen, und auf dem Hof liegt ein schwarzes Ungethüm, das hat mit einer Holzkeule auf mich los geschlagen, und oben auf dem Dache, da sitzt der Richter, der rief: „bringt mir den Schelm her!" Da machte ich, daß ich fortkam. Von nun an getrauten sich die Räuber nicht weiter in das Haus, den vier Bremer Musikanten gefiels aber so wohl darin, daß sie nicht wieder heraus wollten und der das zuletzt erzählt hat, dem ist der Mund noch warm.

28.

Der singende Knochen.

In einem großen Wald lief ein mächtiges Wildschwein herum, das die Aecker umwühlte, das Vieh tödtete und den Menschen mit seinen Hauern den Leib aufriß, also daß sich niemand mehr in die Nähe des Waldes wagte und es zu einer Plage für das ganze Land ward. Der König bot auf was er konnte, aber noch jeder, der es einfangen oder tödten wollte, war schlimm weggekommen, so daß niemand kühn genug war, das Wagniß zu übernehmen. Endlich ließ der König bekannt machen, wer das Wildschwein erlege, solle seine einzige Tochter zur Gemahlin haben.

Nun waren zwei Brüder im Reich, Söhne eines armen Mannes, die meldeten sich dazu: der älteste, der listig und klug war, aus Hochmuth; der jüngste, der unschuldig und dumm war, aus

gutem Herzen. Der König hieß sie von verschiedenen Seiten in den Wald gehen und ihr Heil versuchen; da ging der jüngste von Morgen aus, der älteste von Abend. Als der jüngste hinein gekommen war, trat ein kleines Männlein zu ihm, das hielt eine schwarze Lanze in der Hand und sprach: „siehst du, mit dieser Lanze kannst du ohne Furcht auf das Wildschwein eingehen und es tödten; die geb ich dir, weil dein Herz gut ist.“ Nun nahm er den Spieß, dankte dem Männlein und ging getrost weiter. Bald sah er das Thier wüthend heran rennen, aber er hielt den Spieß vor und es rennte sich in seiner blinden Wuth so gewaltig hinein, daß es sich selbst das Herz durchschnitt. Da nahm er seinen Fang auf die Schulter, ging vergnügt heimwärts und wollte ihn dem Könige bringen.

Der andere Bruder hatte auf seinem Weg ein Haus gefunden, wo sich die Menschen mit Tanz und Wein lustig machten und war da eingegangen. „Das Wildschwein, dachte er, lauft dir doch nicht fort, du willst dir hier erst ein Herz trinken. Der jüngste kam nun bei seinem Heimweg daran vorbei und als ihn der älteste sah, mit der Beute beladen, ward er neidisch und sann darauf ihm zu schaden. Da rief er: „komm doch herein, lieber Bruder, und ruh dich ein wenig aus und trink einen Becher Wein zur Stärkung.“ Der jüngste, der in seiner Unschuld an nichts böses dachte, ging hinein und erzählte ihm, wie es zugegangen war und daß er mit einer schwarzen Lanze das Schwein getödtet hätte. Nun hielt ihn der älteste zurück bis gegen Abend, wo sie zusammen sich aufmachten. Als sie aber in der Dunkei-

heit zu der Brücke über einen Bach kamen, ließ der älteste der jüngsten vorangehen und mitten drauf gab er ihm einen Schlag, daß er todt hinabstürzte. Dann begrub er ihn unter der Brücke, nahm das Schwein und brachte es vor den König, mit dem Vorgeben, er habe es getödtet, und erhielt darauf die Tochter des Königs zur Gemahlin. Als der jüngste Bruder nicht wiederkommen wollte, sagte er: „das Schwein wird ihm den Leib aufgerissen haben.“ Und das glaubte jedermann.

Weil aber vor Gott nichts verborgen bleibt, so sollte auch diese schwarze That an des Tages Licht kommen. Nach langen Jahren trieb ein Hirt seine Heerde über die Brücke, und sah unten im Sande ein schneeweißes Knöchlein liegen und dachte, das gäbe ein gutes Mundstück. Da stieg er hinab, hob es auf und schnitzte ein Mundstück für sein Horn daraus, und als er es zum erstenmal ansetzen und darauf blasen wollte, so fing das Knöchlein an, von selbst zu singen:

„Ach, du liebes Hirtelein,
du bläst auf meinem Knöchelein!
mein Bruder hat mich erschlagen
unter der Brücke begraben,
um das wilde Schwein
für des Königs Töchterlein.“

„Ei, was für ein Hörnlein, das von selber singt!“ sprach der Hirt, wußte nicht, was es zu bedeuten hatte, brachte es aber vor den König. Da fing das Knöchlein wieder an, dieselben Worte zu singen; der König verstand wohl, was es sagen wollte, ließ

unter der Brücke graben und das ganze Gerippe des Erschlagene kam hervor. Der böse Bruder konnte sein Verbrechen nich leugnen und ward lebendig ins Wasser geworfen und ersäuft, di Gebeine des Gemordeten aber wurden auf den Kirchhof in ein schönes Grab zur Ruhe gelegt.

29.

Der Teufel mit den drei goldenen Haaren.

Es war eine arme Frau, die gebar ein Söhnlein, das hatt eine Glückshaut um, wie es zur Welt kam. Da ward ihm ge weissagt, daß es im vierzehnten Jahr die Königstochter zu Frau haben würde. Es geschah aber, daß der König unerkannt nach wenig Tagen durch das Dorf kam und fragte, was es neue gäbe? „Ei, antworteten die Leute, es ist ein Kind mit einer Glückshaut geboren worden, das soll des Königs Tochter im vier zehnten Jahr zur Frau haben.“ Dem König gefiel das nicht, ging zu den armen Eltern und fragte, ob sie ihm das Kind nicht verkaufen wollten. Nein, sprachen sie; doch weil ihnen der fremde Mann so zusetzte und schweres Gold bot, sie aber kein Brot zu es sen hatten, so willigten sie endlich ein und dachten, es ist ein Glücks kind, dem kanns doch nicht fehlen.

Der König nahm das Kind, legte es in eine Schachtel und ritt dann mit ihm fort; als er aber zu einem tiefen Wasser kam, warf er es hinein und dachte, nun wird es nicht der Mann meiner Tochter werden. Die Schachtel schwamm fort und durch Gottes

Gnade geschah es, daß kein Tröpfchen Wasser hinein kam. Sie schwamm fort, bis zwei Meilen von des Königs Hauptstadt, da blieb sie bei einer Mühle an dem Wehr hängen. Ein Mahlbursche sah die Schachtel, nahm einen großen Hacken und zog sie herbei und weil sie so schwer war, meinte er, es läge Geld darin, aber als er sie aufmachte, lag ein kleiner, schöner Junge darin und frisch und lebendig. Die Müllersleute hatten keine Kinder, waren froh über das Gefundene und sprachen: „Gott hat es uns beschеert." Also pflegten sie es wohl und zogen es in allen Tugenden groß.

Als etwa dreizehn Jahre herum waren, kam der König zufällig in die Mühle und fragte die Müllersleute, ob das ihr Sohn wäre? „Nein, antworteten sie, der Mahlbursch hat ihn gefunden in einer Schachtel, die ans Wehr geschwommen ist." „Wie lang ist das schon geschehen?" fragte der König weiter. „Vor etwa dreizehn Jahren." „Das ist ja recht schön, sprach der König, mein, kann mir der Jung nicht einen Brief an die Frau Königin forttragen? es wär mir ein großer Gefallen und ich will ihm zwei Goldstücke dafür geben." „Wie der Herr König gebietet" sprach der Müller, der König aber, der wohl merkte, daß es das Glückskind war, schrieb einen Brief an die Königin, darin stand: „sobald dieser Knabe mit dem Schreiben angelangt ist, soll er getödtet und begraben werden, und alles soll geschehen sein, eh ich komme."

Mit diesem Brief ging der Knabe fort, verirrte sich aber und kam Abends in einen großen Wald. Wie es ganz dunkel war, sah er darin ein Licht, auf das er zuging und das ihn zu einem kleinen Häuschen führte. Es war niemand da[illegible]

Frau, die erschrak, als sie ihn herein treten sah und sprach: „wo kommst du her und wo willst du hin?" „Zu der Frau Königin, der soll ich einen Brief bringen, ich habe mich verirrt und wollte gern hier übernachten." „Du armer Junge, sprach die Frau, du bist hier in ein Räuberhaus gerathen, wenn sie heimkommen, bringen sie dich um." „Ich bin so müd, daß ich nicht weiter kann," antwortete er, legte den Brief auf den Tisch, dann streckte er sich auf eine Bank und schlief ein. Als die Räuber kamen und ihn sahen, fragten sie, was das für ein fremder Knabe wäre? „Aus Barmherzigkeit hab ich ihn geherbergt, sprach die Alte, er soll der Königin einen Brief bringen und hat sich verirrt." Die Räuber nahmen den Brief und brachen ihn auf und lasen darin, daß der Knabe sollte ermordet werden. Da zerriß ihn der Anführer und schrieb einen andern, darin stand, sobald der Knabe käm, sollt er mit der Königstochter vermählt werden. Sie ließen den Knaben schlafen bis zum andern Morgen, da gaben sie ihm den Brief und zeigten ihm den rechten Weg, auf dem er zur Königin gelangte. Als sie den Brief gelesen, ließ sie gleich die Hochzeit anstellen und weil das Glückskind schön war, nahm ihn das Königsfräulein gern zum Mann und sie lebten vergnügt miteinander.

Nach einiger Zeit kam der König wieder nach Haus und als er sah, daß die Weissagung erfüllt und das Glückskind mit seiner Tochter verheirathet war, erschrack er und sprach: „wie ist das zugegangen? was hab ich in den Brief geschrieben?" „Lieber Mann, sagte die Königin, hier ist dein Brief, lies selber, was [illegible]." Der König las und sah wohl, daß der Brief ver-

tauſcht war und fragte den Jüngling, wie es mit dem Schreiben, das er ihm anvertraut, zugegangen wäre? „Ich weiß von nichts, antwortete er, es müßte in der Nacht geſchehen ſein, als ich geſchlafen habe.“ Der König aber war zornig und ſprach: „nein, ſo ſoll es nicht gehen, wer meine Tochter will haben; muß mir aus der Hölle drei goldne Haare von des Teufels Haupt holen; bringſt du mir die, ſo ſollſt du meine Tochter behalten.“ „Die will ich ſchon holen,“ ſprach das Glückskind! nahm Abſchied von ſeiner Frau und zog fort.

Nun kam er vor eine große Stadt, da fragte ihn der Wächter vor dem Thor, was er für ein Gewerb verſtehe und was er wiſſe? „Ich weiß alles,“ gab er zur Antwort. „So kannſt du uns einen Gefallen thun und ſagen, warum unſer Marktbrunnen, der ſonſt Wein quoll, jetzt nicht einmal Waſſer quillt; wir wollen dir zwei Eſel mit Gold dafür geben.“ „Recht gern, antwortete er, wenn ich wiederkomme.“ Da ging er weiter und kam vor eine andere Stadt, deren Wächter fragte auch: „was für ein Gewerb verſtehſt du und was weißt du?“ „Ich weiß alles“ antwortete er. So kannſt du uns einen Gefallen thun und ſagen, warum ein Baum, der ſonſt goldne Aepfel trug, jetzt nicht einmal Blätter hervortreibt?“ „Recht gern, antwortete er, wann ich wiederkomme.“ Da ging er weiter und kam an ein groß Waſſer, über das er hinüber mußte. Der Schiffmann fragte ihn: „was für ein Gewerb verſtehſt du und was weißt du?“ „Ich weiß alles“ antwortete er. „So kannſt du mir einen Gefallen thun, ſprach der Schiffmann und mir ſagen, warum ich ewig fahren muß und

nicht abgelöst werde? ich will dirs vergüten.“ „Recht gern, antwortete er, wann ich wiederkomme.“

Als er nun über das Wasser gefahren war, kam er in die Hölle, da sahs schwarz und rusig aus; der Teufel war aber nicht zu Haus, nur seine Ellermutter, die saß in einem breiten Sorgenstuhl. „Was willst du?“ sprach sie. „Drei goldene Haare von des Teufels Kopf, antwortete er, sonst kann ich meine Frau nicht behalten.“ „Du jammerst mich, antwortete sie, wenn der Teufel kommt, so bringt er dich ums Leben, doch will ich sehen, was ich für dich thun kann.“ Da verwandelte sie ihn in eine Ameise und sprach: „kriech in meine Rockfalten, da bist du sicher.“ „Ja, sagte er, ich mögt auch gern wissen, warum ein Brunnen, der sonst Wein quoll, nicht mehr Wasser quillt, warum ein Baum der sonst goldne Aepfel trug, nicht einmal Laub treibt, und warum ein Schiffmann immer fahren muß, und nicht abgelöst wird.“ „Das sind drei schwere Fragen, sprach sie, aber sey still und hab acht, was der Teufel spricht, wann ich ihm die drei goldenen Haare ausziehe.“

Darnach nicht lange, als es Abend ward, kam der Teufel nach Haus. Er roch hin und her und sprach: „ich rieche, rieche Menschenfleisch, es ist nicht rein!“ Dann suchte er und guckte sich um, aber umsonst. Die Ellermutter schalt und sprach: „wirf mir nicht alles untereinander, ich habe eben erst gekehrt: sitz und iß dein Abendbrot, du hast immer Menschenfleisch in der Nase.“ Nun aß und trank der Teufel und hernach legte er der Ellermutter seinen Kopf, in den Schoos und sagte, er wäre müd, sie

ſollte ihn ein wenig lauſen. Bald ſchlummerte er ein, blies und ſchnarchte; da faßte ſie ein goldenes Haar und riß es aus und legte es neben ſich. „Au weh! rief der Teufel, was iſt das?" „Ich hatte einen ſchweren Traum, ſprach di: Ellermutter, da hab ich dir in die Haare gefaßt." „Was träumte dir denn?" „Mir träumte ein Marktbrunnen, der ſonſt Wein quoll, wäre verſiegt, und wollte nicht einmal Waſſer quellen; was iſt wohl Schuld?" „He! wenn ſie's wüßten! antwortete der Teufel, es ſitzt eine Kröte unter einem Stein im Brunnen, die müſſen ſie tödten, dann wird er ſchon wieder anfangen zu fließen." Nun lauſte ihn die Ellermutter wieder, bis er einſchlief und ſchnarchte, daß die Fenſter zitterten, da riß ſie ihm das zweite Haar aus. „Hu! was machſt du?" ſchrie der Teufel zornig. „Sei nicht bös, ſprach ſie, ich habs im Traume gethan." „Was träumte dir denn?" „Mir träumte, in einem Königreich ſtänd ein Obſtbaum, der hatte ſonſt goldne Aepfel getragen, und wollte jetzt nicht einmal Laub treiben: was iſt wohl Schuld?" „He! wenn ſie's wüßten! antwortete der Teufel, an der Wurzel nagt eine Maus, wo ſie die tödten, wird er ſchon wieder Goldäpfel trazen; nagt ſie noch weiter, ſo verdorrt er. Aber laß mich mit deinen Träumen in Ruh und wenn du mich noch einmal weckſt, ſo kriegſt du eine Ohrfeige." Die Ellermutter lauſte ihn wieder, bis er einſchlief und ſchnarchte; dann faßte ſie auch das dritte goldne Haar und riß es aus. Der Teufel fuhr in die Höhe und wollte übel wirthſchaften, aber [illegible]

Träume!" — „[illegible]

einem Schiffmann, der fuhr immer hin und her und wurde gar nicht abgelöst: was ist wohl Schuld?" „He! der Dummbart: antwortete der Teufel, wenn einer kommt und will überfahren, muß er ihm die Stange in die Hand geben, dann muß der fahren und er ist frei. Aber laus mich, daß ich wieder einschlafe." Nun ließ ihn die Ellermutter schlafen bis es Tag ward, da zog der Teufel fort. Als sie sicher war, holte sie die Ameise wieder aus der Rockfalte und machte ihn zu dem Menschen, der er gewesen war. Dann gab sie ihm die drei goldenen Haare und sprach: „hast du auch alles gehört und verstanden, was der Teufel gesagt hat?" „Ja, antwortete er, ich wills auch wohl behalten." So ist dir geholfen, sprach sie, nun zieh deiner Wege."

Also bedankte sich das Glückskind bei des Teufels Ellermutter, und verließ die Hölle. Als er zu dem Schiffmann kam, der ihn wieder überfahren mußte, wollte dieser die versprochene Antwort haben. „Fahr mich nur erst hinüber, sagte er, dann will ich dirs sagen." Und wie er aus dem Schiff gestiegen war, gab er ihm des Teufels Rath: „wenn einer wieder kommt, der will übergefahren seyn, so gieb ihm die Stange in die Hand und lauf davon." Da ging er weiter und kam zu der Stadt, worin der unfruchtbare Baum stand, und wo der Wächter auch Antwort haben wollte. Da sagte er ihm, wie er vom Teufel gehört hatte: „tödtet die Maus, die an seiner Wurzel nagt, so wird er wieder goldne Aepfel tragen." Da bedankte er sich und gab ihm zwei Esel mit Gold beladen, die mußten ihm nachfolgen. Nun kam er in die Stadt, deren Brunnen

verſiegt war, da wollte der Wächter auch die Antwort haben. Da ſprach er, wie der Teufel geſprochen: „es ſitzt eine Kröte unter einem Brunnenſtein, die ſucht und tödtet, ſo wird er wieder Wein geben.“ Er dankte ihm und gab ihm auch zwei Eſel mit Gold beladen.

Nun langte das Glückskind daheim bei ſeiner Frau an, die ſich herzlich freute, als ſie ihn wiederſah und hörte, wie wohl ihm alles gelungen war. Dem König gab er die drei goldenen Haare des Teufels, ſo daß er nichts mehr gegen ihn einwenden konnte; und als dieſer gar die vier Eſel mit dem Golde ſah, ward er ganz vergnügt und ſprach: „ei, lieber Schwiegerſohn, wo iſt das viele Gold her; das ſind gewaltige Schätze!“ „Bei einem Waſſer, antwortete das Glückskind, hab ichs kriegt, und da iſt es noch zu haben.“ „Kann ich mir davon auch holen?“ ſprach der König, und war ganz begierig. „So viel ihr wollt, antwortete er, es iſt ein Schiffmann auf dem Waſſer, von dem laßt euch überfahren, drüben liegt das Gold wie Sand am Ufer.“ Da eilte der alte König hin und wie er an das Waſſer kam, winkte er dem Schiffmann, der nahm ihn auf, wie er aber drüben ausſteigen wollte, gab ihm der Schiffmann die Ruderſtange in die Hand und ſprang davon. Nun mußte der Alte fahren zur Strafe für ſeine Sünden. — „Fährt er wohl noch?“ „Was dann? es wird ihm niemand die Stange abgenommen haben!“

30.

Läuschen und Flöhchen.

Ein Läuschen und ein Flöhchen, die lebten zuſammen in einem Haushalt und brauten ſich Bier in einer Eierſchale. Da fiel das Läuschen hinein und verbrennte ſich. Darüber fing das Flöhchen laut an zu ſchreien. Da ſprach die kleine Stubenthüre:

„was ſchreiſt du, Flöhchen?“ —

„weil ſich Läuschen verbrennt hat.“

Da fing das Thürchen an zu knarren. Da ſprach ein Beſenchen in dem Hausehrn:

„was knarrſt du, Thürchen?“ —

„ſoll ich nicht knarren?

Läuschen hat ſich verbrennt,
Flöhchen weint.“

Da fing der kleine Beſen an entſetzlich zu kehren.

Da kam ein Wägelchen vorbei:

„was kehrſt du, Beſenchen?“ —

„Soll ich nicht kehren?

Läuschen hat ſich verbrennt,
Flöhchen weint,
Thürchen knarrt.“

Da ſagt das Wägelchen, ſo will ich entſetzlich rennen und rennt entſetzlich. Da ſagt das Miſtchen, an dem es vorbeirennt:

„was rennſt du, Wägelchen?“

„E. ich nicht rennen?

Läuschen hat sich verbrennt,
Flöhchen weint,
Thürchen knarrt,
Besenchen kehrt."

Da sagt das Mistchen, so will ich anfangen zu brennen, und brennt entsetzlich.

Da stand ein Bäumchen das sagt:

„Mistchen, was brennst du?" —

„Soll ich nicht brennen?

Läuschen hat sich verbrennt,
Flöhchen weint,
Thürchen knarrt,
Besenchen kehrt,
Wägelchen rennt."

Da sagt das Bäumchen, so will ich mich schütteln, und schüttelte all sein Laub ab. Da sagt ein Mädchen mit dem Wasserkrügelchen:

„Bäumchen, was schüttelst du dich?" —

„Soll ich mich nicht schütteln?

Läuschen hat sich verbrennt,
Flöhchen weint,
Thürchen knarrt,
Besenchen kehrt,
Wägelchen rennt,
Mistchen brennt."

Da sagt das Mädchen, so will ich mein Wasserkrügelchen

zerbrechen, und zerbrach sein Wasserkrügelchen; da sagt das Brünnlein:

„Mädchen, was zerbrichst du dein Wasserkrügelchen?“ —

„Soll ich mein Wasserkrügelchen nicht zerbrechen?
Läuschen hat sich verbrennt,
Flöhchen weint,
Thürchen knarrt,
Besenchen kehrt,
Wägelchen rennt,
Mistchen brennt,
Bäumchen schüttelt sich.“

„Ei! sagte das Brünnchen, so will ich anfangen zu fließen,“ und fing so entsetzlich an zu fließen, daß alles ertrunken ist, das Mädchen, das Bäumchen, das Mistchen, das Wägelchen, das Besenchen, das Thürchen, das Flöhchen und das Läuschen, alles miteinander.

31.

Das Mädchen ohne Hände.

Es war ein Müller nach und nach in Armuth gerathen, daß er nichts mehr hatte, als seine Mühle und einen großen Aepfelbaum dahinter. Einmal war er in den Wald gegangen, Holz zu holen, da trat ein alter Mann zu ihm und sprach: „was [illegible] ich will dich reich machen und

du versprichst mir dagegen, was hinter deiner Mühle steht; nach drei Jahren komm ich und hols ab." Was kann das seyn, dachte der Müller, als mein Aepfelbaum, sagte ja und verschrieb es dem Manne. Der lachte dazu und ging fort, und der Müller ging auch heim, da trat ihm seine Frau entgegen und sprach: „ei, Müller, woher kommt der große Reichthum in unser Haus, alle Kisten und Kasten sind voll und kein Mensch hats hereingebracht." Der Müller antwortete: „ein alter Mann begegnete mir im Wald, von dem kommts; ich hab ihm dafür verschrieben, was hinter der Mühle steht." „Ach Mann, sagte die Frau erschrocken, das wird schlimm werden, das ist der Teufel gewesen, der hat unsere Tochter damit gemeint, sie stand gerade hinter der Mühle und kehrte den Hof."

Die Müllerstochter war ein gar schönes und frommes Mädchen, und lebte die drei Jahre in Gottesfurcht und ohne Sünde. Als nun der Tag kam, wo sie der Böse holen wollte, da wusch sie sich rein und machte mit Kreide einen Kranz um sich. Der Teufel erschien ganz früh, aber er konnte sich ihr nicht nähern. Zornig sprach er zum Müller: „thu ihr alles Wasser weg, damit sie sich nicht mehr waschen kann und ich Gewalt über sie habe." Der Müller fürchtete sich und that es. Am andern Tag kam der Teufel wieder, aber sie hatte auf ihre Hände geweint und sie waren ganz rein. Da konnte ihr der Teufel wiederum nicht nahen. Wüthend sprach er zum Müller: „hau ihr die Hände ab, damit ich ihr etwas anhaben kann." Der Müller aber entsetzte sich und antwortete: „wie könnt' ich meinem [illegible]

Hände abhauen!" Da drohte ihm der Böse und sprach: „wo du es nicht thust, so bist du mein und ich hab dich selber." Nun ward dem Vater Angst und er versprach dem Teufel zu gehorchen. Darnach ging er zu dem Mädchen und sagte: „mein Kind, wenn ich dir nicht beide Hände abhaue, so führt mich der Teufel fort, und in der Angst hab ichs ihm versprochen, ich bitte dich um Verzeihung." Sie antwortete: „Vater, macht mit mir, was ihr wollt, ich bin euer Kind." Darauf legte sie beide Hände hin und ließ sie sich abhauen. Zum drittenmal kam der Teufel, aber sie hatte so lange und viel auf die Stümpfe geweint, daß sie doch ganz rein war; und er mußte weichen und hatte alles Recht an ihr verloren.

Nun sprach der Müller: „ich habe so großes Gut durch dich gewonnen, ich will dich Zeitlebens aufs köstlichste halten." Aber sie antwortete: „hier kann ich nicht bleiben, ich will fortgehen; mitleidige Menschen werden mir schon so viel geben, als ich brauche." Darauf ließ sie sich die verstümmelten Arme auf den Rücken binden und mit Sonnenaufgang ging sie fort und ging den ganzen Tag bis es Nacht ward. Da kam sie zu einem königlichen Garten und beim Mondschimmer sah sie, daß schöne Bäume voll Früchte darin standen, aber es war ein Wasser darum. Und weil sie den ganzen Tag nichts genossen hatte und so hungerig war, dachte sie, ach wäre ich darin, damit ich etwas von den Früchten äße, sonst muß ich verschmachten. Da kniete sie nieder, rief Gott den Herrn an und betete. Auf einmal kam ein [illegible] der machte eine Schleuße in dem Wasser zu, so daß der

Gra-

Graben trocken ward und sie hindurch gehen konnte. Nun ging sie in den Garten und der Engel ging mit ihr. Sie sah einen Baum mit Obst, das waren schöne Birnen, aber sie waren alle gezählt. Da trat sie hinzu und aß eine mit dem Munde vom Baum ab, ihren Hunger zu stillen. Der Gärtner sah es mit an, weil aber der Engel dabei stand, fürchtete er sich und meinte, es wär ein Geist und hatte nicht gerufen, auch nichts gesagt. Als sie aber die Birne gegessen, war sie satt davon und versteckte sich in das Gebüsch. Der König, dem der Garten gehörte, kam am andern Morgen herab, da zählte er und sah, daß eine der Birnen fehlte und fragte den Gärtner, wo sie hin wäre? sie liege nicht unter dem Baum und sey doch weg. Da antwortete der Gärtner: „in dieser Nacht kam ein Geist herein, der hatte keine Hände und aß eine mit dem Munde ab.“ Der König sprach: „wie ist der Geist über das Wasser hereingekommen, und wo ist er hingegangen?“ Der Gärtner antwortete: „es kam einer im schneeweißen Kleide vom Himmel, der hat die Schleuße vorgezogen und das Wasser gehemmt; und weil das ein Engel muß gewesen seyn, habe ich mich gefürchtet, nicht gefragt und nicht gerufen. Darnach ist der Geist wieder zurückgegangen.“ Der König sprach: „künftige Nacht will ich bei dir wachen.“

Als es nun dunkel ward, kam der König in den Garten und hatte einen Priester mitgebracht, der sollte den Geist anreden. Sie setzten sich alle drei unter den Baum und gaben acht. Um Mitternacht kam sie aus dem Gebüsch gekrochen, trat zu dem Baum und aß mit dem Munde wieder eine Birne ab. A

ihr stand der Engel im weißen Kleide. Da ging der Priester hervor und sprach: „bist du von Gott oder der Welt gekommen? bist du ein Geist oder ein Mensch?“ „Nein, antwortete sie, ich bin kein Geist, sondern ein armer Mensch, von allen verlassen nur von Gott nicht.“ Der König sprach: „wenn du von aller Welt verlassen bist, so will ich dich nicht verlassen.“ Darauf nahm er sie mit in sein Schloß, ließ ihr silberne Hände machen, und weil sie so schön und fromm war, liebte er sie von Herzen und nahm sie zu seiner Gemahlin.

Nach einem Jahre mußte der König über Feld ziehen, da befahl er seiner Mutter die Königin und sprach: „wenn sie ins Kindbett kommt, so haltet und verpflegt sie wohl und schreibt mirs eilig.“ Nun gebar sie einen schönen Sohn, da schrieb es die alte Mutter eilig und meldete ihm die frohe Nachricht. Der Bote aber ruhte unterwegs an einem Bach und schlief ein, da kam der Teufel, welcher der frommen Königin immer zu schaden trachtete und vertauschte den Brief mit einem andern, darin stand, daß die Königin einen Wechselbalg zur Welt gebracht hätte. Als der König den Brief las, erschrak er und betrübte sich sehr, doch schrieb er zur Antwort, sie sollten die Königin wohl halten und pflegen, bis zu seiner Rückkunft. Der Bote ging mit dem Brief heim, ruhte an der nämlichen Stelle und schlief wieder ein, da kam der Teufel abermals und legte ihm einen andern Brief in seine Tasche, darin stand, sie sollten die Königin mit ihrem Kind tödten. Als die alte Mutter den Brief erhielt, erschrak sie heftig und schrieb dem König noch einmal

daſſelbe, aber ſie bekam keine andere Antwort, da der Teufel dem ſchlafenden Boten jedesmal einen falſchen Brief untergeſchoben hatte und in dem letzten Brief des Königs ſtand noch, ſie ſollten zum Wahrzeichen der Königin Zunge und Augen aufheben.

Aber die alte Mutter weinte, daß ſo unſchuldig Blut ſollte vergoſſen werden, ließ in der Nacht eine Hirſchkuh holen und ſchlachten, und ſchnitt ihr Zunge und Augen aus und hob ſie auf. Dann ſprach ſie zur Königin: „ich kann dich nicht tödten laſſen, aber länger darfſt du nicht hier bleiben, geh mit deinem Kinde in die Welt hinein und komm nimmer wieder hieher.“ Darauf band ſie ihr das Kind auf den Rücken, und die arme Frau ging mit weinigliehen Augen fort in einen groſſen wilden Wald. Da ſetzte ſie ſich auf ihre Knie und betete zu Gott und der Engel des Herrn erſchien ihr und führte ſie zu einem kleinen Haus, daran war ein Schildchen mit den Worten: „hier wohnt jeder frei.“ Aus dem Haus kam eine ſchneeweiße Jungfrau, die ſprach: „willkommen Frau Königin!“ und führte ſie hinein. Da band ſie ihr den kleinen Knaben vom Rücken und hielt ihn an ihre Bruſt, damit er trank, und legte ihn dann auf ein ſchönes gemachtes Bettlein. Da ſprach die arme Frau: „woher weiſt du, daß ich eine Königin war?“ die weiße Jungfrau antwortete: „ich bin ein Engel von Gott geſandt, dich und dein Kind zu verpflegen.“ Da blieb ſie in dem Haus ſieben Jahre, und war wohl verpflegt, und durch Gottes Gnade wegen ihrer Frömmigkeit wuchſen ihr die abgehauenen Hände wieder.

Der König aber, als er nach Haus gekommen war, wollte

seine Frau mit dem Kinde sehen; da fing die alte Mutter a
zu weinen und sprach: „du böser Mann, was hast du mir ge
schrieben, daß ich die zwei unschuldige Seelen ums Leben bringe
sollte!“ und zeigte ihm die beiden Briefe, die der Böse verfälsch
hatte und sprach weiter: „ich habe gethan, wie du befohlen hast“
und wies ihm die Wahrzeichen, Zunze und Augen. Da fing der
König an, noch viel bitterlicher zu weinen über seine arme Frau
und sein Söhnlein, daß es die alte Mutter erbarmte und sie
sagte: „gieb dich zufrieden, sie lebt noch: ich habe eine Hirschkuh
heimlich schlachten lassen und von der die Wahrzeichen genommen,
deiner Frau aber habe ich ihr Kind auf den Rücken gebunden
und sie geheißen in die weite Welt gehen, und sie hat versprechen
müssen, nicht wieder hierher zu kommen, weil du so zornig über
sie wärst.“ Da sprach der König: „ich will gehen, so weit
der Himmel blau ist und nicht essen und nicht trinken bis ich
meine liebe Frau und mein Kind wiedergefunden habe, wenn sie
nicht Hungers gestorben sind.“ Darauf zog er umher, an die
sieben Jahre lang und suchte sie in allen Steinklippen, aber er
fand sie nicht, und dachte, sie wäre verschmachtet. Er aß nicht
und trank nicht in dieser ganzen Zeit, aber Gott erhielt ihn.
Endlich fand er in dem großen Wald das kleine Häuschen, daran
das Schildchen war mit den Worten: „hier wohnt jeder frei.“
Da kam die weiße Jungfrau heraus, nahm ihn bei der Hand
und führte ihn hinein und sprach: „seyd willkommen Herr Kö-
nig!“ und fragte ihn, wo er herkäme. Er antwortete: „ich bin
bald sieben Jahre herum gezogen und suche meine Frau mit ih-

rem Kinde, ich kann sie aber nicht finden; sie mögen wohl verschmachtet seyn!" Der Engel bot ihm zu essen und zu trinken an, er nahm es aber nicht und wollt nur ein wenig ruhen; da legte er sich schlafen und deckte sein Tuch über das Gesicht.

Darauf ging der Engel in die Kammer, wo die Königin mit ihrem Sohne saß, den sie gewöhnlich Schmerzenreich nannte, und sprach zu ihr: „geh heraus mit sammt deinem Kinde, dein Gemahl ist gekommen." Da ging sie hin, wo er lag und das Tuch fiel ihm vom Angesicht; da sprach sie: „Schmerzenreich, heb deinem Vater das Tuch auf und deck ihm sein Gesicht wieder zu." Und er hob es auf und deckte es wieder über sein Gesicht. Das hörte der König im Schlummer, und ließ das Tuch noch einmal gerne fallen. Da sprach sie wiederum: „Schmerzenreich, heb deinem Vater das Tuch auf und deck ihm sein Gesicht wieder zu." Da ward das Knäbchen ungeduldig und sagte: „liebe Mutter, wie kann ich meinem Vater das Gesicht zudecken, ich habe ja auf der Welt keinen Vater. Ich habe das Beten gelernt: unser Vater der du bist im Himmel! da hast du gesagt, mein Vater wär im Himmel und wäre der liebe Gott: wie soll ich einen so wilden Mann kennen? der ist mein Vater nicht!" Nun richtete sich der König auf und fragte, wer sie wäre. Da sagte sie: „ich bin deine Frau und das ist dein Sohn Schmerzenreich." Und er sah ihre lebendigen Hände, und sprach: „meine Frau hatte silberne Hände." Sie antwortete: „die natürlichen Hände hat mir Gott wieder wachsen lassen" und der Engel ging in die Kammer, holte die silbernen und zeigte sie ihm. Da sah

er erst gewiß, daß das seine liebe Frau und sein liebes Kind war, und küßte sie und war von Herzen froh. Da speiste sie der Engel Gottes noch einmal zusammen und da gingen sie nach Haus zu seiner alten Mutter, da war große Freude überall und der König und die Königin hielten noch einmal Hochzeit, und lebten vergnügt bis an ihr seliges Ende.

32.

Der gescheidte Hans.

Hansens Mutter spricht: „wohin Hans?" Hans antwortet: „zur Grethel." — „Mach's gut, Hans" — „Schon gut machen, Adies, Mutter." — Hans kommt zur Grethel: „guten Tag, Grethel." — „Guten Tag, Hans: was bringst du Gutes?" — „Bring nichts, gegeben han." —

Grethel schenkt dem Hans eine Nadel, Hans spricht: „Adies, Grethel." — „Adies, Hans." — Hans nimmt die Nadel und steckt sie in einen Heuwagen und geht hinterher nach Haus. „Guten Abend, Mutter." — Guten Abend, Hans, wo bist du gewesen?" — „Bei der Grethel." — „Was hast du ihr gebracht?" — „Nichts gebracht, gegeben hat." — „Was hat sie dir gegeben?" — „Nadel gegeben." — „Wo hast du die Nadel, Hans." — „In Heuwagen gesteckt." — „Das hast du dumm gemacht, mußte an Aermel stecken." — „Thut nichts, besser machen."

„Wohin Hans?" — „Zur Grethel." — „Mach's gut, Hans." —

„Schon gut machen, Adies, Mutter.“ — Hans kommt zur Grethel: „guten Tag, Grethel.“ — „Guten Tag, Hans: was bringst du Gutes?“ — „Bring nichts, gegeben han.“

Grethel schenkt dem Hans ein Messer. „Adies, Grethel“ — „Adies, Hans.“ — Hans nimmt das Messer, steckts an den Aermel und geht nach Haus. „Guten Abend, Mutter.“ — „Guten Abend, Hans, wo bist du gewesen?“ — „Bei der Grethel.“ — „Was hast du ihr gebracht?“ — „Nichts gebracht, gegeben hat.“ „Was hat sie dir gegeben?“ — „Messer gegeben.“ — „Wo hast du das Messer, Hans?“ — „An den Aermel gesteckt.“ — „Das hast du dumm gemacht, mußts in die Tasche stecken.“ — „Thut nichts, besser machen.“

„Wohin, Hans?“ — „Zur Grethel.“ — „Mach gut, Hans.“ — „Schon gut machen, Adies, Mutter.“ — Hans kommt zur Grethel: „guten Tag, Grethel.“ — „Guten Tag, Hans: was bringst du Gutes?“ — „Bring nichts, gegeben han.“

Grethel schenkt dem Hans eine junge Ziege. „Adies Grethel“ — „Adies, Hans.“ Hans nimmt die Ziege bindet ihr die Beine und steckt sie in die Tasche; wie er nach Haus kommt, ist sie erstickt. „Guten Abend, Mutter.“ — „Guten Abend, Hans, wo bist du gewesen?“ — „Bei der Grethel.“ — „Was hast du ihr gebracht?“ — „Nichts gebracht, gegeben hat.“ — „Was hat sie dir gegeben?“ — „Ziege gegeben.“ — „Wo hast du die Ziege, Hans?“ — „In die Tasche gesteckt.“ — „Das hast du dumm gemacht, Hans, mußts an ein Seil binden.“ — „Thut nichts, besser machen.“

„Wohin Hans?" — „Zur Grethel." — „Machs gut, Hans." — „Schon gut machen, Adies, Mutter." — Hans kommt zur Grethel: „Guten Tag, Grethel." — „Guten Tag, Hans: was bringst du Gutes?" — „Bring nichts, gegeben han." —

Grethel schenkt dem Hans ein Stück Speck. Hans bindet den Speck an ein Seil und schleifts hinter sich, die Hunde kommen und fressen es ab, wie er nach Haus kommt, ist das Seil leer. „Guten Abend, Mutter." — „Guten Abend, Hans, wo bist du gewesen?" — „Bei der Grethel." — „Was hast du ihr gebracht?" — „Nichts gebracht, gegeben hat." — „Was hat sie dir gegeben?" — „Stück Speck gegeben?" — „Wo hast du den Speck, Hans?" — „Ans Seil gebunden, heim geführt, fort gewesen." — „Das hast du dumm gemacht, Hans, mußts auf dem Kopf tragen." — „Thut nichts, besser machen."

„Wohin, Hans?" — „Zur Grethel." — „Machs gut, Hans." — „Schon gut machen, Adies, Mutter." — Hans kommt zur Grethel: „guten Tag, Grethel." — „Guten Tag, Hans: was bringst du Gutes?" „Bring nichts, gegeben han." —

Grethel schenkt dem Hans ein Kalb, Hans setzt es auf den Kopf, und es zertritt ihm das Gesicht. — „Guten Abend, Mutter." — „Guten Abend, Hans, wo bist du gewesen?" — „Bei der Grethel." — „Was hast du ihr gebracht?" — „Nichts gebracht, gegeben hat." „Was hat sie dir gegeben?" — „Kalb gegeben." — „Wo hast du das Kalb, Hans?" — „Auf den Kopf gesetzt, Gesicht zertreten." — „Das hast du dumm ge-

macht, Hans, mußts leiten und an die Raufe ſtellen.“ — „Thut nichts, beſſer machen.“

„Wohin Hans?“ — „Zur Grethel.“ — „Machs gut, Hans.“ — „Schon gut machen, Adies, Mutter.“ — „Guten Tag, Grethel.“ — „Guten Tag, Hans: was bringſt du Gutes?“ — „Bring nichts, gegeben han.“

Grethel ſagt: „ich will mit dir gehen.“ Hans bindet die Grethel an ein Seil, leitet ſie, führt ſie vor die Raufe und knüpft ſie feſt. „Guten Abend, Mutter.“ — „Guten Abend, Hans: wo biſt du geweſen?“ — „Bei der Grethel.“ — „Was hat ſie dir gegeben?“ — „Grethel mitgegangen.“ — „Wo haſt du die Grethel?“ — „Geleitet, vor die Raufe geknüpft, Gras vorgeworfen.“ — „Das haſt du dumm gemacht, mußt ihr die Augen freundlich zuwerfen.“ — „Thut nichts, beſſer machen.“

Hans geht in den Stall, ſticht allen Kälbern und Schafen die Augen aus, und wirft ſie der Grethel ins Geſicht; da wird Grethel bös, reißt ſich los, und läuft fort und iſt Hanſens Braut geweſen.

33.

Die drei Sprachen

In der Schweiz lebte einmal ein alter Graf, und hatte nur einen einzigen Sohn, aber der war dumm und konnte nichts lernen. Da ſprach der Vater: „hör mein Sohn, ich bringe

nichts in deinen Kopf, ich mag es anfangen, wie ich will, du sollst mir fort, damit berühmte Meister es mit dir versuchen." Nun ward der Junge in eine fremde Stadt geschickt, und blieb bei den Meistern ein ganzes Jahr. Nach Verlauf desselben kam er wieder heim, da fragte ihn der Vater: „nun, was hast du gelernt?" Der Sohn antwortete: „Vater, ich habe gelernt, was die Hunde bellen." „Das Gott erbarm! sprach der Vater, das ist alles, was du gelernt hast! nun sollst du in eine andere Stadt, zu andern Meistern." Der Junge ward hingebracht und blieb wieder ein ganzes Jahr; als er darnach zurück kam, sprach der Vater: „nun, was hast du gelernt?" Der Sohn antwortete: „Vater, ich habe gelernt, was die Vögli sprechen." Da ward der Vater zornig und rief: „o du verlorner Mensch! hast die kostbare Zeit wieder zugebracht und nichts gelernt, und schämst dich nicht mir vor die Augen zu kommen? nun schick ich dich zum drittenmal zu andern Meistern, aber lernst du diesmal nichts, so will ich dein Vater nicht mehr seyn." Da ward der Sohn wieder in eine andere Stadt zu den Meistern gebracht und blieb das ganze Jahr da; als er nach Haus kam, fragte der Vater: „nun, was hast du gelernt?" „Lieber Vater, antwortete er, ich habe dieses Jahr gelernt, was die Frösche quacken." Da ward der Vater ganz zornig, sprang auf, rief seine Leute und sagte: „dieser Mensch ist mein Sohn nicht mehr, ich stoße ihn von mir und gebiet euch, ihn hinaus in den Wald zu führen und zu tödten." Sie nahmen ihn und führten ihn hinaus, aber als sie ihn tödten sollten, konnten sie nicht vor Mitleiden und ließen ihn ge-

hen, und schnitten einem Reh Augen und Zunge aus, damit sie dem Alten die Wahrzeichen bringen konnten.

Der Jüngling wanderte fort und kam nach einiger Zeit zu einer Burg, da bat er um Nachtherberge. „Ja, sagte der Burgherr, wenn du da unten in dem alten Thurm übernachten willst, so geh hin, aber er ist lebensgefährlich, denn er ist voll wilder Hunde, die bellen und heulen in einem fort und müssen zu gewissen Stunden einen Menschen ausgeliefert haben, den sie gleich verzehren." Darüber war aber die ganze Gegend umher in Trauer und Leid, und konnte doch niemand helfen. Der Jüngling sprach: „laßt mich nur hinab zu den bellenden Hunden, und gebt mir etwas, das ich ihnen vorwerfen kann, mir sollen sie nichts thun." Weil er es nun selber nicht anders wollte, so gaben sie ihm etwas Essen für die wilden Thiere und führten ihn hinab zu dem Thurm. Und als er hineintrat, wedelten die Hunde freundlich um ihn herum und krümmten ihm kein Härchen, sondern aßen, was er ihnen hinsetzte. Am andern Morgen kam er zu jedermanns Erstaunen gesund und unversehrt wieder heraus, und sagte zum Burgherrn. „Die Hunde haben mir in ihrer Sprache offenbart, warum sie da hausen und dem Lande schaden: sie sind verwünscht, so lang einen großen Schatz im Thurme zu hüten, bis dieser gehoben ist, dann kommen sie zur Ruhe. Ich habe auch aus ihren Reden vernommen, auf was Art und Weise dies geschehen muß." Bei diesen Worten war allgemeine Freude und der Burgherr sprach: „wenn du mir den Schatz glücklich hebst, so soll meine Tochter deine Braut seyn." Da un-

fernahm es der Jüngling und hob den großen Schatz, worauf die wilden Hunde verschwanden. Nun ward ihm die schöne Jungfrau angetraut und sie lebten vergnügt zusammen.

Ueber eine Zeit setzte er sich mit ihr in einen Wagen und wollte nach Rom fahren; auf dem Weg kamen sie an einem Sumpf vorbei, in welchem Frösche saßen und quackten. Der junge Graf verstand was sie sprachen und war ganz nachdenklich und traurig, sagte aber die Ursache seiner Frau nicht. Endlich gelangten sie in Rom an, da war gerade der Pabst gestorben und unter den Kardinälen großer Zweifel, wem sie zum Nachfolger bestimmen sollten. Sie wurden zuletzt einig, derjenige, an dem sich ein göttliches Wunderzeichen offenbaren würde, sollte zum Pabst erwählt werden. Und als sie das eben beschlossen, in demselben Augenblick trat der junge Graf in die Kirche und plötzlich flogen zwei schneeweiße Tauben auf jede seiner Schultern und blieben da sitzen. Wie das die Geistlichkeit sah, erkannte sie das Zeichen Gottes und frug ihn auf der Stelle, ob er ihr Pabst werden wolle? er war unschlüßig und wußte nicht, ob er dessen würdig sey, aber die Tauben redeten ihm zu, daß er es thun mögte und er antwortete: ja! Da wurde er gesalbt und geweiht und so war eingetroffen, was ihm die Frösche unterwegs gesagt hatten, und worüber er so bestürzt geworden, daß er der heilige Pabst werden sollte. Darauf mußte er eine Messe singen und wußte kein Wort davon, aber die zwei Tauben saßen ihm stets auf den Schultern und redeten ihm jedes Wort in das Ohr, das er zu sagen hatte.

34.

Die kluge Else.

Es war ein Mann, der hatte eine Tochter, die hieß die kluge Else. Als sie nun erwachsen war, sprach der Vater: „wir wollen sie heirathen lassen.“ „Ja, sagte die Mutter, wenn nur einer käme, der sie haben wollte.“ Endlich kam von weither einer, der hieß Hans und hielt um sie an, unter der Bedingung, daß die kluge Else auch recht gescheidt wäre. „O, sprach der Vater, die hat Zwirn im Kopf“ und die Mutter sagte: „ach, die sieht den Wind auf der Gasse laufen und hört die Fliegen husten.“ „Ja, sprach der Hans, wenn sie nicht recht gescheidt ist, so nehm ich sie nicht.“ Als sie nun zu Tisch saßen und gegessen hatten, sprach die Mutter: „Else geh in den Keller und hol Bier.“ Da nahm die Else den Krug von der Wand, ging in den Keller und klappte unterwegs brav mit dem Deckel, damit ihr die Zeit ja nicht lang würde. Als sie unten war, holte sie ein Stühlchen und stellte es vors Faß, damit sie sich nicht zu bücken brauchte und ihrem Rücken etwa nicht weh thäte und unverhofften Schaden nähme Dann that sie die Kanne vor sich, und drehte den Hahn auf und während der Zeit, daß das Bier hinein lief, wollte sie doch ihre Augen nicht müßig lassen, und sah oben an die Wand hinauf, und erblickte nach vielem Hin- und Herschauen eine Kreuzhacke gerade über sich, welche die Maurer da aus Versehen hatten
an zu weinen und spr

kriegen ein Kind und das ist groß und wir schicken das Kind in den Keller, daß es hier soll Bier zapfen, so fällt ihm die Kreuzhacke auf den Kopf und schlägts todt!"

Da blieb sie sitzen, und weinte aus Jammer über das bevorstehende Unglück. Die oben saßen, warteten auf den Trunk, aber die kluge Else kam immer nicht. Da sprach die Frau zur Magd: „geh doch hinunter in den Keller und sieh, wo die Else bleibt." Die Magd ging und fand sie vor dem Faß sitzend, und laut schreiend. „Else was weinst du?" fragte die Magd. „Ach, antwortete sie, soll ich nicht weinen! wenn ich den Hans kriege und wir kriegen ein Kind und das ist groß und soll hier Trinken zapfen, so fällt ihm vielleicht die Kreuzhacke auf den Kopf und schlägts todt." Da sprach die Magd: „was haben wir für eine kluge Else!" setzte sich zu ihr und fing auch an, über das Unglück zu weinen. Ueber eine Weile, als die Magd nicht wiederkam und die droben durstig nach dem Trank waren, sprach der Mann zum Knecht: „geh doch hinunter in den Keller und sieh, wo die Else und die Magd bleibt." Der Knecht ging hinab, da saß die kluge Else und die Magd und weinten beide zusammen, da fragte er: „was weint ihr denn?" „Ach, sprach die Else: soll ich nicht weinen! wenn ich den Hans kriege und wir kriegen ein Kind, und das ist groß und soll hier Trinken zapfen, so fällt ihm die Kreuzhacke auf den Kopf und schlägts todt." Da sprach der Knecht: „was haben wir für eine kluge Else!" setzte sich zu ihr und fing auch an, laut zu heulen. Oben warteten sie auf den Knecht, als er aber immer nicht kam, sprach der Mann zur

Frau: „geh doch hinunter in den Keller und ſieh, wo die Elſe bleibt.“ Die Frau ging hinab und fand alle drei in Wehklagen und fragte nach der Urſache, da erzählte ihr die Elſe auch, daß ihr zukünftiges Kind wohl würde von der Kreuzhacke todtgeſchlagen werden, wenn es erſt groß wäre und Bier zapfen ſollte, und die Kreuzhacke fiele herab. Da ſprach die Mutter gleichfalls: „ach, was haben wir für eine kluge Elſe!“ ſetzte ſich hin und weinte mit. Der Mann oben wartete auch ein Weilchen, als aber ſeine Frau nicht wieder kam und ſein Durſt immer ſtärker ward, ſprach er: „ich muß nur ſelber in den Keller gehn und ſehen, wo die Elſe bleibt.“ Als er aber in den Keller kam, und alle da bei einander ſaßen und weinten und er die Urſache hörte, daß das Kind der Elſe ſchuld wäre, das ſie vielleicht einmal zur Welt brächte und von der Kreuzhacke könnte todtgeſchlagen werden, wenn es gerade zur Zeit, wo ſie herab fiele, darunter ſäße Bier zu zapfen, da rief er: „was für eine kluge Elſe!“ ſetzte ſich hin und weinte auch mit. Der Bräutigam blieb lange oben allein, da niemand wiederkommen wollte, dachte er, ſie werden unten auf dich warten, du mußt auch hingehen und ſehen was ſie vorhaben. Als er hinab kam, ſaßen da fünfe und ſchrien und jammerten ganz erbärmlich, einer immer beſſer als der andere. „Ei, was für ein Unglück iſt denn geſchehen?“ fragte er. „Ach, lieber Hans, ſprach die Elſe, wann wir einander heirathen und haben ein Kind und es iſt groß und wir ſchicken vielleicht hierher Trinken zu zapfen, da [illegible] Kreuzhacke die da oben iſt ſtecken geblieben, w[illegible]

ſollte, den Kopf zerſchlagen, daß es liegen bleibt: ſollen wir da nicht weinen?" „Nun ſprach Hans, mehr Verſtand iſt nicht nöthig, weil du ſo eine kluge Elſe biſt, ſo will ich dich haben," packte ſie bei der Hand und nahm ſie mit hinauf und hielt Hochzeit mit ihr.

Als ſie der Hans eine Weil hatte, ſprach er: „Frau, ich will ausgehen arbeiten und uns Geld verdienen, geh du ins Feld und ſchneid das Korn, daß wir Brot haben." „Ja, mein lieber Hans, das will ich thun." Nachdem der Hans fort war, kochte ſie ſich einen guten Brei, und nahm ihn mit ins Feld. Als ſie vor den Acker kam, ſprach ſie zu ſich ſelbſt: „was thu ich? ſchneid ich ehr oder eß ich ehr? hei! ich will erſt eſſen! „Nun aß ſie ihren Topf mit Brei aus und als ſie dick ſatt war, ſprach ſie wieder: „was thu ich? ſchneid ich ehr, oder ſchlaf ich ehr? hei! ich will erſt ſchlafen!" Da legte ſie ſich ins Korn und ſchlief ein. Der Hans war längſt zu Haus, aber die Elſe wollte nicht kommen, da ſprach er: „was hab ich für eine kluge Elſe, die iſt ſo fleißig, daß ſie nicht einmal nach Haus kommt und ißt." Als ſie aber noch immer ausblieb und es Abend ward, ging der Hans hinaus und wollte ſehen, was ſie geſchnitten hätte, aber es war nichts geſchnitten, ſondern ſie lag im Korn und ſchlief. Da eilte Hans geſchwind heim und holte ein Vogelgarn mit kleinen Schellen, und hängte es um ſie herum, und ſie ſchlief noch immer fort. Dann lief er heim, ſetzte ſich auf ſeinen Stuhl und ſchloß die Hausthüre zu. Endlich erwachte die kluge Elſe, wie es ſchon ganz dunkel war und als ſie aufſtand, rappelte es um ſie herum,

bei

bei jedem Schritt den sie that. Da erschrak sie und ward irre, ob sie auch wirklich die kluge Else wäre und sprach: „bin ichs, oder bin ichs nicht?" Sie wußte aber nicht, was sie darauf antworten sollte und stand eine Zeitlang zweifelhaft, endlich dachte sie: „ich will nach Haus gehen und fragen, ob ichs bin oder nicht, die werdens ja wissen." Da lief sie vor ihre Hausthüre, die war verschlossen, also klopfte sie an das Fenster und rief: „Hans, ist die Else drinnen?" „Ja, antwortete der Hans, sie ist drinnen." Da war sie erschrocken und sprach: „Ach Gott! dann bin ichs nicht!" und ging vor eine andere Thür, aber als die Leute das Klingeln der Schellen hörten, wollten sie nicht aufmachen und so gings ihr überall, da lief sie fort zum Dorf hinaus.

35.

Der Schneider im Himmel.

Es trug sich zu, daß ein Schneider starb, der lahm war und deshalb vor den Himmel nicht gegangen, sondern gehinkt kam. Er klopfte an die Pforte, der heil. Petrus aber, der dabei die Wache hat, wollte sie nicht gleich aufthun, sondern fragte: „wer klopft?" „Ein armer, ehrlicher Schneider bittet um Einlaß." „Ja, ehrlich, wie der Dieb am Galgen, sprach der heil. Petrus, du hast lange Fingern gemacht und den Leuten das Tuch abgezwickt. Geh in die Hölle, wo du das Gestohlne doch hingeworfen hast, in den Himmel kommst du nicht." „Ach du barmherziger Gott! rief das Schneiderlein, ich hinke und habe von dem Weg daher Bl

den Füßen, ich kann nicht wieder umkehren. Laßt mich doch in den Himmel ein, ich will gern hinter dem Ofen sitzen und die schlechte Arbeit thun, ich will die kleinen Kinder halten und reinigen, die Windeln waschen, die Bänke, darauf sie gespielt haben, abwischen und säubern, laßt mich nur ein.“ Der heil. Petrus war mitleidig, ließ sich erweichen, und machte dem Schneiderlein die Himmelspforte so weit auf, daß es hereinschlüpfen konnte.

Das geschah etwa um Mittag, als der Herr gerade mit den Erzengeln und dem himmlischen Heer in den Garten gehen und sich erlustigen wollte. Da befahl er dem Schneider, dieweil niemand zugegen wäre, den Himmel in Ordnung zu halten, und zu achten, daß nicht jemand käme und etwas hinaustrüge. „Ja, sprach der Schneider, soll alles gar wohl besorgt werden.“ Als sie nun fortgegangen waren, besah der Schneider alle Gelegenheit im Himmel und stieg zuletzt vollends auf den Stuhl des Herrn, von welchem herab man alles sehen kann, was auf dem ganzen Erdreich geschieht. Da sah er unten auf der Welt ein altes, wüstes Weib bei einem Bache stehen und waschen und sah, wie es heimlich zwei Frauenschleier wegthat und stahl. Und ob er nun gleich im Leben mit dieser Arbeit sich oft abgegeben und der heil. Petrus ihm deshalb den Eingang zum Himmel fast versagt hatte, so gerieth er doch in einen solchen Zorn, daß er des Herrn Schemel, der vor dem Stuhl stand, erwischte, und ihn der alten Diebin hinab in die Rippen warf, daß sie umfiel. Das Weib erschrak, wußte nicht, welcher Teufel nach ihr geworfen, lief heim

und ließ die Schlei[illegible]elche nun wieder an die Eigenthümerin kamen.

Als der Herr und [illegible] mit dem himmlischen Heere zurück kam, sah er, daß vor seinem Stuhl der Schemel mangelte und fragte den Schneider, wer ihn weggethan hätte. „O Herr, antwortete er ganz freudig, ich hab ihn nach einem alten Weib geworfen, das sah ich unten auf Erden waschen und zwei Schleier stehlen.“ Da sprach der Herr: „mein lieber Sohn, wollt ich richten, wie du richtest, wie meinst du, daß es dir schon längst ergangen wäre? ich hätte auch schon lange keine Stühle, Bänke, Sessel, ja keine Ofengabel mehr hier gehabt, sondern alles nach den Sündern hinab geworfen. Fortan kannst du aber nicht mehr im Himmel bleiben, sondern mußt wieder hinaus vor das Thor, da sieh zu, wo du hinkommst, hierinnen soll niemand strafen, denn ich, der Herr.“

Da mußte der heil. Petrus den Schneider wieder hinaus bringen vor das Himmelsthor, und weil er zerrissene Schuhe hatte und die Füße voll Blasen, nahm er einen Stecken in die Hand und zog nach Warteinweil, wo die frommen Soldaten sitzen und sich lustig machen.

36.

Tischchen deck dich, Goldesel und Knüppel aus dem Sack.

Es war ein Schneider. [illegible]

Ziege, die [illegible]

für soll sie auch ihr gutes Futter haben, sagte der Schneider, und jeden Tag auf die Weide geführt werden." Nun mußten sie die Söhne nach der Reihe hinausführen. Der älteste brachte sie auf den Kirchhof, wo schöne Kräuter standen und ließ sie da herum springen und fressen. Abends, als er mit ihr heim wollte, sprach er: „Ziege, bist du satt?" die Ziege antwortete:

„ich bin so satt,
ich mag kein Blatt, meh! meh!"

„So komm nach Haus" sprach der Junge, faßte sie am Strickchen und führte sie heim in den Stall und band sie fest. „Nun, sagte der alte Schneider, hat die Ziege ihr Futter?" „O, sprach der Sohn, die ist so satt, sie mag kein Blatt." Der Vater wollte aber selbst nachsehen, ging in den Stall und fragte: „Ziege, bist du auch satt?" Da antwortete das Thier:

„wovon sollt ich satt sein?
ich sprang nur über Gräbelein
und fand kein einzig Blättelein: meh! meh!"

Der Schneider ward zornig, lief hinauf und sprach zu dem Jungen: „ei du Lügner, was hast du meine Ziege hungern lassen?" nahm seinen Stock von der Wand und jagte ihn hinaus. Am andern Tag war die Reihe am zweiten, der führte die Ziege auch an lauter gute Kräuter, die fraß sie alle rein ab. Abends als er sie heim wollte, sprach er: „Ziege bist du satt?" die Ziege antwortete:

„ich bin so satt,
ich mag kein Blatt: meh! meh!"

Ein

„So komm nach Haus," sprach der Junge, zog sie heim und band sie fest. „Nun, fragte der alte Schneider, hat die Ziege ihr Futter?" „O, antwortete der Sohn, die ist so satt, sie mag kein Blatt." Der alte Schneider aber wollte selbst nachsehen, ging hinab und fragte: „Ziege bist du auch satt?" das Thier antwortete:

„wovon sollt ich satt sein?
ich sprang nur über Gräbelein
und fand kein einzig Blättelein: meh! meh!"

„Ei der Böswicht!" schrie der Schneider, so ein frommes Thier hungern zu lassen!" lief hinauf, nahm den Stock und schlug den Jungen zur Hausthüre hinaus. Die Reihe kam an den dritten, der wollte sich versehen und sucht der Ziege, das saftigste Futter von der Welt aus; Abends als er heim wollte, fragte er: „Ziege bist du auch satt?" Sie antwortete:

„ich bin so satt,
ich mag kein Blatt: meh! meh!"

„So komm nach Haus," sagte der Junge und führte sie in den Stall und band sie an. „Nun, sagte der Vater, hat die Ziege endlich ihr Futter?" „O, sprach der Sohn, die ist so satt, sie mag kein Blatt." Der alte Schneider aber wollte nicht trauen, ging hinab und fragte: „Ziege bist du auch satt?" Das boshafte Thier sprach:

„wie sollt ich satt sein?
Ich sprang nur über Gräbelein
und fand kein einzig Blättelein: m[illegible]"

„Wart du Lügenbart! rief der Schneider im größten Zorn, willst du mich zum Narren haben!“ sprang mit einem rothen Gesicht hinauf nach seinem Steck, und jagte auch den jüngsten Sohn fort. Nun war er mit seiner Ziege ganz allein, am andern Morgen sprach er zu ihr: „komm, liebes Thierlein, ich will dich zur Weide führen,“ nahm es am Strick und brachte es an grüne Hecken und unter Schafrippe und was die Ziegen sonst gern haben und ließ sie weiden bis zum Abend. Da sprach er: „Ziege, bist du satt?“ Sie antwortete.

„Ich bin so satt,
ich mag kein Blatt: meh! meh!“

„So komm nach Haus“ sprach der Schneider, brachte sie in den Stall und band sie fest. „Nun bist du doch einmal satt!“ sprach er beim Fortgehen; die Ziege aber machte es ihm nicht besser und rief:

„wie sollt ich satt sein?
Ich sprang nur über Gräbelein
und fand kein einzig Blättelein: meh! meh!“

Als der Schneider das hörte, stutzte er und sah wohl, daß er seine drei Kinder unschuldig verstoßen hatte: „wart, rief er, du gottloses, undankbares Geschöpf, du sollst dich nicht mehr unter ehrlichen Menschen sehen lassen!“ sprang hinauf, holte sein Wartmesser, seifte der Ziege den Kopf ein und schor ihn so glatt, wie

…m er die Peitsche und jagte sie

…urig, daß er so ganz allein sein

Leben zubringen mußte, und hätte gern seine Söhne wieder zu sich genommen, aber niemand wußte wo sie hingerathen waren. Der älteste war aber zu einem Schreiner in die Lehre gegangen, lernte fleißig und unverdrossen und als seine Zeit herum war, daß er wandern sollte, gab ihm der Meister ein Tischchen, das sah gar nicht sonderlich aus und war von ganz gewöhnlichem Holz, aber wenn mans hinstellte und sprach: „Tischchen deck dich!" ja, da wars auf einmal mit einem saubern Tüchlein bedeckt, und stand da ein Teller mit Messer und Gabel und auf Schüsseln Gesottenes und Gebratenes, so viel nur Platz hatte, und ein groß Glas mit rothem Wein leuchtete, daß einem das Herz lachte. Nun dachte der junge Gesell, du hast genug für dein Lebtag, zog guter Dinge in der Welt umher und bekümmerte sich gar nicht darum, ob ein Wirthshaus gut oder schlecht war, und hatte er Lust, so kehrte er gar nicht ein, sondern im Feld, im Wald oder auf einer Wiese, wo er war, nahm er sein Tischchen vom Rücken, stellte es vor sich und sprach: „deck dich!" so war alles da, was sein Herz begehrte. Endlich dachte er, du mußt doch deinen Vater wieder sehen, der wird dich mit dem Tischchen gern aufnehmen. Es trug sich zu, daß er auf dem Heimweg Abends in ein Wirthshaus kam, darin viel Gäste saßen, die hießen ihn willkommen und sprachen, so er was haben wollte, sollte er sich zu ihnen setzen. „Nein, antwortete der Schreiner, ich will euch die paar Bissen nicht von dem Mund wegnehmen, lieber sollt ihr meine Gäste sein." Sie meinten er trieb seinen Spaß, aber er stellte sein hölzernes Tischlein mitten in die Stube und

sprach: „Tischchen deck dich!“ Da wars alsbald mit Speisen besetzt, die der Wirth gar nicht hätte herbeischaffen können und wovon der Geruch den Gästen gar niedlich in die Nase stieg. „Ei, ists so gemeint, sprachen sie, so wollen wir zulangen, rückten heran, zogen ihre Messer und ließen sich's wohlschmecken, denn wenn eine Schüssel abgenommen war, stellte sich eine andere von selbst an den leeren Platz. So waren sie mit dem Gesellen guter Dinge, der Wirth aber stand in einer Ecke und sah zu und wußte nicht was er davon denken sollte, sprach aber für sich: „so einen Koch könnte ich bei der Wirthschaft wohl brauchen.“ Als es spät ward, legten sich die Gäste nach einander schlafen, und der junge Gesell war auch zu Bett gegangen und hatte sein Wünschtischchen in eine Ecke gestellt. Um Mitternacht aber machte sich der Wirth auf, denn die Gedanken ließen ihm keine Ruhe, ging in seine Rumpelkammer, holte ein altes Tischchen, das gerade so aussah, wie das Tischchen deck dich, stellte das in die Ecke und vertauschte es mit dem guten. Am andern Morgen zahlte der Geselle das Schlafgeld, nahm sein Tischchen aus der Ecke mit, dachte gar nicht, daß er ein falsches hätte und ging seiner Wege. Zu Mittag kam er bei seinem Vater an, der freute sich von Herzen, als er ihn wiedersah und sprach: „nun mein Sohn, was hast du gelernt?“ „Vater, antwortete er, ich bin ein Schreiner geworden.“ „Was hast du von der Wanderschaft mitgebracht?“ sagte der Alte. „Vater, das beste, was ich mitgebracht habe, ist das Tischchen da.“ Der Schneider sah es an und sah, daß es ein altes, schlechtes Tischchen war, aber der Sohn sprach: „Vater,

es ist ein Tischchen deck dich; wenn ich das hinstelle und sag ihm es sollt sich decken, so stehen auch die schönsten Gerichte darauf und ein Wein dabei, der das Herz erfreut; ladet nur alle Verwandten ein, damit sie sich erquicken und erlaben können, denn das Tischchen macht sie alle satt." Als nun alle Verwandten beisammen waren, stellte der Geselle sein Tischchen mitten in die Stube und sprach: „Tischchen deck dich!" aber es ließ sich nichts sehen und es blieb so leer, wie ein anderer Tisch auch, der die Sprache nicht versteht. Da sah der Sohn wohl, daß er ihm gestohlen war, schämte sich, daß er wie ein Lügner da stand, und die Verwandten gingen ungetrunken und ungegessen wieder heim. Der Vater aber mußte fort schneidern, und der Sohn bei einem Meister in die Arbeit gehen.

Der zweite Sohn war zu einem Müller gekommen und hatte bei ihm gelernt. Als er nun seine Jahre herum hatte, sprach der Müller: „weil du dich so wohl gehalten hast, so schenk ich dir einen Esel, der zieht aber nicht und trägt auch keine Säcke!" „Wozu ist er dann nütze?" fragte der junge Geselle. „Der speit Gold" antwortete der Müller, wenn du ihn auf ein Tuch stellst und sprichst: „Bricklebrit" so speit dir das gute Thier Goldstücke aus, hinten und vorn." „Das ist eine schöne Sache" sprach der Geselle, dankte seinem Meister und zog in die Welt. Wo er hinkam, war ihm das beste gut genug, und je theurer, je lieber, denn er konnts bezahlen. Als er sich nun ein wenig in der Welt umgesehen, dachte er, du mußt doch sehen, was dein Vater macht, mit dem Esel wird er dich gern aufnehmen. Nun

trug sichs zu, daß er in dasselbe Wirthshaus kam, wo sein Bruder auch gewesen war. Der Wirth wollt ihm seinen Esel abnehmen, aber er sprach: „nein, meinen Grauschimmel, den führ ich selbst in den Stall und bind ihn fest, denn ich muß wissen, wo er steht.“ Darauf fragte er den Wirth, was zu haben wäre und hieß ihn das beste auftischen.“ Der Wirth machte Augen und dachte: einer, der seinen Esel selbst anbindet, der hat auch nicht viel zu verzehren; als aber der Geselle in die Tasche griff und ihm zwei Goldstücke gab, um dafür einzukaufen, so lief er und suchte das beste, das er auftreiben konnte. Nach der Mahlzeit sprach der Geselle: „was bin ich dafür schuldig?“ „Noch ein paar Goldstücke“ antwortete der Wirth; der Gast griff in die Tasche, aber sein Geld war gerade zu Ende, da nahm er das Tischtuch und ging mit hinaus. Der Wirth wußte nicht, was das bedeuten sollte, schlich ihm nach und sah, wie er in den Stall ging und schaute durch ein Astloch in der Thüre. Da breitete der Gesell das Tuch unter den Esel und rief: „Bricklebrit!“ alsbald fing das Eselein an, Gold zu speien von hinten und vorn, daß es ordentlich auf das Tuch niederregnete. „Ei der tausend! sprach der Wirth, so ein Geldbeutel der ist nicht übel!“ Als der Geselle seine Zeche bezahlt hatte, legte er sich schlafen, der Wirth aber schlich in der Nacht herab, band einen andern Esel an die Stelle, und führte das Goldeselein in einen andern Stall. Morgens zog der Geselle fort, meinte, er hätte seinen Esel und hatte das andern. Zu Mittag kam er bei seinem Vater an, der freute sich als er ihn sah und sprach: „mein Sohn, was bist du ge-

worden?" „Ein Müller, lieber Vater," antwortete er. „Nun was haſt du von der Wanderſchaft mitgebracht?" „Vater, einen Eſel." Sprach der Vater: „Eſel giebts hier auch, wenns weiter nichts iſt." „Ja, ſprach der Sohn, es iſt aber ein Goldeſelein, ſag ich zu ihm: Bricklebrit! ſo ſpeit es Gold ein ganzes Tuch voll. Laßt nur alle Verwandte rufen, ich will ſie reich machen." Da wurden alle Verwandte berufen und als ſie beiſammen waren, ſprach der Müller: „macht ein wenig Platz" und breitete das beſte Tuch auf die Erde, das im Haus war, und dann ging er und zog ſeinen Eſel herein und ſtellte ihn darauf. Als er nun rief: „Briklebrit!" und meinte, die Goldſtücke ſollten in der Stube herumſpringen, zeigte ſichs, daß der Eſel nichts davon verſtand, denn nicht jeder Eſel bringt es ſo weit. Da machte er ein lang Geſicht, und ſah, daß er betrogen war, die Verwandten aber gingen ſo arm heim, als ſie gekommen waren, und er mußte ſich wieder bei einem Müller verdingen.

Der dritte Bruder war zu einem Drechsler in die Lehre gegangen und mußte am längſten lernen Seine Brüder aber ſchrieben ihm, wie es ihnen ergangen wäre und wie ſie der Wirth noch am letzten Abend um ihre ſchönen Wunſch-Dinge gel hätte. Als der Drechsler nun wandern wollte, ſprach ſein M zu ihm: „weil du dich ſo wohl gehalten, ſo ſchenk ich dir nen Sack, darin liegt ein Knüppel." „Den Sack kann ich umhängen, ſprach der Geſelle, aber was ſoll ich den Knüpp tragen." „Das will ich dir ſagen, ſprach der Meiſter, jemand ein Leid angethan, ruf nur: Knüppel aus dem S

ſpringt dir der Knüppel heraus unter die Leute und tanzt ihnen ſo luſtig auf dem Rücken herum, daß ſie acht Tage darnach ruhen müſſen und ſich nicht regen können; und eher läßt er nicht ab, als bis du zu ihm ſagſt: „Knüppel in den Sack!“ Da dankte ihm der Geſelle, hing den Sack um und wenn ihm jemand zu nahe kam und auf den Leib wollte, ſo ſprach er: „Knüppel aus dem Sack!“ da ſprang der Knüppel aus dem Sack, und klopfte einem nach dem andern den Rock oder Wams auf dem Rücken aus und wartete gar nicht, bis er ihn erſt auszog und das ging ſo geſchwind, daß, eh ſichs einer verſah, die Reihe ſchon an ihm war. Nun kam der Drechsler auch eines Abends in das Wirthshaus, wo ſeine Brüder beſtohlen waren. Er legte ſeinen Ranzen vor ſich auf den Tiſch, und erzählte von köſtlichen Dingen, die auf der Welt manchmal gefunden würden, als ein Tiſchchen deck dich, einen Goldeſel, das wär aber noch alles nichts gegen den Schatz, den er erlangt habe und da in ſeinem Sack mit ſich führe. Der Wirth ſpitzte die Ohren und dachte: was mag das ſeyn? aller guten Dinge ſind drei, das ſollte ich billig auch noch haben. Der Gaſt ſtrekte ſich darnach auf die Bank und legte den Sack als Kiſſen unter den Kopf. Als der Wirth nun meinte, er ſchlief feſt und ſonſt niemand in der Stube war, ging er herbei und fing an, den Sack vorſichtig zu rücken und daran zu ziehen, ob er ihn vielleicht hervor langen und einen andern unterlegen könnte. Der Drechsler aber hatte ſchon lange auf ihn gewartet, wie nun der Wirth eben einen herzhaften Ruck thun wollte, rief jener: „Knüppel aus dem Sack!“ alsbald fuhr das Knüppelchen her-

ut, dem Wirth auf den Leib und rieb ihm die Räthe, daß es
ine Art hatte. Der Wirth fing an, jämmerlich zu schreien und
e lauter er schrie, desto besser schlug es ihm den Takt dazu auf
em Rücken, bis er endlich zur Erde fiel. Sprach der Drechsler:
willst du jetzt das Tischchen deck dich und den Goldesel wieder
eraus geben? oder der Tanz geht von neuem an." „Ach nein,
prach der Wirth, ich geb alles gern heraus, laßt nur den kleinen
Teufel wieder in den Sack kriechen." Sprach der Geselle: „dies-
al solls geschehen, aber hüt dich vor Schaden!" dann sprach er:
Knüppel in den Sack!" und ließ ihn ruhen.

Nun zog der Drechsler am andern Morgen mit dem Tisch-
en deck dich und dem Goldesel heim zu seinem Vater. Der
reute sich, als er ihn sah und sprach: „nun, was hast du ge-
rnt?" „Vater, ich bin ein Drechsler geworden." „Ein schönes
andwerk; was hast du aber von der Wanderschaft mitgebracht?"
Vater, einen Knüppel in dem Sack." „Ein Knüppel, das ist
as rechtes!" „Ja, aber sag ich: Knüppel aus dem Sack! s:
ringt er heraus und tanzt mit dem, der mir nicht gut ist, und
mit hab ich das Tischchen deck dich und den Goldesel wieder ge-
nanen. Laßt nur meine Brüder und alle Verwandten kommen
will sie reich machen und speisen und tränken." Al
e beisammen waren, deckte er ein Tuch auf, holte den
rach: „lieber Bruder, nun sprich mit ihm." Da rief
r: „Briklebrit!" Ei! da sprangen die Goldstücke, daß
nd hörten nicht eher auf, als bis die Leute alle ihre
ngefüllt hatten. Dann holte der Drechsler das Tisch

sprach: lieber Bruder, nun sprich zu ihm.“ Da rief der Schreiner: „Tischchen deck dich!“ alsbald war es gedeckt und vollauf besetzt, nun wurden die Verwandten gespeist und getränkt und gingen vergnügt nach Haus. Der Schneider aber mit seinen drei Söhnen lebte von nun an in Glück und Freude.

Wo ist aber die Ziege hingekommen, die Schuld war, daß die drei Schneiders-Söhne fortgejagt worden? die lief in eine Fuchshöhle; als nun der Fuchs heim kam und in sein Haus schaute, da funkelten ihm aus der Dunkelheit ein paar große Augen entgegen, er erschrak und lief wieder zurück. Der Bär begegnete ihm, und sah, daß der Fuchs ganz verstört war. Da sprach er: „Bruder Fuchs, was machst du für ein Gesicht?“ „Ach, antwortete der rothe, ein grimmig Thier sitzt in meiner Höhle und hat mich mit feurigen Augen angeglotzt!“ „Das will ich dir schon heraustreiben,“ sprach der Bär, ging mit ihm zur Höhle und schaute hinein, als er aber die feurigen Augen sah, kam die Furcht auch über ihn, daß er gleichfalls auszog und vor dem Feind nicht Stich halten wollte. Es begegnete ihm aber die Biene, die merkte, daß er nicht ganz in seiner Lustigkeit war und sprach: „Bär, was machst du ein verdrießlich Gesicht?“ „Ja, es sitzt dir auch ein grimmig Thier mit ein paar Glotzaugen in des rothen Bruders Haus, das hinauszujagen sind schwach.“ Die Biene sprach: „ich bin ein armes, schwaches Ding, das ihr nicht im Wege ansieht, aber ich will doch sehen, ob ich euch helfen kann.“ Darauf flog sie zu der Fuchshöhle, setzte sich der Ziege auf den glatten, geschorenen Kopf und

stach sie so gewaltig, daß sie aufsprang, meh! meh! schrieh, und wie toll in die Welt hinein lief, und weiß niemand auf diese Stunde, wo sie hingelaufen ist.

37.

Daumesdick.

Es war ein armer Bauersmann, der saß Abends beim Heerd und schürte das Feuer und die Frau saß und spann. Da sprach er: „wie ists so traurig, daß wir keine Kinder haben, es ist so still bei uns und in den andern Häusern ists so laut und lustig!" „Ja, antwortete die Frau und seufzte und sprach; wenn's nur ein einziges wäre und wenns auch ganz klein wäre, nur Daumens groß, so wollt ich schon zufrieden seyn, wir hättens doch von Herzen lieb." Nun geschah es, daß die Frau kränklich ward und nach sieben Monaten ein Kind gebar, das zwar an allen Gliedern vollkommen, aber nicht länger als ein Daumen war. Da sprachen sie: „es ist doch, wie wir es gewünscht haben, und es soll unser liebes Kind seyn" und nannten es nach seiner Gestalt Daumesdick. Sie ließens nicht an Nahrung fehlen, aber das Kind ward nicht größer, sondern blieb wie es in der ersten Stunde gewesen war, doch schaute es verständig aus den Augen, und zeigte sich bald als ein kluges und behendes Ding, dem alles glückte, was es anfing.

Der Bauer machte sich einmal fertig, in den Wald zu gehen und Holz zu fällen, da sprach er so vor sich hin: „nun wollt', daß einer da wäre, der mir den Wagen nachbrächte."

ter, rief Daumesdick, das will ich schon ausrichten, der Wage
soll zur bestimmten Zeit im Wald sein.“ Da lachte der Man
und sprach: „wie sollte das zugehen, du bist viel zu klein, un
das Pferd mit dem Zügel zu leiten.“ „Das thut nichts, Va
ter, wenn nur die Mutter anspannen will, ich setz mich dem
Pferd ins Ohr und sag ihm, wie es gehen soll.“ „Nun, ant
wortete der Vater, einmal wollen wirs versuchen.“ Als die
Stunde kam, spannte die Mutter an und setzte den Daumsdick
dem Pferd ins Ohr, darauf rief der Kleine, wie das Pferd gehen
sollte, jüh und hoh, hott und har! Nun es ging ganz ordentlich,
als wie bei einem Meister und der Wagen fuhr den rechten
Weg nach dem Walde. Es trug sich zu, daß, als er eben um
eine Ecke bog und der Kleine har! har! rief, zwei fremde Män
ner daher kamen. „Mein, sprach der eine, was ist das? da
fährt ein Wagen und ein Fuhrmann ruft dem Pferde zu und ist
doch nicht zu sehen!“ „Das geht nicht mit rechten Dingen zu,
sagte der andere, wir wollen dem Karren folgen und sehen, wo
er anhält.“ Der Wagen aber fuhr vollends in den Wald hinein
und zu dem Platz, wo das Holz gehauen wurde. Als Daumes
dick seinen Vater erblickte rief er ihm zu: „siehst du, Vater, da
bin ich mit dem Wagen, nun hol mich herunter.“ Der Vater
faßte das Pferd mit der linken und holte mit der rechten sein
Söhnlein aus dem Ohr, das sich ganz lustig auf einen Strohhalm
niedersetzte. Als die beiden fremden Männer den Daumesdick
erblickten, wußten sie nicht, was sie vor Verwunderung sagen
sollen. Da nahm der eine den andern bei Seit und sprach: hör,

der

der kleine Kerl könnt unser Glück machen, wenn wir ihn in einer großen Stadt vor Geld sehen ließen, wir wollen ihn kaufen." Sie gingen zu dem Bauer und sprachen: „verkauft uns den kleinen Mann, er solls gut bei uns haben." „Nein, antwortete der Vater, mein Herzblatt ist mir für alles Gold in der Welt nicht feil" Daumesdick aber, als er von dem Handel gehört, war an den Rockfalten seines Vaters hinaufgekrochen, stellte sich ihm auf die Schulter und sagte ihm ins Ohr: „Vater, gieb mich nur hin, ich will schon wieder zu dir kommen". Da gab ihn der Vater für ein schön Stück Geld den beiden Männern hin. „Wo willst du sitzen?" sprachen sie zu ihm. „Ach, setzt mich nur auf den Rand von eurem Hut, da kann ich auf und ab spatziren wie auf einer Gallerie, und die Gegend betrachten." Sie thaten ihm den Willen, und als Daumesdick Abschied von seinem Vater genommen, machten sie sich mit ihm fort. So gingen sie bis es Abend und dämmerig ward, da sprach der Kleine: „hebt mich einmal herunter, es ist nöthig." „Bleib nur droben, sprach der Mann, auf dessen Kopf er saß, ich will mir nichts draus machen, die Vögel lassen mir auch manchmal etwas darauf fallen." „Nein, sprach Daumesdick, ich weiß auch, was sich schickt; hebt mich nur geschwind herab." Der Mann nahm den Hut ab, und setzte den Kleinen auf einen Acker am Weg, da sprang und kroch er ein wenig zwischen den Schollen hin und her, und schlüpfte dann auf einmal in ein Mausloch, das er sich gesucht hatte. „Guten Abend, ihr Herrn, ihr habt mich gehabt," rief er heraus. Sie liefen herbei, stachen mit Stöcken in [illegible]

war vergebliche Mühe, Daumesdick kroch immer weiter zurück, bald auch war es stichdunkel, so daß sie voll Aerger und mit leerem Beutel wieder heim wandern mußten.

Als Daumesdick merkte, daß sie fort waren, kroch er aus dem unterirdischen Gang wieder hervor. „Es ist hier auf dem Acker in der Dunkelheit so gefährlich gehen, sprach er, wie leicht bricht einer Hals und Bein!" zum Glück stieß er an ein leeres Schneckenhaus: „gottlob! da kann ich die Nacht sicher zubringen!" und setzte sich hinein. Nicht lang, als er eben einschlafen wollte, so hörte er zwei Männer vorüber gehen, davon sprach der eine: „wie wir's nur anfangen, um dem reichen Pfarrer sein Geld und sein Silber zu holen?" „Das könnt ich dir sagen," sprach Daumesdick dazwischen. „Was war das! rief der eine Dieb erschrocken, ich hörte jemand sprechen." Sie blieben stehen und horchten, da sprach Daumesdick wieder: „nehmt mich mit, so will ich euch helfen." „Wo bist du denn?" „Sucht nur hier auf der Erde und merkt wo die Stimme herkommt," antwortete er. Da fanden ihn endlich die Diebe und hoben ihn in die Höhe. „Du kleiner Wicht, was willst du uns helfen!" sprachen sie. „Seht, antwortete er, ich krieche zwischen den Eisenstäben in die Kammer des Pfarrers hinein und reich euch heraus, was ihr haben wollt." „Nun, sagten sie, wir wollen sehen, was du kannst." Als sie [illegible] dem Pfarrhaus waren, kroch Daumesdick in die Kammer, riefe aber gleich aus Leibeskräften: „wollt ihr alles haben, was hier ist?" Die Diebe erschraken und sagten: „so sprich doch leis, damit [illegible] aufwacht." Aber Daumesdick that, als hätte er

sie nicht verstanden und schrie von neuem: „was wollt ihr? wollt ihr alles haben, was hier ist?“ Das hörte die Köchin, die in der Stube daran schlief, richtete sich im Bette auf und horchte. Die Diebe aber waren vor Schrecken ein Stück Wegs zurück gelaufen, endlich faßten sie wieder Muth, dachten, der kleine Kerl will uns necken, kamen zurück und flüsterten ihm hinein: „nun mach Ernst, und reich uns etwas heraus.“ Da schrie Daumesdick noch einmal so laut er konnte: „ich will euch ja alles geben, reicht nur die Hände herein.“ Das hörte nun die horchende Magd ganz deutlich, sprang aus dem Bett und stolperte zur Thüre herein. Die Diebe gingen los und rannten, als wär Feuer hinter ihnen, die Magd aber, als sie nichts bemerken konnte, ging ein Licht anzuzünden. Wie sie damit kam, machte sich Daumesdick, ohne daß er gesehen wurde, hinaus in die Scheune; die Magd aber, nachdem sie alle Winkel durchgesucht und nichts gefunden hatte, legte sich endlich wieder zu Bett und glaubte, sie hätte mit offnen Augen und Ohren doch nur geträumt.

Daumesdick war in den Heuhälmchen herumgeklettert und hatte einen schönen Platz zum Schlafen darin gefunden, da wollte er sich ausruhen bis es Tag wäre, und dann zu seinen Eltern wieder heim gehen. Aber was mußt' er nicht für andere Dinge erfahren! ja, es giebt viel Trübsal und Noth auf der Welt! die Magd stieg, wie gewöhnlich, als der Tag graute, schon aus dem Bett, um das Vieh zu füttern. Ihr erster Gang war in die Scheune, wo sie einen Arm voll Heu packte und gerade dasjenige, worin der arme Daumesdick lag und

fest, daß er nichts gewahr wurde, und nicht eher aufwachte als bis er in dem Maul der Kuh war, die ihn mit dem Heu aufgerafft hatte. „Ach Gott, rief er, wie bin ich in die Walkmühle gerathen!" aber er merkte bald, wo er war. Da hieß es aufpassen, daß er nicht zwischen die Zähne kam und zerdrückt wurde, und darnach mußte er doch mit in den Magen hinabrutschen. „In dem Stübchen sind die Fenster vergessen, sprach er und bricht keine Sonne hindurch; ein Licht wird auch nicht wohl zu haben seyn!" Ueberhaupt gefiel ihm das Quartier schlecht und was das schlimmste war, es kam immer mehr neues Heu zur Thür hinein und der Platz ward immer enger. Da rief er endlich in der Angst so laut er konnte: „bringt mir kein neu Futter mehr! bringt mir kein neu Futter mehr!" Die Magd melkte gerade die Kuh, und als sie sprechen hörte ohne jemand zu sehen, und es dieselbe Stimme war, die sie auch in der Nacht gehört hatte, erschrak sie so, daß sie von ihrem Stühlchen herabglitschte und die Milch verschüttete. Sie lief in der größten Hast zu ihrem Herrn und rief: „ach Gott, Herr Pfarrer, die Kuh hat geredet." Der Pfarrer antwortete der Magd: „du bist verrückt!" ging aber doch selbst in den Stall, nachzusehen, was vor wäre. Aber kaum hatte er den Fuß hineingesetzt, so rief Daumesdick eben aufs neue: „bringt mir kein neu Futter mehr! bringt mir kein neu Futter mehr!" Da erschrak der Pfarrer selbst, meinte es wär ein böser Geist und hieß die Kuh tödten. Nun ward sie geschlachtet, der Magen aber, worin Daumesdick steckte, hinaus auf den Mist geworfen. Daumesdick suchte sich heraus zu arbeiten, aber

das war nicht leicht, endlich brachte er es so weit, daß er Platz bekam, aber, als er eben sein Hauptlein herausstrecken wollte, kam das Unglück von neuem: ein Wolf sprang vorbei und schlang den ganzen Magen mit einem hungrigen Schluck. Daumesdick verlor den Muth nicht; vielleicht, dachte er, läßt der Wolf mit sich reden und rief ihm aus dem Wanste zu: „lieber Wolf, ich weiß dir einen herrlichen Fraß.“ „Wo ist der zu holen?“ sprach der Wolf. „In dem und dem Haus, da mußt du durch die Gosse hinein kriechen und wirst Kuchen, Speck und Wurst finden, so viel du essen willst,“ und beschrieb ihm genau seines Vaters Haus. Der Wolf ließ sich das nicht zweimal sagen, drängte sich in der Nacht zur Gosse hinein und fraß in der Vorrathskammer nach Herzenslust. Als er satt war, wollte er wieder fort, aber er war so dick geworden, daß er denselben Weg nicht wieder hinaus konnte. Daumesdick hatte eben darauf gerechnet und fing nun an, in dem Leib des Wolfs einen gewaltigen Lärmen zu machen, tobte und schrie, was er konnte. „Willst du still seyn! sprach der Wolf, du weckest die Leute auf.“ „Ei was, antwortete der Kleine, du hast dich satt gefressen, ich will mich auch lustig machen!“ und fing von neuem an aus allen Kräften zu schreien. Davon erwachte nun sein Vater und seine Mutter, liefen an die Kammer und schauten durch die Spalte hinein. Wie sie sahen, daß ein Wolf darin hauste, erschraken sie und der Mann holte die Axt und die Frau die Sense. „Bleib dahinten, sprach der Mann, als sie in die Kammer trat[illegible] einen Schlag gegeben ur[illegible]

hauſt und ihm den Leib zerſchneideſt.“ Da hörte Daumesdick die Stimme ſeines Vaters und rief: „lieber Vater, ich bin hier, ich ſtecke im Leibe des Wolfs!“ Sprach der Vater voll Freuden: „gottlob, unſer liebſtes Kind hat ſich wieder gefunden,“ und hieß die Frau die Senſe wegthun, damit es nicht beſchädigt würde. Darnach holte er aus und ſchlug dem Wolf einen Schlag auf den Kopf, daß er todt niederſtürzte, dann ſuchten ſie Meſſer und Scheere, ſchnitten ihm den Leib auf, und zogen ihr liebes Kind wieder hervor. „Ach, ſprach der Vater, was haben wir für Sorge um dich ausgeſtanden!“ „Ja, Vater, ich bin viel in der Welt herumgekommen, gottlob, daß ich wieder friſche Luft ſchöpfe.“ „Wo biſt du denn all geweſen?“ „Ach, Vater, ich war in einem Mauſeloch, in einer Kuh Bauch und eines Wolfes Wanſt, nun bleib ich bei euch.“ „Und wir verkaufen dich um alle Reichthümer der Welt nicht wieder.“ Da herzten und küßten ſie ihren lieben Daumesdick, gaben ihm zu Eſſen und Trinken und ließen ihm neue Kleider machen, denn ſeine waren ihm auf der Reiſe verdorben.

38.

Von der Frau Füchſin.

I.

Es war einmal ein alter Fuchs mit neun Schwänzen, der [illegible]e Frau treu wäre, ſtreckte ſich unter die [illegible] ſtellte ſich mauſetodt. Da ging die

Frau Füchsin hinauf in ihre Kammer, schloß sich ein und ihre Magd, die Katze, saß auf dem Heerd und kochte. Als es nun bekannt wurde, daß der alte Fuchs gestorben war, klopfte es an die Hausthür:

„was macht sie, Jungfer Katze?
schläft sie oder wacht sie?"

Die Katze ging und machte auf: da stand ein junger Fuchs draußen. Sie sprach zu ihm:

„ich schlafe nicht, ich wache,
ich koche warm Bier und Butterlein,
will der Herr mein Gast seyn?"

„Nein, ich bedanke mich, was macht die Frau Füchsin?" Die Magd antwortete:

„Sie sitzt auf ihrer Kammer,
beklagt ihren Jammer,
weint ihre Aeuglein seidenroth,
weil der alte Herr Fuchs ist todt."

„Sag sie, es wär ein junger Fuchs da, der wollte sie gern freien!"

Da ging die Katz die Tripp die Trapp,
da schlug die Thür, die Klipp die Klapp:
„Frau Füchsin sind sie da?" —
„ach ja mein Kätzchen ja!" —
„es ist ein Freier draus."

Da sprach die Frau [illegible]

„mei[illegible]

hat er denn auch neun so schöne Zeiselschwänze, wie der selige Herr Fuchs?" — „Ach nein, antwortete die Katze, er hat nur einen." — „So will ich ihn nicht haben."

Da ging die Katze hinunter und schickte den Freier fort; bald darauf klopfte es wieder an, und war ein anderer Fuchs vor der Thür, der hatte zwei Schwänze, aber es ging ihm nicht besser, als dem ersten. Darauf kamen noch andere, immer mit einem Schwanz mehr, die alle abgewiesen wurden, bis zuletzt ein Freier erschien, der auch neun Schwänze hatte, wie der alte Herr Fuchs. Als die Wittwe das hörte, sprach sie voll Freude zur Katze:

„nun macht mir Thor und Thür auf
und kehrt den alten Herrn Fuchs hinaus!"

Als aber eben die Hochzeit angehen sollte, da regte sich der alte Fuchs unter der Bank, sprang hervor, prügelte das ganze Gesindel, und jagte es mit der Frau Füchsin zum Haus hinaus.

II.

Der alte Herr Fuchs war gestorben, da kam als Freier der Wolf vor die Thür und klopfte an:

„guten Tag, Frau Katz von Kehrewitz,
wie kommts, daß sie alleine sitzt?
was macht sie gutes da?"
„Brock mir Weck und Milch ein,
will der Herr mein Gast seyn?"
„Danke schön; Frau Füchsin nicht zu Haus?"

Katze: „sie sitzt droben in der Kammer,
beweinet ihren Jammer,
beweinet ihre große Noth,
daß der alte Herr Fuchs ist todt."
Wolf: „Will sie einen andern Mann han,
so soll sie heruntergan." —
Die Katz die lief die Trepp hinan,
und ließ ihr Zeilchen rummergan,
bis sie kam vor den langen Saal,
klopft an mit ihren fünf goldenen Ringen:
„Frau Füchsin, ist sie drinnen?
will sie einen andern Mann han,
so soll sie nur heruntergan."

Die Frau Füchsin fragte: „hat der Herr rothe Höslein an und ein spitz Mäulchen? „Nein," sagte die Katze. „So kann er mir nicht dienen."

Als der Wolf abgewiesen war, kam ein Hund, ein Hirsch, ein Hase, ein Bär, ein Löwe und nacheinander alle Waldthiere. Aber es fehlte immer etwas, das der alte Herr Fuchs hatte, und die Katze mußte die Freier jedesmal wegschicken. Endlich kam ein junger Fuchs. Da sprach die Frau Füchsin; „hat der Herr rothe Höslein an und ein spitz Mäulchen?" „Ja," sagte die Katze. „So soll er herauskommen," sprach die Frau Füchsin, und hieß die Magd darauf die Hochzeit bereiten.

„Katz, kehr
und schmeiß

bracht so manche dicke fette Maus ins Haus,
fraß sie immer alleine,
gab mir aber keine."

Nun ward die Hochzeit gehalten und getanzt, und wenn sie nicht aufgehört haben, so tanzen sie noch.

39.

Die Wichtelmänner.

I. Von einem Schuster, dem sie die Arbeit gemacht.

Es war ein Schuster ohne seine Schuld allmählig so arm geworden, daß ihm endlich nichts mehr übrig blieb, als Leder zu einem einzigen Paar Schuhe. Nun schnitt er das Abends zu um es Morgen in die Arbeit zu nehmen, und weil er ein gutes Gewissen hatte, legte er sich darauf ruhig zu Bett, befahl sich Gott und schlief ein. Morgens, nachdem er sein Gebet verrichtet hatte und sich zur Arbeit setzen wollte, so standen die beiden Schuhe ganz fertig auf seinem Tisch. Er wußte nicht, was er vor Verwunderung sagen sollte, als er sie näher betrachtete, waren sie auch so sauber gearbeitet, daß kein Stich daran falsch war, als sollt' es ein Meisterstück seyn. Auch trat denselben Tag schon ein Käufer ein und dem gefielen die Schuhe so gut, daß er mehr als gewöhnlich dafür bezahlte, und der Schuster von dem Geld Leder zu zwei Paar Schuhen erhandeln konnte. Abends die zu und wollte Morgens frisch an die Arbeit gehen, aber er brauchte es nicht, denn als er aufstand, waren sie schon

fertig und es blieben auch nicht Käufer aus, die ihm so viel Geld gaben, daß er zu vier Paar Schuhen das Leder kaufen konnte. Die schnitt er Abends wieder zu und fand sie am Morgen fertig und so gings immer fort, was er Abends zuschnitt, das war am Morgen verarbeitet, also daß er bald wieder zu einem wohlhabenden Manne ward mit ehrlichem Auskommen. Nun geschah es, daß eines Abends kurz vor Weihnachten, nachdem der Mann wieder zugeschnitten hatte, er vor Schlafengehen zu seiner Frau sprach: „wie wär's, wenn wir diese Nacht aufblieben, um zu sehen, wer uns solche hilfreiche Hand leiste?" Die Frau wars zufrieden und steckte ein Licht an, darauf verbargen sie sich in den Stubenecken hinter den Kleidern, die da aufgehängt waren, und gaben Acht. Als es Mitternacht war, da kamen zwei kleine, niedliche, nackte Männlein, setzten sich vor des Schusters Tisch, nahmen alle zugeschnittene Arbeit zu sich und fingen an mit ihren Fingerlein so behend und schnell zu stechen, nähen, klopfen, daß der Schuster vor Verwunderung die Augen nicht abwenden konnte. Sie ließen nicht nach, bis alles zu Ende gebracht war und fertig auf dem Tisch stand, und das war lange vor Tag; und dann sprangen sie schnell fort.

Am andern Morgen sprach die Frau: „die kleinen Männer haben uns reich gemacht, dafür müssen wir dankbar seyn. Sie dauern mich, daß sie so herumlaufen und nichts am Leib haben und frieren. Weißt du was? [illegible] und Höslein für sie nähen, [illegible] ken; mach du jedem ein P[illegible]

war es wohl zufrieden; Abends, wie sie alles zusammen hatten, legten sie es statt der zugeschnittenen Arbeit auf den Tisch und versteckten sich dann, weil sie sehen wollten, wie sich die Männlein dabei anstellen würden. Um Mitternacht kamen sie beide gelaufen und wollten arbeiten, als sie aber die Kleider liegen sahen, [illegible] sie große Freude. Mit der größten Geschwindigkeit zogen sie sie an und dann hüpften, sprangen und tanzten sie darin, tanzten zur Thüre hinaus und blieben von nun an aus, dem Schuster aber ging es sein Lebtag wohl.

II. Von einem Dienstmädchen, das Gevatter bei ihnen gestanden.

Ein armes Dienstmädchen war fleißig und reinlich, und kehrte alle Tage den Schmutz vor die Thüre auf einen großen Haufen. Eines Morgens lag ein Brief darauf, und weil es nicht lesen konnte, bracht es ihn seiner Herrschaft, da war es eine Einladung von den Wichtelmännern an das Mädchen, es mögte ihnen ein Kind aus der Taufe heben. Das Mädchen besann sich, endlich auf vieles Zureden, daß man so etwas nicht abschlagen dürfe, sagte es ja. Da kamen drei Wichtelmänner und führten es in einen hohlen Berg. Darin war alles klein, aber so zierlich und prächtig, daß es nicht zu sagen [illegible]; die Kindbetterin lag in einem Bett von schwarzem Ebenholz mit Knöpfen von Perlen die Decken waren ganz golden, die Wiege von Elfenbein

Das Mädchen stand nun Gevatter

die Wichtelmännlein baten es

aber, drei Tage bei ihnen zu bleiben. Die verlebt' es in Freuden und ward ihm alles zu Lieb gethan, als sie aber herum waren und es heim wollte, da steckten sie ihm die Taschen ganz voll Gold und führten es dann wieder aus dem Berg. Und als es nach Haus kam, war es statt drei Tage ein ganzes Jahr darin gewesen.

III. Von einer Frau, der sie das Kind [illegible] haben.

Einer Mutter war ihr Kind von den Wichtelmännern aus der Wiege geholt, und ein Wechselbalg mit dickem Kopf und starren Augen hineingelegt, der nichts als trinken und essen wollte. In ihrer Noth ging sie zu ihrer Nachbarin und fragte sie um Rath. Die sagte, sie solle den Wechselbalg in die Küche tragen, auf den Heerd setzen, Feuer anmachen und in zwei Eierschalen Wasser kochen, das bringe den Wechselbalg zum Lachen, und wenn er lache, dann sey es aus mit ihm. Die Frau thut alles; wie sie die Eierschalen mit Wasser übers Feuer setzt, spricht der Klotzkopf:

„nun bin ich so alt
wie der Westerwald,
und hab nicht gesehen, daß jemand in Schalen kocht!"

und muß darüber lachen, und wie er lacht, kommt auf einmal eine Menge von Wichtelmännerchen, die bringen das [illegible] setzten es auf den Heerd, [illegible] fort.

40.

Der Räuberbräutigam.

Es war einmal ein Müller, der hatte eine schöne Tochter, als sie nun herangewachsen war, dachte er, wenn ein ordentlicher Freier kommt und um sie anhält, so will ich sie ihm geben, damit sie versorgt wird. Es trug sich zu, daß einer kam, der sehr reich schien, und da der Vater nichts an ihm auszusetzen wußte, so versprach er ihm seine Tochter; das Mädchen aber hatte ihn nicht recht lieb, wie eine Braut ihren Bräutigam lieb haben soll, und fühlte ein Grauen in seinem Herzen, so oft es ihn ansah, oder an ihn dachte. Er sprach zu ihr: „warum besuchst du mich nicht, da du meine Braut bist?“ „Ich weiß nicht, wo euer Haus ist,“ sagte das Mädchen. „Draußen ist im grünen dunkeln Wald,“ antwortete der Bräutigam. Da suchte es Ausreden und sprach: „da kann ich den Weg dahin nicht finden.“ Der Bräutigam aber sagte: „bis Sonntag mußt du hinaus zu mir kommen, dazu hab ich schon Gäste eingeladen, und damit du den Weg durch den Wald findest, so will ich dir Asche streuen.“ Als es nun Sonntag war, und das Mädchen fort gehen sollte, ward ihm so Angst, und es steckte sich beide Taschen voll Erbsen und Linsen. Es kam zu dem Wald, da fand es die Asche gestreut und ging auf dem Weg fort, aber rechts und links warf es bei jedem Schritt ein paar Erbsen und Linsen auf die Erde. Nun ging es fast den ganzen Tag, bis es zu einem Haus kam, das mitten im dunkelsten Walde stand. Es sah niemand darin und

war alles still, aber auf einmal rief eine Stimme:

„kehr um, kehr um, du junge Braut,
du bist in einem Mörderhaus!"

Sie es sich umsah, wars ein Vogel, der da in einem Bauer saß
nd der noch einmal rief:

„kehr um, kehr um, du junge Braut,
du bist in einem Mördenhaus."

Nun ging die schöne Braut weiter aus einer Stube in die an-
ere und durchs ganze Haus, aber es war alles leer und keine
Menschenseele war zu finden. Endlich kam sie auch in den Keller,
a saß eine steinalte Frau. „Könnt ihr mir nicht sagen, sprach
as Mädchen, ob mein Bräutigam hier wohnt." „Ach! du lie-
es Kind, antwortete die alte Frau, du bist in eine Mördergrube
gekommen; deine Hochzeit soll mit dem Tod seyn, der Räuber
will dich ums Leben bringen. Siehst du, da hab ich einen gro-
ßen Kessel mit Wasser aufsetzen müssen, wenn sie dich haben, zer-
hacken sie dich und kochen dich darin und wollen dich dann essen.
Wenn ich dich nicht rette, so bist du verloren!"

Darauf versteckte sie das Mädchen hinter ein großes Faß
und sprach: „reg dich und beweg dich nicht, sonst ists um dich
geschehen: wann die Räuber schlafen, so wollen
ich habe auch schon längst fortgewollt
hen, so kamen die Räuber heim
frau mit, waren trunken, und hör
mern. Sie gaben ihr Wein z
weißen Wein, ein Glas roth

sprang ihr das Herz. Darauf rissen sie ihr die feinen Kleider
legten sie auf einen Tisch und zerhackten ihren schönen Leib
Stücken, und streuten Salz darüber. Da ward der Braut
ter dem Faß Angst, als müßte sie nun auch sterben. Und e
sah, daß an dem kleinen Finger der Gemordeten ein golde
Ring war, und weil er sich nicht gut abziehen ließ, nahm er
Beil und hieb den Finger ab, aber der Finger sprang in die H
und fiel hinter das Faß, der Braut gerade in den Schoos.
Räuber nahm ein Licht und suchte darnach, konnte ihn aber n
finden, da sprach ein anderer: „hast du auch schon hinter d
großen Faß gesucht?" „Ei, rief die alte Frau, kommt und e
und laßt das Suchen bis Morgen, der Finger lauft euch ni
fort."

Da ließen die Räuber vom Suchen ab, gingen und aßen u
tranken, die Alte aber tröpfelte ihnen einen Schlaftrunk in d
Wein, daß sie sich bald in den Keller hinlegten, schliefen u
schnarchten. Als die Braut das hörte, trat sie hinter dem F
hervor und mußte über die Schlafenden hinwegschreiten, die d
henweis lagen, und hatte große Angst, sie mögte einen au
'en. Aber Gott half ihr, daß sie glücklich durchkam, un
Alte stieg mit ihr hinauf und sie machten sich aus der Mör
ube hinaus. Die gestreute Asche war fortgeweht, aber di
und Linsen hatten gekeimt und waren aufgegangen, un
ihnen beim Mondschein den Weg. Da gingen sie di
Nacht, bis sie Morgens in der Mühle ankamen. Das Mäd
einem Vater alles, wie es sich zugetragen hatte.

Al

Als nun der Tag kam, wo die Hochzeit sollte gehalten werden, erschien der Bräutigam, der Müller aber ließ alle seine Verwandte und Bekannte einladen. Wie sie bei Tische saßen, ward einem jedem aufgegeben, etwas zu erzählen. Da sprach der Bräutigam zur Braut: „nun, mein Herz, weißt du nichts? erzähl uns auch etwas.“ Sie antwortete: „so will ich einen Traum erzählen. Ich ging durch einen Wald und kam an ein Haus, da war keine Menschenseele darin, aber ein Vogel im Bauer rief zweimal:

„kehr um, kehr um, du junge Braut,
du bist in einem Mörderhaus!“

mein Schatz, das träumte mir nur. — Da ging ich durch alle Stuben, die waren alle leer, bis ich in den Keller kam, wo eine steinalte Frau saß. Ich sprach: „wohnt mein Bräutigam hier?“ Sie aber antwortete: „ach! du liebes Kind, du bist in eine Mördergrube gekommen, der Bräutigam will dich zerhacken und tödten, und will dich dann kochen und essen.“ — mein Schatz, das träumte mir nur. — Aber sie versteckte mich hinter ein großes Faß und kaum war das geschehen, so kamen die Räuber heim und schleppten eine Jungfrau mit sich, der gaben sie dreierlei Wein zu trinken: weißen, rothen und gelben, davon zersprang ihr das Herz. — Mein Schatz, das träumte mir nur. — Darauf zogen sie ihr die feinen Kleider ab, und zerhackten auf einem Tisch ihren schönen Leib in Stücke, und bestreuten sie mit Salz — mein Schatz, das träumte mir nur. — Und einer von den Räubern sah, daß an dem Goldfinger noch ein Ring steckte, und weil

er schwer abzuziehen war, nahm er ein Beil und hieb ihn ab, aber der Finger sprang in die Höhe und sprang hinter das große Faß, und fiel mir gerade in den Schoos und da ist der Finger mit dem Ring!" Bei diesen Worten zog sie ihn hervor, und zeigte ihn den Anwesenden.

Der Räuber, als er das sah und hörte, wurde vor Schrecken kreideweiß und wollte entfliehen, aber die Gäste hielten ihn fest, und überlieferten ihn dem Gericht. Da ward er und die ganze Bande für ihre Schandthaten gerichtet.

41.

Herr Korbes.

Es war einmal ein Hühnchen und Hähnchen, die wollten zusammen verreisen, da baute das Hähnchen einen schönen Wagen mit vier rothen Rädern, und spannte vier Mäuschen davor, dann setzte sich das Hühnchen mit dem Hähnchen auf, und so fuhren sie fort. Da begegnete ihnen eine Katze, die sprach: „wo wollt ihr hin?" da antwortete das Hähnchen:

„als hinaus
nach dem Herrn Korbes seinem Haus."

Die Katze sprach: „nehmt mich auch mit." Das Hähnchen antwortete: „recht gern, setz dich hinten auf, daß du vornen nicht herabfällst:

nehmt euch wohl in Acht,
daß ihr mir meine rothen Räderchen nicht schmutzig macht.

Ihr Räderchen ſchweift!
Ihr Mäuschen pfeift!
als hinaus
nach des Herrn Korbes ſeinem Haus."

Darnach kam noch ein Mühlſtein, ein Ei, eine Ente, eine Stecknadel und eine Nähnadel, die ſetzten ſich auch alle auf den Wagen; wie ſie aber zu des Herrn Korbes ſeinem Haus kamen, war der Herr Korbes nicht da. Die Mäuschen fuhren den Wagen in die Scheuer, das Hühnchen flog mit dem Hähnchen auf eine Stange, die Katze ſetzte ſich ins Kamin, die Ente in die Bornſtande, die Stecknadel ſteckte ſich ins Stuhlkiſſen, die Nähnadel ins Bett ins Kopfkiſſen, der Mühlenſtein legte ſich über die Thüre, und das Ei wickelte ſich in das Handtuch. Da kam der Herr Korbes nach Haus, ging ans Kamin und wollte Feuer anmachen, da warf ihm die Katze das ganze Geſicht voll Aſche; er ging geſchwind in die Küche und wollte ſich abwaſchen, wie er an die Bornſtande kam, ſprützte ihm die Ente Waſſer ins Geſicht, als er ſich abtrocknen wollte, rollte ihm das Ei aus dem Handtuch entgegen, ging entzwei und klebte ihm die Augen zu; er wollte ſich ruhen und ſetzte ſich auf den Stuhl, da ſtach ihn die Stecknadel, darüber wurde er ganz verdrießlich und ging in's Bett und wie er den Kopf aufs Kiſſen niederlegte, da ſtach ihn die Nähnadel; da ward er ſo bös und toll, daß er zum Haus hinaus laufen wollte, wie er aber an die Thüre kam, ſprang der Mühlſtein herunter und ſchlug ihn todt.

42.

Der Herr Gevatter.

Ein armer Mann hatte so viel Kinder, daß er schon alle Welt zu Gevatter gebeten hatte, und als er noch eins bekam, wußte er nicht, wen er noch zu Gevatter bitten könnte, da wurde er sehr betrübt und legte sich hin und schlief ein. Da träumte ihm, er solle vor das Thor gehen, und den ersten, der ihm begegne, den solle er zu Gevatter bitten. Das that der Mann, und es begegnete ihm einer, den bat er zum Gevatter, und der schenkte ihm ein Gläschen mit Wasser und sprach: „damit kannst du alle Kranke gesund machen, wenn du den Tod beim Kopf stehen siehst, steht er aber bei den Füßen, so muß der Kranke sterben.“ Nun wurde des Königs Kind krank, und der Tod stand beim Kopf, da heilte er es mit dem Wasser, und das zweitemal als es krank wurde, da machte ers wieder gesund, weil der Tod wieder beim Kopf stand, das drittemal aber stand er bei den Füßen, da mußte es sterben.

Da ging der Mann zu seinem Gevatter und wollte ihm das alles erzählen, aber als er in das Haus kam, war eine so wunderliche Wirthschaft darin, denn auf der ersten Treppe standen Schippe und Besen und schmissen sich. Da fragte er sie, wo der Gevatter wohne; der Besen sagte: „eine Treppe höher.“ Wie er auf die zweite Treppe kam, sah er eine Menge todter Finger liegen. Da fragte er wieder, wo der Gevatter wohne? „eine Treppe höher,“ antwortete etwas. Auf der dritten Treppe lag

ein Haufen todter Köpfe, die sagten wieder: „eine Treppe höher.“ Auf der vierten sah er Fische über dem Feuer stehen, die britzelten im Kochen und backten sich selber. Sie sagten auch: „eine Treppe höher.“ Wie er auf die fünfte kam, da war eine Stube, da guckte er durch das Schlüsselloch, und sah den Gevatter, der ein paar lange, lange Hörner auf hatte, und als er hineinging, legte er sich geschwind aufs Bett und deckte sie zu. Da sprach der Mann: „Herr Gevatter, wie ich auf eure erste Treppe kam, da sah ich eine Schippe und einen Besen stehen, die sich schmissen.“ — „Wie seid ihr so einfältig, antwortete der Gevatter, das waren der Knecht und die Magd, die sprachen zusammen.“ — „Auf der zweiten Treppe sah ich todte Finger liegen.“ — „Ei, wie seid ihr dumm, das waren Skorzenerwurzel.“ — „Auf der dritten lag ein Haufen Todtenköpfe.“ — „Dummer Mann, das waren Krautköpfe.“ — „Auf der vierten sah ich Fische im Kochtopf, die britzelten und kochten sich selber.“ Wie er das Wort sprach, kamen die Fische und trugen sich selber auf. — „Und auf der fünften guckte ich durchs Schlüsselloch, da sah ich, daß ihr lange, lange Hörner hattet.“ — „Ei, das ist nicht wahr.“

43.

Die wunderliche Gasterei.

Auf eine Zeit lebte eine Blutwurst und eine Leberwurst in Freundschaft, und die Blutwurst bat die Leberwurst zu Gast. Wie es Essenszeit war, ging die Leberwurst auch ganz vergnügt

zu der Blutwurst, als sie aber in die Hausthüre trat, sah sie allerlei wunderliche Dinge, auf jeder Stiege der Treppe, deren viele waren, immer etwas anderes, da war etwa ein Besen und eine Schippe, die sich miteinander schlugen, dann ein Affe mit einer großen Wunde am Kopf und dergleichen mehr.

Die Leberwurst war ganz erschrocken und bestürzt darüber, doch nahm sie sich ein Herz, trat in die Stube und wurde von der Blutwurst freundschaftlich empfangen. Die Leberwurst hub an, sich nach den seltsamen Dingen zu erkundigen, die draußen auf der Treppe wären, die Blutwurst that aber, als hörte sie es nicht, oder als sei es nicht der Mühe werth davon zu sprechen, oder sie sagte etwa von der Schippe und dem Besen: „es wird meine Magd gewesen seyn, die auf der Treppe mit jemand geschwätzt hat," und brachte die Rede auf etwas anderes.

Die Blutwurst ging darauf hinaus und sagte, sie müsse in der Küche nach dem Essen sehen, ob alles ordentlich angerichtet werde, und nichts in die Asche geworfen. Wie die Leberwurst derweil in der Stube auf und abging und immer die wunderlichen Dinge im Kopf hatte, kam jemand, ich weiß nicht, wers gewesen ist, herein und sagte: „ich warne dich, Leberwurst, du bist in einer Blut- und Mörderhöhle, mach dich eilig fort, wenn dir dein Leben lieb ist." Die Leberwurst besann sich nicht lang, schlich zur Thür hinaus und lief, was sie konnte; sie stand auch nicht eher still, bis sie aus dem Haus mitten auf der Straße war. Da blickte sie sich um, und sah die Blutwurst oben im Boden-

loch stehen mit einem langen, langen Messer, das blinkte, al-
wärs frisch gewetzt, und damit drohte sie, und rief herab:
„hätt ich dich, so wollt ich dich!"

41.

Der Gevatter Tod.

Es hatte ein armer Mann zwölf Kinder und mußte Tag und Nacht arbeiten, damit er ihnen nur Brot geben konnte. Als nun das dreizehnte zur Welt kam, wußte er sich in seiner Noth nicht zu helfen, lief hinaus und wollte den ersten, der ihm begegnete, zu Gevatter bitten. Der erste, der ihm begegnete, das war der liebe Gott, der wußte schon, was er auf dem Herzen hatte und sprach zu ihm: „armer Mann, du dauerst mich, ich will dein Kind aus der Taufe heben und will für es sorgen, daß es glücklich wird auf Erden." Der Mann sprach: „wer bist du?" „Ich bin der liebe Gott." „So begehr ich dich nicht zum Gevatter, denn du gibst den Reichen und lässest die Armen hungern." So sprach der Mann, weil er nicht wußte, wie weislich Gott Reichthum und Armuth vertheilt; wendete sich ab von dem Herrn und ging weiter. Da trat der Teufel zu ihm und sprach: „was suchst du? ich bin der Pathe deines Kinds und will ihm Gold geben und alle Lust der Welt." Der Mann fragte: „wer bist du?" „Ich bin der Teufel;" „So begehr ich dich nicht zum Gevatter, du betrügst und verführst die Menschen" und ging weiter. Da kam der Tod auf ihn zu g[illegible]

„nimm mich zum Gevatter.“ „Wer bist du?“ fragte der Mann. „Ich bin der Tod, der alles gleich macht.“ Da sprach der Mann: „du bist der rechte, du holst den Reichen und den Armen ohne Unterschied, du sollst mein Gevattersmann seyn.“ Der Tod antwortete: „ich will dein Kind reich und berühmt machen auf der Welt, denn wer mich zum Freund hat, dem kanns nicht fehlen.“ Sprach der Mann: „künftigen Sonntag ist die Taufe, da stell dich zu rechter Zeit ein.“ Der Tod erschien, wie er versprochen hatte, und hielt das Kind über die Taufe.

Als der Knabe nun zu Jahren gekommen war, trat zu einer Zeit der Pathe ein, nahm ihn mit sich hinaus in den Wald, und als sie ganz allein waren, sprach er: „jetzt sollst du dein Pathengeschenk haben. Ich mache dich zu einem berühmten Arzt. Wenn du zu einem Kranken gerufen wirst, so will ich dir jedesmal erscheinen, stehe ich zu Füßen des Kranken, so sprich keck, ich will ihn wieder gesund machen, und gieb ihm nur von einem gewissen Kraut ein, das ich dir zeigen will, so wird er genesen; stehe ich aber zu Haupten des Kranken, so ist er mein und dann sprich: „alle Hilfe ist umsonst, der muß sterben.“ Dann zeigte ihm der Tod das Kraut und sprach: „hüte dich, daß du es nicht gegen meinen Willen gebrauchst.“

Es dauerte nicht lange, so war der Arzt in der ganzen Welt berühmt. „Wenn der den Kranken nur ansieht, weiß er gleich, ob er wieder gesund wird oder ob er sterben muß,“ so hieß es von ihm und weit und breit kamen die Leute und holten ihn und gaben ihm Gold, so viel, als er verlangte, also daß er bald

große Reichthümer besaß. Nun trug es sich zu, daß der König auch krank ward, da wurde nach ihm geschickt, er sollte sagen, ob er sterben müßte. Wie der Arzt nun zu dem Bette trat, sah er den Tod zu Haupten des Kranken stehen, und da war für ihn kein Kraut mehr gewachsen. Der Arzt aber dachte, vielleicht kannst du den Tod überlisten, weils dein Herr Pathe ist, wird er's so übel nicht nehmen, packte den König an und legte ihn verkehrt, so daß der Tod an seine Füße zu stehen kam; darauf gab er ihm das Kraut ein und der König erholte sich und ward wieder gesund. Der Tod aber kam zu dem Arzt, machte ein böses, finsteres Gesicht und sprach: „diesmal soll dirs hingehen, weil ich dein Pathe bin, aber unterstehst du dich noch einmal mich zu betrügen, so geht dir's selbst an den Hals.“ Bald darauf ward des Königs Tochter krank, und niemand konnte ihr helfen. Der alte König weinte Tag und Nacht, daß ihm die Augen erblindeten, endlich ließ er bekannt machen, wer sie vom Tod errette, der solle zum Lohn ihr Gemahl werden und die Krone erben. Nun kam der Arzt auch, aber der Tod stand zu Haupten, doch als er die Schönheit der Königstochter sah und an das Versprechen des Königs dachte, so vergaß er alle Warnungen, und ob ihn gleich der Tod ganz fürchterlich anschaute, so kehrte er doch die Kranke herum und gab ihr sein Kraut, so daß sich das Leben in ihr neu zu regen anfing.

Der Tod aber, als er sich zum zweitenmal um sein Eigenthum betrogen sah, trat zu dem Arzt und sprach: „nun folge mir,“ packte ihn hart mit seiner eiskalten Hand und führte ihn

in eine unterirdische Höhle, in der viel tausend und tausend Lichter in unübersehbaren Reihen brannten. Etliche waren groß, etliche halb, etliche klein; jeden Augenblick verloschen einige und brannten neue wieder auf, also daß Flämmchen hin und her zu hüpfen schienen. „Siehst du, sprach der Tod, das sind die Lebenslichter der Menschen. Die großen gehören Kindern, die halben Eheleuten in ihren guten Jahren, die kleinen gehören Greisen. Doch haben auch Kinder und junge Menschen oft nur ein kleines Licht. Ist's abgebrannt, so ist ihr Leben zu Ende und sie sind mein Eigenthum.“ Der Arzt sprach: „zeige mir nun auch mein Licht.“ Da deutete der Tod auf ein ganz kleines Endchen, das eben auszugehen drohte, und sagte: „siehst du!“ Da erschrak der Arzt und sprach: „ach, lieber Pathe, zündet mir ein neues an, damit ich meines Lebens erst genießen kann, König werde und Gemahl der schönen Königstochter.“ „Ich kann nicht, antwortete der Tod, erst muß ein's verlöschen, eh' ein neues anbrennt.“ „So setzet das alte auf ein neues, das gleich fortbrennt, wenn jenes zu Ende ist;“ sprach der Arzt. Da stellte sich der Tod an, als wollte er seinen Wunsch erfüllen, langte ein frisches großes Licht herbei, aber beim Unterstecken verfah er's, um sich zu rächen, absichtlich und das Stückchen fiel und verlosch. Da sank der Arzt mit um, und war nun selbst in die Hand des Todes gefallen.

45.

Des Schneiders Daumerling Wanderschaft.

Ein Schneider hatte einen Sohn, der war klein gerathen und nicht größer als ein Daumen, darum hieß er der Daumerling. Er hatte aber Courage im Leibe und sagte zu seinem Vater: „Vater, ich soll und muß in die Welt hinaus.“ — „Recht, mein Sohn,“ sprach der Alte, nahm eine Stopfnadel und machte am Licht einen Knoten von Siegellack daran: „da hast du auch einen Degen mit auf den Weg.“ Nun wollt das Schneiderlein noch einmal mitessen, ging in die Küche um zu sehen, was die Frau Mutter zu guter Letzt gekocht hätte. Es war aber eben angerichtet und die Schüssel stand auf dem Heerd. Da sprach es: „nun, was essen wir heute?“ „Sieh selbst zu,“ sagte die Mutter. Da sprang es auf den Heerd und guckte in die Schüssel, weil es aber den Hals zu weit hineinstreckte, faßte es der Dampf von der Speise und trieb es zum Schornstein hinaus, bis es endlich wieder herabsank. So kam das Schneiderlein in die Welt hinein, zog umher und ging bei einem Meister in die Arbeit, da war ihm aber das Essen nicht gut genug. „Frau Meisterin, wenn sie uns kein besser Essen giebt, sagte der Daumerling, geh ich fort und schreib morgenfrüh mit Kreide an ihre Hausthüre: „Kartoffel zu viel, Fleisch zu wenig, Adies, Herr Kartoffelkönig!“ — „Was willst du wohl, du Hüpferling,“ sagte die Meisterin, ward bös, ergriff einen Lappen und wollte los schlagen, mein Schneiderlein aber kroch behende unter den Fingerhut, guckte un-

ten hervor und streckte der Frau Meisterin die Zunge heraus. Sie hob schnell den Fingerhut auf und wollte ihn packen, aber der Daumerling hüpfte in die Lappen und wie die Meisterin die Lappen aufeinander warf und ihn suchte, machte er sich in den Tischritz; „he! he! Frau Meisterin," rief er und steckte den Kopf in die Höhe, und wenn sie zuschlagen wollte, sprang er immer in die Schublade hinunter. Endlich aber erwischte sie ihn doch, und jagte ihn zum Haus hinaus.

Das Schneiderlein wanderte und kam in einen großen Wald, da begegnete ihm ein Haufen Räuber, die hatten vor, des Königs Schatz zu bestehlen. Als sie das Schneiderlein sahen, dachten sie, so ein Instrument kann uns viel nützen. „Heda, rief einer, du gewaltiger Kerl, willst du mit zur Schatzkammer gehen, du kannst dich hineinschleichen und das Geld herauswerfen." Der Daumling besann sich, endlich sagte er ja und ging mit zu der Schatzkammer. Da besah er die Thüre oben und unten, ob kein Ritzen darin wäre, glücklicherweise fand er einen und wollte gleich einsteigen, aber die eine Schildwache sprach zur andern: „was kriegt da für eine garstige Spinne? die will ich todt treten." — „Ei, laß doch das arme Thier gehen, sagte die andere, es hat dir ja nichts gethan." Nun kam der Daumerling durch den Ritz glücklich in die Schatzkammer, machte das Fenster, unter welchem die Räuber standen, auf und warf ihnen einen Thaler nach dem andern hinaus. Als das Schneiderlein in der besten Arbeit war, hörte es den König kommen, der seine Schatzkammer besehen wollte, und es mußte sich einstweilen verkriechen. Der

König merkte, daß viel harte Thaler fehlten, konnte aber nicht begreifen, wer es sollte gestohlen haben, da die Schlösser in gutem Stand waren und alles wohl verwahrt schien. Da ging er wieder fort und sprach zu den zwei Wachen: „habt acht, es ist einer hinter dem Geld!" Als der Daumerling nun seine Arbeit von neuem anfing, hörten sie das Geld drinnen sich regen und klingeln: klipp, klapp! klipp, klapp! sprangen geschwind hinein und wollten den Dieb greifen. Aber das Schneiderlein, das sie kommen hörte, war noch geschwinder, sprang in eine Ecke und deckte einen Thaler über sich, so daß nichts von ihm zu sehen war, neckte die Wachen und rief: „hier bin ich!" Die Wachen liefen dahin, wie sie aber ankamen, war es schon in eine andere Ecke unter einen Thaler gehüpft und rief: „he! hier bin ich!" Die Wachen sprangen eilends zurück, es war aber längst in einer dritten Ecke und rief: „he! hier bin ich!" Und so hatte es sie zu Narren, und trieb sie so lange in der Schatzkammer herum, bis sie müd' waren und davon gingen. Nun warf es die Thaler nach und nach alle hinaus, und den letzten schnellte es mit aller Macht, hüpfte dann selber noch behendiglich darauf und flog damit durchs Fenster hinab. Die Räuber machten ihm große Lobsprüche: „du großer Held, sagten sie, willst du unser Hauptmann werden." Es bedankte sich aber und sagte, es müßte erst die Welt sehen. Sie theilten nun die Beute, das Schneiderlein aber wollte nur einen Kreuzer, weil es nicht mehr tragen konnte.

Darauf schnallte es seinen Degen wieder um den Leib, sagte den Räubern guten Tag und nahm den Weg zwischen die Beine

Bei etlichen Meistern ging es in Arbeit, endlich aber, weils mit dem Handwerk nicht recht fort wollte, verdingte es sich als Hausknecht in einen Gasthof. Die Mägde aber konnten es nicht leiden, denn es sah alles, was sie heimlich thaten ohne daß sie es sehen konnten und gab es bei der Herrschaft an, was sie sich von den Tellern weggenommen und aus dem Keller für sich mitgebracht hatten. Da sprachen sie: „wart, wir wollen dirs auch einmal eintränken," und verabredeten untereinander, ihm einen Schabernack anzuthun. Als die eine nun im Garten mähte und den Daumling da herumspringen und an den Kräutern hinauf und hinabkriechen sah, mähte sie ihn mit dem Gras schnell zusammen, band alles in ein großes Tuch und warf es daheim den Kühen vor. Nun war eine große schwarze darunter, die verschluckte ihn mit ohne ihm weh zu thun; da unten gefiels ihm aber schlecht, denn es war ganz finster und brannte da kein Licht. Als die Kuh gemelkt wurde, da rief er:

„Strip, strap, stroll,
ist der Eimer bald voll?"

aber über dem Melken wurde er nicht verstanden. Hernach trat der Hausherr in den Stall und sprach: „morgen soll die Kuh da geschlachtet werden." Da ward dem Daumerling Angst, daß er laut rief: „ich bin ja hier!" Der Herr hörte ihn wohl, wußte aber nicht, wo die Stimme herkam und sprach: „wo bist du?" „Ei, in der schwarzen," antwortete er, aber der Herr verstand nicht, was das heißen sollte und ging fort.

Am andern Morgen wurde die Kuh geschlachtet, glücklicher-

weiſe traf bei dem Zerhacken und Zerlegen den Daumling kein Hieb, aber er gerieth unter das Wurſtfleiſch. Wie nun der Metzger herbeitrat und ſeine Arbeit anfing, ſchrie er aus Leibeskräften: „hackt nicht zu tief! hackt nicht zu tief! ich ſtecke ja drunter!“ Vor dem Lärmen aber hörte das kein Menſch, da hatte der arme Daumling nun ſeine Noth, aber die Noth macht Beine und da ſprang er ſo behend zwiſchen den Hackmeſſern durch, daß ihn keins anrührte und er mit heiler Haut davon kam. Aber entſpringen konnte er auch nicht, es war keine andere Auskunft, er mußte ſich mit den Speckbrocken in eine Blutwurſt hinunter ſtopfen laßen. Da war das Quartier etwas eng, und dazu ward er noch in den Schornſtein zum Räuchern aufgehängt, wo ihm Zeit und Weile gewaltig lang wurde. Endlich im Winter wurde er herunter geholt, weil die Wurſt einem Gaſt ſollte vorgeſetzt werden, als ſie nun die Frau Wirthin in Scheiben ſchnitt, nahm er ſich in acht, daß er den Kopf nicht zu weit vorſtreckte, damit ihm etwa der Hals nicht mit abgeſchnitten würde, endlich erſah er ſeinen Vortheil, machte ſich Luft und ſprang heraus.

In dem Hauſe aber, wo es ihm ſo übel ergangen war, wollte das Schneiderlein nicht länger bleiben, ſondern es begab ſich gleich wieder auf die Wanderung. Aber, als es durch ein Feld ging, kam es einem Fuchs in den Weg, der ſchnappte es in Gedanken auf. „Ei, Herr Fuchs, rief's Schneiderlein, ich bin's ja, der in euerm Hals ſteckt, laßt mich wieder frei.“ „Du haſt recht, antwortete der Fuchs, an dir hab ich doch ſo viel als

nichts; verſprichſt du mir die Hühner in deines Vaters Hof, ſo will ich dich los laſſen.“ „Von Herzen gern, antwortete der Daumling, die Hühner ſollſt du alle haben; das gelobe ich dir.“ Da ließ ihn der Fuchs wieder los und trug ihn ſelber heim. Als der Vater ſein Söhnlein wieder ſah, gab er dem Fuchs gern die Hühner. „Dafür bring ich dir auch ein ſchön Stück Geld mit,“ ſprach der Daumling zu ſeinem Vater und reichte ihm den Kreuzer, den er auf ſeiner Wanderſchaft erworben hatte.

„Warum hat aber der Fuchs die armen Piephühner zu freſſen kriegt?“ — „Ei, du Narr, deinem Vater wird ja ſein Kind lieber ſeyn, als die Hühner auf dem Hof.“

46.

Fitchers Vogel.

Es war einmal ein Hexenmeiſter, der nahm die Geſtalt eines armen Mannes an, ging vor die Häuſer und bettelte und fing die ſchönen Mädchen. Kein Menſch wußte, wo er ſie hinbrachte, denn ſie kamen nimmermehr wieder zum Vorſchein. Nun trat er auch einmal vor die Thüre eines Mannes, der drei ſchöne Töchter hatte, als ein armer, ſchwacher Bettler, und trug eine Kötze auf dem Rücken, als wollte er die milden Gaben darin ſammeln. Er bat um ein bischen Eſſen, und als die älteſte herauskam, und ihm ein Stück Brot reichen wollte, rührte er ſie nur an, und alsbald mußte ſie in ſeine Kötze ſpringen. Dann trug er ſie mit ſtarken Schritten fort, und durch einen Wald hindurch

in

in sein Haus, wo alles prächtig war. Da gab er ihr, was sie ...e wünschte und sprach: „es wird dir wohlgefallen bei mir, denn du hast alles, was dein Herz begehrt.“ Das dauerte ein paar Tage, da sagte er: „ich muß fortreisen und dich eine kurze Zeit allein lassen, da sind die Hausschlüssel, du kannst überall herumgehen und alles sehen, nur nicht in eine Stube, die dieser kleine Schlüssel aufschließt, das verbiet ich dir bei Lebensstrafe; da hast du auch ein Ei, das verwahre mir sorgfältig und trag es lieber beständig bei dir, denn wenn es verloren ging, wär's ein großes Unglück.“ Sie nahm die Schlüssel und das Ei und versprach, alles wohl auszurichten. Als er aber fort war, konnte sie der Neugierde nicht widerstehen und nachdem sie das ganze Haus gesehen, ging sie auch zu der verbotenen Thüre und öffnete sie. Wie erschrak sie aber als sie hineintrat: da stand in der Mitte ein großes, blutiges Becken, und darin lagen todte, zerhauene Menschen. Sie erschrak so sehr, daß das Ei, das sie in Hand hielt, hineinplumpte. Zwar holte sie es geschwind wieder heraus und wischte das Blut ab, aber es half nichts, denn es kam den Augenblick wieder zum Vorschein: sie wischte und schabte, aber sie konnte es nicht herunter kriegen. Nicht lange, so kam der Mann von der Reise zurück und sprach: „nun gieb mir die Schlüssel und das Ei wieder.“ Sie reichte es ihm mit Zittern hin, er sah beides an und sah, daß sie in der Blutkammer gewesen war. Da sprach er: „bist du gegen meinen Willen in der Kammer gewesen, so sollst du nun gegen deinen wieder hinein. Dein Leben ist zu Ende.“ Darauf ergriff er sie, führte sie

hinein; zerhackte sie, daß ihr rothes Blut auf der Erde floß und warf sie zu den übrigen ins Becken.

„Jetzt will ich mir die zweite holen," sprach der Hexenmeister, ging wieder in Gestalt eines armen Mannes vor das Haus und bettelte. Da brachte ihm die zweite ein Stück Brot und er fing sie wie die erste durch ein bloßes Anrühren, trug sie hinaus und mordete sie in der Blutkammer, weil sie hineingeschaut hatte. Da ging er, die dritte Schwester noch zu fangen und brachte sie auch hinaus. Die dritte aber war klug und listig; als er ihr nun die Schlüssel und das Ei gegeben hatte und fortgereist war, hob sie das Ei erst auf und verschloß es und ging dann in die verbotene Kammer. Ach, was sah sie! ihre beiden lieben Schwestern jämmerlich ermordet in dem Becken liegen. Aber sie hub an und suchte ihre Glieder zusammen und legte sie zurecht, Kopf, Leib, Arm und Beine. Und als nichts mehr fehlte, da fingen die Glieder an sich zu regen und schlossen sich an einander und beide Mädchen öffneten die Augen und wurden wieder lebendig. Da freuten sie sich, küßten und herzten einander, aber die jüngste führte sie heraus und versteckte sie. Als der Mann zurückkam, forderte er die Schlüssel und das Ei und als er an diesem keine Spur von Blut entdecken konnte, sprach er: „du hast die Probe bestanden, du sollst meine Braut seyn." „Ja, antwortete sie, aber du mußt mir versprechen, vorher einen Korb voll Gold meinem Vater und meiner Mutter auf deinem Rücken hinzutragen, derweil will ich die Hochzeit bestellen." Darauf ging sie in ihr Kämmerlein, wo sie ihre Schwestern versteckt hatte und sprach: „jetzt

will ich euch erretten, aber sobald ihr nach Haus kommt, bestellt mir Hilfe.“ Dann setzte sie beide in einen Korb und deckte sie mit Gold ganz zu, daß nichts von ihnen zu sehen war und rief den Hexenmeister herein und sprach: „nun trag den Korb fort, aber daß du unterwegs nicht stehen bleibst und ruhen willst! ich schaue hier durch mein Fensterlein und habe Acht.“

Nun hob der Hexenmeister den Korb auf seinen Rücken und ging mit fort, er wurde ihm aber so schwer, daß ihm der Schweiß über das Angesicht lief und er glaubte, todt gedrückt zu werden. Da wollt' er sich ein wenig ruhen, aber gleich rief eine im Korb: „ich schaue durch mein Fensterlein, daß du ruhst, willst du gleich weiter!“ Er meinte, die Braut rief ihm das zu und machte sich wieder auf. Hernach wollte er sich wieder setzen, aber es rief gleich: „ich schaue durch mein Fensterlein, daß du ruhst, willst du gleich weiter!“ Und so oft er stillstand, rief es, und da mußte er fort und brachte außer Athem den Korb mit dem Gold und den beiden Mädchen in ihrer Eltern Haus.

Daheim aber ordnete die Braut das Hochzeitfest an. Sie nahm einen Todtenkopf mit grinsenden Zähnen und setzte ihm einen Schmuck auf und trug ihn oben vors Bodenloch und ließ ihn da herausschauen. Dann lud sie die Freunde des Hexenmeisters zum Fest ein, und wie das geschehen war, steckte sie sich in ein Faß mit Honig, schnitt das Bett auf und wälzte sich darin, daß sie aussah, wie ein wunderlicher Vogel und kein Mensch sie erkennen konnte. Da ging sie zum Haus hinaus und unterwegs begegnete ihr ein Theil der Hochzeitgäste, die fragten:

„Du Fitchers-Vogel, wo kommſt du her?"
„Ich komme von Fitze Fitchers Hauſe her."
„Was macht denn da die junge Braut?"
„Hat gekehrt von unten bis oben das Haus,
Und guckt zum Bodenloch heraus."

Darauf begegnete ihr der Bräutigam, der zurückkam, der fragte auch:

„Du Fitchers-Vogel, wo kommſt du her?"
„Ich komme von Fitze Fitchers Hauſe her."
„Was macht denn da meine junge Braut?"
„Hat gekehrt von unten bis oben das Haus
Und guckt zum Bodenloch heraus."

Der Bräutigam ſchaute hinauf und ſah den geputzten Todtenkopf, da meinte er, es wäre ſeine Braut und nickte ihr zu und grüßte ſie freundlich. Wie er aber ſammt ſeinen Gäſten ins Haus gegangen war, da kam die Hilfe von den Schweſtern an und ſie ſchloſſen alle Thüren des Hauſes zu, daß niemand entfliehen konnte und ſteckten es an, alſo daß der Hexenmeiſter mit ſeinem ganzen Geſindel verbrennen mußte.

47.

Van den Machandel-Boom.

Dat is nu all lang her, woll twee duſend Joor, do was daar een riik Mann, de hadde ene ſchöne frame Fru, un ſe hadden ſick beede ſeer leef, hadden averſt kene Kinner, ſe wünſchten

ſick averſt ſeer welke, un de Fru bedt' ſo veel dorum Dag un Nacht, man ſe kregen keen un kregen keen. Vör eeren Huſe was een Hoff, darup ſtund een Machandelboom, ünner den ſtund de Fru eens in'n Winter, un ſchellt ſick eenen Appel; un as ſe ſick den Appel ſo ſchellt, ſo ſneet ſe ſick in'n Finger, un dat Blood feel in den Snee. — „Ach! ſed de Fru, un ſüft ſo recht hoch up, un ſach dat Blood för ſick an, un was ſo recht wehmödig, hadd ick doch een Kind ſo rood as Blood un ſo witt as Snee!“ — un as ſe dat ſed, ſo wurd eer ſo recht frölich to Mode, eer was recht, as ſull dat wat warden. Daar ging ſe to den Huſe, un ging een Maand hen, de Snee vörging, un twee Maand, daar was dat grön, un dree Maand, daar kemen de Blömer ut de Eerde, un veer Maand, daar drungen ſick alle Bömer in dat Holt, un de grönen Twige weeren all in een anner wuſſen; daar ſungen de Vögelkens, dat dat ganze Holt ſchallt, un de Bleujten felen van de Bömer, daar was de fyfte Maand weg, un ſe ſtund ünner den Machandelboom, de rook ſo ſchön; do ſprung eer dat Hart vör Freuden, un ſe feel up eere Knee un kunde ſick nich laten, un as de ſöſte Maand vörby was, daar wurden de Früchte dick un ſtark, do wurd ſe ganz ſtill, un de ſöwende Maand, do greep ſe na de Machandelbeeren un att ſe ſo nidſch, do wurd ſe trurig un krank; daar ging de achte Maand hen, und ſe reep eeren Mann, un weende un ſed: „wenn ick ſtarve, ſo begrave my ünner den Machandelboom!“ do wurde ſe ganz getroſt un freute ſick, bet de neegte Maand vörby was, daar kreeg ſe een

Kind, se witt as Snee un so rood as Bleed; un as se dat ach so freute se sick so, dat se sturv.

Daar begroef eer Maan se ünner den Machandelboom, un he sung an to weenen so seer; eene Tyd lang, do wurd dat wat sachter, un daar he noch wat weend hadd, do heel he up, un noch eene Tyd, do nam he sick wedder eene Fru.

Mit de tweete Fru kreeg he eene Dochter, dat Kind averst van de eerste Fru was een lüttje Sön, un was so rood as Bleed un so witt as Snee. Wenn de Fru eere Dochter so ansach, so had se se so leef, averst dann sach se den lüttjen Jung an, un dat ging eer so dorch't Hart, un eer dücht, as stund he eer allerwegen in'n Weg, un dacht denn man ümmer, wo se eer Dochter all dat Vermögent towenden wull; un de Böse gav eer dat in, dat se den lüttjen Jung ganz gram wurd, un stöd em herüm van een Ek in de anner, un buft em hier un knuft em daar, so dat dat arme Kind ümmer in Angst was; wenn he denn ut de School kam, so hadd he keene ruhige Stede.

Eens was de Fru up de Kamer gaan, do kamm de lüttje Dochter ook herup un sed: „Moder, giv my eenen Appel!" „Ja myn Kind," sed de Fru, un gav eer eenen schönen Appel ut de Kist; de Kist averst had eenen groten swaaren Deckel mit een groot schaarp ysern Slott. „Moder, sed de lüttje Dochter, schall Broder nich ook eenen hebben?" Dat vördrot de Fru, doch sed se: „ja, wenn he ut de School kümmt;" un as se ut dat Finster gewaar wurde, dat he kamm, so was dat recht, as wenn de Böse över eer kamm, un se grapst to, un nam eerer Dochter

den Appel wedder weg un ſeb: „du ſaſt nich eer eenen hebben, as Broder.“ Daar ſmeet ſe den Appel in de Kiſt un maakt de Kiſt to.“ Daar kamm de lüttje Jung in de Dör, daar gav eer de Böſe in, dat ſe fründlich to em ſeb: „myn Sön, wiſt du eenen Appel hebben?“ un ſach em ſo haſtig an. „Moder, ſeb de lüttje Jung, wat ſühſt du greſig ut! ja giv my eenen Appel.“ Daar was eer, as ſull ſe em toriden: „kumm mit my,“ ſeb ſe, un maakt den Deckel up, „haal dy eenen Appel herut,“ un as ſick de lütt Jung henin bückt, ſo reet eer de Böſe: bratſch — ſloog ſe den Deckel to, dat de Kop af fleog un ünner de roeden Appel feel. Daar överleep eer dat in de Angſt, un dacht: „kund ick dat van my bringen.“ Daar ging ſe baben na eere Stuve na eeren Draagkäſten un haalt ut de böveſte Schuuflade eenen witten Dook, un ſett den Kopp wedder up den Hals un bund den Halsdook ſo um, dat man niks ſeen kund, un ſett em vör de Dör up eenen Stool un gav em den Appel in de Hand.

Daar kamm daarna Marleenken to eere Moder in de Köke, de ſtund by den Füür un had eenen Pott mit heet Water för ſik, den rüürt ſe ümmer um; „Moder, ſeb Marleenken, Broder ſitt vör de Dör un ſüüt ganz witt ut un ſeb eenen Appel in de Hand, ick hev em beden, he ſull my den Appel geven, averſt he antwoord my nich, da wurd my ganz angſtlig.“ „Ga nochmal hen, ſeb de Moder, un wenn he dy nich antwoorden will, ſo giv em eens an de Doren!“ Daar ging Marleenken hen un ſeb: „Broder giv mi den Appel!“ averſt he ſweeg ſtill, daar gav ſe em eens up de Doren, daar feel de Kopp herünn, darüver verſchrak

ſe ſick, un fung an to weenen un to raaren, un leep to eere Moder un ſed: „ach, Moder, ick hebb minen Broder den Kopp afſlagen!“ un weend un weend un wull ſick nich tofreden geven; „Marleenken, ſed de Moder, wat heſt du daan! — averſt ſwig man ſtill, dat et keen Minſch markt, dat is nu doch nich to ändern; wi willen em in Suur kaaken.“ Daar nam de Moder den lüttjen Jungen un hackt em in Stücken, bed de in den Pott un kaakt em in Suur; Marleenken averſt ſtund daarby un weend un weend, un de Traanen feelen all in den Pott, un ſe bruukten gar keen Solt.

Daar kamm de Vader to Huus un ſett ſick to Diſch un ſed: „wo is denn min Sön?“ Daar drog de Moder eene groote, groote Schöttel op mit ſwart Suur, un Marleenken weend un kund ſick nich hollen. Da ſed de Vader webder: „wo is denn min Sön?“ „Ach, ſed de Moder, he is över Land gaan, nä Mütten eer groot Oem, he wull daar wat bliven.“ — „Wat deit he denn daar? un heb my nich mal Adjüs ſegd?“ — „O, he wuld geern hen, un bed my, ob he daar woll ſös Weken bliven kunn, he is jo woll daar uphaben.“ — „Ach, ſed de Mann, my is ſo recht trurig, dat is doch nich recht, he had my doch Adjüs ſeggen ſchullt.“ Mit des fung he an to eeten un ſed: „Marleenken, wat weenſt du? Broder ward woll webder kamen.“ — „Ach Fru, ſed he do, wat ſmeckt my dat Eten ſchön, giv my meer!“ un je meer he at, je meer wuld he hebben, un ſed: „gevt my meer, gy ſölt niks daaraf hebben, dat is as wenn dat all myn weer,“ un he att un att, un de Knaken ſmeet he all unner

den Diſch, dett he alles up hab. Marleenken averſt ging hen na eere Commode un namm unt de unnerſte Schuuf eeren beſten ſyden Dook, un haalt all de Beenken un Knaken ünner den Diſch herut, un bund ſe in den ſyden Dook, un drog ſe vör de Döör, un weente eere blödigen Traanen; daar legd ſe ſe unner den Machandelboom in dat gröne Gras, un as ſe ſe daar henlegd hadd, ſo was eer mit eenmal ſo recht licht, un weente nich meer. De fung de Machandelboom an ſick to bewegen, un de Twyge beden ſick ümmer ſo recht van eenanner, un denn wedder tohop, ſo recht, as wenn ſick eener ſo recht fröit un mit de Hände ſo deit. Mit des, ſo ging daar ſo'n Newel van den Boom, un recht in den Newel da brennt dat as Füür, un ut dat Füür daar flog ſo'n ſchönen Vagel herut, de ſung ſo herlich un flog hoch in de Luft, un as he weg was, do was de Machandelboom, as he vörheer weſt wadd, un de Dook mit de Knaken was weg, — Marleenken averſt was ſo recht licht un vergnögt, recht as wenn de Broder noch leeft, daar ging ſe wedder ganz luſtig in dat Huus by Diſch un att.

De Vagel averſt floog weg, un ſett' ſick up eenen Goldſmitt ſin Huus un ſung an to ſingen:

„Min Moder de mi ſlacht't,
min Vader de mi att,
min Sweſter de Marleeniken
ſöcht alle mine Beeniken
un bindt ſe in een ſyden Dook,

legts unner den Machandelboom;
kywitt, kywitt! ach watt ea schön Vagel bin ick!"

De Goldsmitt satt in sine Warkstede un maakt eene goldne Kede, daar hörd he den Vagel, de up sin Dack satt un sung, un dat dünkt em so schön; daar stund he up, un as he över den Süll ging, so vörloor he eenen Tüffel, he ging aver so recht midden up de Strate, eenen Tüffel un een Sock an, sin Schortfell had he vör, un in de een Hand had he de golden Kede, un in de anner de Tang, un de Sünn schiint so hell up de Strate; daar ging he recht so staan un sach den Vagel an: „Vagel, seg he do, wo schön kannst du singen, sing my dat Stük nochmal." — „Nee, segd de Vagel, tweemal sing ick nich umsünst, giv my de golden Kede, so wil ick di et nochmal singen." „Da, segd de Goldsmitt, hest du de golden Kede, nu sing my dat nochmal." Daar kam de Vagel un nam de golden Ked so in de rechte Krall, un ging vör den Goldsmitt sitten un sung:

„Min Moder de mi slacht't,
min Vader de mi att,
min Swester de Marleeniken
söcht alle mine Beeniken
un bindt se in een syden Dook,
legts unner den Machandelboom;
kywitt, kywitt! ach watt een schön Vagel bin ick!"

Daar flog de Vagel weg na eenen Schooster, un sett sick up den sin Dack un sung:

„Min Moder de mi ſlacht't,
min Vader de mi att,
min Sweſter de Marleeniken,
ſöcht alle mine Beeniken
un bindt ſe in een ſyden Dook,
legts unner den Machandelboom;
kywitt, kywitt! ach watt een ſchön Vagel bin ick!"

De Schooſter hörd dat, un leep vör ſin Döör, in Hembsarmel, un ſach na ſin Dack, un muſt de Hand vör de Dogen helln, dat de Sünn em nich blendt: „Vagel ſegd he, wat kanſt du ſchön ſingen!" Da reep he in ſiin Döör herin: „Fru, kumm mal herut, daar is een Vagel, ſü mal den Vagel de kann mal ſchön ſingen;" da reep he ſiin Dochter un Kinner un Geſellen, Jung un Magd, un keemen all up de Straat, un ſegen den Vagel an, we ſchön he was, un he hadd ſo recht roode un gröne Fedbern, un um den Hals was dat, as luter Gold, un de Dogen blinkten em in Kopp, as Steern. „Vagel, ſed de Schooſter, nu ſing my dat Stük nochmal." „Nee, ſegd de Vagel, tweemal ſing ick nich umſünſt, du möſt my wat ſchenken." „Fru, ſed de Mann, ga na de Dön-böhn up den böveliſten Boord, do ſtaan een paar rode Scho, de bring herunn;" daar ging de Fru hen un haalt de Scho. „Da Vagel, ſed de Mann, nu ſing my dat Stük nochmal," daar kamm de Vagel un namm de Scho in de linke Klau, un flog webber up dat Dack un ſung:

„Min Moder de mi ſlacht't,
min Vader de mi att,

min Sweſter de Marleeniken
ſöcht alle mine Beeniken
un bindt ſe in een ſyden Dook,
legts unner den Machandelboom;
kywitt, kywitt! ach watt een ſchön Vagel bin ick!"

Un as he utſungen habd, ſo ſloog he weg, de Rede habd he in de rechte un de Scho in de linke Klau; un he ſloog wyt weg na eene Mähl, un de Mähl ging klippe klappe, — klippe klappe, — klippe klappe — un in de Mähl daar ſeeten twintig Mählenburſchen, de haugten eenen Steen un hackten hick hack — hick hack — hick hack, un de Mähl ging klippe klappe, — klippe klappe, — klippe klappe. Daar ging de Vagel up eenen Lindenboom ſitten, de vör de Mähl ſtund, un ſung:

„Min moder de mi ſlacht't,"
do hörte een up,
„min Vader de mi att,"
do hörten noch twee up, un hörten dat:
„min Sweſter de Marleeniken"
do hörten wedder veer up,
„ſöcht alle mine Beeniken
un bindt ſe in een ſyden Dook,"
nu hackten noch man acht
„legts unner"
nu noch man fyfe —
„den Machandelboom;"

nu noch man een

„kywitt, kywitt! ach watt een ſchön Vagel bin ick!“

baar heel de lezte cok up, un hadd dat lezte noch hörd. „Vagel, ſegd he, wat ſingſt du ſchön, laat my dat ook hören, ſing my dat nochmal!“ „Nee, ſegd de Vagel, tweemal ſing ick nich umſünſt, giv my den Mählenſteen, ſo will ick dat nochmal ſingen.“ — „Ja, ſegd he, wenn he my alleen hörd, ſo ſuſt du em hebben.“ — „Ja, ſeden de annern, wenn he nochmal ſingt, ſo ſall he em hebben;“ baar kamm de Vagel herún, un de Möllers faat'n all twintig mit Böom an, un böörten den Steen up, hu uh up, hu uh ihp! — hu nuh uhp! baar ſtack de Vagel den Hals döör dat Lock, un nam em úm as eenen Kragen un ſloog wedder up den Boom, un ſung:

„Min Moder de mi ſlacht't
min Vader de mi att,
min Sweſter de Marleeniken
ſöcht alle mine Beeniken
un bindt ſe in een ſyden Dook,
legts unner den Machandelboom;
kywitt, kywitt! ach watt een ſchön Vagel bin ick!“

un as he dat utſungen hadd, da ded he de Flünk van eenanner, un hab in de rechte Klau de Kede un in de linke de Scho un úm den Hals den Mählenſteen un ſloog wiit weg na ſines Vaders Huus. —

In de Stuve ſatt de Vader, de Moder un Marleenken by Diſch, un de Vader ſed: „ach wat waart my licht, my is recht

ſo good to Mode.“ — „Nee! ſeh de Moder, my is ſo angſt, ſo recht, as wenn een ſwaar Gewitter kümmt;“ Marleenken averſt ſatt un weend un weend. Daar kamm de Vagel anflogen, un as he ſick up dat Dack ſett — „ach! ſegh de Vader, my is ſo recht früdig, un de Sünn ſchiint buten ſo ſchön, my is recht as ſüll ick eenen ollen Bekannten wedderſeen!“ — „Nee, ſeh de Fru, my is ſo angſt, de Teene klappern my, un dat is my as Füür in de Adern, un ſe reet ſick eer Liifken up un ſo meer; averſt Marleenken ſatt in een Eck un weende un hab eeren Platen vor de Dogen, un weende den Platen gans meſſnatt. Daar ſett ſick de Vagel up den Machandelbovm un ſung:

„Min Moder de mi ſlacht't,“

baar heel de Moder de Doren to, un kneep de Dogen to, un wold nich ſeen un hören, aver dat bruuſte eer in de Doren, as de allerſtarkſt Storm, un de Dogen brennten eer un zackten as Bliz:

„min Vader de mi att,“

„Ach Moder, ſegh de Mann, daar is een ſchön Vagel, de ſingt ſo herlich, de Sünn ſchiint ſo warm, un dat rückt as luter Zinnemamen.“

„min Eweſter de Marleeniken“

baar leh Marleenken den Kopp up de Knee un weende in eens weg, de Mann averſt ſeh: „ick ga herut, ick mut den Vagel dicht by ſehn;“ — „ach, ga nich, ſeh de Fru, my is, as hevt dat ganze Huus un ſtünn in Flammen;“ aver de Mann ging herut un ſach den Vagel an;

„ſöcht alle mine Beeniken
un bindt ſe in een ſyden Dook,
legts unner den Machandelboom;
kywitt, kywitt! ach wat een ſchön Vagel bin ick!“

Mit des leet de Vagel de golden Kede fallen, un ſe feel den Mann jüſt um den Hals, ſo recht hier herüm, dat ſe recht ſo ſchön paſt; daar ging he herin un ſed: „ſü, wat is dat vör een ſchön Vagel, hett my ſo 'ne ſchöne goldne Kede ſchenkt, un ſüht ſo ſchöne uts;“ de Fru aver was ſo angſt un feel langs in de Stuve hen, un de Müt feel eer van den Kopp. — Daar ſung de Vagel webber:

„Min Moder de mi ſlacht't“

„Ach, dat ick duſend Fuder unner de Eerde weer, dat ick dat nich hören ſull!“

„min Vader de mi att,“

daar feel de Fru vör dood nedder,

„min Sweſter de Marleeniken,“

„Ach, ſed Marleenken, ick wil ook herut gaan un ſeen, ob de Vagel my wat ſchenkt;“ daar ging ſe herut,

„ſöcht alle mine Beeniken
un bindt ſe in een ſyden Dook,“

daar ſmeet he eer de Scho herun;

„legts unner den Machandelboom;
kywitt, kywitt! ach wat een ſchön Vagel bin ick!“

Daar was eer ſo licht un frölich, daar truck ſe de nien rooden Scho an, un danſt un ſprüng herinn; „ach, ſed ſe, ick was ſo

trurig as ick herut ging, un nu is my so licht, dat is mal een herlichen Vagel, het my een Paar roode Scho schenkt!" „Nee," seb de Fru, un sprung up, un de Haar stunnen eer to Varge as Füürsflammen, „my is, as sull de Weld unnergahn, ick wil ook herut, op mi lichter warden sull;" un as se ut de Dödr kamm — bratsch! — smeet eer de Vagel den Mählensteen up den Kopp, dat se ganz tomatscht. De Vader un Marleenken hörden dat un gingen herut, daar ging een Damp un Flam un Füür up van de Steed, un as dat vorby was, da stund de lüttje Broder, un he namm sinen Vader un Marleenken bi de Hand, un weeren all dree so recht vergnögt un gingen in dat Huus by Disch un eeten.

48.

Der alte Sultan.

Es hatte ein Bauer einen treuen Hund, der Sultan hieß, der war alt geworden, so daß er nichts mehr fest packen konnte. Da stand der Bauer einmal mit seiner Frau im Hofe und sprach: „den alten Sultan schieß ich morgen todt, der ist zu nichts mehr nutz." Der Frau that der Hund leid und sie antwortete: „er hat uns so lange Jahre gedient, daß wir ihm wohl könnten das Gnadenbrot geben." „Ei woe, sprach der Mann, du bist nicht recht gescheidt, er hat keinen Zahn mehr im Maul und kein Dieb fürchtet sich vor ihm; hat er uns gedient, so hat er sein gutes

Fres-

Fressen dafür gekriegt; jetzt taugt er nichts mehr und da kann er abgehn."

Der Hund, der nicht weit davon lag, hatte alles mit angehört, erschrak und war traurig, daß morgen sein letzter Tag seyn sollte. Nun hatte er einen guten Freund, das war der Wolf, zu dem ging er Abends hinaus in den Wald und erzählte, was ihm für ein Schicksal bevorstehe. „Mach dir keine Sorgen, sprach der Wolf, ich weiß einen guten Rath. Morgen in aller früh geht dein Herr mit seiner Frau ins Heu und sie nehmen ihr kleines Kind mit. Das legen sie bei der Arbeit hinter die Hecke in den Schatten, da leg dich daneben, gleich als wolltest du es bewachen. Dann will ich aus dem Wald kommen und das Kind rauben, du mußt mir nachspringen mit allen Kräften, als wolltest du mirs wieder abjagen. Ich laß es fallen und du bringst es wieder, dann glauben sie, du hättest es gerettet und sind viel zu dankbar, dir etwas zu thun; im Gegentheil, du kommst in völlige Gnade und es wird dir an nichts fehlen."

Der Anschlag gefiel dem Hund und wie er ausgedacht war, so wurde er auch ausgeführt. Der Bauer schrie, wie er den Wolf mit seinem Kind durchs Feld laufen sah, als es aber der alte Sultan wieder zurückbrachte, da war er froh, streichelte ihn und sprach: „dir soll nichts Böses widerfahren, du sollst das Gnadenbrot haben, so lang du lebst." Dann sagte er zu seiner Frau: „geh gleich heim und koch dem alten Sultan einen Weckbrei, den braucht er nicht zu beißen und mein Kopfkissen schenk ich ihm auch zu seinem Lager." Von nun an hatte es der Sultan so gut, als

er ſichs nur wünſchen konnte. Der Wolf beſuchte ihn und freute ſich, daß es ſo wohl gelungen war. „Hör Landsmann, ſprach er, du wirſt doch ein Aug zudrücken, wenn ich deinem Herrn ein fettes Schaf wegholen kann. Es wird einem heutzutage ſchwer, ſich durchzuſchlagen.“ „Nein, antwortete der Hund, meinem Herrn bin ich treu, das kann ich nicht zugeben.“ Der Wolf indeſſen meinte, das wär kein Ernſt und kam in der Nacht, den guten Biſſen abzuholen; aber der treue Sultan hatte dem Herrn alles angezeigt, ſo daß dieſer in der Scheuer aufpaßte und dem Wolf garſtig die Haare kämmte. Der Wolf mußte zwar ausreißen, rief aber dem Hund noch zu: „du ſchlechter Kerl, das ſoll dir nicht hingehen!“

Am andern Morgen ſchickte der Wolf das Schwein und ließ den Hund hinaus in den Wald fordern, da wollten ſie ihre Sache ausmachen. Der Hund konnte niemand als eine dreibeinige Katze zu ſeinem Beiſtand bekommen; als ſie nun zuſammen hinaus gingen, humpelte die arme Katze daher und ſtreckte dabei den Schwanz vor Schmerzen in die Höhe. Der Wolf und ſein Beiſtand waren ſchon an Ort und Stelle; aber als ſie die Gegenpart daher kommen ſahen, meinten ſie, er führe einen Säbel mit ſich, weil ſie den aufgerichteten Schwanz der Katze dafür anſahen, und wenn dieſe ſo auf drei Beinen hüpfte, dachten ſie nicht anders, als ſie höbe jedesmal einen Stein auf und wollte damit auf ſie werfen. Da ward ihnen beiden angſt und das wilde Schwein verkroch ſich ins Laub und der Wolf ſprang auf einen Baum. Der Hund und die Katze, als ſie herangekommen waren, wunderten ſich, da

niemand ſich ſehen ließ. Das wilde Schweln aber hatte ſich im Laub nicht ganz verſtecken können, ſondern die Ohren ſtanden noch hervor. Als die Katze nun umher ſchaute und das Schwein mit den Ohren zwinſte, meinte ſie, es regte ſich da eine Maus, ſprang drauf los und biß herzhaft hinein. Da erhob ſich das Schwein mit großem Geſchrei, ſprang fort und rief noch zurück: „dort auf dem Baum, da ſitzt der Schuldner.“ Der Hund und die Katze ſahen hinauf und erblickten den Wolf, der mußte ſich ſchämen, daß er ſich ſo gefürchtet hatte und von dem Hund den Frieden annehmen.

49.

Die ſechs Schwäne.

Es jagte einmal ein König in einem großen Wald und jagte einem Wild ſo eifrig nach, daß niemand von ſeinen Leuten ihm nachfolgen konnte, zuletzt verirrte er ſich und fand keinen Ausgang. Da ſah er etwas auf ſich zukommen, das ging wie eine alte Frau gebückt und mit wackelndem Kopf und war eine Hexe. Der König redete ſie an und ſprach: „zeigt mir doch den Weg durch den Wald.“ „O ja, Herr König, antwortete ſie, wenn ihr meine Tochter heirathen und zur Frau Königin machen wollt dann ſolls geſchehen, ſonſt aber nicht und ihr müßt hier bleiben und Hungers ſterben, denn ihr kommt nimmermehr ohne mich aus dem Wald.“ Der König, dem ſein Leben lieb war, ſagte in der Angſt ja und darauf führte ihn die Alte zu dem Mädchen. Es

war sehr schön, aber der König hatte es doch nicht lieb und konnte es nicht ohne heimliches Grausen ansehen. Die Hexe brachte sie beide auf den Weg nach des Königes Schloß und als sie da angelangt waren, mußte er Wort halten und sie zu seiner Gemahlin nehmen.

Der König aber war schon einmal verheirathet gewesen und hatte von der ersten Frau sechs Buben und ein Mädchen und liebte die Kinder über alles auf der Welt. Weil er nun fürchtete, die Stiefmutter könnte ihnen ein Leid anthun, so brachte er sie in ein einsames Schloß, das mitten in einem Walde stand. Der Weg dahin war so schwer zu finden, daß er ihn selbst nicht gefunden hätte, wenn ihm nicht von einer weisen Frau ein Knäuel Garn wäre geschenkt worden, das sich, wenn er es vor sich hin auf die Erde warf, von selbst loswickelte und ihm den Weg zeigte. Der König ging oft hinaus zu seinen lieben Kindern, daß es endlich die Königin merkte, neugierig ward und wissen wollte, was er so oft allein in dem Wald zu schaffen habe. Nun gewann sie die Diener und diese verriethen ihr das Geheimniß. Das erste, was sie that, war, daß sie sich durch List das Knäuel verschaffte und als sie es hatte, machte sie sieben kleine Hemdchen und ging damit hinaus. Das Knäuel zeigte ihr den Weg und als die sechs Knaben jemand kommen sahen, meinten sie, es wäre ihr Vater und sprangen voll Freude heran. Da warf sie über jeden eins von den Hemdchen und alsbald, wie das ihren Leib berührt hatte, verwandelten sie sich in Schwäne, stiegen auf in die Luft und flogen davon. Sie glaubte nun der Stiefkinder los zu seyn, weil

das Mädchen nicht mitgelaufen war und sie nichts von ihm wußte, und ging wieder heim. Andern Tags kam der König, da fand er niemand, als das Mädchen, das erzählte ihm, daß es aus seinem Fensterlein gesehen, wie seine lieben Brüder als Schwäne fortgeflogen wären und zeigte ihm die Federn, die sie in den Hof hatten fallen lassen und die es aufgelesen. Der König trauerte, dachte aber nicht, daß die Königin die böse That vollbracht hätte und weil er fürchtete, das Mädchen würde ihm auch geraubt, wollte er es mit fort nehmen. Aber es hatte Angst vor der Stiefmutter und bat, daß es nur noch diese Nacht im Waldschloß bleiben dürfte.

Als aber die Nacht kam, da entfloh es und ging geradezu in den Wald hinein. Es ging die ganze Nacht und auch den andern Tag in einem fort, bis es vor Müdigkeit nicht weiter konnte. Da sah es eine Wildhütte, stieg hinauf und fand eine Stube mit sechs kleinen Betten, aber es getraute nicht, sich in eins hinein zu legen, sondern legte sich unter eins auf die Erde und wollte die Nacht da zubringen. Als aber die Sonne bald untergehen wollte, hörte es ein Rauschen und sah, daß sechs Schwäne zum Fenster herein geflogen kamen. Sie setzten sich auf den Boden und bliesen einander an und bliesen sich alle Federn ab, und da streifte sich ihre Schwanenhaut herunter wie ein Hemd. Da sah sie das Mädchen an und sah, daß es ihre Brüder waren, freute sich und kroch unter dem Bett hervor. Die Brüder, als sie ihr Schwesterchen erblickten, freuten sich auch, waren aber zugleich traurig und sprachen: „hier kann deines Bleibens nicht seyn, das

ist eine Herberg für Räuber, die vom Raub heimkommen; wenn sie dich fänden, würden sie dich ermorden.“ Da sprach sie: „könnt ihr mich denn nicht schützen?“ „Nein, antworteten sie, denn wir können nur eine Viertelstunde lang jeden Abend unsere Schwanenhaut uns abblasen und haben in der Zeit unsere menschliche Gestalt, hernach werden wir wieder verwandelt.“ „Kann ich euch aber nicht erlösen?“ sprach das Mädchen. „Ach nein, antworteten sie, das kannst du nicht, denn es ist zu schwer: sechs Jahre lang darfst du nicht sprechen und nicht lachen, und mußt in der Zeit sechs Hemdlein aus Sternenblumen für uns zusammennähen, sprichst du ein einziges Wort, so ist alle Arbeit verloren.“ Und als die Brüder das gesprochen, war die Viertelstunde herum und sie wurden wieder in Schwäne verwandelt.

Das Mädchen aber sprach in seinem Herzen: „ich will meine Brüder erlösen und sollt es mein Tod seyn.“ Und am andern Morgen sammelte es sich Sternblumen, setzte sich damit auf einen hohen Baum und fing an zu nähen. Reden konnte es mit niemand und lachen wollte es nicht, es saß da und sah nur auf seine Arbeit. Als es schon lange Zeit da zugebracht, geschah es, daß einmal der König dieses Landes in dem Wald jagte und seine Jäger zu dem Baum kamen, auf welchem das Mädchen saß und nähte. Sie riefen: „wer bist du? komm herab zu uns;“ aber es gab keine Antwort und schüttelte nur mit dem Kopf. Als sie von neuem riefen, wollte es sie mit Geschenken befriedigen und warf ihnen seine goldne Halskette herab. Und weil sie nicht abließen, auch noch seinen Gürtel, als auch dies nichts half, seine

Strumpfbänder, endlich alles, was es entbehren konnte, so daß es nichts mehr, als sein Hemdlein behielt. Die Jäger waren aber damit nicht zufrieden, stiegen auf den Baum, hoben das Mädchen herab und brachten es vor den König. Der König fragte es auch: „wer bist du? und wie bist du dahin gekommen?“ und fragte es in allen Sprachen die er wußte. Aber es antwortete nicht und blieb stumm wie ein Fisch; doch weil es so schön war, daß er meinte niemals jemand schöneres gesehen zu haben, ward sein Herz gerührt von großer Liebe. Er wickelte es in seinen Mantel, nahm es vor sich aufs Pferd und brachte es in sein Schloß. Da ließ er ihm reiche Kleider anthun, daß es strahlte, wie der helle Tag, aber es war kein Wort aus ihm zu bringen. Doch setzte er es bei Tisch an seine Seite und ward von seinen Mienen und seiner Sittsamkeit so bewegt, daß er sprach: „diese begehre ich zu heirathen und keine andere auf der Welt,“ und vermählte sich nach einigen Tagen mit ihr.

Nun hatte der König eine böse Mutter, die war unzufrieden mit dieser Heirath, sprach schlecht von der Königin und sagte: „wer weiß, wo die stumme Dirne her ist, die ist eines Königs nicht würdig.“ Ueber ein Jahr, als die Königin das erste Kind zur Welt brachte, nahm es die Alte weg und bestrich ihr den Mund mit Blut. Dann ging sie zum König und klagte sie als eine Menschenfresserin an. Der König aber aus großer Liebe wollte es nicht glauben und litt nicht, daß ihr ein Leid angethan wurde. Sie aber saß beständig und nähte an den Hemden und achtete auf nichts anderes. Das nächstemal, als die Königin wie-

der einen schönen Knaben gebar, da übte die falsche Schwiegermutter denselben Betrug aus, aber der König konnte sich nicht entschließen, ihren Reden Glauben beizumessen und sprach: „sie ist stumm und kann sich nicht vertheidigen, sonst würde ihre Unschuld an den Tag kommen.“ Als aber zum drittenmal die Alte das neugeborne Kind raubte und die Königin anklagte, die kein Wort zu ihrer Vertheidigung sprach, da konnte der König die Gesetze nicht länger abwenden und sie ward verurtheilt, durch Feuer vom Leben zum Tod gebracht zu werden.

Als der Tag herankam, wo das Urtheil sollte vollzogen werden, da war auch gerade der letzte Tag von den sechs Jahren, in denen sie nicht sprechen und nicht lachen durfte, um ihre lieben Brüder aus des Zaubers Macht zu befreien. Die sechs Hemden waren fertig geworden, nur daß an dem letzten der linke Aermel fehlte. Wie sie nun zum Scheiterhaufen geführt wurde, nahm sie die sechs Hemden mit sich und als sie oben stand und das Feuer eben sollte angezündet werden, schaute sie aufwärts und sah sechs Schwäne durch die Luft her ziehen. Da regte sich ihr Herz in Freuden und sie sprach zu sich: „ach Gott, nun soll die schwere Zeit herum seyn!“ Die Schwäne rauschten bald über ihr und senkten sich herab, daß sie die Hemden überwerfen konnte, und wie sie davon berührt waren, fielen die Schwanenhäute ab und ihre Brüder standen leibhaftig, frisch und schön vor ihr; nur dem sechsten fehlte der linke Arm und er hatte dafür einen Schwanenflügel an dem Rücken. Sie herzten sich und küßten sich und die Königin ging darauf zum König, der ganz bestürzt war, und

sprach: „liebster Gemahl, nun ist mir die Sprache wiedergegeben, ich bin unschuldig angeklagt worden" und erzählte ihm, wie die alte Schwiegermutter so schändlich sie verläumdet und daß sie die drei jungen Söhne verborgen halte. Da wurden sie zu großer Freude des Königs herbeigeholt, die Alte aber wurde zur Strafe auf den Scheiterhaufen gebunden und zu Asche verbrannt. Der König und die Königin mit ihren sechs Brüdern lebten lange Jahre in Glück und Frieden.

50.

Dornröschen.

Vor Zeiten war ein König und eine Königin, die sprachen jeden Tag: „ach, wenn wir doch ein Kind hätten!" und kriegten immer keins. Da trug sich zu, als die Königin einmal im Bade saß, daß ein Krebs aus dem Wasser ans Land kroch und zu ihr sprach: „dein Wunsch wird erfüllt und du wirst eine Tochter zur Welt bringen." Was der Krebs vorausgesagt hatte, das geschah und die Königin gebar ein so schönes Mädchen, daß der König vor Freuden sich nicht zu lassen wußte und ein großes Fest anstellte. Er lud nicht blos seine Verwandte, Freunde und Bekannte sondern auch die weisen Frauen dazu ein, damit sie dem Kind hold und gewogen würden. Es waren ihrer drei in seinem Reich, weil er aber nur zwölf goldene Teller hatte, welchen sie essen sollten, konnte er eine nicht einladen. Die eingeladen waren, kamen und nachdem das Fest gehalten war,

ten ſie das Kind mit ihren Wundergaben; die eine mit Tugend, die andere mit Schönheit, die dritte mit Reichthum und ſo mit allem, was Herrliches auf der Welt iſt. Als zehn ihre Wünſche eben gethan hatten, kam die dreizehnte herein, die nicht eingeladen war und ſich dafür rächen wollte. Sie rief: „die Königstochter ſoll ſich in ihrem fünfzehnten Jahr an einer Spindel ſtechen und todt hinfallen.“ Da trat die zwölfte hervor, die noch einen Wunſch übrig hatte; zwar konnte ſie den böſen Ausſpruch nicht aufheben, aber ſie konnte ihn doch mildern und ſprach: „es ſoll aber kein Tod ſeyn, ſondern ein hundertjähriger tiefer Schlaf, in den die Königstochter fällt.“

Der König hoffte ſein liebes Kind noch vor dem Ausſpruch zu bewahren und ließ den Befehl ausgehen, daß alle Spindeln im ganzen Königreich ſollten abgeſchafft werden. An dem Mädchen aber wurden alle die Gaben der weiſen Frauen erfüllt, denn es war ſo ſchön, ſittſam, freundlich und verſtändig, daß es jedermann, der es anſah, lieb haben mußte. Es geſchah, daß an dem Tage, wo es gerade funfzehn Jahr alt ward, der König und die Königin nicht zu Haus waren und das Fräulein ganz allein im Schloß zurückblieb. Da ging es aller Orten herum, beſah Stuben und Kammern, wie es Luſt hatte und kam endlich auch an einen alten Thurm. Es ſtieg eine enge Treppe hinauf und gelangte zu einer kleinen Thüre. In dem Schloß ſteckte ein gelber Schlüſſel und als es umdrehte, ſprang die Thüre auf und ſaß da in einem kleinen Stübchen eine alte Frau und ſpann emſig ihren Flachs. „Ei du altes Mütterchen, ſprach die Königstochter, was

machst du da?" „Ich spinne" sagte die Alte und nickte mit dem Kopf." „Wie das Ding herumspringt!" sprach das Fräulein und nahm die Spindel und wollte auch spinnen. Kaum hatte sie die Spindel angerührt, so ging die Verwünschung des Zauberweibes in Erfüllung und sie stach sich damit.

In dem Augenblick aber, wo sie sich gestochen hatte, fiel sie auch nieder in einen tiefen Schlaf. Und der König und die Königin, die eben zurückgekommen waren, fingen an mit dem ganzen Hofstaat einzuschlafen. Da schliefen auch die Pferde im Stall ein, die Hunde im Hof, die Tauben auf dem Dach, die Fliegen an der Wand, ja, das Feuer, das auf dem Heerde flackerte, ward still und schlief ein und der Braten hörte auf zu brutzeln und der Koch, der den Küchenjungen, weil er etwas versehen hatte, in den Haaren ziehen wollte, ließ ihn los und schlief und alles was lebendigen Othem hat, ward still und schlief.

Um das Schloß aber begann eine Dornenhecke zu wachsen, die jedes Jahr höher ward und endlich das ganze Schloß so umzog und drüber hinaus wuchs, daß gar nichts mehr, selbst nicht die Fahnen auf den Dächern, zu sehen war. Es ging aber die Sage in dem Land von dem schönen, schlafenden Dornröschen, denn so wurde die Königstochter genannt, also daß von Zeit zu Zeit Königssöhne kamen und durch die Hecke in das Schloß dringen wollten. Es war ihnen aber nicht möglich, denn die Dornen hielten sich gleichsam wie an Händen zusammen und sie blieben darin hängen und starben jämmerlich. Nach langen, langen Jahren kam wieder ein Königssohn durch das Land, dem erzählte

ein alter Mann von der Dornhecke, es solle ein Schloß dahinter stehen, in welchem ein wunderschönes Königsfräulein, Dornröschen genannt, schlafe mit dem ganzen Hofstaat. Er erzählte auch, daß er von seinem Großvater gehört, wie viele Königssöhne gekommen wären, um durch die Dornenhecke zu dringen, aber darin hängen geblieben und eines traurigen Todes gestorben. Da sprach der Jüngling: „das soll mich nicht abschrecken, ich will hindurch und das schöne Dornröschen sehen.“ Der Alte mogte ihm abrathen, wie er wollte, er hörte gar nicht darauf.

Nun waren aber gerade an dem Tag, wo der Königssohn kam, die hundert Jahre verflossen. Und als er sich der Dornhecke näherte, waren es lauter große, schöne Blumen, die thaten sich von selbst aus einander, daß er unbeschädigt hindurch ging; hinter ihm aber thaten sie sich wieder als eine Hecke zusammen. Er kam ins Schloß, da lagen im Hof die Pferde und scheckigen Jagdhunde und schliefen, auf dem Dache saßen die Tauben und hatten das Köpfchen unter den Flügel gesteckt. Und als er ins Haus kam, schliefen die Fliegen an der Wand, der Koch in der Küche hielt noch die Hand, als wollte er den Jungen anpacken und die Magd saß vor dem schwarzen Huhn, das sollte gerupft werden. Da ging er weiter und sah den ganzen Hofstaat da liegen und schlafen und oben drüber den König und die Königin. Da ging er noch weiter und alles war so still, daß einer seinen Athem hören konnte, und endlich kam er zu dem Thurm und öffnete die Thüre zu der kleinen Stube, in welcher Dornröschen schlief. Da lag es und war so schön, daß er die Augen nicht ab-

wenden konnte und er bückte sich und gab ihm einen Kuß. Wie er ihm den Kuß gegeben, schlug Dornröschen die Augen auf, erwachte und sah ihn freundlich an. Da gingen sie zusammen herab und der König erwachte und die Königin und der ganze Hofstaat und sahen einander mit großen Augen an. Und die Pferde im Hof standen auf und rüttelten sich, die Jagdhunde sprangen und wedelten; die Tauben auf dem Dach zogen das Köpfchen unterm Flügel hervor, sahen umher und flogen ins Feld; die Fliegen an den Wänden krochen weiter; das Feuer in der Küche erhob sich, flackerte und kochte das Essen und der Braten brutzelte fort; der Koch gab dem Jungen eine Ohrfeige, daß er schrie und die Magd rupfte das Huhn fertig. Und da wurde die Hochzeit des Königssohns mit dem Dornröschen in aller Pracht gefeiert und sie lebten vergnügt bis an ihr Ende.

51.

Vom Fundevogel.

Es war einmal ein Förster, der ging in den Wald auf die Jagd, und wie er in den Wald kam, hörte er schreien, als obs ein kleines Kind wäre und ging dem Schreien nach, da sah er endlich einen hohen Baum und oben darauf saß ein kleines Kind. Es war aber die Mutter mit dem Kinde unter dem Baum eingeschlafen, da hatte ein Raubvogel das Kind in ihrem Schooß gesehen, flog hinzu, nahm es mit seinem Schnabel weg, und setzte sich auf den hohen Baum.

Der Förster stieg hinauf, holte das Kind herunter und dachte: „du willst das Kind mit nach Haus nehmen und mit deinem Lehnchen zusammen aufziehen;“ brachte es heim, und die zwei Kinder wuchsen so mit einander auf. Das aber, das auf dem Baum gefunden worden war, und weil es ein Vogel weggetragen hatte, wurde Fundevogel geheißen. Fundevogel und Lehnchen hatten sich so lieb, nein so lieb, daß wenn eins das andere nicht sah, wurde es traurig.

Der Förster hatte aber eine alte Köchin, die nahm eines Abends zwei Eimer und fing an Wasser zu schleppen und ging nicht einmal, sondern vielemal hinaus an den Brunnen. Lehnchen sah es und sprach: „hör einmal, alte Sanne, was trägst du denn so viel Wasser zu?“ — „Wenn dus keinem Menschen wieder sagen willst, so will ich dirs wohl sagen.“ Da sagte Lehnchen, nein, sie wollte es keinem Menschen wiedersagen, sprach die Köchin: „morgen früh, wenn der Förster auf die Jagd ist, da koche ich das Wasser, und wenns in dem Kessel siedet, werf ich den Fundevogel 'nein, und will ihn darin kochen.“

Und des andern Morgens in aller Frühe stieg der Förster auf und ging auf die Jagd, und als er weg war, lagen die Kinder noch im Bett, da sprach Lehnchen zum Fundevogel: „wenn läßt du mich nicht, so verlaß ich dich auch nicht!“ so sprach der Fundevogel: „nun und nimmermehr.“ Da sprach Lehnchen: „ich will es dir nur sagen, die Sanne schleppte gestern Abend so viel Eimer Wasser ins Haus, da fragte ich sie, warum sie das thäte, so sagte sie: wenn ichs keinem Menschen sagen wollte,

wollte sie es mir wohl sagen; sprach ich: ich wollte es gewiß keinem Menschen sagen, da sagte sie, morgen früh, wenn der Vater auf die Jagd wäre, wollte sie den Kessel voll Wasser sieden und dich hineinwerfen und kochen. Wir wollen aber geschwind aufsteigen, uns anziehen und zusammen fortgehen."

Also standen die beiden Kinder auf, zogen sich geschwind an und gingen fort. Wie nun das Wasser im Kessel kochte, ging die Köchin in die Schlafkammer und wollte den Fundevogel holen, um ihn hinein zu werfen. Aber, als sie hinein kam und zu den Betten trat, waren die Kinder alle beide fort, da wurde ihr grausam angst und sie sprach vor sich: „was will ich nun sagen, wenn der Förster heim kommt und sieht, daß die Kinder weg sind. Geschwind hintennach, daß wir sie wieder kriegen!"

Da schickte die Köchin drei Knechte nach, die sollten laufen und die Kinder einlangen. Die Kinder aber saßen vor dem Wald, und als sie die drei Knechte von weitem laufen sahen, sprach Lehnchen zum Fundevogel: „verläßt du mich nicht, so verlaß ich dich auch nicht!" So sprach Fundevogel: „nun und nimmermehr!" Da sagte Lehnchen: „werde du zum Rosenstöckchen und ich zum Röschen drauf!" Wie nun die drei Knechte vor den Wald kamen, so war nichts da, als ein Rosenstrauch und ein Röschen oben drauf, die Kinder aber nirgends. Da sprachen sie: „hier ist nichts zu machen" und gingen heim, und sagten vor die Köchin, sie hätten nichts in der Welt gesehen, als nur ein Rosenstöckchen mit einem Röschen oben drauf. Da schalt die alte Köchin: „ihr Einfaltspinsel, ihr hättet das Rosenstöckchen

ſollen entzwei ſchneiden, und das Röchen abbrechen und mit nach Haus bringen: geſchwind und thuts!" Sie mußten alſo zum zweitenmal hinaus und ſuchen. Die Kinder ſahen ſie aber von weitem kommen, da ſprach Lehnchen: „Fundevogel, verläßt du mich nicht, verlaß ich dich auch nicht!" Fundevogel ſagte: „nun und nimmermehr." Sprach Lehnchen: „ſo werde du eine Kirche und ich die Krone darin!" Wie nun die drei Knechte dahin kamen, war nichts da, als eine Kirche und eine Krone darin. Sie ſprachen alſo zu einander: „was ſollen wir hier machen, laßt uns nach Hauſe gehen!" Wie ſie nach Haus kamen, fragte die Köchin, ob ſie nichts gefunden, ſo ſagten ſie nein, ſie hätten nichts gefunden, wie eine Kirche, da wäre eine Krone darin geweſen. „Ihr Narren, ſchalt die Köchin, warum habt ihr nicht die Kirche zerbrochen und die Krone mit heimgebracht?" Nun machte ſich die alte Köchin ſelbſt auf die Beine, und ging mit den drei Knechten den Kindern nach. Die Kinder ſahen aber die drei Knechte von weitem kommen und die Köchin wackelte hinten nach. Da ſprach Lehnchen: „Fundevogel, verläßt du mich nicht, ſo verlaß ich dich auch nicht." Da ſprach der Fundevogel: „nun und nimmermehr." Sprach Lehnchen: „werde du zum Teich und ich die Ente drauf!" Die Köchin aber kam herzu und als ſie den Teich ſahe, legte ſie ſich drüber hin und wollte ihn ausſaufen. Aber die Ente kam ſchnell geſchwommen, faßte ſie mit ihrem Schnabel beim Kopf und zog ſie ins Waſſer hinein, da mußte die alte Hexe ertrinken. Da gingen die Kinder zuſammen nach Haus, und waren herzlich froh, und wenn ſie nicht geſtorben ſind, leben ſie noch.

52.

52.

König Droßelbart.

Ein König hatte eine Tochter, die war wunderschön, aber stolz und übermüthig, so daß ihr kein Freier gut genug war und sie einen nach dem andern abwies, und noch dazu Sport mit ihnen trieb. Einmal ließ der König ein großes Fest anstellen und lud dazu alle heirathslustigen Männer ein, die wurden in eine Reihe, nach ihrem Rang und Stand geordnet; erst kamen die Könige, dann die Herzoge, die Fürsten, Grafen und Freiherrn, zuletzt die Edelleute. Nun wurde die Königstochter durch die Reihen geführt, aber an jedem hatte sie etwas auszusetzen. Der eine war ihr zu dick: „das Weinfaß!" sprach sie. Der andere zu lang: „lang und schwank hat keinen Gang!" der dritte zu kurz: „kurz und dick hat kein Geschick!" der vierte zu blaß: „der bleiche Tod!" der fünfte zu roth: „der Zinshahn!" der sechste war nicht gerad genug: „grünes Holz, hinterm Ofen getrocknet!" und so hatte sie an einem jeden etwas auszusetzen, besonders aber machte sie sich über einen guten König lustig, der ganz oben stand, und dem das Kinn ein wenig krumm gewachsen war. „Ei, rief sie und lachte, der hat ein Kinn, wie die Droßel einen Schnabel!" und seit der Zeit bekam er den Namen Droßelbart. Der alte König aber, als er sah, daß seine Tochter nichts that, als über die Leute spotten und alle Freier die da versammelt waren verschmähte, ward er zornig und schwur, sie

sollte den ersten, besten Bettler zum Mann nehmen, der vor seine Thüre käme.

Ein paar Tage darauf hub ein Spielmann an unter dem Fenster zu singen, um damit ein geringes Almosen zu erwerben. Als es der König hörte, sprach er: „laßt ihn herauf kommen!" Da trat ein schmutziger Spielmann herein, sang vor dem König und seiner Tochter, und bat als er fertig war, um eine milde Gabe. Der König sprach: „dein Gesang hat mir so wohl gefallen, daß ich dir da meine Tochter zur Frau geben will." Die Königstochter erschrak, aber der König sagte: „ich habe den Eid gethan, dich dem ersten besten Bettelmann zu geben, den will ich auch halten." Es half keine Einrede, der Pfarrer ward geholt, und sie mußte sich gleich mit dem Spielmann trauen lassen. Als das geschehen war, sprach der König: „nun schickt sichs nicht weiter, daß du in meinem Schloß bleibst, du kannst nur mit deinem Manne fortziehen."

Der Bettelmann nahm sie mit hinaus, und sie kamen in einen großen Wald; da fragte sie:

„Ach, wem gehört der schöne Wald?"
„Der gehört dem König Droßelbart:
hättst du'n genommen, so wär er dein!"
„Ich arme Jungfer zart,
ach, hätt ich genommen den König Droßelbart!"

Darauf kamen sie über eine Wiese, da fragte sie wieder:

„Wem gehört die schöne, grüne Wiese?"

„Sie gehört dem König Droßelbart:
hättſt du'n genommen, ſo wär ſie dein!"
„Ich arme Jungfer zart,
ach, hätt ich genommen den König Droßelbart!"

Dann kamen ſie durch eine große Stadt, da fragte ſie wieder:

„Wem gehört wohl die ſchöne große Stadt?"
„Sie gehört dem König Droßelbart,
hättſt du'n genommen, ſo wär ſie dein!"
„Ich arme Jungfer zart,
ach, hätt ich genommen den König Droßelbart!"

„Das gefällt mir gar nicht, ſprach der Spielmann, daß du dir immer einen andern zum Mann wünſchſt, bin ich dir nicht gut genug?" Endlich kamen ſie an ein ganz kleines Häuschen, da ſprach ſie:

„Ach Gott! was für ein Häuſelein!
wem mag das elende, winzige Häuschen ſeyn?"

Der Spielmann antwortete: „das iſt mein und dein Haus, wo wir zuſammen wohnen." „Wo ſind die Diener?" ſprach die Königstochter. „Was, Diener! antwortete der Bettelmann, du mußt dir ſelber thun, was du willſt gethan haben. Mach nur gleich Feuer an und ſtell Waſſer auf, daß du mir mein Eſſen kochſt, bin ganz müd." Die Königstochter verſtand aber nichts vom Feueranmachen und Kochen, und der Bettelmann mußte ſelber mit Hand anlegen, daß es noch ſo leidlich ging. Als ſie ihmale Koſt gegeſſen hatten, legten ſie ſich zu Bett, aber Morgen trieb er ſie ſchon ganz früh heraus, weil ſie das

beſorgen ſollte. Ein paar Tage lebten ſie auf dieſe Art ſchlecht genug, und zehrten ihren Vorrath auf. Da ſprach der Mann: „Frau, ſo gehts nicht länger, daß wir hier zehren und nichts verdienen. Du ſollſt Körbe flechten.“ Er ging aus, ſchnitt Weiden und brachte ſie heim, da fing ſie an zu flechten, aber die harten Weiden ſtachen ihr die zarten Hände wund. „Ich ſehe das geht nicht, ſprach der Mann, ſpinn lieber, vielleicht kannſt du das beſſer.“ Sie ſetzte ſich hin und verſuchte zu ſpinnen, aber der harte Faden ſchnitt ihr bald in die weichen Finger, daß das Blut daran herunterlief. „Siehſt du, ſprach der Mann, du taugſt zu keiner Arbeit, mit dir bin ich ſchlimm angekommen. Nun will ichs verſuchen und einen Handel mit Töpfen und irdenem Geſchirr anfangen, du ſollſt dich auf den Markt ſetzen und die Waare feil halten.“ „Ach, dachte ſie, wenn auf den Markt Leute aus meines Vaters Reich kommen und ſehen mich da ſitzen und feil halten, wie werden ſie mich verſpotten!“ Aber es half nichts, ſie mußte hin, wenn ſie nicht Hungers ſterben wollten. Das erſtemal gings gut, denn die Leute kauften der Frau weil ſie ſo ſchön war gern ihre Waare ab und bezahlten, was ſie foderte, ja viele gaben ihr das Geld und ließen ihr die Töpfe noch dazu. Nun lebten ſie von dem erworbenen ſo lang es dauerte, da handelte der Mann wieder eine Menge neues Geſchirr ein und ſie ſetzte ſich an eine Ecke des Markts und ſtellte es um ſich her und hielt feil. Da kam plötzlich ein trunkener Huſar daher gejagt und rit gerade zu in die Töpfe hinein, daß alles in tauſend Scherben zerſprang. Sie fing an zu weinen, und wußte nicht vo

Angſt, was ſie anfangen ſollte. „Ach wie wird mirs ergehen! rief ſie, was wird mein Mann dazu ſagen!“ Sie lief heim und erzählte ihm das Unglück. „Wer ſetzt ſich auch an die Ecke des Markts mit irdenem Geſchirr! ſprach der Mann, laß nur das Weinen, ich ſehe wohl, du biſt zu keiner ordentlichen Arbeit zu gebrauchen; da bin ich in unſeres Königs Schloß geweſen und habe gefragt, ob ſie nicht eine Küchenmagd brauchen könnten und ſie haben mir verſprochen, ſie wollten dich dazu nehmen, dafür bekommſt du freies Eſſen.“

Nun ward die Königstochter eine Küchenmagd, mußte dem Koch zur Hand gehen und die ſauerſte Arbeit thun. Sie machte ſich an beiden Seiten in den Taſchen ein Töpfchen feſt, darin trug ſie, was ſie von dem übrig gebliebenen erhielt, nach Haus und ſie lebten zuſammen davon. Es trug ſich zu, daß die Hochzeit des älteſten Königsſohns ſollte gefeiert werden, da ging die arme Frau hinauf, ſtellte ſich vor die Saalthüre und ſah zu. Als nun alles voll Pracht und Herrlichkeit war, da dachte ſie mit betrübtem Herzen an ihr Schickſal, und verwünſchte ihren Hochmuth und Uebermuth, der ſie in dieſe Armuth geſtürzt hatte. Von den köſtlichen Speiſen, die da ein und ausgetragen wurden, erhielt ſie von den Dienern manchmal etwas geſchenkt, das that ſie in ihre Töpfchen und wollte es heim tragen. Auf einmal trat der Königsſohn in goldenen Kleidern daher, und als er die ſchöne Frau in der Thüre ſtehen ſah, ergriff er ſie bei der Hand und wollte mit ihr tanzen, aber ſie wollte nicht und erſ[illegible] denn ſie ſah, daß es der König Droßelbart war, der um ſ[illegible]

freit und den sie mit Spott abgewiesen hatte. Als sie sich sträubte, zog er sie herein, da ging das Band auf, welches die Taschen hielt und die Töpfe fielen heraus, daß die Suppe floß und die Brocken umher sprangen. Und wie das die Leute sahen, entstand ein allgemeines Gelächter und Spotten, und sie war so beschämt, daß sie sich lieber tausend Klafter unter die Erde gewünscht hätte. Sie sprang zur Thüre und wollte entfliehen, aber auf der Treppe hielt sie ein Mann ein und brachte sie zurück und wie sie ihn ansah, war es der König Droßelbart selbst, der sprach: „fürchte dich nicht, ich und der Spielmann, der mit dir in dem elenden Häuschen gewohnt hat, sind eins, dir zur Liebe habe ich mich so verstellt und der Husar, der dir die Töpfe entzwei geritten hat, bin ich auch gewesen. Das alles ist geschehen, um deinen stolzen Sinn zu beugen und dich für deinen Hochmuth womit du mich verspottet hast, zu strafen. Nun aber ist's vorüber und jetzt soll unser Hochzeitfest seyn." Da kamen die Kammerfrauen und thaten ihr die prächtigsten Kleider an, und ihr Vater kam und der ganze Hof und wünschten ihr Glück zu ihrer Vermählung mit dem König Droßelbart, und die rechte Freude fing jetzt erst an. Ich wollte, du und ich, wir wären auch dabei gewesen.

53.

Sneewittchen.

Es war einmal mitten im Winter und die Schneeflocken fielen wie Federn vom Himmel herab, da saß eine Königin an einem

Fenſter, das einen Rahmen von ſchwarzem Ebenholz hatte, und nähte. Und wie ſie ſo nähte und nach dem Schnee aufblickte, ſtach ſie ſich mit der Nadel in den Finger und es fielen drei Tropfen Blut in den Schnee. Und weil das Rothe im weißen Schnee ſo ſchön ausſah, dachte ſie bei ſich: „hätt' ich ein Kind ſo weiß wie Schnee, ſo roth wie Blut und ſo ſchwarz wie der Rahmen!" Bald darauf bekam ſie ein Töchterlein, das war ſo weiß wie Schnee, ſo roth wie Blut, und ſo ſchwarzhaarig wie Ebenholz und wurde darum das Sneewittchen (Schneeweißchen) genannt. Und wie das Kind geboren war, ſtarb die Königin.

Ueber ein Jahr nahm ſich der König eine andere Gemahlin, ſie war eine ſchöne Frau, aber ſtolz auf ihre Schönheit, und konnte nicht leiden, daß ſie von jemand darin ſollte übertroffen werden. Sie hatte einen wunderbaren Spiegel, wenn ſie vor den trat und ſich darin beſchaute, ſprach ſie:

„Spieglein, Spieglein an der Wand:
wer iſt die ſchönſte im ganzen Land?"

ſo antwortete er:

„Ihr, Frau Königin, ſeyd die ſchönſte im Land."

Da war ſie zufrieden, denn ſie wußte, daß der Spiegel die Wahrheit ſagte.

Sneewittchen aber wuchs heran und wurde immer ſchöner, und als es ſieben Jahr alt war, war es ſo ſchön, wie der klare Tag und ſchöner als die Königin ſelbſt. Wie dieſe nun ihren Spiegel wieder fragte:

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
wer iſt die ſchönſte im ganzen Land?“

antwortete er:

„Frau Königin, ihr ſeyd die ſchönſte hier,
aber Sneewittchen iſt tauſendmal ſchöner als ihr.“

Als die Königin das hörte, erſchrak ſie und ward blaß vor Zorn und Neid. Von Stund an, wenn ſie Sneewittchen erblickte, kehrte ſich ihr das Herz im Leibe herum, ſo haßte ſie es. Und der Neid und Hochmuth wuchſen und wurden ſo groß in ihr, daß ſie ihr Tag und Nacht keine Ruh mehr ließen. Da rief ſie einen Jäger und ſprach: „führ das Kind hinaus in den wilden Wald, ich wills nicht mehr vor meinen Augen ſehen. Dort ſollſt du's tödten, und mir Lung und Leber zum Wahrzeichen mitbringen.“ Der Jäger gehorchte und führte Sneewittchen hinaus, als er nun den Hirſchfänger gezogen hatte und ihm ſein unſchuldiges Herz durchſtoßen wollte, fing es an zu weinen und ſprach: „ach, lieber Jäger, ſchenk mir mein Leben; ich will in den Wald laufen und nimmermehr wieder heim kommen.“ Und weil es ſo ſchön war, hatte der Jäger Mitleiden und ſprach: „ſo lauf hin, du armes Kind.“ Die wilden Thiere werden dich bald gefreſſen haben, dachte er, und doch wars ihm, als wär ein Stein von ſeinem Herzen gewälzt, weil er es nicht zu tödten brauchte. Und weil gerade ein junger Friſchling daher geſprungen kam, ſtach er ihn ab, nahm Lung und Leber heraus, und brachte ſie als Wahrzeichen der Königin mit. Die ließ ſie in ihrer Gier gleich in Salz

kochen, aß ſie auf und meinte, ſie hätte Sneewittchens Lunge und Leber gegeſſen

Nun war das arme Sneewittchen in dem großen Wald mutterſeelig allein und ward ihm ſo Angſt, daß es alle Blättchen an den Bäumen anſah und dachte, wie es ſich helfen und retten ſollte. Da fing es an zu laufen und lief über die ſpitzen Steine und durch die Dornen, und die wilden Thiere ſprangen an ihm vorbei, aber ſie thaten ihm nichts. Es lief, ſo lang nur die Füße noch fort konnten, bis es bald Abend werden wollte, da ſah es ein kleines Häuschen und ging hinein ſich zu ruhen. In dem Häuschen war alles klein, aber ſo zierlich und reinlich, daß es nicht zu ſagen iſt. Da ſtand ein weiß gedecktes Tiſchlein mit ſieben kleinen Tellern, jedes Tellerlein mit ſeinem Löffelein, ferner ſieben Meſſerlein und Gäblein und ſieben Becherlein. An der Wand waren ſieben Bettlein neben einander aufgeſtellt und ſchneeweiße Laken darüber. Sneewittchen, weil es ſo hungrig und durſtig war, aß von jedem Tellerlein ein wenig Gemüs und Brot und trank aus jedem Becherlein einen Tropfen Wein; denn es wollte nicht einem allein alles wegnehmen. Hernach weil es ſo müde war, legte es es ſich in ein Bettchen, aber keins paßte für es, das eine war zu lang das andere zu kurz, bis endlich das ſiebente recht war und darin blieb es liegen, befahl ſich Gott und ſchlief ein.

Als es nun ganz dunkel war, kamen die Herrn von dem Häuslein, das waren ſieben Zwerge, die in den Bergen nach Erz hackten und gruben. Sie zündeten ihre ſieben Lichtlein an

und wie es nun hell im Häuslein ward, sahen sie, daß jemand darin gewesen, denn es stand nicht so alles in der Ordnung, wie sie es verlassen hatten. Der erste sprach: „wer hat auf meinem Stühlchen gesessen?" der zweite: „wer hat von meinem Tellerchen gegessen?" Der dritte: „wer hat von meinem Brötchen genommen?" Der vierte: „wer hat von meinem Gemüschen gegessen?" Der fünfte: wer hat mit meinem Gäbelchen gestochen?" Der sechste: „wer hat mit meinem Messerchen geschnitten?" Der siebente „wer hat aus meinem Becherlein getrunken?" Dann sah sich der erste um und sah, daß auf seinem Bett eine kleine Dälle war, da sprach er: „wer hat in mein Bettchen getreten?" Die andern kamen gelaufen und riefen: „ei! in meinem hat auch jemand gelegen!" Der siebente aber, als der in sein Bett sah, erblickte er Sneewittchen, das lag darin und schlief. Nun rief er die andern, die kamen herbeigelaufen und schrien vor Verwunderung, holten ihre sieben Lichtlein und beleuchteten das Sneewittchen. „Ei du mein Gott! ei du mein Gott! riefen sie, was ist das Kind schön!" und hatten so große Freude, daß sie es nicht aufweckten, sondern im Bettlein fortschlafen ließen. Der siebente Zwerg aber schlief bei seinen Gesellen, bei jedem eine Stunde, da war die Nacht herum.

Als es Morgen war, erwachte Sneewittchen und wie es die sieben Zwerge sah, erschrak es. Sie waren aber freundlich und fragten: „wie heißt du?" „Ich heiße Sneewittchen," antwortete es. „Wie bist du in unser Haus gekommen?" sprachen weiter die Zwerge. Da erzählte es ihnen, wie es seine Stiefmutter

hätte wollen umbringen, der Jäger ihm aber das Leben geschenkt, und da wär es gelaufen den ganzen Tag bis es endlich ihr Häuslein gefunden. Die Zwerge sprachen: „willst du unsern Haushalt versehen: kochen, betten, waschen, nähen und stricken, und willst du alles ordentlich und reinlich halten, so kannst du bei uns bleiben und es soll dir an nichts fehlen.“ Das versprach ihnen Sneewittchen. Da hielt es ihnen Haus, Morgens gingen sie in die Berge und suchten Erz und Gold, Abends kamen sie nach Haus und da mußte ihr Essen bereitet seyn. Den Tag über war das Mädchen allein, da warnten es die guten Zwerglein und sprachen: „hüt dich vor deiner Stiefmutter, die wird bald wissen daß du hier bist, und laß niemand herein.“

Die Königin aber, nachdem sie Sneewittchens Lunge und Leber glaubte gegessen zu haben, dachte nicht anders, als wieder die erste und allerschönste zu seyn, und trat vor ihren Spiegel und sprach:

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
wer ist die schönste im ganzen Land?“

da antwortete der Spiegel:

„Frau Königin, ihr seyd die schönste hier,
aber Sneewittchen über den Bergen
bei den sieben Zwergen
ist noch tausendmal schöner als ihr!“.

Da erschrak sie, denn [illegible]
heit sprach und merk[illegible]
wittchen noch im Leben war. Und da sie hörte, daß es über den

sieben Bergen bei den sieben Zwergen war, sann sie aufs neue, wie sie es umbringen wollte, denn so lange sie nicht die schönste war im ganzen Land, ließ ihr der Neid keine Ruhe. Und als sie lange nachgedacht hatte, färbte sie sich das Gesicht und kleidete sich wie eine alte Krämerin an und war ganz unkenntlich. In dieser Gestalt ging sie über die sieben Berge hinaus zu dem Zwergenhaus, klopfte an die Thüre und rief: „gute Waare feil! feil!" Sneewittchen guckte zum Fenster heraus und rief: „Guten Tag, liebe Frau, was habt ihr denn zu verkaufen?" „Gute Waare, schöne Waare, antwortete sie, Schnürriemen von allen Farben," dabei holte sie einen buntigen von Seide hervor und zeigte ihn. Die gute Frau kann ich herein lassen, dachte Sneewittchen, die meints redlich: riegelte die Thüre auf und kaufte sich den bunten Schnürriemen. „Wart, Kind, sprach die Alte, wie bist du geschnürt! komm, ich will dich einmal ordentlich schnüren." Sneewittchen dachte an nichts böses, stellte sich vor sie und ließ sich mit dem neuen Schnürriemen schnüren; aber die Alte schnürte mit schnellen Fingern und schnürte so fest, daß dem Sneewittchen der Athem verging und es für todt hinfiel. „Nun ists aus mit deiner Schönheit," sprach das böse Weib und ging fort.

Nicht lange darauf, zur Abendzeit, kamen die sieben Zwerge nach Haus, aber wie erschraken sie, als sie ihr liebes Sneewittchen auf der Erde liegen fanden, das sich nicht regte und nicht bewegte, als wär es todt! Sie hoben es in die Höhe, da sahen sie, daß es zu fest geschnürt war und schnitten den Schnürriemen entzwei: da fing es an ein wenig zu athmen und ward nach und

nach wieder lebendig. Als die Zwerge von ihm hörten, was geschehen war, sprachen sie: „die alte Krämerfrau war niemand als die Königin, hüt dich und laß keinen Menschen herein, wenn wir nicht bei dir sind.“

Das böse Weib aber, als es nach Haus gekommen war, ging vor den Spiegel und fragte:

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
Wer ist die schönste im ganzen Land?“

Da antwortete er:

„Frau Königin, ihr seyd die schönste hier;
aber Sneewittchen über den Bergen
bei den sieben Zwergen
ist noch tausendmal schöner als ihr.“

Als sie das hörte, lief ihr das Blut all zum Herzen, so erschrak sie, denn sie sah, daß Sneewittchen doch wieder lebendig geworden war. Nun sann sie aufs neue, was sie anfangen wollte, um es zu tödten, und machte einen giftigen Kamm. Dann verkleidete sie sich und nahm wieder die Gestalt einer armen Frau, aber einer ganz anderen, an. So ging sie hinaus über die sieben Berge zum Zwergenhaus, klopfte an die Thure und rief: „gute Waare feil! feil!“ Sneewittchen schaute heraus und sprach: „ich darf niemand hereinlassen.“ Die Alte aber rief: „ſ h einmal die schönen Kämme,“ zog den giftigen heraus und zeigte ihn Der gefiel dem Kind so gut, daß es sich bethören ließ und die Thur öffnete. Als es den Kamm gekauft hatte, sprach die Alte: „nun will ich dich auch kämmen.“ Sneewitt[illegible]

aber die Alte steckte ihm den Kamm in die Haare, alsbald wirkte das Gift darin so heftig, daß es todt niederfiel. „Nun wirst du liegen bleiben" sprach sie und ging fort. Zum Glück aber war es bald Abend, wo die sieben Zwerglein nach Haus kamen; als sie das Sneewittchen wie todt auf der Erde liegen sahen, dachten sie gleich, die böse Stiefmutter hätte es wieder umbringen wollen, suchten und fanden den giftigen Kamm; und wie sie ihn herausgezogen, kam es wieder zu sich und erzählte ihnen, was vorgegangen war. Da warnten sie es noch einmal auf seiner Hut zu seyn und niemand die Thüre zu öffnen.

Die Königin aber stellte sich daheim vor den Spiegel und sprach:

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
Wer ist die schönste im ganzen Land?"

Da antwortete er, wie vorher:

„Frau Königin, ihr seyd die schönste hier,
aber Sneewittchen über den Bergen
bei den sieben Zwergen
ist noch tausendmal schöner als ihr"

Bei diesen Worten zitterte und bebte sie vor Zorn und sprach: „so soll das Sneewittchen noch sterben und wenn es mein Leben kostet!" Darauf ging sie in eine ganz verborgene einsame Kammer, wo niemand hinkam, und machte da einen giftigen, giftiger Ap[illegible] sah er schön aus mit rothen Backen, daß jeder der ihn erblickte, eine Lust darnach bekam, aber wer ein Stückche davon aß, der mußte sterben. Als der Apfel fertig war, färbt

sie sich das Gesicht und verkleidete sich in eine Bauersfrau und so ging sie über die sieben Berge zu dem Zwergenhaus und klopfte an. Sneewittchen streckte den Kopf zum Fenster heraus und sprach: „ich darf keinen Menschen einlassen, die Zwerge haben mir's verboten." „Nun wenn du nicht willst, antwortete die Bäurin, so ists auch gut; meine Aepfel will ich schon los werden. Da, einen will ich dir schenken." „Nein, sprach Sneewittchen, ich darf nichts annehmen." „Ei, du fürchtest dich wohl vor Gift; da, den rothen Backen beiß du ab, ich will den weißen essen," sprach die Alte. Der Apfel war aber so künstlich gemacht, daß der rothe Backen nur vergiftet war. Sneewittchen lusterte den schönen Apfel an und als es sah, daß die Bäurin davon aß, so konnte es nicht länger widerstehen, streckte die Hand hinaus und ließ ihn sich geben. Kaum aber hatte es einen Bissen davon im Mund, so fiel es todt zur Erde nieder. Da sprach die Königin: „diesmal wird dich niemand erwecken," ging heim und fragte den Spiegel:

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
wer ist die schönste im ganzen Land?"

Da antwortete der Spiegel endlich:

„Ihr, Frau Königin, seyd die schönste im Land."

und ihr neidisches Herz hatte Ruhe, so gut es Ruhe haben konnte.

Die Zwerglein, wie sie Abends nach Haus kamen, fanden sie das Sneewittchen auf der Erde liegen, und
mehr und es war todt. Sie hoben es
giftiges fänden, schnürten es auf,

schen es mit Wasser und Wein, aber es half alles nichts, das liebe Kind war todt und blieb todt. Sie legten es darauf in eine Bahre und setzten sich alle siebene daran und beweinten es und weinten drei Tage lang. Da wollten sie es begraben, aber es sah noch frisch aus wie ein lebender Mensch und hatte noch seine schönen rothen Backen und sie sprachen: „das können wir nicht in die schwarze Erde versenken.“ Sie ließen einen Sarg von Glas machen, daß man es recht sehen könnte, legten es hinein und schrieben mit goldenen Buchstaben seinen Namen darauf und daß es eine Königstochter wäre. Dann setzten sie den Sarg hinaus auf den Berg und einer von ihnen blieb immer dabei und bewachte ihn. Und die Thiere kamen auch und beweinten das Sneewittchen, erst eine Eule, dann eine Rabe, zuletzt ein Täubchen.

Nun lag Sneewittchen lange, lange Zeit in dem Sarg und verweste nicht, sondern sah noch aus als wenn es lebte und da schlief, denn es war noch so weiß als Schnee, so roth als Blut und so schwarzhaarig wie Ebenholz. Es geschah aber, daß ein Königssohn in den Wald gerieth und zu dem Zwergenhaus kam, da zu übernachten. Der sah auf dem Berg den Sarg und Snee-

...n darin und las, was mit goldenen Buchstaben darauf ge-

Da sprach er zu den Zwergen: „laßt mir den

was ihr dafür haben wollt.“ Aber

... ihn nicht um alles Gold in

...t mir ihn, denn ich kann

...en, ich will es ehren und

...ie er so sprach, empfanden

die

die guten Zwerglein Mitleiden mit ihm und gaben ihm den Sarg. Der Königssohn ließ ihn nun von seinen Dienern auf den Schultern forttragen. Da geschah es, daß sie über einen Strauch stolperten und von dem Schüttern fuhr der giftige Apfelgrütz, den das Sneewittchen abgebissen hatte, aus dem Hals und es ward wieder lebendig und richtete sich auf. Da sprach es: „ach Gott! wo bin ich?“ Aber der Königssohn sagte voll Freude: „du bist bei mir“ und erzählte ihm, was sich zugetragen hatte und sprach: „ich habe dich lieber, als alles auf der Welt, komm mit mir in meines Vaters Schloß, du sollst meine Gemahlin werden.“ Da war ihm das Sneewittchen gut und ging mit ihm und zu ihrer Hochzeit ward alles mit großer Pracht und Herrlichkeit angeordnet.

Zu dem Fest war aber auch Sneewittchens gottlose Stiefmutter eingeladen. Wie sie sich nun mit schönen Kleidern angethan hatte, trat sie vor den Spiegel und sprach:

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
wer ist die schönste im ganzen Land?“

Da antwortete der Spiegel:

„Frau Königin, ihr seyd die schönste hier,
aber die junge Königin ist tausendmal schöner als ihr!“

Wie das böse Weib das hörte, erschrak sie und ward ihr so angst, so angst, daß sie es nicht sagen konnte. Sie wollte gar nicht auf die Hochzeit kommen und doch trieb sie der Neid, daß sie die Königin sehen wollte. Und wie sie hineintrat [illegible] niemand anders, als Sneewittchen war [illegible] sie sich nicht regen. Aber es [illegible]

Kohlenfeuer, und wie sie glühten, wurden sie hereingebracht und sie mußte die feuerrothen Schuhe anziehen und darin tanzen, daß ihr die Füße jämmerlich verbrannt wurden, und ehr durfte sie nicht aufhören, als bis sie sich zu todt getanzt hatte.

54.

Der Ranzen, das Hütlein und das Hörnlein.

Es waren drei Brüder von Haus sehr arm und als ihre Armuth so groß ward, daß sie nichts mehr zu beißen und zu brechen hatten, verabredeten sie mit einander in die Welt zu gehen, vielleicht fänden sie irgendwo ihr Glück. Als sie nun schon weit und über viel Grashälmerchen gegangen waren, kamen sie in einen Wald, darin stand ein ganz silberner Berg. Der älteste machte sich bezahlt, nahm so viel, als er von dem Silber tragen konnte, und kehrte darnach heim; die beiden andern aber wollten ihr Glück noch besser versuchen, nahmen nichts und gingen weiter. Als sie wieder ein großes Stück fortgegangen waren, kamen sie zu einem Berg, der war ganz von Gold. Da sprach der zweite: „wie nun? soll ich mich reich davon machen, oder weiter gehen?" stand eine Zeit lang und besann sich, endlich füllte er sich doch die Taschen, so viel hinein wollte, und ging auch nach Haus. Der dritte aber dachte: „Gold und Silber, das rührt mich nicht, ich will meinem Glück nicht absagen, vielleicht ist mir etwas besseres beließ das Gold liegen und ging allein weiter. Als drei kam er in einen mächtigen Wald, der gar

kein Ende nehmen wollte, ging immer fort und da er nichts zu essen und zu trinken fand, war er nahe daran zu verschmachten. Da stieg er auf einen hohen Baum, ob er da oben Waldes Ende sehen mögte, aber er sah nichts, so weit sein Auge reichte, als lauter Baumspitzen. Da begab er sich von dem Baum wieder herunter zu steigen und dachte: wenn ich nur noch einmal meinen Leib ersättigen könnte! und als er herab kam, war sein Wunsch erfüllt und stand da ein Tisch mit vielerlei Speisen reichlich besetzt, von denen ein lieblicher Geruch zu ihm aufstieg. Da sprach er: „das war ein Wunsch zu rechter Zeit!“ nahte sich dem Tisch mit Lust und aß sich herzlich satt. Als er gegessen hatte, nahm er das Tischtüchlein, legte es säuberlich zusammen und steckte es in seinen Ranzen. Darauf ging er weiter und Abends, als er wieder Hunger hatte, holte er sein Tischtuch hervor, breitete es aus und sprach: „so wünsche ich, daß du mit Speisen wohl besetzt wärest.“ Da standen auf einmal so viel Schüsseln mit Essen darauf als nur Platz hatten und er sah wohl, daß es ein Wunschtüchlein war. Da sprach er: „du bist mir lieber als Silber und Gold!“

Er wollte aber noch nicht zurück, sondern zog weiter in die Welt hinein und kam eines Abends zu einem Köhler, der brannte seine Kohlen und hatte Kartoffeln am Feuer stehen. Sie boten sich die Zeit und redeten sich an; da lud ihn der Köhler ein, mit ihm Kartoffeln zu essen. „Nein, sagte er, ich will dir deine Mahlzeit nicht wegnehmen, aber du sollst mein Gast seyn.“ „Wer soll dir anrichten? sprach der Köhler, ich sehe doch

nichts bei dir hast." „Doch solls ein gutes Essen seyn, sprach er, dergleichen du keins hast," holte sein Tüchlein hervor, breitete es aus und wünschte, da stand alles schon fertig gekocht. Der Köhler machte große Augen, doch langte er zu und ließ sichs wohlschmecken. Als sie abgegessen hatten, sprach der Köhler: „dein Tüchlein gefällt mir, willst du mit mir tauschen, so geb ich dir einen alten Soldatenranzen dafür, der eine wunderliche Kraft hat und den ich doch nicht brauchen kann." — „Was hat er für Kraft?" — „Wenn du mit der Hand darauf klopfst, so kommen jedesmal ein Gefreiter und sechs Gemeine heraus mit Ober- und Untergewehr und vollbringen, was du ihnen aufträgst." „Wenns nicht anders seyn kann, bin ichs zufrieden," sprach der andere, also daß der Tausch vor sich ging und der Mann den Ranzen mitnahm, der Köhler aber das Tüchlein behielt. Als nun jener ein Stück Wegs gegangen war, sprach er: „ich muß doch meinen Ranzen auch versuchen" und klopfte daran. Alsbald traten die sieben Kriegshelden vor ihn und der Gefreite sprach: „was verlangt mein Herr?" Er antwortete: „geht hin und holt mir beim Köhler mein Wunschtüchlein wieder." Sie machten linksum und nicht lange, so kamen sie und brachten das Verlangte und hatten es dem Köhler, ohne viel zu fragen, abgenommen. Nun hieß er sie wieder abgehen und zog weiter und dachte, das Glück scheint mir wohl noch besser. Bei Sonnenuntergang kam er zu einem zweiten Köhler, der da beim Feuer seine Abendmahlzeit bereitete. „Gott zum Gruß, sprach der Köhler, wollt ihr mit mir [illegible] ohne Schmalz, so sollen sie auch gesalzen

seyn.“ „Nein, antwortete er, für diesmal sollst du mein Gast seyn,“ deckte sein Tüchlein auf und besetzte es mit guten Gerichten; da aßen sie und tranken zusammen und waren guter Dinge. Nach dem Essen sprach der Kohlenbrenner: „dein Tüchlein hätt ich um mein Leben gern, ich habe da ein unnützes Hütlein, wenn das einer aufsetzt und dreht es auf dem Kopf herum, so gehen die Feldschlangen, als wären zwölf beisammen aufgeführt und schießen alles nieder; das Hütlein will ich dir für dein Tischtuch geben.“ Er sprach ja dazu, nahm das Hütlein und ließ sein Tüchlein zurück; als er aber ein Stück Wegs gegangen war, klopfte er auf seinen Ranzen und sprach zu dem Gefreiten: „geh und hol mit deinen sechs Mann mir mein Wunschtüchlein wieder.“ Die brachten es auch zurück und er hatte nun das Hütlein noch obendrein gewonnen. Er wollte aber noch immer nicht nach Haus und dachte, noch iste nicht Zeit daß ich umkehre, ich muß noch weiter. Der Wald aber nahm kein Ende und er ging darin noch einen Tag fort. Abends kam er zu einem dritten Köhler, der ihn nicht anders als die vorigen zu ungeschmelzten Kartoffeln einlud. Er aber ließ ihn von seinem Wunschtüchlein mitessen, und das schmeckte dem Köhler so gut, daß er ihm zuletzt ein Hörnlein dafür bot, wenn man darauf blies, fielen alle Festungswerke, ja endlich alle Dörfer und Städte übern Haufen. Er gab ihm zwar das Tüchlein, ließ sichs aber, als er fort war, von seinen Kriegshelden wieder abfordern, so daß er endlich den Ranzen, das Hütlein und das Hörnlein beisammen hatte. „Nun, sprach er, bin

ich ein gemachter Mann und jetzt iſts Zeit, daß ich heimkehre und ſehe, wies meinen Brüdern geht."

Als er zu Haus anlangte, lebten ſeine Brüder von ihrem Reichthum gar herrlich, und wie ſie ihn erblickten, in einem alten, zerriſſenen Rock, wollten ſie ihn nicht erkennen und wollten ihn fortjagen. Da ward er zornig und klopfte auf ſeinen Ranzen, ſo lange bis 150 Mann da ſtanden, die hieß er ſeinen Brüdern die Hucke (Buckel) vollſchlagen, bis ſie wüßten, wer er wäre. Nun gabs gewaltigen Lärm und das ganze Dorf kam zu Hilfe, konnte aber gegen die Soldaten wenig ausrichten. Als es dem König gemeldet wurde, ließ er einen Hauptmann mit ſeinen Leuten gegen ſie ausrücken; der Mann aber mit den Wunſchdingen wie ſie herbeikamen, klopfte auf ſeinen Ranzen und ließ Füßler und Reiter aufziehen, die ſchlugen den Hauptmann mit ſeinen Leuten zurück, daß ſie mit blutigen Naſen heimgingen. Der König ſprach: „der iſt noch zu bändigen" und ſchickte am andern Tag mehr Volk gegen ihn, aber er klopfte ſo lang auf ſeinen Ranzen, bis ein ganzes Heer in Reih und Glied ſtand und auf den Feind los ging. Dann drehte er ſein Hütlein ein paarmal auf dem Kopf herum, da ging das ſchwere Geſchütz und des Königs Leute wurden geſchlagen und in die Flucht gejagt. „Jetzt mache ich nicht eher Frieden, ſprach er, als bis mir die Königstochter zur Frau gegeben wird und ich im Namen des Königs das ganze Reich beherrſche." Der König ſprach zu ſeiner Tochter: „Muß iſt eine harte Nuß, will ich Frieden haben und die Krone auf meinem Kopf behalten, ſo muß ich dich hingeben."

Die Hochzeit ward gefeiert, aber der Königstochter lag es beſtändig im Sinn, daß ſie einen ſo häßlichen Mann hatte nehmen müſſen. Da dachte ſie Tag und Nacht, wie ſie ihn wieder könnte los werden und wünſchte nichts ſehnlicher. Sie forſchte, in welchen Vortheilen doch ſeine Macht beſtände und er entdeckte ihr, daß er einen wunderbaren Ranzen hätte. Nun ſchmeichelte ſie ihm ſo lange bis er ihr ſeinen Ranzen gab und wie er endlich in ihrer Gewalt war, verſtieß ſie ihn und als er das Heer aufbot, da klopfte ſie auf den Ranzen, bis noch einmal ſo viel gegen ihn ſtanden. Da wär er verloren geweſen, wenn er nicht noch ſein Hütlein gehabt hätte, das ſetzte er ſich auf und ſchwenkte es ein paarmal, alsbald fing das Geſchütz an zu ſpielen und ſchlug alles nieder, ſo daß die Königstochter ſelbſt kommen und um Gnade bei ihm bitten mußte. Er ließ ſich überreden und bewilligte den Frieden; nachdem ſie eine Zeit lang wieder beiſammen gelebt, fing ſie von neuem an ihn auszuforſchen und merkte, daß in einem Hütlein ſeine Macht lag, und ſchwatzte es ihm endlich ab. Als ſie es aber hatte, verjagte ſie ihn und gedachte ihn damit zu bezwingen, aber er griff nach ſeinem Hörnlein und blies hinein; da fiel alles zuſammen, Mauern, Feſtungswerke, Dörfer und Städte und ſchlugen den König und die Königstochter todt, und wenn er nicht abgeſetzt hätte und nur noch ein wenig fortgeblaſen, wär alles übern Haufen geſtürzt und kein Stein beim andern geblieben. Da war er noch allein übrig und ſetzte ſich zum König über das ganze Reich.

55.

Rumpelstilzchen.

Es war einmal ein Müller, der war arm, aber er hatte eine schöne Tochter. Nun traf es sich, daß er mit dem König zu sprechen kam und zu ihm sagte: „ich habe eine Tochter, die kann Stroh zu Gold spinnen.“ Dem König, der das Gold lieb hatte, gefiel die Kunst gar wohl und er befahl, die Müllerstochter sollte alsbald vor ihn gebracht werden. Dann führte er sie in eine Kammer, die ganz voll Stroh war, gab ihr Rad und Haspel, und sprach: „wenn du diese Nacht durch bis morgen früh dieses Stroh nicht zu Gold versponnen hast, so mußt du sterben.“ Darauf ward die Kammer verschlossen und sie blieb allein darin.

Da saß nun die arme Müllerstochter und wußte um ihr Leben kein Rath, denn sie verstand gar nichts davon, wie das Stroh zu Gold zu spinnen war und ihre Angst ward immer größer, daß sie zu weinen anfing. Da ging auf einmal die Thüre auf und trat ein kleines Männchen herein und sprach: „guten Abend, Jungfer Müllerin, warum weint sie so sehr?“ „Ach! antwortete das Mädchen, ich soll Stroh zu Gold spinnen und verstehe es nicht.“ Sprach das Männchen: „was gibst du mir, wenn ich dirs spinne?“ „Mein Halsband,“ sagte das Mädchen. Das Männchen nahm das Halsband, setzte sich vor das Rädchen und schnurr! schnurr! schnurr! dreimal gezogen, war die Spule voll. Dann steckte es eine andere auf und schnurr! schnurr! schnurr! dreimal gezogen, war auch die zweite voll, und so gings fort bis

zum Morgen, da war alles Stroh verſponnen und alle Spulen voll Gold. Als der König kam und nachſah, da erſtaunte er und freute ſich, aber ſein Herz wurde nur noch begieriger und er ließ die Müllerstochter in eine andere Kammer voll Stroh bringen, die noch viel größer war und befahl ihr, das auch in einer Nacht zu ſpinnen, wenn ihr das Leben lieb wäre. Das Mädchen wußte ſich nicht zu helfen und weinte, da ging abermals die Thüre auf und das kleine Männchen kam und ſprach: „was giebſt du mir, wenn ich dir das Stroh zu Gold ſpinne?“ „Meinen Ring von der Hand,“ antwortete das Mädchen. Das Männchen nahm den Ring und fing wieder an zu ſchnurren mit dem Rade, und hatte bis zum Morgen alles Stroh zu glänzendem Gold geſponnen. Der König freute ſich über die Maßen bei dem Anblick des Goldes, war aber noch nicht ſatt, ſondern ließ die Müllerstochter in eine noch größere Kammer voll Stroh bringen und ſprach: „die mußt du noch in dieſer Nacht verſpinnen, wann dir das gelingt, ſollſt du meine Gemahlin werden;“ denn, dachte er, eine reichere Frau kannſt du auf der Welt nicht haben. Als das Mädchen allein war, kam das Männlein zum drittenmal wieder und ſprach: „was giebſt du mir, wenn ich dir noch diesmal das Stroh ſpinne?“ „Ich habe nichts mehr,“ antwortete das Mädchen. „So verſprich mir, wann du Königin wirſt, dein erſtes Kind.“ Wer weiß, wie das noch geht, dachte die Müllerstochter und wußte ſich auch in der Noth nicht anders zu helfen, ſo daß ſie es dem Männchen verſprach und das Männchen ſpann noch einmal das Stroh zu Gold. Und als am Morgen der König kam und alles

fand, wie er gewünscht hatte, so hielt er Hochzeit mit ihr und die schöne Müllerstochter ward eine Königin.

Ueber ein Jahr brachte sie ein schönes Kind zur Welt und dachte gar nicht mehr an das Männchen, da trat es in ihre Kammer und forderte was ihm versprochen war. Die Königin erschrak und bot dem Männchen alle Reichthümer des Königreichs an, wenn es ihr das Kind lassen wollte, aber das Männchen sprach: „nein, etwas Lebendes ist mir lieber, als alle Schätze der Welt.“ Da fing die Königin so an zu jammern und zu weinen, daß es das Männchen doch dauerte und es sprach: „drei Tage will ich dir Zeit lassen, wenn du bis dahin meinen Namen weißt, so sollst du dein Kind behalten.“

Nun dachte die Königin die ganze Nacht über an alle Namen, die sie jemals gehört hatte, und schickte einen Boten aus über Land, der sollte sich erkundigen weit und breit nach neuen Namen. Als am andern Tag das Männchen kam, fing sie mit Caspar, Melchior und Balzer an und sagte alle die sie wußte, nach der Reihe her, aber bei jedem sprach das Männlein: „so heiß ich nicht.“ Den zweiten Tag ließ sie herumfragen bei allen Leuten und legte dem Männlein alle die ungewöhnlichsten und seltsamsten vor, als: Rippenbiest, Hammelswade, Schnürbein, aber es blieb dabei: „so heiß ich nicht.“ Den dritten Tag kam der Bote wieder zurück und erzählte: „neue Namen habe ich keinen einzigen finden können, aber wie ich an einen hohen Berg um die Waldecke kam, wo Fuchs und Has sich gute Nacht sagen, so sah ich da ein kleines Haus und vor dem Haus brannte ein Feuer und um

das Feuer sprang ein gar zu lächerliches Männchen, hüpfte auf einem Bein und schrie:

heute back ich, morgen brau ich,
übermorgen hol ich der Frau Königin ihr Kind;
ach, wie gut ist, daß niemand weiß,
daß ich Rumpelstilzchen heiß!"

Wie die Königin das hörte, war sie ganz froh und als bald das Männlein kam und sprach: „nun, Frau Königin, wie heiß ich?" da fragte sie erst: „heißest du Cunz?" „Nein." „Heißest du Heinz?" „Nein."

„Heißt du etwa Rumpelstilzchen?"

„Das hat dir der Teufel gesagt! das hat dir der Teufel gesagt!" schrie das Männlein und stieß mit dem rechten Fuß vor Zorn so tief in die Erde, daß es bis an den Leib hineinfuhr, dann packte es in einer Wuth den linken Fuß mit beiden Händen und riß sich mitten entzwei.

56.

Der Liebste Roland.

Es war einmal eine Frau, die war eine rechte Hexe und hatte zwei Töchter, eine die von ihr stammte und häßlich und bös war, und eine Stieftochter, die schön und gut war Aber sie hatte ihre Tochter doch viel lieber und haßte die andere, weil es eine Stieftochter war. Es trug sich zu, daß diese eine schöne Schürze hatte, die der andern gefiel, so daß sie neidisch ward, zu ihrer

Mutter ging und sprach: „die Schürze muß mein werden.“ „Sey still, mein liebes Kind, sprach die Alte, du sollst sie auch haben; deine Stiefschwester hat längst den Tod verdient, heute Nacht, wann sie schläft, will ich kommen und ihr den Kopf abhauen; leg dich nur hinten ins Bett und schieb sie recht vornen hin.“ Nun wär das gute Mädchen verloren gewesen, wenn es nicht gerade in einer Ecke gestanden und alles mit angehört hätte. Als Schlafenszeit kam, ließ es die böse Schwester erst ins Bett gehen, damit sie sich, wie sie wollte, hinten hin legen konnte; aber als sie eingeschlafen war, da hub es sie auf und legte sie vornen hin, ganz nah an den Rand und es legte sich hinten hin. Da kam die Mutter in der Nacht geschlichen, in der rechten Hand hatte sie eine Axt und mit der linken fühlte sie erst, ob auch jemand vornen lag und dann faßte sie die Axt mit beiden Händen, hieb und hieb ihrem eigenen Kind den Kopf ab.

Als sie fortgegangen war, stand das Mädchen auf und lief zu seinem Liebsten, der hieß Roland, und klopfte an seine Thüre, daß er heraus kam. Da sprach es: „höre, liebster Roland, wir müssen eilig fort, die Stiefmutter hat mich todtschlagen wollen und hat ihr eigenes Kind getroffen, kommt der Tag herbei und sie sieht, was sie gethan hat, so sind wir verloren.“ Roland sprach: „erst müssen wir ihren Zauberstab wegnehmen, damit wir uns retten können, wenn sie uns verfolgt.“ Da holte das Mädchen den Zauberstab und dann nahmen sie den todten Kopf und tröpfelten drei Blutstropfen auf die Erde, einen vors Bett und

einen in die Küche und einen auf die Treppe. Darauf gingen sie zusammen fort.

Als nun am Morgen die alte Hexe aufgestanden war, rief sie ihre Tochter und wollte ihr die Schürze geben, aber sie kam nicht. Da rief sie: „wo bist du?" „Ei, hier auf der Treppe, da kehr' ich!" antwortete der eine Blutstropfen. Die Alte ging hinaus, sah aber niemand auf der Treppe und rief wieder: „wo bist du denn?" „Ei, hier in der Küche beim Feuer, da wärm ich mich!" rief der zweite Blutstropfen. Die Alte ging in die Küche, aber sie fand niemand; da rief sie noch einmal: „wo bist du?" „Ach! hier im Bett, da schlaf ich," rief der dritte Blutstropfen. Sie ging in die Kammer ans Bett; was mußte sie da sehen? ihr eigenes Kind, das in seinem Blute schwamm und dem sie selbst den Kopf abgehauen hatte.

Da gerieth sie in Wuth und sprang ans Fenster und sah hinaus und weil sie weit in die Welt schauen konnte, sah sie ihre Stieftochter mit ihrem Liebsten Roland forteilen. Ihr seyd schon weit weg, rief sie, aber ihr sollt doch in meine Hände fallen und legt ihre Meilenstiefel an und kaum hatte sie damit ein paar Schritte gemacht, so hatte sie auch die beiden eingeholt. Das Mädchen aber, das wohl wußte, daß die Hexe ihnen nachkam, hatte durch den Zauberstab seinen Liebsten Roland in einen See, und selbst aber in eine Ente verwandelt, die schwamm mitten auf dem See. Die Hexe stellte sich ans Ufer und gab sich alle Mühe, die Ente herbeizulocken und warf ihr Brotbrocken hin, aber die Ente ließ sich nicht locken, und die Alte mußte Abends unverrich-

teter Sache wieder heim. Darauf nahm das Mädchen mit seinem Liebsten Roland wieder natürliche Gestalt an und sie gingen die ganze Nacht weiter bis zu Tagesanbruch, da verwandelte sich das Mädchen in eine schöne Blume, die mitten in einer Dornhecke stand, seinen Liebsten Roland aber in einen Geigenspieler. Nicht lange so kam die Hexe herangeschritten und sprach zu dem Spielmann: „lieber Spielmann, darf ich mir wohl die schöne Blume abbrechen?“ „O ja, antwortete er, ich will dazu aufspielen.“ Als sie nun mit Hast in die Hecke nach der Blume kroch, denn sie wußte wohl, wer die Blume war, fing er an aufzuspielen und sie mogte wollen oder nicht, sie mußte tanzen, denn das war ein Zaubertanz. Und da er nicht aufhörte zu spielen, mußte sie in einem fort in der Hecke tanzen, daß ihr die Dornen erst die Kleider vom Leibe rissen und sie dann blutig und wund stachen, bis sie endlich todt liegen blieb.

Als sie von der Hexe erlöst waren, sprach Roland: „nun will ich zu meinem Vater gehen und die Hochzeit bestellen.“ Sagte das Mädchen: „so will ich derweil hier bleiben und auf dich warten, und damit mich niemand erkennt, will ich mich in einen rothen Feldstein verwandeln.“ Da ging Roland fort und das Mädchen stand auf dem Feld als ein rother Stein und wartete auf seinen Liebsten. Als aber Roland heim kam, da brachte es eine andere dahin, daß er das Mädchen vergaß, und als es nun lang gestanden und er gar nicht kommen wollte, ward es ganz [illegible] und dachte, es wird

Es trug sich aber zu, daß ein Schäfer in dem Feld hütete und die Blume fand und weil sie gar zu schön war, nahm er sie mit sich heim und legte sie in seinen Kasten und sprach: „so schön habe ich noch keine Blume gefunden.“ Aber von der Zeit ging es wunderlich in des Schäfers Hause zu: wenn er Morgens aufstand, so war schon alle Arbeit gethan, die Stube gekehrt und geputzt, Feuer angemacht, Wasser getragen und Mittags, wenn er kam, war der Tisch gedeckt und gutes Essen aufgetragen. Er konnte nicht begreifen, wie das zuging, denn er sah niemals einen Menschen in seinem Haus; und ob es ihm gleich wohl gefiel, so ward ihm doch zuletzt angst, so daß er zu einer weisen Frau ging und sie um Rath fragte. Da sprach die weise Frau: „es ist Zauberei dabei, gieb einmal Morgens früh acht, ob sich etwas in der Stube bewegt und wann du etwas siehst, so wirf eilig ein weißes Tuch darüber, dann wird der Zauber gehemmt.“ Der Schäfer that wie sie gesagt hatte und am andern Morgen sah er, daß sich der Kasten aufthat und die Blume herauskam, da sprang er schnell herbei und warf ein weißes Tuch darüber. Alsbald war die Verwandelung vorbei und ein schönes Mädchen stand vor ihm, und das wars, was ihm bisher seinen Haushalt besorgt hatte. Und weil es so schön war, fragte er, ob es ihn heirathen wolle, aber es antwortete nein, denn es wollte seinem liebsten Roland treu bleiben, doch versprach es bei ihm zu bleiben und ihm Haus zu halten.

Nun kam

da

alle Mädchen ſich einfinden und zu Ehren des Brautpaars ſingen. Das treue Mädchen, als es hörte, daß ſein Liebſter Roland mit einer anderen Hochzeit machen ſollte, ward ſo betrübt, daß ihr das Herz im Leibe zerſpringen wollte und wollte nicht hingehen, aber endlich mußte es doch. Wenn die Reihe kam, daß es ſingen ſollte, ſo ging es zurück, bis zu allerletzt, da konnte es nicht anders. Aber wie es anfing zu ſingen, daß es Roland hörte, ſprang er auf und rief: „das iſt die rechte Braut und keine andere will ich nicht!“ denn er hatte ſie gleich an der Stimme erkannt und alles war wieder in ſein Herz heimgekommen, was er vergeſſen hatte. Da hielt das treue Mädchen Hochzeit mit ſeinem Liebſten Roland und war ſein Leid zu Ende und ſeine Freude fing an.

57.

Vom goldnen Vogel.

Ein gewiſſer König hatte einen Luſtgarten, in dem Garten ſtand ein Baum und der Baum trug goldne Aepfel. Wie ſie nun zeitig geworden waren, fehlte gleich nach der erſten Nacht ein Apfel, ſo daß der König zornig wurde und ſeinem Gärtner befahl, alle Nächte unter dem Baum Wacht zu halten. Der Gärtner hieß ſeinen älteſten Sohn wachen, aber um zwölf Uhr Mitternachts ſchlief er ein, und am andern Morgen fehlte ſchon wieder ein Apfel. Da ließ der Gärtner ſeinen zweiten Sohn in der folgenden Nacht wachen, aber um zwölf Uhr Mitternacht da ſchlief er auch ein, und des Morgens fehlte noch ein Apfel. Da wollte

nun

nun der dritte Sohn wachen, und der Gärtner war es erst nicht zufrieden, endlich gab ers doch zu, und der dritte Sohn legte sich unter den Baum, und wachte und wachte, und als es zwölf schlug, da rauschte es so durch die Luft, und ein Vogel kam geflogen, der war ganz von purem Gold, und wie er gerade mit seinem Schnabel nach einem Apfel picken wollte, da war der Sohn des Gärtners her, und schoß eilends einen Pfeil auf ihn ab. Der Pfeil aber that dem Vogel nichts, als daß er ihm eine goldne Feder ausschoß, worauf er schnell fortflog. Die goldne Feder wurde nun des andern Morgens hin zum König gebracht, der alsbald seinen Rath versammelte. Jedermann erklärte aber einmüthig, daß diese Feder allein mehr werth wäre, als das gesammte Königreich. So sprach der König: „nun hilft mir die eine Feder zu nichts, sondern ich will und muß den ganzen Vogel haben.“

Da machte sich der älteste Sohn auf, und gedachte den goldenen Vogel schon zu finden. Und wie er eine Strecke gegangen war, kam er an einen Wald; vor dem Wald saß ein Fuchs, gleich nahm er seine Flinte und zielte auf ihn. Da hub der Fuchs an: „schieß mich nicht, so will ich dir guten Rath geben, ich weiß schon, wo du hin willst, du denkst den goldenen Vogel zu suchen, wenn du nun heut Abend in ein Dorf kommst, wirst du zwei Wirthshäuser stehen sehen, gegen einander über, im einen gehts hell und lustig her, kehr aber nicht in das ein, sondern ins andere, wenn es dich schon schlecht ansieht!“ Der Sohn aber dachte: was kann mir ein Thier ordentliches rathen! nahm die Flinte

und drückte ab, aber er fehlte den Fuchs, der den Schwanz streckte und schnell zum Wald hineinlief. Der älteste Sohn setzte seine Reise fort, und Abends kam er in das Dorf, wo die beiden Wirthshäuser standen, in dem einen wurde gesungen und gesprungen, das andere hatte ein armseliges, betrübtes Ansehen. „Ei, ich wär wohl ein rechter Narr, daß ich in das lumpige Wirthshaus ginge und das schöne liegen ließe!“ ging damit in das lustige zur Thüre hinein, lebte vollauf in Saus und Braus und vergaß den Vogel und seine Heimath.

Die Zeit verstrich, und wie der älteste Sohn immer und immer nicht nach Haus kam, so machte sich der zweite auf, und alles begegnete ihm gerade eben so, mit dem Fuchs und dem guten Rath, aber wie er vor die zwei Wirthshäuser kam, stand sein ältester Bruder im Fenster dessen, wo der Jubel war, und rief ihn hinein, so daß er nicht widerstehen konnte und es da guter Dinge seyn ließ.

Die Zeit verstrich, da wollte der jüngste Sohn auch in die Welt gehen, allein der Vater wollte es lange nicht zulassen, denn er hatte ihn gar lieb und fürchte sich, es möchte ihm auch ein Unglück zustoßen, daß er auch nicht wiederkäme. Doch endlich, wie keine Ruh mehr war, ließ er ihn ziehen, und vor dem Wald begegnete ihm auch wieder der Fuchs und gab ihm den guten Rath. Er war aber gutmüthig und schenkte ihm das Leben, da sagte der Fuchs: „steig hinten auf meinen Schwanz, so gehts schneller.“ Und wie er sich darauf gesetzt hatte, fing der Fuchs

an zu laufen, da gings über Steck und Stein, daß die Haare im Winde pfiffen.

Und als sie vor dem Dorf waren, stieg der Sohn ab, folgte dem Rath und kehrte, ohne sich umzusehen, in das arme Wirthshaus ein, wo er ruhig übernachtete. Am andern Morgen stand der Fuchs wieder auf dem Weg und sagte: „gerade fort, endlich wirst du an ein Schloß kommen, vor dem ein ganz Regiment Soldaten liegt, die werden alle schlafen und schnarchen, kümmere dich aber nicht darum, sondern tritt ins Schloß hinein, so wirst du zuletzt inwendig in eine Stube kommen. In der Stube wird der goldne Vogel in einem hölzernen Käfig hangen, nebenan steht noch ein anderer prächtiger Goldkäfig zum Staat, thu ihn aber nicht etwa aus dem schlechten Käfig heraus, um ihn in den guten zu setzen, sonst möchte es schlimm gehen.“ Nach diesen Worten streckte der Fuchs wieder seinen Schwanz aus und der Sohn setzte sich drauf, da gings über Stock und Stein, daß die Haare im Wind pfiffen.

Vor dem Schloß traf sich alles so, wie der Fuchs gesagt hatte. Der Königssohn trat in das Zimmer, da hing der goldne Vogel im hölzernen Käfig, daneben stand ein goldener, und die drei goldne Aepfel lagen in der Stube herum. Da dachte er: das wäre ja lächerlich, wenn ich den schönen Vogel in dem garstigen Käfig lassen sollte, machte die Thüre auf, packte ihn und that ihn in den goldenen Käfig. Indem hub der Vogel so mörderlich an zu schreien, daß die ganzen Soldaten davon erwachten, die nahmen ihn gefangen und führten ihn vor den König

andern Morgen wurde ein Gericht gehalten, da bekannte er alles und ward zum Tode verurtheilt. Doch sprach der König: „unter der einen Bedingung soll ihm das Leben geschenkt seyn, wenn er mir das goldene Pferd bringt, das schnell wie der Wind lauft, und dann soll ihm der goldne Vogel obendrein geschenkt werden."

Betrübt machte er sich auf den Weg und seufzte, da stand der Fuchs wieder vor ihm und sagte: „siehst du, so ist es gekommen, weil du mir nicht gehört hast, doch will ich dir noch einmal rathen, wie du das goldne Pferd bekommen kannst, wenn du mir folgen willst. Du mußt gerades Wegs fortgehen, bis du zu dem Schloß kommst, worin das Pferd im Stall steht, vor dem Stall werden die Stallknechte schlafen und schnarchen, da kannst du geruhig das goldne Pferd herausführen, allein leg ihm nur den schlechten Sattel von Holz und Leder auf, und nicht den goldenen, der dabei hängt." Darauf setzte er sich auf den Fuchsschwanz und es ging weg über Stock und Stein, daß die Haare pfiffen.

Alles traf so ein, die Stallknechte schnarchten und hielten goldne Sättel in den Händen. Und als er das goldne Pferd sah, dauerte es ihn, den schlechten Sattel aufzulegen; es wird ganz verschändet, ich will ihm einen guten geben, wie sichs gebührt. Und wie er dem einen Stallknecht den guten Sattel nehmen wollte, wachte er auf und die andern mit einander, daß alles herzulief und er ins Gefängniß geworfen wurde. Den andern Morgen wurde er wieder zum Tode verurtheilt, doch sollte ihm das Leben

und dazu der Vogel und das Pferd geschenkt seyn, wenn er die wunderschöne Königstochter herbeischaffe.

Traurig machte der Sohn sich auf; und bald, so stand der alte Fuchs da: „warum hast du mir nicht gehört, jetzt hättest du den Vogel und das Pferd, doch will ich dir noch einmal rathen: geh immer geradezu, Abends wirst du beim Schloß anlangen und Nachts um zwölf Uhr badet die schöne Königstochter im Badehaus, da geh hinein und gieb ihr einen Kuß, dann kannst du sie mit fortnehmen, nur leide nicht, daß sie vorher von ihren Eltern Abschied nimmt." Der Fuchs streckte seinen Schwanz, und so ging es über Stock und Stein, daß die Haare pfiffen.

Als er beim Schloß ankam, war alles wie der Fuchs gesagt hatte, und Nachts gab er der schönen Jungfrau den Kuß im Badehaus, und sie wollte gern mit ihm gehen, bat ihn aber mit vielen Thränen, er sollte ihr vorher nur erlauben, von ihrem Vater Abschied zu nehmen. Erst schlug ers ab, allein sie weinte immer mehr und fiel ihm zu Fuß, bis daß ers zuließ; kaum aber war sie bei ihrem Vater, so wachte er und jedermann auf, und der Jüngling wurde wieder gefangen gesetzt.

Der König sprach zu ihm: „meine Tochter bekommst du nun einmal nicht, es sey denn, daß du mir binnen acht Tagen den Berg, der vor meinen Fenstern liegt, abträgst, weil ich nicht drüber hinaus sehen kann." Dieser Berg war aber so groß, so groß, daß ihn die ganze Welt nicht hätte abtragen können. Wie er nun sieben ganzer Tage fortarbeitete und doch sah, wie wenig oder gar nichts er abgetragen hatte, so fiel er in großen Kummer,

aber am Abend des siebenten Tages kam der Fuchs und sprach: „leg dich nur hin schlafen, ich will die Arbeit für dich thun.“ Und wie er des andern Morgens erwachte, war der Berg fort, da ging er fröhlich zum König und sagte ihm, daß nun der Berg abgetragen wäre, er sollte ihm nun seine Tochter geben. Da mußte es der König wohl thun, und die beiden zogen fort, der Fuchs aber kam und sagte: „nun müssen wir sie alle drei haben, die Jungfrau, das Pferd und den Vogel.“ — „Ja, wenn du das machen könntest, sagte der Jüngling, das soll dir aber schwer werden.“ — „Wenn du nur hören willst, soll es schon geschehen, antwortete der Fuchs. Wenn du nun zum König kommst, der die wunderschöne Königstochter verlangt, so sag ihm: hier wäre sie. Darauf wird gräßliche Freude seyn; sodann setz dich aufs Pferd, das sie dir geben müssen, und reich allen zum Abschied die Hand, der Jungfrau aber zuletzt, und zieh sie dann mit einem Schwung hinauf und gieb dem Pferd die Sporen.“

Wie er das alles vollbracht hatte und die Königstochter mit sich führte, sprach der Fuchs weiter: „jetzt, wenn wir vors Schloß kommen, wo der Vogel ist, so bleibe ich mit der Königstochter vor dem Thor stehen, und du reitest hinein und sprichst: sie sähen doch nun, daß dies das rechte Pferd wäre, so werden sie den Vogel bringen, du aber bleib sitzen, und sag, du wolltest sehen, ob es auch der rechte Vogel wäre, und wenn du ihn in der Hand hast, so jage fort.“

Alles ging gut, und wie er den Vogel hatte, setzte sich die Jungfrau wieder auf und sie ritten weiter bis in einen großen

Wald. Da kam der Fuchs und sprach: „schieß mich doch todt und hau mir Kopf und Pfoten ab.“ Allein der Jüngling wollte durchaus nicht. Sprach der Fuchs: „so will ich dir wenigstens einen guten Rath geben: vor zwei Stücken hüte dich, kauf kein Galgenfleisch und setz dich an keinen Brunnenrand!“ — „Wenns weiter nichts ist, dachte jener, das ist nicht schwer.“

Nun zog er weiter fort mit der Jungfrau, bis er endlich in das Dorf kam, worin seine Brüder geblieben. Da war gerade ein großer Auflauf und Lärmen, und als er fragte: was da vorwäre? hieß es: „es sollten zwei Leute aufgehängt werden,“ und als er näher hinzu kam, sah er, daß es seine zwei Brüder waren, die allerhand schlimme Streiche verübt und alles verthan hatten. Sprach er: „können sie denn gar nicht mehr vom Tode frei werden?“ — „Nein, antworteten die Leute, es sey denn, daß ihr euer Geld an die Lumpenkerls hängen und sie loskaufen wolltet.“ Er besann sich nicht lange und zahlte, was man verlangte; da wurden seine Brüder freigegeben und setzten mit ihm die Reise fort.

Und als sie in den Wald kamen, wo ihnen der Fuchs zuerst begegnet war, da wars so lustig und lieblich darin. Sprachen die zwei Brüder: „laß uns hier bei diesem Brunnen ein wenig ausruhen, essen und trinken!“ und er sagte: „ja.“ Unter dem Gespräch vergaß er sich und setzte sich an den Brunnenrand, und während er sich nichts Arges versah, warfen sie ihn hinterrücks in den Brunnen, nahmen die Jungfrau, das Pferd und den Vogel, zogen heim zum König und sprachen: „das haben wir alles erbeutet und bringen es dir.“ Da war eine Freude; aber das

Pferd, das fraß nicht, der Vogel, der pfiff nicht und die Jungfrau, die weinte.

Ihr jüngster Bruder lag unten im Brunnen, der zum Glück trocken war, und wiewohl er keins seiner Glieder gebrochen hatte, konnte er doch keinen Weg finden, um heraus zu kommen. Indessen kam der alte Fuchs noch einmal, schalt ihn aus, daß er ihm nicht gehört, sonst wäre ihm nichts davon begegnet; „doch aber kann ichs nicht lassen und muß dir heraushelfen; pack an meinen Schwanz und halte fest.“ Darauf kroch der Fuchs und schleppte ihn zum Brunnen heraus. Wie sie oben waren, sagte der Fuchs: „deine Brüder haben Wächter gesetzt, die dich tödten sollen, wenn du über die Grenze kämest.“ Da zog er armen Mannes Kleider an und kam unbekannt bis an des Königs Hof, und kaum war er da, so fraß das Pferd, so pfiff der Vogel und die Jungfrau hörte Weinens auf. Der König fragte verwundert: „was das zu bedeuten habe.“ „Ich weiß es nicht, sagte die Königstochter, aber ich war so traurig und nun bin ich so fröhlich Es ist, als wäre mein rechter Bräutigam gekommen.“ Da erzählte sie ihm alles, obgleich die andern Brüder ihr den Tod angedroht hatten, wenn sie etwas verrathen würde. Der König hieß alle Leute vor sich bringen, die in seinem Schloß waren, da kam er auch, aber die Königstochter erkannte ihn, ungeachtet seiner schlechten Kleider gleich und fiel ihm um den Hals. Die Brüder wurden ergriffen und hingerichtet, und er bekam die schöne Jungfrau und nach des Königs Tode das Reich.

Lang danach ging er einmal wieder in den Wald, da begegnete ihm der alte Fuchs und bat aufs flehentlichſte, er möchte ihn todtſchießen und ihm Kopf und Pfoten abſchneiden. Alſo that ers endlich, und kaum war es geſchehen, als ſich der Fuchs in einen Menſchen verwandelte und war der Bruder der Königin, der nun endlich erlöſt worden war.

58.

Der Hund und der Sperling.

Ein Schäferhund hatte keinen guten Herrn, ſondern einen der ihn Hunger leiden ließ. Wie ers nicht mehr aushalten konnte, ging er ganz traurig fort. Auf der Straße begegnete ihm ein Sperling, der ſprach: „Bruder Hund, warum biſt du ſo betraurig?“ Antwortete der Hund: „ich bin ſo hungrig und habe nichts zu freſſen.“ Da ſprach der Sperling: „lieber Bruder, komm mit in die Stadt, ſo will ich dich ſatt machen.“ Alſo gingen ſie zuſammen in die Stadt, und als ſie vor einen Fleiſcherladen kamen, ſprach der Sperling zum Hund; „da bleib ſtehen, ich will dir ein Stück Fleiſch herunter picken;“ ſetzte ſich auf den Laden, ſchaute ſich um, ob ihn auch niemand bemerkte und pickte, zog und zerrte ſo lang an einem Stück, das am Rande lag, bis es herunter rutſchte. Da packte es der Hund, lief damit in eine Ecke und fraß es auf. Sprach der Sperling: „nun komm mit zu einem andern Laden, da will ich dir noch ein Stück herunterpicken, damit du ſatt wirſt.“ Als der Hund das zweite Stück auch ge-

freſſen hatte, fragte der Sperling: „Bruder Hund, biſt du nun ſatt?“ „Ja, Fleiſch bin ich ſatt, antwortete er, aber ich habe noch kein Brot gekriegt.“ Sprach der Sperling: „das ſollſt du auch haben, komm nur mit.“ Da führte er ihn an einen Beckerladen und pickte an ein paar Brötchen, bis ſie herunter rollten, und wie der Hund mehr wollte, führte er ihn zu einem andern und holte ihm noch einmal Brot herab. Wie das verzehrt war, ſprach der Sperling: „Bruder Hund, biſt du nun ſatt?“ „Ja, antwortete er, nun wollen wir ein bischen vor die Stadt gehen.“

Nun gingen ſie beide hinaus auf die Landſtraße, es war aber warmes Wetter und als ſie ein Eckchen gegangen waren, ſprach der Hund: „ich bin müd und mögte gern ſchlafen.“ „Ja, ſchlaf nur, antwortete der Sperling, ich will mich derweil auf einen Zweig ſetzen.“ Der Hund legte ſich alſo auf die Straße und ſchlief feſt ein. Während er da ſchlief, kam ein Fuhrmann heran gefahren, der hatte einen Wagen mit drei Pferden und hatte zwei Fäßer Wein geladen. Der Sperling aber ſah, daß er nicht ausbiegen wollte, ſondern in der Fahrgleiße blieb, in welcher der Hund lag, da rief er: „Fuhrmann, thus nicht, oder ich mach dich arm!“ der Fuhrmann aber brummte vor ſich: „du wirſt mich nicht arm machen!“ knallte mit der Peitſche und trieb den Wagen über den Hund, daß ihn die Räder todt fuhren. Da rief der Sperling: „du haſt mir meinen Bruder Hund todt gefahren, das ſoll dich Karre und Gaul koſten.“ „Ja Karre und Gaul! ſagte der Fuhrmann, was könnteſt du mir ſchaden!“ und fuhr fort. Da kroch der Sperling unter das Wagentuch, und pickte

an dem einen Spuntloch so lange bis er den Spunt losbrachte, da lief der ganze Wein heraus, ohne daß es der Fuhrmann merkte. Und als er einmal umblickte, sah er, daß der Wagen tröpfelte, untersuchte und fand, daß das eine Faß leer war. „Ach ich armer Mann!" rief er. „Noch nicht arm genug!" sprach der Sperling, und flog dem einen Pferd auf den Kopf und pickte ihm die Augen aus. Als der Fuhrmann das sah, zog er seine Hacke heraus und wollte den Sperling treffen, aber der Sperling flog in die Höhe und der Fuhrmann traf seinen Gaul auf den Kopf, daß er tod hinfiel. „Ach ich armer Mann!" rief er. „Noch nicht arm genug!" sprach der Sperling, und als der Fuhrmann mit den zwei Pferden weiter fuhr, kroch der Sperling wieder unter das Tuch, und pickte auch den Spunt am zweiten Faß los, daß aller Wein herausschwankte. Als es der Fuhrmann gewahr wurde, rief er wieder: „ach ich armer Mann!" aber der Sperling antwortete: „noch nicht arm genug!" setzte sich dem zweiten Pferd auf den Kopf, und pickte ihm die Augen aus. Der Fuhrmann lief herbei und holte mit seiner Hacke aus, aber der Sperling flog in die Höhe, da traf der Schlag das Pferd, daß es hinfiel: „ach ich armer Mann!" „noch nicht arm genug," sprach der Sperling, setzte sich auch dem dritten Pferd auf den Kopf und pickte ihm nach den Augen. Der Fuhrmann in einem Zorn, ohne umzusehen, schlug auf den Sperling los, traf ihn aber nicht, sondern schlug auch sein drittes Pferd todt. „Ach ich armer Mann!" rief er. „Noch nicht o[illegible]g!" antwor-

kete der Sperling, jetzt will ich dich daheim arm machen!" und flog fort.

Der Fuhrmann mußte den Wagen stehen lassen und ging voll Zorn und Aerger heim. „Ach, sprach er zu seiner Frau, was hab ich Unglück gehabt, der Wein ist ausgelaufen und die Pferde sind alle drei todt." „Ach, Mann, antwortete sie, was für ein böser Vogel ist ins Haus gekommen! er hat alle Vögel auf der Welt zusammen gebracht und die sind droben über unsern Waitzen hergefallen und fressen ihn auf!" Da stieg er hinauf und viel tausend Vögel saßen auf dem Boden und hatten den Waizen aufgefressen, und der Sperling saß mitten drin. Da rief der Fuhrmann: „ach ich armer Mann!" „Noch nicht arm genug, antwortete der Sperling, Fuhrmann, es kostet dir noch dein Leben!" und flog hinaus.

Da hatte der Fuhrmann all sein Gut verloren, ging hinab in seine Stube und setzte sich bös und giftig hinter den Ofen. Der Sperling aber saß draußen vor dem Fenster und rief: „Fuhrmann, es kostet dir dein Leben!" Da griff der Fuhrmann die Hacke und warf sie nach dem Sperling, aber er schmiß das Fenster entzwei und traf den Vogel nicht. Der Sperling hüpfte nun herein, setzte sich auf den Ofen und rief: „Fuhrmann, es kostet dir dein Leben!" Dieser, ganz toll und blind vor Wuth, schlug den Ofen entzwei, und so fort, wie der Sperling von einen Ort zum andern fliegt, sein ganzes Hausgeräth, Spieglein, Stühle, Bänke, Tisch und zuletzt die Wände seines Hauses und kann ihn nicht treffen. Endlich aber erwischte er ihn doch, da sprach seine Frau: „soll ich ihn todt schlagen?" „Nein, rief er,

das ist zu gelind, der soll viel mörderlicher sterben, ich will ihn verschlingen!" und verschlingt ihn auf einmal. Der Sperling aber fängt an in seinem Leibe zu flattern, flattert wieder herauf, dem Mann in den Mund, da streckt er den Kopf heraus und ruft: „Fuhrmann, es kostet dir doch dein Leben!" Der Fuhrmann reicht seiner Frau die Hacke und spricht: „Frau, schlag mir den Vogel im Munde tod." Die Frau schlägt zu, schlägt aber fehl und dem Fuhrmann gerade auf den Kopf, so daß er todt hinfällt. Der Sperling aber fliegt auf und davon.

59.

Der Frieder und das Catherlieschen.

Es war ein Mann, der hieß Frieder, und eine Frau, die hieß Catherlieschen, die hatten einander geheirathet und lebten zusammen als junge Eheleute. Eines Tages sprach der Frieder: „ich will jetzt zu Acker, Catherlieschen, wann ich wiederkomme, muß etwas Gebratenes auf dem Tisch stehen für den Hunger und ein frischer Trunk dabei für den Durst." „Geh nur, Friederchen, antwortete die Catherlies, geh nur, will dir's schon recht machen." Als nun die Essenszeit herbeirückte, holte sie eine Wurst aus dem Schornstein, that sie in eine Bratpfanne, legte Butter dazu und stellte sie übers Feuer. Die Wurst fing an zu braten und zu brutzeln, Catherlieschen stand dabei, hielt den Pfannenstiel und hatte so seine Gedanken, da fiel ihm ein: bis die Wurst fertig wird, derweil könntest du ja im Keller den Trunk

zapfen. Alſo ſtellte es den Pfannenſtiel feſt, nahm eine Kanne, ging hinab in den Keller und zapfte Bier. Das Bier lief in die Kanne und Catherlieschen ſah ihm zu, da fiel ihm ein: holla! der Hund oben iſt nicht beigethan, der könnte dir die Wurſt aus der Pfanne holen; du kämſt mir recht! und im Hui war es die Kellertreppe hinauf, aber der Spitz hatte die Wurſt ſchon im Maul und ſchleifte ſie auf der Erde mit ſich fort. Doch Catherlieschen nicht faul, ſetzte ihm nach und jagte ihn ein gut Stück ins Feld, aber der Hund war geſchwinder als Catherlieschen, ließ auch die Wurſt nicht fahren, ſondern ſie mußte ihm nach über die Aecker hüpfen. „Hin iſt hin!“ ſprach Catherlieschen, kehrte um und weil es ſich müd gelaufen, ging es hübſch langſam und kühlte ſich ab. Während der Zeit lief das Bier aus dem Faß immer zu, denn Catherlieschen hatte den Hahn nicht umgedreht, und als die Kanne voll war und ſonſt kein Platz da war, ſo lief es in den Keller und hörte nicht eher auf, als bis das ganze Faß leer war. Catherlieschen ſah ſchon auf der Treppe das Unglück. „Spuck! rief es, was fängſt du jetzt an, daß es der Frieder nicht merkt!“ es beſann ſich ein Weilchen, endlich fiel ihm ein, von der letzten Kirmes ſtände noch ein Sack mit ſchönem Waizenmehl auf dem Boden, das wollte es herabholen und in das Bier ſtreuen. „Ja, ſprach es, wer zu rechter Zeit was ſpart, hats hernach in der Noth!“ ſtieg hinauf und trug den Sack herab und warf [illegible] auf die Kanne voll Bier, daß ſie umſtürzte und der [illegible] Friebers auch im Keller ſchwamm. „Ei was, wo eins [illegible] das andere auch ſeyn!“ ſprach Catherlieschen,

zerſtreute darnach das Mehl im ganzen Keller, und freute ſich am Ende gewaltig über ſeine Arbeit und ſagte: „wie's ſo reinlich und ſauber hier ausſieht!“

Um Mittagszeit kam der Frieder heim. „Nun, Frau, was haſt du zurecht gemacht?“ „Ach, Friederchen, antwortete ſie, ich wollte dir ja eine Wurſt braten! aber während ich das Bier dazu zapfte, hat ſie der Hund weggenommen, und während ich dem Hund nachſprang, iſt das Bier ausgelaufen, und wie ich das Bier mit dem Waitzenmehl auftrocknete, hab ich die Kanne auch noch umgeſtoßen; aber der Keller iſt wieder ganz trocken.“ Sprach der Frieder: „Catherlieschen, Catherlieschen! das hätteſt du nicht thun müſſen! läßt die Wurſt freſſen, den Hahn am Faß offen und verſchütteſt noch unſer feines Mehl!“ „Ja, Friederchen, das habe ich nicht gewußt, hätteſt mirs ſagen müſſen!“

Der Mann dachte, geht das ſo mit deiner Frau, ſo mußt du dich beſſer vorſehen. Nun hatte er viel Geld zuſammen gebracht, das wechſelte er in Gold ein und ſprach zum Catherlieschen: „ſiehſt du, das ſind gelbe Gickelinge, die will ich in einen Topf thun und im Stall unter der Kuhkrippe vergraben, aber daß du mir ja nicht dabei gehſt, ſonſt mußt du ſterben.“ Sprach ſie: „nein, Friederchen, wills gewiß nicht thun.“ Nun als der Frieder fort war, da kamen Krämer, die irdene Näpfe und Töpfe feil hatten, ins Dorf und fragten bei der jungen Frau an, ob ſie nichts zu handeln hätte. „O, ihr lieben Leute, ich hab kein Geld, ſprach Catherlieschen, und kann nichts kaufen: aber könnt ihr gelbe Gickelinge brauchen, ſo will ich wohl kaufen?“ „Gelbe

Gickelinge, o ja, warum nicht? laßt sie einmal sehen.“ „So geht in den Stall, und grabt unter der Kuhkrippe, da werdet ihr die gelben Gickelinge finden, ich darf nicht dabei gehen.“ Die Spitzbuben gingen hin, gruben und fanden eitel Gold; da packten sie auf damit, liefen fort und ließen Töpfe und Näpfe im Hause stehen. Catherliesschen meinte, sie müßte das Geschirr auch brauchen, weil nun in der Küche genug war, schlug sie jedem Topf den Boden aus, und steckte sie insgesammt zum Zierrath auf die Zaunpfähle rings ums Haus herum. Wie der Frieder kam und den neuen Zierrath sah, sprach er: „Catherliesschen, was hast du gemacht?“ „Habs gekauft, Friederchen, für die gelben Gickelinge, die unter der Kuhkrippe steckten, ich bin nicht dabei gegangen, die Krämer habens sich selbst heraus graben müssen.“ „Ach, Frau, sprach der Frieder, was hast du gemacht! das waren keine Gickelinge, es war eitel Gold und war all unser Vermögen! das hättest du nicht thun sollen!“ „Ja, Friederchen, antwortete sie, das hab ich nicht gewußt, hättest mirs vorher sagen sollen.“

Catherliesschen stand ein Weilchen und besann sich, da sprach es: „hör, Friederchen, das Geld wollen wir schon wieder kriegen, wollen hinter den Dieben herlaufen.“ „So komm, sprach der Frieder, wir wollens versuchen, nimm aber Butter und Käse mit, daß wir auf dem Weg was zu essen haben.“ „Ja, Friederchen, will's mitnehmen.“ Sie machten sich fort, und weil der Frieder besser zu Fuß war, ging Catherliesschen hinten nach. Was schadet's, dachte es, wenn wir umkehren, hab ich ja ein Stück voraus. Nun kam es an einen Berg, wo auf beiden Seiten des

Wegs

Wegt tiefe Fahrgleisen war. „Da sieh einer, sprach es, was sie das arme Erdreich zerrissen, geschunden und gedrückt haben! das wird sein Lebtag nicht wieder heil!“ und aus mitleidigem Herzen nahm es seine Mutter und bestrich die Gleisen, rechts und links, damit sie von den Rädern nicht so gedrückt würden; und wie es sich bei seiner Barmherzigkeit so bückte, rollte ihm ein Käse aus der Tasche fort, den Berg hinab. Sprach das Gathertieschen: „ich habe de : Weg schon einmal herauf gemacht, ich geh nicht wieder hinab, es mag ein anderer hinlaufen und ihn wieder ho- len.“ Also nahm es einen andern Käs und rollte ihn hinab. Die Käse aber kamen beide nicht wieder, da ließ es noch einen dritten hinablaufen und dachte, vielleicht warten sie auf Gesellschaft und gehen nicht gern allein. Als sie alle drei ausblieben, sprach es: „ich weiß nicht, was das vorstellen soll! doch kanns ja seyn, der dritte hat den Weg nicht gefunden und sich verirrt, ich will nur den vierten schicken, daß er sie herbei ruft. Der vierte machte es aber nicht besser als der dritte, da ward das Gathertieschen ärgerlich und warf noch den fünften und sechsten hinab und das waren die letzten Eine Zeit lang blieb es stehen und lauerte, daß sie kämen, als sie aber immer nicht kamen, sprach es: „o, ihr seyd gut nach dem Tod schicken, ihr bleibt fein lange aus: meint ihr, ich wollt noch länger auf euch warten? ich gehe meiner Wege, ihr könnt mir nachlaufen, ihr habt jüngere Beine als ich!“ Gathertieschen ging fort und fand den Fried- er, der war stehen geblieben und hatte gewartet, weil er gern was essen wollte: „Nun, gieb einmal her, was du mitgenom-

men hast." Sie reichte ihm das trockene Brot. „Wo ist die Butter und Käs?" fragte der Mann. „Ach, Friederchen, sagte Catherlieschen, mit der Butter hab ich die Fahrgleisen geschmiert und die Käse die werden bald kommen: einer lief mir fort, da hab ich die andern nachgeschickt, die sollten ihn rufen." Sprach der Frieder: „das hättest du nicht thun sollen, Catherlieschen, die Butter an den Weg schmieren und die Käse den Berg hinab rollen!" „Ja, Friederchen, hättest mir's sagen müssen!"

Da aßen sie das trockene Brot zusammen und der Frieder sagte: „Catherlieschen, hast du auch unser Haus verwahrt, wie du fort gegangen bist?" „Nein, Friederchen, hättest mir's vorher sagen sollen." „So geh wieder heim und verwahr erst das Haus, eh' wir weiter gehen, bring auch etwas anderes zu essen mit, ich will hier auf dich warten." Catherlieschen ging zurück und dachte: Friederchen will etwas anderes zu essen, Butter und Käse schmeckt ihm wohl nicht, so will ich ein Tuch voll Hutzeln und einen Krug Essig zum Trunk mitnehmen. Darnach riegelte es die Oberthüre zu, aber die Unterthüre hob es aus, nahm sie auf die Schulter und glaubte, wenn es die Thüre selber hätte, müßte das Haus wohl verwahrt seyn. Catherlieschen nahm sich die Zeit zum Weg, als es den Frieder wieder erreicht hatte, sprach es: „da, Friederchen, hast du die Hausthüre, da kannst du das Haus selber verwahren!" „Ach Gott sprach er, was hab ich für eine kluge Frau, hebt die Thüre unten aus, daß alles hinein laufen kann und riegelt sie oben zu! jetzt ist's zu spät noch einmal nach Haus zu gehen, aber hast du die Thüre hierher gebracht,

so sollst du sie auch ferner tragen.“ „Die Thüre will ich tragen, Friederchen, aber die Hutzeln und der Essigkrug werden mir zu schwer, die häng ich an die Thüre, die mag sie tragen.“

Nun gingen sie in den Wald, und suchten die Spitzbuben, aber sie fanden sie nicht. Weils endlich dunkel ward, stiegen sie auf einen Baum und wollten da übernachten. Kaum aber saßen sie oben, so kamen die Kerle daher, die forttragen, was nicht gehen will, und die Dinge finden, eh sie verloren sind. Sie ließen sich unter dem Baum nieder, machten sich ein Feuer an und wollten ihre Beute theilen. Der Frieder stieg von der andern Seite herab und sammelte Steine, stieg damit wieder hinauf und wollte die Diebe todt werfen. Die Steine aber trafen nicht und die Spitzbuben riefen: „es ist bald Morgen der Wind schüttelt die Tannäpfel herunter.“ Catherlieschen hatte die Thüre noch immer auf der Schulter und weil sie so sehr drückte, dachte es, gewiß sind die Hutzeln schuld und sprach: „Friederchen, ich muß die Hutzeln hinabwerfen!“ „Nein, Catherlieschen, jetzt nicht,“ antwortete er, sie können uns verrathen!“ „Ach, Friederchen, ich muß, sie drücken mich garzu sehr!“ „Nun so thus, ins Henkers Namen!“ Da rollten die Hutzeln zwischen den Aesten herab und die Kerle unten sprachen: „die Vögel mißten!“ Eine Weile darnach, weil die Thüre noch immer drückte, sprach Catherlieschen: „Ach, Friederchen, ich muß den Essig ausschütten“ „Nein, Catherlieschen, das darfst du nicht, es könnte uns verrathen.“ „Ach, Friederchen ich muß, er drückt mich gar zu sehr!“ „Nun so thus ins Henkers Namen. Da schüttelte es den Essig aus, daß es die

Kerle bespritzte, sie sprachen untereinander: „der Thau tröpfelt schon herunter!“ endlich dachte Catherlieschen, sollte es wohl die Thüre seyn, was mich so drückt! und sprach: „Friederchen, ich muß die Thüre hinabwerfen.“ „Nein, Catherlieschen, jetzt nicht, sie könnte uns verrathen.“ „Ach, Friederchen ich muß, sie drückt mich gar zu sehr.“ „Nein, Catherlieschen halt sie ja fest.“ „Ach, Friederchen ich laß sie fallen.“ „Ei, antwortete Frieder ärgerlich, laß sie fallen ins Teufels Namen!“ Da fiel sie herunter mit starkem Gepolter und die Kerle unten riefen: „der Teufel kommt vom Baum herab!“ rissen aus und ließen alles in Stich Frühmorgens, wie die zwei herunter kamen, fanden sie all ihr Gold wieder und trugens heim.

Zu Haus sprach der Frieder: „Catherlieschen, nun mußt du aber auch fein arbeiten.“ „Ja, Friederchen, antwortete es, will's schon thun, will ins Feld gehen, Frucht schneiden.“ Als Catherlieschen im Feld war, sprachs mit sich selber: „eß ich, eh ich schneid', oder schlaf ich, eh ich schneid'? hei, ich will ehr essen!“ Da aß Catherlieschen, und ward überm Essen schläfrig, und fing an zu schneiden und schnitt halb träumend alle seine Kleider entzwei, Schürz, Rock und Hemd. Wie Catherlieschen nach langem Schlaf wieder erwachte, stand es halb nackigt da und sprach zu sich selber: „bin ichs, oder bin ichs nicht? ach ich bins nicht!“ Unterdessen wards Nacht, da lief Catherlieschen ins Dorf hinein, klopfte an ihres Mannes Fenster und rief: „Friederchen?“ „Was ist denn?“ — „Möcht gern wissen, ob Catherlieschen drinnen ist!“ „Ja, ja, antwortete der Frieder, es wird wohl drin liegen

und schlafen." Sprach sie: „dann bin ich es gewiß nicht," und lief fort.

Draußen fand Catherlieschen Spitzbuben, die wollten stehlen; da ging es bei sie und sprach: „ich will euch helfen stehlen." Die Spitzbuben meinten, es wüßte die Gelegenheit des Orts und waren zufrieden. Catherlieschen ging vor die Häuser und rief: „ihr Leute, habt ihr was, wir wollen stehlen!" Dachten die Spitzbuben, das wird gut werden und wünschten, sie wären Catherlieschen wieder los. Da sprachen sie zu ihm: „vorm Dorf hat der Pfarrer Rüben auf dem Feld, geh hin und rupf uns Rüben. Catherlieschen ging hin aufs Land und fing an zu rupfen und zu rupfen, war aber so faul und heb sich nicht in die Höhe. Da kam ein Mann vorbei, sahe, und stand still und dachte, das wäre der Teufel, der so in den Rüben wühlte. Lief fort ins Dorf zum Pfarrer und sprach: „ach Herr Pfarrer, in ihrem Rübenland ist der Teufel und rupft." „Ach Gott, sagte der Pfarrer, ich habe einen lahmen Fuß, ich kann nicht hin und ihn wegbannen." Sprach der Mann: „so will ich euch hocken," und hockelte ihn hinaus. Und wie sie bei's Land kamen, machte sich das Catherlieschen auf und reckte sich in die Höhe. „Ach, der Teufel!" rief der Pfarrer und beide eilten fort, und der Pfarer konnte vor großer Angst mit seinem lahmen Fuß gerader laufen, als der Mann, der ihn gehockelt hatte, mit seinen geraden Beinen.

60.

Die zwei Brüder.

Es waren einmal zwei Brüder, ein reicher und ein armer. Der reiche war ein Goldschmied und bös von Herzen, der arme nährte sich davon, daß er Besen band und war gut und redlich. Der Arme hätte zwei Kinder, das waren Zwillingsbrüder und sich so ähnlich, wie ein Tropfen Wasser dem andern. Die zwei gingen in des Reichen Haus ab und zu, und erhielten von dem Abfall manchmal etwas zu essen. Es trug sich zu, daß der arme Mann, als er in den Wald ging, Reisig zu holen, einen Vogel sah, der ganz golden war und so schön, wie ihm noch niemals einer vor Augen gekommen war. Da hob er ein Steinchen auf und warf nach ihm und traf ihn auch glücklich, es fiel aber nur eine goldene Feder herab, und der Vogel flog fort. Der Mann nahm die Feder und brachte sie seinem Bruder, der sah sie an und sprach: „es ist eitel Gold" und gab ihm viel Geld dafür. Am andern Tag stieg der Mann auf einen Birkenbaum und wollte ein paar Aeste abhauen, da flog derselbe Vogel heraus, und der Mann suchte und fand ein Nest und ein Ei darin von Gold. Er nahm es mit heim und als er es seinem Bruder brachte, sprach dieser wiederum: „es ist eitel Gold" und gab ihm, was es werth war. Zuletzt sagte der Goldschmied noch: „den Vogel selber möcht ich wohl haben." Der Arme ging zum drittenmal in den Wald und sah den Goldvogel wieder auf dem Baum sitzen, da nahm er einen Stein und warf ihn herunter und brachte ihn sa-

nem Bruder, der gab ihm einen groſsen Haufen Geld dafür; da dachte er: „nun kann ich mir forthelfen“ und ging zufrieden nach Haus.

Der Goldschmied war klug und listig und wuſste wohl, was das für ein Vogel war; er rief seine Frau und sprach: „den Goldvogel brat mir, aber laſs mir nichts davon kommen, ich habe Lust ihn ganz allein zu essen.“ Der Vogel war aber kein gewöhnlicher, sondern so wunderbarer Art, daſs wer Herz und Leber von ihm aſs, jeden Morgen ein Goldstück unter seinem Kopfkissen fand. Die Frau bereitete den Vogel, steckte ihn an einen Spieſs und lieſs ihn braten. Nun geschah es, daſs während er am Feuer stand, und die Frau anderer Arbeiten wegen nothwendig aus der Küche gehen muſste, die zwei Kinder des armen Besenbinders hereinliefen, sich vor den Spieſs stellten und ihn ein paarmal herumdrehten. Und als da grade zwei Stücklein aus dem Vogel in die Pfanne herabfielen, sprach der eine: „da, die paar Bischen wollen wir essen, ich bin so hungrig, niemand kanns ja daran merken.“ Da aſsen sie beide die Stückchen auf; die Frau kam aber dazu und sah, daſs sie etwas aſsen und sprach: „was habt ihr gegessen?“ „Ein paar Stückchen, die aus dem Vogel herausgefallen sind,“ antworteten sie. „Das ist Herz und Leber gewesen,“ sprach die Frau ganz erschrocken, und damit ihr Mann nicht bös ward, schlachtete sie geschwind ein Hähnchen, nahm Herz und Leber heraus und legte es zu dem Goldvogel. Als er gahr war, trug sie ihn dem Goldschmied vor, der aſs ihn ganz auf;

am andern Morgen aber, als er dachte ein Goldstück unter seinem Kopfkissen zu holen, war so wenig wie sonst, etwas zu finden.

Die beiden Kinder aber wußten nicht, was ihnen für ein Glück war zu Theil geworden. Am andern Morgen, wie sie aufstanden, fiel etwas klingelnd auf die Erde und da warens zwei Goldstücke. Sie hoben sie auf, und gaben sie ihrem Vater, der wunderte sich und sprach: „wie sollte das zugegangen seyn!“ Als sie aber am andern Morgen wieder zwei fanden und so jeden Tag, da ging er zu seinem Bruder und erzählte ihm die seltsame Geschichte. Der Goldschmied merkte gleich, wie es gekommen wär und daß die Kinder Herz und Leber von dem Goldvogel gegessen hatten, und um sich zu rächen und weil er neidisch und bös war, sprach er zu dem Vater: „deine Kinder sind mit dem Bösen im Spiel, nimm das Gold nicht und schick sie fort, denn er hat Macht über sie und kann dich sonst auch noch ins Verderben bringen.“ Der Vater fürchtete den Bösen, und so schwer es ihm ankam, führte er doch die Zwillinge hinaus in den Wald und verließ sie da mit traurigem Herzen.

Nun liefen die zwei Kinder im Wald umher und suchten den Weg nach Haus, konnten ihn aber nicht finden, sondern verirrten sich immer mehr. Endlich begegneten sie einem Jäger, der fragte: „wem gehört ihr Kinder?“ „Wir sind des armen Besenbinders Jungen,“ antworteten sie und erzählten ihm, daß sie ihr Vater verlassen hätte, weil alle Morgen ein Goldstück unter ihrem Kopfkissen liege. Nun war der Jäger ein guter Mann und weil ihm die Kinder gefielen und er selbst keine hatte, nahm er sie mit

nach Haus und sprach: „ich will euer Vater seyn und euch groß ziehen.“ Sie lernten da bei ihm die Jägerei und das Goldstück das ein jeder beim Aufstehen fand, das hob er ihnen auf, wenn sie's einmal nöthig hätten.

Als sie herangewachsen waren, nahm sie ihr Pflegevater einen Tag mit in den Wald und sprach: „heute sollt ihr euern Probeschuß thun, damit ich euch frei sprechen und zu Jägern machen kann.“ Sie gingen mit ihm auf den Anstand und warteten lange, aber es kam kein Wild; da sah der Jäger über sich und sah eine Kette von Schneegänsen in der Gestalt eines Dreiecks fliegen und sagte zu dem einen: „nun schieß von jeder Ecke eine herab.“ Der thats und vollbrachte seinen Probeschuß. Bald darauf kam noch eine Kette angeflogen und hatte die Gestalt der Ziffer Zwei, da hieß der Jäger den andern gleichfalls von jeder Ecke eine herunterholen und dem gelang sein Probeschuß auch. Nun sagte der Pflegevater: „ich sprech euch frei, ihr seyd ausgelernte Jäger.“ Darauf gingen die zwei Brüder zusammen in den Wald, rathschlagten mit einander und verabredeten etwas. Und als sie Abends sich zum Essen niedergesetzt hatten, sagten sie zu ihrem Pflegevater: „wir rühren keinen Bissen an, bis ihr uns erst eine Bitte gewährt habt.“ Sprach er: „was ist denn eure Bitte?“ Sie antworteten: „wir haben nun ausgelernt, wir müssen uns in der Welt versuchen, so erlaubt uns, daß wir wandern.“ Da sprach der Alte mit Freuden: „ihr redet, wie brave Jäger, das hab ich selbst gewünscht, zieht aus, es wird euch wohl ergehen!“ Darauf aßen und tranken sie fröhlich zusammen.

Als der bestimmte Tag kam, schenkte der Pflegevater jedem eine gute Büchse und einen Hund und ließ jeden von seinen gesparten Goldstücken nehmen, so viel er wollte. Darauf begleitete er sie ein Stück Wegs und beim Abschied gab er ihnen noch ein blankes Messer und sprach: „wann ihr euch einmal trennt, so stoßt dies Messer am Scheideweg in einen Baum, daran kann einer, wenn er zurückkommt sehen, wie es seinem abwesenden Bruder ergangen ist, denn die Seite, nach welcher dieser ausgezogen, rostet, wann er stirbt; so lange er aber lebt, bleibt sie blank. Die zwei Brüder gingen fort und kamen in einen Wald, so groß, daß sie unmöglich in einem Tag heraus konnten. Also blieben sie die Nacht darin und aßen, was sie in die Jägertasche gesteckt hatten; sie gingen aber auch noch den zweiten Tag und kamen nicht heraus und hatten nichts zu essen. Sprach der eine: „wir müssen uns etwas schießen, sonst leiden wir Hunger," lud seine Büchse und sah sich um. Und als ein alter Hase daher gelaufen kam, legte er an, aber der Hase rief:

„lieber Jäger, laß mich leben,
ich will dir auch zwei Junge geben."

Da sprang er ins Gebüsch und brachte zwei Junge; die Thierlein spielten aber so munter und waren so artig, daß die Jäger es nicht übers Herz bringen konnten, sie zu tödten. Sie behielten sie also bei sich, und die kleinen Hasen folgten ihnen auf dem Fuße nach. Bald darauf kam ein Fuchs, den wollten sie nun schießen, aber der Fuchs rief:

„lieber Jäger, laß mich leben,
ich will dir auch zwei Junge geben!"

und brachte auch zwei Füchslein, und die Jäger mogten sie auch nicht tödten, gaben sie den Hasen zur Gesellschaft, und sie folgten ihnen auch nach. Nicht lang, so kam ein Wolf, der sollte geschossen werden, aber er rettete sich das Leben und rief:

„lieber Jäger, laß' mich leben,
ich will dir auch zwei Junge geben!"

die zwei jungen Wölfe thaten die Jäger zu den andern Thieren und sie folgten ihnen nach. Darauf kam ein Bär, der wollte auch nicht todtgeschossen seyn, sondern rief:

„lieber Jäger, laß mich leben,
ich will dir auch zwei Junge geben!"

Die zwei jungen Bären thaten die Jäger auch zu den andern. Endlich, wer kam? ein Löwe kam auch daher. Nun zielte einer von ihnen, aber der Löwe sprach gleichfalls:

„lieber Jäger, laß mich leben,
ich will dir auch zwei Junge geben!"

Nun hatten die Jäger zwei Löwen, zwei Bären, zwei Wölfe, zwei Füchse und zwei Hasen, die ihnen nachzogen und dienten. Indessen war ihr Hunger noch nicht gestillt worden, da sprachen sie zu den Füchsen: „hört, ihr Schleicher, schafft uns etwas zu essen, ihr seyd ja listig und verschlagen." Sie antworteten: „nicht weit von hier liegt ein Dorf, da haben wir schon manches Huhn geholt; den Weg dahin wollen wir euch zeigen." Da gingen sie ins Dorf, kauften sich etwas zu essen und ließen auch

ihren Thieren geben und zogen dann weiter. Die Füchse aber wußten guten Bescheid in der Gegend, wo die Hühnerhöfe waren, und konnten die Jäger überall zurecht weisen.

Nun zogen sie eine Weile herum, konnten aber keinen Dienst finden, wo sie zusammen geblieben wären, da sprachen sie: „es geht nicht anders, wir müssen uns trennen.“ Und nachdem sie die Thiere getheilt hatten, so daß jeder einen Löwen, einen Bären, einen Wolf, einen Fuchs und einen Has bekam, nahmen sie Abschied, versprachen sich brüderliche Liebe bis in den Tod und stießen das Messer, das ihnen ihr Pflegevater mitgegeben, in einen Baum; worauf der eine nach Osten, der andere nach Westen zog.

Der jüngste aber kam mit seinen Thieren in eine Stadt, die war ganz mit schwarzem Flor überzogen Er ging in ein Wirthshaus und fragte den Wirth, ob er nicht seine Thiere herbergen könnte. Der Wirth gab ihnen einen Stall, wo in der Wand ein Loch war, da kroch der Hase hinaus und holte sich ein Kohlhaupt und der Fuchs holte sich ein Huhn und als er das gefressen hatte, auch den Hahn dazu, der Wolf aber, der Bär und der Löwe konnten nicht hinaus. Da ließ sie der Wirth hinbringen, wo eben eine Kuh auf dem Rasen lag, daß sie sich satt fraßen. Und als der Jäger für seine Thiere gesorgt hatte, fragte er erst den Wirth, warum die Stadt so mit Trauerflor ausgehängt wäre? Sprach der Wirth: „weil morgen unseres Königs einzige Tochter sterben wird.“ Fragte der Jäger: „ist sie sterbenskrank?“ „Nein, entwortete der Wirth, sie ist ganz gesund, aber sie muß doch

ſterben. Draußen vor der Stadt iſt ein hoher Berg, darauf wohnt ein Drache, der muß alle Jahr eine reine Jungfrau haben, ſonſt verwüſtet er das ganze Land. Nun ſind ihm ſchon alle Jungfrauen gegeben und iſt niemand mehr übrig, als die Königstochter, dennoch iſt keine Gnade, ſie muß ihm überliefert werden; und das ſoll morgen geſchehen." Sprach der Jäger: „warum wird der Drache nicht getödtet?" „Ach, antwortete der Wirth, ſo viele Ritter habens verſucht, aber alleſammt ihr Leben eingebüßt; der König hat dem, der den Drachen beſiegt, ſeine Tochter zur Frau verſprochen und daß er nach ſeinem Tode das Reich erben ſolle"

Der Jäger ſagte dazu weiter nichts, aber am andern Morgen nahm er ſeine Thiere und ſtieg mit ihnen auf den Drachenberg. Da fand er eben eine kleine Kirche und auf dem Altar ſtanden drei gefüllte Becher und dabei war die Schrift: „wer die Becher austrinkt, wird der ſtärkſte Mann auf Erden und wird das Schwert führen, das vor der Thürſchwelle vergraben liegt." Der Jäger trank da nicht, ging hinaus und ſuchte das Schwert in der Erde, vermogte aber nicht es von der Stelle zu bewegen. Da ging er hin und trank die Becher aus und war nun ſtark genug das Schwert aufzunehmen und ſeine Hand konnte es leicht führen. Als die Stunde kam, wo die Königstochter dem Drachen ſollte ausgeliefert werden, führte ſie der König, der Marſchall und die Hofleute hinaus. Sie ſah von weitem den Jäger eben auf dem Drachenberg und meinte der Drache ſtände eben und erwartete ſie und wollte nicht hinaufgehen, endlich aber, weil die ganze Stadt

sonst wäre verloren gewesen, mußte sie sich dazu entschließen. Und der König und die Hofleute kehrten voll großer Trauer heim; des Königs Marschall aber sollte stehen bleiben und sehen, wie der Drache die schöne Jungfrau wegführe.

Als diese aber auf den Berg kam, stand da oben nicht der Drache, sondern der junge Jäger, der sprach ihr Trost ein und sagte, er wollte sie retten und führte sie in die Kirche und verschloß sie darin. Gar nicht lange, so kam mit großem Gebraus der siebenköpfige Drache gefahren, als er den Jäger da stehen sah, verwunderte er sich und sprach: „was hast du hier auf dem Berge zu schaffen?" Der Jäger antwortete: „ich will mit dir kämpfen." Sprach der Drache: „so mancher Rittersmann hat hier sein Leben gelassen, mit dir will ich auch fertig werden!" und athmete Feuer aus seinen sieben Rachen, das sollte das Gras rings anzünden, damit der Jäger in der Glut und dem Dampf erstücke; aber die Thiere kamen herbei gelaufen und traten es gleich aus. Da fuhr der Drache gegen den Jäger, aber der schwang sein Schwert, daß es in der Luft sang und schlug ihm drei Köpfe ab. Da ward der Drache erst recht wüthend, erhob sich in die Luft, spie die Feuerflammen über den Jäger aus, und wollte sich auf ihn stürzen, aber der Jäger zuckte nochmals sein Schwert und hieb ihm wieder drei Köpfe ab. Nun wurde das Unthier matt und sank nieder und wollte doch wieder auf den Jäger los, aber der schlug ihm mit der letzten Kraft den Schweif ab, und weil er nicht mehr kämpfen konnte, rief er seine Thiere herbei, die zerrissen es noch ganz. Als der Kampf nun zu Ende war,

Flos der Jäger die Kirche auf und fand die Königstochter auf der Erde liegen, weil ihr die Sinne vor Angst und Schrecken bei dem Streit vergangen waren. Er trug sie heraus, damit sie wieder zu sich selbst kam und als sie die Augen aufschlug, zeigte ihr den zerrissenen Drachen und sagte ihr, daß sie nun erlöst wäre, und sie freute sich und sprach: „nun wirst du mein liebster Gemahl werden, denn mein Vater hat mich demjenigen versprochen, der den Drachen tödtet.“ Darauf hing sie ihr Halsband von Korallen ab und vertheilte es unter die Thiere und der Löwe erhielt das goldene Schlößchen davon. Ihr Taschentuch aber, in dem ihr Namen stand, schenkte sie dem Jäger, der ging hin und schnitt aus den sieben Drachenköpfen die Zungen aus, wickelte sie in das Tuch und verwahrte sie wohl.

Als das geschehen war, weil er von dem Feuer und dem Kampf so matt und müd war, sprach er zur Jungfrau: „wir sind beide so matt und müd, wir wollen ein wenig schlafen.“ Da sagte sie ja, und sie ließen sich auf die Erde nieder und der Jäger sprach zu dem Löwen: „du sollst wachen, damit uns niemand im Schlaf überfällt,“ und beide schliefen ein. Der Löwe legte sich neben sie um zu wachen, aber er war vom Kampf auch müd, daß er den Bären rief und sprach: „leg dich neben mich, ich muß ein wenig schlafen und wenn was kommt, so weck mich auf.“ Da legte sich der Bär neben ihn, aber er war auch müd und rief den Wolf und sprach: „leg dich neben mich, ich muß ein wenig schlafen, und wenn was kommt, so weck mich auf.“ Da legte sich der Wolf neben ihn, aber er war auch müd und rief den F

und sprach: „leg dich neben mich, ich muß ein wenig schlafen, und wenn was kommt, so weck mich auf.“ Da legte sich der Fuchs neben ihn, aber er war auch müd, rief den Has und sprach: „leg dich neben mich, ich muß ein wenig schlafen, und wenn wa' kommt, so weck mich auf.“ Da setzte sich der Has neben ihn, aber der arme Has war auch müd und hatte niemand, den er zur Wache herbeirufen konnte und schlief ein. Da schlief nun die Königstochter, der Jäger, der Löwe, der Bär, der Wolf, der Fuchs und der Has, und schliefen alle einen festen Schlaf.

Der Marschall aber, der von weitem hatte zuschauen sollen, als er den Drachen nicht mit der Jungfrau fortfliegen sah und alles auf dem Berg ruhig ward, nahm sich ein Herz und stieg hinauf. Da lag der Drache zerstückt und zerrissen auf der Erde und nicht weit davon die Königstochter und ein Jäger mit seinen Thieren, die waren alle in tiefen Schlaf versunken. Und weil er bös und gottlos war, so nahm er sein Schwert und hieb dem Jäger das Haupt ab und faßte die Jungfrau auf den Arm und trug sie den Berg hinab. Da erwachte sie und erschrack, aber der Marschall sprach: „du bist in meinen Händen, du sollst sagen, daß ich es gewesen, der den Drachen getödtet.“ „Das kann ich nicht, antwortete sie, denn ein Jäger mit seinen Thieren hats gethan.“ Da zog er sein Schwert und drohte, sie zu tödten, wo sie ihm nicht gehorche und zwang sie damit, daß sie es versprach. Darauf brachte er sie vor den König, der vor Freuden nicht wußte, was er anfangen wollte, als er sein liebes Kind wieder

das er schon vom Unthier zerrissen glaubte. Der Marschall

sprach

sprach zu ihm: „ich habe den Drachen getödtet und die Jungfrau und das ganze Reich befreit, darum fordere ich sie zur Gemahlin, so wie es versprochen ist.“ Der König fragte die Jungfrau: „ist das wahr, was er spricht?“ „Ach ja, antwortete sie, aber ich halte mir aus daß erst über Jahr und Tag die Hochzeit gefeiert wird;“ denn sie dachte in der Zeit etwas von ihrem lieben Jäger zu hören.

Auf dem Drachenberg aber lagen noch die Thiere und schliefen bei ihrem todten Herrn, da kam eine große Hummel, setzte sich dem Hasen auf die Nase, aber der Hase wischte sie mit der Pfote ab und schlief weiter. Die Hummel kam zum zweitenmal, aber der Hase wischte sie wieder ab und schlief fort. Da kam sie zum drittenmal und stach ihm in die Nase, daß er aufwachte und alsobald weckte er den Fuchs, und der Fuchs den Wolf, und der Wolf den Bär und der Bär den Löwen. Und als der Löwe aufwachte und sah, daß die Jungfrau fort war und sein Herr getödtet, fing er fürchterlich an zu brüllen und rief: „wer hat das gethan? Bär, warum hast du mich nicht geweckt?“ Der Bär fragte den Wolf: „warum hast du mich nicht geweckt?“ und der Wolf den Fuchs: „warum hast du mich nicht geweckt?“ und der Fuchs den Hasen: „warum hast du mich nicht geweckt?“ Der arme Has wußte allein nichts zu antworten und die Schuld blieb auf ihm hangen. Da wollten sie über ihn herfallen, aber er bat sie und sprach: „bringt mich nicht um, ich will unserm Herrn das Leben wieder verschaffen; ich weiß einen Berg, da wächst eine Wurzel, wer die im Mund hat, der wird von aller Krankheit und allen Wunden geheilt. Aber der Berg liegt

zweihundert Stunden von hier.“ Sprach der Löwe: „in vier und zwanzig Stunden mußt du hin und her gelaufen seyn und die Wurzel mitbringen.“ Da sprang der Hase fort und in vier und zwanzig Stunden war er zurück und brachte die Wurzel mit Der Löwe setzte dem Jäger den Kopf wieder an und der Hase steckte ihm die Wurzel in den Mund, alsbald fügte sich alles wieder zusammen und das Herz schlug und das Leben kehrte zurück. Da erwachte der Jäger und erschrak, als er die Jungfrau nicht mehr sah, und dachte, sie ist wohl fortgegangen, während ich schlief, um mich los zu werden. Nun hatte aber der Löwe in der großen Eile seinem Herrn den Kopf verkehrt aufgesetzt, aber der merkte es nicht bei seinen traurigen Gedanken an die Königstochter: bis zu Mittag, als er etwas essen wollte, da sah er, daß ihm der Kopf nach dem Rücken zu stand, konnte es nicht begreifen, und fragte die Thiere, was ihm im Schlaf widerfahren wäre? Da erzählte ihm der Löwe, daß sie alle eingeschlafen wären und beim Erwachen hätten sie ihn todt gefunden, das Haupt abgeschlagen, aber der Has hätte die Lebenswurzel geholt und er in der Eil den Kopf verkehrt gehalten, aber er wollte helfen. Dann riß er dem Jäger den Kopf wieder ab, drehte ihn herum und der Hase heilte ihn mit der Wurzel fest.

Der Jäger aber war traurig, wollte nicht wieder in die Stadt und zog in der Welt herum und ließ seine Thiere vor den Leuten tanzen. Es trug sich zu, daß er gerade nach Verlauf eines Jahres wieder in dieselbe Stadt kam, wo er die Königstochter vom Drachen erlöst hatte und die Stadt war diesmal ganz mit rothem Scharlach

ausgehängt. Da sprach er zum Wirth: „was will das sagen? vorm Jahr war die Stadt mit schwarzem Flor überzogen, heute mit rothem.“ Der Wirth antwortete: „vorm Jahr sollte unsers Königs Tochter dem Drachen ausgeliefert werden, aber der Marschall hat mit ihm gekämpft und ihn getödtet, und da soll morgen ihre Vermählung gefeiert werden, darum war die Stadt damals mit schwarzem Flor zur Trauer und ist heute mit rothem Scharlach zur Freude ausgehängt.“

Am andern Tag, wo die Hochzeit seyn sollte, sprach der Jäger um Mittagszeit zum Wirth: „glaubt er wohl, Herr Wirth, daß ich heut Brot von des Königs Tisch hier essen will?“ „Ja, sprach der Wirth, da wollt ich doch noch hundert Goldstücke dran setzen, daß das nicht wahr ist.“ Der Jäger nahm die Wette an und setzte einen Beutel mit eben so viel Goldstücken dagegen. Dann rief er den Hasen und sprach: „geh hin, lieber Springer, und hol mir von dem Brot, das der König ißt.“ Nun war das Häslein das geringste und konnte es keinem andern wieder auftragen, sondern mußte sich selbst auf die Beine machen. „Ei, dachte es, wann ich so allein durch die Straßen springe, da werden die Metzgerhunde hinter mir drein seyn.“ Wie es dachte, so geschah es auch und die Hunde kamen hinter ihm drein und wollten ihm sein gutes Fell flicken. Es sprang aber, hast du nicht gesehen! und flüchtete sich in ein Schilderhaus ohne daß es der Soldat gewahr wurde. Da kamen die Hunde und wollten es heraus haben, aber der Soldat verstand keinen Spaß und schlug mit dem Kolben drein, daß sie schreiend fortliefen. Als der Hase merkte, daß die Luft rein war, sprang er zum Schloß hinein ...

„erade zur Königstochter und ſetzte ſich unter ihren Stuhl und kratzte ſie am Fuß. Da ſagte ſie: „willſt du fort!“ und meinte, es wäre ihr Hund; der Haſe kratzte ſie zum zweitenmal am Fuß, da ſagte ſie wieder: „willſt du fort!“ und meinte es wäre ihr Hund. Aber der Haſe ließ ſich nicht irr machen und kratzte zum drittenmal, da guckte ſie herab und erkannte den Haſen an ſeinem Halsband. Nun nahm ſie ihn auf ihren Schooß, trug ihn in ihre Kammer und ſprach: „lieber Haſe, was willſt du?“ Antwortete er: „mein Herr, der den Drachen getödtet hat, iſt hier und ſchickt mich, ich ſoll um ein Brot bitten, wie es der König iſt.“ Da war ſie voll Freude und ließ den Bäcker kommen und befahl ihm, ein Brot zu bringen, wie es der König aß. Sprach das Häslein: „aber der Bäcker muß mirs auch hintragen, damit mir die Metzgerhunde nichts thun.“ Der Bäcker trug es ihm bis an die Thüre der Wirthsſtube, da ſtellte ſich der Has auf die Hinterbeine, nahm alsbald das Brot in die Vorderpfoten und brachte es ſeinem Herrn. Da ſprach der Jäger: „ſieht er, Herr Wirth, die hundert Goldſtücke ſind mein.“ Der Wirth wunderte ſich, aber der Jäger ſagte weiter: „ja, Herr Wirth, das Brot hätte ich, nun will ich aber auch von des Königs Braten eſſen.“ Der Wirth ſagte: „das mögt ich ſehen,“ aber wetten wollte er nicht mehr. Rief der Jäger den Fuchs und ſprach: „mein Füchslein, geh hin und hol mir Braten, wie ihn der König iſt.“ Der Rothfuchs wußte die Schliche beſſer, ging an den Ecken und durch die Winkel, ohne daß ihn ein Hund ſah und ſetzte ſich unter der Königstochter Stuhl und kratzte an ihrem Fuß. Da ſah ſie herab

und erkannte den Fuchs am Halsband und nahm ihn mit in ihre Kammer und sprach: „lieber Fuchs, was willst du?“ Antwortete er: „mein Herr, der den Drachen tödtete, ist hier und schickt mich, ich soll bitten um einen Braten, wie ihn der König ißt.“ Da ließ sie den Koch kommen, der mußte einen Braten, wie ihn der König aß, anrichten und dem Fuchs bis an die Thüre tragen, da nahm ihm der Fuchs die Schüssel ab und brachte sie seinem Herrn. „Sieht er, Herr Wirth, sprach der Jäger, Brot und Fleisch ist da, nun will ich auch Zugemüs essen, wie es der König ißt.“ Da rief er den Wolf und sprach: „lieber Wolf, geh hin und hol mir Zugemüs, wies der König ißt.“ Da ging der Wolf geradezu ins Schloß weil er sich vor niemand fürchtete und als er in der Königstochter Zimmer kam, da zupfte er sie hinten am Kleid, daß sie sich umschauen mußte. Sie erkannte ihn am Halsband und nahm ihn mit in ihre Kammer und sprach: „lieber Wolf, was willst du?“ Antwortete er: „mein Herr, der den Drachen getödtet hat, ist hier, ich soll bitten um ein Zugemüs, wie es der König ißt.“ Da ließ sie den Koch kommen, der mußte ein Zugemüs bereiten, wie es der König aß und mußte es dem Wolf bis vor die Thüre tragen, da nahm ihm der Wolf die Schüssel ab und brachte sie seinem Herrn. „Sieht er, Herr Wirth, sprach der Jäger, nun hab ich Brot, Fleisch und Zugemüs, aber ich will auch Zuckerwerk essen, wie es der König ißt.“ Rief er den Bären und sprach: „lieber Bär, du leckst doch gern etwas Süßes, geh hin und hol mir Zuckerwerk, wies der König ißt.“ Da trabte der Bär nach dem Schlosse und ging ihm jeder-

mann aus dem Wege, als er aber zu der Wache kam, hielt sie die Flinten vor, und wollte ihn nicht ins königliche Schloß lassen. Aber er hob sich auf und gab mit seinen Tatzen links und rechts ein paar Ohrfeigen, daß die ganze Wache zusammen fiel, und darauf ging er gerades Wegs zu der Königstochter, stellte sich hinter sie und brummte ein wenig. Da schaute sie rückwärts und erkannte den Bären und hieß ihn mit gehn in ihre Kammer und sprach: „lieber Bär, was willst du?“ Antwortete er: „mein Herr, der den Drachen getödtet hat, ist hier, ich soll bitten um Zuckerwerk, wies der König ißt.“ Da ließ sie den Zuckerbäcker kommen, der mußte Zuckerwerk backen, wie es der König aß und dem Bären vor die Thüre tragen, da stellte sich der Bär aufrecht, nahm ihm die Schüssel ab und brachte sie seinem Herrn. „Sieht er, Herr Wirth, sprach der Jäger, nun hab ich Brot, Fleisch, Zugemüs und Zuckerwerk, aber ich will auch Wein trinken, wie ihn der König trinkt.“ Rief seinen Löwen und sprach: „lieber Löwe, du trinkst dir doch gern einen Rausch, geh und hol mir Wein, wie ihn der König trinkt.“ Da schritt der Löwe über die Straße und die Leute liefen vor ihm und als er an die Wache kam, wollte sie den Weg sperren, aber er brüllte einmal, da sprang alles fort. Nun ging der Löwe vor das königliche Zimmer und klopfte mit seinem Schweif an die Thüre. Da kam die Königstochter heraus und wär fast über den Löwen erschrocken; aber sie erkannte ihn an dem goldenen Schloß von ihrem Halsbande und hieß ihn mit in ihre Kammer gehen und sprach: „lieber Löwe, was willst du?“ Antwortete er: „mein Herr, der den Drachen

getödtet hat, ist hier, ich soll bitten um Wein, wie ihn der König trinkt." Da ließ sie den Kellner kommen, der sollte dem Löwen Wein geben, wie ihn der König tränke. Sprach der Löwe: „ich will mitgehen und sehen, daß ich den rechten kriege." Da ging er mit dem Kellner hinab und als sie unten hin kamen, wollte ihm dieser von dem gewöhnlichen Wein zapfen, wie ihn des Königs Diener tranken, aber der Löwe sprach: „halt ein, ich will den Wein erst versuchen" zapfte sich ein halbes Maaß und schluckte es auf einmal hinab. „Nein, sagte er, das ist nicht der rechte." Der Kellner sah ihn schief an, ging aber und wollt ihm aus einem andern Faß geben, das für des Königs Marschall war. Sprach der Löwe: „halt! erst will ich den Wein versuchen" zapfte sich ein halbes Maaß und trank es; „der ist besser, aber noch nicht der rechte." Da ward der Kellner bös und sprach: „was so ein Vieh vom Wein verstehen will!" Aber der Löwe gab ihm einen Schlag hinter die Ohren, daß er unsanft zur Erde fiel, und als er sich wieder aufgemacht hatte, führte er den Löwen ganz stillschweigens in einen kleinen besonderen Keller, wo des Königs Wein lag, von dem sonst kein Mensch zu trinken bekam. Der Löwe zapfte sich erst ein halb Maaß und versuchte den Wein, dann sprach er: „das kann von dem rechten seyn," und hieß den Kellner sechs Flaschen füllen Nun stiegen sie herauf, wie der Löwe aber ins Freie kam, schwankte er hin und her und war ein wenig trunken, und der Kellner mußte ihm den Wein bis vor die Thüre tragen, da nahm er den Korb und brachte ihn seinem Herrn. Sprach der Jäger: „sieht er, Herr Wirth, da

hab ich Brot, Fleisch, Zugemüs, Zuckerwerk und Wein, wie es der König hat, nun will ich mit meinen Thieren Mahlzeit halten," und setzte sich hin, aß und trank und gab dem Hasen, dem Fuchs, dem Wolf, dem Bär und dem Löwen auch davon zu essen und zu trinken und war guter Dinge, denn er sah, daß ihn die Königstochter noch lieb hatte. Und als er Mahlzeit gehalten, sprach er: „Herr Wirth, nun hab ich gegessen und getrunken, wie der König ißt und trinkt, jetzt will ich an des Königs Hof gehen und die Königstochter heirathen." Fragte der Wirth: „wie soll das zugehen, da sie schon einen Bräutigam hat und heute soll vermählt werden." Da zog der Jäger das Taschentuch heraus, das ihm die Königstochter auf dem Drachenberg gegeben und worin die sieben Zungen des Unthiers eingewickelt waren und sprach: „dazu soll mir helfen, was ich da in der Hand halte." Da sah es der Wirth an und sprach: „wenn ich alles glaube, so glaube ich das nicht, und will wohl Haus und Hof dran setzen." Der Jäger aber nahm einen Beutel mit tausend Geldstücken, stellte ihn auf den Tisch und sagte: „das setze ich dagegen."

Nun sprach der König an der königlichen Tafel zu seiner Tochter: „was haben die vielen wilden Thiere gewollt, die zu dir gekommen und in mein Schloß ein und ausgegangen sind?" Da antwortete sie: „ich darfs nicht sagen, aber schickt hin und laßt den Herrn dieser Thiere holen, so werdet ihr wohl thun." Der König schickte einen Diener ins Wirthshaus und ließ den fremden Mann einladen, und der Diener kam gerade wie der Jäger mit dem Wirth gewettet hatte. Da sprach er: „seht er, Herr Wirth,

da schickt der König einen Diener und läßt mich einladen, aber ich gehe so noch nicht.“ Und zu dem Diener sagte er: „ich lasse den Herrn König bitten, daß er mir königliche Kleider schickt, einen Wagen mit sechs Pferden und Diener, die mir aufwarten.“ Als der König die Antwort hörte, sprach er zu seiner Tochter: „was soll ich thun?“ Sagte sie: „laßt ihn holen, wie ers verlangt, so werdet ihr wohl thun. Da schickte der König königliche Kleider, einen Wagen mit sechs Pferden und Diener, die ihm aufwarten sollten. Als der Jäger sie kommen sah, sprach er: „sieht er, Herr Wirth, nun werd ich abgeholt, wie ich es will;“ zog die königlichen Kleider an, nahm das Tuch mit den Drachenzungen und fuhr zum König. Als ihn der König kommen sah, sprach er zu seiner Tochter: „wie soll ich ihn empfangen?“ Antwortete sie: „geht ihm entgegen, so werdet ihr wohl thun.“ Da ging ihm der König entgegen und führte ihn herauf und seine Thiere folgten ihm nach. Der König wies ihm seinen Platz an neben sich und seiner Tochter, der Marschall saß auf der andern Seite, als Bräutigam, aber der kannte ihn nicht mehr. Nun wurden gerade die sieben Häupter des Drachen zur Schau aufgetragen und der König sprach: „die sieben Häupter hat der Marschall dem Drachen abgeschlagen, darum geb ich ihm heute meine Tochter zur Gemahlin.“ Da stand der Jäger auf, öffnete die sieben Rachen und sprach: „wo sind die sieben Zungen des Drachen?“ Da erschrak der Marschall, ward bleich und wußte nicht, was er antworten sollte: endlich sagte er in der Angst: „Drachen haben keine Zungen.“ Sprach der Jäger: „die Lügner sollten

keine haben, aber die Drachenzungen sind das Wahrzeichen des Siegers," und wickelte das Tuch auf, da lagen sie alle siebene darin und dann steckte er jede Zunge in den Rachen, in den sie gehörte und sie paßte genau. Darauf nahm er das Tuch, in welches der Name der Königstochter gestickt war und zeigte es der Jungfrau und fragte sie, wem sie es gegeben hätte, da antwortete sie: „dem, der den Drachen getödtet hat." Und dann rief er sein Gethier, nahm jedem das Halsband und dem Löwen das goldene Schloß ab und zeigte es der Jungfrau und fragte, wem es angehöre. Antwortete sie: „das Halsband und das goldene Schloß waren mein, ich habe es unter die Thiere vertheilt, die den Drachen besiegen halfen." Nun sprach der Jäger: „als ich nach dem Kampf müd und matt war und geruht und geschlafen habe, ist der Marschall gekommen und hat mir den Kopf abgehauen und hat die Königstochter fortgetragen und vorgegeben er sey es gewesen der den Drachen getödtet, und daß er gelogen, beweise ich mit den Zungen, dem Tuch und dem Halsband." Und dann erzählte er, wie ihn seine Thiere durch eine wunderbare Wurzel geheilt hätten und daß er ein Jahr lang mit ihnen herumgezogen wäre, bis er endlich wieder hierher gekommen, wo ihm der Betrug des Marschalls vom Wirth erzählt worden. Da fragte der König seine Tochter: „ist es wahr, daß dieser den Drachen getödtet hat?" Da antwortete sie: „ja, es ist wahr; nun darf ich auch die Schandthat des Marschalls offenbaren, weil sie ohne mein Zuthun an den Tag gekommen ist, denn er hat mir das Versprechen zu schweigen abgezwungen, darum habe ich mir aus-

gehalten, daß erst in Jahr und Tag die Hochzeit sollte gefeiert werden.“ Da ließ der König zwölf Rathsherrn rufen, die sollten über den Marschall Urtheil sprechen, und die urtheilten, daß er müßte von vier Ochsen zerrissen werden. Also ward der Marschall gerichtet, der König aber übergab seine Tochter dem Jäger und der wurde zum Statthalter des Königs im ganzen Reich ernannt. Die Hochzeit wurde mit großen Freuden gefeiert und der junge König ließ seinen Vater und Pflegevater holen und that ihnen wohl. Den Wirth vergaß er auch nicht und hieß ihn bringen und sprach zu ihm: „sieht er, Herr Wirth, die Königstochter habe ich geheirathet und sein Haus und Hof sind mein.“ Sprach der Wirth: „ja, das wär nach den Rechten.“ Der junge König aber sagte: „es soll nach Gnaden gehen, Haus und Hof soll er behalten und die tausend Goldstücke schenke ich ihm noch dazu.“

Nun waren der junge König und die junge Königin guter Dinge und lebten vergnügt zusammen. Er zog oft hinaus auf die Jagd, weil das seine Freude war, und die Thiere mußten ihn begleiten. Es lag aber in der Nähe ein Wald, von dem hieß es, er wär nicht geheuer und wär einer erst darin, käm er nicht leicht wieder heraus. Der junge König hatte aber große Lust darin zu jagen und ließ dem alten König keine Ruhe, bis er es ihm erlaubte. Nun ritt er mit einer großen Begleitung aus und als er zu dem Wald kam, sah er eine schneeweiße Hirschkuh darin und sprach zu seinen Leuten: „haltet hier bis ich zurück komme, ich will das schöne Wild jagen“ und ritt ihm nach

in den Wald hinein und nur ſeine Thiere folgten ihm. Die Leute hielten und warteten bis Abend, aber er kam nicht wieder, da ritten ſie heim und erzählten der jungen Königin: „der junge König iſt im Zauberwald einer weißen Hirſchkuh nachgejagt und iſt nicht wieder gekommen" Da war ſie in großer Beſorgniß um ihn. Er war aber dem ſchönen Wild immer nachgeritten und konnte es niemals einholen, wenn er meinte es wäre ſchußrecht, ſo wars gleich wieder in weiter Ferne, und endlich verſchwand es ganz. Nun merkte er, daß er tief in den Wald hineingerathen war, nahm ſein Horn und blies, aber er bekam keine Antwort, denn ſeine Leute konntens nicht hören. Und da auch die Nacht einbrach, ſah er, daß er dieſen Tag nicht heim kommen könnte, ſtieg ab, machte ſich bei einem Baum ein Feuer an, und wollte dabei übernachten. Als er bei dem Feuer ſaß und ſeine Thiere ſich auch dabei gelegt hatten, däuchte ihm eine menſchliche Stimme zu hören, er ſchaute um ſich, konnte aber nichts bemerken. Bald darauf hörte er wieder ein Aechzen wie von oben her, da ſchaute er in die Höhe und ſah ein altes Weib auf dem Baume ſitzen, das jammerte in einem fort: „hu! hu! hu! was mich friert." Sprach er: „ſteig herab und wärm dich, wenn dich friert." Sie aber ſagte: „nein, deine Thiere beißen mich." Antwortete er: „ſie thun dir nichts, altes Mütterchen, komm nur herunter." Sie war aber eine Hexe und ſprach: „da will ich dir eine Ruthe herabwerfen, wenn du ſie damit auf den Rücken ſchlägſt, thun ſie mir nichts." Da warf ſie ihm ein Ruthlein herab und er ſchlug ſie damit, alsbald lagen ſie ſtill und waren in Stein verwandelt.

Und als die Hexe vor den Thieren ſicher war, ſprang ſie herunter und rührte ihn auch mit einer Ruthe an und verwandelte ihn in Stein. Darauf lachte ſie und ſchleppte ihn und die Thiere in einen Graben, wo ſchon mehr ſolcher Steine lagen.

Als aber der junge König gar nicht wiederkam, ward die Angſt und Sorge der Königin immer größer. Nun trug ſich zu, daß gerade in dieſer Zeit der andere Bruder, der bei der Trennung gen Oſten gewandelt war, nach dem Königreich kam. Er war herumgezogen hin und her, hatte einen Dienſt geſucht und keinen gefunden und ſeine Thiere tanzen laſſen, als ihm einfiel, er wollte einmal nach dem Meſſer ſehen, das ſie bei ihrer Trennung in einen Baumſtamm geſtoßen hatten, um zu erfahren, wie es ſeinem Bruder ginge. Wie er dahin kam, war ſeines Bruders Seite halb verroſtet und halb war ſie noch blank. Da erſchrak er, und dachte, meinem Bruder muß ein großes Unglück zugeſtoßen ſeyn, doch kann ich ihn vielleicht noch retten, denn die Hälfte des Meſſers iſt noch blank, und zog mit ſeinen Thieren gen Weſten. Als er in das Stadtthor kam, trat ihm die Wache entgegen und fragte, ob ſie ihn bei ſeiner Gemahlin melden ſollte, die junge Königin wär ſchon ſeit ein paar Tagen in großer Angſt über ſein Ausbleiben und fürchte, er wär im Zauberwald umgekommen, denn die Wache glaubte nicht anders, als es wär der junge König ſelbſt, ſo ähnlich ſah er ihm, und hatte auch die wilden Thiere hinter ſich laufen. Da merkte er, daß von ſeinem Bruder die Rede war und dachte: es iſt das beſte, ich gebe mich für ihn aus, ſo kann ich ihn wohl leichter erretten. Alſo ließ er ſich von der Wache ins Schloß

begleiten und ward mit großen Freuden empfangen. Die jung
Königin meinte nicht anders, als es wäre ihr Gemahl, er er
zählte ihr, daß er ſich in dem Wald verirrt hätte und nicht ehe
wieder ſich herausfinden können. Abends ward er in das königl
liche Bette gebracht, aber er legte ein zweiſchneidiges Schwer
zwiſchen ſich und die junge Königin; ſie wußte nicht, was da
ſagen ſollte, getraute aber nicht zu fragen.

Da blieb er ein paar Tage und erforſchte derweil alles, wi
es mit dem Zauberwald war, endlich ſprach er: „ich muß noc
einmal dort jagen.“ Der König und die junge Königin wollte
es ihm ausreden, aber er beſtand darauf und zog mit große
Begleitung hinaus. Als er an den Wald kam, ſah er, wie ſei
Bruder, die weiße Hirſchkuh, und ſprach zu ſeinen Leuten: „bleib
hier und wartet, bis ich wiederkomme, ich will das ſchöne Wil
jagen,“ ritt in den Wald hinein und ſeine Thiere liefen ih
nach. Nun erging es ihm nicht anders als ſeinem Bruder; d
Hirſchkuh konnte er nicht einholen und gerieth ſo tief in de
Wald, daß er darin übernachten mußte. Und als er ein Feu
angemacht hatte, hörte er über ſich ächzen: „hu! hu! hu! w
mich friert;“ da ſchaute er hinauf, und es ſaß dieſelbe Hexe obe
im Baum. Sprach er: „wenn dich friert, ſo komm herab, alte
Mütterchen, und wärm dich.“ Antwortete ſie: „nein, dein
Thiere beißen mich.“ Er aber ſprach: „ſie thun dir nichts.“
Da rief ſie: „ich will dir eine Ruthe hinabwerfen, wenn du
damit ſchlägſt, ſo thun ſie mir nichts.“ Wie der Jäger d
hörte, traute er der Alten nicht und ſprach: „meine Thiere ſchl

ich nicht, komm du herunter, oder ich hol dich.“ Da rief sie: „was willst du wohl? du thust mir noch nichts!“ er aber antwortete: „kommst du nicht, so schieß ich dich herunter.“ Sprach sie: „schieß nur zu, du sollst mich wohl laufen lassen!“ Da legte er an und schoß nach ihr, aber die Hexe war fest gegen alle Bleikugeln, lachte, daß es gellte, und rief: „du sollst mich noch nicht treffen!“ Aber der Jäger wußte Bescheid, riß sich drei silberne Knöpfe vom Rock, lud sie in die Büchse, denn dagegen war ihre Kunst umsonst, und wie er schoß, stürzte sie mit Geschrei herab. Da stellte er den Fuß auf sie, und sprach: „alte Hexe, wenn du nicht gleich gestehst, wo mein Bruder ist, so pack ich dich auf und werf dich ins Feuer.“ Sie war in großer Angst und bat um Gnade und sagte: „er liegt mit seinen Thieren versteinert in einem Graben.“ Da zwang er sie mit hinzugehen und sprach: „alte Katze, jetzt machst du meinen Bruder und alle Geschöpfe, die hier liegen, lebendig, oder du kommst ins Feuer.“ Sie nahm eine Ruthe und rührte die Steine an, da wurde sein Bruder mit den Thieren wieder lebendig und viele andere, Kaufleute, Handwerker, Hirten, standen auf, dankten für ihre Befreiung und zogen heim. Die Zwillingsbrüder aber, als sie sich wiedersahen, küßten sich und freuten sich von Herzen. Dann griffen sie die Hexe, banden sie und legten sie ins Feuer, und als sie verbrannt war, da that sich der Wald von selbst auf und war licht und hell, und man konnte das königliche Schloß auf drei Stunden Wegs sehen.

Nun gingen die zwei Brüder zusammen nach Haus und erzählten einander auf dem Weg ihre Schicksale. Und als der jüngst

ſagte, er wäre an des Königs Statt im ganzen Lande, ſprach der andere: „das hab ich wohl gemerkt, denn als ich in die Stadt kam und für dich angeſehen wurde, da geſchah mir alle königliche Ehre, die junge Königin hielt mich für ihren Gemahl und ich mußte an ihrer Seite eſſen und in deinem Bett ſchlafen.“ Wie das der andere hörte, ward er ſo eiferſüchtig und zornig, daß er ſein Schwert zog und ſeinem Bruder den Kopf abſchlug. Als dieſer aber todt da lag und er ſein rothes Blut fließen ſah, reute es ihn gewaltig und er ſprach: „mein Bruder hat mich erlöſt und ich habe ihn dafür getödtet!“ und jammerte laut. Da kam ſein Haſe und ſagte, er wollte von der Lebenswurzel holen, ſprang fort und brachte ſie noch zu rechter Zeit, und der Todte wurde wieder lebendig und merkte gar nichts von der Wunde.

Darauf zogen ſie weiter und der jüngſte ſprach: „du ſiehſt aus wie ich, haſt königliche Kleider an wie ich und die Thiere folgen dir nach wie mir, wir wollen zu den entgegengeſetzten Thoren eingehen und von zwei Seiten zugleich beim alten König anlangen.“ Alſo trennten ſie ſich, und bei dem alten König kam zu gleicher Zeit die Wache von dem einen und dem andern Thore und meldete, der junge König mit ſeinen Thieren wäre von der Jagd angelangt. Sprach der König: „es iſt nicht möglich, die Thore liegen eine Stunde weit aus einander.“ Indem aber kamen von zwei Seiten die beiden Brüder in den Schloßhof hinein und ſtiegen beide herauf. Da ſprach der König zu ſeiner Tochter: „nun ſag du, welcher dein Gemahl iſt, denn es ſieht einer aus wie der andere, ich kanns nicht ſagen.“ Sie war da in großer Angſt

und

und wußte es nicht, endlich fiel ihr das Halsband ein, das sie den Thieren gegeben hatte und sah an dem Löwen ihres Gemahls das goldene Schlößchen; da sprach sie vergnügt: „dieser ist mein rechter Mann.“ Da lachte der junge König und sagte: „ja, das ist der rechte!“ und sie setzten sich zusammen zu Tisch, aßen und tranken und waren fröhlich. Abends, als der junge König zu Bett ging, sprach seine Frau: „warum hast du die vorigen Nächte immer ein zweischneidiges Schwert in unser Bett gelegt, ich habe geglaubt, du wolltest mich todtschlagen.“ Da erkannte er, wie treu sein Bruder gewesen war.

61.

Das Bürle.

Es war ein Dorf, darin saßen lauter reiche Bauern und nur ein armer, den nannten sie das Bürle (Bäuerlein). Er hatte nicht einmal eine Kuh und noch weniger Geld eine zu kaufen; und er und seine Frau hätten so gern eine gehabt. Einmal sprach er zu ihr: „hör, ich hab einen guten Gedanken, da ist unser Gevatter Schreiner, der soll uns ein Kalb aus Holz machen und braun anstreichen, daß es wie ein anderes aussieht, mit der Zeit wirds wohl groß und gibt eine Kuh.“ Der Frau gefiel das auch, und der Gevatter Schreiner zimmerte und hobelte das Kalb recht, strich es an, wie sichs gehörte, und machte es so, daß es den Kopf unterhängte, als fräße es.

Wie die Kühe des andern Morgens ausgetrieben wurden, rief das Bürle den Hirt herein und sprach: „seht, da hab ich ein Kälbchen, aber es ist noch zu klein und muß noch getragen werden.“ Der Hirt sagte: „schon gut!“ nahms in seinen Arm und trugs hinaus auf die Weide, da stellte ers ins Gras. Das Kälbchen blieb da immer stehen wie eins das frißt, und der Hirt sprach: „das wird bald selber laufen, guck einer, was es schon frißt!“ Abends als er die Heerde wieder heim treiben wollte, sprach er zu dem Kalb: „kannst du da stehen und dich satt fressen, so kannst du auch auf deinen vier Beinen gehen, ich mag dich nicht wieder auf dem Arm heim schleppen.“ Das Bürle stand aber vor seiner Hausthür und wartete auf sein Kälbchen; als nun der Kuhhirt durchs Dorf trieb und das Kälbchen fehlte, fragte er darnach. Der Hirt antwortete: „das steht noch immer draußen und frißt; es wollte nicht aufhören und nicht mitgehen.“ Bürle aber sprach: „ei was! ich muß mein Vieh wieder haben.“ Da gingen sie zusammen nach der Wiese zurück, aber einer hatte das Kalb gestohlen und es war fort. Sprach der Hirt: „es wird wohl wohin gelaufen seyn!“ Das Bürle aber sagte: „mir nicht so!“ und führte den Hirten vor den Schultheiß, der verdammte ihn für seine Nachlässigkeit, daß er dem Bürle für das entkommene Kalb mußte eine Kuh geben.

Nun hatte das Bürle und seine Frau die lang gewünschte Kuh; sie freuten sich von Herzen, hatten aber kein Futter und konnten ihr nichts zu fressen geben, also mußte sie bald geschlachtet werden. Das Fleisch salzten sie ein, und das Bürle ging

die Stadt und wollte das Fell dort verkaufen, um für den Erlös ein neues Kälbchen zu bestellen. Unterwegs kam er an eine Mühle, da saß ein Rabe ohne Flügel, den nahm er aus Erbarmen auf, und wickelte ihn in das Fell. Weil aber das Wetter so schlecht ward und Wind und Regen stürmte, konnte er nicht weiter, kehrte in die Mühle ein, und bat um Herberge. Die Müllerin war allein zu Haus und sprach zu dem Bürle: „da leg dich auf die Streu," und gab ihm ein Käsebrot. Das Bürle aß und legte sich nieder, sein Fell neben sich, und die Frau dachte: „der ist müd und schläft." Indem kam der Pfaff, und die Frau Müllerin empfing ihn wohl und sprach: „mein Mann ist aus, da wollen wir uns tractiren." Bürle hörte auf und wie's von tractiren hörte, ärgerte sich's, daß es mit Käsebrot hatte vorlieb nehmen müssen. Da trug die Frau herbei und trug vielerlei auf: Braten, Salat, Kuchen und Wein.

Wie sie sich nun setzten und essen wollten, klopfte es draußen; sprach die Frau: „ach Gott, das ist mein Mann!" geschwind den Braten in die Ofenkachel, den Wein unters Kopfkissen, den Salat aufs Bett, den Kuchen unters Bett und den Pfaff in den Schrank auf dem Hausehrn. Darnach machte sie dem Mann auf und sprach: „gottlob, daß du wieder hier bist!" Der Müller sah's Bürle auf der Streu liegen und fragte: „was will der Kerl da?" „Ach, sagte die Frau, der kam in dem Sturm und Wetter und bat um ein Obdach, da hab ich ihm ein Käsebrot gegeben und ihm die Streu angewiesen." Sprach der Mann: „ich habe nichts dagegen, aber schaff mir bald etwas zu essen." Die

Frau sagte: „ich hab' aber nichts als Käsebrot.“ „Nun gibs nur her,“ antwortete der Mann, sah das Bürle an und rief's: „komm, und iß noch einmal mit!“ Bürle ließ sich das nicht zweimal sagen, stand auf und aß mit. Darnach fragte der Müller: „was hast du da bei dir im Fell?“ Antwortete das Bürle: „da hab ich einen Wahrsager drin.“ „Kann der mir auch wahrsagen?“ sprach der Müller. „Warum nicht! sagte das Bürle, er sagt aber nur vier Dinge, und das fünfte behält er bei sich.“ Der Müller war begierig und sprach: „laß ihn einmal wahrsagen.“ Da drückte Bürle dem Rab auf den Kopf, daß er quackte und krr! machte. Sprach der Müller: „was hat er gesagt?“ Bürle antwortete: „erstens hat er gesagt, es stecke Wein unterm Kopfkissen.“ „Das wäre des Guckgucks!“ rief der Müller ging hin und fand den Wein. — Nun weiter sprach der Müller. Das Bürle ließ den Raben wieder quacksen und sprach: „Zweitens hat er gesagt, wäre Braten in der Ofenkachel.“ „Das wäre des Guckgucks!“ rief der Müller, ging hin und fand den Braten. Bürle ließ den Raben noch mehr weissagen und sprach: „drittens hat er gesagt, wäre Salat auf dem Bett.“ „Das wäre des Guckgucks!“ rief der Müller, ging hin und fand den Salat. Endlich drückte das Bürle den Raben noch einmal, daß er knurrte und sprach: „viertens hat er gesagt, wäre Kuchen unterm Bett.“ „Das wäre des Guckgucks!“ rief der Müller, ging hin und fand den Kuchen.

Nun setzten sich die zwei zusammen an den Tisch, die Müllerin aber kriegte Todesängste, legte sich ins Bett und nahm alle

Schlüssel zu sich. Der Müller hätte auch gern das fünfte gewußt, aber Bürle sprach: „erst wollen wir die vier andern Dinge essen, denn das fünfte ist etwas schlimmes.“ So aßen sie und darnach ward gehandelt, wie viel der Müller für die fünfte Wahrsagung geben sollte, bis sie um dreihundert Thaler einig wurden. Da drückte Bürle dem Raben noch einmal an den Kopf, daß er laut quackte. Fragte der Müller: „was hat er gesagt?“ antwortete das Bürle: „er hat gesagt, draußen im Schrank auf dem Hausehrn, da steckt der Teufel.“ Sprach der Müller: „der Teufel muß hinaus!“ sperrte die Hausthür auf und die Frau mußte den Schlüssel hergeben; Bürle aber schieß den Schrank auf. Da lief der Pfaff was er konnte hinaus und der Müller sprach: „ich hab den schwarzen Kerl gesehen!“ Bürle aber machte sich in der Dämmerung mit den dreihundert Thalern aus dem Staub.

Daheim that sich das Bürle nach und nach auf, baute ein hübsches Haus und die Bauern sprachen: „das Bürle ist gewiß gewesen, wo der goldene Schnee fällt, und man das Geld mit Scheffeln heim trägt.“ Da ward Bürle vor den Schultheiß gefodert, es sollte sagen, woher es den Reichthum hätte. Antwortete es: „ich habe mein Kuhfell in der Stadt für dreihundert Thaler verkauft.“ Wie die Bauern das hörten, wollten sie auch den Vortheil genießen, liefen heim und schlugen all ihre Kühe todt, zogen die Felle ab, um sie in der Stadt mit dem großen Gewinn zu verkaufen. Der Schultheiß sprach: „meine Magd muß aber vorangehen.“ Wie diese zum Kaufmann in die Stadt kam, gab

er ihr nicht mehr als drei Thaler für ein Fell; und wie die übrigen kamen, gab er ihnen nicht einmal so viel und sprach: „was soll ich mit all den Fellen anfangen!“

Nun ärgerten sich die Bauern, daß sie vom Bürle hintergangen geführt waren, wollten Rache an ihm nehmen, und verklagten es wegen des Betrugs bei dem Schultheiß, dieser verurtheilte Bürle zum Tod, und daß es in einem löcherichten Faß sollte ins Wasser gerollt werden. Bürle ward hinausgeführt und ein Geistlicher gebracht, der ihm Seelenmesse lesen sollte. Nun mußten die andern sich alle entfernen und wie das Bürle den Geistlichen anblickte, so erkannte es den Pfaffen, der bei der Frau Müllerin gewesen war. Sprach es zu ihm: „ich hab euch aus dem Schrank befreit, befreit mich aus dem Faß;“ und als gerade ein Schäfer mit einer Heerde Schafe daher trieb, von dem das Bürle wußte, daß er längst gern Schultheiß geworden wäre, so rief es laut: „nein, ich thus nicht! und wenns die ganze Welt haben wollte! nein ich thus nicht! der Schäfer, der das hörte, kam herbei und fragte: „was hast du vor? was willst du nicht thun?“ Bürle sprach: „da wollen sie mich zum Schultheiß machen, wenn ich mich in das Faß setze, aber ich thus nicht!“ Der Schäfer sagte: „wenns weiter nichts ist! um Schultheiß zu werden, wollt ich mich gleich in das Faß setzen.“ Bürle sprach: „willst du dich hinein setzen, so wirst du auch Schultheiß.“ Der Schäfer wars zufrieden, setzte sich hinein und das Bürle schlug den Deckel drauf, und trieb darnach des Schäfers Heerde fort. Nun ging der Pfaff zur Gemeinde und sagte, die Seelenmesse wäre gelesen,

da kamen ſie und rollten das Faß nach dem Waſſer hin. Als das Faß zu rollen anfing, rief der Schäfer: „ich will ja gern Schultheiß werden! ich will ja gern Schultheiß werden!“ ſie glaubten nicht anders, als das Bürle ſchrie ſo, und ſprachen: „das meinen wir auch, aber erſt ſollſt du dich da unten umſehen!“ und rollten das Faß ins Waſſer hinein.

Darauf gingen die Bauern heim und wie ſie ins Dorf kamen, ſo kam auch das Bürle daher, und trieb eine Heerde Schafe ruhig ein und war ganz zufrieden. Da erſtaunten die Bauern und ſprachen: „Bürle, wo kommſt du her? kommſt du aus dem Waſſer?“ „Freilich, antwortete das Bürle, ich bin verſunken tief, tief, bis ich endlich auf den Grund kam, ich ſtieß dem Faß den Boden aus, und kroch heraus, da waren ſchöne Wieſen, auf denen viele Lämmer weideten, davon brucht ich mir die Heerde mit.“ Sprachen die Bauern: „ſind noch mehr da?“ „O ja, ſagte das Bürle, mehr als ihr brauchen könnt.“ Da verabredeten ſich die Bauern, daß ſie ſich auch Schafe holen wollten, jeder eine Heerde; der Schultheiß aber ſagte: „ich komm zuerſt.“ Nun gingen ſie zuſammen zum Waſſer, da ſtanden gerade am blauen Himmel kleine Flockwolken, die man Lämmerchen nennt, die ſpiegelten ſich im Waſſer ab, da riefen die Bauern: wir ſehen ſchon die Schafe unten auf dem Grund!“ der Schulz drängte ſich hervor und ſagte: „nun will ich zuerſt hinunter und mich umſehen, wenns gut iſt, will ich euch rufen.“ Da ſprang er hinein, „plump,“ klang es im Waſſer. Sie meinten nicht anders, als er riefe ihnen zu: „kommt!“ und der ganze Hauſe ſtürzte in einer Haſt

hinter ihm drein. Da war das Dorf ausgestorben und Märle war der einzige Erbe und ein reicher Mann.

62.

Die Bienenkönigin.

Zwei Königssöhne gingen einmal auf Abentheuer, und geriethen in ein wildes, wüstes Leben, so daß sie gar nicht wieder nach Haus kamen. Der jüngste, welcher der Dummling hieß, ging aus und suchte seine Brüder; aber wie er sie fand, verspotteten sie ihn, daß er mit seiner Einfalt sich durch die Welt schlagen wolle, da sie zwei nicht durchkämen und wären doch viel klüger. Da zogen sie miteinander fort und kamen an einen Ameisenhaufen; die zwei ältesten wollten ihn aufwühlen, und sehen, wie die kleinen Ameisen in der Angst herumkröchen und ihre Eier forttrügen; aber der Dummling sagte: „laßt die Thiere in Fried', ich leids nicht, daß ihr sie stört." Da gingen sie weiter und kamen an einen See, auf dem schwammen viele, viele Enten; die zwei Brüder wollten ein paar fangen und braten, aber der Dummling sagte wieder: „laßt die Thiere in Fried', ich leids nicht, daß ihr sie tödtet." Endlich kamen sie an ein Bienennest, darin war so viel Honig, daß er am Stamm herunterlief; die zwei wollten Feuer unter den Baum legen und die Bienen ersticken, damit sie den Honig wegnehmen könnten. Der Dummling hielt sie aber wieder ab und sprach: „laßt die Thiere in Fried', ich leids nicht, daß ihr sie verbrennt." Da kamen die drei Brüder in ein Schloß,

wo in den Ställen lauter steinerne Pferde standen, auch war kein Mensch zu sehen, und sie gingen durch alle Säle, bis sie vor eine Thüre ganz am Ende kamen, davor hingen drei Schlösser; es war aber mitten in der Thüre ein Lädlein, dadurch konnte man in die Stube sehen. Da sahen sie ein grau Männchen an einem Tische sitzen, das riefen sie an, einmal, zweimal aber es hörte nicht; endlich riefen sie zum drittenmal, da stand es auf und kam heraus. Es sprach aber kein Wort, sondern faßte sie an und führte sie zu einem reichbesetzten Tisch; und als sie gegessen und getrunken hatten, führte es einen jeglichen in ein eigenes Schlafgemach. Am andern Morgen kam es zu dem ältesten, winkte ihm und brachte ihn zu einer steinernen Tafel, darauf standen die drei Aufgaben geschrieben, wodurch das Schloß erlöst werden konnte. Die erste war: in dem Wald unter dem Moos lagen die tausend Perlen der Königstochter, die mußten aufgesucht werden, und wenn vor Sonnenuntergang noch eine einzige fehlte, so ward der, welcher gesucht hatte, zu Stein. Der älteste ging hin und suchte den ganzen Tag, als aber der Tag zu Ende war, hatte er erst hundert gefunden; es folgte, wie auf der Tafel stand, und er ward in Stein verwandelt. Am folgenden Tag unternahm der zweite Bruder das Abentheuer; es ging ihm aber nicht besser als dem ältesten, er fand nicht mehr, als zweihundert Perlen und ward zu Stein. Endlich kam auch an den Dummling die Reihe, der suchte im Moos, es war aber so schwer, die Perlen zu finden, und ging so langsam! da setzte er sich auf einen Stein und weinte. Und wie er so saß kam der Ameisenkönig, dem er

einmal das Leben erhalten hatte mit fünftausend Ameisen, und es währte gar nicht lang, so hatten diese die Perlen miteinander gefunden und auf einen Haufen getragen. Die zweite Aufgabe aber war, den Schlüssel zu der Schlafkammer der Königstochter aus der See zu holen. Wie der Dummling zur See kam, schwammen die Enten, die er einmal gerettet hatte, heran, tauchten unter, und holten den Schlüssel aus der Tiefe. Die dritte Aufgabe aber war die schwerste: aus den drei schlafenden Töchtern des Königs sollte die jüngste und die liebste heraus gesucht werden, sie glichen sich aber vollkommen und waren durch nichts verschieden, als daß die älteste ein Stück Zucker, die zweite Syrup, die jüngste einen Löffel voll Honig gegessen hatte, und es war bloß an dem Hauch zu erkennen, welche den Honig gegessen. Da kam aber die Bienenkönigin von den Bienen, die der Dummling vor dem Feuer geschützt, und versuchte den Mund von allen dreien, zuletzt blieb sie auf dem Mund sitzen, der Honig gegessen, und so erkannte der Königssohn die rechte, und da war aller Zauber vorbei, alles war aus dem Schlaf erlöst, und wer von Stein war, erhielt seine menschliche Gestalt wieder. Und der Dummling vermählte sich mit der jüngsten und liebsten, und ward König nach ihres Vaters Tod; seine zwei Brüder aber mit den beiden andern Schwestern.

63.

Die drei Federn.

Es war einmal ein König, der hatte drei Söhne, davon waren zwei klug und gescheidt, aber der dritte sprach nicht viel, war einfältig und wurde der Dummling genannt. Als der König nun alt wurde, daß er an sein Ende dachte, wußte er nicht, welcher von seinen Söhnen nach ihm das Reich erben sollte. Da sprach er zu ihnen: „ziehet aus, und wer mir den feinsten Teppich bringt, der soll nach meinem Tod König seyn.“ Und damit es keinen Streit unter ihnen gab, führte er sie vor sein Schloß, blies drei Federn in die Luft und sprach: „wie die fliegen, so sollt ihr ziehen.“ die eine Feder flog nach Osten, die andere nach Westen, die dritte flog aber gerad aus und flog nicht weit, sondern fiel zur Erde. Nun ging der eine Bruder rechts, der andere ging links und sie lachten den Dummling aus, der da bei der dritten Feder auf der Erde bleiben müßte.

Der Dummling setzte sich nieder und war traurig, da sah er auf einmal neben der Feder eine Thüre in der Erde. Er machte sie auf und stieg eine Treppe hinab, und kam vor eine andere Thüre und klopfte an, da riefs inwendig:

„Jungfer grün und klein:
Hutzelbein!
Hutzelbeins Hündchen
Hutzel hin und her,
laß geschwind sehen, wer draußen wär,“

Nun that sich die Thüre auf und er sah eine große, dicke Itsche (Kröte) sitzen, und rings um sie eine Menge kleiner Itschen. Die dicke Itsche fragte, was sein Begehren wäre? antwortete er: "Ich hätte gern den schönsten und feinsten Teppich." Da rief sie junge und sprach:

„Jungfer grün und klein,
Hutzelbein!
Hutzelbeins Hündchen,
Hutzel hin und her!
bring mir die große Schachtel her!"

die Itsche holte die Schachtel, und die dicke machte sie auf und gab dem Dummling einen Teppich daraus so schön und so fein, wie oben auf der Erde keiner gewebt werden konnte. Da dankte er ihr und ging wieder fort.

Die beiden andern aber hatten ihren jüngsten Bruder für so albern gehalten, daß sie glaubten, er würde nicht das mindeste gegen sie aufbringen können. „Was sollen wir uns mit Suchen groß Mühe geben!" sprachen sie und nahmen dem ersten, besten Schäfersweib, das ihnen begegnete, die groben Tücher vom Leib und trugen sie dem König hin. Da kam der Dummling auch, und brachte seinen schönen Teppich, und als der König den sah, erstaunte er und sprach: „das Reich gehört dem jüngsten." Aber die zwei andern ließen dem König keine Ruh und sprachen, es wäre nicht möglich, daß der Dummling König würde und baten ihn, er möchte noch eine Bedingung machen. Da sagte der Vater: „der soll das Reich erben, der mir den schönsten Ring bringt,"

und führte die drei Brüder hinaus und blies drei Federn in die Luft, denen sie nachgehen sollten. Die zwei ältesten zogen wieder nach Osten und Westen und für den Dummling flog die Feder gerad aus und fiel neben der Erdthüre nieder. Da stieg er wieder hinab zu der dicken Itsche und sagte ihr, daß er den schönsten Ring brauche. Sie ließ sich ihre große Schachtel holen und gab ihm daraus einen Ring so schön, wie ihn kein Goldschmied auf der Erde machen konnte. Die zwei ältesten hatten über den Dummling gelacht, daß der einen goldenen Ring suchen wollte, gaben sich gar keine Mühe, sondern schlugen den ersten besten Wagenringen die Nägel aus und brachten sie dem König. Als dieser dagegen den schönen Ring des Dummlings sah, sprach er: „ihm gehört das Reich.“ Aber die zwei ältesten quälten den König so lang, bis er noch eine dritte Bedingung machte und den Ausspruch that, der solle das Reich haben, der die schönste Frau heimbrächte. Die drei Federn blies er auch wieder in die Luft und sie flogen wie die vorigemale.

Da ging der Dummling zum drittenmal hinab zu der dicken Itsche und sprach: „ich soll die schönste Frau heimbringen.“ „Ei, antwortete die Itsche, die schönste Frau! nun die sollst du haben.“ und gab ihm eine gelbe Rübe, mit sechs Mäuschen bespannt. Da dachte der Dummling ganz traurig: „was soll ich damit anfangen?“ Die Itsche aber sprach: „nun setz eine von meinen kleinen Itschen hinein.“ Da griff er auf Gerathewohl eine aus dem Kreis und setzte sie auf die gelbe Rübe, aber kaum rührte sie daran, so ward sie zu einem wunderschönen Fräulein, die Rübe

zur Kutſche und die ſechs Mäuschen zu Pferden. Da ſtiegen ſie in die Kutſche und er küßte ſie und brachte ſie zu dem König. Seine Brüder kamen auch, die hatten den Dummling ſo verachtet, daß ſie die erſten, beſten Bauernweiber genommen und heimgeführt hatten. Da ſprach der König: „dem jüngſten gehört das Reich nach meinem Tod!“ Aber die zwei älteſten lärmten von neuem, ſprachen, wir könnens nicht zugeben und verlangten, der ſollte den Vorzug haben, deſſen Frau durch einen Ring ſpringen könne, der in dem Saal mitten hing und dachten, die Bauernweiber können das wohl, die ſind ſtark genug, aber das zarte Fräulein ſpringt ſich todt. Endlich willigte der König ein. Da ſprangen die zwei Bauernweiber, ſprangen auch durch, waren aber ſo plump, daß ſie fielen und ihre groben Arme und Beine entzwei brachen. Darauf ſprang das ſchöne Fräulein, das der Dummling mitgebracht hatte, und ſprang ganz leicht durch den Ring und gewann ihm das Reich. Und als der König ſtarb, erhielt er die Krone und hat lange in Weisheit geherrſcht.

64.

Die goldene Gans.

Es war ein Mann, der hatte drei Söhne, davon hieß der jüngſte der Dummling, und wurde verachtet und verſpottet und bei jeder Gelegenheit zurückgeſetzt. Es geſchah, daß der älteſte in den Wald gehen wollte, Holz hauen, und eh er ging, gab ihm noch ſeine Mutter einen ſchönen, feinen Eierkuchen und ein

Flaſche Wein mit, damit er nicht Hunger und Durſt litt. Als er in den Wald kam, begegnete ihm ein altes graues Männlein, das bot ihm einen guten Tag und ſprach: „gib mir doch ein Stück von deinem Kuchen aus der Taſche, und laß mich einen Schluck von deinem Wein trinken, ich bin ſo hungrig und durſtig.“ Der kluge Sohn aber antwortete: „geb ich dir meinen Kuchen und meinen Wein, ſo hab ich ſelber nichts, pack dich deiner Wege!“ und ging fort. Als er nun anfing einen Baum zu behauen, dauerte es nicht lange, ſo hieb er fehl und die Axt fuhr ihm in den Arm, daß er mußte heimgehen und ſich verbinden laſſen. Das war aber von dem grauen Männchen gekommen.

Darauf ging der zweite Sohn in den Wald und die Mutter gab ihm, wie dem älteſten, einen Eierkuchen und eine Flaſche Wein. Dem begegnete gleichfalls das alte graue Männchen und bat um ein Stückchen Kuchen und einen Trunk Wein an. Aber der zweite Sohn ſprach auch ganz verſtändig: „was ich dir gebe, das geht mir ſelber ab, pack dich deiner Wege!“ und ging fort. Das Männchen ließ die Strafe nicht ausbleiben und als er ein paar Hiebe am Baum gethan, hieb er ſich ins Bein, daß er mußte nach Haus getragen werden.

Da ſagte der Dummling auch: „Vater, ich will hinausgehen und Holz hauen.“ Antwortete der Vater: „deine Brüder haben ſich Schaden gethan, laß du's gar bleiben, du verſtehſt nichts davon.“ Der Dummling aber bat, daß ers erlauben möchte, da ſagte er endlich: „geh nur hin, durch Schaden wirſt du klug werden.“ Die Mutter aber gab ihm einen Kuchen, der war mit

Waſſer in der Aſche gebacken und eine Flaſche ſaueres Bier. Als er in den Wald kam, begegnete ihm gleichfalls das alte, graue Männchen und grüßte ihn und ſprach: „gib mir ein Stück von deinem Kuchen und einen Trunk aus deiner Flaſche, ich bin ſo hungrig und durſtig.“ Antwortete der Dummling: „ich habe aber nur Aſchenkuchen und ſaures Bier, wenn dir das recht iſt, ſo wollen wir uns ſetzen und eſſen.“ Da ſetzten ſie ſich, und als der Dummling ſeinen Aſchenkuchen herausholte, ſo wars ein feiner Tierkuchen, und das ſaure Bier war ein guter Wein. Nun aßen und tranken ſie, und darnach ſprach das Männlein: „weil du ein gutes Herz haſt und das Deine gern mittheilſt, ſo will ich dir Glück beſcheeren. Dort ſteht ein alter Baum, den hau ab, ſo wirſt du in den Wurzeln etwas finden.“ Und darauf nahm es Abſchied.

Der Dummling ging hin und hieb den Baum um, und wie er fiel, ſaß in den Wurzeln eine Gans, die hatte Federn von reinem Gold. Er hob ſie heraus, nahm ſie mit ſich und ging in ein Wirthshaus, da wollte er übernachten. Der Wirth hatte aber drei Töchter, die ſahen die Gans, waren neugierig, was das für ein wunderlicher Vogel wäre und hätten gar gern eine von ſeinen goldenen Federn gehabt. Endlich dachte die älteſte: „ich ſoll und muß eine Feder haben!“ wartete bis der Dummling hinausgegangen war und faßte die Gans beim Flügel, aber Finger und Hand blieben ihr daran feſthängen. Bald darnach kam die zweite und hatte keinen andern Gedanken, als ſich eine Feder zu holen, ging heran, kaum aber hatte ſie ihre Schweſter angerührt,

rührt, so blieb sie an ihr festhängen. Endlich kam auch die dritte und wollte eine Feder, da schrieen die andern: „bleib weg! um Himmelswillen, bleib weg!“ aber sie begriff nicht, warum und dachte: sind die dabei, so kann ich auch dabei seyn, sprang herzu, aber wie sie ihre Schwester angerührt hatte, so blieb sie an ihr fest hängen. So mußten sie die Nacht bei der Gans zubringen.

Am andern Morgen nahm der Dummling die Gans in den Arm, ging fort und bekümmerte sich nicht um die drei Mädchen, die daran hingen. Die mußten immer hinter ihm drein laufen, links und rechts, wie's ihm in die Beine kam. Mitten auf dem Felde begegnete ihnen der Pfarrer und als er den Aufzug sah, sprach er: „ei so schämt euch, ihr garstigen Mädchen, was lauft ihr dem jungen Bursch durchs Feld nach, schickt sich das?“ Damit faßte er die jüngste an die Hand und wollte sie zurückziehen, wie er sie aber anrührte, blieb er gleichfalls hängen und mußte selber hinten drein laufen. Nicht lange, so kam der Küster und sah den Herrn Pfarrer drei Mädchen auf dem Fuß folgen, da verwunderte er sich und rief: „ei! Herr Pfarrer! wo hinaus so geschwind? heut ist noch eine Kindtaufe!“ lief auf ihn zu und faßte ihn am Ermel und blieb auch fest hängen. Wie die fünf so hinter einander her trabten, kamen zwei Bauern mit ihren Hacken vom Feld, da rief der Pfarrer ihnen zu, sie sollten sie doch losmachen. Kaum aber hatten sie den Küster angerührt, so blieben sie hängen und waren ihrer nun siebene, die dem Dummling mit der Gans nachliefen.

Er kam darauf in eine Stadt, da herrschte ein König, der hatte eine Tochter, die war so ernsthaft, daß sie niemand zum Lachen bringen konnte. Darum hatte er ein Gesetz gegeben, wer sie könnte zu lachen machen, der sollte sie heirathen. Der Dummling, als er das hörte, ging mit seiner Gans und ihrem Anhang vor die Königstochter, und wie diese die sieben Menschen immer hinter einander herlaufen sah, fing sie überlaut an zu lachen, und wollte gar nicht wieder aufhören. Da verlangte sie der Dummling zur Braut, aber der König machte allerlei Einwendungen und sagte, er müßte ihm erst einen Mann bringen, der einen Keller voll Wein austrinken könnte. Der Dummling dachte an das graue Männchen, das könnte ihm wohl helfen, ging hinaus in den Wald, und auf der Stelle, wo er den Baum abgehauen hatte, sah er einen Mann sitzen, der machte ein gar betrübtes Gesicht. Der Dummling fragte: was er sich so sehr zu Herzen nähme? „Ei! antwortete er, ich bin so durstig, und kann nicht genug zu trinken kriegen, ein Faß Wein hab ich zwar ausgeleert, aber was ist ein Tropfen auf einem heißen Stein?“ „Da kann ich dir helfen, sagte der Dummling, komm nur mit mir, du sollst satt haben.“ Er führte ihn darauf in des Königs Keller und der Mann machte sich über die großen Fässer, trank und trank, daß ihm die Hüften weh thaten, und ehe ein Tag herum war, hatte er den ganzen Keller ausgetrunken. Der Dummling verlangte wieder seine Braut; der König aber ärgerte sich, daß ein schlechter Bursch, den jedermann einen Dummling nannte, seine Tochter davon tragen sollte, und machte neue Be-

dingungen: er müsse ihm erst einen Mann schaffen, der einen Berg voll Brot aufessen könnte. Der Dummling ging wieder in den Wald, da saß auf des Baumes Platz ein Mann, der schnürte sich den Leib mit einem Riemen zusammen, machte ein grämliches Gesicht und sagte: „ich habe einen ganzen Backofen voll Kaspelbrot gegessen, aber was hilft das bei meinem großen Hunger, ich spür nichts im Leib und muß mich nur zuschnüren, wenn ich nicht Hungers sterben soll.“ Wie der Dummling das hörte, war er froh und sprach: „steig auf und geh mit mir, du sollst dich satt essen.“ Er führte ihn an den Hof des Königs, der hatte alles Mehl aus dem ganzen Reich zusammenfahren und einen ungeheuern Berg davon backen lassen; der Mann aber aus dem Wald stellte sich davor, fing an zu essen, und in einem Tag und einer Nacht, war der ganze Berg verschwunden. Der Dummling forderte wieder seine Braut; der König aber suchte noch einmal Ausflucht, und verlangte ein Schiff, das zu Land wie zu Wasser fahren könnte; schaffe er aber das, dann solle er gleich die Königstochter haben. Der Dummling ging noch einmal in den Wald, da saß das alte graue Männchen, dem er seinen Kuchen gegeben, und sagte: „ich hab für dich getrunken und gegessen, ich will dir auch das Schiff geben; das alles thu' ich, weil du barmherzig gegen mich gewesen bist.“ Da gab er ihm das Schiff, das zu Land und zu Wasser fuhr, und als der König das sah, mußte er ihm seine Tochter geben. Da ward die Hochzeit gefeiert, und der Dummling erbte das Reich, und lebte lange Zeit vergnügt mit seiner Gemahlin.

65.

Allerlei-Rauh.

Es war einmal ein König, dessen Frau hatte Haare von lauterem Gold und war so schön, daß sich ihres Gleichen nicht mehr auf Erden fand. Es geschah, daß sie krank lag und als sie fühlte, daß sie bald sterben würde, rief sie den König und sprach: „wenn du nach meinem Tode dich wieder vermählen willst, so nimm keine, die nicht eben so schön ist, als ich bin und die nicht solche goldene Haare hat, wie ich habe; das mußt du mir versprechen" Nachdem es ihr der König versprochen hatte, that sie die Augen zu und starb.

Der König war lange Zeit gar nicht zu trösten und dachte nicht daran, eine zweite Frau zu nehmen. Endlich sprachen seine Räthe: „es geht nicht anders, der König muß sich wieder vermählen, damit wir eine Königin haben." Nun wurden Boten weit und breit umhergeschickt, um eine Braut zu suchen, die so schön wäre, als es die verstorbene Königin gewesen. Es war aber keine Königstochter in der Welt so schön, und wenn sie's auch gewesen wäre, so waren doch solche goldene Haare nicht mehr zu finden. Also kamen die Boten unverrichteter Sache wieder heim.

Nun hatte der König eine Tochter, die war gerade so schön, wie ihre verstorbene Mutter und hatte auch solche goldene Haare. Als sie herangewachsen war, sah sie der König einmal an und sah, daß sie in allem seiner verstorbenen Gemahlin gliche, da fühlte er eine heftige Liebe zu ihr und sprach zu seinen Räthen:

„ich will meine Tochter heirathen, denn sie ist das Ebenbild meiner verstorbenen Frau und sonst kann ich doch keine Braut auf Erden finden. Als die Räthe das hörten, erschraken sie und sprachen: „Gott hat verboten, daß der Vater seine Tochter heirathet und aus der Sünde kann nichts Gutes entspringen.“ Die Tochter erschrak auch, hoffte aber den König noch von seinem Vorhaben abzubringen. Da sagte sie zu ihm: „eh ich euern Wunsch erfülle, muß ich erst drei Kleider haben, eins, so golden wie die Sonne, eins so silbern wie der Mond und eins so glänzend als die Sterne; ferner verlang ich einen Mantel von tausenderlei Pelz und Rauhwerk zusammengesetzt, zu welchem ein jedes Thier in euerm Reich ein Stück von seiner Haut gegeben hat.“ Dabei dachte sie, das ist anzuschaffen ganz unmöglich, und dann muß mein Vater von seinen Gedanken ablassen. Der König aber ließ nicht ab, und die geschicktesten Jungfrauen in seinem Reich mußten die drei Kleider weben, eins so golden als die Sonne, eins so silbern als der Mond und eins so glänzend als die Sterne; und seine Jäger mußten alle Thiere in seinem Reich auffangen, und ihnen ein Stück von ihrer Haut abziehen, daraus ward ein Mantel von tausenderlei Rauhwerk gemacht. Und wie alles fertig war, ließ es der König zu ihr bringen und sprach: „morgen soll die Hochzeit seyn.“

Als nun die Königstochter sah, daß keine Hoffnung mehr war, ihres Vaters Herz umzuwenden, so stand sie, wie alles schlief, in der Nacht auf, nahm von ihren Kostbarkeiten dreierlei, einen goldenen Ring, ein goldenes Spinnrädchen und ein goldenes

Haſpelchen; die drei Kleider von Sonne, Mond und Sterne that ſie in eine Nußſchale, zog den Mantel von allerlei Rauhwerk an, und machte ſich Geſicht und Hände mit Ruß ſchwarz. Dann befahl ſie ſich Gott und ging fort, und ging die ganze Nacht, bis ſie in einen großen Wald kam. Und weil ſie ſo müd war, ſetzte ſie ſich in einen hohlen Baum und ſchlief ein.

Sie ſchlief aber noch immer, als es ſchon hoher Tag war. Da trug es ſich zu, daß der König dem der Wald gehörte, darin jagte, und ſeine Hunde zu dem Baum kamen, die ſchnupperten und liefen daran herum und bellten. Sprach der König zu den Jägern: „ſeht doch, was dort für ein Wild ſich verſteckt hat.“ Die Jäger gingen hin und kamen wieder und ſprachen: „in dem hohlen Baum liegt ein wunderliches Thier, das wir nicht kennen und noch nicht geſehen haben; an ſeiner Haut iſt tauſenderlei Pelz, es liegt aber und ſchläft.“ Sprach der König: „ſeht zu ob ihrs lebendig fangen könnt, dann bindets auf den Wagen und nehmts mit. Da packten es die Jäger, davon erwachte das Mädchen, erſchrak und ſprach: „ich bin ein armes Kind, das Vater und Mutter verlaſſen haben, erbarmt euch mein und nehmt mich mit.“ Da ſprachen ſie: „ja, Allerlei-Rauh, du biſt gut für die Küche, komm nur mit, da kannſt du die Aſche zuſammenkehren.“ Alſo ſetzten ſie es auf den Wagen und fuhren es heim ins königliche Schloß. Dort wieſen ſie ihm ein Ställchen unter der Treppe, wo kein Tageslicht hinkam und ſagten: „Rauthierchen, da kannſt du wohnen und ſchlafen.“ Dann wurde es in die Küche geſchickt, da trug es Holz und Waſſer, ſchürte das

Feuer, rupfte das Federvieh, kelas das Gemüs, kehrte die Asche und that alle schlechte Arbeit.

Da lebte Allerlei-Rauh lange Zeit recht armselig. Ach! du schöne Königstochter, wie solls mit dir noch werden! Es geschah aber einmal, daß ein Fest im Schloß gefeiert wurde, da sprach sie zum Koch: „darf ich ein wenig hinaufgehen und zusehen; ich will mich außen vor die Thüre stellen.“ Antwortete der Koch: „ja, geh nur hin, aber in einer halben Stunde mußt du wieder hier seyn und die Asche zusammentragen.“ Da nahm sie ihr Oehllämpchen, ging in ihr Ställchen und zog den Pelzrock aus und wusch sich den Ruß von dem Gesicht und den Händen ab, daß ihre Schönheit hervorkam, recht wie die Sonne aus den Wolken. Dann machte sie die Nuß auf und holte ihr Kleid hervor, das wie die Sonne glänzte. Und wie das geschehen war, ging sie hinauf zum Fest und alle traten ihr aus dem Weg, denn niemand kannte sie und meinten nicht anders, als daß es eine Königstochter wäre. Der König aber kam ihr entgegen und reichte ihr die Hand und tanzte mit ihr und dachte in seinem Herzen: „so schön habe ich noch keine gesehen.“ Als der Tanz zu Ende war, verneigte sie sich und wie sich der König umsah, war sie verschwunden und niemand wußte wohin. Die Wächter wurden gerufen, die vor dem Schlosse standen, aber sie hatten niemand erblickt.

Sie war aber in ihr Ställchen gelaufen, hatte geschwind ihr Kleid ausgezogen, Gesicht und Hände schwarz gemacht und den Pelzmantel umgethan, und war wieder Allerlei-Rauh. Als sie nun in die Küche kam und an ihre Arbeit gehen und die Asche

zusammenkehren wollte, sprach der Koch: „laß das gut seyn, bis morgen und koch da die Suppe für den König, ich will auch einmal ein bischen oben zugucken; aber laß mir kein Haar hinein fallen, sonst kriegst du in Zukunft nichts mehr zu essen!“ Da ging der Koch fort, und Allerlei-Rauh kochte die Suppe für den König und kochte eine Brotsuppe so gut es konnte, und wie sie fertig war, holte es in dem Ställchen seinen goldenen Ring und legte ihn in die Schüssel, in welche die Suppe angerichtet ward. Als der Tanz zu Ende war, ließ sich der König die Suppe bringen, und aß sie und sie schmeckte ihm so gut, daß er meinte niemals eine so gute Suppe gegessen zu haben. Wie er aber auf den Grund kam, sah er da einen goldenen Ring liegen und konnte nicht begreifen, wie er dahin gerathen war. Da befahl er, der Koch sollte vor ihn kommen; der Koch erschrak, wie er den Befehl hörte und sprach zu Allerlei-Rauh: „gewiß hast du ein Haar in die Suppe fallen lassen, wenns wahr ist, so kriegst du Schläge. Als er vor den König kam, fragte dieser, wer die Suppe gekocht hätte? Antwortete der Koch: „ich habe sie gekocht.“ Der König aber sprach: „das ist nicht wahr, denn sie war anders und besser gekocht.“ Antwortete er: „ich muß es gestehen, daß ich sie nicht gekocht habe, sondern das Rauhthierchen.“ Sprach der König: „laß es herauf kommen;“ und als Allerlei-Rauh kam, fragte er: „wer bist du?“ „Ich bin ein armes Kind, das keinen Vater und Mutter mehr hat,“ antwortete es. Fragte er weiter: „wozu bist du in meinem Schloß?“ Antwortete es: „ich bin zu nichts gut, als daß mir die Stiefeln

um den Kopf geworfen werden.“ Fragte er weiter: „wo haſt du den Ring her, der in der Suppe war?“ Antwortete es: „von dem Ring weiß ich nichts;“ alſo konnte der König nichts erfahren und mußte es wieder fortſchicken.

Ueber eine Zeit war wieder ein Feſt, da bat Allerlei-Rauh den Koch wie vorigesmal um Erlaubniß zuſehen zu dürfen. Antwortete er: „ja, aber komm in einer halben Stunde wieder und koch dem König die Brotſuppe, die er ſo gerne ißt.“ Da lief es in ſein Ställchen, wuſch ſich geſchwind und nahm aus der Nuß das Kleid, das ſo ſilbern war, als der Mond und that es an. Da ging ſie wie eine Königstochter hinauf und der König trat ihr entgegen und freute ſich, daß er ſie wiederſah, und weil eben der Tanz anhub, ſo tanzten ſie zuſammen. Wie aber der Tanz zu Ende war, verſchwand ſie wieder ſo ſchnell, daß der König nicht bemerken konnte, wo ſie hinging. Sie ſprang aber in ihr Ställchen und machte ſich wieder zum Rauhthierchen und ging in die Küche, die Brotſuppe zu kochen. Als der Koch oben war, holte es das goldene Spinnrad und that es in die Schüſſel, ſo daß die Suppe darüber angerichtet wurde. Darnach ward ſie dem König gebracht, der aß ſie und ſie ſchmeckte ihm ſo gut, wie das vorigemal und ließ den Koch kommen, der mußte wieder geſtehen, daß Allerlei-Rauh die Suppe gekocht. Allerlei-Rauh kam da wieder vor den König, aber ſie antwortete, daß ſie nur dazu da ſey, daß ihr die Stiefel an den Kopf geworfen würden und daß ſie von dem goldenen Spinnrädchen gar nichts wiſſe.

Als aber der König zum drittenmal ein Fest anstellte, da ging es nicht anders, als die vorigemale. Der Koch sprach zwar: „du bist eine Hexe, Rauchthierchen und thust immer etwas in die Suppe, davon sie so gut wird und dem König besser schmeckt, als meine;" doch weil es so bat, so ließ er es auf die bestimmte Zeit hingehen. Nun zog es sein Kleid an, das wie die Sterne glänzte und trat damit in den Saal. Der König tanzte wieder mit der schönen Jungfrau und meinte, daß sie noch niemals so schön gewesen wäre. Und während er tanzte steckte er ihr, ohne daß sie es merkte, einen goldnen Ring an den Finger und hatte befohlen, daß der Tanz recht lang währen sollte. Wie er zu Ende war, wollte er sie an den Händen fest halten, aber sie riß sich los und sprang so geschwind unter die Leute, daß sie vor seinen Augen verschwand. Sie lief, was sie konnte, in ihr Ställchen unter der Treppe, weil sie aber zu lange und über die halbe Stunde geblieben war, so konnte sie das schöne Kleid nicht ausziehen, sondern warf nur den Mantel von Pelz darüber und in der Eile machte es sich auch nicht ganz rußig, sondern ein Finger blieb weiß. Allerlei-Rauh lief nun in die Küche und kochte dem König die Brotsuppe und legte, wie der Koch fort war, den goldenen Haspel hinein. Der König, als er ihn auf dem Grund fand, ließ Allerlei-Rauh wieder rufen, da erblickte er den weißen Finger und sah den Ring, den er im Tanze ihr angesteckt hatte. Da ergriff er sie an der Hand und hielt sie fest, und als sie sich losmachen und fortspringen wollte, that sich der Pelzmantel ein wenig auf und das Sternenkleid schimmerte hervor. Da faßte der

König den Mantel und riß ihn ab, und die goldenen Haare und der ganze herrliche Anzug kam hervor und ſie konnte ſich nicht mehr verbergen und wiſchte Ruß und Aſche aus ihrem Geſicht, da war ſie die ſchönſte Königstochter, die je auf Erden gegangen iſt. Der König aber ſprach: „du biſt meine liebe Braut, und wir ſcheiden nimmermehr von einander.“ Darauf ward die Hochzeit gefeiert und ſie lebten vergnügt bis an ihren Tod.

66.

Häſichen-Braut.

Et was ein Frou mit ener Teachter in änen ſchöhnen Goarten mit Koal; dahin kam ån Häſichen und freaß zo Wenterszit allen Koal. Do ſeit de Frou zur Teachter: „gäh in den Goarten und jag's Häſichen.“ Seits Mäken zum Häſichen: „ſchu! ſchu! du Häſichen, friſt noch allen Koal!“ Seits Häſichen: „kumm, Mäken, und ſett dich uf min Haoſenſchwänzeken und kumm mit in min Haoſenhüttchen.“ Mäken well nech. Am annern Tog kummts Häſichen weder und frißt den Koal, do ſeit de Frou zur Teachter: „gäh in den Goarten und jags Häſichen.“ Seits Mäken zum Häſichen: „ſchu! ſchu! du Häſichen, frißt noch allen Koal!“ Seits Häſichen: „kumm, Mäken, ſett dich uf min Haoſenſchwänzeken und kumm mit mer in min Haoſenhüttchen.“ Mäken well nech Am dretten Tog kummts Häſichen weder und frißt den Koal. Do ſeit de Frou zur Teachter: „gäh in den Goarten und jags Häſichen.“ Seits Mäken: „ſchu! ſchu! du Häſichen, frißt noch

allen Koal! „Seits Häſichen: kumm, Mäken, ſett dich uf min Haoſenſchwänzeken und kumm mit mer in min Hoaſenhüttchen.“ Mäken ſätzt ſich uf den Haoſenſchwänzeken, do brachts Häſichen weit raus in ſin Hüttchen und ſeit: „nu koach Grinkoal und Herſche (Hirſe , ick well de Hochtidlüt beten.“ Do kamen alle Hochtidlüt zeſam'm. (Wer waren dann die Hochzeitsleute? das kann ich dir ſagen, wie mirs ein anderer erzählt hat: das waren alle Haſen und die Krähe war als Pfarrer dabei die Brautleute zu trauen und der Fuchs als Küſter und der Altar war unterm Regenbogen)

Mäken aober was trurig, do ſe ſo alleene was; kummts Häſichen und ſeit: „thu uf! thu uf! de Hochtidlüt ſenn freſch friſch, luſtig!“ de Braut ſeit niſcht und wint. Häſichen gäht fort, Häſichen kummt weder und ſeit: „thu uf! thu uf! de Hochtidlüt ſenn hongrig!“ de Braut ſeit weder niſcht und wint.“ Häſichen gäht fort, Häſichen kummt und ſeit: „thu uf! thu uf! de Hochtidlüt waorten.“ Do ſeit de Braut niſcht, und Häſichen gäht fort, aober ſe macht ene Puppen von Stroah met eren Kleedern und gibt er eenen Röhrleppel und ſet ſe an den Keſſel med Herſche und gäht zor Motter. Häſichen kummt nech ämahl und ſeit: „thu uf! „thu uf!“ und macht uf und ſmet die Puppe an Kopp, daß er de Hube abfällt.

Do ſet Häſichen, daß ſine Braut nech es und gäht fort und es trurig.

67.

Die zwölf Jäger.

Es war einmal ein Königssohn, der hatte eine Braut, und hatte sie sehr lieb. Als er nun bei ihr saß und ganz vergnügt war, da kam die Nachricht, daß sein Vater todt krank läge und ihn noch vor seinem Ende zu sehen verlangte. Da sprach er zu seiner Liebsten: „ich muß nun fort und muß dich verlassen, da geb ich dir einen Ring zu meinem Andenken. Wann ich König bin, komm ich wieder und hol dich heim.“ Da ritt er fort, und als er bei seinem Vater anlangte, so war dieser sterbenskrank und dem Tode nah. Er sprach aber zu ihm: „liebster Sohn, ich habe dich vor meinem Ende noch einmal sehen wollen, versprich mir nach meinem Willen dich zu verheirathen.“ und nannte ihm eine gewisse Königstochter, die sollte seine Gemahlin werden. Der Sohn war so betrübt, daß er sich gar nicht bedachte, sondern sprach: „ja, lieber Vater, was Ihr Wille ist, soll geschehen,“ und darauf schloß der König die Augen und starb.

Als nun der Sohn zum König ausgerufen und die Trauerzeit verflossen war, mußte er das Versprechen halten, daß er seinem Vater gegeben hatte und ließ um die Königstochter werben, und sie wurde ihm auch zugesagt. Da hörte das seine erste Braut und grämte sich über die Untreue so sehr, daß sie fast verging. Da sprach ihr Vater zu ihr: „liebstes Kind, warum bist du so traurig? was du wünschest, das soll doch geschehen.“ Sie bedachte sich einen Augenblick, dann sprach sie: „lieber Vater, ich

wünſche mir elf Mädchen, von Angeſicht, Geſtalt und Wuchs mir völlig gleich." Sprach der König: „wenns möglich iſt, ſolls erfüllt werden," und ließ in ſeinem ganzen Reich ſo lange ſuchen, bis elf Jungfrauen gefunden waren, ſeiner Tochter von Angeſicht, Geſtalt und Wuchs völlig gleich.

Als ſie zu der Königstochter kamen, ließ dieſe zwölf Jägerkleider machen, eins wie das andere, und die elf Jungfrauen mußten die Jägerkleider anziehen und ſie ſelber zog das zwölfte an. Und darauf nahm ſie Abſchied von ihrem Vater und ritt mit ihnen fort, und ritt an den Hof ihres ehemaligen Bräutigams, den ſie ſo ſehr liebte. Da fragte ſie an, ob er Jäger brauche! und ob er ſie alle zuſammen nicht in ſeinen Dienſt nehmen wollte. Der König ſah ſie an und erkannte ſie nicht, weil es aber ſo ſchöne Leute waren, ſprach er ja, er wollte ſie gerne nehmen, und da waren ſie die zwölf Jäger des Königs.

Der König aber hatte einen Löwen, das war ein wunderliches Thier, denn er wußte alles Verborgene und Heimliche. Es trug ſich zu, daß er eines Abends zum König ſprach: „du meinſt du hätteſt da zwölf Jäger?" „Ja, ſagte der König, zwölf Jäger ſinds." Sprach der Löwe weiter: „du irrſt dich, das ſind zwölf Mädchen." Antwortete der König: „das iſt nimmermehr wahr, wie willſt du mir das beweiſen?" „O laß nur Erbſen in dein Vorzimmer ſtreuen, antwortete der Löwe, da wirſt du's gleich ſehen, Männer haben einen feſten Tritt, wenn die darüber hingehen, regt ſich keine, aber Mädchen, die trippeln und trap-

geln und ſchlurfeln und die Erbſen rollen.“ Dem König gefiel der Rath wohl, und er ließ die Erbſen ſtreuen.

Es war aber ein Diener des Königs, der war den Jägern gut und wie er hörte, daß ſie ſollten auf die Probe geſtellt werden, ging er hin und erzählte ihnen alles wieder und ſprach: der Löwe will dem König weis machen, ihr wärt Mädchen. Da dankte ihm die Königstochter und ſprach hernach zu ihren Jungfrauen: „thut euch Gewalt an, und tretet feſt auf die Erbſen.“ Als nun der König am andern Morgen die zwölf Jäger zu ſich rufen ließ, und ſie kamen ins Vorzimmer, wo die Erbſen lagen, ſo traten ſie ſo feſt darauf, und hatten einen ſo ſichern ſtarken Gang, daß auch nicht eine rollte, oder ſich bewegte. Da gingen ſie wieder fort, und der König ſprach zum Löwen: „du haſt mich belogen, ſie gehen ja wie Männer.“ Antwortete der Löwe: „ſie habens gewußt, daß ſie ſollten auf die Probe geſtellt werden, und haben ſich Gewalt angethan. Laß nur einmal zwölf Spinnräder ins Vorzimmer bringen, ſo werden ſie herzukommen und werden ſich daran freuen, und das thut kein Mann“ Dem König gefiel der Rath, und er er ließ die Spinnräder ins Vorzimmer ſtellen.

Der Diener aber, der es redlich mit den Jägern meinte, ging hin und entdeckte ihnen den Anſchlag. Da ſprach die Königstochter, als ſie allein waren, zu ihren elf Mädchen: „thut euch Gewalt an, und blickt nicht einmal nach den Spinnrädern.“ Wie nun der König am andern Morgen ſeine zwölf Jäger rufen ließ, ſo kamen ſie durch das Vorzimmer und ſahen die Spinnräder gar

nicht an. Da ſprach der König wiederum zum Löwen: „du haſt mich belogen, es ſind Männer, denn ſie haben die Spinnräder nicht angeſehen.“ Der Löwe antwortete: „ſie habens gewußt, daß ſie ſollten auf die Probe geſtellt werden, und haben ſich Gewalt angethan.“ Sprach der König: „ich glaube dir nun nicht mehr.“

Die zwölf Jäger aber folgten dem König beſtändig zur Jagd und er hatte ſie je länger, je lieber. Nun geſchah es, daß, als ſie einmal auf der Jagd waren, die Nachricht kam, die Braut des Königs wäre im Anzug. Wie die rechte Braut das hörte, that ihrs ſo weh, daß es ihr faſt das Herz abſtieß, und ſie ohnmächtig auf die Erde fiel. Der König meinte, ſeinem lieben Jäger ſey etwas begegnet, lief herzu und wollte ihm helfen und zog ihm den Handſchuh aus. Und da erblickte er den Ring, den er ſeiner erſten Braut gegeben, und wie er ihr recht ins Geſicht ſah, erkannte er ſie. Da ward ſein Herz ſo gerührt, daß er ſie küßte, und als ſie die Augen aufſchlug, ſprach er: „du biſt mein und ich bin dein, und kein Menſch auf der Welt kann das ändern.“ Zu der andern Braut aber ſchickte er einen Boten und ließ ſie bitten in ihr Reich zurückzukehren, denn er habe ſchon eine Gemahlin, und wer einen alten Schlüſſel wiedergefunden habe, brauche den neuen nicht. Darauf ward die Hochzeit gefeiert und der Löwe kam wieder in Gnade, weil er doch die Wahrheit geſagt hatte.

68.

De Gaudeif un ſien Meeſter.

Jan wull ſien Sohn en Handwerk lehren loeten, do gonk Jan in de Kerke un bedet to uſſen Herrgott, wat úm wull ſelig (zuträglich) wöre; do ſteit de Köſter achter dat Altar un ſeg: „dat Gaudeifen! dat Gaudeifen (gaudieben)!“ Do geit Jan wier to ſien Sohn: he möſt dat Gaudeifen lehren, dat hedde em uſſe Herrgott ſegt. Geit he met ſienen Sohn un ſögt ſick enen Mann, de dat Gaudeifen kann: do goht ſe ene ganze Tied, kummt in ſo'n graut Bold, do ſteit ſo'n klein Hüsken met ſo'ne olle Frau derin; ſeg Jan: „wiet ji nig enen Mann, de dat Gaudeifen kann?“ „Dat ſan ji hier wull lehren, ſeg de Frau, mien Sohn is en Meeſter avon.“ Do kührt (ſpricht) he met den Sohn, of he dat Gau- ſen auk recht könne? de Gaudeifs-Meeſter ſeg: „ick willt en Sohn wull lehren, dann kummt övern Johr wier, wann ji nn juen Sohn noch kennt, dann will ick gar kien Lehrgeld heb- n, un kenne ji em nig, dann müge ji mi twe hunnert Dahler wen.“

De Vader geit wier noh Hues un de Sohn lehret gut hexen gaudeifen. Aſſe dat Johr um is, geit de Vader alle un grient, he dat anfangen will, dat he ſienen Sohn kennt. Aſſe he der geit un grient, do kümmt em ſo'n klein Männken in de Möte tgegen) dat ſeg: „Maun, wat griene ji? ji ſind je ſo bedröft!“ , ſeg Jan, ick hebbe meinen Sohn vör en Johr bie en Gaue - Meſter vermet, do ſede de mig, ick ſöll övert Johr wier

kummen un wann ick dann mienen Sohn nig kennde, dann ſöll ick em twe hunnert Dahler giewen, un waan ick em kennde, dann höf ick nix to giewen; nu ſin ick ſo bange, dat ick em nig kenne un ick weet nig, wo ick dat Geld her kriegen ſall." Do ſeg dat Männken, he ſöll en Körſken Braut met niemen un gohen unner den Kamin ſtehen: „do up den Hahlbaum ſteit en Körſken, do liekt en Vögelken uht, dat is jue Sohn."

Do geit Jan hen un ſchmit en Körſken Schwatbraut vör den Korf, do kümmt dat Vügelken daruht un blickt der up. „Hollah mien Sohn, biſt du hier?" ſeg de Vader. Do freude ſick de Sohn, dat he ſienen Vader ſeg; aweiſt de Lehrmeeſter ſeg: „dat het ju de Düvel in giewen, wu könn ji ſüs juen Sohn kennen!" „Vader, loct us gohn," ſede de Junge.

Do will de Vater met ſienen Sohn nach Hues hengohn, unnerweges kümmt der ne Kutſke an föhren, do ſegd de Sohn to ſienen Vader: „ick will mie in enen grauten Windhund maken, dann kann ji viel Geld met mie verdienen." Do röpt de Heer uht de Kutſke: „Mann, will ji den Hund verkaupen? „Jau," ſede de Vater, „wu viel Geld will ji den vör hebben?" „Dertig Dahler." „Je, Mann, dat is je viel, men wegen dat et ſo'n eidlicke rohren Ruen (gar ſchöner Rübe) is, ſo will ick en behollen." De Heer nimmt en in ſiene Kutſke, aſſe de en lück (wenig) weg föhrt is, do ſprinkt de Hund uht den Wagen dör de Glaſe, un do was he kien Windhund mehr un was wier bie ſienen Vader.

Do goht ſe toſamen noh Hues. Den annern Dag is in de neigſte Dorp Markt, do ſeg de Junge to ſienen Vader: „ick w

mie nu in en ſchön Perd maken, dann verkaupet mie; awerſt wann ji mie verkaupet, da möt ji mie den Taum uttrecken, ſüs kann ick kien Menſk wier weren.“ Do treckt de Bader met dat Perd noh't Markt, do kümmt de Gaudeifs-Meeſter un köft dat Perd för hunnert Dahler, un de Vater verget un treckt em den Taum nig uht. Do treckt de Mann met dat Perd noh Hues un doet et in en Stall. Aſſe de Magd öwer de Dehle geit, do ſegd dat Perd: „tüh mie den Taum uht, tüh mie den Taum uht! Do ſteiht de Magd un luſtert: „je kannſt du kühren?“ Geit hen un tüht em den Taum uht, do werd dat Perd en Küning (Sperling) un flügt öwer de Döhre un de Hexenmeeſter auk en Küning un flügt em noh. Do kümmt ſe bie enc (zuſammen) und bietet ſick, awerſt de Meeſter verſpielt un mäk ſick in't Water un is en Fiſk. Do werd de Junge auk en Fiſk un ſe bietet ſick wier, dat de Meeſter verſpielen mot. Do mäk ſick de Meeſter in en Hohn, un de Junge werd en Voß, un bitt den Meeſter den Kopp af; do is he ſtorwen un ligt daut bes up düſſen Dag.

69.

Jorinde und Joringel.

Es war einmal ein altes Schloß, mitten in einem großen, dicken Wald, darinnen wohnte eine alte Frau ganz allein, das war eine Erzzauberin. Am Tage machte ſie ſich zur Katze oder zur Nachteule, des Abends aber wurde ſie wieder ordentlich wie ein Menſch geſtaltet. Sie konnte das Wild und die Vögel herbei-

locken, und dann schlachtete sie's kochte und bratete es. Wenn jemand auf hundert Schritte dem Schloß nahe kam, so mußte er stille stehn und konnte sich nicht von der Stelle bewegen, bis sie ihn losſprach; wenn aber eine keusche Jungfrau in diesen Kreis kam, so verwandelte sie dieselbe in einen Vogel und sperrte sie dann in einen Korb ein, in die Kammern des Schlosses. Sie hatte wohl sieben tausend solcher Körbe mit so raren Vögeln im Schlosse.

Nun war einmal eine Jungfrau, die hieß Jorinde; sie war schöner als alle andere Mädchen, die, und dann ein gar schöner Jüngling, Namens Joringel, hatten sich zusammen versprochen. Sie waren in den Brauttagen, und sie hatten ihr größtes Vergnügen eins am andern. Damit sie nun einsmalen vertraut zusammen reden könnten, gingen sie in den Wald spazieren. „Hüte dich, sagte Joringel, daß du nicht so nahe ans Schloß kommst!“ Es war ein schöner Abend, die Sonne schien zwischen den Stämmen der Bäume hell ins dunkle Grün des Waldes, und die Turteltaube sang kläglich auf den alten Maibuchen.

Jorinde weinte zuweilen, setzte sich hin im Sonnenschein und klagte. Joringel klagte auch; sie waren so bestürzt, als wenn sie hätten sterben sollen; sie sahen sich um, waren irre, und wußten nicht, wohin sie nach Hause gehen sollten. Noch halb stand die Sonne über dem Berg, und halb war sie unter; Joringel sah durchs Gebüsch, und sah die alte Mauer des Schlosses nah bei sich, er erschrak und wurde todtbang. Jorinde sang:

„Mein Vöglein mit dem Ringlein roth
Singt Leide, Leide, Leide;
Es singt dem Täublein seinen Tod,
Singt Leide, Lei — Zickûth! Zickûth! Zickûth!“

Joringel sah nach Jorinde. Jorinde war in eine Nachtigall verwandelt, die sang Zickûth! Zickûth! Eine Nachteule mit glühenden Augen flog dreimal um sie herum, und schrie dreimal Schu — hu — hu — hu! Joringel konnte sich nicht regen; er stand da wie ein Stein, konnte nicht weinen nicht reden, nicht Hand noch Fuß regen. Nun war die Sonne unter; die Eule flog in einen Strauch, und gleich darauf kam eine alte, krumme Frau aus diesem hervor, gelb und mager, große rothe Augen, krumme Nase, die mit der Spitze ans Kinn reichte. Sie murmelte, fing die Nachtigall, und trug sie auf der Hand fort. Joringel konnte nichts sagen, nicht von der Stelle kommen; die Nachtigall war fort, endlich kam das Weib wieder und sagte mit dumpfer Stimme: „grüß dich, Zachiel! wenns Mondel ins Körbel scheint, bind los, Zachiel, zu guter Stund!“ Da wurd Joringel los; er fiel vor dem Weib auf die Knie und bat, sie möchte ihm seine Jorinde wieder geben; aber sie sagte, er solle sie nie wieder haben, und ging fort. Er rief, er weinte, er jammerte, aber alles umsonst. Au! was soll mir geschehn? Joringel ging fort und kam endlich in ein fremdes Dorf; da hütete er die Schafe lange Zeit. Oft ging er rund um das Schloß herum, aber nicht zu nahe dabei; endlich träumte er einmal des Nachts, er fänd eine blutrothe Blume, in deren Mitte eine schöne große Perle war;

die Blume brach er ab, ging damit zum Schloſſe; alles, was er mit der Blume berührte, ward von der Zauberei frei; auch träumte er, er hätte ſeine Jorinde dadurch wieder bekommen. Des Morgens, als er erwachte, fing er an, durch Berg und Thal zu ſuchen, ob er eine ſolche Blume fände; er ſuchte bis an den neunten Tag, da fand er die blutrothe Blume am Morgen früh. In der Mitte war ein großer Thautropfe, ſo groß wie die ſchönſte Perle. Dieſe Blume trug er Tag und Nacht bis zum Schloß. Wie er auf hundert Schritt nahe zum Schloß kam, da ward er nicht feſt, ſondern ging fort bis ans Thor. Joringel freute ſich hoch, berührte die Pforte mit der Blume, und ſie ſprang auf; er ging hinein, durch den Hof, horchte, wo er die vielen Vögel vernähm. Endlich hörte er's; er ging und fand den Saal, darauf war die Zauberin, und fütterte die Vögel in den ſieben tauſend Körben. Wie ſie den Joringel ſah, ward ſie bös, ſehr bös, ſchalt, ſpie Gift und Galle gegen ihn aus, aber ſie konnt auf zwei Schritte nicht an ihn kommen. Er kehrte ſich nicht an ſie, und ging, beſah die Körbe mit den Vögeln; da waren aber viele hundert Nachtigallen; wie ſollte er nun ſeine Jorinde wieder finden? Indem er ſo zuſah, merkte er, daß die Alte heimlich ein Körbchen mit einem Vogel nimmt, und damit nach der Thüre geht. Flugs ſprang er hinzu, berührte das Körbchen mit der Blume, und auch das alte Weib; nun konnte ſie nichts mehr zaubern und Jorinde ſtand da, hatte ihn um den Hals gefaßt, ſo ſchön, wie ſie ehemals war. Da macht er auch alle die andern Vögel wieder zu

Jungfrauen, und da ging er mit ſeiner Jorinde nach Hauſe, und ſie lebten lange vergnügt zuſammen.

70.

Die drei Glückskinder.

Ein Vater ließ einmal ſeine drei Söhne vor ſich kommen und ſchenkte dem erſten einen Hahn, dem zweiten eine Senſe, dem dritten eine Katze. „Ich bin ſchon alt, ſagte er, und mein Tod iſt nah, da wollte ich euch vor meinem Ende noch verſorgen. Geld hab ich nicht, und was ich euch jetzt gebe, ſcheint wenig werth, es kommt aber bloß darauf an, daß ihr es verſtändig anwendet; ſucht euch nur ein Land, wo dergleichen Dinge noch unbekannt ſind, ſo iſt euer Glück gemacht.“ Nach dem Tode des Vaters ging der älteſte mit ſeinem Hahn aus, wo er aber hinkam, in den Städten ſah er einen Hahn ſchon von weitem auf den Thürmen ſitzen und ſich mit dem Wind umdrehen, in den Dörfern hörte er mehr als einen krähen und niemand wollte ſich über das Thier verwundern, ſo daß es nicht das Anſehen hatte, als würde er ſein Glück damit machen. Endlich aber gerieths ihm doch, daß er auf eine Inſel kam, wo die Leute nichts von einem Hahn wußten, ſogar auch ihre Zeit nicht einzutheilen verſtanden. Sie wußten wohl, wenns Morgen oder Abend war, aber Nachts, wenn ſies nicht verſchliefen, wußt ſich keiner aus der Zeit herauszufinden. „Seht, ſprach er, was für ein ſtolzes Thier, es trägt eine rubinrothe Krone auf dem Kopf und hat Sporn an, wie ein

Ritter; es ruft euch des Nachts dreimal zu bestimmter Zeit an, und wenns das letztemal ruft, so geht die Sonne bald auf. Wenns aber bei hellem Tag ruft, so richtet euch darauf ein, dann giebts gewiß anderes Wetter." Den Leuten gefiel das wohl, sie schliefen eine ganze Nacht nicht und hörten mit großer Freude, wie der Hahn um zwei, vier und sechs Uhr so prächtig die Zeit abrief. Sie fragten ihn, ob das Thier nicht feil wäre und wieviel er dafür verlange. „Etwa so viel, als ein Esel Gold trägt," antwortete er. „Ein billiger Preis, für ein so kostbares Thier!" riefen sie insgesammt und gaben ihm, was er gefordert hatte.

Als er nun mit dem Reichthum heim kam, verwunderten sich seine Brüder und der zweite sprach: „so will ich mich doch aufmachen und sehen, ob ich meine Sense auch so gut losschlagen kann!" Es hatte aber nicht das Ansehen darnach, denn überall begegneten ihm Bauern und hatten so gut eine Sense auf der Schulter, als er. Doch zuletzt glückte es ihm auch mit einer Insel, wo die Leute nichts von einer Sense wußten. Wenn dort das Korn reif war, so fuhren sie Kanonen vor den Feldern auf und schossens herunter. Das war nun ein ungewisses Ding, mancher schoß drüber hinaus, ein anderer traf statt des Halms die Aehren und schoß sie fort, dabei kam viel um, und obendrein gabs einen lästerlichen Lärmen. Da stellte sich der Mann hin und mähte es so still und so geschwind nieder, daß die Leute Maul und Nase vor Verwunderung aufsperrten. Sie waren willig ihm dafür zu geben, was er verlangte, und er bekam ein Pferd, dem war Gold aufgeladen, so viel es tragen konnte.

Nun wollte der dritte Bruder seine Katze auch an den rechten Mann bringen. Es ging ihm wie den andern, so lange er auf dem festen Lande blieb, war nichts auszurichten, es gab aller Orten Katzen und so viel, daß die neugebornen Jungen meist im Wasser ersäuft wurden. Endlich ließ er sich auf eine Insel überschiffen, und es traf sich glücklicherweise, daß dort noch niemals eins gesehen war und doch die Mäuse so überhand genommen hatten, daß sie auf den Tischen und Bänken tanzten, der Hausherr mochte daheim seyn oder nicht. Die Leute jammerten gewaltig über die Plage, der König selbst wußte sich in seinem Schlosse nicht dagegen zu retten; in allen Ecken pfiffen Mäuse und zernagten, was nur ihre Zähne anpacken konnte. Da fing nun die Katze ihre Jagd an und hatte bald ein paar Säle gereinigt und die Leute baten den König, das Wunderthier für das Reich zu kaufen. Der König gab gern, was gefordert wurde, einen mit Gold beladenen Maulesel, und der dritte Bruder kam nun auch mit den allergrößten Schätzen heim.

Die Katze machte sich in dem königlichen Schlosse mit den Mäusen eine Lust und biß so viele todt, daß sie nicht mehr zu zählen waren. Endlich ward ihr von der Arbeit heiß und sie bekam Durst, da blieb sie stehen, drehte den Kopf in die Höhe und schrie: miau! miau! Der König sammt allen seinen Leuten, als sie das seltsame Geschrei vernahmen, erschraken und liefen in ihrer Angst sämmtlich zum Schloß hinaus. Unten hielt der König Rath, was zu thun das beste wäre, zuletzt ward beschlossen, einen Herold an die Katze abzuschicken und sie aufzufordern, das

Schloß zu verlassen oder zu gewärtigen, daß Gewalt gebraucht würde. Die Räthe sagten: „lieber wollen wir uns von den Mäusen plagen lassen, an das Uebel sind wir gewöhnt, als unser Leben einem solchen Unthier Preis geben.“ Ein Edelknabe mußte hinauf und die Katze fragen: „ob sie das Schloß übergeben wolle?“ Die Katze aber, deren Durst nur noch größer geworden war, antwortete blos: „miau! miau!“ Der Edelknabe verstand: „durchaus, durchaus nicht!“ und überbrachte dem König die Antwort. „Nun, sprachen die Räthe, soll sie der Gewalt weichen!“ Es wurden Kanonen aufgeführt und das Haus in Brand geschossen. Als das Feuer in den Saal kam, wo die Katze saß, sprang sie glücklich zum Fenster hinaus; die Belagerer hörten aber nicht eher auf, als bis das ganze Schloß in Grund und Boden geschossen war.

71.

Sechse kommen durch die ganze Welt.

Es war einmal ein Mann, der verstand allerlei Künste, er diente im Krieg und hielt sich brav und tapfer, aber als der Krieg zu Ende war, bekam er den Abschied und drei Heller Zehrgeld auf den Weg. „Wart, sprach er, mit mir geht man nicht so um! sind ich die rechten Leute, so soll mir der König noch den Reichthum des ganzen Landes herausgeben.“ Da ging er voll Zorn in den Wald und sah einen darin stehen, der hatte sechs Bäume ausgerupft, als wärens Kornhalme. Sprach er zu ihm:

„willst du mein Diener seyn und mit mir ziehn?“ Ja, antwortete er, aber erst will ich meiner Mutter das Wellchen Holz heimbringen, und nahm einen von den Bäumen und wickelte ihn um die fünf andern, hob die Welle auf die Schulter und trug sie fort. Dann kam er wieder und ging mit seinem Herrn, der sprach: „wir zwei sollten wohl durch die ganze Welt kommen.“ Und als sie ein Weilchen gegangen waren, fanden sie einen Jäger, der lag auf den Knien, hatte die Büchse angelegt und zielte. Sprach der Herr zu ihm: „Jäger, was willst du schießen?“ Er antwortete: „zwei Meilen von hier sitzt eine Fliege auf einem Eichenästchen, der will ich das linke Auge herausschießen.“ „O, geh mit mir, sprach der Mann, wenn wir drei zusammen sind, sollten wir wohl durch die ganze Welt kommen.“ Da ging der Jäger mit ihm und sie kamen zu sieben Windmühlen, deren Flügel trieben ganz hastig herum, und ging doch links und rechts kein Wind und bewegte sich kein Blättchen. Da sprach der Mann: „ich weiß nicht, was die Windmühlen treibt, es regt sich ja kein Lüftchen!“ und ging mit seinen Dienern weiter, und als sie zwei Meilen fortgegangen waren, sahen sie einen auf einem Baum sitzen, der hielt das eine Nasenloch zu und blies aus dem andern. „Mein, was treibst du da oben,“ fragte der Mann. Er antwortete: „zwei Meilen von hier stehen sieben Windmühlen, seht, die blase ich an, daß sie gehen.“ „O, geh mit mir, sprach der Mann, wenn wir vier zusammen sind, sollten wir wohl durch die ganze Welt kommen.“ Da stieg der Bläser herab und ging mit, und über eine Zeit sahen sie einen, der stand da auf einem Bein

und hatte das andere abgeschnallt und neben sich gelegt. „Ei, sprach der Herr, du hast dirs ja bequem gemacht zum Ausruhen.“ „Ich bin ein Laufer antwortete er, und damit ich nicht gar zu schnell springe, habe ich mir das eine Bein abgeschnallt; denn wenn ich mit zwei Beinen laufe, so gehts geschwinder als ein Vogel fliegt.“ O, geh mit mir, wenn wir fünf zusammen sind, sollten wir wohl durch die ganze Welt kommen.“ Da ging er mit, und gar nicht lang, so begegneten sie einem, der hatte ein Hütchen auf, hatte es aber ganz auf dem einen Ohr sitzen. Da sprach der Herr zu ihm: „manierlich! manierlich! setz deinen Hut doch ein bischen gerad, du siehst ja aus wie ein Hans Narr.“ „Ich darfs nicht thun, sprach der andere, denn setz ich meinen Hut gerad, so kommt ein gewaltiger, entsetzlicher Frost und die Vögel unter dem Himmel erfrieren und fallen todt zur Erde.“ „O, geh mit mir, sprach der Herr, wenn wir sechs zusammen sind, sollten wir wohl durch die ganze Welt kommen.“

Nun gingen die sechse in die Stadt, wo der König hatte bekannt machen lassen, wer mit seiner Tochter in die Wette laufe und den Sieg davon trage, der solle ihr Gemahl werden; wer aber verliere, müsse auch seinen Kopf hergeben. Da meldete sich der Mann und sprach: „ich will aber meinen Diener für mich laufen lassen.“ Der König antwortete: „dann mußt du auch noch dessen Leben zum Pfand setzen, also daß sein und dein Kopf für den Sieg haften.“ Nun ward das verabredet und fest gemacht, da schnallte der Mann dem Laufer das andere Bein an und sprach zu ihm: „nun sey hurtig und hilf, daß wir siegen.“

Es war aber bestimmt, daß, wer am ersten Wasser aus einem fern gelegenen Brunnen brächte, Sieger seyn sollte. Nun bekam der Laufer einen Krug und die Königstochter auch einen, und sie fingen zu gleicher Zeit zu laufen an; aber in einem Augenblick, als die Königstochter erst eine kleine Strecke fort war, konnte den Laufer schon kein Zuschauer mehr sehen und es war nicht anders, als wäre der Wind vorbei gesaust. In kurzer Zeit langte er bei dem Brunnen an, schöpfte den Krug voll Wasser und kehrte wieder um. Mitten aber auf dem Heimweg überkam ihm eine Müdigkeit, da setzte er den Krug hin, legte sich nieder und schlief ein. Er legte aber den Kopf auf einen Pferdeschädel, damit er hart liege und bald wieder erwache. Indessen war die Königstochter, die auch gut laufen konnte, so gut als ein gewöhnlicher Mensch vermag, zu dem Brunnen gekommen und lief mit ihrem Krug voll Wasser zurück, und als sie den Laufer da liegen und schlafen sah, war sie froh und sprach: „der Feind ist in meine Hände gegeben," leerte seinen Krug aus und sprang weiter. Nun wär alles verloren gewesen, wenn nicht zu gutem Glück der Jäger mit seinen scharfen Augen oben auf dem Schloß gestanden und alles mit angesehen hätte. Da sprach er: „die Königstochter soll dennoch gegen uns nicht aufkommen," lud seine Büchse und schoß sie so künstlich auf den Laufer, daß er den Pferdeschädel ihm unter dem Kopf wegschoß, ohne ihm weh zu thun und ihn aufweckte. Da erwachte der Laufer, sprang in die Höhe und sah, daß sein Krug leer und die Königstochter schon vor ihm war. Aber er verlor den Muth nicht, faßte den Krug, lief wie-

der zum Brunnen zurück, schöpfte aufs neue Wasser und war doch noch zehn Minuten eher als die Königstochter daheim und gewann sie also seinem Herrn. „Seht ihr, sprach er, jetzt hab ich erst die Beine aufgehoben, vorher wars gar kein Laufen zu nennen."

Den König aber kränkte es, und seine Tochter noch mehr, daß sie so ein gemeiner, abgedankter Soldat davon tragen sollte, und sie rathschlagten mit einander, wie sie ihn sammt seinen Gesellen los würden. Da sprach der König zu ihr: „ich habe ein Mittel gefunden, laß dir nicht bang seyn, sie sollen nicht wieder heim kommen." Und sprach zu ihnen: „ihr sollt euch nun zusammen lustig machen, essen und trinken;" und führte sie zu einer Stube, die hatte einen Boden von Eisen und die Thüren waren auch von Eisen und die Fenster waren mit eisernen Stäben verwahrt. In der Stube war eine Tafel mit köstlichen Speisen besetzt, da sprach der König zu ihnen: „nun geht hinein und laßts euch wohl seyn;" und wie sie darin waren, ließ er die Thüre verschließen und verriegeln. Dann ließ er den Koch kommen und befahl ihm, ein Feuer so lang unter die Stube zu machen, bis das Eisen glühend würde. Das that der Koch und es fing an und ward den sechsen in der Stube, während sie an der Tafel saßen, ganz warm und sie meinten, das käme vom Essen, als aber die Hitze immer größer ward und sie hinaus wollten, Thüre und Fenster aber verschlossen fanden, da merkten sie, daß der König Böses im Sinne gehabt und sie ersticken wollte. „Es soll ihm aber nicht gelingen," sprach der mit dem Hütchen, „ich will einen Frost kommen lassen, vor dem sich das Feuer schämen und verkriechen soll." Da

ſetzte er ſein Hütchen gerad und alſobald fiel ein Froſt, daß alle Hitze verloſch und die Speiſen auf den Schüſſeln zuſammenfroren. Als nun ein paar Stunden herum waren und der König glaubte, ſie wären von der Hitze verſchmachtet, ließ er die Thüre öffnen und wollte ſelbſt nach ihnen ſehen. Aber wie die Thüre aufging, ſtanden ſie alle ſechſe da, friſch und geſund und ſagten, es wäre ihnen lieb, daß ſie heraus könnten, ſich zu wärmen, denn bei der großen Kälte in der Stube, frören die Speiſen an den Schüſſeln feſt. Da ging der König voll Zorn hinab zu dem Koch, ſchalt ihn und fragte, warum er nicht beſſer gethan hätte, was ihm befohlen worden. Der Koch aber antwortete: „es iſt Glut genug da, ſeht nur ſelbſt.“ Da ſah der König, daß ein gewaltiges Feuer unter der Eiſenſtube brannte und merkte, daß er den ſechſen auf dieſe Weiſe nichts anhaben könnte.

Nun ſann der König aufs neue, wie er der böſen Gäſte los würde, ließ den Meiſter kommen und ſprach: „willſt du Gold nehmen und dein Recht auf meine Tochter aufgeben, ſo ſollſt du haben, ſo viel du willſt.“ Da antwortete er: „ja, Herr König, gebt mir ſo viel als mein Diener tragen kann, ſo verlang ich eure Tochter nicht.“ Das war der König zufrieden und jener ſprach noch: „ſo will ich in vierzehen Tagen kommen und es holen.“ Darauf ließ er alle Schneider aus dem ganzen Reich zuſammenkommen, die mußten vierzehen Tage lang ſitzen und einen Sack nähen. Und als er fertig war, mußte der eine, welcher Bäume ausrupfen konnte, den Sack auf die Schulter nehmen und mit ihm zu dem König gehen. Da ſprach der König: „was iſt das

für ein gewaltiger Kerl, der den Linnenhaufen auf der Schulter trägt!" erſchrak und dachte, was wird der für Gold wegſchleppen! Da hieß er eine Tonne Gold herbringen, die mußten ſechzehn der ſtärkſten Männer tragen, aber jener packte ſie mit einer Hand, ſtopfte ſie in den Sack und ſprach: „warum bringt ihr nicht gleich mehr, das deckt ja kaum den Boden." Da ließ der König nach und nach ſeinen ganzen Reichthum herbeitragen, den ſteckte der Starke in den Sack hinein und er ward davon noch nicht zur Hälfte voll. „Schafft mehr herbei, rief er, die Brocken füllen nicht." Da mußten noch ſiebentauſend Wagen mit Gold in dem ganzen Reich zuſammen gefahren werden, die ſtopfte der Starke mit den vorgeſpannten Ochſen in ſeinen Sack. „Ich wills nicht lang beſehen, ſprach er, und nehmen was kommt, damit der Sack nur voll wird." Wie alles darin ſtack, ging doch noch viel hinein, da ſprach er: „ich will dem Ding nur ein Ende machen und denken, man bindet einen Sack zu, wenn er auch noch nicht voll iſt." Dann huckte er ihn auf den Rücken und ging mit ſeinen Geſellen fort.

Als der König nun ſah, wie der einzige des ganzen Landes Reichthum forttrug, ward er zornig und ließ alle ſeine Reiterei aufſitzen, die ſollten den ſechſen nachjagen und hatten Befehl, dem einen den Sack wieder abzunehmen. Zwei Regimenter holten ſie bald ein, riefen ihnen zu: „ihr ſeyd Gefangene, legt den Sack mit dem Gold nieder oder ihr werdet zuſammengehauen!" „Was, ſprach der Bläſer, wir ſind Gefangene? eher ſollt ihr ſämmtlich in der Luft herumtanzen" hielt das eine Naſenloch zu und blies

mit

mit dem andern die beiden Regimenter an, da fuhren ſie aus einander und in die Luft über die Berge fort, der eine hierhin der andere dorthin. Ein Feldwebel rief um Gnade: „er hätte neun Wunden und wäre ein braver Kerl, der den Schimpf nicht verdiene.“ Da ließ der Bläſer ein wenig nach, ſo daß er ohne Schaden wieder herab kam, dann ſprach er zu ihm: „nun geh heim zum König und ſag ihm, er ſollt nur noch mehr Reiterei ſchicken, ich wollte ſie alle in die Luft hineinblaſen.“ Der König, als er den Beſcheid vernahm, ſprach: „laßt ſie gehen, ſie haben etwas an ſich!“ Da brachten die ſechs den Reichthum heim, theilten ihn unter ſich und lebten vergnügt bis an ihr Ende.

72.

Der Wolf und der Menſch.

Der Fuchs erzählte einmal dem Wolf von der Stärke des Menſchen, kein Thier könnte ihm widerſtehen und ſie müßten Liſt gebrauchen, um ſich vor ihm zu erhalten. Da antwortete der Wolf: „wenn ich nur einmal einen zu ſehen bekäme, ich wollte doch auf ihn losgehen.“ „Dazu kann ich dir helfen, ſprach der Fuchs, komm nur morgen früh zu mir ſo will ich dir einen zeigen.“ Der Wolf ſtellte ſich frühzeitig ein, und der Fuchs ging mit ihm an den Weg, wo der Jäger alle Tage herkam. Zuerſt kam ein alter, abgedankter Soldat. „Iſt das ein Menſch?“ fragte der Wolf. „Nein, antwortete der Fuchs, das iſt einer geweſen.“ Darnach kam ein kleiner Knabe, der zur Schule

wollte. „Iſt das ein Menſch?“ „Nein, das will erſt einer werden.“ Endlich kam der Jäger, die Doppelflinte auf dem Rücken und den Hirſchfänger an der Seite. Sprach der Fuchs zum Wolf: „ſiehſt du, dort kommt ein Menſch, auf den mußt du losgehen, ich aber will mich fort in meine Höhle machen.“ Der Wolf ging nun auf den Menſchen los, der Jäger, als er ihn erblickte, ſprach: „es iſt Schade, daß ich keine Kugel geladen habe,“ legte an und ſchoß dem Wolf das Schrot ins Geſicht. Der Wolf verzog das Geſicht gewaltig, doch ließ er ſich nicht ſchrecken und ging vorwärts, da gab ihm der Jäger die zweite Ladung. Der Wolf verbiß den Schmerz und rückte dem Jäger doch zu Leibe, da zog dieſer ſeinen Hirſchfänger und gab ihm links und rechts ein paar Hiebe, daß er über und über blutend und heulend zu dem Fuchs zurück lief. „Nun, Bruder Wolf, ſprach der Fuchs, wie biſt du mit dem Menſchen fertig worden?“ „Ach, antwortete der Wolf, ſo hab ich mir die Stärke des Menſchen nicht vorgeſtellt; erſt nahm er einen Stock von der Schulter und blies hinein, da flog mir etwas ins Geſicht, das hat mich ganz entſetzlich gekitzelt, darnach puſtete er noch einmal in den Stock, da flog mirs um die Naſe, wie Blitz und Hagelwetter, und wie ich ganz nah war, da zog er eine blanke Rippe aus dem Leib, damit hat er ſo auf mich losgeſchlagen, daß ich beinah todt wäre liegen geblieben.“ „Siehſt du, ſprach der Fuchs, was du für ein Prahlhans biſt, du wirfſt das Beil ſo weit, daß du's nicht wieder holen kannſt.

73.

Der Wolf und der Fuchs.

Der Wolf hatte den Fuchs bei ſich, und was der Wolf wollte, das mußte der Fuchs thun, weil er der ſchwächſte war, und der Fuchs wär gern des Herrn losgeweſen. Es trug ſich zu, daß ſie beide durch den Wald gingen, da ſprach der Wolf: „Rothfuchs, ſchaff mir was zu freſſen, oder ich freſſe dich.“ Da antwortete der Fuchs: „ich weiß einen Bauernhof, wo ein paar junge Lämmlein ſind, haſt du Luſt, ſo wollen wir eins he-len.“ Der Wolf wars zufrieden, und ſie gingen hin und der Fuchs ſtahl das Lämmlein, brachte es dem Wolf und machte ſich fort. Da fraß es der Wolf auf, er war aber damit nicht zufrie-den, ſondern wollte das andere auch haben und ging es zu holen, weil er es aber ſo ungeſchickt machte, ward es die Mutter vom Lämmlein gewahr und fing an entſetzlich zu ſchreien und zu bläen, daß die Bauern herbeigelaufen kamen. Da fanden ſie den Wolf, und ſchlugen ihn ſo erbärmlich, daß er hinkend und heulend bei dem Fuchs ankam. „Du haſt mich ſchön angeführt, ſprach er, ich wollte das andere Lamm holen, da haben mich die Bauern er-wiſcht und weich geſchlagen.“ Der Fuchs antwortete: „warum biſt du ſo ein Nimmerſatt.“

Am andern Tag gingen ſie wieder im Feld, ſprach der Wolf auch wieder zum Fuchs: „Rothfuchs, ſchaff mir was zu freſſen, oder ich freſſe dich.“ Da antwortete der Fuchs: „ich weiß ein Bauernhaus, da backt die Frau heut Abend Pfannkuchen, wir

wollen uns davon holen.“ Sie gingen hin und der Fuchs ſchlich ums Haus herum, guckte und ſchnupperte ſo lange, bis er ausfindig machte, wo die Schüſſel ſtand, und zog ſechs Pfannkuchen herab und brachte ſie dem Wolf. „Da haſt du zu freſſen,“ ſprach er zu ihm und ging ſeiner Wege. Der Wolf verſchluckte die Pfannkuchen, ſprach: „ſie ſchmecken nach mehr,“ ging hin und riß geradezu die ganze Schüſſel herunter. Da gabs einen gewaltigen Lärmen, daß die Frau herauskam, und als ſie den Wolf ſah, rief ſie ihre Leute, die kamen und ſchlugen ihn, was Zeug wollte halten, daß er mit zwei lahmen Beinen zum Fuchs in den Wald hinaus kam, ſchrie und ſagte: „was haſt du mich garſtig angeführt, die Bauern haben mich erwiſcht und mir die Haut gegerbt.“ Der Fuchs aber antwortete: „warum biſt du ſo ein Nimmerſatt.“

Am dritten Tag, als ſie beiſammen draußen waren, und der Wolf mit Mühe nur forthinkte, ſprach er doch wieder: „Rothfuchs, ſchaff mir was zu freſſen, oder ich freſſe dich!“ Der Fuchs antwortete: „ich weiß einen Mann, der hat geſchlachtet und geſalzen Fleiſch im Keller, das wollen wir holen.“ Sprach der Wolf: „aber ich will gleich mitgehen, damit du mir hilfſt, wenn ich nicht fort kann.“ Meinetwegen, ſagte der Fuchs, und zeigte ihm die Schliche und Wege, auf welchen ſie endlich in den Keller gelangten. Da war nun Fleiſch im Ueberfluß und der Wolf machte ſich gleich daran und dachte: „bis ich aufhöre, hats Zeit.“ Der Fuchs ließ ſichs auch gut ſchmecken, blickte überall herum, lief auch oft zu dem Loch, durch welches ſie gekommen waren und ver-

ſuchte, ob ſein Leib noch ſchmal genug wäre durchzuſchlüpfen. Sprach der Wolf: „lieber Fuchs, ei, was rennſt du ſo hin und her und ſpringſt hinaus und herein?“ „Ich muß doch ſehen, ob niemand kommt, antwortete er liſtig, friß nur nicht zu viel.“ Da ſagte der Wolf: „ich gehe nicht eher fort, als bis das Faß leer iſt.“ Indem kam der Bauer, der den Lärm von des Fuchſes Sprüngen gehört hatte, in den Keller. Der Fuchs, wie er ihn ſah, war mit einem Satz zum Loch draußen; der Wolf wollte nach, aber er hatte ſich ſo dick gefreſſen, daß er nicht mehr durch konnte, ſondern ſtecken blieb. Da kam der Bauer mit einem Knüppel und ſchlug ihn todt. Der Fuchs aber ſprang in den Wald und war froh, daß er den alten Nimmerſatt los war.

74.

Der Fuchs und die Frau Gevatterin.

Die Wölfin brachte ein Junges zur Welt und ließ den Fuchs zu Gevatter einladen; „er iſt doch nah mit uns verwandt, ſprach ſie, hat einen guten Verſtand und viel Geſchicklichkeit, er kann mein Söhnlein unterrichten und ihm in der Welt forthelfen.“ Der Fuchs erſchien auch ganz ehrbar und ſprach: „liebwerthe Frau Gevatterin, ich danke euch für die Ehre, die ihr mir erzeigt, ich will mich aber auch ſo halten, daß ihr eure Freude daran haben ſollt.“ Bei dem Feſt ließ er ſichs ſchmecken und machte ſich ganz luſtig, hernach ſagte er: „liebe Frau Gevatterin, es iſt unſere Pflicht, für das Kindlein zu ſorgen, ihr müßt gute Nahrung

haben, damit es auch zu Kräften kommt. Ich weiß da einen Schaafstall, woraus wir leicht ein gutes Stück holen können.“ Der Wölfin gefiel das Liedlein, sie ging mit dem Fuchs hinaus nach dem Bauernhof; er zeigte ihr den Stall aus der Ferne und sprach: „dort werdet ihr ungesehen hineinkriechen können, ich will mich derweil auf der andern Seite umsehen, ob ich etwa ein Hühnlein erwische.“ Er ging aber nicht hin, sondern ließ sich am Eingang des Waldes nieder, streckte die Beine und ruhte sich; die Wölfin kroch in den Stall, da lag ein Hund und machte Lärmen, so daß die Bauern gelaufen kamen, die Frau Gevatterin ertappten und eine scharfe Lauge von ungebrannter Asche über ihr Fell gossen. Endlich entkam sie doch und schleppte sich hinaus, da lag der Fuchs, that ganz kläglich und sprach: „ach, liebe Frau Gevatterin, wie ist mirs schlimm ergangen! die Bauern haben mich überfallen und mir alle Glieder zerschlagen, wenn ihr nicht wollt, daß ich auf dem Platz liegen bleiben und verschmachten soll, so müßt ihr mich forttragen.“ Die Wölfin konnte selbst nur langsam fort, doch hatte sie so große Sorge für den Fuchs, daß sie ihn auf ihren Rücken nahm und den ganz gesunden und heilen mühsam bis zu ihrem Haus trug. Da rief er ihr zu: „lebt wohl, liebe Frau Gevatterin und laßt euch den Braten wohl bekommen!“ lachte sie ganz gewaltig aus und sprang fort.

75.

Der Fuchs und die Katze.

Es trug ſich zu, daß die Katze in einem Walde dem Herrn Fuchs begegnete, und weil ſie dachte, er iſt geſcheidt und wohl erfahren und gilt viel in der Welt, ſo ſprach ſie ihm freundlich zu: „guten Tag, lieber Herr Fuchs, wie ſtehts? wie gehts? wie ſchlagt ihr euch durch in dieſer theuern Zeit?“ Der Fuchs, alles Hochmuths voll, ſah ſie an von Kopf bis zu Fuß und wußte lang nicht, ob er etwas antworten ſollte. Endlich ſprach er: „o du armer, buntſcheckiger Wicht, du Hungerleider und Mäuſejäger, was kommt dir in den Sinn! fragſt, ob mirs wohl gehe und bin Herr über hundert Künſte!“ Die Katze wollte ihm beſcheidentlich antworten, aber in dem Augenblick kam ein Dachshund daher gelaufen. Wie der Fuchs ihn ſah, machte er, daß er in ſeine Höhle kam, die Katze aber ſprang behend auf eine Buche und ſetzte ſich in den Gipfel, wo Aeſte und Laubwerk ſie ganz verbargen. Bald kam der Jäger und der Dachshund ſpürte den Fuchs und packte ihn. Wie die Katze das ſah, rief ſie ihm hinab: „ei, Herr Fuchs, ſeyd ihr doch mit euern hundert Künſten ſtecken geblieben. Hättet ihr herauf kriechen können, wie ich, ſo wärs nicht um euer Leben geſchehen.“

76.

Die Nelke.

Es war eine Königin, die hatte unser Herr Gott verschlossen, daß sie keine Kinder gebar. Da ging sie alle Morgen in den Garten und bat zu Gott im Himmel, er möchte ihr einen Sohn oder eine Tochter bescheeren. Da kam ein Engel vom Himmel und sprach: „gib dich zufrieden, du sollst einen Sohn haben mit wünschlichen Gedanken, denn was er sich wünscht auf der Welt, das wird er haben.“ Sie ging zum König und sagte ihm die fröhliche Botschaft, und als die Zeit herum war, gebar sie einen Sohn, und der König war in großer Freude.

Nun ginz sie alle Morgen mit dem Kind in den Thiergarten und wusch sich da und es geschah einmals, als das Kind schon ein wenig älter war, daß es ihr auf dem Schooß lag und sie entschlief. Da kam der alte Koch, der wußte, daß das Kind wünschliche Gedanken hatte und raubte es, und nahm ein Huhn und zerriß es, und tropfte ihr das Blut auf die Schürze und das Kleid. Dann trug er das Kind fort an einen verborgenen Ort, wo es eine Amme tränken mußte, und lief zum König und klagte die Königin an, sie habe ihr Kind von den wilden Thieren rauben lassen. Und als der König das Blut an der Schürze sah, glaubte er es, und gerieth in einen solchen Zorn, daß er einen tiefen Thurm bauen ließ, in den weder Sonne noch Mond schien, und seine Gemahlin hinein setzen, und vermauern; da sollte sie sieben Jahre sitzen, ohne Essen und Trinken und sollte verschmachten.

Aber Gott schickte zwei Engel vom Himmel in Gestalt von weißen Tauben, die mußten täglich zweimal zu ihr fliegen und ihr das Essen bringen, bis die sieben Jahre herum waren.

Der Koch aber dachte bei sich, hat das Kind wünschliche Gedanken und ich bin hier, so könnte es mich leicht ins Unglück bringen, wenn ich nicht bei ihm bin. Da machte er sich vom Schloß weg und ging zu dem Knaben, der war schon so groß, das er sprechen konnte. Sprach der Koch: „wünsche dir ein schönes Schloß, mit einem Garten und was dazu gehört," und wie es der Königssohn ausgesprochen, so stand alles das Gewünschte da. Ueber eine Zeit sprach der Koch zu ihm: „es ist nicht gut, daß du so allein bist, wünsche dir eine schöne Jungfrau zur Gesellschaft." Da wünschte sie der Königssohn und sie war gleich da und so schön, wie sie kein Mahler mahlen konnte. Nun spielten die beide zusammen und hatten sich von Herzen lieb, und der alte Koch ging auf die Jagd, wie ein vornehmer Mann. Es kam ihm aber der Gedanke, der Königssohn könnte einmal wünschen bei seinem Vater zu seyn, und könnte ihn in große Noth bringen. Da ging er heim, nahm das Mädchen beiseit und sprach: „diese Nacht, wenn der Knabe schläft, so geh an sein Bett und stoß ihm das Messer ins Herz und bring mir Zunge und Leber von ihm, und wenn du das nicht thust, so sollst du dein Leben verlieren. Darauf ging er fort, und als er am andern Tag wieder kam, so hatte sie es nicht gethan und sprach: „was soll ich ein unschuldiges Blut ums Leben bringen, daß noch niemand beleidigt hat!" Sprach der Koch wieder: „wo du es nicht

thust, so kostet dichs selbst dein Leben.“ Da ließ sie sich kommen eine kleine Hirschkuh und ließ sie schlachten, und nahm Herz und Zunge und legte sie auf einen Teller, und als sie den Alten kommen sah sprach sie zu dem Knaben: „leg dich ins Bett, und zieh die Decke über dich!“

Da trat der Bösewicht herein und sprach: „wo ist Herz und Zunge von dem Knaben?“ das Mädchen reichte ihm den Teller, aber der Königssohn warf die Decke ab und sprach: „du alter Sünder, warum hast du mich tödten wollen? nun will ich dir dein Urtheil sprechen;“ und sagte: „du sollst ein Pudelhund werden, und eine goldene Kette um den Hals haben, und sollst glühende Kohlen fressen, daß dir die Lohe zum Hals heraus schlägt!“ Und wie er die Worte ausgesprochen, da war der Alte in einen Pudelhund verwandelt, und hatte eine goldene Kette um den Hals und die Köche mußten lebendige Kohlen herauf bringen, die fraß er, daß ihm die Lohe aus dem Hals heraus schlug. Nun blieb er noch eine kleine Zeit lang da, und dachte an seine Mutter, und ob sie noch am Leben wäre. Endlich sprach er zu dem Mädchen: „ich will heim in mein Vaterland, willst du mit mir gehen, so will ich dich ernähren.“ „Ach, antwortete sie, der Weg ist so weit, und was soll ich in einem fremden Lande machen!“ Weil es also ihr Wille nicht recht war, und sie doch von einander nicht lassen wollten, wünschte er sie zu einer schönen Nelke und steckte sie bei sich.

Da zog er fort, und der Pudelhund mußte mit laufen, und er zog in sein Vaterland. Nun ging es zu dem Thurm, wo seine

Mutter darin saß und weil er so hoch war, wünschte er eine Leiter die bis oben hin reichte. Da stieg er hinauf und sah hinein und rief: „herzliebste Mutter, Frau Königin, seyd ihr noch am Leben oder seyd ihr todt? Sie antwortete: „ich habe ja eben gegessen und bin noch satt," und meinte die Engel wären da. Sprach er: „ich bin euer lieber Sohn, den die wilden Thiere euch sollen vom Schooß geraubt haben; aber ich bin noch am Leben und will euch bald erretten." Nun stieg er herab und ging zu seinem Herrn Vater, und ließ sich anmelden als ein fremder Jäger, ob der könnte Dienste bei ihm haben. Antwortete der König ja! wenn er gelernt wäre und ihm Wildprett schaffen könnte, sollte er herkommen; es hatte sich aber auf der ganzen Gränze und Gegend niemals Wild aufgehalten. Da versprach der Jäger, er wollte so viel schaffen, als er nur auf der königlichen Tafel brauchen könnte. Dann hieß er die Jägerei zusammen kommen, sie sollten alle mit ihm hinaus in den Wald gehen. Da gingen sie mit, und draußen hieß er sie einen großen Kreis schließen, der an einem Ende offen blieb, und dann stellte er sich hinein und fing an zu wünschen. Alsbald kamen zweihundert und etliche Stück Wildprett in den Kreis gelaufen, und die Jäger mußten schießen. Da ward es auf sechszig Bauerwagen geladen und dem König heimgefahren; da konnte er einmal seine Tafel mit Wildprett zieren, nachdem er lange Jahre keins gehabt.

Nun hatte der König große Freude darüber und bestellte, es sollte des andern Tags seine ganze Hofhaltung bei ihm speisen, und machte ein großes Gastmal. Wie sie alle beisammen

waren, sprach er zu dem Jäger: „weil du so geschickt bist, so sollst du neben mir sitzen.“ Er antwortete: „Herr König, Ew. Majestät halte zu Gnaden, ich bin ein schlechter Jägerbursch.“ Der König aber bestand darauf und sagte: „du sollst dich neben mich setzen,“ bis er es that. Wie er da saß, dachte er an seine liebste Frau Mutter und wünschte, daß nur einer von des Königs ersten Dienern von ihr anfinge und fragte: wie geht es wohl der Frau Königin im Thurm, ob sie wohl noch am Leben oder verschmachtet ist. Kaum hatte er es gedacht, so fing auch schon der Marschall an und sprach: „königliche Majestät, wir leben hier in Freuden, wie geht es wohl der Frau Königin im Thurm, ob sie wohl noch am Leben oder verschmachtet ist?“ Aber der König antwortete: „sie hat mir meinen lieben Sohn von den wilden Thieren zerreißen lassen, davon will ich nichts hören. Da stand der Jäger auf und sprach: „gnädigster Herr Vater, sie ist noch am Leben und ich bin ihr Sohn, und die wilden Thiere haben ihn nicht geraubt, sondern der Bösewicht, der alte Koch, hat mich, als sie eingeschlafen war, von ihrem Schooß geraubt, und ihre Schürze mit dem Blut eines Huhns betropft.“ Und da nahm er den Hund mit dem goldenen Halsband und sprach: „das ist der Bösewicht,“ und ließ glühende Kohlen bringen, die mußte er Angesichts aller fressen, daß ihm die Lohe aus dem Hals schlug. Darauf fragte er den König, ob er ihn in seiner wahren Gestalt sehen wollte? und wünschte ihn wieder zum Koch, da stand er alsbald mit der weißen Schürze und dem Messer an der Seite. Der König, wie er ihn sah, ward zornig und befahl, daß er in

den tiefſten Kerker ſollte geworfen werden. Darauf ſprach der Jäger weiter: „Herr Vater, wollt ihr auch das Mädchen ſehen, das mich ſo zärtlich aufgezogen hat, das mich ums Leben bringen ſollte, aber es nicht that?“ Antwortete der König: „ja, ich will ſie gern ſehen.“ Sprach der Sohn: „gnädigſter Herr Vater, ich will ſie euch zeigen in Geſtalt einer ſchönen Blume.“ Und griff in die Taſche und holte die Nelke und ſtellte ſie auf die königliche Tafel und ſie war ſo ſchön, als der König nie eine geſehen hatte. Darauf ſprach der Sohn: „nun will ich ſie auch in ihrer wahren Geſtalt zeigen“ und wünſchte ſie zu einer Jungfrau; da ſtand ſie da und war ſo ſchön, daß kein Mahler ſie ſchöner mahlen konnte.

Der König aber ſchickte zwei Kammerfrauen und zwei Diener hinab in den Thurm, die ſollten die Frau Königin holen und an die königliche Tafel bringen. Wie ſie ſie aber dahin brachten, aß ſie nichts mehr und ſagte: „der gnädige, barmherzige Gott, der mich im Thurm erhalten hat, wird mich bald erlöſen.“ Da lebte ſie noch drei Tage und ſtarb dann ſelig; und als ſie begraben ward, da folgten ihr die zwei weißen Tauben nach, die ihr das Eſſen in den Thurm gebracht hatten und Engel vom Himmel waren, und ſetzten ſich auf ihr Grab. Der alte König ließ den Koch in vier Stücke zerreißen; aber darnach lebte er nicht lange mehr vor Gram. Der Sohn aber heirathete die ſchöne Jungfrau, die er als Blume in der Taſche mitgebracht hatte, und ob ſie noch leben, das ſteht bei Gott.

77.

Das kluge Grethel.

Es war eine Köchin, die hieß Grethel, die trug Schuhe mit rothen Absätzen und wenn sie damit ausging, so drehte sie sich hin und her, war ganz fröhlich und dachte: du bist doch ein schönes Mädel. Und wenn sie nach Haus kam, so trank sie aus Fröhlichkeit einen Schluck Wein, und weil der Wein auch Lust zum Essen macht, so versuchte sie das beste, was sie kochte, so lang, bis sie satt war und sprach: „die Köchin muß wissen, wie's Essen schmeckt."

Es trug sich zu, daß der Herr einmal zu ihr sagte: „Grethel, heut Abend kommt ein Gast, richt mir zwei Hühner fein wohl zu." „Wills schon machen, Herr," antwortete das Grethel. Nun stachs die Hühner ab, brühte sie, rupfte sie, steckte sie an den Spieß und brachte sie, wies gegen den Abend ging, zum Feuer, damit sie braten sollten. Die Hühner fingen an braun und gahr zu werden, aber der Gast war noch nicht gekommen. Da rief Grethel dem Herrn: „kommt der Gast nicht, muß ich die Hühner vom Feuer thun, ist aber Jammer und Schade wenn sie nicht bald gegessen werden, wo sie am besten in Saft sind." Sprach der Herr: „ei, so will ich selbst laufen und den Gast holen." Als der Herr den Rücken gekehrt hatte, legte das Grethel den Spieß mit den Hühnern beiseits und dachte: „so lange da beim Feuer stehen, macht schwitzen und durstig, wer weiß, wann die kommen, derweil spring ich in den Keller und thu

einen Schluck.“ Lief hinab, ſetzte einen Krug an: „Gott geſegne's dir, Grethel!“ und that einen guten Zug. „Der Wein hängt an einander, ſprachs zu ſich, und iſt nicht gut davon abbrechen.“ Nun ging es wieder hinauf, ſtellte die Hühner wieder übers Feuer, ſtrich ſie mit Butter und trieb den Spieß luſtig herum. Weil aber der Braten ſo gut roch, dachte es: „es könnte etwas fehlen, verſucht muß er werden!“ ſchleckte mit dem Finger, und ſprach: „ei, was ſind die Hühner ſo gut! iſt ja Sünd und Schand, daß man ſie nicht gleich ißt!“ Lief zum Fenſter, ob der Herr mit dem Gaſt noch nicht käm, aber es ſah niemand, ſtellte ſich wieder zu den Hühnern, dachte: der eine Flügel verbrennt, beſſer iſts, ich eß ihn weg. Alſo ſchnitt es ihn ab und aß ihn und er ſchmeckte ihm, und wie es fertig war, dachte es, der andere muß auch herab, ſonſt merkt der Herr, daß was fehlt. Wie die zwei Flügel verzehrt waren, ging es wieder und ſchaute nach dem Herrn und ſah ihn nicht; „ei, fiel ihm ein, wer weiß, ſie kommen wohl gar nicht und ſind wo eingekehrt.“ Da ſprachs: „hei, Grethel! ſey guter Dinge, das eine iſt doch angegriffen, thu noch einen friſchen Trunk und iß es vollends dazu, wenn's all iſt, haſt du Ruh! warum ſoll auch die Gottesgabe umkommen?“ Alſo lief es noch einmal in den Keller, that einen ehrbaren Trank und aß das eine Huhn in aller Freudigkeit auf. Wie es drunten war und der Herr noch immer nicht kam, ſah es das andere Huhn an und ſprach: „wo das eine iſt muß auch das andere ſeyn, die zwei gehören zuſammen, was dem einen Recht iſt, das iſt dem andern billig, ich glaube, wann ich noch ein

thue, so sollte mirs nicht schaden.“ Also that es noch einen frischen Trank, und ließ das zweite Huhn wieder zum andern laufen.

Wie es so am besten aß, kam der Herr daher gegangen und rief: „nun, eil dich Grethel, der Gast kommt gleich nach.“ „Ja, Herr, wills schon zurichten,“ antwortete Grethel. Der Herr sah indessen, ob der Tisch wohl gedeckt war, nahm das große Messer womit er die Hühner zerschneiden wollte, und wetzte es auf dem Gang. Indem kam der Gast, klopfte sittlich und höflich an der Hausthüre; Grethel lief und schaute wer da war, und als es den Gast sah, hielt es den Finger an den Mund und sprach: „still! still! macht geschwind, daß ihr wieder fort kommt, denn wenn euch mein Herr erwischt, so seyd ihr unglücklich; er hat euch zwar zum Nachtessen eingeladen, aber er hat nichts anders im Sinn als euch die beiden Ohren abzuschneiden. Hört nur, wie er das Messer dazu wetzt.“ Der Gast hörte das Wetzen und eilte was er konnte wieder die Stiegen hinab. Das Grethel war nicht faul, lief schreiend zu dem Herrn und sprach: „da habt ihr einen schönen Gast eingeladen!“ — „Ei, warum Grethel, was hast du?“ — „Ja, sagte es, der hat mir beide Hühner, die ich eben auftragen wollte, von der Schüssel genommen und ist damit fortgelaufen.“ „Das ist feine Weise! sprach der Herr, und war ihm leid um die schönen Hühner: „wann er mir dann wenigstens das eine gelassen hätte, damit mir was zu essen geblieben wäre.“ Rief ihm zu, er sollt bleiben, aber der Gast that als hörte er es nicht; darum lief er ihm nach, das Messer noch immer in der

Hand

Hand und schrie: „nur eins! nur eins!“ und meinte, der Gast sollte ihm nur ein Huhn lassen und nicht alle beide nehmen, dieser aber meinte nicht anders, als er sollte eins von seinen Ohren hergeben, und lief, als wenn Feuer unter ihm brennte, damit er sie beide heimbrächte.

78.

Der alte Großvater und der Enkel.

Es war einmal ein alter Mann, der konnte kaum gehen, seine Knie zitterten, er hörte und sah nicht viel und hatte auch keine Zähne mehr. Wenn er nun bei Tisch saß, und den Löffel kaum halten konnte, schüttete er Suppe auf das Tischtuch, und es floß ihm auch etwas wieder aus dem Mund. Sein Sohn und dessen Frau ekelten sich davor und deswegen mußte sich der alte Großvater endlich hinter den Ofen in die Ecke setzen, und sie gaben ihm sein Essen in ein irdenes Schüsselchen, und noch dazu nicht einmal satt; da sah er betrübt nach dem Tisch, und die Augen wurden ihm naß. Einmal auch konnten seine zitterigen Hände das Schüsselchen nicht fest halten, es fiel zur Erde und zerbrach. Die junge Frau schalt, er aber sagte nichts und seufzte nur. Da kauften sie ihm ein hölzernes Schüsselchen für ein paar Heller, daraus mußte er nun essen; wie sie nun da so sitzen, so trägt der kleine Enkel von vier Jahren auf der Erde kleine Brettlein zusammen. „Was machst du da?“ fragt der Vater. „Ei, antwortete das Kind, ich mach ein Tröglein, daraus sollen Vater

und Mutter eſſen, wenn ich groß bin.“ Da ſahen ſich Mann und Frau eine Weile an, fingen endlich an zu weinen, holten alſofort den alten Großvater an den Tiſch, und ließen ihn von nun an immer mit eſſen; ſagten auch nichts, wenn er ein wenig verſchüttete.

79.

Die Waſſernix.

Ein Brüderchen und ein Schweſterchen ſpielten an einem Brunnen und wie ſie ſo ſpielten, plumpten ſie beide hinein. Da war eine Waſſernix, die ſprach: „jetzt hab ich euch, jetzt ſollt ihr mir brav arbeiten!“ und dem Mädchen gab ſie verwirrten, garſtigen Flachs zu ſpinnen, und Waſſer mußte es in ein hohles Faß ſchleppen, der Jung aber ſollte einen Baum mit einer ſtumpfen Axt hauen, und nichts zu eſſen bekamen ſie, als ſteinharte Klöße. Da wurden zuletzt die Kinder ſo ungeduldig, daß ſie warteten, bis eines Sonntags die Nixe in der Kirche war, da entflohen ſie. Und als die Kirche vorbei war, ſah die Nix, daß die Vögel ausgeflogen waren, und ſetzte ihnen mit großen Sprüngen nach. Die Kinder erblickten ſie aber von weitem, und das Mädchen warf ein Bürſte hinter ſich, das gab einen großen Bürſtenberg, mit tauſend und tauſend Stacheln, über den die Nix mit großer Mühe klettern mußte, endlich aber kam ſie doch hinüber. Wie das die Kinder ſahen, warf der Knabe einen Kamm hinter ſich, das gab einen großen Kammberg, mit tauſend mal tauſend Zinken,

die Nix wußte sich daran festzuhalten und kam zuletzt doch drüber. Da warf das Mädchen einen Spiegel hinterwärts, welches einen Spiegelberg gab, der war so glatt, so glatt, daß sie unmöglich drüber konnte. Da dachte sie: ich will geschwind nach Haus gehen und meine Axt holen und den Spiegelberg entzwei hauen, bis sie aber wieder kam und das Glas aufgehauen hatte, waren die Kinder längst weit entflohen, und die Wassernix mußte sich wieder in ihren Brunnen trollen.

80.

Von dem Tod des Hühnchens.

Auf eine Zeit ging das Hühnchen mit dem Hähnchen in den Nußberg und sie machten mit einander aus, wer einen Nußkern fände, sollte ihn mit dem andern theilen. Nun fand das Hühnchen eine große, große Nuß, sagte aber nichts davon und wollte den Kern allein essen. Er war aber so dick, daß es ihn nicht hinunter schlucken konnte und er ihm im Hals stecken blieb, daß ihm angst wurde es müßte ersticken und es schrie: „Hähnchen, ich bitt dich, lauf, was du kannst und hol mir Wasser, sonst ersticke ich.“ Das Hähnchen lief, was es konnte zum Brunnen, und sprach: „Born, du sollst mir Wasser geben, das Hühnchen liegt auf dem Nußberg und will ersticken an einem großen Nußkern.“ Der Brunnen antwortete: „lauf erst hin zur Braut und laß dir rothe Seide geben.“ Das Hähnchen lief zur Braut: „Braut, du sollst mir rothe Seide geben, rothe Seide will ich dem Brun-

uen geben, der Brunnen soll mir Wasser geben, das Wasser will ich dem Hühnchen bringen, das liegt auf dem Nußberg und will erstiken an einem großen Nußkern." Die Braut antwortete: „lauf erst und hol mir mein Kränzlein, das blieb an einer Weide hängen." Da lief das Hähnchen zur Weide und zog das Kränzlein von dem Ast und bracht es der Braut und die Braut gab ihm rothe Seide dafür, die bracht es dem Brunnen, der gab ihm Wasser dafür, da bracht das Hähnchen das Wasser zum Hühnchen, wie es aber hinkam, war dieweil das Hühnchen erstickt und lag da todt, und regte sich nicht. Da war das Hähnchen so traurig, daß es laut schrie, und kamen alle Thiere und beklagten das Hühnchen, und sechs Mäuse bauten einen kleinen Wagen, das Hühnchen darin zum Grab zu fahren, und als der Wagen fertig war, spannten sie sich davor, das Hähnchen aber fuhr. Auf dem Weg aber kam Fuchs: „wo willst du hin, Hähnchen?" — „Ich will mein Hühnchen begraben." — „Darf ich mitfahren?"

„Ja, aber setz dich hinten auf den Wagen,
vorne könnens meine Pferdchen nicht vertragen."

Da setzte sich der Fuchs hinten auf, dann der Wolf, der Bär, der Hirsch, der Löwe und alle Thiere in dem Wald. So ging die Fahrt fort, da kamen sie an einen Bach. „Wie sollen wir nun hinüber?" sagte das Hähnchen. Da war ein Strohhalm, der sagte: „ich will mich queer drüber legen, da könnt ihr über mich fahren;" wie aber die sechs Mäuse darauf waren, rutschte der Strohhalm und fiel ins Wasser, und die sechs Mäuse fielen alle hinein und ertranken. Die Noth ging von neuem an, da kam

eine Kohle und sagte: „ich bin groß genug, ich will mich darüber legen, und ihr sollt über mich fahren.“ Die Kohle legte sich auch an das Wasser, aber sie berührte es unglücklicher Weise ein wenig, da zischte sie, verlöschte und war todt. Wie das ein Stein sah, wollte er dem Hähnchen helfen, und legte sich über das Wasser, da zog nun das Hähnchen den Wagen selber, wie es ihn aber bald drüben hatte, und war mit dem todten Hühnchen auf dem Land und wollte die andern, die hintenauf saßen auch herauf ziehen, da waren ihrer zu viel geworden, und der Wagen fiel zurück, und alles fiel mit einander in das Wasser und ertrank. Da war das Hähnchen noch allein mit dem todten Hühnchen, und grub ihm da ein Grab, und legte es hinein, und machte einen Hügel darüber, auf den setzte es sich und grämte sich so lang, bis es auch starb; und da war alles todt.

81.

Bruder Lustig.

Es war einmal ein großer Krieg und als der Krieg zu Ende war, kriegten viele Soldaten ihren Abschied. Nun kriegte der Bruder Lustig auch seinen Abschied und sonst nichts als ein kleines Laibchen Commißbrot und vier Kreuzer an Geld; damit zog er fort. Der heilige Petrus aber hatte sich als ein armer Bettler an den Weg gesetzt, und wie der Bruder Lustig daher [illegible] at er ihn ur[illegible]en, da sprach dieser: „lieber Bet[illegible]n, was soll [illegible] ich bin Soldat gewesen und habe

meinen Abschied bekommen und sonst nichts als das kleine Commißbrot und vier Kreuzer Geld, und wenn das all ist, muß ich betteln, so gut wie du. Doch geben will ich dir was." Darauf theilte er den Laib in vier Theile und gab davon dem Apostel einen und auch einen Kreuzer. Der heilige Petrus bedankte sich und ging weiter und setzte sich in einer andern Gestalt wieder als Bettelmann dem Soldaten an den Weg, und als er zu ihm kam, bat er ihn, wie das vorigemal, um eine Gabe. Der Bruder Lustig sprach wie vorher und gab ihm wieder ein Viertel von dem Brot und einen Kreuzer. Der heil. Petrus bedankte sich und ging weiter, setzte sich aber zum drittenmal in einer andern Gestalt als ein Bettler an den Weg und sprach den Bruder lustig an. Der Bruder Lustig gab ihm auch das dritte Viertel Brot und den dritten Kreuzer. Der heil. Petrus bedankte sich und der Bruder Lustig ging weiter und hatte nicht mehr, als ein Viertel Brot und einen Kreuzer. Damit ging er in ein Wirthshaus, aß das Brot und ließ sich für den Kreuzer Bier dazu geben. Als er fertig war, zog er weiter und da ging ihm der heil. Petrus gleichfalls in der Gestalt eines verabschiedeten Soldaten entgegen und redete ihn an: „guten Tag, Cammerad, kannst du mir nicht ein Stück Brot geben und einen Kreuzer zu einem Trunk." „Wo soll ichs hernehmen, antwortete der Bruder Lustig, ich hab meinen Abschied und sonst nichts als einen Laib Commißbrot und vier Kreuzer an Geld bekommen. Drei Bettler sind mir auf der Landstraße begegnet, davon hab ich jedem ein Viertel von meinem Brot und einen Kreuzer Geld gegeben. Das letzte Viertel hab

ich im Wirthshaus gegessen und für den letzten Kreuzer dazu getrunken. Jetzt bin ich leer und wenn du auch nichts mehr hast, so können wir mit einander betteln gehen." „Nein, das wird just nicht nöthig seyn, antwortete der heil. Petrus, ich verstehe mich ein wenig auf die Doctorei und damit will ich mir schon so viel verdienen, als ich brauche." „Ja, sagte der Bruder Lustig, davon verstehe ich nichts, also muß ich allein betteln gehen." „Nun, komm nur mit, sprach der heil Petrus, wenn ich was verdiene, sollst du die Hälfte davon haben." „Das ist mir wohl recht," sagte der Bruder Lustig." Also zogen sie mit einander fort.

Nun kamen sie an ein Bauernhaus und hörten darin gewaltig jammern und schreien, da gingen sie hinein, so lag der Mann darin auf den Tod krank und war nah am Verscheiden und die Frau heulte und weinte so laut. „Laßt euer Heulen und Weinen, sprach der heil. Petrus, ich will den Mann wieder gesund machen" und nahm eine Salbe aus seiner Tasche und heilte den Kranken augenblicklich, so daß er aufstehen konnte und ganz gesund war. Sprachen Mann und Frau in großer Freude; „wie können wir euch lohnen, was sollen wir euch geben?" Der heil. Petrus aber wollte nichts nehmen und jemehr ihn die Bauersleute gebeten, desto mehr weigerte er sich. Der Bruder Lustig aber stieß den heil. Petrus an und sagte: „so nimm doch, so nimm doch was! wir brauchens ja!" Endlich brachte die Bäuerin ein Lamm und sprach zu dem heil. Petrus, das müsse er annehmen; aber er wollte es nicht. Da stieß ihn der Bruder Lustig in die Seite

und sprach: „nimms doch, dummer Teufel, wir brauchens ja.“ Da sagte der heil. Petrus endlich: „ja, das Lamm will ich nehmen, aber ich trags nicht, wenn dus willst, so mußt du es tragen.“ „Das hat keine Noth, sprach der Bruder Lustig, das will ich schon tragen,“ und nahms auf die Schulter. Nun gingen sie fort und kamen in einen Wald, da war das Lamm dem Bruder Lustig schwer geworden, er aber gar hungrig, also sprach er zu dem heil. Petrus: „schau, da ist ein schöner Platz, da könnten wir das Lamm kochen und verzehren.“ „Mir ists recht, antwortete der heil. Petrus, doch kann ich mit der Kocherei nicht umgehen,“ willst du's kochen, so hast du da einen Kessel, ich will derweil herumgehen, bis es gahr ist; du mußt aber nicht eher zu essen anfangen, als bis ich wieder da bin; ich will schon zu rechter Zeit kommen.“ „Geh nur, sagte Bruder Lustig, ich versteh mich aufs Kochen, ich wills schon machen.“ Da ging der heil. Petrus fort und der Bruder Lustig schlachtete das Lamm, machte Feuer an, warf das Fleisch in den Kessel und kochte. Das Lamm war aber schon ganz gahr, und der Apostel noch immer nicht zurück, da nahm es der Bruder Lustig aus dem Kessel, zerschnitt es und fand das Herz. Das soll das Beste seyn, sprach er, und versuchte es, zuletzt aber aß er es ganz auf. Endlich kam der heil. Petrus zurück und sprach: „du kannst das ganze Lamm allein essen, ich will nur das Herz davon, das gib mir.“ Da nahm der Bruder Lustig Messer und Gabel, that als suchte er in dem Lamm herum, könne aber das Herz nicht finden; endlich sagte er kurz weg: „es ist keins da.“

„Nun, wo solls denn seyn?“ sagte der Apostel. „Das weiß ich nicht, antwortete der Bruder Lustig, aber schau, was sind wir alle beide für Narren, suchen das Herz vom Lamm und fällt uns keinem ein, ein Lamm hat ja kein Herz!“ „Ei, sprach der heil. Petrus, das ist was ganz Neues, jedes Thier hat ein Herz, warum sollt ein Lamm kein Herz haben?“ „Nein, gewiß Bruder, ein Lamm hat kein Herz, denk nur recht nach, so wird dirs einfallen, es hat im Ernst keins.“ „Nun, es ist schon gut, sagte der heil. Petrus, ist kein Herz da, so brauch ich auch nichts vom Lamm, du kannsts allein essen.“ „Was ich halt nicht aufessen kann, das nehm ich mit in meinem Ranzen,“ sprach der Bruder Lustig, aß das halbe Lamm und steckte das übrige in seinen Ranzen.

Sie gingen weiter, da machte der heil. Petrus, daß ein grosses Wasser queer durch den Weg floß und sie hindurch mußten. Sprach der heil. Petrus: „geh du nur voran.“ „Nein, antwortete der Bruder Lustig, geh du voran, und dachte: wenn dem das Wasser zu tief ist, so bleib ich zurück.“ Da schritt der heil. Petrus hindurch und das Wasser ging ihm nur bis ans Knie; nun wollte Bruder Lustig auch hindurch, aber das Wasser wurde gröser und stieg ihm an den Hals. Da rief er: „Bruder, hilf mir!“ Sagte der heil. Petrus: „willst du auch gestehen, daß du das Herz von dem Lamm gegessen hast?“ „Nein, antwortete er, ich hab es nicht gegessen. Da ward das Wasser noch größer und stieg ihm bis an den Mund: „hilf mir, Bruder,“ rief der Soldat. Sprach der heil. Petrus noch einmal: „willst du auch gestehen, daß du das Herz vom Lamm gegessen hast?“

„Nein, antwortete er, ich hab es nicht gegessen.“ Der heilige Petrus wollte ihn doch nicht ertrinken lassen, machte das Wasser kleiner und half ihm hinüber.

Nun zogen sie weiter und kamen in ein Reich, da hörten sie, daß die Königstochter todtkrank liege. „Holla, Bruder, sprach der Soldat zum heil. Petrus, da ist ein Fang für uns, wann wir die gesund machen, so ist uns auf ewige Zeiten geholfen.“ Da war ihm der heil. Petrus nicht geschwind genug: „nun, heb die Beine auf, Bruderherz, sprach er zu ihm, daß wir noch zu rechter Zeit hin kommen“ Der heil. Petrus ging aber immer langsamer, wie auch der Bruder Lustig ihn trieb und schob, bis sie endlich hörten, die Königstochter wäre gestorben. „Da haben wirs, sprach der Bruder Lustig, das kommt von deinem schläfrigen Gang.“ „Sey nur still, antwortete der heil. Petrus, ich kann noch mehr, als Kranke gesund machen, ich kann auch Todte wieder ins Leben erwecken.“ „Nun, wenn das ist, sagte der Bruder Lustig, so laß ich mirs gefallen, das halbe Königreich mußt du uns aber zum wenigsten damit verdienen.“ Darauf gingen sie in das königliche Schloß, wo alles in großer Trauer war, der heil. Petrus aber sagte zu dem König, er wollte die Todte wieder lebendig machen. Da ward er zu ihr geführt und dann sprach er: „bringt mir einen Kessel mit Wasser“ und wie er den bekommen hatte, hieß er jedermann hinausgehen, und nur der Bruder Lustig durfte bei ihm bleiben. Darauf schnitt er alle Glieder der Todten los und warf sie ins Wasser und machte Feuer unter den Kessel und ließ sie kochen. Und wie alles Fleisch von

den Knochen herabgefallen war, nahm er das schöne, weiße Gebein heraus und legte es auf eine Tafel und reibte und legte es nach seiner natürlichen Ordnung zusammen. Als das geschehen war, trat er davor und sprach dreimal: „im Namen der allerheiligsten Dreifaltigkeit, Todte steh auf!“ Und beim drittenmal erhob sich die Königstochter lebendig, gesund und schön. Nun war der König darüber in großer Freude und sprach zum heil. Petrus: „begehre deinen Lohn, und wenns mein halbes Königreich wäre, so will ich dirs geben.“ Der heil. Petrus aber antwortete: „ich verlange nichts dafür.“ „O, du Hans Narr!“ dachte der Bruder Lustig bei sich, und stieß seinen Cammeraden in die Seite und sprach: „sey doch nicht so dumm, wenn du nichts willst, so brauch ich doch was.“ Der heil. Petrus aber wollte nichts; doch weil der König sah, daß der andere gern was wollte, ließ er ihm vom Schatzmeister seinen Ranzen mit Gold anfüllen.

Sie zogen darauf weiter und wie sie in einen Wald kamen, sprach der heil. Petrus zum Bruder Lustig: „jetzt wollen wir das Gold theilen.“ „Ja, antwortete er, das können wir thun.“ Da theilte der heil. Petrus das Gold und theilte es in drei Theile. Dachte der Bruder Lustig: „was er wieder für einen Sparren im Kopf hat! macht drei Theile, und unser sind zwei!“ Der heil. Petrus aber sprach: „nun habe ich genau getheilt, ein Theil für mich, ein Theil für dich und ein Theil für den, der das Herz vom Lamm gegessen hat.“ „O, das hab ich gegessen“ antwortete der Bruder Lustig, und strich geschwind das Gold ein, „das kannst du mir glauben.“ „Wie kann das wahr seyn,

sprach der heil. Petrus, ein Lamm hat ja kein Herz!" „Ei was, Bruder, wo denkst du hin! ein Lamm hat ja ein Herz, so gut, wie jedes Thier, warum sollte das allein keins haben?" „Nun, es ist schon gut, sagte der heil. Petrus, behalt das Geld allein, aber ich bleibe nicht mehr bei dir und will meinen Weg allein gehen." „Wie du willst, Bruderherz, antwortete der Soldat, leb wohl!"

Da ging der heil. Petrus eine andere Straße, Bruder Lustig aber dachte: „es ist gut, daß er abtrabt, es ist doch ein wunderlicher Heiliger!" Nun hatte er zwar Geld genug, wußte aber nicht mit umzugehen, verthat's, verschenkt's und wie eine Zeit herum war, hatte er wieder nichts. Da kam er in ein Land, wo er hörte, daß die Königstochter gestorben wäre. „Holla, dachte er, das kann gut werden, die will ich wieder lebendig machen und mirs bezahlen lassen, daß es eine Art hat." Ging also zum König und bot ihm an, die Todte wieder zu erwecken. Nun hatte der König gehört, daß ein abgedankter Soldat herumziehe und die Gestorbenen wieder lebendig mache und dachte, der Bruder Lustig wär dieser Mann, doch, weil er kein Vertrauen zu ihm hatte, fragte er erst seine Räthe, die sagten aber, er könnte es wagen, da seine Tochter doch todt wäre. Nun ließ sich der Bruder Lustig Wasser im Kessel bringen, hieß jedermann hinausgehen, schnitt die Glieder ab und warf sie ins Wasser und machte Feuer darunter, gerade wie er beim heil. Petrus gesehen hatte. Das Wasser fing an zu kochen und das Fleisch fiel herab, da nahm er das Gebein heraus und that es auf die Tafel, er wußte aber

nicht, in welcher Ordnung es liegen mußte und legte alles verkehrt durch einander. Dann stellte er sich davor und sprach: „im Namen der allerheiligsten Dreifaltigkeit, Todte steh auf!“ und sprachs dreimal, aber die Königstochter rührte sich nicht. Da sprach er es noch dreimal, aber gleichfalls umsonst. „Du, Blitzmädel steh auf, rief er, steh auf, oder es geht dir nicht gut!“ Wie er das gesprochen, kam der heil. Petrus auf einmal in seiner vorigen Gestalt, als verabschiedeter Soldat, durchs Fenster herein gegangen und sprach: „du gottloser Mensch, was treibst du da, wie kann die Todte auferstehen, da du ihr Gebein so unter einander geworfen?“ „Bruderherz, ich habs gemacht so gut ich konnte,“ antwortete er. „Diesmal will ich dir aus der Noth helfen, aber das sag ich dir, wo du noch einmal so etwas unternimmst, so bist du unglücklich, auch darfst du von dem König nicht das Geringste dafür begehren oder annehmen.“ Darauf legte der heil. Petrus die Gebeine in ihre rechte Ordnung, sprach dreimal zu ihr: „im Namen der allerheiligsten Dreifaltigkeit, Todte steh auf!“ und die Königstochter stand auf, war gesund und schön wie vorher. Nun ging der heil. Petrus wieder durchs Fenster hinaus, der Bruder Lustig aber war froh, daß es so gut abgelaufen war, ärgerte sich doch auch, daß er nichts dafür nehmen sollte: „Ich mögte nur wissen, dachte er, was der für Mucken im Kopf hat, was er mit der einen Hand giebt, das nimmt er mit der andern, da ist kein Verstand drin!“ Nun bot der König dem Bruder Lustig an, was er haben wollte, er durfte aber nichts nehmen, doch brachte er es durch Anspielung und Listigkeit dahin

daß ihm der König seinen Ranzen mit Gold füllen ließ, und damit zog er ab. Als er hinaus kam, stand vor dem Thor der heil. Petrus und sprach: „schau, was du für ein Mensch bist, habe ich dir nicht verboten etwas zu nehmen und nun hast du den Ranzen doch voll Gold.“ „Was kann ich dafür, antwortete Bruder Lustig, wenn mirs hinein gesteckt wird.“ „Das sag ich dir, daß du nicht zum zweitenmal solche Dinge unternimmst, sonst soll es dir schlimm ergehen.“ „Ei, Bruder, sorg doch nicht, jetzt hab ich Gold, was soll ich mich da mit dem Knochenwaschen abgeben.“ Ja, sprach der heil. Petrus, das wird lang dauern, damit du aber hernach nicht wieder auf unerlaubten Wegen gehst, so will ich deinem Ranzen die Kraft geben, daß alles, was du dir hinein wünschest auch darin seyn soll. Leb wohl, du siehst mich nun nicht wieder.“ „Gott befohlen,“ sprach der Bruder Lustig und dachte, ich bin froh, daß du fort gehst, du wunderlicher Kerl, ich will dir wohl nicht nachgehen.“ An die Wunderkraft aber, die er seinem Ranzen verliehen, dachte er nicht weiter.

Bruder Lustig zog mit seinem Gold umher und verthats und verjumfeits wie das erstemal. Als er nun nichts mehr als vier Kreuzer hatte, kam er an einem Wirthshaus vorbei und dachte, das Geld muß fort und ließ sich für drei Kreuzer Wein und einen Kreuzer Bret geben. Wie er da saß und trank, kam ihm der Geruch von gebratenen Gänsen in die Nase. Bruder Lustig schaute und guckte und sah, daß der Wirth zwei Gänse in der Ofenröhre stehen hatte. Da fiel ihm ein, daß ihm sein Cammerad gesagt

hätte, was er ſich in ſeinen Ranzen wünſche, das ſolle darin ſeyn; „holla, das mußt du mit den Gänſen verſuchen!“ Alſo ging er hinaus und vor der Thüre ſprach er: „ſo wünſch ich die zwei gebratenen Gänſe aus der Ofenröhre in meinen Ranzen!“ wie er das geſagt, machte er ihn auf und ſchaute hinein, da lagen ſie beide darin. „Ach, ſo iſts recht! ſprach er, nun bin ich ein gemachter Kerl!“ ging fort auf eine Wieſe und holte den Braten hervor. Wie er ſo im beſten Eſſen war, kamen zwei Handwerksburſche daher und ſahen die eine Gans, die noch nicht angerührt war, mit hungrigen Augen an. Dachte der Bruder Luſtig: „mit einer haſt du genug“ rief die zwei Burſche herbei und ſprach: „da nehmt die Gans und eßt ſie auf meine Geſundheit.“ Sie bedankten ſich, gingen damit ins Wirthshaus, ließen ſich eine Halbe Wein und ein Brot geben, packten die geſchenkte Gans aus und fingen an zu eſſen. Die Wirthin ſah zu und ſprach zu ihrem Mann: „die zwei eſſen eine Gans, ſieh doch nach, obs nicht eine von unſern aus der Ofenröhre iſt.“ Der Wirth lief hin, da war die Ofenröhre leer: „was, ihr Diebsgeſindel, auf die Art wollt ihr Gänſe eſſen! gleich bezahlt, oder ich will euch mit grünem Haſſelſaft waſchen.“ Die zwei ſprachen: „wir ſind keine Diebe, ein abgedankter Soldat hat uns die Gans draußen auf der Wieſe geſchenkt.“ „Ihr ſollt mir keine Naſe drehen, der Soldat iſt hier geweſen, aber als ein ehrlicher Kerl zur Thür hinaus gegangen, auf den hab ich Acht gehabt, ihr ſeyd die Diebe und ſollt bezahlen.“ Da ſie aber nicht bezahlen konnten, nahm er den Stock und prügelte ſie zur Thüre hinaus.

Bruder Luſtig aber ging ſeiner Wege und kam an einen Ort, da ſtand ein prächtiges Schloß und nicht weit davon ein ſchlechtes Wirthshaus. Er ging hinein und bat um ein Nachtlager, aber der Wirth wies ihn ab und ſprach: „es iſt kein Platz mehr da, das Haus iſt voll vornehmer Gäſte.“ „Das nimmt mich Wunder, ſprach Bruder Luſtig, daß ſie zu euch kommen und nicht in das prächtige Schloß gehen.“ „Ja, antwortete der Wirth, es hat was an ſich, dort eine Nacht zu liegen, wers noch verſucht hat, iſt nicht lebendig wieder heraus gekommen.“ „Wenns andere verſucht haben, ſagte der Bruder Luſtig, will ichs auch verſuchen.“ „Das laßt nur bleiben, ſprach der Wirth, es geht euch an den Hals.“ „Es wird nicht gleich an den Hals gehen, ſagte Bruder Luſtig, gebt mir nur die Schlüſſel und brav Eſſen und Trinken mit.“ Nun gab ihm der Wirth die Schlüſſel und Eſſen und Trinken und damit ging der Bruder Luſtig in das Schloß, ließ ſichs gut ſchmecken und als er endlich ſchläfrig wurde, legte er ſich auf die Erde, denn es war kein Bett da. Er ſchlief auch bald ein, in der Nacht aber wurde er von einem großen Lärm aufgeweckt, und wie er ſich ermunterte, ſah er neun häßliche Teufel in dem Zimmer, die hatten einen Kreis um ihn gemacht und tanzten um ihn herum. Sprach der Bruder Luſtig: „nun tanzt, ſo lang ihr wollt, aber komm mir keiner zu nah.“ Die Teufel aber kamen immer näher und näher und traten ihm mit ihren garſtigen Füßen faſt ins Geſicht. „Habt Ruh, ihr Teufelsgeſpenſter,“ ſprach er; aber ſie trieben's immer ärger. Da ward der Bruder Luſtig bös und rief: „holla, ich will bald Ruh ſtiften!“

ten!" kriegte ein Stuhlbein und ſchlug mitten hinein. Aber neun Teufel gegen einen Soldaten, war doch zu viel, und wenn er auf den vordern zuſchlug, ſo packten ihn die andern hinten bei den Haaren und riſſen ihn erbärmlich. „Ei, ihr Teufelspack, ſprach er, jetzt wird mirs zu arg, wartet aber!" und darauf rief er: „ich wünſch alle neun Teufel in meinen Ranzen hinein." Huſch! waren alle neun Teufel darin, und nun ſchnallte er ihn zu und warf ihn in eine Ecke. Da wars auf einmal ſtill, und Bruder Luſtig legte ſich wieder hin und ſchlief bis an den hellen Morgen. Nun kamen der Wirth und der Edelmann, dem das Schloß gehörte und wollten ſehen, wie es ihm ergangen wäre; als ſie ihn geſund und munter erblickten, erſtaunten ſie und fragten: „haben euch denn die Geiſter nichts gethan?" „Warum nicht gar, antwortete Bruder Luſtig, ich hab ſie alle neune in meinem Ranzen. Ihr könnt euer Schloß wieder ganz ruhig bewohnen, es wird von nun an keiner mehr darin umgehen." Da dankte ihm der Edelmann und beſchenkte ihn reichlich, und bat ihn in ſeinen Dienſten zu bleiben, er wollt ihn auf ſein Lebtag verſorgen. „Nein, antwortete er, ich bin an das Herumwandern gewohnt, ich will weiter ziehen." Da ging der Bruder Luſtig fort und ging in eine Schmiede und legte den Ranzen, worin die neun Teufel waren, auf den Ambos und bat den Schmied und ſeine Geſellen zuzuſchlagen. Die ſchlugen mit ihren großen Hämmern aus allen Kräften zu, daß die Teufel ein erbärmliches Gekreiſch erhoben. Wie er darnach den Ranzen aufmachte, waren achte tod, einer aber,

der in einer Falte gesessen, war noch lebendig, schlüpfte heraus und fuhr wieder in die Hölle.

Darauf zog der Bruder Lustig noch lang in der Welt herum und wers wüßte, könnte viel davon erzählen. Endlich aber wurde er alt und dachte an sein Ende, da ging er zu einem Einsiedler, der als ein frommer Mann bekannt war und sprach zu ihm: „ich bin das Wandern müd und will nun trachten in das Himmelreich zu kommen." Der Einsiedler antwortete: „es gibt zwei Wege, der eine ist breit und angenehm und führt zur Hölle, der andere ist eng und rauh und führt zum Himmel." „Da müßt ich ein Narr seyn, dachte der Bruder Lustig, wenn ich den engen und rauhen Weg gehen sollte." Machte sich auf und ging den breiten und angenehmen und kam endlich zu einem großen, schwarzen Thor und das war das Thor der Hölle. Bruder Lustig klopfte an, und der Thorwächter guckte, wer da wär; wie er aber den Bruder Lustig sah erschrak er, denn er war gerade der neunte Teufel, der mit in dem Ranzen gesteckt hatte und mit einem blauen Auge davon gekommen war. Darum schob er den Riegel geschwind wieder vor und lief zum Obersten der Teufel und sprach: „draußen ist ein Kerl mit einem Ranzen und will herein, aber laßt ihn bei Leibe nicht herein, er wünscht sonst die ganze Hölle in seinen Ranzen. Er hat mich einmal garstig darin hämmern lassen." Also ward dem Bruder Lustig hinausgerufen; er sollt wieder abgehen, er käm nicht herein. „Wenn sie mich da nicht wollen, dachte er, will ich sehen, ob im Himmel ein Unterkommens ist, irgendwo muß ich doch bleiben." Kehrte also um und

zog weiter, bis er vor das Himmelsthor kam, wo er auch anklopfte. Der heil. Petrus saß gerade dabei und mußte es hüten, und der Bruder Lustig erkannte ihn und dachte: „hier findest du Bekanntschaft, da wirds besser gehen." Aber der heil. Petrus sprach; „ich glaube gar, du willst in den Himmel?" „Ei, Bruder, laß mich doch ein, ich muß doch wo einkehren, hätten sie mich in der Hölle aufgenommen, so wär ich nicht hierher gegangen." Nein, sagte der heil. Petrus, du kommst nicht herein." „Nun, willst du mich nicht einlassen, so nimm auch deinen Ranzen wieder, so will ich gar nichts von dir haben," sprach der Bruder Liederlich. „So gieb ihn her," sagte der heil. Petrus. Da reichte er ihn durchs Gitter in den Himmel hinein und der heil. Petrus nahm ihn und hing ihn neben seinen Sessel auf. Da sprach der Bruder Lustig: „nun wünsch ich mich selbst in meinen Ranzen hinein." Husch, war er darin und saß nun im Himmel und der heil. Petrus mußte ihn darin lassen.

82.

De Spielhansl.

Is is emohl e Mon gewön (gewesen), der hot ninx us (als) g'spielt, und do hobend'n d'Leut nur in Spielhansl ghoaßen, und wall (weil) e gor nit afg'hört zen spieln, se hot e san (sein) Haus und ulls (alles) vespielt. Hietzt (ietzt), nette (eben) in lötzten Tog, eh's iahm (ihm) d' Schuldne schon s' Haus hobend wögnehme willn, is unse Herrgout un de halli Pedrus kemme und

hobend g'ſogt, er ſull's übe d' Nacht g'holte (bei ſich behalten.) Oft (da) hot de Spielhanſl g'ſogt: „wögn meine kints do bleibn döi Recht; aber i kong eng koan Bött und ninr zöſſ'n (zu eſſen) gebn.“ Oft hot unſe Herrgout g'ſogt, er ſulls ne (nur) g'holten und ſöi willetn ian (ihnen) ſelbe wos z'öſſn kaffen; dos is in Spielhanſl recht g'wön. Oft hot iahm de halli Pedrus drei Grouſchn gebn und er ſull zen Böcke (Becker) gehn und e Brod huhln. Hiezt is hullt (halt) de Spielhanſl gonge, wie er aber ze den Haus kemme is, wou die onnen Spiellumpn drin g'wön ſand, döi iahm ulles egwunge hobnd, do hobn's n g'rueſſt und hobnd g'ſchrien: „Hanſl, geh ahne (herein)“ „Jo!“ hot e g'ſogt, „willt's me die drei Grouſchn a non ogwinge.“ Döi hobnd'n obe (aber) nit ausg'loſſn. Hiezt is e hullt anhi (hinein) und oft hot e die drei Grouſchn a non veſpielt. De halli Pedrus und unſe Herrgout hobnd ollewall (immer) g'wort't und wie er ian z'long nit kemme is, ſand's iahm intgög'n gonge. De Spielhanſl obe, wie e kemme is, hot ſchon, us wenn iahm's Geld in ne Locken (Lacken) g'ſolln war, und hot ollewall drin herumkrobbelt: obe unſe Herrgout hots ſchon g'wißt, daß e's veſpielt hot. Oft hot iahm de halli Pedrus non mohl drei Grouſchn gebn. Hiezt hot e ſie obe nimme veführn loſſe und hot ian s' Brod brecht. Oft hot'n unſe Herrgout gfregt, wou e koan'n Wein nit hot? do hot e g'ſogt: „u Herr, d'Faſſe ſand alli laar;“ oft hot unſe Herrgout g'ſogt, er ſull ner in Költe (Keller) ohi (hinab) geh'n: „is is non de böſt Wein int.“ Er hots long nit glaub'n will'n, obe af d'löſt hot e g'ſogt: „i will ohi gehn, aber i woaß's, daß koane int is.“

Wie er obe 's Faſſl onzapft hot, ſe is de böſt Wein auſſe g'runne. Hiezt hot er ian in Wein brocht und böi zwoa ſand übe d' Nocht do blieb'n. In onnen Tog in de Früe hot unſe Herrgout zen Spielhanſl g'ſogt, er ſull ſi (ſich) drei Gnodn ausbittn. Er hot g'moant, er wied ſi 'n Himml ausbitt'n, obe de Spielhanſl hot bett'n: um e Kortn, mit der er ulles g'wingt; um Würſl mit den er a ulls g'wingt, und um en Bam (Baum), wou ulls's Oubſt draf wochſt und wonn oane (einer) affi ſteigt, daß e nimme ohe kon (herab kann), bis er iahm's ſchofft (befiehlt). Hiezt hot iahm unſe Herrgout ulle's geb'n, wos e velangt hot und is mit'n hallin Pedrus wiede fuert (fort).

Hiezt hot hult de Spielhanſl erſt recht zen ſpieln on'gfongt und hätt bold d' halbeti Welt zomg'wunge. Oft hot de halli Pedrus ze'n unſe Herrgout'n g'ſogt: „Herr, dos Ding thuet koan guet, er g'winget af d'löſt non (noch) d'gonzi Welt; me müſſn iahm in (den) Toid ſchickn. Hiezt hobend's iahm in Toid g'ſchickt. Wie de Toid kemme is, is de Spielhanſl nette ben Spieltiſch g'ſöſſn; oft hot de Toid g'ſogt: „Hanſl, kimm e Biſſl auſſe!" De Spielhanſl obe hot g'ſogt: „wort nur e Biſſl bis dos G'ſpiel aus is und ſteig dewall e weng af'n Bam do affi und brouck aus e wengerl wos o, daß me afn Wög wos z'noſchn hob'n!" Hiezt is hullt de Toid affi g'ſtiegn und wie e wiede hot ohi wille, hot e nit kinne, und de Spielhanſl hot'n ſiebn Johr broubn loſſn, und dewall is koan Menſch nit g'ſterb'n.

Oft hot de halli Pedrus zen unſe'n Herrgoutn g'ſogt: „Herr! dos Ding thuet koan guet, is ſterbet jo koan Menſch mehr; mir

mücſſn ſchon ſelbe kemme.“ Hiezt ſand's hullt ſelbe kemme und do hot iahm unſe Herrgout g'ſchofft, daß er in Toid ohe loſſn full. Oft is er obe glei gonge und hot zen Toid g'ſogt: „geh ohe“ und der hot'n glei g'numme und hot'n okragelt (erwürgt.) Oft ſands mit enonne fuert und ſand in d' onneri Welt kemme, do is hullt man (mein) Spielhanſl zen Himmlthoir gonge und hot onkloupft. „Wer is daußt?“ — „De Spielhanſl.“ „Ach, den brauche me nit, geh ne wiede fuert“ Oft is e zen Fegfuirthoir gonge und hot wiede kloupft. „Wer is daußt?“ „De Spielhanſl.“ „Ach! is is e ſo (ohne das) Jomme und Noith g'nue be'n uns, mir will'n nit ſpieln; geh ne wiede fuert.“ Oft is e zen Hüllnthoir gonge und do hobn's n anhi loſſn, is is obe niamd behcambt g'wën, us de olti Luzifar und krumpn Tuifln (die g'redn hobnd af de Welt z' thoan g'hot) und oft hot e ſi glei inc (nieder) g'ſetzt und hot wiede zen ſpieln ong'fongt. Hiezt hot obe de Luzifar ninx g'hot, us ſani krumpn Tuifln: döi hot iahm de Spielhanſl ogwunge, wall e mit ſann Kortn ulls's hot g'winge mücßn. Hiezt is e mit ſann krumpn Tuifln fuert und oft ſand's af Heidefuect (nach Hohenfurt) und hobnd d' Houpfnſtange ausg'riſſn und ſan demit zen Himml affi und hobnd zen wág'n ong'fongt; und hiezt hot de Himml ſchon krocht (gekracht). Oft hot de halli Petrus wiede g'ſogt: „Herr! dos Ding thuet koan guet, mir mueß'n ne anhe (herein) loſſ'n, ſunſt werfet er uns in Himml ehi (hinab).“ Hiezt hobnd's 'n hult anhi loſſ'n. Obe de Spielhanſl hot glei wiede zen ſpieln ong'fongt und do is glei e Lärm und e Getös won (worden), daß me ſan oagns Wort nit ve-

ſtondn hot. Oft hot de halli Pedrus wiede g'ſogt: „Herr! dos Ding thuet koan guet, mir müßn ne ohi werfn, er machet uns ſunſt in gonzn Himml rewelliſch.“ Hiezt ſands hullt her und hobnd'n ohe g'worfn und do hot ſie ſan Seell z'theolt (hat ſich ſeine Seele zertheilt) und is in d'onnen Spiellumpen g'fohrn, dòi non (noch) bis date lebnd.

83.

Hans im Glück.

Hans hatte sieben Jahre bei seinem Herrn gedient, da sprach er zu ihm: „Herr, meine Zeit ist herum, nun wollte ich gern wieder heim zu meiner Mutter, gebt mir meinen Lohn.“ Der Herr antwortete: „du hast mir treu und ehrlich gedient, wie der Dienst so soll der Lohn seyn;“ und gab ihm ein Stück Gold, das so groß als Hansens Kopf war. Hans zog sein Tüchlein, wickelte den Klumpen hinein, setzte ihn auf die Schulter und machte sich auf den Weg nach Haus. Wie er so dahin ging, und immer ein Bein vor das andere setzte, kam ihm ein Reiter in die Augen, der frisch und fröhlich auf einem muntern Pferd vorbei trabte. „Ach, sprach Hans ganz laut, was das Reiten ein schönes Ding ist, da sitzt einer wie auf einem Stuhl, stößt sich an keinen Stein, spart die Schuh und kommt fort, er weiß nicht wie!“ Der Reiter, der das gehört hatte, rief ihm zu: „ei, Hans, warum laufst du auch zu Fuß?“ „Ach, da muß ich den Klumpen heim tragen, es ist zwar Gold, aber ich kann den Kopf dabei nicht gerad halten, und es drückt mir auch auf die Schulter.“

„Weißt du was, sagte der Reiter und hielt an, wir wollen tauschen, ich geb dir mein Pferd, und du gibst mir deinen Klumpen.“ „Von Herzen gern, sprach Hans, aber ich sag euch, ihr müßt euch damit schleppen.“ Der Reiter stieg ab, nahm das Gold und half dem Hans hinauf, gab ihm die Zügel fest in die Hände und sprach: „wenns nun recht geschwind soll gehen, so mußt du mit der Zunge schnalzen und hopp, hopp! rufen.“

Hans war seelenfroh, als er auf dem Pferd saß, und so frank und frei dahin ritt. Ueber ein Weilchen fiels ihm ein, es sollte noch schneller gehen, und er fing an, mit der Zunge zu schnalzen und hopp, hopp! zu rufen. Das Pferd setzte sich in starken Trab, und eh' sichs Hans versah, war er abgeworfen, und lag in einem Graben, der die Aecker von der Landstraße trennte. Das Pferd wär auch durchgegangen, wenn es nicht ein Bauer aufgehalten hätte, der des Weges kam und eine Kuh vor sich trieb. Hans suchte seine Glieder zusammen, und machte sich wieder auf die Beine. Er war aber verdrießlich und sprach zu dem Bauer: „es ist ein schlechter Spaß das Reiten, dazu, wenn man auf so eine Mähre geräth wie diese, die stößt und einen herabwirft, daß man den Hals brechen kann; ich setzt mich nun und nimmermehr wieder auf. Da lob ich mir eure Kuh, da kann einer mit Gemächlichkeit hinter her gehen, und hat obendrein seine Milch, Butter und Käse jeden Tag gewiß. Was gäb ich drum, wenn ich so eine Kuh hätte!“ „Nun, sprach der Bauer, geschieht euch so ein großer Gefallen, so will ich euch wohl die Kuh für

das Pferd vertauschen.“ Hans willigte mit tausend Freuden ein; der Bauer schwang sich aufs Pferd, und ritt eilig davon.

Hans trieb nun seine Kuh ruhig vor sich her, und bedachte den glücklichen Handel. „Hab ich nur ein Stück Brot, und daran wird mirs doch nicht fehlen, so kann ich, so oft mir's beliebt, Butter und Käse dazu essen; hab ich Durst, so melk ich meine Kuh und trinke Milch: Herz was verlangst du mehr?“ Als er zu einem Wirthshaus kam, machte er Halt, aß in der groſsen Freud, alles was er bei sich hatte, sein Mittags- und Abendbrot rein auf, und lieſs sich für seine letzten paar Heller ein halbes Glas Bier einschenken. Dann trieb er seine Kuh weiter, immer nach dem Dorfe seiner Mutter zu. Die Hitze wurde aber drückender, je näher der Mittag kam, und Hans befand sich in einer Heide, die wohl noch eine Stunde dauerte. Da ward es ihm ganz heiſs, so daſs ihm vor Durst die Zunge am Gaumen klebte. Dem Ding ist zu helfen, dachte Hans, jetzt will ich meine Kuh melken, und mich an der Milch laben. Er band sie an einen dürren Baum, und stellte seine Leder-Mütze unter, aber so sehr er sich auch abmühte, es kam kein Tropfen Milch zum Vorschein. Weil er sich aber ungeschickt dabei anstellte, so gab ihm das ungeduldige Thier endlich mit einem der Hinterfüſse einen solchen Schlag vor den Kopf, daſs er zu Boden taumelte, und eine Zeitlang sich gar nicht besinnen konnte, wo er war. Glücklicher weise kam gerade ein Metzger des Weges, der auf einem Schubkarren ein junges Schwein liegen hatte. „Was sind das für Streich-?“ rief er, und half dem guten Hans auf. Hans

erzählte, was vorgefallen war. Der Metzger reichte ihm seine Flasche und sprach: „da trinkt einmal und erholt euch; die Kuh will euch wohl keine Milch geben, das ist ein altes Thier, das höchstens noch zum Ziehen taugt oder zum Schlachten.“ „Ei, ei, sprach Hans, und strich sich die Haare über den Kopf, wer hätte das gedacht! es ist freilich gut, wenn man so ein Thier ins Haus abschlachten kann, was gibts für Fleisch! aber ich mache mir aus dem Kuhfleisch nicht viel, es ist mir nicht saftig genug. Ja, wer so ein junges Schwein hätte, das schmeckt anders, dabei noch die Würste!“ „Hört Hans, sprach da der Metzger, euch zu Lieb will ich tauschen, und will euch das Schwein für die Kuh lassen.“ „Gott lohn euch eure Freundschaft,“ sprach Hans, übergab ihm die Kuh, und ließ sich das Schweinchen vom Karrn losmachen, und den Strick, woran es gebunden war, in die Hand geben.

Hans zog weiter und überdachte, wie ihm doch alles nach Wunsch ginge, begegnete ihm ja eine Verdrießlichkeit, so wurde sie doch gleich wieder gut gemacht. Es gesellte sich darnach ein Bursch zu ihm, der trug eine schöne, weiße Gans unter dem Arm. Sie boten einander die Zeit, und Hans fing an, ihm von seinem Glück zu erzählen, und wie er immer so vortheilhaft getauscht hätte. Der Bursch sagte, daß er die Gans zu einem Kindtaufsschmaus bringe: „hebt einmal, fuhr er fort, und packte sie bei den Flügeln, wie sie schwer ist, sie ist aber auch acht Wochen lang gemudelt worden. Wer in den Braten beißt, muß sich das Fett von beiden Seiten abwischen. „Ja, sprach Hans, und wog sie mit der einen Hand, die hat ihr Gewicht, aber mein

Schwein iſt auch keine Sau.“ Indeſſen ſah ſich der Burſch nach allen Seiten ganz bedenklich um, ſchüttelte auch wohl mit dem Kopf. „Hört, fing er darauf an, mit eurem Schweine mags nicht ganz richtig ſeyn. In dem Dorfe, durch das ich gekommen bin, iſt eben dem Schulzen eins aus dem Stall geſtohlen worden. Ich fürchte, ich fürchte, ihr habts da in der Hand, es wäre ein ſchlimmer Handel, wenn ſie euch damit fänden, das geringſte iſt, daß ihr ins finſtere Loch geſteckt werdet.“ Dem guten Hans ward bang: „ach Gott, ſprach er, helft mir aus der Noth, ihr wißt hier herum beſſern Beſcheid, nehmt mein Schwein da und laßt mir eure Gans.“ „Ich muß ſchon etwas aufs Spiel ſetzen, antwortete der Burſche, aber ich will doch nicht Schuld ſeyn, daß ihr ins Unglück gerathet.“ Er nahm alſo das Seil in die Hand, und trieb das Schwein ſchnell auf einem Seitenweg fort; der gute Hans aber ging ſeiner Sorgen entledigt mit der Gans unter dem Arm ſeiner Heimath zu. Wenn ichs recht überlege, ſprach er mit ſich ſelbſt, habe ich noch Vortheil bei dem Tauſch, erſtlich den guten Braten, hernach die Menge von Fett, die herausträufeln wird, das gibt Gänsfettbrot auf ein Viertel Jahr, und endlich die ſchönen weißen Federn, die laß ich mir in mein Kopfkiſſen ſtopfen, und darauf will ich wohl ungewiegt einſchlafen. Was wird meine Mutter eine Freude haben!“

Als er durch das letzte Dorf gekommen war, ſtand da ein Scheerenſchleifer mit ſeinem Karren, und ſang zu ſeiner ſchnurrenden Arbeit:

„ich ſchleife die Scheere und drehe geſchwind,
und hänge mein Mäntelchen nach dem Wind!“

Hans blieb ſtehen und ſah ihm zu; endlich redete er ihn an und ſprach: „euch gehts auch wohl, weil ihr ſo luſtig bei eurem Schleifen ſeyd.“ „Ja, antwortete der Scheerenſchleifer, das Handwerk hat einen güldenen Boden. Ein rechter Schleifer iſt ein Mann, der ſo oft er in die Taſche greift auch Geld darin findet. Aber wo habt ihr die ſchöne Gans gekauft?“ — „Die hab' ich nicht gekauft, ſondern für mein Schwein eingetauſcht.“ — „Und das Schwein?“ — „Das hab' ich für eine Kuh gekriegt.“ — „Und die Kuh?“ — „Die hab' ich für ein Pferd bekommen.“ — „Und das Pferd?“ — „Dafür hab' ich einen Klumpen Gold, ſo groß als mein Kopf gegeben.“ — „Und das Gold?“ — „Ei, das war mein Lohn für ſieben Jahre Dienſt.“ „Ihr habt euch jederzeit zu helfen gewußt, ſprach der Schleifer, könnt ihrs nun dahin bringen, daß ihr das Geld in der Taſche ſpringen hört, wenn ihr aufſteht, ſo habt ihr euer Glück gemacht.“ „Wie ſoll ich das anfangen?“ ſprach Hans. „Ihr müßt ein Schleifer werden, wie ich, dazu gehört eigentlich nichts als ein Wetzſtein, das andere findet ſich ſchon von ſelbſt. Da hab ich einen, der iſt ein wenig ſchadhaft, dafür ſollt ihr mir aber auch weiter nichts als eure Gans geben, wollt ihr das?“ „Wie könnt ihr noch fragen, antwortete Hans, ich werde ja zum glücklichſten Menſchen auf Erden, hab ich Geld, ſo oft ich in die Taſche greife, was brauche ich da zu ſorgen!“ und reichte ihm die Gans hin. „Nun,“ ſprach der Schleifer und hob einen

schweren, gewöhnlichen Feldstein, der neben ihm lag auf, „da habt ihr auch noch einen tüchtigen Stein dazu, auf dem sichs gut schlagen läßt und ihr eure alten Nägel gerad klopfen könnt. Nehmt ihn und hebt ihn ordentlich auf.“

Hans lud den Stein auf und ging mit vergnügtem Herzen weiter, seine Augen leuchteten vor Freude und er sprach für sich: „ich muß in einer Glückshaut geboren seyn, alles was ich wünsche trifft mir ein, wie einem Sonntagskind.“ Indessen, weil er seit Tagesanbruch auf den Beinen gewesen, begann er müd zu werden; auch plagte ihn der Hunger, da er allen Vorrath auf einmal in der Freude über die erhandelte Kuh, aufgezehrt hatte. Er konnte endlich nur mit Mühe weiter gehen und mußte jeden Augenblick Halt machen, dabei drückten ihn die Steine ganz erbärmlich. Da konnte er sich des Gedankens nicht erwehren, wie gut es wäre, wenn er sie gerade jetzt nicht zu tragen brauchte. Wie eine Schnecke kam er zu einem Feldbrunnen geschlichen, da wollte er ruhen und sich mit einem frischen Trunk laben; damit er aber die Steine im Niedersitzen nicht beschädigte, legte er sie bedächtig neben sich auf den Rand des Brunnens. Darauf drehte er sich um, und wollte sich zum Trinken bücken, da versah ers, stieß ein klein wenig an, und beide Steine plumpten hinab. Hans, als er sie mit seinen Augen in die Tiefe hatte versinken sehen, sprang vor Freuden auf, kniete dann nieder und dankte Gott mit Thränen in den Augen, daß er ihm auch diese Gnade erwiesen und auf eine so gute Art von den Steinen befreit, das sey das einzige, was ihm noch zu seinem Glück gefehlt. „So glücklich wie ich, rief er aus,

giebt es keinen Menschen unter der Sonne.“ Mit leichtem Herzen und frei von aller Last sprang er nun, bis er daheim bei seiner Mutter war.

84.

Hans heirathet.

Es war einmal ein junger Bauer, der hieß Hans, dem wollte sein Vetter gern eine reiche Frau werben. Da setzte er den Hans hinter den Ofen und ließ gut einheizen. Dann holte er einen Topf Milch und eine gute Menge Weißbrot, gab ihm einen neugemünzten, glänzenden Heller in die Hand und sprach: „Hans, den Heller da halt fest und das Weißbrot, das brocke in die Milch und bleib da sitzen und geh mir nicht von der Stelle, bis ich wiederkomme.“ „Ja, sprach der Hans, das will ich ausrichten.“ Nun zog der Werber ein paar alte verplackte Hosen an, ging ins andere Dorf zu einer reichen Bauerntochter und sprach: „wollt ihr nicht meinen Vetter Hans heirathen? ihr kriegt einen wackern und gescheidten Mann, der euch gefallen wird.“ Fragte der geizige Vater: „wie siehts aus mit seinem Vermögen? hat er auch was einzubrocken?“ „Lieber Freund, antwortete der Werber, mein junger Vetter sitzt warm mit einem guten, schönen Pfennig in der Hand und hat wohl einzubrocken. Er sollte auch nicht weniger Placken (wie man die Güter nannte) zählen, als ich,“ und schlug sich dabei auf seine geplackte Hose. „Wollt ihr euch die Mühe nehmen mit mir hinzugehen, solls euch zur Stun-

gezeigt werden, daß es nicht anders ist." Da wollte der Geizhals die gute Gelegenheit nicht fahren lassen und sprach: „wenn dem so ist, habe ich weiter nichts gegen die Heirath."

Nun ward die Hochzeit an dem bestimmten Tag gefeiert und als die junge Frau ins Feld gehen und die Güter des Bräutigams sehen wollte, zog Hans erst sein sonntägliches Kleid aus und seinen verplackten Kittel an, und sprach: „ich könnte mir jenes verunehren." Da gingen sie zusammen ins Feld, und wo sich auf ein Weg der Weinstock abzeichnete, oder Aecker und Wiesen abgetheilt waren, deutete der Hans mit dem Finger und schlug dann an einen großen oder kleinen Placken seines Kittels und sprach: „der Placken ist mein und jener auch, mein Schatz, schauet nur darnach;" und wollte damit sagen, die Frau sollte nicht in das weite Feld gaffen, sondern auf sein Kleid schauen, das wär sein eigen. —

„Bist du auch auf der Hochzeit gewesen?" „Ja wohl bin ich darauf gewesen! mein Kopfputz war von Butter, da kam die Sonne und er ist mir abgeschmolzen; mein Kleid war von Spinnewcb, da kam ich durch Dornen, die rissen mir es ab; meine Pantoffel waren von Glas, da stieß ich an einen Stein, da sagten sie klink! und sprangen entzwei."

85.

Die Goldkinder.

Es war ein armer Mann und eine arme Frau, die hatten nichts als eine kleine Hütte und nährten sich vom Fischfang und es ging bei ihnen von Hand zu Mund. Es geschah aber, daß der Mann, als er einmal beim Wasser saß und sein Netz auswarf, einen Fisch herauszog, der ganz golden war. Und als er den Fisch voll Verwunderung betrachtete, hub dieser an zu reden und sprach: „hör, Fischer, wirfst du mich wieder hinab ins Wasser, so mach ich deine kleine Hütte zu einem prächtigen Schloß.“ Da antwortete der Fischer: „was hilft mir ein Schloß, wenn ich nichts zu essen habe!“ Sprach der Goldfisch weiter: „dafür soll auch gesorgt seyn, es wird ein Schrank im Schloß seyn, wenn du den aufschließest, so stehen Schüsseln darin mit Gesottenem und Gebratenem so viel du dir wünschest.“ „Wenn das ist, sprach der Mann, so kann ich dir wohl den Gefallen thun;“ „ja, sag' der Fisch, es ist aber die Bedingung dabei, daß du keinem Menschen auf der Welt, wer es auch immer seyn mag, entdeckst, woher dein Glück gekommen; sprichst du ein einziges Wort, so ist alles vorbei.“

Nun warf der Mann den wunderbaren Fisch wieder ins Wasser und ging heim. Wo aber sonst seine Hütte gestanden, da stand jetzt ein großes Schloß. Da machte er ein paar Augen, trat hinein und sah seine Frau, mit schönen Kleidern geputzt, in einer prächtigen Stube sitzen. Sie war ganz vergnügt und sprach:

„Mann,

„Mann, wie ist das auf einmal gekommen! das gefällt mir wohl.“ „Ja, sagte der Mann, es gefällt mir auch, aber es hungert mich auch gewaltig, gib mir erst etwas zu essen.“ Sprach die Frau: „ich habe nichts, und weiß in dem neuen Haus nichts zu finden.“ „O, sagte der Mann, dort sehe ich einen großen Schrank, den schließ einmal auf.“ Wie sie den Schrank aufschloß, stand da Kuchen, Fleisch, Obst, Wein und lachte einen ordentlich an. Da rief die Frau voll Freude: „Herz, was begehrst du nun?“ und sie aßen und tranken zusammen. Wie sie satt waren, fragte die Frau: „aber Mann, wo kommt all dieser Reichthum her?“ „Ach, antwortete er, frag mich nicht darum ich darf dirs nicht sagen, denn, wenn ichs jemand entdecke, so ist unser Glück wieder dahin.“ „Nun, sprach sie, wenn ichs nicht wissen soll, so begehr ichs auch nicht zu wissen,“ das war aber ihr Ernst nicht, sondern es ließ ihr keine Ruhe Tag und Nacht, und sie quälte und stichelte den Mann so lang, bis ers heraus sagte, es käme alles von einem wunderlichen goldenen Fisch, den er gefangen, und wieder dafür in Freiheit gelassen hätte. Und wie's heraus war, da verschwand alsbald das schöne Schloß mit dem Schrank, und sie saßen wieder in der alten Fischerhütte.

Der Mann mußte von vornen anfangen, seinem Gewerbe nachgehen und fischen Das Glück wollte es aber, daß er den goldenen Fisch noch einmal herauszog. „Hör, sprach der Fisch, wenn du mich wieder ins Wasser wirfst, so will ich dir noch einmal das Schloß mit dem Schrank voll Gesottenes und Gebratenes zurückgegeben; nur halt dich fest, und verrath bei Leibe nicht von

wem du's hast, sonst gehts wieder verloren." „Ich will mich schon hüten," antwortete der Fischer, und warf den Fisch in sein Wasser hinab. Daheim war nun alles wieder in voriger Herrlichkeit, und die Frau in einer Freude über das Glück, aber die Neugierde ließ ihr doch keine Ruhe, daß sie nach ein paar Tagen wieder zu fragen anhub, wie es zugegangen wäre, und wie er es angefangen habe? der Mann schwieg eine Zeitlang still dazu, endlich aber machte sie ihn so ungeduldig, daß er herausplatzte und das Geheimniß verrieth. In dem Augenblick verschwand das Schloß, und sie saßen wieder in der alten Hütte. „Nun hast du's, sagte der Mann, jetzt können wir wieder am Hungertuch nagen." „Ach, sprach die Frau, ich will den Reichthum lieber nicht, wenn ich nicht weiß von wem er kommt, da habe ich doch keine Ruhe dabei."

Der Mann ging wieder fischen, und über eine Zeit so war's nicht anders, er holte den Goldfisch zum drittenmal heraus. „Hör, sprach der Fisch, ich sehe wohl, ich soll in deine Hände fallen, nimm mich mit nach Haus und zerschneid mich in sechs Stücke, zwei davon gib deiner Frau zu essen, zwei deinem Pferd und zwei leg in die Erde, so wirst du Segen davon haben." Der Mann nahm den Fisch mit nach Haus, und that, wie er ihm gesagt hatte. Es geschah aber, daß aus den zwei Stücken, die in die Erde gelegt waren, zwei goldene Lilien aufwuchsen, und daß das Pferd zwei goldene Füllen bekam, und des Fischers Frau zwei Kinder gebar, die ganz golden waren.

Die Kinder wuchsen heran, und wurden groß und schön, und

die Lilien und die Pferde wuchsen mit ihnen. Nun sprachen sie: „Vater, wir wollen uns auf unsere goldenen Rosse setzen, und ausziehen in die Welt.“ Da antwortete er ihnen: „wie will ich's aushalten, wenn ihr fortzieht, und ich nicht weiß, wie's euch geht?“ Da sagten sie: „die zwei goldenen Lilien bleiben hier, daran könnt ihr sehen, wie's uns geht: sind sie frisch, so sind wir gesund; sind sie welk, so sind wir krank; fallen sie um, so sind wir todt.“ Sie ritten fort und kamen in ein Wirthshaus, darin war viel Volk, und als das die zwei Goldkinder sah, fing es an zu lachen und zu spotten. Wie der eine das Gespött hörte, so schämte er sich, wollte nicht in die Welt, kehrte um, und kam wieder heim zu seinem Vater. Der andere aber ritt fort, und gelangte zu einem großen Wald. Und als er hineinreiten wollte, sprachen die Leute: „es geht nicht, daß ihr durchreitet, der Wald ist voll Räuber, die werden übel mit euch umgehen, und gar, wenn sie sehen, daß ihr und euer Pferd golden seyd, werden sie euch todt schlagen.“ Er aber ließ sich nicht schrecken und sprach: „ich muß und soll hindurch!“ Da nahm er Bärenfälle, und überzog sich und sein Pferd damit, daß nichts mehr vom Gold zu sehen war, und ritt getrost in den Wald hinein. Und als er ein wenig fortgeritten war, so hörte er es in den Gebüschen rauschen, und vernahm Stimmen die miteinander sprachen. Von der einen Seite riefs: „da ist einer,“ von der anderen aber: „laß ihn laufen, das ist ein Bärenhäuter, und arm und kahl, wie eine Kirchenmaus, was sollen wir mit ihm anfangen!“ So ritt das Goldkind glücklich durch den Wald, und geschah ihm kein Leid.

Es trug sich zu, daß er in ein Dorf kam, darin sah er ein Mädchen, das war so schön, daß er nicht glaubte, es könne ein schöneres auf der Welt seyn. Und weil er eine so große Liebe zu ihm empfand, so ging er zu ihm und sagte: „ich habe dich von ganzem Herzen lieb, willst du meine Frau werden.“ Er gefiel aber auch dem Mädchen so sehr, daß es einwilligte und sprach: „ja, ich will deine Frau werden, und dir treu seyn mein Lebelang.“ Nun hielten sie Hochzeit zusammen, und als sie eben in der größten Freude waren, kam der Vater der Braut heim, und als er sah, daß seine Tochter Hochzeit machte, verwunderte er sich und sprach: „wo ist der Bräutigam?“ Sie zeigten ihm das Goldkind, das hatte aber noch seine Bärenfelle um, da sprach er zornig: „nimmermehr soll der Bärenhäuter meine Tochter haben!“ und wollte ihn ermorden. Da bat ihn die Braut, was sie konnte und sprach: „er ist einmal mein Mann, und ich habe ihn von Herzen lieb,“ bis er sich endlich besänftigen ließ. Doch aber kam's ihm nicht aus den Gedanken, so daß er am andern Morgen früh aufstand, und seiner Tochter Mann sehen wollte, ob er ein gemeiner und verlumpter Bettler wäre, wie er aber hinblickte, sah er einen herrlichen, goldenen Mann im Bette, und die abgeworfenen Bärenfelle lagen auf der Erde. Da ging er zurück und dachte: „wie gut ist's, daß ich meinen Zorn bändigte.“

Dem Goldkind aber hatte geträumt, es zöge hinaus auf die Jagd nach einem prächtigen Hirsch; und als er erwachte, sprach er zu seiner Braut: „nun will ich auf die Jagd.“ Ihr aber war Angst, und sie bat ihn dazubleiben, und sagte: „leicht kann

dir ein großes Unglück begegnen," aber er antwortete: „ich soll und muß fort." Da stand er auf und zog hinaus in den Wald und gar nicht lange, so hielt auch ein stolzer Hirsch vor ihm, ganz nach seinem Traume. Er legte an und wollte ihn schießen, aber der Hirsch sprang fort. Da jagte er ihm nach, über Graben und durch Gebüsche, und ward nicht müd den ganzen Tag; am Abend aber verschwand der Hirsch vor seinen Augen. Und als das Goldkind sich umsah, so stand es vor einem kleinen Haus, darin saß eine Hexe. Er klopfte an, und ein Mütterchen kam heraus und fragte: „was wollt ihr so spät noch mitten in dem großen Wald?" Er sprach: „habt ihr keinen Hirsch gesehen?" „Ja antwortete sie, den Hirsch kenne ich wohl," und ein Hündlein, das mit ihr aus dem Haus gekommen war, bellte dabei den Mann so heftig an. „Willst du schweigen, du böse Kröte, sprach er, sonst schieß ich dich todt." Da rief die Hexe zornig: „was, mein Hündlein willst du mir tödten" und verwandelte ihn alsbald, das er dalag wie ein Stein, und seine Braut erwartete ihn umsonst und dachte: es ist gewiß eingetroffen, was mir so Angst machte, und so schwer auf dem Herzen lag.

Daheim aber stand der andere Bruder bei den Gold-Lilien, als plötzlich eine davon umfiel. „Ach Gott, sprach er, meinem Bruder ist ein großes Unglück zugestoßen, ich muß fort, ihn vielleicht errette." Da sagte der Vater: „bleib hier, ich dich auch verliere, was soll ich anfangen!" Er aber antwortete: „ich soll und muß fort!" Da setzte er sich auf sein [illegible] nes Pferd und ritt fort und kam in den großen Wald, wo

Bruder lag und Stein war. Die alte Hexe kam aus ihrem Haus, rief ihn an und wollte ihn auch berücken, aber er näherte sich nicht, sondern sprach: „ich schieße dich nieder, wenn du meinem Bruder das Leben nicht wieder giebst.“ Da mußte sie, so ungern sie's auch that, den Stein wieder antühren, uud ihm sein menschliches Leben wieder geben. Die beiden Goldkinder aber freuten sich, als sie sich wiedersahen, küßten und herzten sich, und ritten zusammen fort aus dem Wald, der eine zu seiner Braut, der andere heim zu seinem Vater. Da sprach der Vater: „ich wußte wohl, daß du deinen Bruder erlöst hattest, denn die goldene Lilie ist auf einmal wieder aufgestanden und hat fortgeblüht.“ Nun lebten sie vergnügt, und es ging ihnen wohl bis an ihr Ende.

86.

Der Fuchs und die Gänse.

Der Fuchs kam einmal auf eine Wiese, wo eine Heerde schöner fetter Gänse saß, da lachte er und sprach: „Ei, ich komme ja wie gerufen, ihr sitzt hübsch beisammen, da kann ich eine nach der andern auffressen.“ Die Gänse gackten vor Schrecken, sprangen auf, und fingen an gar kläglich um ihr Leben zu bitten; der Fuchs aber sprach: „da ist keine Gnade, ihr müßt sterben.“ Endlich nahm sich eine das Herz und sagte: „sollen wir doch einmal unser jung frisch Leben lassen, so erzeig uns die einzige Gnade und erlaub uns noch ein Gebet, damit wir nicht in unsern Sünden sterben, hernach wollen wir uns auch in eine Reihe stellen,

damit du dir immer die fetteste aussuchen kannst.“ „Ja, sagte der Fuchs, das ist billig und eine fromme Bitte, betet, ich will so lange warten.“ Also fing die erste ein recht langes Gebet an: ga! ga! und weil sie gar nicht aufhören wollte, wartete die zweite nicht, bis die Reihe an sie kam, sondern fing auch an ga! ga! (Und wenn sie alle ausgebetet haben, soll das Märchen weiter erzählt werden, sie beten aber alleweile noch immer fort.)

Druckfehler im erſten Theil.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

S. 48. Z. 10. v. u. ſtatt Hobelſpäne l. Hobelſpänen
= 75. = 9. v. u. = Kogf l. Kopf
= 75. = 5. v. u. = ſchläfts l. ſchläft
= 109. = 4. v. u. = nachkommen l. nah kommen
= 110. = 2. v. o. = in ſeinen l in ſeinem
= 111. = 8. v. o. = beide l beiden
= 129. = 3. v. o. = 25 l. 24
= 133. = 12. v u. = mußte l. müßte
= 172. = 10. v o. = wem l. wen
= 181. = 13. v. o. = verſehen l. vorſehen
= 182. = 1 v o. = Lügenbart l. Lügenbrut
= 184 = 3. v. o. = nieblich l. lieblich
= 197. = 2. v o. = Hauptlein l. Häuptlein
= 216 = 8. v. u.
= 217. = 4 v. o
= 2 7 = 8 v u } = Haupten l. Haupten
= 2. v u. hinter betrogen zu ſetzen hatte
= n o. ſtatt war l. waren

Kinder- und Haus-Märchen.

Gesammelt durch die Brüder Grimm.

Zweiter Band.

Mit zwei Kupfern.

Zweite vermehrte und verbesserte Auflage.

Berlin 1819.
Gedruckt und verlegt
bei G. Reimer.

Kinder-
und
Haus-Märchen
Zweiter Theil.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Kinderweſen und Kinderſitten.

„Laſſet die Kindlein und wehret ihnen nicht zu mir zu kommen, denn ſolcher iſt das Himmelreich;“ dieſer heilige Spruch bewährt ſich durch alle Zeiten, überall geht das Leben des Menſchen auf, wie eine Blume, eh ſie die ſtechende Sonne bläßt und der irdiſche Staub trübt, in reiner, unverſehrter Farbe. Hartmann von der Aue weiß darum nicht herrlicher die Tugend einer Frau zu preiſen, als wenn er ihre Worte und ihr Weſen mit dem der Kinder vergleicht. Iwein 6470.

ſi was, daz man an kinden
niemer mohte vinden
ſüzzer worte noch reiner ſite:
ſi mohte da betwingen mite
eines engels gedanc,
daz er vil lihte einen wanc
durch ſi von himel tate.

Ein Engel wäre darum vielleicht bewogen worden, zu ihr vom Himmel herabzukommen, ſo wie man glaubt, daß jeden Menſchen

von seiner Kindheit an ein Engel begleite. Darin ist auch die Freude begründet, die wir bei dem Anblick der Kinder fühlen, daß ihre Worte und Gebärden treu, wahr und lieblich sind. „Ich liege dir in deinem Herzen und thue dir in den Augen wohl" sagt das Kind zu seiner Mutter, (Winsbeckin 30.). Gudrun spricht in einem Liede der alten Edda (II. S. 532.): „so war Schwanhild (meine Tochter) in meinem Hause, wie der lieblich anzuschauende Sonnenstrahl."

2. Rührend ist es, wenn wir die kleinen Züge aus dem Kinderleben in den alten Dichtungen schon beachtet finden. Man spielt mit Kindern, indem man sich neckend bald zeigt, bald versteckt; davon nimmt Wernher in dem Loblied auf die Jungfrau Maria ein schönes Gleichniß: der Engel, der mit ihr gesprochen und bei ihr stand (S. 106.),

er verbarg ougen unde munt
sin antlutze ich den schin;
also spilt er mit der kunigin
als man pfleit mit den kinden.

Fischart hat wohl dieses Spiel gemeint, wenn er von dem Vater spricht, der „mit dem Kind Mumels spielt;" Gargantua 71a. Kinder glauben sich zu verbergen, wenn sie die Hand vor das Gesicht halten und so sagt Iyro von Schotten. Str. 33.

wan si tuet als daz kindelin,
swanne daz verbecket diu ougen sin,
so wânt ez, daz ez nieman sehe.

3. Der kindiſchen Luſt und Trauer wird oft von den Dichtern jener Zeit gedacht. „Froh wie ein Kind ſitzen,“ iſt ein bildlicher Ausdruck der Edda (ſitia barnteitur. Hymisq. 2.). Freidank ſagt 2547

ein kint näme ein geverbet ei
fur andre drin oder zwei

und ähnlich das Märe vom Häſlein: 54.

ein kint den apfel minnet
unt näme ein ei fur des riches lant.

Im Wartburger Krieg heißt es: (Str. 17. in der Maneſſ. Sammlung) „vor Zorn muß ich zappeln, wie ein Kind, dem man das Ei verſagt.“ Und im Wilhelm von Oranſe ganz ähnlich:

— weinen ſo diu wip
oder als ein kint nach dem ei.

Ueberhaupt iſt das Weinen der Kinder ſprichwörtlich. Im Triſtan 4097.

er ſaz und weinte
alſ ob er ein kint wäre.

und in der Wilkina-Saga. (S. 94. und 139.): „das Kind ſoll haben, wornach es weint.“

4. Sie müſſen ſich der Lehre unterwerfen. Alter Titurel 30.

ſwa kint lernent uf ſtan nach ſtuolen,
die muozzen zem erſten dar kriechen.

Von Alexander und Ariſtoteles (in der Müller. Sammlung Bd. III. 69.):

der meiſter nam den jungen knaben
unt lerte in die buochſtaben
a.b.c.d daz tet im an dem erſten wt,
alſ ez noch tuot den jungen,
die do ſint betwungen
mit ſchuole-meiſterſcheften.

Auch die Strafe wird erwähnt. Im Reinfried von Braunſchweig ſpricht der Rieſe zu dem Helden, ich will mit dir nicht ſtreiten: (Gotha. Hſ. Bl. 150 a.)

ich wil dich lazzen riten
durch dinen tumblichen muot,
eine weiche, kranke (d. h. ſchwache) kindes-ruot
horte uber dinen lip!
haſtu ze tunde icht, daz trip
unt bis todes vor mir fri.

Aber Walter von der Vogelweide ſagt auch ſchon ſprichwörtlich (Man. I. 106 b.):

nieman kan mit gerten
kindes zucht beherten.

d. h. mit der Ruthe (allein) kann man ein Kind nicht erziehen. —

5. Sorglos ſind Kinder und leben nach augenblicklicher Luſt. So heißts im armen Heinrich: 959.

— du tuoſt alſe din kint,
din ſo gehes muotes ſint:
ſwaz den komet in den muot,
es ſi wbel oder guot,

bezue iſt in allen gach
unt geriuwet ſi ſere darnach.

Nach dem Bunten und Schimmernden greifen ſie zuerſt, daher bei Freidank der Spruch: 13

was mit varwe iſt uberzogen,
da wurt ein kint vil lihte betrogen.

3688. wo kint ſint bi der gluot,
da iſt not, daz man ir huot.

und Ulrich Furterer ſagt im Lanzilot Str. 49:

als — kinden tuot gezemen,
den man beut einen apfel rot,
lazzen daz gold in aus den henden nemen.

Dies bezieht ſich vielleicht auf die Sage von dem Brüderchen, das mit ſeinem Schweſterchen Schlachtens ſpielte, es, wie man den Schweinen thut, in die Gurgel ſchnitt und tödtete. Ein alter Mann zu Franecker, wo es der Sage nach geſchehen iſt, gab den Rath, der oberſte Richter ſolle einen ſchönen rothen Apfel in die eine Hand nehmen, in die andere einen rheiniſchen Gulden, das Kind dann zu ſich rufen und beide Hände gleich gegen daſſelbe ausſtrecken; nähme es den Apfel, ſo ſolle es ledig erkannt werden, nähme es aber den Gulden, ſo ſolle man es tödten. Es geſchah, das Kind aber ergriff lachend den Apfel und ward von aller Strafe ledig erkannt. — Es giebt eine ganz ähnliche orientaliſche Sage von Moſes (Moſenthl I. 88.). Pharao gewann den Findling ſehr lieb, obgleich die Wahrſager ihn warnten, dies könne das Kind des neuen Geſtirns ſeyn; aber der König achtete nicht darauf, bis

eines Tages der kleine Moſes, den er ſpielend liebkoſte, ihn mit einer Hand beim Bart bis zur Erde niederzog und mit der andern ihm die Krone vom Haupt ſchlug. Pharao, ergrimmt, will ihn umbringen laſſen, die Räthe ſchlagen ihm aber vor, erſt zu verſuchen, ob das Kind ſchon den Gebrauch der Vernunft erlangt habe oder nicht. Es ward ihm ein Becken voll Glut, ein anderes voll Gold hingeſtellt. Moſes wollte zwar nach dem Golde greifen, allein der Erzengel Gabriel leitete ihm die Hand nach der Glut, die er nach dem Mund führte. Dies entſchied und Moſes war diesmal gerettet. — Die Weltchronik erzählt in der Caſſeler Handſchrift, Bl. 79 b., etwas abweichend: Pharao habe ſpielend mit dem Kinde, ihm die Krone aufgeſetzt, aber es habe ſie zur Erde geworfen, ſo daß ſie in Stücke zerſprungen ſey. Ein Prieſter habe dies als eine von Gott geſchickte Vorbedeutung angeſehen und um nun zu prüfen, ob Abſicht oder kindlicher Unverſtand Schuld geweſen, ſey dem Kind ein glühender Brand vorgehalten worden. Aber es habe kindlich ihn angegriffen und in den Mund geſteckt, wovon es ſich verbrannt und weshalb Moſes hernach gelispelt.

6. Wenn man Kindern nicht ſagen will, wo man das her wiſſe, wornach ſie fragen, ſo antwortet man wohl: „mein kleiner Finger hat mirs geſagt,“ (auch im Franzöſiſchen: „mon petit doigt me l'a dit“) Dies finden wir ſchon in einem altdeutſchen Gedicht (Müller Samml. Bd. III. Fragm und kl. Ged. St. IX. B. 119): „min minneſter vinger mirs verjach.“ —

7. Wenn man Papier verbrennt, gibt man acht, wie die Funken auf dem schwarzen Grund hin und hergehen und nach und nach verschwinden, besonders auf den allerletzten. Man sagt, das seyen die Leute, die aus der Kirche gingen und der letzte sey der Glöckner oder der Küster, der die Thüre zuschließe. (Französ. que c'est l'abbesse qui fait coucher les nonnains.)

8. Frisches Brot aus neuem Korn wird Hasenbrot genannt und der Hase hat es im Walde gebacken; es gibt auch eine Pflanze, die Hasenbrot heißt (briza media Linn.). Wenn auf den Bergen Nebel liegt, so ist es der Rauch aus seiner Küche: „der Has kocht." Im plattdeutschen: „de Voß badet sik," oder: „de Voß bruet;" der Nebel heißt: „Voßbad."

9. Aus den eddischen Liedern verdient es angeführt zu werden, wie Gudrun nach dem Verderben ihres Geschlechts und mitten im herbsten Schmerz der seligen Zeit gedenkt, wo sie mit ihrem Bruder Haugni in kindlicher Lust zusammengelebt. Atla-mál in grönlensku, Str. 69.

Alin vith upp vorom i eino husi,
lekom leik margan ok i lundi drom,
gäddi ockr Grimhildur gulli ok hals-meniom.

Wir beide wurden auferzogen in einem Hause,
manches Spiel spielten wir, in dem Walde wurden wir groß,
Krimhild (die Mutter) schmückte uns mit Gold und Halsbändern.

Gudrun scheint vorzugsweise ihren Bruder Haugni geliebt zu haben. Wenn sich von mehrern Geschwistern immer zwei, wie

häufig geſchieht, zuſammenhalten und unzertrennlich ſind, ſo pflegt man die beiden Meſſerchen und Gäbelchen zu nennen. Im plattdeutſchen (nach Dähnert) heißen auch zwei zuſammengewachſene Aepfel Kindappel.

10. Bei der Geburt eines Sohns pflegt der Vater einen Baum zu pflanzen, an manchen Orten den langſam wachſenden Lebensbaum thuia occident. (Vergl. unſere Edda S. 61. Anm. und Kopenh. Edda II. S. 59. Anm.) — In Schaffhauſen, wenn ein Sohn geboren iſt, trägt die Magd, die ihn den Verwandten anſagt, eine weiße Schürze und zwei Sträuße, einen vor der Bruſt, einen andern in der Hand; wenn es ein Mädchen iſt aber nur einen. (Stalder II. 355.) — Bei der Taufe erhalten Kinder ein Geſchenk von ihrem Pathen. Im heidniſchen Norden geſchah dies, wenn ſie den Namen, meiſtens Zunamen erhielten und es hieß die Nafn-feſti (Namensfeſtigung). Als die Wahlküre Swawa, den Sohn Hiorwards, der noch kein Wort geſprochen, Helge nennt, hebt er an zu reden und verlangt nun auch das Geſchenk zu dem Namen. Edda II. 33. Dieſelbe Sitte beſchreibt die jüngere Edda Dämefaga 63. und die Heimskringla VI. 9. Vergl. auch die Thorſtein Bäarm. Saga Cap. 4. Sie macht auch eine merkwürdige Stelle beim Paulus Diaconus de gestis Longob. I. 8. deutlich, wo Frea dem Woban ſagt, weil er den Langbärten einen Namen gegeben, (Odin heißt bekanntlich ſelbſt Langbardur), ſo müſſe er ihnen auch (als Geſchenk) den Sieg verleihen. — Man pflegt heutzutage dem Kind etwas zu ſchenken, wenn es die erſten Kleider, Schuhe trägt u. ſ. w. Eine

uralte Sitte iſt das Geſchenk des Vaters bei dem erſten Zahn, im Nordiſchen hieß es Tann-Fé und im Grimnismal Str. 5. wird geſagt, daß Freyr ſeinen Sitz Alfheim als Zahngeſchenk von den Göttern erhalten habe.

11. Kinderſpiele. Die Kindheit ſelbſt wird damit bezeichnet. Hartmann von der Aue ſagt, Maneſſe I. 1792.

mir hat ein wip genade widerſeit,
der ich gedienet han mit ſtetekeit
ſit der ſtunde, daz ich uf mime ſtabe reit.

Lichtenſtein (Frauendienſt von Tieck S. 2.) noch ſo dumm, als ein Kind, das auf Gerten reiten will. — Auch des Kriegſpiels wird gedacht; im Titurel Str. 80.

ſwenn andriu kint diu iungen
ze velt unt an den ſtrazzen
punierten unde rungen,
durch ſende not ſo muſt er daz nu lazzen.

Konrad von Würzburg beſchreibt die Jugend des Paris im Trojaniſchen Krieg, 612.:

ſwenne er unt ander hirteiin,
die ſine geſellen waren,
ir ſpils begunden varen,
ſo tät er ie daz beſte
unt was ſo tugendveſte,
daz man in lobte denne.
ſi waren etſwenne
mit ſtrite ſament gemeinlich,

alſo daz ſi do teilten ſich
unt machten krieges parte,
ſo was er ein gries-warte
unt ein guot richter under in;
wan ſwer den ſig do fuorte hin,
dem ſatzte er uf ſin houbet
ein ſchapel wol geloubet,
damit er in do kronte
unt im der tugende lonte,
daz er ſo fromeklichen ſtreit.

Das Spiel mit drei oder fünf kleinen Steinen wovon einer aufgeworfen und während dieſer fliegt, die übrigen zuſammengeſtrichen und in die Hand genommen werden, um jenen damit aufzufangen, findet ſich überall und iſt gewiß uralt *). — Ein altes Spiel ſind auch die kleinen Windmühlen, zwei Queerhölzer mit vier Flügeln, an einem längern Stock befeſtigt, der in der Hand gehalten wird. Geht kein Wind, ſo wird gelaufen und der daraus entſtehende Zug treibt die Flügel herum. Zwei Knaben mit dieſem Spielwerk findet man z. B. in einem in Holz geſchnittenen Anfangsbuchſtab zu dem chronicon Freculphi

*) Niebuhr ſah es bei den Kindern am Euphrat zwiſchen Basra und Heile. Es heißt bei den Arabern Lakud. Er macht dabei die Bemerkung: „die Spiele der Bauernkinder ſcheinen in der ganzen Welt dieſelbigen zu ſeyn.“ Reiſe nach Arabien I. 171. Clarke fand dieſes Spiel in ganz Rußland wieder und gedenkt einer griechiſchen Vaſe, auf welcher es abgebildet iſt. Reiſe durch Rußland S. 256. (bei Lettsch).

Lexovicensis episcopi ed. 1539. Tom. II. L. V. fol CXLVIIIb. — Bei Hans Sachs Kempt. Ausg. I. S. 465. findet sich folgende Stelle:

willt du bei guten Leuten sitzen
für alle Kürzweil Linsen spitzen
gleich wie ein Kind bei einem Jahr?

was heißt das? —

Ueber die Kinderspiele im Norden hat Sk. Th. Thorlacius antiquit boreal. spec. V. p. 237. viel Schätzbares zusammengestellt*). Nachzutragen ist ein eigenthümlicher Zug in der Floamanna-Sage (nach der Uebersetzung ins Dänische von B Thorlacius S. 53. 54.) welcher zeigt, wie früh schon bei Kindern in dem heidnischen Norden die Achtung vor ungezähmter Naturkraft geweckt war. Als Thorgil, der Held dieser Sage, fünf Jahr alt war, wollte er mit bei einem Knabenspiel seyn. Die andern weisen ihn ab, weil sie festgesetzt hatten: „daß der nur Theil an

*) Ossian gedenkt auch der Kinderspiele seines Volkes: wie die Distel ein Hirsch, die wandernde Samenwolle ein Reh war (Gall Alterthümer I. S. 41.), Rührend ist, wenn der sterbende Curach zum Ossian saat (S. 303.) „gieb dieses Schwert (einst) meinem Sohne! In dem grünen, binsenreichen Thale von Sliruth verfolgt er (jetzt noch ein Kind) die Samenwolle, die auf dem Fittich der scherzenden Geister fliegt. Der Schall des fallenden Wassers dringt zu des Knaben Ohr. Ich höre, saat er, die Schritte meines Vaters. Mit dem ungleichen Schritt der Freude läuft er mich zu treffen, aber es sieht den grauen Strom. Kehre zurück mein Kind und verfolge deine Samenvögelchen, mein Auge wird vor Freude schimmern, wenn ich dich von meiner schwebenden Wolke erblicke.“

ihren Spielen nehmen dürfe, der ſchon ein lebendes Thier umgebracht.“ Thorgil, mißvergnügt darüber ſticht in der Nacht ein Pferd todt, um die Bedingung zu erfüllen. Man vergleiche des Tacitus bekannte Stelle von dem eiſernen Ring, den die jungen Chatten tragen mußten und nicht eher ablegen durften, bis ſie einen Feind erlegt.

12. Einzelne Spiele.

Der Wolf und die Schaafe. Eins macht den Schäfer, eins den Wolf und mehrere die Schaafe. Der Schäfer ſpricht: „Schaap, Schaap kamt to Huus.“ — Die Schaafe antworten: „wi drövt (wir dürfen) nig!“ — „Worum nig?“ — „Dar ſteit en grooten Wulf vor de Dör.“ — „Wat deit he?“ — „Slippt Meſſen.“ — „Wat will he damit doon?“ — „He will uns all de Keel affnieden.“ Der Schäfer ſucht die Schaafe zu ſchützen, aber der Wolf fängt doch endlich eins, welches hernach an die Stelle des Wolfs tritt. (Schütze holſt. Idiot. I. 261. IV. 17.) — Käzchen und Mäuschen. Iſt jenem ähnlich. Die Katze ſteht in einem Kreis, die Maus haußen, die Katze will immer heraus, der Kreis aber hält feſt zuſammen und ſingt:

„Mäuschen, laß dich nicht erwiſchen,
ſpring über Bänk und Tiſche:
huſch! Mäuschen, huſch!

Bricht die Katze doch durch den Kreis, ſo wird das Mäuschen hereingelaſſen, und der Katze der Zugang verſperrt, bis ihr endlich gelingt, das Mäuschen zu fangen. — Vom Berg ziehen. Einer ſteht oben auf dem Hügel die andern unten ſuchen ihn

herabzuziehen und seinen Platz zu erhalten, dagegen wehrt er sich. Dabei wird gesungen:

„O Barg (Berg) min!"
„Wo lange is he din?"
„Hüt oder morgen."
„Scheer heraf, lat der mi vör sorgen!"

Im Holsteinischen (Schütze III. 101.) doch auch anderwärts üblich. — Erbsenspiel. „Gib mir eine Erbse." — „Ich hab keine." — „Geh zum Müller und hol dir eine." — „Er gibt mir keine." — „So such dir eine." — „Ich finde keine." — „So blas ich dich." — „So wehr ich mich." — Nun blasen sich die Kinder ins Gesicht, wer es am längsten, ohne zu lachen aushält, bekommt von dem andern eine Erbse. — Ringelreihe. (plattd. Kringelkranz). Die Kinder fassen sich bei den Händen und tanzen im Kreis, dabei wird ein Lied gesungen, und wenn die Worte: „sitzt nieder!" vorkommen, so setzen sie sich plötzlich und stehen wieder auf. Das Lied ist:

Ringel, Ringel, Reihe!
Sind der Kinder dreie,
sitzen auf dem Holderbusch,
schreien alle: musch! musch! musch!
Sitzt nieder!
Es sitzt'ne Frau im Ringelein,
mit sieben kleinen Kinderlein.
Was essens gern? „Fischelein,"

Was trinkens gern? „rothen Wein."
Sizt nieder!

Königstöchterlein. Ein Mädchen ſetzt ſich in die Mitte, und zieht ſein Röckchen über den Kopf in die Höhe, die andern Kinder ſtehen rings herum und halten den Rock. Eins geht um den Kreis und fragt:

„Ringel, Ringel, Thale ringen,
wer ſizt in dieſem Thurm drinnen?"

Das Mädchen antwortet:

„Königs-Königstöchterlein!" —
„Darf man ſie auch anſchauen?" —
„Nein, der Thurm iſt gar zu hoch,
du mußt einen Stein abhauen."

Nun ſchlägt er auf eine Hand, die den Rock muß fallen laſſen Dann geht die Frage von neuem an. Sind alle Steine herun ter, ſo ſpringt das Königstöchterlein auf, und den übrigen, di davon laufen, nach. Wen es erhaſcht, der muß in den Thurm. — Der Reim lautet auch ſo:

„Zink, zink, Tellerlein,
da ſizt des Königs Töchterlein
in einem hohen, tiefen Thurm;
wer's will ſehen, muß die Stange brechen!"

Blinde Kuh oder blinde Maus. Einem werden die Aug verbunden, und ſo ſucht er einen andern in einem beſtimmten Ur fang zu haſchen, der dann an ſeine Stelle kommt. Im Anfa wird er von einem im Kreis herumgeführt, damit er nicht weiſ

an welchem Ort er steht; dabei ist im Holsteinischen folgendes Gespräch üblich (Schütze I. 115). Der Führer fragt: „Blinde Ko, ik leide di.“ — Der Blinde: „woneem hen?“ — „Na'n Bullenstall.“ — „Wat sall'k da doon?“ — „Klütjen (Klöße) un söt Melk eeten.“ — „Ik heff keen Lepel.“ — „Nimm en Schüffel (Schaufel).“ — „Ik heff keen Schüffel.“ — „Nimm en Tüffel (Pantoffel).“ — „Ik heff keen Tüffel.“ — „Sú to, wo du een krigst.“ Hier läßt der Führer die blinde Kuh laufen. — Fischart Garg. S. 166. a. gedenkt dieses Spiels. Es wird auch so gespielt, daß der Blinde mit einem Stock in der Hand mitten in einem Kreis steht, der um ihn tanzt. Stößt er mit dem Stock auf die Erde, so muß alles still stehen, er rührt darauf einen an und hält ihm den Stock hin, dabei pfeift oder brummt er. Jener muß den Stock fassen und den Laut nachahmen, der Blinde aber sucht ihn, nachdem der Laut dreimal wiederholt ist, an der, gewöhnlich verstellten Stimme zu errathen. — Fischerspiel. Einer ist Fischer, die andern sind Fische. Der Fischer spricht: „ich fische, ich fische in meines Herrn Teich, ich habe die ganze Nacht gefischt, und habe nichts gefangen als einen Weißfisch,“ oder welchen Namen er will. Der Genannte steht auf und spricht: „ich dachte, es wär ein Hecht gewesen,“ und nennt immer andere Fische, der Fischer muß antworten, und darf nicht ja oder nein sagen. Fischart Garg. S. 165. b. gedenkt schon dieses Spieles, ähnliche gibt es mehrere, z. B. die Kinder stellen Getraide vor, einer hat aber ein Täubchen und spricht: „ich lasse mein Täubchen fliegen in Gerste.“ Nun antwortet die Gerste: „nein, in

Hafer." u. ſ. w. — Der Fuchs geht herum. Die Kinder ſtellen ſich in einen Kreis, halten die beiden Hände auf den Rükken und ſtecken die Köpfe zuſammen. Einer geht um den Kreis, hat ein zuſammengewundenes Tuch in der Hand und ſpricht:

„Sieh dich nicht um,
der Fuchs geht herum!"

Wer ſich gegen das Verbot umſieht, erhält einen Schlag auf den Rücken. Der Fuchs gibt nun einem das Tuch in die Hand, der ſeinen rechten Nebenmann ſo lang damit jägt und ſchlägt, bis dieſer um den Kreis herum wieder zu ſeinem vorigen Platz gelangt iſt. Dafür wird der Geſchlagene der Fuchs *) — Etwas anders kommt das Spiel im Holſteiniſchen vor. (Schütze II. 52). Der herumgeht ſpricht:

„De Goos (Gans), de Goos, de leggt dat Ei,
un wenn et fallt, ſo fallt et twi!"

und läßt das Tuch hinter einem fallen. Räth es dieſer, d. h. ſieht er ſich um und es trifft zu, ſo iſt das Umgehen an ihm, und jener nimmt ſeinen Platz im Kreis ein. Dreht er ſich aber um und das Ei liegt nicht hinter ihm, ſo bekommt er Schläge oder gibt ein Pfand. — Stirbt der Fuchs, ſo gilt der Balg! Ein Hölzchen wird angezündet, und einer reicht es dem andern, indem er dazu ſpricht:

„Stirbt der Fuchs,
ſo gilt der Balg,

*) Auf ein ähnliches Spiel ſcheint Shakſpeare im Hamlet IV. 2. hinzudeuten, wo es heißt: hide fox and all after!

lebt er lang,
so wird er alt,
frißt er viel,
so wird er dick
und zuletzt gar ungeschickt.“

so lang das Hölzchen brennt, lebt der Fuchs, bei wem er stirbt, der muß die bestimmte Strafe geben. — Federwisch. Die Kinder sitzen um einen Tisch, unter dessen Platte ein Bindfaden herumgeht, an welchem ein Federwisch hängt. Jeder hält den Faden mit beiden Händen und schiebt ihn fort, dabei wird gesungen:

Federwischchen, Federwischchen,
gucke nur nicht übers Tischchen!

Ist das dreimal gesungen, so wird still gehalten, und bei welchem sich dann das Federwischchen findet, der muß die bestimmte Strafe geben. — Der Baum. Eins ist Rechenmeister, eins gibt Acht, die andern sind Zahlen. Der Rechenmeister spricht:

„Auf einem meiner Bäume,
den ich hab daheime,
hab ich eins, zwei, drei Blätter.
Auf dem dritten Blatt war eine Schnecke,
die hatte ein Haus zur Decke,
die kroch unter drei, vier Zweige,
sie wollte sitzen treige (träge.)
Mit ihren zwei Hörnern,
kroch sie auf zwei Dörner,
und da kamen behende,

fünf, sechs, sieben Hände,
und nahmen die Schnecke
mit fünf (mit zehn) Fingern hinweg.

Die Zahlen sind willkührlich, der Rechenmeister kann nur eine oder mehrere, auch zusammengesetzte, nennen. Die aber genannt werden, müssen aufstehen und sich vor ihm neigen. Jener, der Acht gibt, muß die Strafe einsammeln, wenn der Rechenmeister eine Zahl nennt die nicht da ist, oder wenn eine, die genannt ist, nicht aufsteht, oder wenn eine falsche aufsteht. — Alle Vögel fliegen. Die Kinder sind Vögel, sitzen um einen Tisch und legen die beiden Zeigefinger auf den Tisch. Einer ist der Meister und spricht: „alle Vögel fliegen!" und hebt die Finger in die Höhe, worauf alle die Finger in die Höhe heben und fliegen. Dann nennt er einen Vogel der zugegen ist, Lerche, Elster u. s. w. und fliegt, und der genannte Vogel fliegt mit, nennt er aber einen, der nicht zugegen ist, oder ein Thier das nicht fliegt, wobei er jedoch, um die andern zu irren, die Hände in die Höh hebt, und die andern thun es ihm nach, so sind sie in Strafe verfallen. — Buk, sta vast un wipper nig! Einer als Bock steht gebückt, die Hände auf dem Knie, und die andern springen über ihn her (Dähnert pommer. Idiot. u. das Brem. Wörterb.). Ein ähnliches Spiel heißt in Frankreich cheval fondu, jeder sucht auf den Rücken des Gebückten zu springen, wer nicht herabrutscht und sitzen bleibt, klatscht mit den Händen. — Wo ist gut Bier feil? Jedes von den Kindern erhält einen bestimmten Platz (gewöhnlich wird es unter Bäumen gespielt), bis

auf eins, das durch Abzählen übrig bleibt *). Dieser muß herum gehen und obige Frage an einen richten, er erhält dann zur Antwort: „bei meinem nächsten Nachbar.“ Wöhrend der Zeit wechseln die übrigen ihren Stand, und der fragende muß sehen, daß er zu einem der verlassenen Plätze gelangt; worauf der übrigbleibende an seine Stelle kommt. — Aehnlich ist das **Klingelspiel**. Die Kinder sitzen in einem Kreis und singen:

Sa, sa, sa,
der Wirth ist nicht zu Hause,
wenn er wird nach Hause kommen,
wird er wohl geklinget kommen!

Jetzt klingelt einer mit der Schelle, worauf alle die Plätze wechseln müssen, und der klingelnde sich einzuschieben sucht. — Die **Kitz**. Jedes Kind gibt von seinen Nüssen, bis ein großer Haufen davon auf dem Tisch liegt. Dann geht eins hinaus, die übrigen wählen unter den Nüssen eine, welche die **Kitz** (Katze) heißt. Ist dies geschehen, so wird jenes herein gerufen; es darf so lange Nüsse von dem Haufen wegnehmen, bis es auf die bestimmte trifft, so wie es die angreift, rufen alle mit großem Geschrei: die

*) Die beim Abzählen üblichen Reime und Lieder stehen im Anfang zum Knaben Wunderhorn. S. 84. 88 — 91. Und in den Dichtungen aus der Kinderwelt S. 81. ff. 8. auch das Märchen N. 41. In Hessen haben die Kinder auch einen ganz kurzen Spruch dafür:

Wenn ein Ritter will sein Pferd beschlagen,
Wie viel Nägel muß er haben?
Drei oder vier!

Es wird natürlich immer nach Sylben nicht nach Wörtern abgezählt; auf jeden fällt eine Sylbe.

Kitz! — Das Kruſcheln, in der Schweiz üblich. (Stalder II. S. 138). Kleine Münze wird in Krusch (Kleie) verſteckt, und hernach bildet man aus der ganzen Maſſe ſo viel Häufchen, als Kinder dabei ſind. Bei ſolchen Glücksſpielen ſagen die Knaben im Holſteiniſchen (Schütze III. 30.), wenn es nur noch auf die letzte Entſcheidung ankommt:

„de letzte Hand
klopft an de Wand,
de werd mi nig verlaten!"

Ringe ſchnellen. Ein altes Kinderſpiel, deſſen Wolfram von Eſchilbach im Parcifal gedenkt:

10980 ame hove er ſine tohter vant
unt des burcgraven töhterlin,
diu zwei diu ſnalten vingerlin.

Vielleicht waren es Reife, die eins dem andern mit einer ſchwanken Gerte zuſchnellte; ein noch heute bekanntes Spiel. — Das Ballſpiel, iſt weit verbreitet und mannigfaltig. Die alten Dichter ſahen es als ein Zeichen des Frühlings an, und Walter ſpricht; „wenn ich die Mägdlein auf der Straße ſehe den Ball werfen, ſo kommt uns der Vögelein Schall;" und Nithart (Maneſſ II. 79 a.)

es wirfet der jungen vil
uf der ſtrazen ein bal;
daſt des ſumers erſtez ſpiel.

Die Mägdlein ſpielen auch mit (Vgl. Stanheim Maneſſ. II. 56. die megde wurfen euch den bal), und Nithart ſagt weiter:

wi ſi toben!

ſwenne er den bal werfen ſoll, ſoſt in wol,
wan er welt, wem er den bal dur die lüfte ſende,
ſi bintent im ie hende,

hernach: ſwelhiu den bal kan bejagen,
diu ſol lop ze vorderſt tragen.

Und einer ruft: „wirf mir her, ich wirfe dir wider.“ Walter ſagt auch gleichnißweiſe, Maneſſ I. 126 b.

ſwer mich ufhebt in balles wis.

Im Weſterwald theilt ſich eine Anzahl Knaben in zwei Theile, welche auf einer Ebene von wenigſtens 150 Schritten auf beiden Seiten Endpuncte annehmen. Jeder Theil ſucht nun einen gemeinſchaftlichen runden Baumknorren mit einem ſogenannten Sauſtecken, (der von Dorn oder Haſel, unten krumm ſeyn und einen Knopf haben muß), über den Endpunct der andern Partei zu ſchleudern. (Schmidt wäſterwäld. Idiot.) *). Im Märchen vom Froſchkönig (Nr. I.) ſpielt die Königstochter mit einer goldnen Kugel.

13. Viel-ſtätige Sitte iſt noch in andern Vergnügungen der Kinder. Das ſchöne, bunt punctirte Marienwürmchen ſetzen ſie auf die Fingerſpitzen und laſſen es auf und abkriechen, bis es fort fliegt. Dabei ſingen ſie:

Marienwürmchen, fliege weg! fliege weg!
dein Häuschen brennt! die Kinder ſchrein!

*) Aehnlich iſt das ſchottiſche Bolfſpiel, nur ausgebildeter. Ausführlich beſchrieben in einer Reiſe durch Schottland, überſ. von Soltau I. p. 11.

Ein ganzes Lied theilt das Wunderhorn I. 235 mit. Die Northern Antiquities I. 322. bemerken dieſelbe Sitte in England und ſelbſt den Reim:

Lady-bird, lady-bird, fly and begone!
your houſe is a-fire and your children at home!

Ein ähnliches Liedchen wird geſungen, wenn ein Maikäfer, der an einen Faden gebunden iſt, auffliegen ſoll:

Maikäferchen, flieg!
dein Vater iſt im Krieg,
deine Mutter iſt im Vaterland,
das Vaterland iſt abgebrannt!
Maikäferchen, Maikäferchen, fliege weg!
dein Häuschen brennt,
dein Mütterchen flennt,
dein Vater ſitzt auf der Schwelle:
fliegt in Himmel aus der Hölle!

Soll eine Schnecke die Fühlhörner herausſtrecken, ſo wird ſie mit folgenden Worten dazu gereizt:

Schneck im Haus,
ſtreck die Hörner raus!
werf ich dich in Graben,
freſſen dich die Raben;
hol ich dich heraus,
frißt dich die Maus,
Schneck im Haus!

Im Holſteiniſchen (Schütze IV. 144.)

Sniggenhuus!
ſtit bin veer, ſief, Hörner ut,
vullt du ſe nig utſteeken,
ſo willk bin Huus terbreeken.
Sniggenhuus!

Im Wunderhorn Anhang S. 81. ſteht noch ein anderes Liedchen. — Dem fliegenden Storch wird nachgerufen:

Storch, Storch, Steinel,
mit dem langen Beinel,
flieg in das Bäckerhaus,
hol mir einen warmen Weck heraus!

Die jungen Katzen werden von den Kindern geneckt, indem ſie ihnen ein Reis, einen Halm, vorhalten und ſie auf dieſe Art hin und herlocken. Im Oranſe wird daher ein Gleichniß genommen:

ir liebe iſt ein katzenſpiel
ſi zuchet unt zuckit,
glich der den halm ruckit
dur ſchimpf den jungen katzen vor.

Bruder Wernher (Maneſſ. II. 163 a) wirft der Welt vor, der es folgen müſſe,

du ziuheſt mir den haln
als einer jungen katzen vor.

Auch in Püterichs Ehrenbrief heißt es von Montevillas Grabſtein Str. 134.

Dem helm ob ein mörkhaz (Mohrkatze) ſaß,
dargegen ain ſy zugen den khazen-knebl,

samb thun zu hof die pueben
vill dikh das spill, das ainer fellt auf dem gebl.

Mancherlei Spiele gibts mit Pflanzen und Blumen. Aus den Stielen der gelben Cichorienblüte werden Ringe und Ketten gemacht, oder sie werden bis zur Hälfte vierfach gespalten und in einen Brunnen gelegt, worauf sich das Gespaltene zusammenzieht und das Ansehen einer Hyacinthenglocke bekommt. — Die gelben Butterblumen hält man ans Kinn, und der gelbe Widerschein bedeutet, daß man gern Butter ißt. — Die Näpfchen der Eicheln mit den Stielen daran werden nach den verschiedenen Formen abgetheilt und als Soldaten aufgestellt. Ueberhaupt aus Stielen und Stengeln machen sich Kinder ihre Waffen, Spieße und Pfeile und schon bei Notker 63, 8. heißt es von ihnen: „diu uzer stengelen iro scoz machont." — Aus der abgezogenen Weidenrinde schneiden sich die Knaben Pfeiffen. Um sie unverletzt vom Holz zu lösen, klopfen sie den Zweig auf den Knien und singen dazu tactmäßig:

Fabian, Sebastian,
lat mi de Weidenflöt afgahn!

Am Tage dieses Heiligen soll der Saft in die Bäume treten. (S. Voß Idylle V. v 179.).

14. Noch haben die Knaben besondere Belustigungen, die sich gewöhnlich nach den Jahrszeiten richten. Im Frühjahr bei der zuerst warm scheinenden Sonne, werden diejenigen vorgenommen, die besondere Bewegung des Körpers erfordern. Der Kreisel von der Peitsche herumgetrieben ist ein altes Spiel; schon im Parcifal kommt es vor:

4469 hie diu geiſel, dort der topf *)
laz kint in umbe triben,
ſo lobt manz vor den wiben.

Und ein Ausdruck bei Reimar dem Alten (Maneſſ. I. 80 b.) iſt wahrſcheinlich darnach zu erklären: „ſo wenent topfknaben wiſlichen tuon," dumme Knaben, die mit dem Kreiſel ſpielen, dünken ſich weiſe, kluge Leute. — Scherben auf dem Waſſer tanzen laſſen, welchem der abprallende Stein am meiſten Sprünge thut, der iſt der Sieger. Ein uraltes, weit verbreitetes Spiel. Die Griechen kannten es unter den Namen ἐποστρακισμος (ſ. Meurſii Graecia ludibunda); engl. Shipping, däniſch: at ſlaae Pläder (Thorlac. antiq. boreal. ſp. IV. 237.) franzöſ. faire des ricochets. Die äußerſt mannigfachen bildlichen Ausdrücke die in Deutſchland üblich ſind, verdienten einmal vollſtändig zuſammengeſtellt zu werden (einen Theil findet man im Morgenblatt 1816 Nr. 16—19.), ſie ſind faſt immer von der hüpfenden Bewegung des flachen Steins genommen. z. B. die Braut führen, die Braut, die Jungfrau ſchlagen (in Heſſen), weil dieſe nämlich luſtig tanzt und hüpft. So auch das Bäuerlein löſen; Ferner: im katholiſchen Schwaben: die liebe Frau löſen. Waſſerjungfern, das Waſſertäucherlein machen, Fröſche werfen, oder: Brot ſchneiden, Butterbrot ſtreichen, und die einzelnen Ausdrücke: pflinzern, plätſchern, ſchiſſeln, ſtelzeln u. ſ. w. — Tatze, Dotze, heißt in der Schweiz das

*) topf iſt der Kreiſel (noch gebräuchlich in Dätopf); engl. top. franz. toupie.

allgemein verbreitete Kinderspiel, wo wechselsweise einer mit de zwei ersten Fingern auf die nämlichen Finger des andern schlä (Stalder). — Im Herbst, wenn die Winde beständig sind, un in den freien abgeernbeten Feldern, kommt die Reihe an die flie genden Drachen; auch mit dem abgefallenen Laub gibts Be lustigung, einer z. B. läßt sich von den übrigen hinein begrabe und ganz verhüllen. Für den Winter bleiben die Schneeba len und Schneemänner, das Abdrükken der Gestalt i den Schnee (s. Bronners Leben I 118.).

15. Auch eigene Loose, sortes, haben die Kinder, um da zukünftige zu erfahren. Bei den alten Dichtern finden wir da Halm messen, die Art und Weise dabei ist nicht ganz deutlich wahrscheinlich wurden die Knoten des Halms berücksichtigt, s daß der eine Zwischenraum bejahte, der andere verneinte. Wal ter von der Vogelweide (Manesse. I. 140 b.)*) sagt:

mich hat ein halm gemachet fro,
er gibt, ich sule gnade vinden.
ich maz daz selbe kleine stro,
als ich hie vor gesach bi den kinden.
hörct unde merket, ob siz denne tuo:
sine tuot, si tuot! sine tuot, si tuot! sine tuot, si tuot!

*) Dieselbe Strophe kommt auch jedoch nur sechszeilig und mit einigen Ab weichungen, S. 122 b. vor, doch hat sie gerade die entscheidenden Worte „sie thuts nicht, sie thuts! richtiger gestellt, und darnach ist die Zeile hier, die mit der Bejahung anfing, und der Verneinung schloß, verbes sert.

swie bike ich also maz, so was ie daz ende guot:
da höret ouch geloube zuo.

nd der Miſenere (Alt Meiſter Geſ. Buch S. 43.):

weiz aber ein man, ob ich noch rechte milte muge irwecken?
ich tuon, ich entuon! ich tuon, ich entuon! (troſtet daz ir werden recken!)
ich tuon, ich entuon! ich mezze ein halm zuo lange: *)
waz geſchen iſt, daz weiz man wol, was ez offenbare gemeine,
waz noch geſchen ſol, wer weiz daz? nieman wenne Got alters eine.

ielleicht hangt damit zuſammen das noch heute übliche kurz der lang ziehen, wer das kurze Stück bekommt, hat verlo:en. (Daher ſich auch die Redensart: den kürzern ziehen, erklärt). Gewöhnlich werden zwei ungleiche Stückchen von einem Halm dazu von den Kindern genommen, weshalb man auch wohl bloß ſagt: den Halm ziehen, wie ſchon unter den Spielen bei Fiſchart Gargz. S. 169. „das Hälmlein ziehen." — Einen Kranz knüpfen. Eins hält eine Anzahl, meiſt fünf, Stiele oder Binſen in der Mitte zuſammen, das andere verknüpft ſie oben und unten nach Gutdünken; zeigt ſich zuletzt, daß gerade ein Kranz daraus geworden, ſo trifft ein, was man ſich in den Sinn genommen hat. — Bekannt iſt das Zupfen der weißen Sternblume, es werden fünf Blätter nach einander ausgezogen, dabei folgende Worte geſprochen: du liebſt mich, von Herzen, mit Schmerzen, ein we:

* Der Dichter ſagt: ich beſchäftige mich zu lange mit der vergeblichen Arbeit. Nur Gott allein weiß die Zukunft.

nig, gar nicht!“ und dann wird wieder von vorn angefangen, bis das letzte Blättchen auf einen von jenen Aussprüchen fällt, der dann das wahre verkündigt.

15. Kinderfeste.

Die heiligen drei Könige. Sie erscheinen am 6ten Januar, wo sonst die morgenländische Kirche die Geburt Christi feierte; doch schon früher in unserer Weihnachtzeit ziehen drei Knaben, als die heil. drei Könige verkleidet, umher. Gewöhnlich haben sie nur ein weißes Hemd übergethan, einen Gürtel um den Leib und eine Krone von Goldpapier auf dem Kopf; einer hat sich als Mohr Gesicht und Hände geschwärzt. Sie lassen in einem kleinen Kästchen, über dem der Stern steht und das auf einer Stange in die Höhe gehalten wird, das Christkind in der Krippe, die Anbetung der Hirten u. s. w. sehen. Die Vorstellungen sind beweglich und werden herumgedreht, einer beleuchtet sie mit der Laterne. Sie heißen daher auch die Sterndreher. Dabei wünschen sie in einem besondern Spruche Glück zum neuen Jahr. Im Anhang des Wunderhorns S. 30. steht ihr Lied, hier in Hessen wird es mit einigen Abänderungen gesungen:

wir wünschen dem Herrn einen goldenen Tisch
und in der Mitte einen gebratenen Fisch,
auf alle Ecken ein Glas mit Wein;
da können die Herrn frei lustig bei seyn,
frei lustig bei seyn und immerdar,
wir wünschen dem Herrn ein fröhlich Neujahr.
Wir wünschen dem Bursch ein neues Kleid,

und über das Jahr ein junges Weib.
Wir wünschen der Jungfer einen goldnen Ring
und über das Jahr ein kleines Kind;
ein kleines Kind, ein großer Gott,
der kann uns helfen aus aller Noth.

Fastnachtdienstag. Im Neckarthal gehen die Knaben mit papiernen Kappen auf dem Kopf und hölzernem Säbel an der Seite, oft auch mit Schnurbärten, im Dorfe von Haus zu Haus und singen so lange:

„Eier raus, Eier raus,
der Marder ist im Hühnerhaus!"

bis sie einige erhalten, die sie Abends verzehren oder verkaufen. (Badische Wochenschrift 1807. Nr. 12.) In Hamburg singen die Kinder:

Is dût nig Fastlabendfest?
Iustig sünd de Buuren,
Iustig sünd de Börger overall,
Iustig sünd de Swien im Stall!"

Schütze holst. Jd. III. 60. — Im Mecklenburgischen bringen arme Kinder den reichern einen grünen Strauß in das Haus, welcher der grüne Fastelabendbusch heißt, oder sie sagen:

„Ich bring zum Fastelabend einen grünen Busch,
habt ihr nicht Eier, so gebt mir Wurst!"

Wofür sie eine kleine Gabe empfangen. Sonst trugen sie lange mit grünem Laub umwundene Stecken herum. (Lübbert Fastnachtsteufel S. 6.) Auch schlagen sie sich mit Ruthen, wie zu Ostern

in Schleſien geſchieht (Schmidt Faſtelabendsgebräuche). Ueberhaupt fällt dieſes Feſt mit der Sommerverkündigung zuſammen. Im Unter-Engadin in der Schweiz gehen am erſten März die Knaben mit Schellen behängt von Haus zu Haus um den Heuſtock herum, als wollten ſie ihn einſegnen und erhalten dafür eine Gabe.

Das Gregoriusfeſt. Ein Schulfeſt, das auf den 12. März, den Gregoriustag, fällt, doch auch ſpäter im April gefeiert wird; die Landesgeſetze ſchränken es immer mehr ein, oder haben es ganz aufgehoben. Nachricht davon gibt M. Andr. Weber origo festi Gregor. Helmstad. 1714. und Joh. Caſpar Wetzel in der Vorrede zu H. Müllers hymnologia sacra. — Aus den Schülern wird einer zum Biſchof gewählt und zwei andere zu Pfarrern. Dieſe drei erhalten eine angemeſſene Kleidung, die übrigen Schüler gehen in ihrer gewöhnlichen Kleidung, nur die kleinern werden phantaſtiſch ausgeputzt mit Federbüſchen und Bändern und tragen Fahnen und Degen, auf welche (nach Denis Leſefrüchten I. 129.) auch wohl Limonen geſteckt wurden. Der Zug geht in Begleitung der ordentlichen Lehrer, unter dem feierlichen Geläute der Glocken, nach der Kirche. Dort ſetzen ſich der Biſchof und ſeine zwei Untergeiſtlichen vor den Altar auf drei Stühle und machen beſtändig ſeltſame und lächerliche Geberden. Der ordentliche Prediger hält eine Rede; ſobald er fertig iſt, wird ein Gregoriuslied angeſtimmt und nun ſpricht, oder vielmehr agirt, der Biſchof die Biſchofspredigt, die gewöhnlich in Reimen abgefaßt iſt. Darauf beſteigt er ſein Pferd, die Untergeiſtlichen gehen neben

neben ihm zu Fuß, und das Umſingen durch die ganze Stadt hebt an. Die ältern Schüler ſingen, die jüngern in Apoſtel, Heilige, Engel, Könige, Prieſter, Edelleute, Schneider, Narren und Heiden verkleidet, ſammeln an allen Thüren Geſchenke ein. Dem Biſchof werden zwei Maien, Zuckerbäume und Stangen mit Pretzeln und Bändern vorgetragen. Die Lehrer folgen dem Zug und erhalten dafür eine Pretzel und Geldgabe. Abends gibt der Biſchof oder ſein Vater einen Schmaus — Tob. Petermann gab 1654. zu Dresden zwölf chriſtliche Lieder auf dies Feſt heraus, doch iſt kein eigentliches Volkslied darunter

Sommerverkündigung. Frühlingsanfang oder der heil. Sonntag zu Mittfaſten, Lätare Jeruſalem, der Roſenſonntag, wird (nach der alten Anſicht, die das Jahr nur in Winter und Sommer abtheilt), auch der Sommertag genannt und von den Kindern, Knaben und Mädchen, gefeiert. In der Pfalz und den umliegenden Gegenden gehen ſie an dieſem Tag auf den Gaſſen herum mit hölzernen farbigen Stäben, an welchen eine mit Bändern geſchmückte Pretzel hängt, und ſingen von Haus zu Haus den Sommer an, worüber ſich jedermann freut und wofür ſie etwas erhalten. Das Lied ſteht im Anhang zum Wunderhorn S. 39. 40. und abweichend im Morgenblatt 1819. Nr. 171. Noch kennen wir es nach mündlicher Ueberlieferung aus Gernsheim im Darmſtädtſchen, wo es anhebt:

Stab aus!
dem Winter gehn die Augen aus,
Veilchen, Roſenblumen!

holen wir den Sommer,
ſchicken wir den Winter übern Rhein;
bringt uns guten, kühlen Wein!

Wird den Kindern nichts gereicht, ſo ſingen ſie:

der Fuchs der kriecht ins Hühnerhaus
und ſcißt die Eier alle aus!

Auch gehen oft zwei erwachſene junge Burſche in einer Verkleidung herum, indem einer den Sommer, der andere den Winter vorſtellt. Sie kämpfen mit einander und der Winter verliert. Man erinnere ſich dabei, wie häufig die Minneſänger den Kampf zwiſchen Sommer und Winter beſchreiben. Im Kraichgau tragen die Mädchen bei dieſem Feſt einen mit Immergrün umwundenen Reif auf einem Stecken, an dieſem hangen kleine Spiegel, Goldflitter und Pretzeln. Die Knaben aber tragen viele ſolcher Kränze, nur kleiner, an ihren Stecken, und geben immer einen als Gegengabe in jedem Hauſe ab, wo ſie für ihren Geſang Geld, Eier, Schmalz oder Mehl erhalten. Dieſer Kranz wird mitten in der Stube über dem Tiſch an einem Faden aufgehängt und bleibt, bis er im nächſten Jahr durch einen friſchen abgelöſt wird. Durch die aufziehende Ofenwärme bewegt ſich der Kranz zuweilen, dann ſagen die Kinder, das bedeute etwas Gutes; kommt aber eine Hexe in die Stube, ſo ſagt man, ſtehe der Kranz ſtill. — In Schleſien war es ſonſt an dieſem Tage allgemeine Sitte den Tod auszutreiben, ſie hat ſich jetzt nur noch auf dem Land und in kleinern Städten erhalten. Es wurde ein Bild von alten Lumpen mit eigenen Geſängen durch die Stadt

tragen und zuletzt ins Waſſer geworfen (Henelii Silesiographia renov. II. p. 11.). Jetzt gehen die Kinder mit geſchmückten Tannen- oder Fichtenzweigen, wie es heißt: zum Sommer, nämlich von Haus zu Haus umher und ſingen:

wir haben den Tod hinausgetrieben
und bringen den lieben Sommer wieder,
den Sommer und auch den Maie;
der Blümelein ſind mancherleie!

Oder:

„Kleene Fiſchel, kleene
ſchwimmen uf em Teiche,
rothe Roſen, rothe
ſtehen uf em Stengel!
der Herr is ſchön, der Herr is ſchön,
die Frow is wie a Engel.

Sie erhalten dafür Pretzeln oder anderes Backwerk, und werden die „Sommerkinder“ genannt. (Flögel Geſch. der kom. Lit. IV. 10. 11. Büſching Wöchentl. Nachr. III. 166.) — In Sachſen (nach Hilſchers Gedanken über das Tod austreiben. Dresd. 1701.) tragen ſie auf den Sonntag Lätare den Tod in einem Bilde von Stroh in den Straßen herum. Sie laſſen es manchmal zu einem Fenſter hineinſehen, da glaubt man, es müſſe jemand aus dem Hauſe in dieſem Jahr ſterben, und um es abzuwenden, gibt man ihnen gern Geld. Sie ſingen dabei allerlei Geſänge z. B.

Nun treiben wir den Tod hinaus,
den alten Weibern in das Haus

den Jungen in den Kasten;
Morgen wollen wir fasten!“

In Balth. Schnurrs Kunst- und Wunderbuch S. 127. V. 15 lauten diese Verse etwas verschieden; und, dann weiter:

„Wir treiben ihn über Berg und tiefe Thal,
daß er nicht wieder kommen soll.
Wir treiben ihn über die Heide,
das thun wir den Schäfern zu Leide.“

Oder in Nürnberg:

„Heut ist Mittfasten, wohl ist das!
trägt man den Tod ins Wasser, wohl ist das!“

Bei diesem Zug laufen die Knaben geschwind, wie die Todtengräber, wenn sie eine arme Leiche tragen. Draußen vor dem Thor kürzen sie das Bild ins Wasser*) oder werfen es auch wohl auf den Rabenstein; man glaubt, daß dadurch die Pest abgewendet werde. Ist nun der Winter getödtet, so bringen sie den Sommer. So heißt nämlich ein mit Kuchen, bunten Eierschalen, farbiger Wolle, silbernen Gürteln, Winterkränzen geschmückter Baum, den die Knaben in die Stadt tragen und gegen ein Geschenk vor der Thüre Neuvermählter setzen; es ist der Baum der Glückseligkeit. Ziehen sie damit durch Dörfer, so werden sie beschenkt mit Pretzeln, Eiern und Bohnen. Fromme Leute schicken die

*) Man erinnert sich hierbei einer altrömischen Sitte. Am 15ten Mai pflegten die vestalischen Jungfrauen, in Begleitung der Pontifices und Priester, die Bilder von dreißig alten Männern, aus Binsen gemacht, auf der pons sublicius zu tragen und in die Tiber zu werfen.

aiſenkindern an dieſem Tage ein Erbſengericht. Das Feſt iſt
ch in Franken und Thüringen bekannt (wie Eccard fr. orient.
438. gleichfalls bezeugt), ſelbſt in Pohlen und in Moskau wird
gefeiert. Oft iſt nur einer der Gebräuche herrſchend, entweder
t Austragen des Strohbildes oder das Eintragen des Som-
rbaums. — Im Holſteiniſchen, beſonders im Flecken Neumünſter,
agen die Knaben, wenn ſie bei der Sommerverkündigung von
aus zu Haus ziehen, einen todten Fuchs oder eine Krähe
raus. Wahrſcheinlich bedeutete dieſe, ſo wie der Fuchs, mit
m ſchon oben Böſes gewünſcht wurde, nichts anders, als den
ſiegten böſen Geiſt, den Winter. S Schütze Idiot. III. 165—
67. wo auch das Lied, das dabei geſungen wird, mitgetheilt iſt.
ie fordern darin milde Gaben in Geld und Speiſen *). An ei-
igen Orten, auch in Frankfurt am Main, wird das Feſt noch
üher, ſchon Ende Februar, zur Faſtnacht gefeiert, wo nämlich
r Storch ſich zum erſtenmal zu zeigen pflegt, deſſen Ankunft
unft in mehreren Städten durch den Stadttrompeter feierlich ge-
kündigt wurde; wofür dieſer einen Trunk aus dem Stadtkeller
hielt (ſ. die Alpenroſen für 1817. S. 51.). Der Anhang des B.
. theilt, S. 21., ein Lied aus den Rheingegenden mit, welches
um Theil mit jenem Holſteiniſchen übereinſtimmt. Die Kinder
ragen hier bei ihrem Umgang einen gebundenen Hahn, der
alſo die Stelle des Fuchſes vertritt. Merkwürdig iſt, daß bei den
riechen eine ähnliche Frühlingsfeier ſtatt fand (ſ. Zell über die

*) Das Betteln auf eine Krähe war auch bei den Griechen bekannt; ſ. Athenäus VIII. 19., der das Volkslied dabei anführt.

Volkslieder der Griechen im Morgenblatt 1819. Nr. 170. 171. Nachricht darüber hat sich beim Athenäus erhalten (VIII. 60. 360.). Nämlich zu Anfang des Frühlings trugen die Kinder e Rhodus eine Schwalbe herum, sammelten Eßwaaren und s gen ein Lied dabei. Dies nannte man schwalbeln (χελιδόνιζ und einer der sieben Weisen, Kleobulus aus Lindus, soll bei ei Hungersnoth die Sitte eingeführt haben. Die Schwalbe, schwarz ist und unten weiß zu werden beginnt, scheint ein B von der in das Licht übergehenden Nacht, oder des besiegten W ters zu seyn. Das Lied ist dieses:

Die Schwalbe ist wieder
ist wieder gekommen,
sie bringet den Frühling
und liebliche Tage.
Weiß ist sie am Bauche,
schwarz am Rücken.
Wie? giebst du nicht eine Feige
uns aus dem reichen Haus?
Eine Schaale mit Wein,
ein Körbchen mit Käs und Mehl,
Eierfemmeln auch
liebet die Schwalbe.

Nun, sollen wir was kriegen oder soll'n wir gehn?
dein Glück, wenn du uns gibst, wir lassen dich sonst nicht,
wir schleppen dir die Thüre mit der Schwelle fort,
oder auch die Frau, die drinnen sitzt, die holen wir.

Klein iſt ſie ja, leicht holen wir die kleine Frau.
Doch bringſt du etwas, bringe uns recht viel uhd gut.
Mach auf die Thür, der Schwalbe mach die Thür auf;
nicht alte ſind wir, ſind ja junge Knaben noch *).

Ein Kinderfeſt in Spanien, das Laborde (Itiner. I. 57. 58.) beſchreibt, zeigt nur die Vernichtung des Winters. In Barcelona nämlich, laufen die Knaben den Tag von Mittfaſten in Haufen von dreißig oder vierzig durch alle Straßen, einige mit Sägen, andere mit Scheitern, andere mit Tüchern, in welche man ihnen Geſchenke legt. Sie ſingen dabei in der Landesſprache ein Lied, welches enthält, daß ſie die **allerälteſte Frau** in der ganzen Stadt ſuchen, um ſie mitten durch den Leib **entzwei zu ſägen**, zur Ehre der Mittfaſten. Von Zeit zu Zeit ſtehen ſie ſtill, beſonders vor den Läden, und verdoppeln ihren Geſang. Sie thun, als ob ſie die Alte gefunden hätten, ſogleich faſſen einige die Säge an beiden Enden und nehmen die Stellung Sägender an. Einige ſchenken ihnen Geld, Brot, Eier und auch Holz, um damit die entzweigeſägte Alte zu verbrennen. Aus Dankbarkeit heben ſie noch einmal ihren Geſang an. Werden ſie aber abgewieſen, oder wohl gar mit Waſſer begoſſen, ſo antworten ſie durch höhniſches Schreien. Es iſt offenbar nichts anders, als das Austreiben des Todes oder Winters, welcher hier als eine alte Frau dargeſtellt und vom Feuer oder der Sonne verzehrt wird.

*) Eine freie aber glückliche Ueberſetzung von Prätorius iſt im Wunderhorn I. 181. (Vogelneſt der Vögel) mitgetheilt.

Maitag. In Schwaben gehen die Kinder mit Sonnenaufgang in den Wald, die Knaben tragen Stöcke mit seidenen Tüchern, die Mädchen Zweige mit Bändern. Ihr Führer ist ein Maikönig, der sich eine Königin wählen darf. Beide fangen den Tanz an, der mit dem Kußtanz schließt, wo ein Kreis gebildet wird, in dessen Mitte ein Knabe steht, der nach seinem Gefallen einem Mädchen das Tuch zuwirft und es küßt. Darauf kommt dieses in den Kreis und fordert auf, so geht es weiter. In England wurde am Maitag vormals (bis zur Reformation) um eine mit Bändern geschmückte Stange getanzt. Ein Knabe war als Jungfrau Maria verkleidet, ein anderer wie ein Mönch, und noch ein dritter ritt auf einem Steckenpferd mit Klingschellen und bunten Streifen. — In Schlesien peitschen die Kinder einander scherzweise zu Ostern mit bunten, aus Weiden geflochtenen Peitschen, die Schmagostern heißen, und bespritzen sich mit Wasser. Sie bekommen bunte Eier, Kuchen und ein zu diesem Feste gebackenes Gebäck geschenkt. Mit einem ausgeschmückten Maibaum ziehen sie, während bestimmte Lieder gesungen werden, von Haus zu Haus und erhalten Geld und Faschingkrapfen. Auf der Spitze des Baums, gewöhnlich eine Fichte oder Tanne, sitzt eine Lappengruppe, die mit Goldpapier, farbigen Eierschalen und Strohgewinden behangen ist (Allg. Anzeiger der Deutschen 1808, Nr. 250). Merkwürdig, daß auch in Marseille der Gebrauch herrscht, sich mit Wasser zu bespritzen (Millins Reise ins südl. Frankr. Bd. 3). Das Peitschen ist eben so im Erzgebirge üblich. — Im Oesterreichischen wählten die Dorfjungen zu Pfingsten einen Pfingst-

tönig, ſtellen ihn mit grünen Zweigen, ſchwärzen ihm das Angeſicht und werfen ihn auch wohl in kleine Bäche (Dreis Leſefrüchte I. 129). Es zeigt ſich auch hier die Idee von dem beſiegten, ſchwarzen Winter.

Johannistag. Bekanntlich wird dieſer Tag der am höchſten ſtehenden und daher auch fallenden Sonn. durch mancherlei Gebräuche, meiſt durch ein Bergfeuer und durch einen aufgehängten Frucht- und Blumenkranz, gefeiert. In Kreuznach und andern Städten des Rheins werden an dem Johannistag auch die Brunnen gereinigt und neue Brunnenmeiſter erwählt, wobei ſich die Nachbarn verſammeln und ein kleines Feſt geben. Die Kinder ziehen umher und ſammeln Eier, die ſie in einen mit Feldblumen geſchmückten Korb auf Blätter legen und ſich Abends zu einem Feſte backen laſſen. Man hat Nachricht von dieſer Sitte bis ins fünfzehnte Jahrhundert. Das Lied, das ſie beim Einſammeln ſingen, ſteht im Anhang des Wunderh. S. 40. 41. Im Anſpachiſchen trugen die Knaben ſonſt einen geputzten Baum durch die Straßen und ſangen dabei (Fiſcher Geſch. von Anſpach S. 178). In Schleſien wird am Johannistag bei der Bildſäule des Johannes von Nepomuk, oft auch ohne dieſe, von Burſchen eine Laube geflochten, in welche ſich ein hübſches, armes Mädchen in ſeinen Sonntagskleidern, mit Blumenkränzen und Bändern ausgeſchmückt, ſetzt und die Braut heißt. Andere Mädchen ſpringen unter Geſang herum und jeder Vorübergehende muß ihnen eine Gabe reichen. Eben ſo gab es ſonſt in Leipzig ein Johannismärchen, mit welchem am Grundbrunnen viel Lärm getrieben wurde. (Allgem.

Anz. der Deutschen 1808. Nr. 250.) In den Nürnberger Vorstädten ziehen die Knaben vor die Häuser und betteln Holz, indem sie ein eigenes Lied dazu singen:

I, o, heu o,
zündt der Madt ihrn Rockn o!
geht zsamm, ihr leibn Baube,
Scheidla wolln mer zsamma souchn.
Wollt er as ka Scheidla gebn,
wolln mer's Jauhr nimmer derlebn.
I, o, heu o,
zündt der Madt ihrn Rockn o!

Die zusammengebrachten Scheiter fahren sie auf einem Schubkarrn an den Bleicherweiher beim Spittelthore, zü[illegible] sie an, und wenn das Holz brennt, springen sie darüber [illegible]e aller Orten beim Sonnenwendefeuer geschieht. Man erhält dadurch Gesundheit aufs ganze Jahr. Sie laden die Vorübergehenden zu diesem Sprunge ein, die einige Kreuzer für diese Erlaubniß geben. Auch im Oestreichischen ist es Sitte der Knaben (Denis Lesefrüchte I. 130.).

Der heilige Nicolaus, (Klas, Klobes, Sinter). Er kommt den 6. December Abends. Doch schon einige Tage vorher poltert sein Knecht Barthel an der Thüre, rasselt mit Ketten, macht auch wohl die Thüre auf und wirft, ohne sich sehen zu lassen, den guten Kindern Nüsse, gedörrtes Obst, Rosinen hinein, man spricht dann: „der heil Niklaus meldet sich!“ Endlich erscheint er selbst als Bischof (der heilige Nikolaus war Bischof zu

Myra) angethan, und nimmt eine Prüfung mit den Kindern vor; die guten dürfen ihr Körbchen irgendwo hinsetzen und finden es dann den andern Morgen voll Geschenke; die bösen aber werden von dem Knecht Ruprecht gezüchtigt, bis sie Besserung versprechen (Denis Lesefrüchte I. 131). In der Grafschaft Mark und Homburg versammeln sich die Kinder Abends vorher und jedes hat einen seiner Schuhe mit Hafer gefüllt. Dieser wird auf eine große Schüssel geschüttet, um das Pferd des heil. Niklas, der in der Nacht vom 5. auf den 6. Dezember anlangt, damit zu füttern. Am Morgen finden die Kinder seine Gaben in der schönsten Ordnung aufgestellt. Die Zuckerbäcker bilden ihn als einen gehörnichten, reißigen Mann ab. In der Grafschaft Mark, so wie in allen westwärts liegenden Ländern wird nur an diesem Tag beschert, im Hamburgischen auch noch Weihnachten (Reichs Anzeiger 1796. I. S. 166.) Die Holländer sagen, er komme auf einem kleinen, weißen Pferde zum Schornstein eingeritten (Gerhard Reise in den Niederlanden S. 365). An vielen Orten, in Oberschwaben, auch in Hessen, wird er als Vorgänger der Christbescherung angesehen, auch wohl mit dem rußigen, Schrecken einjagenden Knecht Ruprecht verwechselt, so daß von diesem allein die Rede ist. Guten Kindern bringt er Aepfel, Nüsse, Spielzeug, den bösen aber eine Ruthe oder mit Geschirren gemischte Ruthe. Ein Kinderlied darüber steht im Anhang des Wunderh. S. 28. 29. (Vergl. Simrocks Beitrag S. 175. 176.) In Thüringen verfertigt man an diesem Tage Nikolaushefte, ein Backwerk in Gestalt eines geharnischten Heiligen. Die Sitte

[illegible] durch eine Sage erklärt, wornach der heil. Niklas einem armen Manne, der seine drei Töchter in der höchsten Noth, der Verführung überliefern wollen, einen Beutel mit Gold in die Kammer geworfen; wofür diese bei ihrer Verheirathung dankbar dreifache Semmeln gebacken und unter arme Kinder ausgetheilt. (Reichs Anzeiger 1794. II. 1406.) —

Weihnachten. Am 25 Dezember, dem Tage der wiedersteigenden Sonne, wo die Geburt des Heilands gefeiert wird, ist das höchste Fest für Kinder: da kommt das Christkind und bescheert. In Franken klopfen die Kinder drei Donnerstage vorher, bald einzeln, bald truppweise, mit einem hölzernen Hammer an Thaten und Fenster; sie sagen etliche Reime her, deren es verschiedene gibt, und erhalten dafür Geld, Eßwaaren, alte Kleidungsstücke und dergleichen. Diese Sitte ist auch in Holland und in der Schweiz bekannt und soll das Verlangen der Welt nach dem Heiland bedeuten, sie klopft an die Thore ihres Gefängnisses an, damit sie sich öffnen und der Herr erscheine. (Spieß archival. Nebenarbeiten II. 86. und Scheffers Haltaus S. 263.). Am Christtage freut sich die ganze Natur, man glaubt, daß selbst das Vieh in der Nacht sich aufrichte, im Holsteinischen wird ihm besseres Futter vorgelegt und vor die Krippe ein Licht gestellt; auch gingen sonst die Männer hinaus in den Wald, klopften an die Bäume und sprachen: „frouwet ju jy Böme, de hillige Karst is kamen!“ diese Worte hatten die Kraft, daß Eichen und Buchen reichliche Früchte trugen. Unter den Gaben des Christkinds sind drei eigenthümlich und beständig: der Baum, der mit Wachslichtern und

Goldflittern hell erleuchtet und mit allen Früchten des Jahres geschmückt ist. Er scheint die neu beginnende, von einer neuen Sonne erleuchtete, Welt unter dem alten Bilde eines Baums darzustellen, und ist das Gegenstück zu dem, welcher am Lätarefest herumgetragen wird; wie überhaupt diese beiden die eigentlichen und Hauptfeste und die andern davon abgeleitet sind. Ferner: das Backwerk aus Honig, denn der Honig ist aus der ältesten Zeit die reine, himmlische Nahrung, weshalb auch die Jungfrau Maria mit der Biene verglichen wurde (s. altd. Wälder II. 208. 209). Er steht dem irdischen und schweren Bohnen- und Erbsengericht entgegen, das am Osterfest [illegible] wurde. [illegible] die Bilder und Figuren in Zucker, Teig oder Wachs abgedruckt, oder in Holz geschnitzt, welche allerlei Früchte, Puppen, Thiere, alles Lebende was fliegt und kriecht, darstellen, das sich um den Lebensbaum zu versammeln scheint. Bei den Saturnalien der Alten, welche am 23. Dezember sich schlossen, wurden gleichfalls Wachslichter angezündet, Honig und kleine Bilder (sigilla) geschenkt, daher schon Gedike in einer ausführlichen Abhandlung (Berliner Monatsschrift 1784. S. 78—87.) beide Feste in Verbindung gebracht. Allein auch an den altnordischen Julabend, der mitten im Winter gefeiert wurde und ohne Zweifel ein Fest der steigenden Sonne war, darf man erinnern, zumal da König Hagen Adelstan befahl, es auf den [illegible] tag zu legen, so daß dieser jetzt durch Julitag bezei[illegible]
Beschert wird entweder den Abend vorher, wo daher Kindjeesabend heißt, oder den Christtag
[illegible] aber bei Licht, und das Christkind verkü

geln (daher auch im plattd. Klinggeestabend), welches die im Finstern harrenden Kinder herbeiruft. Wo es am Morgen geschieht, da erlaubt man Abends vorher den Kindern, wie beim Niklasfest, ihre Teller an einen bestimmten Ort, jedoch umgekehrt, zu setzen, oder wie es in Hessen heißt: zu stülpen, auf welche dann die Geschenke gelegt werden. Armen und nicht zur Familie gehörigen Kindern, welchen man etwas schenken will, sagt man daher, sie sollten ihre Teller bringen und stülpen.

Kindertag. Der 28. December, an welchem nämlich Herodes die unschuldigen Kinder zu Bethlehem ermorden ließ, führt gewöhnlich diesen Namen. Schon in den alten Zeiten wurde er als ein Festtag angesehen und unter dem Namen Fest oder Tag der unschuldigen Kindlein (dies innocentium puerorum) mit allerlei Gebräuchen begangen. Vorzüglich war er für die Kinder feierlich; noch jetzt läßt man die Chorknaben bei der Messe und Vesper in beinah priesterlicher Kleidung erscheinen und weiset ihnen ihren Stand in den vornehmsten Klappstühlen des Chors an. An manchen Orten wird er auch Fitzel- oder Pfefferleins-Tag genannt. Die Eltern pflegen nämlich Morgens ihre Kinder im Scherz mit Ruthen aus dem Bett zu treiben; welches man Auskindeln, Fitzeln, auch Dingeln nennt. In Franken ist der umgekehrte Gebrauch, daß die Eltern von den Kindern mit den sogenannten Kindelruthen begrüßt

S. Scheffers Haltaus S. 166. Dies Auskindeln ist
[illegible]nten eben so üblich, wie bei den Katholiken,
[illegible] von solchen Gewächsen gebunden, welche [illegible]

diese Jahrszeit noch grün sind, oder es werden auch nur einzelne Zweige von Buchsbaum, Rosmarin, Lorbeer, Pomeranzen genommen und damit gefitzelt. Gemeinlich geschieht es auf die Hände, dazu spricht man: „schmeckt der Pfeffer gut?“ oder auch:

„Ist das Pfefferleinsbrot gut?
ists gesalzen?
ists geschmalzen?“

An manchen Orten haben die Bauern noch einen besondern Reim:

„Frischa, frischa, gruna,
sollt mer oisig lona (sollt mir jetzo lohnen)
Pfeffernüß und Brondaweiy,
und an ganzen Dohler dreiy;
get mer oisig müt! (gebt mir ihn gleich mit).

Man gibt darnach den Kindern einen sogenannten Fitzelslohn an Geld oder Eßwaaren. Es fitzeln auch Erwachsene, Eheleute, Anverwandte und Bekannte einander. Zuweilen überschickt man auch nur eine schöne Fitzelruthe, zum Zeichen, daß man an einander denke. An manchen Orten wird umgewechselt, und am Kindertage das weibliche Geschlecht von dem männlichen, am Neujahrstage das männliche von dem weiblichen mit der Ruthe geschlagen, dabei haben die Mädchen einen besondern Reim:

„wachsa, wachsa, grun,
der liben Fra ir Sun,
schmeckt's Neujahr gut?
schmeckt's Neujahr gut?“

An einigen Orten (Haltaus führt namentlich Regensburg an)

wählten sonst die Kinder an dem Kindertag einen Bischof aus ihrer Mitte, welcher der Kinderbischof oder Schulbischof genannt und mit Gepränge in der Stadt herum geführt wurde; also wie bei dem Gregorjusfest.

16. Geschenke. Wenn Eltern oder Freunde von einer Reise heimkehren, bringen sie den Kindern Geschenke mit, die Knaben erhalten Spielzeug, ein Pferdchen, eine Jagd, Pfeife und Trommel, Bilder; die Mädchen aber Kleider und Putzsachen. Die Eltern fragen auch wohl bei der Abreise: „was soll ich dir mitbringen?" wie im Märchen vom Löweneckerchen vorkommt (Nr 88) und im Aschenputtel (Nr. 21.). So wird vom armen Heinrich erzählt:

330. unt daz kinden wol dahte
zuo ir kintlichem spil,
des gap der herre ir vil:
ouch half in sere, daz diu kint
so lihte zuo gewenende sint.
335 er gewan ir swaz er veile vant,
spiegel *) unde harbant
unde swaz kinden liep solde sin:
gurtel unde vingerlin.

Cunrat Daulbrotsheim (aus Hagenau?) fängt sein heiliges Namenbuch handschriftlich zu Straßburg Ms. Johann. B. 142. und

*) Ein Theil des Haarschmuckes.

und gedichtet im Jahr 1435) in Beziehung auf jene Sitte, auch wohl auf die Weihnachtsbescheerung, folgendergestalt an:

Jhesus, Marien liebes Kint,
dem himel und erde gehorsam sint, —
in des namen angefangen
habe ich dis buchlein bedraht
und jungen kinden das gemaht,
das si darinne leren,
das sich ir selbe werde meren.
welch knabe zu disem buch hat minne
der vindet ein guldin rössel drinne
stiff gesattelt und vin gezoumet,
dast ernst und ist mir nit getroumet,
dann es ein luter wahrheit ist,
und komet das kindelin Jhesus Crist
mit sinem guldinen bredigerstul
und seczet sich nebent in die schul
und bringet im das rössel darin.
ist aber das kint ein megetin,
so bringet des lieben kindes muter
rocke, mentel und vehe-futer *),
sidene borten mit gold beslagen,
und was ein töchterlin sol tragen:

*) Pelzfutter, vielleicht ist zu lesen: mit vehe-futer da ein Vehenmantel noch sonst vorkommt. Salomon u. Markolf V. 1617.

nuwe huben, berlechte löcke,
flucken-belcze und bouwel röcke
und uff sin houbet ein stiffe kron *),
als wolte es zu dem dancze gon,
und wirt lutselig und wol herkant
und ist das heilig nambuch genant
und kan den kinden zu schulen locken
und simelkuchen in milchroum brocken
und in den sussen hunigseim
und mahte es Cunrad Danckbroczheim.

17. **Neckereien.** Wenn das Kind bei der Abreise fragt: „was bringst du mir mit, wenn du wiederkommst?“ so antwortet man wohl: „ein silbern Warteinweilchen, ein golden Nirchen in einem Niemalen-Büchschen.“ — Wollen sie etwas erzählt haben, so fängt man an: „et was mol Männeken, wull Nüte (Nüsse) plücken, will ju et gerne hebben, so will ick et vertellen?“ Die Kinder antworten dann ja und nun gehts wieder von vornen an: „et was mol Männeken, wull Nüte plücken u. s. w. Hierher gehören auch die Märchen vom Fuchs und den Gänsen (Nr. 86.) und vom goldenen Schlüssel (Nr. 161.).

*) Neue Hauben; außen mit Vögeln seidengenäht, bei Nithart. Manes. S. 76a kreize, in der Kaiserchronik Heidelb. Hs. Bl. 73b. — Perlenschnüre in die Locken zu flechten. — Ein flockiger Pelz. — Baumwolline Röcke — Eine starke Krone, wohl von Golddraht geflochten, ähnlich den Goldbändern, die Schapel hießen (Nibel. 6630.). Im Weinschwelg V. 96. werden „chrone, tschappel unde chranz“ zusammen genannt.

18. Kinderſprache. Außer den häufig angewandten Diminutiven giebt es hier viele Klangwörter, vorzüglich die Thiere werden nach ihren Naturlauten genannt. Z. B. Muh-kuh (plattd. Bu-köken), Piephuhn (plattd. Tüt-hönken), Kikeriki-Hahn, Blälamm, Wauhund oder Wauwau, Miſekatz, Bibi (Federvieh), Wulle-Gans, Bil-Ente, Hottpferd, Hies-Fäleken (Füllchen) u. ſ. w. — Die Worte, die zuerſt gelernt und geſprochen werden, ſind in ihrer Wurzel oft nicht zu erkennen. Dádi, Vater (in der Schweiz) erklärt ſich noch durch Atte, Tatte; aber unverſtändlich iſt ſchon Nánná und Dodoch Mutter, oder Dodooli und Großdodoch, Großmutter. Ditti, klein Kind, hört man auch noch in den Maingegenden, dagegen du Appeli (Närrchen) Göf, Goov und Fitſch, Fitſcheli (ſ. Stalder), Schmeichelnamen kleiner Kinder, wohl nur in der Schweiz allein. Man ſchmeichelt ihnen auch indem man ſie Täubchen, Hühnchen, Püterken, nennt. Das jüngſte und gewöhnlich das liebſte Kind heißt Neſtquackchen, im plattd. Neeſt-kiken, Neeſt-puuk, in der Schweiz Grättſchi. Dagegen ein Kind das Tücke im Kopf hat, wird dort Kuſer genannt; ein unbehilfliches im Oeſtreichiſchen Haſcherl. — Dann ſind auch für ſie oder bei ihnen eigene bildliche Ausdrücke gebräuchlich. Das Trinkwaſſer heißt Gänſewein (Gooswin), in die Wiege (plattd. die Eija), ins Bett gehen: in die Federallee ſpatziren gehn; ſich verneigen: ein Jümpferli machen. Von einem unartigen Kind ſagt man in Pommern: dat is mi een Krübken (Kräutchen)! oder man droht ihm: Moder ward di dat Lenden-

brood gewen! mit der Ruthe kommen!“ Auch ſagt man im Scherz: dat di dat Müſeken beit (das Mäuschen beiße)! — Ein hübſches Kindergebet iſt im Holſteiniſchen (Schütze Idiot. III. 63.) üblich: „leeve Gott, lat mi fromm un good waren un min Hemd to lütje (zu klein, d. h. laß mich wachſen).“ Und in Heſſen:

„im Himmel ſteht ein Baum,
dran häng ich meinen Traum,
dran häng ich meine Sünden;
in Gottes Namen ſchlaf ich ein!“

19. Kinderlieder. Sie enthalten einen einzelnen poetiſchen Gedanken, ein Bild, ein Gleichniß, oft ohne einen weitern Zuſammenhang. Das Kind blickt mit ſeinen reinen Augen umher, ein Vogel fliegt vorbei, ein Käferchen ſetzt ſich auf ſeine Hand, ein Blümchen liegt neben ihm im Gras, ein armes Mädchen ſitzt unter einem Baum und weint, das wird ganz unſchuldig und kindlich vorgeſtellt, und darin liegt der eigene Reiz dieſer Lieder. Gálur heißen ſie im nordiſchen und ſcharfſinnig wird eine Stelle in dem dunkeln eddiſchen Hrafnagaldr (Edda 1. S. 221.) auf dieſen einſchmeichelnden Geſang bezogen (quo nutricula delinitum tristes pueulos et somnum iis alliciunt). Eine Sammlung deutſcher Kinderlieder enthält ein Anhang zum Wunderhorn, und eine ſpätere: „Dichtungen aus der Kinderwelt“ erſchien in Hamburg 1815. Auch Meinert in den Liedern des Kuhländchens hat einige S. 381—83. mitgetheilt.

20. Die erste Kindheit Wolfdieterichs, wie sie die eigenthümliche Darstellung des, in Dresden handschriftlich sich befindlichen Heldenbuchs erzählt, verdient hier mitgetheilt zu werden, da sie ohnehin wie ein Märchen lautet und in der (Inhalt und Sprache nach so sehr verderbten) Ueberarbeitung noch das naive und lebendige der früheren Dichtung durchblickt.

Als Hugdieterich von der Heerfahrt heim kommt, wird ihm sein, während der Zeit geborenes, Kind entgegen gebracht; er freut sich, daß es so schön ist. Ein Einsiedel, der es christlich getauft, hatte ihm ein mitwachsendes Hemd gegeben, wodurch es gegen jede Gefahr, vor jeder Wunde, Wasser- und Feuersnoth gesichert war und jedes Jahr seine Kraft um Mannesstärke wuchs. Das war heimlich geschehen, weil Hugdieterich, noch ein Heide, nichts davon wissen durfte. Jetzt war das Kind vier Jahr alt und schon so stark als vier Männer; wenn man ihm ein Brot gab und ein Hund wollte es ihm wegnehmen, so packte es ihn und schlug ihn an eine Wand. Der ungetreue Sabin nimmt von dem Gerede, das darüber entsteht, Anlaß, dem König den Ursprung des Kindes verdächtig zu machen, als sey es vom Teufel gekommen (ein vertauschter Wechselbalg?) und bringt es endlich dahin, daß er es will tödten lassen.

23. König Hugo zu Puntung sprache: „heimlich mußt tödten mein Kind!
ich trag dirs aus dem Gemache, wenn sie entschlafen sind."
Puntung, vor Schrecken rothe, sprach: „edler König rein,
ich will an seinem Tode wahrlich unschuldig seyn."

Hugdieterich droht ihm aber:

„und laß dich willig finden, wann ich im Willen bin:
du haſt ſechzehn Kinder, die häng ich an die Zinn
dazu dich und dein Fraue zu allervorderſt an!“

Er heißt ihn vor ſeine Kammer kommen: wenn alles entſchlafen ſey, wolle er ihm das Kind geben.

der König ging zu ſeim Bette, da lag das Meſſer ſein,
das Kind aufheben er thäte, er ſprach: „und thuſt du wein',
32. ich ſtoß dirs in dein Herze, du unreines Kind!“
doch behüt' es Gott vor Schmerze, daß es ſchlief; gar geſchwind
wohl aus der Kemenate der König ſein Kind ihm gab.
Puntung eilt dannen drate (ſchnell), thät von der Burg hin trab'.
33. Da er kam weit hin danne, das Kind thät rühren ſich,
es ſah den Tag gar ſchöne, ſprach: „Mutter, decke mich!“
Puntung der ſprach: „ſchweig ſtille!“ wie bald es da geſchwieg!
thät an ſeim Harniſch ſpielen. Sie vermieden die rechten Stieg
34. und kamen auf ein Heide, da niemand bei ihnen was:
Puntung zog aus der Scheide, ſetzt das Kind auf das Gras.
Da es das Schwert ſah glitzen, das Kind, ſo wohl gethan,
vor Freuden nimmer wollt ſitzen, wollt das Schwert greifen an.

Da erbarmt ihn des Kindes und ſein Herz wird weich, daß er, der allein hundert Männern den Tod ſchon gegeben, ſelbſt nicht

das Leben ihm nehmen kann. Er stößt sein Schwert ein und führt es zu dem Rand eines Brunnen, auf dessen Wasser Rosen liegen. Er zeigt ihm diese und denkt, es würde sich darnach bücken *) und so sich selbst hineinstürzen, aber das Kind achtet der Rosen nicht, sondern legt sich nieder ins Gras und wälzt sich darin. Puntung versteckt sich eine Ackerslänge weit und hat acht, was geschieht. Als es Nacht werden will, kommen viele Thiere, die gern beim Wasser sind, Eber, Hirsche, Bären; auch die hungrigen Wölfe laufen daher, sie sehen das Kind, aber die göttliche Gnade waltet, daß sie es nicht anrühren. Puntung, als er das Wunder schaut, erstaunt und spricht: „du bist kein Teufelskind! doch will ich dich noch versuchen.“ Er machte ein Kreuz von Holz und stellte es ihm hin. So wie das Kind das Kreuz erblickt, greift es darnach, betrachtet es und nimmts in den Arm.

Puntung sprach: „bist du worden getauft, du bleibst gesund,
kein Thier thät dich nicht morden.“ Er küßt es an den
Mund:

43 „Weib und Kind will ich wagen, will sie eh verderben lan.“
Das Kind thät er hintragen, saß auf sein Roß wonnesam.
Er sprach: „du bist genesen vor den Wölfen wunderlich,
darum dein Nam' soll wesen hinfür: Wolfdieterich!“

21. Rudolf von Montfort hat in seinem noch ungedruckten Gedicht von Wilhelm von Orlenz, sehr natürlich und lieblich das

*) Kriemhild sagt, im ungedruckten Rosengarten 253.2: „sie sollen wie ein kint spielen in den rosen rot.

Kinderwesen geschildert. Der Knabe kam an den Hof des Königs von England, um dort in ritterlicher Zucht aufzuwachsen. Der König führte ihn in das Gemach der Frauen, die ihn zu sehen wünschten, weil sie von seiner Schönheit und seinen tugendreichen Sitten gehört hatten. Als Wilhelm eintrat, sahen sie ihn mit Lust an, und grüßten ihn liebreich. Neben der Königin saß ihr Töchterlein, Amalie, ein blühendes Maienreis und eine Wonne der Augen, denn es war nicht anders, als der helle Sonnenglanz. Nie hat eine Mutter schönere Kinder geboren, als die beiden da waren. Der König faßte sein Töchterlein bei der Hand und sprach: „liebes Kind, du hast dir schon lange einen Spielkameraden gewünscht, da hab ich einen gefunden. Komm, ich will dich mit ihm bekannt machen und ihm sagen, daß er artig mit dir umgeht. Er ist ein Kind, wie du, ihr könnt ohne Arg manchen Tag mit einander spielen. Sey du aber auch freundlich gegen ihn, wenn er bei dir ist. Nun war das Mädchen nicht älter als sieben Jahr und sprach, ohne sich dessen zu schämen: „Väterlein, das freut mich gar sehr, es soll mein Spielkammerad seyn, ich will gehen und mich zu ihm setzen. Sag ihm auch, daß er zu mir geht.“ „Ja, Wilhelm, komm her,“ sprach der König. Da ging das Mädchen zu ihm und sagte: „setz dich zu mir.“ Blöd und schüchtern, wie Knabensitte ist, wollte er nicht, ob ers gleich von Herzen gern gethan hätte. Es faßte ihn aber bei der Hand und nun saßen die beiden schönen Kinder beisammen, und wer nur da war, mußte die Augen auf sie richten. Was sie wollte, das that er; was er wollte, das that sie. Sie erzählten sich einander ihre Ge-

schichten, sie sagte ihm vielleicht, daß ihre Docke *) so hübsch wäre und ihre Nachtigall so schön sänge und so süßen Schall hätte. Er wußte etwa von seinem Habicht (Sprinzelin, falco cyaneus) zu sagen, wie er ihn habe steigen gesehen **). So saßen sie bei

*) Docke ist der alte Name, und Puppe, (zunächst wahrscheinlich aus dem Französischen poupée eingeführt) findet sich vor dem 16. Jahrh. noch nicht. Die gloss. pez. hat mima, tobcha und die gerbertische p. 47. Dokka, est simulacrum puellarum. Es heißt wie pupa, κόρη, eben sowohl eine Jungfrau, geschmücktes Mädchen (s. Stalder schweiz. Idiotikon I. 136.), als ein ausgestopftes und bekleidetes Bild desselben. Ueber das lateinische pupa, poppea findet man Nachweisungen bei Ducange; es ist bekannt, daß die römischen, wie die heutigen Mädchen, schon Puppen hatten, womit sie als Kinder spielten und welche sie, sobald sie herangewachsen waren, der Venus opferten: tanquam virginitatis suae insignia, ut fauste futurum matrimonium cederet, wie sich Forcellini ausdrückt. Ob von daher die Docken geradezu gekommen, oder ob sie mit altheidnischen Lappenfiguren zusammenhangen, welche der Indiculus superstitionum simulacra de pannis facta nennt, darf um so eher unentschieden bleiben, als ja beide einen gemeinschaftlichen oder verwandten viel ältern Ursprung haben können. Es sind die kleinen wohlthätigen Wesen, deren Leben an das eines Menschen gebunden ist, dem sie daher willig und zugethan sich bezeigen. Eccard bemerkt bei der Erklärung des Indiculus (tr. orient. I. 436.), daß man in Würtburg ein Kindergespenst Hullen-Pöpel nenne; das heiße der Frau Holle Puppe und zu der Ehre dieser Göttin seyen jene heidnischen Puppen verfertigt worden. An die Altaunen denkt er aber auch, und das läßt sich in sofern hören, als auch diesen pflegen Hemdlein angelegt zu werden (s. deutsche Sagen I. 136.) — Eschenbach redet im Oranse (II. 26 a) von seiner mit der Docke spielenden Tochter und gedenkt ihrer auch im Parcifal 11009, 11302; für spätere Zeit ist Fischart anzuführen, der im Gargantua sagt, 74 a: „Und was ists Wunder, daß die Weiber so fein wissen mit ihren Ehegetrauten umzugehen, da sie es doch von Jugend auf mit Docken und Puppen spielsweise also gewohnen."

**) Dies ist ein epischer Zug. Gerade so kommt er bei Ottokar von Horneck vor, S. 166 a.

einander, bis ſie ſcheiden muſten. Da ſprach ſie: „Wilhelm, Gott behüte dich, komm bald wieder zu mir.“ „Ja, antwortete er, das thue ich gerne“ *).

22. Einige hierher gehörigen Strophen aus einem Liede des Meiſter Alexander (hinter Gottfrieds Triſtran S. 144.) mögen ſchlieſſen:

Hiebevorn, do wir kinder waren
unt diu zit was in den jaren,
daz wir liefen uf die wiſen,
von jenen her wider zuo diſen,
da wir underſtunden
viol funden:
da ſicht man nu rinder biſen.

ſie redeten kintlich
— do die mait
von ir docken ſait,
wie die weten geſtalt,
do engegene er ir verjalt,
waz ſin ſprinz het gevangen

Ueber das Spiel der Kinder mit dem Sprinz vergl. auch Parciſal 119, 23 ff.

*) Parciſals Kindheit und Jugend iſt auch herrlich in dem Gedicht von ihm beſchrieben. Aus dem 16. Jahrh. hat ſich das lebendigſte Bild in Fiſchart's Gargantua im 19ten Cap. erhalten. In der neuern Zeit iſt das Kinderweſen ſchön und rührend und mit groſſer Wahrh it dargeſtellt, von Jean Paul in Hesperus (S. 96. 102.) im Leben des Schulmeiſter Wuz, hinter der unſichtbaren Loge II. 170. ff.) und im Jubelſenior S. 72—75. Von Arnim in Trangott's Erinnerungen aus ſeiner Jugend im erſten Band des Grafen Dolores. Auch Ernſt Wagners Kinderjahre gehören hierher.

Ich gedenke wol, daz wir ſazen
in den bluomen unde mazen
wellich diu ſchoneſte mochte ſin?
da ſchein unſer kintlich ſchin
mit dem nuwen kranze
zuo dem tanze:
alſus gat diz zil von hin!

Secht, do lieſe wir erdberen ſuochen
von der tannen zuo der buochen
uber ſtoc unde uber ſtein,
der wile daz diu ſunne ſchein,
do rief ein walt-wiſer
durch die riſer:
„wol dan kinder, unt gat hein!“ *).

*) Underſtunden, zuweilen — biſen, wild herumrennen — Bluomen meſſen, welche die ſchönſte ſey; Walter von der Vogelw. erzählt von dem Streit der Blumen (Man. I. 177 b.):

„du biſt kurzer, ich bin lanzer!
alſe ſtritent ſi uf dem anger
bluomen unde klê.“

diz zil, dieſe Zeit. — ein walt-wiſer, ein Förſter, Waldhüter.

Kinderglauben.

1. Wenn ein Brüderchen oder Schwesterchen geboren wird, und die Kinder fragen, woher es gekommen sey? so sagt man ihnen: aus dem Brunnen, da hole oder schöpfe man sie heraus. Fischart im Gargantua führt das schon an. Gewöhnlich ist aber an dem Ort ein gewisser Brunnen, auf den man verweist, und wenn sie hineingucken, sehen sie ihre eigenen Köpfe unten im Wasser und glauben desto mehr daran. Kindibrunnen kommt schon in alten Diplomen (Historiae III. 544.) als ein Ortsname vor. Kanne (im Chronus S. 133. Anm.) bezieht diesen Glauben auf die durch die Mythe der ganzen alten Welt gehende Idee von Tod und Wiedergeburt im Wasser. Er bemerkt noch, daß bei Detmold ein solcher Geburtsbrunnen Künsborn heiße.

Oder man sagt: ein Engel bringe sie, und der habe zugleich das Zuckerwerk mitgebracht, das ihnen bei der Kindtaufe oder vorher gegeben wird; gewöhnlich sind es bunte Zuckererbsen. Oder: der Storch fische die Kinder im Wasser und bringe sie in seinem rothen Schnabel getragen, darum wird er angesungen:

Klapperstorch, Langbein,
bring meiner Mutter ein Kind heim,
leg es in Garten,

will es ſein warten,
legs auf die Stiegen!
will es ſein wiegen.

Oder auch niederdeutſch:

Ebeer, langbeen
wenneer mult du to Lande teen ꝛc.

Der Name des Storchs Adebar, bedeutet nach einigen Kindträger, von baren, tragen, andere erklären Oudevar durch: alter Vater. Unter den Nürnberger Spielwaaren iſt der Storch mit dem Wickelkind im Schnabel ſehr häufig. Er bringt, nach Fiſchart, auch die rothen Schuhe mit.

In Frankreich ſagt man, die Kinder wüchſen aus dem Kohl und lägen oben in den großen Häuptern. Doch ſcheint die Idee von dem Lebensbrunnen auch in der Bretagne nicht fremd. Cambry voyage dans le Finisterre. I. 175. gedenkt des Volksglaubens, wornach man ein Kinderhemd in gewiſſe Brunnen lege; gehts unter, ſo ſtirbt das Kind im Jahre, ſchwimmts dagegen, ſo lebt es lang. Man thut das feuchte Hemd den Kindern an und glaubt ſie dadurch vor Schaden zu bewahren.

Bronner erzählt in ſeinem Leben (Zürch 1795. I. 23. 24): „da fragte ich meinen Vater einſt bei Tiſch: wo iſt denn unſer Brüderlein hergekommen? Die Hebamme ſaß auch dabei. Dieſe Frau da, ſagte er, hat es aus dem Krautgarten hereingebracht, du kannſt noch heute den hohlen Baum ſehen, aus dem die kleinen Kinder immer herausſchauen, die man denn abholen läßt, ſobald man ihrer verlangt.“ Es war eine hohle Weide an einem

Teich, Brenner ſchaute hinein und ſah den Knaben im Waſſer; ſein Vater hieß ihn rufen: „Buben, wo ſeyd ihr?“ und er zweifelte nicht mehr. — In einem Kinderlied kommt vor:

die andere geht ans Brünnchen
und findt ein goldenes Kindchen.

2. Wenn die Kinder, die noch in der Wiege liegen, mit ihren Händchen ſpielen, darnach greifen, als hätten ſie ein beſonderes Wohlgefallen daran, ſo glaubt man, ſie thäten es bloß darum weil ihnen ihre Aermchen und Händchen ganz wie von Gold und glänzend vorkämen. — Lächeln ſie im Schlaf, ſo reden die Engel mit ihnen. — Wenn ſie das Schluchſen bekommen, ſagt man: „nun wächſt ihnen das Herz.“ — Fällt ein Kind, ſo ſagt man: „da liegt ein Spielmann begraben!“ Hungert es: „die Fröſche murrten in ſeinem Leib“ (stomachus latrat) wie Fiſchart anführt. Nach Schütze (holſt. Idiot.) pflegt man zu ſagen: Jung iß, ſonſt kommt der Hund und frißt dir den Magen weg. — Will es nicht ſchlafen, ſo legt man ihm einen Schlafapfel, den moosartigen Auswuchs an der wilden Roſe unter das Kiſſen; man glaubt, es erwache nicht eher, als bis er wieder weggenommen werde. (Stalder II. 321.)

3. Kinder gehen oft gefährliche Wege, über eine ſchmale Brücke oder die Balken unterm Dach, auf dem Brunnenrand, und doch begegnet ihnen kein Unglück; das macht, weil jedes Kind ſeinen Engel hat, der es bewahrt, hält und führt. Auch die Worte, die es reden ſoll, giebt er ihm in den Mund. So

heißt es in einem altdeutſchen Gedicht der Koloczer Sammlung S. 148. V. 127.

daz kint ſprach mit ſinne,
alſ im ſin engel gab die lere.

und S. Georg 3200 ff.

daz kint von deme keiſer gie,
jene, diſſe unde die
hatten vmme ez grozen gebranch;
hin durch ſi tet ez den wanch,
man het ez furwar ertreten,
wan daz zu ime was geweten
ein engel, daz ime niht geſcach.

Vergl. eine Erzählung von Hans Sachs: die Engelshut, Kempt. Ausg. II. 4. Abth. S. 170—172 — Damit hängt wohl zuſammen der Glaube von dem Kindlein in Kindesaugen, das zornig herausſchaut, wenn es unzufrieden mit ihm iſt. S. Brentano's Gründung von Prag. S. 110. und Anmerkung S. 434.

4. Wenn die Kinder Abends vor Müdigkeit mit den Augen blinzen und gleichwohl noch gern wach blieben, aber nicht können, ſo heißt es: das Sandmännchen kommt! plattdeutſch de Sandſaier (Sandſäher) kumt. (Dähnert und Schütze holſt. Idiot. IV. p. 3. 4.) Schütze meint Sandſaier ſey entſtellt aus Saatſaier; das Kind, wenn es ſchläfere, ſey ſtill, wie es ſtill iſt, wann geſäet wird. Offenbar gezwungen: es liegt die Idee zum Grund, daß Sand ausgeſäet und in die Augen geſtreut werde, was

ja auch als sprüchwörtliche Redensart bekannt ist. — In Baiern sagt man: das Pechmännchen kommt! (Schmidt Westerwald. Idiot.) das nämlich mit Pech die Augen zuklebt. — Nach der griechischen Mythe sprengt der Schlaf, wie dort Sand, Lethewasser in die Augen, und weht mit seinen Flügeln bis man entschläft. Bei Zeus setzt er sich auf die höchste Tanne des Ida in das stachelvolle Gezweig (Ilias XIV. 290.). —

5. In Baiern schreckte man zur Zeit Aventins (B. Chronik 171b.) die Kinder mit dem Ausruf: „schweige, die Drud kommt über dich!" In Franken und Schwaben sagt man: „still, die eiserne Bertha kommt!" In Hessen und Thüringen fürchten sich die Kinder vor der Frau Holle, sie zieht sie in ihren Teich (s. das Märchen Nr 24.), die guten macht sie zu Glückskindern, die bösen zu Wechselbälgen (s. deutsche Sagen I. S. 7.) In Pommern (nach Dähnert) ist es de olle Möme (die alte Mutter) oder auch de Water-möme; auf der Insel Föhrde: de blinde Jug. Sonst zeigt sich dort als Schreckbild de ruge Claas (der rauhe Niklas), und um Weihnachten de Bullkater (welches auch der Name für ein heranziehendes dikkes Regen- und Donnergewölk ist). Im Ditmars. de Pulter (Potter)-Klas. Im Oestreichischen Klaubauf, Grambus auch Berthel (Denis Lesefrüchte I. 131.). In der Schweiz heißt (nach Stalder) das Gespenst Bauwi, Bawi, womit wahrscheinlich der holstein. Buman und unser Bauzemann, Butzemann zusammen kommt; gewöhnlich vermummt sich jemand

mit weißen Tüchern und nimmt einen Besen in die Hand, man hat in Hessen noch einen Reim darüber:

Es geht ein Botzemann auf unserm Boden herum,
er rüttelt sich, er schüttelt sich,
er wirft sein Säckchen hinter sich,
es geht ein Botzemann auf unserm Boden herum!

Der Knecht Ruprecht dagegen, welcher den Kindern den 6. December erscheint, hat ein berußtes, ganz schwarzes Gesicht. Schon im Wartburger Krieg droht Ofterdingen: „Ruprecht, min knecht, muoz unver har gelich den toren schern!" Manesſ. II. 2b. In der Lausitz wird dieser noch heute Dieterich von Bern genannt (Altd. Wälder I. 323.). Im Hanauischen sagt man zu einem unartigen Kind: „wart, der Großvater kommt!"

6. Manchmal ziehen viele kleine Wolken, die man Lämmerchen heißt, am Himmel ganz langsam, und scheint nun die Abendröthe darüber, so sagt man den Kindern: „da füttert der liebe Gott seine Heerde Schäfchen mit Rosenblättern. — Nach Fischart sind die Wolken bei den Kindern Wolle oder Blumendolder, das Gewölk Spinneweb oder Schinhut (Schaubhut, Scheinhut, umbella bei Oberlin; Schinhut bei Hebel; vergl. Troj. Kr. 5936.) Wenn die Wolken fallen, kann man alle Lerchen sehen. (Bei Gruter germanica proverbia p. 95.: „wenn die Wolken fallen, so ists gut Lerchen fangen.") — Wenn die Sterne Nachts hell blinken und die Kinder wollen noch nicht zu Bett, so heißt es: „seht Kinder, die Himmelsthüre hat der liebe Gott auch schon zugemacht." Die Sterne sind die

goldnen Nägel, womit das Thor beschlagen ist und der Mond ist das Schloß daran."

7. Fällt Schnee, so sind es Federn aus dem großen Bett, das dem lieben Gott aufgegangen ist; oder Frau Holle macht ihr Bett. Hierzu gehört eine merkwürdige Stelle Herodots (Melpom. c. 7), wonach bereits die alten Scythen glaubten, die nördlichen Weltgegenden seyen unsichtbar und unzugänglich, weil Erde und Himmel mit Federn angefüllt seyen und dies deutet er weiterhin (c. 31.) selbst auf Schnee.

Vom wehenden Schnee in großen Flocken: „Müller und Bäcker schlagen sich mit einander" (s. Jean Pauls Quintus Fixlein S. 102.) Das sagt man auch, wenn es zugleich regnet und schneit. Schnee ist Mehl (wie Fischart auch anmerkt), im Isländischen miöll, nix candidissima, gerade wie wir Mehlthau haben. — Der Wind ist ein gieriges Thier, das Nahrung für seine Kinder sucht. Prätorius führt an in der Weltbeschreibung I. 429.: „zu Bamberg in Franken zur Zeit eines starken Windes, hat ein alt Weib ihren Mehlsack in die Hand gefaßt, und denselben aus dem Fenster in die freie Luft nebenst diesen Wörtern ausgeschüttet:

lege dich, lieber Wind,
bringe das deinem Kind!

Sie wollte hiermit den Hunger des Windes stillen, da sie glaubte derselbige wüthe darum, wie ein fräßiger Löwe, oder ein grimmiger Wolf." In der Rockenphilosophie S. 265. „wenn der

Wind ſehr wehet, ſo kann man ſolchen ſtillen, wenn man einen Mehlſack ausſtäubet und darzu ſpricht:

ſieh da Wind,
koch' ein Mus für dein Kind!"

8. Das Blut der Kinder macht alles, was es anrührt, wieder rein und geſund oder ſtellt den natürlichen Zuſtand wieder her, und zwar darum, weil es ſelbſt als etwas ganz reines betrachtet wird. So vernichtet es in dem Märchen von dem treuen Johannes den Zauber und gibt dem Stein das menſchliche Leben wieder. Man hat viele Sagen, daß es allein den ſonſt unheilbaren Ausſatz hat heilen können (ſ. Armer Heinrich S. 173 ff.). Auf dieſer Reinheit der Kinder beruht noch ein anderer Glaube, daß nämlich Mauern über ein Kind gebaut allein unverrücklich feſt ſtänden. Nach einer Däniſchen Sage (ſ. die Sammlung von Thiele I. S. 3.) ſtürzten die Wälle von Kopenhagen immer wieder ein, bis ein unſchuldiges Kind, das man auf einen Stuhl an einen Tiſch mit Spielzeug geſetzt und von zwölf Maurern ſchnell hatte überwölben laſſen, zur Grundlage derſelben genommen wurde. Verwandt iſt die Brittiſche Sage von dem Gebäude eines Königs, das nicht zu Stande kommen konnte, weil jede Nacht wieder verſchwand, was am Tage gebaut war. Worauf die Zauberer behaupteten, es werde nur dann ſtehen, wenn der Kalk mit dem Blute eines der ohne Vater geboren worden (alſo eines ganz reinen Kindes), gemiſcht werde. Das war aber das Kind Merlin. (Mart. Poloni chronicon bei Schilter script. rer. ger. p. 353.)

9. In der Idee der Reinheit und Unschuld der Kinder liegt es auch, wenn die Entscheidung durch das Loos häufig in ihre Hand gelegt wird, noch heute pflegen bei den öffentlichen Glücksspielen Knaben in das Rad zu greifen. Aber schon in dem altfriesischen Gesetz (Tit. 14. bei Georgisch S. 422.) war bestimmt, daß wenn kein Priester zugegen war, „jeder unschuldige Knabe" eins von den verhüllten, auf den Altar oder heilige Reliquien gelegten Stäbchen hervorziehen konnte, wodurch entschieden wurde, ob die Angeklagten an einem Morde schuldig oder unschuldig waren.

Inhalt.

		Seite
87.	Der Arme und der Reiche	1
88.	Das singende, springende Löweneckerchen	6
89.	Die Gänsemagd	14
90.	Der junge Riese	22
91.	Dat Erdmänneken	32
92.	Der König vom goldenen Berg	38
93.	Die Rabe	45
94.	Die kluge Bauerntochter	53
95.	Der alte Hildebrand	58
96.	De drei Vügelkens	63
97.	Das Wasser des Lebens	68
98.	Doctor Allwissend	76
99.	Der Geist im Glas	78
100.	Des Teufels rußiger Bruder	84
101.	Der Teufel Grünrock	89
102.	Der Zaunkönig und der Bär	92
103.	Vom süßen Brei	96
104.	Die treuen Thiere	97
105.	Märchen von der Unke	102
106.	Der arme Müllerbürsch und das Kätzchen	103
107	Die Krähen	107
108.	Hans mein Igel	111
109.	Das Todtenhemdchen	118
110.	Der Jude im Dorn	
111.	Der gelernte Jäger	
112.	Der Dreschflegel im Himmel	

		Seite
113.	De beiden Künnigeskinner	
114.	Vom klugen Schneiderlein	131
115.	Die klare Sonne bringts an den Tag	142
116.	Das blaue Licht	146
117.	Das eigensinnige Kind	148
118.	Die drei Feldscheerer	152
119.	Die sieben Schwaben	153
120.	Die drei Handwerksburschen	156
121.	Der Königssohn, der sich vor nichts fürchtet	160
122.	Der Krautesel	164
123.	Die Alte im Wald	172
124.	Die drei Brüder	181
125.	Der Teufel und seine Großmutter	184
126.	Ferenand getrü un Ferenand ungetrü	186
127.	Der Eisen-Ofen	190
128.	Die faule Spinnerin	197
129.	Die vier kunstreichen Brüder	204
130.	Einäuglein, Zweiäuglein und Dreiäuglein	207
131.	Die schöne Katrinelje und Pif, Paf, Poltrie	212
132.	Der Fuchs und das Pferd	222
133.	Die zertanzten Schuhe	224
134.	Die sechs Diener	225
135.	Die weiße und schwarze Braut	230
136.	De wilde Mann	239
137.	De drei schwatten Princessinnen	245
138.	Knoist un sine dre Söhne	249
139.	Dat Räken von Brakel	261
140.	Das Hausgesinde	252
141.	Das Lämmchen und Fischchen	252
142.	Simeliberg	253
143.	Up Reisen gohn	256
144.	Das Eselein	259
145.	Der undankbare Sohn	260
146.	Die Rübe	264
	Junggeglühte Männlein	265
	Heinn und des Teufels Gethier	269
	Hahnenbalken	271
		272

		Seite
150.	Die alte Bettelfrau	273
151.	Die drei Faulen	274
152.	Das Hirtenbüblein	275
153.	Die Sternthaler	276
154.	Der gestohlene Heller	277
155.	Die Brautschau	278
156.	Die Schlickerlinge	279
157.	Der Sperling und seine vier Kinder	280
158.	Das Märchen vom Schlauraffenland	283
159.	Das Dietmarsische Lügenmärchen	285
160.	Räthsel-Märchen	285
161.	Der goldene Schlüssel	286

Kinder-Legenden.

1.	Der heilige Joseph im Walde	289
2.	Die zwölf Apostel	293
3.	Die Rose	294
4.	Armuth und Demuth führen zum Himmel	295
5.	Gottes Speise	297
6.	Die drei grünen Zweige	298
7.	Mutter-Gottes-Gläschen	301
8.	Das alte Mütterchen	301
9.	Die himmlische Hochzeit	303

Druckfehler.

S.	32.	Z.	5.	von oben	statt Lievhawer l. Leivhawer.
—	34.	—	10.	— unten	— nu l. un.
—	35.	—	8.	— oben	— goen l. gaen.
—	36.	—	12.	— —	— drucke'n l. druckete'n.
—	37.	—	7.	— —	— Erdmännekes l. Erdmännekens
—	:	—	:	— —	— Ten l. Don.
—	67.	—	9.	— —	— trog l. drog.
—	68.	—	2.	— —	— Kinnekes l. Kinnerkes.
—	81.	—	12.	— —	— haben!" „Denkst l. haben! Denkst
—	133.	—	3.	— unten	— Art l. Ere.
—	:	—	5.	— —	— Art l. Eren.
—	134.	—	5.	— —	— to enne l. to Enne (zu Ende).
—	155.	—	11.	— oben	— eines l einer.
—	175.	—	2.	— unten	— die Fliegen l. die fliegen.
—	:	—	9.	— —	— es ihr l. es ihm.
—	245.	—	9.	— —	— söt l. söt.
—	:	—	:	— —	— nimmt l. niesmt.

87.

Der Arme und der Reiche.

Vor alten Zeiten, als der liebe Gott noch selber auf Erden unter den Menschen wandelte, trug es sich zu, daß er eines Abends müde war und ihn die Nacht überfiel, eh' er zu einer Herberge kommen konnte. Nun standen auf dem Weg vor ihm zwei Häuser einander gegenüber, das eine groß und schön, das andere klein und ärmlich anzusehen, und gehörte das große einem reichen, das kleine einem armen Manne. Da dachte unser Herr Gott: dem Reichen werde ich nicht beschwerlich fallen, bei ihm will ich anklopfen. Der Reiche, als er an seine Thüre klopfen hörte, machte das Fenster auf und fragte den Fremdling, was er suche? Der Herr antwortete: „ich bitte nur um ein Nachtlager." Der Reiche guckte den Wandersmann an vom Haupt bis zu den Füßen, und weil der liebe Gott schlichte Kleider trug und nicht aussah wie einer, der viel Geld in der Tasche hat, schüttelte er mit dem Kopf und sprach: „ich kann euch nicht aufnehmen, meine Kammern liegen voll Kräuter und Samen, und sollte ich einen jeden herbergen, der an meine Thüre klopfte, so könnte ich selber den Bettelstab in die Hand nehmen. Sucht anderswo ein Auskom-

men.“ Schlug damit sein Fenster zu und ließ den lieben Gott stehen. Also kehrte ihm der liebe Gott den Rücken, ging hinüber zu dem kleinen Haus und klopfte an. Kaum hatte er angeklopft, klinkte der Arme schon sein Thürchen auf und bat den Wandersmann einzutreten und bei ihm die Nacht über zu bleiben: „es ist schon finster, sagte er, und heute könnt ihr doch nicht weiter kommen.“ Da gefiel es dem lieben Gott und er trat zu ihm ein; die Frau des Armen reichte ihm die Hand, hieß ihn willkommen und sagte, er möchte sichs bequem machen und vorlieb nehmen, sie hätten nicht viel, aber was es wäre, gäben sie von Herzen gern. Dann setzte sie Kartoffeln ans Feuer und derweil sie kochten, melkte sie ihre Ziege, damit sie ein Bischen Milch dazu hätten. Und als der Tisch gedeckt war, setzte sich der liebe Gott zu ihnen und aß mit und schmeckte ihm die schlechte Kost gut, denn es waren vergnügte Gesichter dabei. Wie sie gegessen hatten und Schlafenszeit war, rief die Frau heimlich ihren Mann und sprach: „hör', lieber Mann, wir wollen uns heut' Nacht eine Streu dahin machen, damit der arme Wanderer sich in unser Bett legen und ausruhen kann, er ist den ganzen Tag über gegangen, da wird einer müd.“ „Von Herzen gern, antwortete er, ich wills ihm anbieten,“ ging zu dem lieben Gott und bat ihn, wenns ihm recht wäre, möcht' er sich in ihr Bett legen und seine Glieder ordentlich ausruhen. Der liebe Gott aber wollte den beiden Alten ihr Lager nicht nehmen, doch ließen sie nicht ab, bis er es endlich that und sich in ihr Bett legte; sich selbst aber machten sie eine Streu auf die Erde. Am andern Morgen stan-

den sie vor Tag schon auf und kochten dem Gast ein armes Frühstück. Als nun die Sonne durchs Fensterlein herein schien und der liebe Gott aufgestanden war, aß er wieder mit ihnen und wollte dann seines Weges ziehen. Doch als er in der Thüre stand, sprach er: „weil ihr so mitleidig und fromm seyd, so wünscht euch dreierlei, das will ich euch erfüllen.“ Da sagte der Arme: „was soll ich mir sonst wünschen, als die ewige Seligkeit, und daß wir zwei, so lang wir leben, gesund sind und unser nothdürftiges, tägliches Brot haben; fürs Dritte weiß ich mir nichts zu wünschen.“ Der liebe Gott sprach: „willst du dir nicht ein neues Haus für das alte wünschen?“ Da sagte der Mann, ja, wenn das ging, wärs ihm wohl lieb. Nun erfüllte der Herr ihre Wünsche und verwandelte ihr altes Haus in ein schönes neues, und als das geschehen war, verließ er sie und zog weiter.

Als es voller Tag war, der Reiche aufstand und sich ins Fenster legte, sah er gegenüber ein schönes neues Haus stehen statt der alten Hütte. Da machte er Augen, rief seine Frau und sprach: „Frau, sieh einmal, wie ist das zugegangen? Gestern Abend stand dort eine elende Hütte und nun ists ein schönes neues Haus; lauf doch einmal hinüber und hör', wie das gekommen ist.“ Die Frau ging hin und fragte den Armen aus, der erzählte ihr: „gestern Abend kam ein Wanderer, der suchte Nachtherberge, und heute Morgen beim Abschied hat er uns drei Wünsche gewährt: die ewige Seligkeit, Gesundheit in diesem Leben und das nothdürftige tägliche Brot und statt unserer alten Hütte ein schönes neues Haus.“ Als die Frau des Reichen das gehört hatte, lief

sie fort und erzählte es ihrem Manne, der sprach: „ich möchte mich zerreissen und zerschlagen, hätt' ich das gewußt, der Fremde ist auch bei mir gewesen, ich habe ihn aber abgewiesen.“ „Eil dich, sprach die Frau, und setz dich auf dein Pferd, der Mann ist noch nicht weit, du mußt ihn einholen, und dir auch drei Wünsche gewähren lassen.“

Da setzte sich der Reiche auf und holte den lieben Gott ein, redete fein und lieblich zu ihm und sprach, er möcht's nicht übel nehmen, daß er ihn nicht gleich eingelassen, er hätte den Schlüssel zur Hausthüre gesucht, derweil wäre er weggegangen; wenn er zurückkäme, müßte er bei ihm einkehren. „Ja, sprach der liebe Gott, wenn ich einmal zurückkomme, will ich es thun.“ Da fragte der Reiche, ob er nicht auch drei Wünsche thun dürfte, wie sein Nachbar? „Ja, sagte der liebe Gott, das dürfe er wohl, es wäre aber nicht gut für ihn, und sollte sich lieber nichts wünschen.“ Der Reiche aber meinte, er wollte sich schon etwas Gutes aussuchen, wenn es nur gewiß erfüllt würde. Sprach der liebe Gott: „reite nur heim und drei Wünsche, die du thust, die sollen erfüllt werden.“

Nun hatte der Reiche, was er wollte, ritt heimwärts und besann sich, was er sich wünschen sollte; wie er so nachdachte und die Zügel fallen ließ, fing das Pferd an zu springen, so daß er immerfort in seinen Gedanken gestört wurde und sie gar nicht zusammen bringen konnte. Da ward er über das Pferd ärgerlich und sprach in Ungeduld: „ei so wollt' ich, daß du den Hals zerbrächst!“ und wie er das Wort ausgesprochen, plump! fiel er

[illegible]ten sie ei

auf die Erde und lag das Pferd todt und regte sich nicht mehr und war der erste Wunsch erfüllt. Weil er aber geizig war, wollt' er das Sattelzeug nicht im Stich lassen, schnitt's ab, hing's auf den Rücken und mußte nun zu Fuß nach Haus gehen. Doch tröstete er sich, daß ihm noch zwei Wünsche übrig wären. Wie er nun dahin ging durch den Sand und als zu Mittag die Sonne heiß brannte, ward's ihm so warm und verdrießlich zu Muth, der Sattel drückte ihn dazu auf den Rücken, auch war ihm noch immer nicht eingefallen, was er sich wünschen sollte. Wenn er meinte, er hätte etwas, da schien's ihm hernach doch viel zu wenig und gering. Da kam's ihm so in die Gedanken, was es seine Frau jetzt gut habe, die sitze daheim in einer kühlen Stube und lasse sich's wohl schmecken. Das ärgerte ihn ordentlich und ohne daß er's wußte, sprach er so hin: „ich wollt', die säß daheim auf dem Sattel und könnt' nicht herunter, statt daß ich ihn da auf dem Rücken schleppe." Und wie die Worte zu End' waren, da war der Sattel von seinem Rücken fort, und merkte er, daß sein zweiter Wunsch auch in Erfüllung gegangen war. Da ward ihm erst recht heiß und er fing an zu laufen und wollte sich daheim ganz einsam hinsetzen und auf was Großes für den letzten Wunsch nachdenken. Wie er aber ankommt und seine Stubenthür aufmacht, sitzt da seine Frau mittendrin auf dem Sattel und kann nicht herunter, jammert und schreit. Da sprach er: „gib dich zufrieden, ich will dir alle Reichthümer der Welt herbei wünschen, nur bleib da sitzen." Sie antwortete aber: „was helfen mir alle Reichthümer der Welt, wenn ich auf dem Sattel sitze;

du hast mich darauf gewünscht, du mußt mir auch wieder herunter helfen.“ Er mochte wollen oder nicht, er mußte den dritten Wunsch thun, daß sie vom Sattel ledig wär' und heruntersteigen könnte, und der ward auch erfüllt. Also hatte er nichts davon als Aerger, Müh' und ein verlorenes Pferd; die Armen aber lebten vergnügt, still und fromm bis an ihr seliges Ende.

88.

Das singende, springende Löweneckerchen.

Es war einmal ein Mann, der hatte eine große Reise vor und beim Abschied fragte er seine drei Töchter, was er ihnen mitbringen sollte. Da wollte die älteste Perlen, die zweite Diamanten, die dritte aber sprach: „lieber Vater, ich wünsche mir ein singendes, springendes Löweneckerchen (Lerche).“ Der Vater sagte: „ja, wenn ich es kriegen kann, sollst du es haben“ küßte alle drei und zog fort. Als nun die Zeit kam, daß er wieder auf dem Heimweg war, hatte er Perlen und Diamanten für die zwei ältesten, aber das singende, springende Löweneckerchen für die jüngste hatte er umsonst aller Orten gesucht, und das that ihm leid, denn sie war sein liebstes Kind. Da führte ihn sein Weg durch einen Wald und mitten darin war ein prächtiges Schloß und nah' am Schloß stand ein Baum, ganz oben auf der Spitze des Baums aber sah er ein Löweneckerchen singen und springen. „Ei, du kommst mir noch recht!“ sagte er und war froh und rief seinem Diener, er sollte hinaufsteigen und das Thierchen

fangen. Wie der aber an den Baum herantrat, sprang ein Löwe darunter auf, schüttelte sich und brüllte, daß das Laub an den Bäumen zitterte: „wer mir mein singendes, springendes Löweneckerchen stehlen will, den fress' ich auf!" Da sagte der Mann: „das hab' ich nicht gewußt, daß der Vogel dir gehört; kann ich mich nicht von dir loskaufen?" „Nein!" sprach der Löwe, „da ist nichts, was dich retten kann, als wenn du mir zu eigen versprichst, was dir daheim zuerst begegnet, willst du aber das thun, so schenk' ich dir das Leben und den Vogel für deine Tochter obendrein." Der Mann aber wollte nicht und sprach: „das könnte meine jüngste Tochter seyn, die hat mich am liebsten, und lauft mir immer entgegen, wenn ich nach Haus komme." Dem Diener aber war angst und er sagte: „es könnte ja auch eine Katze oder ein Hund seyn!" Da ließ sich der Mann überreden, nahm mit traurigem Herzen das singende, springende Löweneckerchen und versprach dem Löwen zu eigen, was ihm daheim zuerst begegnen würde.

Wie er nun zu Haus eintritt, war das erste, was ihm begegnete, niemand anders, als seine jüngste, liebste Tochter; die kam gelaufen und küßte und herzte ihn, und als sie sah, daß er ein singendes, springendes Löweneckerchen mitgebracht hatte, freute sie sich noch mehr. Der Vater aber konnte sich nicht freuen, sondern fing an zu weinen und sagte: „o weh! mein liebstes Kind, den kleinen Vogel hab' ich theuer gekauft, dafür hab' ich dich einem wilden Löwen versprechen müssen, wenn er dich hat, wird er dich zerreissen und fressen" und erzählte ihr da alles, wie es

zugegangen war und bat sie, nicht hin zu gehen, es möcht' auch kommen was wollte. Sie aber tröstete ihn und sprach: „liebster Vater, weil ihr's versprochen habt, muß es auch gehalten werden, ich will hingehen und den Löwen schon besänftigen, daß ich wieder gesund zu euch heim komme." Am andern Morgen ließ sie sich den Weg zeigen, nahm Abschied und ging getrost in den Wald hinein. Der Löwe aber war ein verzauberter Königssohn und bei Tag ein Löwe und mit ihm wurden alle seine Leute zu Löwen, in der Nacht aber hatten sie ihre natürliche Gestalt wieder. Als sie nun ankam, that er gar freundlich und ward Hochzeit gehalten und in der Nacht war er ein schöner Mann, und da wachten sie in der Nacht und schliefen am Tag und lebten eine lange Zeit vergnügt mit einander. Einmal kam er und sagte: „morgen ist ein Fest in deines Vaters Haus, weil deine älteste Schwester sich verheirathet und wenn du Lust hast hinzugehen, sollen dich meine Löwen hinführen." Da sagte sie ja, sie möchte gern ihren Vater wiedersehen, und fuhr hin und wurde von den Löwen begleitet; da war große Freude, als sie ankam, denn sie hatten alle geglaubt, sie wäre schon lange todt, und von den Löwen zerrissen worden. Sie erzählte aber, wie gut es ihr ging und blieb bei ihnen, so lang die Hochzeit dauerte, dann fuhr sie wieder zurück in den Wald. Wie die zweite Tochter heirathete und sie wieder zur Hochzeit eingeladen war, sprach sie zum Löwen: „diesmal will ich nicht allein seyn, du mußt mitgehen" Der Löwe aber wollte nicht und sagte, das wäre zu gefährlich für ihn, denn wenn dort ein Strahl eines brennenden

Lichts ihn anrühre, so würd' er in eine Taube verwandelt und müßte sieben Jahre lang mit den Tauben fliegen. Sie ließ ihm aber keine Ruh', und sagte, sie wollt' ihn schon hüten und bewahren vor allem Licht. Also zogen sie zusammen und nahmen auch ihr kleines Kind mit. Sie aber ließ dort einen Saal mauern, so stark und dick, daß kein Strahl durchdrang, darin sollt' er sitzen, wenn die Hochzeitslichter angesteckt würden. Die Thür aber war von frischem Holz gemacht, das sprang und bekam einen kleinen Ritz, den kein Mensch bemerkte. Nun ward die Hochzeit mit Pracht gefeiert, wie aber der Zug aus der Kirche zurückkam mit den vielen Fackeln und Lichtern an dem Saal vorbei, da fiel ein dünner, dünner Strahl auf den Königssohn, und wie dieser ihn berührt hatte, in dem Augenblick war er auch verwandelt, und als sie hinein kam und ihn suchte, sah sie ihn nicht, aber eine weiße Taube saß da, die sprach zu ihr: „sieben Jahr muß ich nun in die Welt fortfliegen, alle sieben Schritte aber will ich einen rothen Blutstropfen und eine weiße Feder fallen lassen, die sollen dir den Weg zeigen, und wenn du mir da nachfolgst, kannst du mich erlösen."

Da flog die Taube zur Thür hinaus und sie folgte ihr nach und alle sieben Schritte fiel ein rothes Blutströpfchen und ein weißes Federchen herab und zeigte ihr den Weg. So ging sie immer zu in die weite Welt hinein und schaute nicht um sich und ruhte sich nicht, und waren fast die sieben Jahre herum; da freute sie sich und meinte, sie wären bald erlöst und war noch so weit davon. Einmal, als sie so fortging, fiel kein Federchen mehr

und auch kein rothes Blutströpfchen, und als sie die Augen aufschlug, da war die Taube verschwunden. Und weil sie dachte, Menschen können dir da nichts helfen, so stieg sie zur Sonne hinauf und sagte zu ihr: „du scheinst in alle Ritzen und über alle Spitzen; hast du keine weiße Taube fliegen sehen?“ — „Nein, sagte die Sonne, ich habe keine gesehen, aber da schenk ich dir ein Schächtelchen, das mach auf, wenn du in großer Noth bist.“ Da dankte sie der Sonne und ging weiter bis es Abend war und der Mond schien, da fragte sie ihn: du scheinst ja die ganze Nacht, durch alle Felder und Wälder: hast du keine weiße Taube fliegen sehen?“ — „Nein, sagte der Mond, ich habe keine gesehen, aber da schenk ich dir ein Ei, das zerbrich wenn du in großer Noth bist.“ - Da dankte sie dem Mond und ging weiter, bis der Nachtwind wehte, da sprach sie zu ihm: „du wehst ja durch alle Bäume und unter alle Blätterchen weg, hast du keine weiße Taube fliegen sehen?“ — „Nein, sagte der Nachtwind, ich habe keine gesehen, aber ich will die drei andern Winde fragen, die haben sie vielleicht gesehen.“ Der Ostwind und der Westwind kamen und sagten, sie hätten nichts gesehen, der Südwind aber sprach: „die weiße Taube hab' ich gesehen, sie ist zum rothen Meer geflogen, da ist sie wieder ein Löwe geworden, denn die sieben Jahre sind herum, und der Löwe steht dort im Kampf mit einem Lindwurm, der Lindwurm ist aber eine verzauberte Königstochter.“ Da sagte der Nachtwind zu ihr: „ich will dir Rath geben, geh' zum rothen Meer', am rechten Ufer da stehen große Ruthen, die zähl' und die eilfte schneid' dir ab und schlag' den

indwurm damit, dann kann ihn der Löwe bezwingen und beide ekommen auch ihren menschlichen Leib wieder; dann schau dich m und du siehst den Vogel Greif am rothen Meer sitzen, schwing' dich auf seinen Rücken mit deinem Liebsten, der Vogel wird euch übers Meer nach Haus tragen; da hast du auch eine Nuß, wenn du mitten über dem Meer bist, laß sie herab fallen, alsbald wird sie aufgehen und ein großer Nußbaum aus dem Wasser hervorwachsen, auf dem sich der Greif ruht, und könnte er nicht ruhen, wär' er nicht stark genug, euch hinüber zu tragen, und wenn du es vergißt, die Nuß herabfallen zu lassen, wirft er euch ins Meer hinunter."

Da ging sie hin und fand alles, wie der Nachtwind gesagt hatte und schnitt die eilfte Ruthe ab, damit schlug sie den Lindwurm, alsbald bezwang ihn der Löwe und da hatten beide ihren menschlichen Leib wieder. Und wie sich die Königstochter, die vorher ein Lindwurm gewesen war, frei sah, nahm sie den Mann in den Arm, setzte sich auf den Vogel Greif und führte ihn mit sich fort. Also stand die arme, weitgewanderte und war wieder verlassen, sie sprach aber: „ich will noch so weit gehen als der Wind weht und so lang als der Hahn kräht, bis ich ihn finde." Und ging fort, lange lange Wege, bis sie endlich zu dem Schloß kam, wo beide zusammen lebten, da hörte sie daß bald ein Fest wäre, wo sie Hochzeit mit einander machen wollten. Sie sprach aber: „Gott hilf mir doch noch!" und nahm das Schächtelchen, das ihr die Sonne gegeben hatte, da lag ein Kleid darin, so glänzend, wie die Sonne selber. Da nahm sie es heraus und

zog es an, und ging hinauf in das Schloß und alle Leute sahen sie an und die Braut selber; und das Kleid gefiel ihr so gut, daß sie dachte, es könnte ihr Hochzeitkleid geben und fragte, ob es nicht feil wäre? „Nicht für Geld und Gut, antwortete sie, aber für Fleisch und Blut.“ Die Braut fragte, was sie damit meine? Da sagte sie: „laßt mich eine Nacht in der Kammer schlafen, wo der Bräutigam schläft.“ Die Braut wollte nicht und wollte doch gern das Kleid haben, endlich willigte sie ein, aber der Kammerdiener mußte dem Königssohn einen Schlaftrunk geben. Als es nun Nacht war, und der Prinz schon schlief, ward sie in die Kammer geführt, da setzte sie sich ans Bett und sagte: „ich bin dir nachgefolgt sieben Jahre, bin bei Sonne, Mond und den Winden gewesen und hab' nach dir gefragt, und hab' dir geholfen gegen den Lindwurm, willst du mich denn ganz vergessen?“ Der Königssohn aber schlief so hart, daß es ihm nur vorkam, als rausche der Wind draußen in den Tannenbäumen. Wie nun der Morgen anbrach, da ward sie wieder hinausgeführt, und mußte das goldene Kleid hingeben; und als auch das nichts geholfen hatte, ward sie traurig, ging hinaus auf eine Wiese, setzte sich da hin und weinte. Und wie sie so saß, da fiel ihr das Ei noch ein, das ihr der Mond gegeben hatte und sie schlug es auf: ei! da kam eine Glucke heraus mit zwölf Küchlein ganz von Gold, die liefen herum und piepten und krochen der Alten wieder unter die Flügel, so daß nichts schöneres auf der Welt zu sehen war. Da stand sie auf, trieb sie auf der Wiese vor sich her, so lange bis die Braut aus dem Fenster sah, und da gefiel ihr das kleine

Wesen so gut, daß sie gleich herab kam und fragte, ob sie nicht feil wären? „Nicht für Geld und Gut, aber für Fleisch und Blut; laßt mich noch eine Nacht in der Kammer schlafen, wo der Bräutigam schläft.“ Die Braut sagte ja und wollte sie betrügen, wie am vorigen Abend, als aber der Königssohn zu Bett ging, fragte er seinen Kammerdiener, was das Murmeln und Rauschen in der Nacht gewesen sey. Da erzählte der Kammerdiener alles, daß er ihm einen Schlaftrunk hätte geben müssen, weil ein armes Mädchen heimlich in der Kammer geschlafen hätte, und heute Nacht solle er ihm wieder einen geben. Sagte der Königssohn: „gieße den Trank neben das Bett aus,“ und zur Nacht wurde sie wieder hereingeführt, und als sie anfing wieder zu erzählen, wie es ihr traurig ergangen wär', da erkannt' er gleich an der Stimme seine liebe Gemahlin, sprang auf und sprach: „so bin ich erst recht erlöst, mir ist gewesen, wie in einem Traum, denn die fremde Königstochter hat mich bezaubert, daß ich dich vergessen mußte, aber Gott hat mir noch zu rechter Stunde geholfen.“ Da gingen sie beide in der Nacht heimlich aus dem Schloß, denn sie fürchteten sich vor dem Vater der Königstochter, der ein Zauberer war, und setzten sich auf den Vogel Greif, der trug sie über das rothe Meer, und als sie in der Mitte waren, ließ sie die Nuß fallen. Alsbald wuchs ein großer Nußbaum, darauf ruhte sich der Vogel und dann führte er sie nach Haus, wo sie ihr Kind fanden, das war groß und schön geworden, und sie lebten von nun an vergnügt bis an ihr Ende.

89.

Die Gänsemagd.

Es lebte einmal eine alte Königin, der war ihr Gemahl schon lange Jahre gestorben und sie hatte eine schöne Tochter, wie die erwuchs, wurde sie weit über Feld auch an einen Königssohn versprochen. Als nun die Zeit kam, wo sie vermählt werden sollten, und das Kind in das fremde Reich abreisen mußte, packte ihr die Alte gar viel köstliches Geräth und Geschmeide ein: Gold und Silber, Becher und Kleinode, kurz alles, was ihr zu einem königlichen Brautschatz gehörte, denn sie hatte ihr Kind von Herzen lieb. Auch gab sie ihr eine Kammerjungfer bei, welche mitreiten und die Braut in die Hände des Bräutigams überliefern sollte, und jede bekam ein Pferd zur Reise, aber das Pferd der Königstochter hieß Falada und konnte sprechen. Wie nun die Abschiedsstunde da war, begab sich die alte Mutter in ihre Schlafkammer, nahm ein Messerlein und schnitt damit in ihre Finger, daß sie bluteten; darauf hielt sie ein weißes Läppchen unter und ließ drei Tropfen Blut hineinfallen, gab sie der Tochter und sprach: „liebes Kind verwahr sie wohl, sie werden dir unterwegs Noth thun.“

Also nahmen beide von einander betrübten Abschied, das Läppchen steckte die Königstochter in ihren Busen vor sich, setzte sich auf's Pferd und zog nun fort zu ihrem Bräutigam. Da sie eine Stunde geritten waren, empfand sie heißen Durst und rief ihrer Kammerjungfer: „steig ab und schöpfe mir mit meinem Becher,

den du aufzuheben hast, Wasser aus dem Bach, ich möchte gern einmal trinken." „Ei, wenn ihr Durst habt, sprach die Kammerjungfer, so steigt selber ab, legt euch an's Wasser und trinkt, ich mag eure Magd nicht seyn!" Da stieg die Königstochter vor großem Durst herunter, neigte sich über das Wässerlein im Bach und trank und durfte nicht aus dem goldnen Becher trinken. Da sprach sie: „ach Gott!" da antworteten die drei Blutstropfen: „wenn das deine Mutter wüßte, das Herz im Leibe thät ihr zerspringen." Aber die Königsbraut war gar demüthig, sagte nichts und stieg wieder zu Pferd. So ritten sie etliche Meilen weiter fort und der Tag war warm, daß die Sonne stach und sie durstete bald von neuem; da sie nun an einen Wasserfluß kamen, rief sie noch einmal ihrer Kammerjungfer: „steig ab und gieb mir aus meinem Goldbecher zu trinken!" denn sie hatte aller bösen Worte längst vergessen. Die Kammerjungfer sprach aber noch hochmüthiger: „wollt' ihr trinken, so trinkt allein, ich mag nicht eure Magd seyn." Da stieg die Königstochter hernieder vor großem Durst und legte sich über das fließende Wasser, weinte und sprach: „ach Gott!" und die Blutstropfen antworteten wiederum: „wenn das deine Mutter wüßte, das Herz im Leibe thät ihr zerspringen!" Und wie sie so trank und sich recht überlehnte, fiel ihr das Läppchen, worin die drei Tropfen waren, aus dem Busen, und floß mit dem Wasser fort, ohne daß sie es in ihrer großen Angst merkte. Die Kammerjungfer hatte aber zugesehen und freute sich, daß sie Macht über die Braut bekäme, denn damit, daß diese die Blutstropfen verloren hatte, war sie schwach geworden.

Als sie nun wieder auf ihr Pferd steigen wollte, das da hieß Falada, sagte die Kammerfrau: „auf Falada gehör' ich und auf meinen Gaul gehörst du," und das mußte sie sich gefallen lassen, dann hieß sie die Kammerfrau auch noch die königlichen Kleider ausziehen und ihre schlechten anlegen, und endlich mußte sie sich unter freiem Himmel verschwören, daß sie am königlichen Hof keinem Menschen nichts davon sprechen wollte, und wenn sie diesen Eid nicht abgelegt hätte, wäre sie auf der Stelle umgebracht worden. Aber Falada sah das alles an und nahm's wohl in Acht.

Die Kammerfrau stieg nun auf Falada und die wahre Braut auf das schlechte Roß, und so zogen sie weiter, bis sie endlich in dem königlichen Schloß eintrafen. Da war große Freude über ihre Ankunft, und der Königssohn sprang ihnen entgegen, hob die Kammerfrau vom Pferde und meinte, sie wäre seine Gemahlin und sie wurde die Treppe hinaufgeführt, die wahre Königstochter aber mußte unten stehen bleiben. Da schaute der alte König am Fenster und sah sie im Hofe halten, nun war sie fein und zart und sehr schön, ging hin ins königliche Gemach und fragte die Braut nach der, die sie bei sich hätte und da unten im Hofe stände, und wer sie wäre? „ei, die hab' ich mir unterwegs mitgenommen zur Gesellschaft, gebt der Magd was zu arbeiten, daß sie nicht müßig steht." Aber der alte König hatte keine Arbeit für sie und wußte nichts, als daß er sagte: „da hab' ich so einen kleinen Jungen, der hütet die Gänse, dem mag sie helfen! Der Junge hieß Kürdchen (Conrädchen), dem mußte die wahre Braut helfen Gänse hüten.

Bald aber sprach die falsche Braut zu dem jungen König: „liebster Gemahl, ich bitte euch, thut mir einen Gefallen!“ Er antwortete: „das will ich gerne thun.“ „Nun so laßt mir den Schinder rufen und da dem Pferd, worauf ich her geritten bin, den Hals abhauen, weil es mich unterweges geärgert hat;“ eigentlich aber fürchtete sie sich, daß das Pferd sprechen möchte, wie sie mit der Königstochter umgegangen wäre. Nun war das so weit gerathen, daß es geschehen und der treue Falada sterben sollte, da kam es auch der rechten Königstochter zu Ohr und sie versprach dem Schinder heimlich ein Stück Geld, das sie ihm bezahlen wollte, wenn er ihr einen kleinen Dienst erwiese. In der Stadt war ein großes, finsteres Thor, wo sie Abends und Morgens mit den Gänsen durch mußte, „unter das finstere Thor möchte er dem Falada seinen Kopf hinnageln, daß sie ihn doch noch als einmal sehen könnte.“ Also versprach das der Schindersknecht zu thun, hieb den Kopf ab und nagelte ihn unter das finstere Thor fest.

Des Morgens früh, als sie und Kürdchen unterm Thor hinaus trieben, sprach sie im Vorbeigehen:

o du Falada, da du hangest,

da antwortete der Kopf:

o du Jungfer Königin, da du gangest,
wenn das deine Mutter wüßte,
ihr Herz thät ihr zerspringen!

da zog sie still weiter zur Stadt hinaus und sie trieben die Gänse auf's Feld. Und wenn sie auf der Wiese angekommen war, saß

sie hier und machte ihre Haare auf, die waren eitel Silber, und Kürbchen sah sie und freute sich, wie sie glänzten, und wollte ihr ein Paar ausraufen. Da sprach sie:

weh'! weh'! Windchen *),
nimm Kürbchen sein Hütchen,
und laß'n sich mit jagen,
bis ich mich geflochten und geschnatzt
und wieder aufgesatzt.

Und da kam ein so starker Wind, daß er dem Kürbchen sein Hütchen wegwehte über alle Land, daß es ihm nachlief und bis es wiederkam, war sie mit dem Kämmen und Aufsetzen fertig und er konnte keine Haare kriegen. Da war Kürbchen bös und sprach nicht mit ihr, und so hüteten sie die Gänse bis daß es Abend wurde, dann fuhren sie nach Haus.

Den andern Morgen, wie sie unter dem finstern Thor hinaustrieben, sprach die Jungfrau:

o du Falada, da du hangest,

es antwortete:

o du Jungfer Königin, da du gangest,
wenn das deine Mutter wüßte,
das Herz thät ihr zerspringen!

Und in dem Feld setzte sie sich wieder auf die Wiese und fing an ihr Haar auszukämmen, und Kürbchen lief und wollte darnach greifen, da sprach sie schnell:

*) D. h. Windchen wehe! nicht die Raufung eben'

weh'! weh'! Winbchen,
nimm dem Kürdchen sein Hütchen
und laß'n sich mit jagen,
bis ich mich geflochten und geschnatzt
und wieder aufgesatzt.

Da wehte der Wind und wehte ihm das Hütchen vom Kopf weit weg, daß es nachzulaufen hatte, und als es wieder kam, hatte sie längst ihr Haar zurecht und es konnte keins davon erwischen, und sie hüteten die Gänse bis es Abend wurde.

Abends aber, nachdem sie heim kamen, ging Kürdchen vor den alten König und sagte: „mit dem Mädchen will ich nicht länger Gänse hüten." „Warum denn?" sprach der alte König. „Ei, das ärgert mich den ganzen Tag." Da befahl ihm der alte König, zu erzählen, wie's ihm denn mit ihr ginge. Da sagte Kürdchen: „des Morgens, wenn wir unter dem finstern Thor mit der Heerde durchkommen, so ist da ein Gaulskopf an der Wand, zu dem redet sie:

Falada, da du hangest,

da antwortet der Kopf:

o du Königsjungfer, da du gangest,
wenn das deine Mutter wüßte,
das Herz thät ihr zerspringen!

Und so erzählte Kürdchen weiter was auf der Ganswiese geschähe und wie es da dem Hut im Wind nachlaufen müßte.

Der alte König befahl ihm aber, den nächsten Tag wieder hinaus zu treiben, und er selbst, wie es Morgens war, setzte sich

hinter das finstere Thor und hörte da, wie sie mit dem Haupt des Falada sprach; und dann ging er ihr auch nach in das Feld und barg sich in einem Busch auf der Wiese. Da sah er nun bald mit seinen eigenen Augen, wie die Gänsemagd und der Gänsejung die Heerde getrieben brachten und nach einer Weile sie sich setzte und ihre Haare losflocht, die strahlten von Glanz. Gleich sprach sie wieder:

weh'! weh'! Windchen,
fass' Kürdchen sein Hütchen
und laß'n sich mir jagen,
bis daß ich mich geflochten und geschnatzt
und wieder aufgesatzt.

Da kam ein Windstoß und fuhr mit Kürdchens Hut weg, daß es weit zu laufen hatte, und die Magd kämmte und flocht ihre Locken still fort, welches der alte König alles beobachtete. Darauf ging er unbemerkt zurück und als Abends die Gänsemagd heim kam, rief er sie bei Seite und fragte: „warum sie dem allem so thäte?" „Das darf ich euch und keinem Menschen nicht sagen, denn so hab' ich mich unter freiem Himmel verschworen, weil ich sonst um mein Leben wäre gekommen." Er aber drang in sie und ließ ihr keinen Frieden, „willst du mir's nicht erzählen," sagte der alte König endlich, „so darfst du's doch dem Kachelofen erzählen." „Ja, das will ich wohl" antwortete sie. Damit mußte sie in den Ofen kriechen und schüttete ihr ganzes Herz aus, wie es ihr bis dahin ergangen und wie sie von der bösen Kammerjungfer betrogen worden war. Aber der Ofen hatte oben

ein Loch, da lauerte ihr der alte König zu und vernahm ihr Schicksal von Wort zu Wort. Da war's gut und Königskleider wurden ihr alsbald angethan und es schien ein Wunder, wie sie so schön war; der alte König rief seinen Sohn und offenbarte ihm, daß er die falsche Braut hätte, die wäre bloß ein Kammermädchen, die wahre aber stände hier, als die gewesene Gänsemagd. Der junge König aber war herzensfroh, als er ihre Schönheit und Tugend erblickte und ein großes Mahl wurde angestellt, zu dem alle Leute und guten Freunde gebeten wurden, obenan saß der Bräutigam, die Königstochter zur einen Seite und die Kammerjungfer zur andern, aber die Kammerjungfer war verblendet und erkannte jene nicht mehr in dem glänzenden Schmuck. Als sie nun gegessen und getrunken hatten und guten Muths waren, gab der alte König der Kammerfrau ein Räthsel auf: was eine solche werth wäre, die den Herrn so und so betrogen hätte, erzählte damit den ganzen Verlauf und fragte: „welches Urtheils ist diese würdig?" Da sprach die falsche Braut: „die ist nichts bessers werth, als splinternackt ausgezogen in ein Faß inwendig mit spitzen Nägeln beschlagen geworfen zu werden, und zwei weiße Pferde davor gespannt müssen sie Gaß auf Gaß ab zu Tode schleifen!" „Das bist du, sprach der alte König, und dein eigen Urtheil hast du gefunden und darnach soll dir widerfahren," welches auch vollzogen wurde; der junge König vermählte sich aber mit seiner rechten Gemahlin und beide beherrschten ihr Reich in Frieden und Seligkeit.

30.

Der junge Riese.

Ein Bauersmann hatte einen Sohn, der war so groß wie ein Daumen und ward gar nicht größer, und wuchs in etlichen Jahren nicht haarbreit. Einmal wollte der Bauer ins Feld gehen und pflügen, da sagte der Kleine: „Vater, ich will mit hinaus.“ „Nein, sprach der Vater, bleib du nur hier, draußen bist du zu nichts nutz, du könntest mir auch verloren gehen.“ Da fing der Däumling an zu weinen, und wollte der Vater Ruhe haben, mußt' er ihn mitnehmen. Also steckte er ihn in die Tasche und auf dem Felde that er ihn heraus und setzte ihn in eine frische Furche. Wie er da so saß, kam über den Berg ein großer Riese daher. „Siehst du dort den großen Butzemann?“ sagte der Vater und wollte den Kleinen schrecken, damit er artig wäre, „der kommt und holt dich.“ Der Riese aber hatte lange Beine, und wie er noch ein Paar Schritte gethan, da war er bei der Furche, nahm den kleinen Däumling heraus und ging mit ihm fort. Der Vater stand dabei, konnte vor Schreck kein Wort sprechen und glaubte, sein Kind wäre nun verloren, also, daß er's sein lebtag nicht wieder sehen würde.

Der Riese aber nahm es mit sich und ließ es an seiner Brust saugen, und der Däumling wuchs und ward groß und stark nach Riesen-Art und als zwei Jahre herum waren, ging der Alte mit ihm in den Wald und wollt' ihn versuchen und sprach: „zieh dir da eine Gerte heraus.“ Da war der Knabe schon so stark, daß

er einen jungen Baum mit den Wurzeln aus der Erde riß. Der Riese aber dachte, das muß besser kommen und nahm ihn wieder mit, säugte ihn noch zwei Jahre, und als er ihn da in den Wald führte, sich zu versuchen, riß er schon einen viel größeren Baum heraus. Das war aber dem Riesen noch nicht genug und er säugte ihn noch zwei Jahre, ging dann mit ihm in den Wald und sprach: „nun reiß einmal eine ordentliche Gerte aus.“ Da riß der Junge den dicksten Eichenbaum aus der Erde, daß es krachte und war ihm nur ein Spaß. Wie der alte Riese das sah, sprach er: „nun ist's gut, du hast ausgelernt,“ und führte ihn zurück auf den Acker, wo er ihn geholt hatte. Sein Vater pflügte gerade wieder, da ging der junge Riese auf ihn zu und sprach: „sieht er wohl, Vater, wie's gekommen ist, ich bin sein Sohn.“ Da erschrak der Bauer und sagte: „nein, du bist mein Sohn nicht, geh' weg von mir.“ „Freilich bin ich sein Sohn, laß er mich einmal pflügen, ich kann's so gut, wie er auch “ — „Nein, du bist mein Sohn nicht, du kannst auch nicht pflügen, geh' nur weg von mir.“ Weil er sich aber vor dem großen Mann fürchtete, ließ er den Pflug los, ging weg und setzte sich zur Seite an's Land. Da nahm der Junge das Geschirr und wollte pflügen, und drückte blos mit der einen Hand darauf, aber der Druck war schon so gewaltig, daß der Pflug tief in die Erde ging. Der Bauer konnte das nicht mit ansehen und rief ihm zu: „wenn du pflügen willst, mußt du nicht so gewaltig drücken, das gibt ja schlechte Arbeit!“ Der Junge aber spannte die Pferde aus, und spannte sich selber vor den Pflug und sagte: „geh' er nur nach Haus,

Vater, und sag' er der Mutter, sie sollt' eine rechte Schüssel voll zu essen kochen; ich will derweil den Acker schon herumreißen." Da ging der Bauer heim und bestellte es bei seiner Frau und die kochte eine tüchtige Schüssel voll, der Junge aber pflügte das Land, zwei Morgen Felds, ganz allein, und dann spannte er sich auch selber vor die Egge und eggte alles mit zwei Eggen zugleich. Wie er fertig war, ging er in den Wald und riß zwei Eichenbäume aus, legte sie auf die Schultern und hinten und vorn eine Egge drauf, und hinten und vorn auch ein Pferd, und trug das alles wie ein Bund Stroh nach Haus. Wie er in den Hof kam, erkannte ihn seine Mutter nicht und fragte: „wer ist der entsetzliche, große Mann?" der Bauer sagte: „das ist unser Sohn." Sie sprach: „nein, unser Sohn ist das nimmermehr, so groß haben wir keinen gehabt, unser war ein kleines Ding; geh' nur weg, wir wollen dich nicht." Der Junge aber schwieg still, zog seine Pferde in den Stall, gab ihnen Hafer und Heu und brachte alles in Ordnung; und wie er fertig war, ging er in die Stube, setzte sich auf die Bank und sagte: „Mutter, nun hätt' ich Lust zu essen, ist's bald fertig?" da sagte sie ja, getraute sich nicht ihm zu widersprechen und brachte zwei große, große Schüsseln voll herein, daran hätten sie und ihr Mann acht Tage lang satt gehabt. Er aber aß sie allein auf und fragte, ob sie nicht mehr hätten? „Nein, sagte sie, das ist alles, was wir haben." „Das war ja nur zum Schmecken, ich muß noch mehr haben." Da ging sie hin und setzte einen großen Schweinekessel voll über's Feuer und wie es gahr war, trug sie es herein. „Nun, da ist noch ei-

Bischen," sagte er, und aß das alles noch hinein; es war aber doch noch nicht genug. Da sprach er: „Vater, ich seh' wohl, bei ihm werd' ich nicht satt, will er mir einen Stab von Eisen verschaffen, der stark ist, daß ich ihn vor meinen Knieen nicht zerbrechen kann, so will ich wieder fort gehen." Da war der Bauer froh und spannte seine zwei Pferde vor den Wagen, fuhr zum Schmid und holte einen Stab so groß und dick, als ihn die zwei Pferde nur fahren konnten. Der Junge aber nahm ihn vor die Knie und ratsch! zerbrach er ihn wie eine Bohnenstange in der Mitte entzwei. Der Vater spannte da vier Pferde vor und holte einen Stab so groß und dick, als ihn die vier Pferde fahren konnten. Den nahm der Sohn auch, knickte ihn vor dem Knie entzwei, warf ihn hin und sprach: „Vater, der kann mir nicht helfen, er muß besser vorspannen und einen stärkern Stab holen." Da spannte der Vater acht Pferde vor und holte einen so groß und dick, als ihn die acht Pferde nur fahren konnten. Wie der Sohn den kriegte, brach er gleich oben ein Stück davon ab und sagte: „Vater, ich sehe, er kann mir doch keinen Stab anschaffen, ich will nur so weggehen."

Da ging er fort und gab sich für einen Schmiedegesellen aus. Er kam in ein Dorf, darin wohnte ein Schmied, der war ein Geitzmann, gönnte keinem Menschen etwas und wollte alles haben; zu dem trat er nun in die Schmiede und fragte ihn, ob er keinen Gesellen brauche. „Ja," sagte der Schmied und sah ihn an und dachte, das ist ein tüchtiger Kerl, der wird gut vorschlagen und sein Brot verdienen: „wie viel willst du Lohn haben?"

„Gar keinen Lohn will ich haben, sagte er, nur alle 14 Tage, wenn die andern Gesellen ihren bezahlt kriegen, will ich dir zwei Streiche geben, die mußt du aushalten.“ Das war der Geitzmann von Herzen zufrieden und dachte damit viel Geld zu sparen. Am andern Morgen sollte der fremde Gesell' zuerst vorschlagen, wie aber der Meister den glühenden Stab bringt und er den ersten Schlag thut, da fliegt das Eisen von einander und der Ambos sinkt in die Erde, so tief, daß sie ihn gar nicht wieder herausbringen konnten. Da ward der Geitzmann bös und sagte: „ei was, dich kann ich nicht brauchen, du schlägst gar zu grob, was willst du für den einen Zuschlag haben?“ Da sprach er: „ich will dir nur einen ganz kleinen Streich geben, weiter nichts.“ Und hob seinen Fuß auf und gab ihm einen Tritt, daß er über vier Fuder Heu hinausflog. Darauf nahm er den dicksten Eisenstab aus der Schmiede als einen Stock in die Hand und ging weiter.

Als er eine Weile gezogen war, kam er zu einem Amt und fragte den Amtmann, ob er keinen Großknecht nöthig hätte. Ja, sagte der Amtmann, er könnte einen brauchen, er sehe aus wie ein tüchtiger Kerl, der schon was vermöchte, wie viel er Jahrslohn haben wollte. Da sprach er wieder, er wollt' gar keinen Lohn, aber alle Jahre wollt' er ihm drei Streiche geben, die müßte er aushalten. Das war der Amtmann zufrieden, denn er war auch so ein Geitzhals. Am andern Morgen, da sollten die Knechte ins Holz fahren und die andern waren schon auf, er aber lag noch im Bett. Da rief ihn einer an: „nun steh auf,

es ist Zeit, wir wollen in's Holz, du mußt mit." „Ach, sagte er ganz grob und trotzig, geht ihr nur hin, ich komme doch eher wieder, als ihr alle mit einander." Da gingen die andern zum Amtmann und erzählten ihm, der Großknecht läge noch im Bett und wollte nicht mit in's Holz fahren. Der Amtmann sagte, sie sollten ihn noch einmal wecken und ihm heißen die Pferde vorspannen. Der Großknecht sprach aber wie vorher: „geht ihr nur hin, ich komme doch eher wieder, als ihr alle mit einander." Darauf blieb er noch zwei Stunden liegen, da stieg er endlich aus den Federn, holte sich aber erst zwei Scheffel voll Erbsen vom Boden, kochte sie und aß sie in guter Ruhe, und wie das alles geschehen war, ging er hin, spannte die Pferde vor und fuhr in's Holz. Bald vor dem Holz war ein Hohlweg, wo er durch mußte, da fuhr er den Wagen erst vorwärts, dann mußten die Pferde stille halten und er ging hinter den Wagen und nahm Bäume und Reisig und machte da eine große Hucke (Verhack), so daß kein Pferd durchkommen konnte. Wie er nun vor's Holz kam, fuhren die andern eben mit ihren beladenen Wagen heraus und wollten heim, da sprach er zu ihnen: „fahrt nur hin, ich komme doch eher als ihr nach Haus." Er fuhr aber nur ein Bischen ins Holz und riß gleich zwei von den allergrößten Bäumen aus der Erde, die lud er auf den Wagen und drehte um. Wie er vor die Hucke kam, standen die andern noch da und konnten nicht durch, da sprach er: „seht ihr wohl, wär't ihr bei mir geblieben, wär't ihr eben so gerade nach Haus gekommen und hättet noch eine Stunde schlafen können." Er wollte

nun zufahren, aber seine vier Pferde die konnten sich nicht durcharbeiten, da spannte er sie aus, legte sie oben auf den Wagen, spannte sich selber vor, hüf! zog er alles durch und das ging so leicht, als hätt' er Federn geladen. Wie er drüben war, sprach er zu den andern: „seht ihr wohl, ich bin eher durchgekommen als ihr" und fuhr fort und die andern mußten stehen bleiben. In dem Hof aber nahm er einen Baum in die Hand und zeigte ihn dem Amtmann, und sagte: „ist das nicht ein schönes Klafterstück?" Da sprach der Amtmann zu seiner Frau: „der Knecht ist gut, wenn er auch lang schläft, er ist doch eher wieder da, als die andern."

Nun diente er dem Amtmann ein Jahr; wie das herum war und die andern Knechte ihren Lohn kriegten, sprach er, nun wär's Zeit, er wollte auch gern seinen Lohn sich nehmen. Dem Amtmann ward aber Angst dabei, daß er die Streiche kriegen sollte und bat ihn gar zu sehr, er möchte sie ihm schenken, lieber wollte er selbst Großknecht werden und er sollte Amtmann seyn. „Nein, sprach er, ich will kein Amtmann werden, ich bin Großknecht und will's bleiben, ich will aber austheilen, was bedungen ist." Der Amtmann wollt' ihm geben, was er nur verlangte, aber es half nichts, der Großknecht sprach zu allem nein. Da wußte sich der Amtmann keinen Rath und bat ihn nur um vierzehn Tage Frist, er wollte sich auf etwas besinnen; da sprach der Großknecht, die sollt' er haben. Der Amtmann berief alle seine Schreiber zusammen, die sollten sich bedenken und ihm einen Rath geben; die besannen sich lange, endlich sagten sie, man müßte den Großknecht

ums Leben bringen; er sollte große Mühlsteine um den Brunnen im Hof anfahren lassen und dann ihn heißen hinabsteigen und den Brunnen rein machen, und wenn er unten wäre, wollten sie ihm die Mühlsteine auf den Kopf werfen. Der Rath gefiel dem Amtmann und da ward alles eingerichtet und wurden die größten Mühlsteine herangefahren. Wie nun der Großknecht im Brunnen stand, rollten sie die Steine hinab, und die schlugen hinunter, daß das Wasser in die Höh' sprützte. Da meinten sie gewiß, der Kopf wär' ihm eingeschlagen, aber er rief: „jagt doch die Hühner vom Brunnen weg, die kratzen da oben im Sand und werfen mir die Körner in die Augen, daß ich nicht sehen kann." Da rief der Amtmann: bsch! bsch! und that als scheuchte er die Hühner weg. Wie nun der Großknecht fertig war, stieg er herauf und sagte: „seht einmal, ich hab' doch ein schön Halsband um," da waren es die Mühlensteine, die trug er um den Hals. Wie der Amtmann das sah, ward ihm wieder Angst, denn der Großknecht wollt' ihm nun seinen Lohn geben; da bat er wieder um vierzehn Tage Bedenkzeit und ließ die Schreiber zusammen kommen, die gaben endlich den Rath, er sollt' ihn in die verwünschte Mühle schicken, und ihm heißen, dort in der Nacht noch Korn malen, da sey noch kein Mensch Morgens lebendig herausgegangen. Der Anschlag gefiel dem Amtmann; also rief er ihn noch denselben Abend, und sagte, er sollte acht Malter Korn in die Mühle fahren und in der Nacht noch malen, sie hätten nöthig. Da ging der Großknecht auf den Boden und that zwei Malter in seine rechte Tasche, zwei in die linke, vier nahm er in einem

Quersack halb auf den Rücken, halb auf die Brust und ging so nach der verwünschten Mühle. Der Müller aber sagte ihm, bei Tag könnt' er recht gut da malen, aber nicht in der Nacht, da sey die Mühle verwünscht, und wer da noch hineingegangen, der sey am Morgen todt darin gefunden worden. Er sprach: „ich will schon durchkommen, macht euch nur fort und legt euch auf's Ohr." Darauf ging er in die Mühle und schüttete das Korn auf und wie's bald elf schlagen wollte, ging er in die Müllerstube und setzte sich auf die Bank. Als er ein bischen da gesessen hatte, that sich auf einmal die Thür auf und kam eine große, große Tafel herein, und auf die Tafel stellte sich Wein und Braten und viel gutes Essen, alles von selber, denn es war niemand da der's auftrug. Und darnach rückten sich die Stühle herbei, aber es kamen keine Leute, bis auf einmal sah er Finger, die handthierten mit den Messern und Gabeln und legten Speisen auf die Teller, aber sonst konnt' er nichts sehen. Nun war er hungrig und sah die Speisen, da setzte er sich auch an die Tafel und aß mit und ließ sich's gut schmecken. Wie er aber satt war und die andern ihre Schüsseln auch ganz leer gemacht hatten, da wurden die Lichter auf einmal alle ausgeputzt, das hörte er deutlich, und wie's nun stockfinster war, so kriegte er so etwas wie eine Ohrfeige in's Gesicht; da sprach er: „wenn noch einmal so etwas kommt, so theil' ich auch wieder aus;" und wie er zum zweiten Mal eine kriegte, da schlug er gleichfalls mit hinein. Und so ging das fort die ganze Nacht, er ließ sich nicht schrecken, und schlug nicht faul um sich herum; bei Tagesanbruch aber hörte alles auf. Wie der

über ausgestanden war, wollt' er nach ihm sehen und verwunderte sich, daß er noch lebte. Da sprach er: „ich habe Ohrfeigen gekriegt, aber ich habe auch Ohrfeigen ausgetheilt und mich satt gegessen.“ Der Müller freute sich und sagte, nun wäre die Mühle erlöst und er wollt' ihm gern zur Belohnung viel Geld geben. Er sprach aber: „Geld will ich nicht, ich habe doch genug.“ Dann nahm er sein Mehl auf den Rücken und ging nach Haus und sagte dem Amtmann, er habe die Sache ausgerichtet und wollte nun seinen bedungenen Lohn haben. Wie der Amtmann das hörte, da ward ihm erst recht Angst und er wußte sich nicht zu lassen und ging in der Stube auf und ab, daß ihm die Schweißtropfen von der Stirne herunterliefen. Da machte er das Fenster auf nach ein wenig frischer Luft, eh er sich's aber versah, hatte ihm der Großknecht einen Tritt gegeben, daß er durchs Fenster in die Luft hinein flog, immer fort, bis ihn niemand mehr sehen konnte. Da sprach der Großknecht zur Frau des Amtmanns, nun müßte sie den andern Streich hinnehmen, die sagte aber: „ach nein, ich kanns nicht aushalten“ und machte auch ein Fenster auf, weil ihr die Schweißtropfen die Stirn' herunter liefen. Da gab er ihr gleichfalls einen Tritt, daß sie auch hinaus flog und noch viel höher als ihr Mann; und der rief ihr zu: „komm doch zu mir!“ sie aber rief: „komm du doch zu mir, ich kann nicht zu dir;“ und sie schwebten da in der Luft und konnte keins zum andern, und ob sie da noch schweben, das weiß ich nicht; der junge Riese aber nahm seine Eisenstange und ging weiter.

91.

Dat Erdmänneken.

Et was mal en rik Künig west, de hadde drei Döchter had, de wören alle Dage in den Schlott-Goren spazeren gaan, un de Künig, dat was so en Lievhawer von allerhand wackeren Bömen west; un einen, den hadde he so leiv hed, dat he denjenigen, de ünne en Appel dervon plückede, hunnerd Klafter unner de Eere verwünschede. As et nu Herveſt war, da worden de Appel an den einen Baume so raut, ase Blaud. De drei Döchter gungen alle Dage unner den Baum un seihen to, ov nig de Wind 'n Appel herunner schlagen hädde, awerst se kannen ir levedage kienen, un de Baum, de satt so vull, dat he brecken wull, un de Telgen (Zweige) hungen bis up de Eere. Da gelustede den jungesten Künigskinne gewaldig, un et segde to sinen Süstern: use Teite (Vater), de hett us viel to leiv, ase dat he us verwünschen deihe; ik glöve, dat he dat nur wegen de frümden Lude daben hat." Un indes plücked dat Kind en gans dicken Appel af un sprunk fur sinen Süstern und segde: „a! nu schmecket mal, mine lewen Süsterkes, nu hew ik doch min levedage so wat schones no nig schmecket." Da beten de beiden annern Künigsdöchter auch mal in den Appel, un da versünken se alle drei deip, so deip unner de Eere, dat kien Haan mer danach krehete.

As et da Middag is, da wüll se de Künig de Diske roopen, do sind se nirgens to sinnen, he söket se so viel im Schlott un in Goren, awerst he kun se nig sinnen. Da werd he so bedröwet,

un let dat ganse Land upbeien (aufbieten), un wer ünne sine Döchter wier brechte, de sull ene davon tor Fruen hewen. Da gahet so viele junge Lude uwer Feld, un söket, dat is gans ut der Wise (über alle Maßen); denn jeder hadde de drei Kinner geren had, wiil se wören gegen jedermann so fründlig un so schön von Angesichte west. Un et togen auck drei Jägerburschen ut, un ase da wol en acht Dage rieset hadden, da kummet se up en grot Schlott, da woren so hübsche Stoben inne west, un in einer Zimmer is en Disch decket, darup wören so söte Spisen, de sied noch so warme, dat se dampet, awerst in den ganzen Schlott is kien Minsk to hören noch to seihen. Da wartet se noch en halwen Dag, un de Spisen bliewet immer un dampet, bis up et lest, da weret se so hunerig, dat se sik derbie settet un ettet, un macket mit en anner ut, se wullen up den Schlotte wuhnen bliewen, un wüllen darümme loosen, dat eine in Huse blev un de beiden annern de Dochter söketen; dat doet se auk, un dat Loos dreppet den öldesten. Den annern Dag, da gaet de twei jüngesten söken, un de öldeste mot to Huse bliewen. Am Middage kümmt der so en klein klein Männeken un höldt um 'n Stukeöken Braud ane, da nümmt he von dem Braude, wat he da funnen hädde un schnitt en Stücke rund umme den Braud weg, un will ünne dat giewen, indes dat he et ünne reiket, lett et dat kleine Männeken fallen un segd, he sulle dok so gut sin un giewen ün dat Stücke wier. Da will he dat auck doen un bucket sik, mit des nümmt dat Männeken en Stock un päckt ünne bie den Haaren un giwt ünne düete Schläge. Den anneren Dag, da

is de tweide to Hus bliewen, den geit et nicks better; aſe de tweide da den Avend nah Hus kümmet, da ſegd de dleſte: „no, wie hätt et die dann gaen?“ — „o et geit mie gans ſchlechte.“ Da klaget ſe ſik enanner ehre Naud, awerſt den jungeſten hadden ſe nicks davonne ſagd, den hadden ſe gar nig lieu (leiden) mogt un hadden ünne jummer den dummen Hans heiten, weil he nig recht van de Weld was. Den dridden Dag, da blivt de jungeſte to Hus, da kümmet dat kleine Männeken wier un hölt um en Stückſken Braud an, da he ünne da giewen hätt, let he et wier fallen un ſegd, he mögte dock ſo gut ſien un reicken ünne dat Stückſken wier. Da ſegd he to den kleinen Männeken: „wat! kannſt du dat Stücke nig ſulwens wier up nummen, wenn du diſ de Möhe nig mal um dine däglige Narunge giewen wuſt, ſo biſt du auck nig werth, dat du et eteſt.“ Do word dat Männeken ſo bös un ſehde, he möſt et doen; he awerſt nig fuhl, nam min lewe Männeken un droſch et duet dör (tüchtig durch), da ſchrige dat Männeken ſo viel un rep: „hör up, hör up, nu lat mie ge weren, dann will ik die auck ſeggen, wo de Künigsdöchter ſieb;“ wie he dat hörde, häll he up to ſlaen un dat Männeken vertelde, he wör en Erdmänneken und ſulke wören mehr aſe duſend, h mögte man mit ünne gaen, dann wulle he ünne wieſen, wo d Künigsdöchter weren. Da wiſt he ünne en deipen Born, da i awerſt kien Water inne weſt, da ſegd dat Männeken, he wuſ wohl, dat et ſine Geſellen nig ehrlich mit ünne meinten, wen he de Künigskinner erlöſen wulle, dann möſte he et alleine doe De beiden annern Broer wullen wohl auck geren de Künigsdöchte

wier hewen, awerſt ſe wullen der kiene Möge un Gefahr umme doen, he möſte ſo en grauten Korv nümmen, un möſte ſik mit ſinen Hirſchfänger un en Schelle darinne ſetten un ſik herunner winnen laten, unnen da wören drei Zimmer, in jeden ſette ein Künigskind un hädde en Drachen mit villen Köppen to luſen, den möſte he de Köppe afſchlagen. Aſe dat Erdmänneken nu dat alle ſagd hadde, verſchwand et. Aſe't Awend is, da kümmet de beiden anneren un fraget, wie et ün goen hädde, da ſegd he: „o, ſo wit gud" un hädde keinen Minſken ſehen, aſe des Middags, da wer ſo ein klein Männeken kummen, de hädde ün umme en Stückſken Braud biddit, do he et ünne giewen hädde, hädde dat Männeken et fallen laten un hädde ſegd, he mogtet ünne doch wier up nümmen, wie he dat nig hadde doen wullt, da hädde he anfangen to puchen, dat hädde he awerſt unrecht verſtan un hädde dat Männeken prügelt, un da hädde et ünne vertellt, wo de Künigsdöchter wären. Da ärgerten ſik de beiden, ſo viel, dat ſe geht un grön wören. Den anneren Morgen da gungen ſe to haupe an den Born un mackten Looſe, wer ſik dat erſte in den Korv ſetten ſulle, do feel dat Loos wier den öllеſten to, he mot ſik darin ſetten un de Klingel mitnümmen, da ſegd he: „wenn ik klingele, ſo mutt gi mik nur geſchwinne wier herupwinnen." Aſe he en bitken herunner is, da klingelte wat, da winnen ſe ünne wier heruper, da ſett ſik de tweide herinne, de maket ewen ſau; nu kümmet dann auck de Riege an den jungeſten, de lät ſik awerſt gans berinne runner winnen. Aſe he ut den Korwe ſtiegen is, da nämmet he ſinen Hirſchfänger un geit vor der erſten

Doer ſtaen un luſtert, da hort he den Drachen gans lute ſchnarchen; he macket langſam de Döre oppen, da ſitt da de eine Künigsdochter un hâd op eren Schot niegene (neun) Drachenköppe ligen un luſet de. Da nümmet he ſinen Hirſchfänger un hogget to, do ſied de niegne Koppe awe. De Künigsdochter ſprank up un fâl ünne um den Hals un drucket un piepete (küßte) ünn ſo viel; un nümmet ihr Bruſtſtücke, dat wor von rauen Golle weſt, un henget ünne dat umme. Da geit he auck nach der tweiten Künigsdochter, de hâd en Drachen mit ſieven Köppe to luſen un erlöſet de auck, ſo de jungeſte, de hadde en Drachen mit viere Köppen to luſen had, da geit he auck hinne. Do froget ſe ſich alle ſo viel, un drucke'n un piepete'n ohne uphören. Da klingelte he ſau harde, bis dat ſe öwen hört. Da ſet he de Künigsdöchter ein nach der annern in den Korv un let ſe alle drei heruptrecken, wie nu an ünne de Riege kümmt, da fallet ün de Woore (Worte) von den Erdmännecken wier bie, dat et ſine Geſellen mit ünne nig gud meinden. Da nümmet he en groten Stein, de da ligt, un legt ün in den Korv, aſe de Korv da ungefähr bis in de Midde herup is, ſchnien de falſken Broer owen dat Strick af, dat de Korv mit den Stein up den Grund fâll un meinten, he wöre nu daude un laupet mit de drei Künigsdöchter wege un latet ſik dervan verſpreken, dat ſe au ehren Vater ſeggen willt, dat ſe beiden ſe erlöſet hâdden; da kümmet ſe to'm Künig un begert ſe tor Frugen. Unnerdes geit de jungeſte Jägerburſche gans bedröwet in den drei Kammern herummer un denket, dat he nu wull ſtecwen möſte, da ſüht he an der Wand 'n Fleutenpipe hangen,

da segd he: „worümme hengest du da wull, hier kann ja doch keiner lustig sin.“ He bekucket auck de Drachenköppe un segd: „ju künnt mie nu auck nig helpen;“ he geit so mannigmal up un af spatzeren, dat de Erdboden davon glat werd. Up et lest, da kriegt he annere Gedanken, da nümmet he de Flötenpipen van der Wand un blest en Stücksken, up eenmahl kummet da so viele Erdmännekes, die jeden Ton den he däht, kummt eint mehr; da blest he so lange dat Stücksken, bis det Zimmer stopte-vull is. De fraget alle, wat sin Begeren wöre, da segd he, he wull geren wier up de Ere an Dages Licht, da fatten se ünne alle an, an jeden Spir (Faden) Haar, wat he up sinen Koppe hadde, un sau fleiget se mit ünne herupper bis up de Ere. Wie he owen is, geit he glick nach den Künigs-Schlott, wo grade de Hochtit mit der einen Künigs-Dochter sin sulle, he geit up den Zimmer, wo de Künig mit sinen drei Döchtern is. Wie ünne da de Kinner seihet, da wered se gans beschwähmt (ohnmächtig), da werd de Künig so böse un lät ünne glick in een Gefängnisse setten, wiel he meint, he hädde den Kinnern en Leid anne daen. Ase awer de Künigsdöchter wier to sik kummt, da bidbet se so viel, he mogte ünne doch wier lose laten. De Künig fraget se, worümme, da segd se, dat se dat nig vertellen dorften, awerst de Vaer de segd, se sullen et den Owen (Ofen) vertellen. Da geit he herut un lustert an de Döre, un hört alles; da lät he de beiden an en Galgen hängen un den einen givt he de jungeste Dochter; un da trok ik en Paar gläserne Schohe an, un da stott ik an en Stein, da segd et: klink! da wären se caput.

92.

Der König vom goldenen Berg.

Ein Kaufmann, der hatte zwei Kinder, einen Buben und ein Mädchen, die waren beide noch klein und konnten noch nicht laufen. Es gingen aber zwei reichbeladene Schiffe von ihm auf dem Meer, und sein ganzes Vermögen war darin, und wie er meinte, dadurch viel Geld zu gewinnen, kam die Nachricht, sie wären versunken. Da war er nun statt eines reichen Mannes ein armer Mann und hatte nichts mehr übrig, als einen Acker vor der Stadt; um sich nun sein Unglück ein bischen aus den Gedanken zu schlagen, ging er dahinaus. Und wie er da so auf und abging, stand auf einmal ein kleines schwarzes Männchen neben ihm und fragte, warum er so traurig wäre und was er sich so sehr zu Herzen nähme. Da sprach der Kaufmann: „wenn du mir helfen könntest, wollt' ich dir es wohl sagen." — „Wer weiß, sagte das schwarze Männchen, sag' mirs nur, vielleicht helf' ich dir." Da erzählte der Kaufmann, daß ihm sein ganzer Reichthum auf dem Meer zu Grunde gegangen wäre und habe er nichts mehr übrig, als diesen Acker. „O! da bekümmere dich nicht, sagte das Männchen, wenn du mir versprichst, das, was dir zu Haus am ersten wider's Bein stößt, in zwölf Jahren hierher auf den Platz zu bringen, sollst du Geld haben so viel du willst." Der Kaufmann dachte, das ist ein geringes, was kann das anders seyn, als dein Hund, aber an seinen kleinen Jungen dachte

er nicht, und sagte ja und gab dem schwarzen Mann Handschrift und Siegel darüber und ging nach Haus.

Als er nach Haus kam, da hatte sich sein kleiner Junge so gefreut, daß er sich an den Bänken hielt, zu ihm hinwackelte und ihn an den Beinen fest packte. Da erschrack der Vater und wußte nun was er verschrieben hatte, weil er aber immer noch kein Geld sah, dachte er, es wär' nur ein Spaß von dem Männchen gewesen. Ohngefähr einen Monat nachher ging er auf den Boden und wollte das alte Zinn zusammensuchen und verkaufen, um noch etwas daraus zu lösen, da sah er einen großen Haufen Geld liegen. Wie er das Geld sah, war er vergnügt, kaufte wieder ein, ward ein größerer Kaufmann, als vorher, und ließ Gott einen guten Mann seyn. Unterdessen ward der Junge groß und ein gescheidter Mensch. Je mehr aber die zwölf Jahre herbeikamen, je ängster es dem Kaufmann ward, so daß man ihm die Angst im Gesicht sehen konnte. Da fragte ihn der Sohn einmal, was ihm fehle; der Vater wollt' es nicht sagen, aber er hielt so lange an, bis er ihm endlich sagte, er habe ihn ohne daß er es gewußt, einem schwarzen Männchen versprochen für vieles Geld und habe seine Handschrift mit Siegel darüber gegeben, und nun müsse er ihn, wenn zwölf Jahre jetzt herum wären, ausliefern. Da sprach der Sohn: „o Vater, laßt euch nicht bang seyn, das soll schon gut werden, der Schwarze hat keine Macht über mich."

Da ließ sich der Sohn von dem Geistlichen segnen und als die Stunde kam, gingen sie zusammen hinaus auf den Acker und der Sohn machte einen Kreis und stellte sich mit seinem Vater

hinein. Da kam das schwarze Männchen und sprach zu dem Alten: „hast du, was du mir versprochen hast?“ der schwieg aber still und der Sohn sprach: „was willst du hier?“ Da sagte das schwarze Männchen: „ich habe mit deinem Vater zu sprechen und nicht mit dir.“ — Der Sohn sprach: „du hast meinen Vater betrogen und verführt, gib die Handschrift heraus.“ — „Nein, sagte das schwarze Männchen, mein Recht geb ich nicht auf.“ Da redeten sie noch lange mit einander, endlich wurden sie einig, der Sohn, weil er nicht dem Erbfeind und nicht mehr seinem Vater zugehöre, solle sich in ein Schiffchen setzen, das auf einem hinabwärts fließenden Wasser stehe, und der Vater solle es mit seinem eigenen Fuß fortstoßen und da solle der Sohn dem Wasser überlassen bleiben. Da nahm er Abschied von seinem Vater und setzte sich in ein Schiffchen und der Vater mußte es mit seinem eigenen Fuß fortstoßen. Und das Schiffchen drehte sich herum, daß der unterste Theil oben war, die Decke aber im Wasser, und der Vater glaubte, er wär' verloren, ging heim und trauerte um ihn.

Das Schiffchen aber floß ganz ruhig fort und ging nicht unter und der Jüngling saß sicher darin, und so floß es lange, bis es endlich an einem unbekannten Ufer festsitzen blieb. Da stieg er an's Land, sah ein schönes Schloß vor sich liegen und ging drauf los, wie er aber hineintrat, war es verwünscht und alles leer, bis er zuletzt in einer Kammer eine Schlange antraf. Die Schlange aber war eine verwünschte Jungfrau, die freute sich, wie sie ihn sah und sprach zu ihm: „kommst du, mein Erlöser, auf dich habe ich schon zwölf Jahre gewartet, dies Reich ist verwünscht,

und du mußt es erlösen. Heute Nacht kommen zwölf Männer, schwarz und mit Ketten behangen, die werden dich fragen, was du hier machst, da schweig aber still und gib ihnen keine Antwort, und laß sie mit dir machen, was sie wollen; sie werden dich quälen, schlagen und stechen, laß alles geschehen, nur rede nicht: um zwölf Uhr müssen sie wieder fort. Und in der zweiten Nacht werden wieder zwölf andere kommen, in der dritten vier und zwanzig, die werden dir den Kopf abhauen; aber um zwölf Uhr ist ihre Macht vorbei und wenn du dann ausgehalten und kein Wörtchen gesprochen hast, so bin ich erlöst und komme zu dir und stehe dir bei und habe das Wasser des Lebens, damit bestreich' ich dich und dann bist du wieder lebendig und gesund wie zuvor." Da sprach er: „gern will ich dich erlösen," und es geschah nun alles so, wie sie gesagt hatte: die schwarzen Männer konnten ihm kein Wort abzwingen und in der dritten Nacht ward die Schlange zu einer schönen Königstochter, die kam mit dem Wasser des Lebens und machte ihn wieder lebendig. Und dann fiel sie ihm um den Hals und küßte ihn und ward Jubel und Freude im ganzen Schloß, und ihre Hochzeit wurde gehalten und er war König vom goldenen Berge.

Also lebten sie vergnügt zusammen und die Königin gebar einen schönen Knaben, und acht Jahre waren schon herum, da fiel ihm sein Vater ein, daß sein Herz davon bewegt ward und er wünschte, ihn einmal heimzusuchen. Die Königin wollte ihn aber nicht fortlassen und sagte: „ich weiß schon, daß das mein Unglück ist," er ließ ihr aber keine Ruhe, bis sie einwilligte.

Beim Abschied gab sie ihm noch einen Wünschring und sprach: „nimm diesen Ring und steck' ihn an deinen Finger, wo du dich hinwünschest, wirst du alsbald hinversetzt, nur mußt du mir versprechen, daß du ihn nicht gebrauchst, mich von hier weg zu deinem Vater zu wünschen." Da versprach er's, steckte den Ring an seinen Finger und wünschte sich heim vor die Stadt, wo sein Vater lebte. Alsbald war er auch davor, aber nicht darin; wie er nun vor's Thor kam, wollten ihn die Schildwachen nicht einlassen, weil er so seltsam und reich gekleidet war. Da ging er auf einen Berg, wo ein Schäfer hütete, mit diesem tauschte er die Kleider und zog den alten Schäferrock an und ging also ungestört in die Stadt ein. Als er zu seinem Vater kam, gab er sich zu erkennen, der aber sprach, er glaube nimmermehr, daß er sein Sohn sey, er hätte zwar einen gehabt, der sey längst todt, weil er aber sehe, daß er ein armer dürftiger Schäfer sey, so wolle er ihm einen Teller voll zu essen geben. Da sprach der Schäfer zu seinen Eltern: „ich bin wahrhaftig euer Sohn, wißt ihr kein Mal an meinem Leibe, woran ihr mich erkennen könnt?" — „Ja, sagte die Mutter, unser Sohn hatte eine Himbeere unter dem rechten Arm." Da streifte er das Hemd von seinem Arm und da sahen sie die Himbeere und waren nun überzeugt, daß es ihr Sohn war. Darauf erzählte er ihnen, er wäre König vom goldenen Berge und eine Königstochter seine Gemahlin und sie hätten einen schönen Sohn von sieben Jahren. Da sprach der Vater: „nun und nimmermehr ist das wahr, das ist ein schöner König, der in einem zerlumpten Schäferrock hergeht." Da ward

er zornig, drehte seinen Ring herum, ohne an sein Versprechen zu denken und wünschte beide, seine Gemahlin und seinen Prinzen, zu sich. In dem Augenblick waren sie auch da, aber die Königin, die klagte und weinte und sagte, er hätte sein Wort gebrochen und sie unglücklich gemacht. Er besänftigte sie und redete sie zufrieden und sie stellte sich auch, als gäbe sie nach, aber sie hatte Böses im Sinn.

Da führte er sie hinaus vor die Stadt auf den Acker und zeigte ihr das Wasser und wo das Schiffchen war abgestoßen worden und dann sprach er: „ich bin müd, setz' dich nieder, ich will ein wenig auf deinem Schooß schlafen" Da legte er seinen Kopf auf ihren Schooß und sie lauste ihn ein wenig, bis er einschlief. Als er eingeschlafen war, zog sie den Ring von seinem Finger und den Fuß, den sie unter ihm stehen hatte, zog sie auch heraus und ließ nur den Toffel unter ihm liegen; dann nahm sie ihren Prinzen und wünschte sich wieder in ihr Königreich. Als er aufwachte, da lag er da ganz verlassen und seine Gemahlin mit dem Prinzen war fort und der Ring vom Finger auch, nur der Toffel stand noch da zum Wahrzeichen. „Nach Haus zu deinen Eltern kannst du nicht wieder gehen, dachte er, die sagen, du wärst ein Hexenmeister, du willst aufpacken und gehen, bis du in dein Königreich kommst. Also ging er fort und kam endlich zu einem Berg, wo drei Riesen ihres Vaters Erbe theilen wollten und als sie ihn vorbeigehen sahen, riefen sie ihn und sagten, kleine Menschen hätten klugen Sinn, er sollt' ihnen die Erbschaft vertheilen, das war ein Degen, wenn eine

den in die Hand nahm und sprach: „Köpf' alle runter, nur meiner nicht," so lagen alle Köpfe auf der Erde; zweitens ein Mantel, wer den anzog, war unsichtbar; drittens ein Paar Stiefeln, wenn man die an den Füßen hatte und sich wohin wünschte, so war man gleich da. Er sprach, sie müßten ihm die drei Stücke einmal geben, damit er sie probiren könne, ob sie auch alle noch in gutem Stand wären. Da gaben sie ihm den Mantel, den that er um, und wünschte sich zu einer Fliege, alsbald war er eine Fliege. „Der Mantel ist gut, sprach er, nun gebt mir einmal das Schwert." Sie sagten: „nein, das geben wir nicht, denn wenn du sprächst: „Köpf' alle runter, nur meiner nicht!" so wären unsere Köpfe alle herab und du hättest deinen noch; doch gaben sie es ihm, wenn er's an den Bäumen probiren wollte, das that er und das Schwert war auch gut. Nun wollt' er noch die Stiefeln haben, sie sprachen aber: „nein, die können wir nicht geben, wenn du die anhättest und sprächst, du wolltest oben auf dem Berg seyn, so stünden wir da unten und hätten nichts." „Nein, sprach er, das will ich nicht thun," da gaben sie ihm die Stiefel auch noch. Wie er nun alle drei Stücke hatte, da wünschte er sich auf den goldenen Berg, und alsbald war er dort, und die Riesen verschwunden und war also ihr Erbe getheilt. Als er nah beim Schloß war, hörte er Geigen und Flöten und die Leute sagten ihm, seine Gemahlin halte Hochzeit mit einem andern Prinzen. Da zog er seinen Mantel an, und machte sich zur Fliege, ging in's Schloß hinein und stellte sich hinter seine Gemahlin, und niemand sah ihn. Wenn

sie ihr nun ein Stück Fleisch auf den Teller legten, nahm er's weg und aß es, und wenn sie ihr ein Glas Wein einschenkten, nahm er's weg und trank's; sie gaben ihr immer und sie hatte doch immer nichts auf dem Teller. Da schämte sie sich, stand auf, ging in ihre Kammer und weinte, er aber ging hinter ihr her; Da sprach sie vor sich: „ist denn der Teufel über mir oder mein Erlöser kam nie!" da gab er ihr ein paar derbe Ohrfeigen und sagte: „kam dein Erlöser nie, er ist über dir, du Betrügerin! habe ich das an dir verdient?" Darauf ging er hin und sagte, die Hochzeit wär' aus, er wäre wieder gekommen, da wurde er verlacht von den Königen, Fürsten und Räthen, die da waren. Er aber gab kurze Worte und fragte, ob sie sich entfernen wollten oder nicht? da wollten sie ihn fangen, aber er zog sein Schwert und sprach: „Köpf' alle runter, nur meiner nicht!" Da lag alles gleich im Blut darnieder und er war wieder König vom goldenen Berge.

93.

Die Rabe.

Es war einmal eine Mutter mit einem Töchterchen, das war noch klein und wurde noch auf dem Arm getragen. Nun geschah es, daß das Kind einmal unruhig war und die Mutter machte sagen, was sie wollte, es half nicht. Da ward sie ungeduldig und weil die Raben so um das Haus herumflogen, machte sie das Fenster auf und sagte: ich wollt' du wärst eine Rabe und flögst

fort, so hätt' ich Ruh," und kaum hatte sie das Wort gesagt, so war das Kind eine Rabe und flog von ihrem Arm zum Fenster hinaus. Die Rabe aber flog weg und niemand konnte ihr folgen, sie flog aber in einen dunkelen Wald und blieb lange Zeit darin. Darnach führte einen Mann sein Weg in diesen Wald und er hörte die Rabe rufen und ging der Stimme nach; und als er näher kam, sagte die Rabe zu ihm: „ich bin verwünscht worden und bin eine Königstochter von Geburt, du kannst mich erlösen." Da sprach er: „wie soll ich das anfangen?" Da sagte sie: „geh' hin in das Haus dort, darin sitzt eine alte Frau, die wird dir Essen und Trinken reichen und dich davon genießen heißen, aber du darfst nichts nehmen, denn wenn du trinkst, so trinkst du einen Schlaftrunk und dann kannst du mich nicht erlösen. Im Garten hinter dem Haus ist eine große Lohhucke, darauf sollst du stehen und mich erwarten; den Nachmittag um zwei Uhr komm' ich in einer Kutsche, die ist mit vier weißen Hengsten bespannt, wenn du aber dann nicht wach bist, sondern schläfst, so werd' ich nicht erlöst." Der Mann sprach, er wollt' alles thun, die Rabe aber sagte: „ach ich weiß es wohl, du kannst mich nicht erlösen, du nimmst doch etwas von der Frau." Da versprach der Mann noch einmal, er wollte gewiß nichts anrühren von dem Essen und Trinken. Wie er aber in das Haus kam, trat die alte Frau zu ihm und sagte: „ei, was seyd ihr abgemattet, kommt und erquickt euch, esset und trinkt." „Nein, sagte der Mann, ich will nicht essen, nicht trinken;" sie ließ ihm aber keine Ruhe und sprach: „wenn ihr dann nicht essen wollt, so thut einen Zug aus dem

Glas, einmal ist keinmal," bis er sich überreden ließ und einen Trunk nahm. Nachmittags gegen zwei Uhr ging er hinaus in den Garten auf die Lohhucke und wollte auf die Rabe warten; wie er da stand, auf einmal ward er so müd' und wollte sich nicht hinlegen, aber er konnte es gar nicht mehr aushalten, und mußte sich ein bischen legen; doch wollte er nicht einschlafen. Aber kaum hatte er sich gelegt, da fielen ihm die Augen von selber zu und er schlief ein und schlief so fest, daß ihn nichts auf der Welt hätte erwecken können. Um zwei Uhr kam die Rabe mit vier weißen Hengsten gefahren und war schon in voller Trauer und sprach: „ich weiß doch schon, daß er schläft!" Und als sie in den Garten kam, lag er auch da auf der Lohhucke und schlief; und wie sie vor ihm war, stieg sie aus dem Wagen, schüttelte ihn und rief ihn an, er wollte nicht erwachen. Sie rief aber so lang' bis sie ihn endlich aus dem Schlaf erweckte, da sagte sie: „ich sehe wohl, daß du mich hier nicht erlösen kannst, aber morgen will ich noch einmal wiederkommen, dann habe ich vier braune Hengste vor dem Wagen, aber du darfst bei Leibe nichts nehmen von der Frau, kein Essen und kein Trinken." Da sagte er: „nein gewiß nicht." Sie sprach aber: „ach! ich weiß es wohl, du nimmst doch etwas!" Am andern Tag zur Mittagszeit kam die alte Frau und sagte, er äße und tränke ja nichts, was das wäre? Da sprach er: „nein, ich will nicht essen und trinken." Sie aber stellte das Essen und Trinken vor ihn hin, daß der Geruch zu ihm aufging und beredete ihn, daß er wieder etwas trank. Gegen zwei Uhr ging er in den Garten auf die Lohhucke und wollte

auf die Rabe warten, da ward er wieder so müde, daß seine Glieder ihn nicht mehr hielten und er konnte sich nicht helfen, er mußte sich legen und ein bischen schlafen. Wie nun die Rabe daher fuhr mit vier braunen Hengsten, war sie wieder in voller Trauer und sagte: „ich weiß doch schon, daß er schläft!“ Und als sie hin zu ihm kam, lag er da und schlief fest, da stieg sie aus dem Wagen, schüttelte ihn und sucht' ihn zu erwecken; das ging aber noch schwerer als gestern, bis er endlich erwachte. Da sprach die Rabe: „ich sehe wohl, daß du mich nicht erlösen kannst, Morgen Nachmittag um zwei Uhr will ich noch einmal kommen, aber das ist das letztemal, meine Hengste sind dann schwarz und ich habe auch alles schwarz; du darfst aber nichts nehmen von der alten Frau, kein Essen und kein Trinken.“ Da sagte er: „nein gewiß nicht“ Sie sprach aber: „ach, ich weiß es wohl, du nimmst doch etwas!“ Am andern Tag kam die alte Frau und sagte, er äße und tränke ja nichts, was das wäre? Da sprach er: „nein, ich will nicht essen und trinken.“ Sie aber sagte, er sollte nur einmal schmecken, wie gut das alles sey, Hungers könnte er doch nicht sterben; da ließ er sich überreden und trank doch wieder etwas. Als es Zeit war, ging er hinaus in den Garten auf die Kohhucke und wartete auf die Königstochter, da ward er wieder so müde, daß er sich nicht halten konnte und sich hinlegte und so fest schlief als wär' er von Stein. Um zwei Uhr kam die Rabe und hatte vier schwarze Hengste und die Kutsche und alles war schwarz; sie war aber in voller Trauer und sprach: „ich weiß doch schon, daß er schläft und mich nicht erlösen kann“

Als sie zu ihm kam, lag er da und schlief fest, sie rüttelte ihn und rief ihn, aber sie konnt' ihn nicht aufwecken, er schlief in einem fort. Da legte sie ein Brot neben ihn hin, davon konnte er so viel essen, als er wollte, es wurde nicht all'; dann ein Stück Fleisch, davon konnt er auch so viel essen, als er wollte, es wurde nicht all'; zum dritten eine Flasche Wein, davon konnt' er trinken, so viel er wollte, es wurde nicht all'. Darnach nahm sie ihren goldenen Ring vom Finger und steckt ihm den an und war ihr Name darein gegraben, und endlich legte sie einen Brief hin, darin stand, was sie ihm gegeben hatte und daß es nie all' würde und es stand auch darin: „ich sehe wohl, daß du mich hier nicht erlösen kannst, willst du mich aber noch erlösen, so komm nach dem goldenen Schloß von Stromberg, da kannst du es, das weiß ich gewiß." Und wie sie ihm das alles gegeben hatte, setzte sie sich in ihren Wagen und fuhr weg in das goldene Schloß von Stromberg.

Als der Mann aufwachte und sah, daß er geschlafen hatte, ward er von Herzen traurig und sprach: „gewiß nun ist sie vorbei gefahren und ich habe sie nicht erlöst." Da fielen ihm die Dinge in die Augen, die neben ihm lagen, und er las den Brief, darin geschrieben stand, wie es zugegangen war. Also machte er sich auf und ging fort und wollte nach dem goldenen Schloß von Stromberg, aber er wußte nicht, wo es lag. Nun war er schon lange in der Welt herumgegangen, da kam er in einen dunkeln Wald und ging vierzehn Tage darin fort, und konnte sich nicht herausfinden. Da ward es wieder Abend, und er war so müde,

daß er sich an einen Busch legte und einschlief; am andern Tag ging er weiter und wollt' sich am Abend wieder an einen Busch legen, da hört' er ein Heulen und Jammern, daß er nicht einschlafen konnte. Und wie die Zeit kam, wo die Leute die Lichter anstecken, sah er eins schimmern und machte sich auf und ging ihm nach, da kam er vor ein Haus, das schien so klein, denn es stand ein großer Riese davor. Da dacht' er bei sich: „gehst du wohl hinein oder nicht, wenn du's thust, kommst du vielleicht um's Leben, du willst aber doch einmal hineingehen." Wie er nun drauf zu ging und der Riese ihn sah, sprach er: „es ist gut, daß du kommst, ich habe doch lange nichts gegessen, jetzt will ich dich gleich zum Abendbrot verschlucken." Laß das gut seyn, sprach der Mann, wenn du essen willst, so hab' ich was bei mir." „Wenn das ist, sagte der Riese, so bist du gut." Da gingen sie beide hinein und setzten sich an den Tisch und der Mann holte sein Brot, Wein und Fleisch, was nicht all' wurde, hervor, und sie aßen sich beide recht satt. Darnach sagte der Mann zum Riesen: „kannst du mir nicht sagen, wo das goldene Schloß von Stromberg ist." Der Riese sprach: „ich will einmal auf meiner Landkarte nachsehen, darauf sind alle Städte, Dörfer und Häuser." Da holt' er seine Landkarte, die er in der Stube hatte, und suchte das Schloß, konnte es aber nicht finden; „das thut nichts, sprach er, ich habe oben in einem Schranke noch mehr Landkarten, da will ich einmal sehen, ob es darauf zu finden ist." Sie sahen zu, konnten's aber nicht finden. Der Mann wollte nun weiter gehen, der Riese aber sprach, er sollte noch ein Paar

Tage warten, er hätte einen Bruder, der wär' aus und holt' was zu essen, wenn der käme, der hätte auch eine gute Landkarte, da wollten sie noch einmal suchen, der fänd's gewiß. Also wartete der Mann, bis der Bruder nach Haus kam, der sagte, er wüßte es nicht gewiß, er glaubte aber, das goldene Schloß von Stromberg stände auf seiner Karte. Da aßen sich die drei noch einmal recht satt und dann ging der zweite Riese hin und sprach: „nun will ich einmal zusehen auf meiner Karte;" allein das Schloß war auch nicht darauf. Da sagt' er, er hätte noch oben eine Kammer voll Landkarten, da müßt' es darauf stehen. Wie er nun die herunter gebracht hatte, suchten sie von neuem, und endlich fanden sie das goldene Schloß von Stromberg, aber es war viele tausend Meilen weit weg. „Wie werd' ich nun dahin kommen?" sprach der Mann. „Ei, sagte der Riese, zwei Stunden hab' ich Zeit, da will ich dich bis in die Nähe tragen, dann muß ich aber wieder nach Haus und das Kind säugen, das wir haben." Da trug der Riese den Mann bis etwa noch hundert Stunden vom Schloß und sagte: „jetzt muß ich zurück, den übrigen Weg kannst du wohl allein gehen." — „O ja, sagte der Mann, das kann ich wohl." Wie sie sich nun trennen wollten, sprach der Mann: „wir wollen uns erst recht satt essen;" und sie aßen zusammen und darauf nahm der Riese Abschied und ging heim. Der Mann aber ging vorwärts Tag und Nacht, bis er endlich zu dem goldenen Schloß von Stromberg kam. Da stand es aber auf einem gläsernen Berge, und oben darauf sah er die verwünschte Jungfrau fahren; nun wollte er hinauf zu ihr, aber

er glitschte immer wieder herunter. Da war er ganz betrübt und sprach zu sich selbst: „am besten ist, du baust dir hier eine Hütte, Essen und Trinken hast du ja.“ Also baute er sich eine Hütte und saß darin ein ganzes Jahr und sah die Königstochter alle Tage oben fahren, konnte aber nicht hinauf zu ihr kommen.

Da hörte er einmal wie drei Riesen sich schlugen, und rief ihnen zu: „Gott sey mit euch!“ Sie hielten bei dem Ruf inne, als sie aber niemand sahen, fingen sie wieder an sich zu schlagen und das zwar ganz gefährlich. Da sprach er wieder: „Gott sey mit euch!“ sie hörten wieder auf, guckten sich um, weil sie aber niemand sahen, fuhren sie auch wieder fort sich zu schlagen. Da sprach er zum drittenmal: „Gott sey mit euch!“ und dachte, du mußt doch sehen, was die drei vorhaben, ging hin und fragte sie, warum sie so auf einander losschlügen. Da sagte der eine, er hätt' einen Stock gefunden, wenn er damit wider eine Thür schlüge, so spränge sie auf; der andere sagte, er hätte einen Mantel gefunden, wenn er den umhinge, so wär' er unsichtbar; der dritte aber sprach, er hätte ein Pferd gefangen, mit dem könnte man den gläsernen Berg hinaufreiten. Da sprach der Mann: „für die drei Sachen will ich euch etwas geben, Geld habe ich zwar nicht, aber andere Dinge, die noch mehr werth sind; doch muß ich sie vorher probiren, damit ich sehe, ob ihr auch die Wahrheit gesagt habt.“ Da ließen sie ihn aufs Pferd sitzen, hingen ihm den Mantel um und gaben ihm den Stock in die Hand, und wie er das alles hatte, konnten sie ihn nicht mehr sehen und er prügelte sie tüchtig durch, rief:

„nun, seyd ihr zufrieden?“ und ritt den Berg hinauf. Oben aber vor dem Schloß, das war verschlossen, da schlug er mit dem Stock vor die Thür, gleich sprang sie auf, und er ging hinein und die Treppe hinauf oben in den Saal, da saß die Jungfrau und hatte einen goldenen Kelch mit Wein vor sich stehen; sie konnt' ihn aber nicht sehen, weil er den Mantel um hatte. Und als er vor sie kam, zog er den Ring vom Finger, den sie ihm gegeben hatte und warf ihn in den Kelch, daß es klang. Da rief sie: „das ist mein Ring, so muß auch der Mann da seyn, der mich erlöst!“ Sie suchten im ganzen Schloß, und fanden ihn nicht, er aber war hinaus gegangen, hatte sich auf's Pferd gesetzt und den Mantel abgeworfen. Wie sie nun vor das Thor kamen, sahen sie ihn, und schrien vor Freude; und er stieg ab und nahm die Königstochter in den Arm, da küßte sie ihn und sagte: „jetzt hast du mich erlöst.“ Darauf hielten sie Hochzeit und lebten vergnügt mit einander.

94.

Die kluge Bauerntochter.

Es war einmal ein armer Bauer, der hatte kein Land, nur ein kleines Häuschen und eine alleinige Tochter, da sprach die Tochter: „wir sollten den Herrn König um ein Stückchen Rottland bitten.“ Da der König ihre Armuth hörte, schenkte er ihnen auch ein Eckchen Rasen, den hackte sie und ihr Vater um, und wollten ein wenig Korn und der Art Frucht darauf säen; und

als sie ihn beinah herum hatten, da fanden sie in der Erde einen Mörsel von purem Gold. „Hör', sagte der Vater zu dem Mädchen, weil unser Herr König so gnädig ist gewesen und hat uns diesen Acker geschenkt, so müssen wir ihm den Mörsel wiedergeben." Die Tochter aber wollt' es nicht bewilligen und sagte: „Vater, wenn wir den Mörsel haben und haben den Stößer nicht, dann müssen wir auch den Stößer schaffen, darum schweigt lieber still." Er wollt' ihr aber nicht gehorchen, nahm den Mörsel und trug ihn zum Herrn König und sagte, den hätt' er gefunden in der Heide. Der König nahm den Mörsel und fragte, ob er nichts mehr gefunden? nein, sprach der Bauer, da sagte der König: „er sollte nun auch den Stößer herbeischaffen." Der Bauer sprach, den hätten sie nicht gefunden; aber das half ihm soviel, als hätt' er's in den Wind gesagt, er ward in's Gefängniß gesetzt und sollte so lange da sitzen, bis er den Stößer herbeigeschafft hätte. Die Bedienten mußten ihm täglich Wasser und Brot bringen, was man so in dem Gefängniß kriegt, da hörten sie, wie der Mann als fort schrie: „ach! hätt' ich meiner Tochter gehört! ach! ach! hätt' ich meiner Tochter gehört!" Da gingen die Bedienten zum König und sprachen das, wie der Gefangene als fort schrie: „ach! hätt' ich doch meiner Tochter gehört!" und wollte nicht essen und nicht trinken. Da befahl er den Bedienten, sie sollten ihn vor ihn bringen und da fragte der Herr König, warum er also fort schreie: „ach! hätt' ich meiner Tochter gehört!" „Was hat eure Tochter denn gesagt?" — „Ja, sie hat gesprochen, ich sollt' den Mörsel nicht bringen, sonst müßt' ich auch den Stößer schaffen."

„Habt ihr dann so eine kluge Tochter, so laßt sie einmal her kommen.“ Also mußte sie vor den König kommen; der fragte sie, ob sie dann so klug wäre? und sagte, er wollt' ihr ein Räthsel aufgeben, wann sie das treffen könnte, dann wollt' er sie heirathen. Da sprach sie ja, sie wollts errathen. Da sagte der König: „komm zu mir nicht gekleidet, nicht nackend, nicht geritten, nicht gefahren, nicht in dem Weg, nicht außer dem Weg, und wenn du das kannst, will ich dich heirathen.“ Da ging sie hin, und zog sich aus splinter nackend, da war sie nicht gekleidet, und nahm ein großes Fischgarn und setzte sich hinein und wickelte sich hinein, da war sie nicht nackend, und borgte einen Esel fürs Geld und band dem Esel das Fischgarn an den Schwanz, daran er sie fortschleppen mußte, und war das nicht geritten und nicht gefahren, und mußte sie der Esel in der Fahrgleiße schleppen, so daß sie nur mit der großen Zehe auf die Erde kam, und war das nicht in dem Weg und nicht außer dem Weg. Und wie sie so daher kam, sagte der König, sie hätte das Räthsel getroffen und sey alles erfüllt. Da ließ er ihren Vater los aus dem Gefängniß und nahm sie bei sich als seine Gemahlin und befahl ihr das ganze königliche Gut an.

Nun waren etliche Jahre herum, als der Herr König einmal auf die Parade zog, da trug es sich zu, daß Bauern mit ihren Wagen vor dem Schloß hielten, die hatten Holz verkauft; etliche mit Ochsen und etliche mit Pferden. Da war ein Bauer, der hatte drei Pferde, davon kriegte eins ein junges Füllchen, das lief weg und legte sich an einen Wagen, wo zwei Ochsen davor

waren, mittendrein. Als nun die Bauern zusammen kamen, fingen sie an sich zu zanken, schmeißen und lärmen und der Ochsenbauer wollte das Füllchen behalten und sagte, die Ochsen hätten's gehabt, und der andere sagte, nein, seine Pferde hätten's gehabt und es wär' sein. Der Zank kam vor den König und der that den Ausspruch: wo das Füllen gelegen hätte, da sollt' es bleiben, und also bekam's der Ochsenbauer, dem's doch nicht gehörte. Da ging der andere weg, weinte und lamentirte über sein Füllchen; nun so hatte er gehört, wie daß die Frau Königin so gnädig sey, weil sie auch von armen Bauersleuten gekommen wäre, ging zu ihr und bat sie, ob sie ihm nicht helfen könnte, daß er sein Füllchen wieder bekäme. Sagte sie: „ja, wenn ihr mir versprecht, daß ihr mich nicht verrathen wollt, will ich's euch sagen: morgen früh, wenn der König auf der Wachtparade ist, so stellt euch hin mitten in die Straße, wo er vorbei kommen muß, nehmt ein großes Fischgarn und thut als fischtet ihr, und fischt also fort und schüttet es aus, als wenn ihr's voll hättet," und sagte ihm auch, was er antworten sollte, wenn er vom König gefragt würde. Also stand der Bauer am andern Tag da, und fischte auf einem trockenen Platz; wie der König vorbei kam und das sah, schickte er seinen Laufer hin, der sollte fragen, was der närrische Mann vorhabe. Da gab er zur Antwort: „ich fische." Fragte der Laufer, wie er fischen könnte, es wär' ja kein Wasser da. Sagte der Bauer: „so gut als zwei Ochsen können ein Füllen kriegen, so gut kann ich auch auf dem trockenen Platz fischen." Da ging der Laufer hin und brachte dem König

die Antwort, da ließ er den Bauer vor sich kommen und sagte ihm, das hätte er nicht von sich, von wem er das hätte? und sollt's gleich bekennen Der Bauer aber wollt's nicht thun und sagte immer, Gott bewahr! er hätt' es von sich. Sie banden ihn aber auf ein Gebund Stroh und schlugen und drangsalten ihn so lange, bis er's bekannte, daß er's von der Frau Königin hätte. Als der König nach Haus kam, sagte er zu seiner Frau: „warum bist du so falsch mit mir, ich will dich nicht mehr zur Gemahlin, deine Zeit ist um, geh wieder hin, woher du kommen bist, in dein Bauernhäuschen." Doch erlaubte er ihr eins: sie sollte sich das Liebste und Beste mitnehmen, was sie wüßte und das sollte ihr Abschied seyn. Sie sagte: „ja lieber Mann, wenn du's so befiehlst, will ich es auch thun," und fiel über ihn her und küßte ihn und sprach, sie wollte Abschied von ihm nehmen. Dann ließ sie einen starken Schlaftrunk kommen, Abschied mit ihm zu trinken, der König that einen großen Zug, sie aber trank nur ein wenig, da gerieth er bald in einen tiefen Schlaf. Und als sie das sah, rief sie einen Bedienten und nahm ein schönes weißes Linnentuch und schlug ihn da hinein, und die Bedienten mußten ihn in einen Wagen vor der Thüre tragen und fuhr sie ihn heim in ihr Häuschen. Da legte sie ihn auf ihr Bettchen, und er schlief Tag und Nacht in einem fort, und als er aufwachte, sah er sich um und sagte: „ach Gott! wo bin ich denn?" rief seinen Bedienten, aber es war keiner da. Endlich kam seine Frau vor's Bett und sagte: „lieber Herr König, ihr habt mir befohlen, ich sollte das Liebste und Beste aus dem Schloß mitnehmen, nun hab'

ich nichts Beſſeres und Liebres als dich, da hab' ich dich mitgenommen." Der König ſagte: „liebe Frau, du ſollſt mein ſeyn und ich dein," und nahm ſie wieder mit ins königliche Schloß und ließ ſich auf's neue mit ihr vermählen und werden ſie ja wohl noch auf heutigen Tag leben.

95.

Der alte Hildebrand.

Es war amahl a Baur und a Bäurin, und dö Bäurin, dö hat der Pfarra im Dorf gern gſegn, und da hat er allewei gwunſchen, wann er nur amahl an ganzen Tag mit der Bäurin allan recht vergnügt zubringa kunnt, und der Bäurin der wars halt a recht gweſn. No da hat er amahl zu der Bäurin gſagt: „hanz mei liebi Bäurin, hiezt hab i was ausſtudirt, wie wir halt amahl recht vergnügt mitanander zubringa kunnten. Wißts was, dö legts eng auf'm Mittwoch in's Bett, und ſagts engern Mon dö ſeits krang, und lamatirts und übelts nur recht, und das treibts fort bis auf'm Sunta, wann i die Predi halt, und da wir (weide) i predigen, daß wer z'Haus a krangs Kind, an krangen Mon, a krangs Weib, an krangen Vader, a krange Muader, a krange Schweſter, Bruader, oda wer's ſunſt nacha is, hat, und der thut a Wollfarth auf'm Göckerliberg in Wäliſchland, wo ma um an Kreuzer an Metzen Lorberbladeln kriegt, dem wird's krange Kind, der krange Mon, 's krange Weib, der krange Va-

der, d' krange Muader, d' krange Schweſter, Bruader, oda wers ſunſt nacha is, auf der Stell gſund."

„Dös wir i ſchon machen," hat die Bäurin drauf geſagt. No, drauf, auf'm Mittwoch hat ſi halt d' Bäurin in's Bett glegt und hat g'lamatirt und g'übelt als wie, und ihr Mon hat ihr alles braucht, was er nur g'wißt hat, s' hat aber halt nix g'holfn. Wie denn der Sunta kuma is, hat d' Bäurin gſagt: „mir is zwar ſo miſerabel als ob i glei verſchaden ſollt, aber ans möcht i do no vor mein End, i möcht halt in Herrn Pfarra ſei Predi hörn, dö er heund halten wird." „A mei Kind, ſagt der Baur drauf, thu do dös nit, du kunntſt ſchlechter wern, wannſt aufſtundſt. Schau, es wir i in d' Predi gehn, und wir recht acht gebe, und wir dir alles wieder derzöhln was der Herr Pfarra gſagt hat." „No, hat d' Bäurin gſagt, ſo geh halt und gib recht Acht und derzöhl mir alles was d' ghört haſt." No und da is der Baur halt in d' Predi ganga, und da hat der Herr Pfarra alſo angfangt zun predigen und hat halt gſagt, wann ans a krangs Kind, an krangen Mon, a krangs Weib, an krangen Vader, a krange Muader, a krange Schweſter, Bruader, oda wers ſunſt nacha war, z' Haus hät, und der wollt a Wollfarth machen auf'm Göckerliberg in Wälſchland, wo der Metzen Korberbladeln an Kreuzer koſt, dem wird's krange Kind, der krange Mon, 's krange Weib, der krange Vader, d' krange Muader, d' krange Schweſter, Bruader, oda wer's ſunſt nacha war, auf der Stell gſund wern, und wer alſo dö Ras unternehma wollt, der ſoll nach der Meß zu ihm kuma, da wird er ihm den Korberſack gebn

und den Kreuzer. Da war niemdd fröher als der Baur und nach der Meß is er gleich zum Pfarra ganga und der hat ihm also den Korbersack gebn und den Kreuzer. Drauf is er nach Haus kuma und hat schon bei der Hausthür eini gschrien: „juchessha liebs Weib! hietzt is so viel, als obst gsund warst! Der Herr Pfarra hat heunt predigt, daß wer a krangs Kind, an krangen Mon, a krangs Weib, an krangen Vader, a krange Muader, a krange Schwester, Bruader, oda wers sunst nacha war, z' Haus hat, und der macht a Wallfarth auf'm Göckerliberg in Wälischland, wo der Metzen Korberbladeln an Kreuzer kost, dem wird 's krange Kind, der krange Mon, 's krange Weib, der krange Vader, d' krange Muader, d' krange Schwester, Bruader oda wer's sunst nacha war, auf der Stell gsund, und hietzt hab i mir schon den Korbersack ghohlt vom Herrn Pfarra und den Kreuzer, und wir glei mein Wanderschaft antreten, daß d' desto ehender gsund wirst;" und drauf is er fort ganga. Er war aber kam fort, so is die Bäurin schon auf gwesn und der Pfarra war a glei do. Hietzt lassen mir aber dö zwa indessen auf der Seiten, und gänga mir mit'n Baur. Der is halt alleweil drauf los ganga, damit er desto ehender auf'm Göckerliberg kummt, und wie halt so geht, begegnt ihm sein Gvatter. Sein Gvatter dös war an Armon (Eiermann), und der is just von Mark kuma, wo er seine Ar verkauft hat. „Globt seyst, sagt sein Gvatter, wo gehst denn so trabi hin Gvatter?" „In Ewigkeit, Gvatter," sagt der Baur, „mein Weib is krang wern, und da hab' i heund in Herrn Pfarra sein Predi ghört, und da hat er predigt, daß wann aner z' Haus

an krangs Kind, an krangen Mon, a krangs Weib, an krangen Vader, a krange Muader, a krange Schweſter, Bruader, oda wers ſunſt nacha war, hat, und er macht a Wollfarth auf'm Göckerliberg in Wäliſchland, wo der Metzen Lorberbladeln an Kreuzer koſt, dem wird 's krange Kind, der krange Mon, 's krange Weib, der krange Vader, d' krange Muader, d krange Schweſter, Bruader, oder wers ſunſt nacha war, auf der Stell gſund, und da hab i mir von Herrn Pfarra den Lorberſack und den Kreuzer g'hohlt, und hiezt trit i halt mein Wanderſchaft an." „Aber hanz Gvatter, hat der Gvatter zum Baur gſagt, ſeits denn gar ſo dacket (einfältig), daß ſo was glauben könts. Wißt's was is? der Pfarra möcht gern mit engern Weib an ganzen Tag allan recht vergnügt zubringa, drum hab'n's eng den Bärn anbunden, daß ihr'en auf'n Füßen kumts." „Mein, hat der Baur gſagt, ſo möcht i do wiſſen, ob das wahr is." „No, hat der Gvatter gſagt, waſt was, ſetz di in mein Arkorb eini, ſo will i di nach Haus trag'n, und da wirſt es ſelber ſegn." No, das is alſo gſchegn, und der Baur hat ſi in Gvatter ſein Arkorb eini gſetzt, und der hat'n nach Haus trag'n. Wie's nach Haus kuma ſan, holla, da is ſchon luſti zuganga. Da hat die Bäurin ſchon faſt alles, was nur in ihren Hof war, abg'ſtochen ghabt, und Krapfen hats bachen, und der Pfarra war a ſchon da, und hat a ſein Geige mitbracht g'habt. Und da hat halt der Gvatter anklopft und d' Bäurin hat gfragt, wer drauſſen war. „I bin's Gvaterin, hat der Gvatter gſagt, mei gebts mir heund Nacht a Herberg, i hab meini Ar auf'm Mark nit verkauft, und hiezt

muß i's wieder nach Haus trage, und sö san gar z'schwar, i bring's nit fort, es is a schon finster." „Ja mein Gvatter, sagt d'Bäurin drauf, ös kumts mir recht zur unglegna Zeit. No, weils halt aber nit anders is, so kumts eina, und setzt's eng dort auf d'Ofenbank." No, hat si der Gvatter also mit sein Buckelkorb auf d'Ofenbank gsetzt. Der Pfarra aber und d'Bäurin dö warn halt recht lusti. Endli fangt der Pfarra an und sagt: „hanz mein liebi Bäurin, ös könts ja so schön singa, singts mir do ans." „A, sagt die Bäurin, hietzt kann i nix mehr singa, ja in mein junge Jahren, da hab i's wohl könna, aber hietzt is schon vorbei." „Ei, sagt wieder der Pfarra, singts do, nur a bißl." No, da fangt die Bäurin an und singt:

„I hab mein Mon wohl ausgesandt
Auf'm Göckerliberg in Wätischland!"

Drauf singt der Pfarra:

„I wollt er blieb da a ganzes Jahr
Was fragt i nach dem Korbersack,
Halleluja!"

Hietzt fangt der Gvatter hinten an, und singt (da muß i aber derzöhln, daß der Baur Hildebrand ghasser hat), singt also der Gvatter:

„Ei du, mein lieber Hildebrand,
Was machst du auf der Ofenbank?
Halleluja!"

Und hietzt singt der Baur in Korb drinna:

„Hiezt kann i das Singa nimmermehr leiden
Hiezt muß i aus mein Buckelkorb steigen.“

und steigt aus'n Korb und prügelt den Pfaffen beim Haus hinaus.

96.

De drei Vügelkens.

Et is wul dusent un meere Jaare hen, da wören hier im Lanne luter kleine Künige, da hed auck einer up den Keuterberge wünt (gewohnt), de gink sau geren up de Jagd. Ase nu mal mit sinen Jägern vom Schlotte heruttrok, höen (hüteten) unner den Berge drei Mäkens ire Köge (Kühe), un wie sei den Künig mit den vielen Küen seien, so reip de ölleste den annern beden Mäkens to, un weis up den Künig: „helo! helo! wenn ik den nig kriege, so will ik keinen!“ da antworde de tweide up de annere Side vom Berge, un weis up den, de dem Künige rechter Hand gink: „helo! helo! wenn ik den nig kriege, so will ik keinen!“ Da reip de jüngeste un weis up den, de linker Hand gink: „helo! helo! wenn ik den nig kriege, so will ik keinen.“ Dat wören averst de beden Ministers. Dat hörde de Künig alles, un ase von der Jagd heime kummen was, leit he de drei Mäkens to sik kummen un fragete se, wat se da gistern am Berge segd hedden. Dat wullen se nig seggen, de Künig frog averst de ölleste, ob se ún wol tom Manne hewen wulle? da segde se ja, un ere beiden Süstern friggeten de beiden Mi-

niſters, denn ſe wören alle drei ſcheun un ſchir (klar, ſchön) von Angeſicht, beſunners de Künigin, de hadde Hare aſe Flaſſ.

De beiden Süſtern awerſt kregen keine Kinner, un aſe d Künig mal verreiſen moſte, let he ſe tor Künigin kummen, um ſe up to munnern, denn ſe war grae (gerad) ſwanger. Se kreg en kleinen Jungen, de hadde 'n ritſch-roen Stern mit up de Weld. Da ſehden de beiden Süſtern, eine tor annern, ſe wullen den hübſken Jungen in't Water werpen. Wie ſe'n darin worpen hadden (ik glöre, et is de Weſer weſt) da flügt 'n Vügelken in de Högte, dat ſank:

tom Daude bereit,
up wietern Beſcheid,
tom Kilien-Strus;
wacker Junge, biſt da's?

da bat de beiden hörten, kregen ſe de Angſt up'n Kleve un makten, dat ſe fort keimen. Wie de Künig na Hus kam, ſehden ſe to ûm, de Künigin hedde 'n Hund kregen, da ſegde de Künig: „wat Gott deiet, dat is wole dahn!"

Et wunde awerſt 'n Fiſker an den Water, de fiſkede den kleinen Jungen wier herut, aſe noch ewen lebennig was, un da ſine Fru kene Kinner hadde, foerden (fütterten) ſe 'n up. Na 'n Jaar was de Künig wier verreiſt, da kreg de Künigin wier 'n Jungen, den namen de beiden falſken Süſtern un warpen'n auck in't Water, da flügt dat Vügelken wier in die Högte un ſank:

tom Daude bereit,
up wietern Beſcheid,

tom

tom Lilien-Strus:
wacker Junge, biſt du's?

Un wie de Künig torügge kam, ſehden ſe to üm, de Künigin hedde wier 'n Hund bekummen, un he ſegde wier: „wat Gott deit, dat is wole dahn!" Awerſt de Fiſker trok düſen auck ut den Water, un foerd 'n up.

Da verreiſede de Künig wier, un de Künigin kreg 'n klein Mäken, dat warpen de falſken Süſtern auck in't Water, da flügt dat Bügelken wier in die Högte un ſank:

tom Daude bereit,
up wietern Beſcheid,
tom Lilien-Strus:
wacker Mäken, biſt du's?

Un wie de Künig na Hus kam, ſehden ſe to üm, de Künigin hedde 'ne Katte kregt. Da worde de Künig beuſe und leit ſine Fru in't Gefänknis ſmieten, da hed ſe lange Jaare in ſetten.

De Kinner wören unnerdes anewaſſen, da gink de ölleſte mal mit annern Jungens herut to ſiſken, da wüllt ün de annern Jungens nig twiſken ſik hewen un ſegget: „du Fündling, gaa du diner Wege," da ward he gans bedröwet un fräggt den olen Fiſker, ob dat war wöre? De vertellt ün, dat he mal ſiſked hedde un hedde ün ut den Water troken (gezogen). Da ſegd he, he wulle furt un ſinen Teiten (Water) ſöken. De Fiſker de bidded 'n, he mögde doch bliven, awerſt he let ſik gar nig hallen, bis de Fiſker et toleſt to givt. Da givt he ſik up den Weg un geit meere Dage hinner 'n anner, endlich kämmt he vor 'n graut all-

mächtig Water, davor steit 'ne ole Fru un fiskede. „Guden Dag, Moer," segde de Junge. — „Groten Dank!" — „Du süst da wol lange fisken, e du 'n Fisk fängest." — „Un du wol lange söken, e du dinen Teiten findst: wie wust du der denn da över't Water kummen?" sehde de Fru. — „Ja, dat mag Gott witten!" — Da nümmt de ole Fru ún up den Rüggen un drägt 'n der börch, un he söcht lange Tiid un kann sinen Teiten nig finnen. Ase nu wol 'n Jaar vorbwer is, da trekt de tweide auck ut, un will sinen Broer söken. He kümmt an dat Water un da geit et ún ewen so, ase sinen Broer. Nu was nur noch de Dochter allein to Hus, de jammerde so vil na eren Broern, dat se upt lest auck den Fisker bad, he mögte se treken laten, se wulle ere Broerkes söken. Da kam se auck bie den grauten Water, da sehde se tor olen Fru: „guden Dag, Moer!" — „groten Dank!" — — „Gott helpe ju bie juen fisken." Ase de ole Fru dat hörde, da word se ganz fründlich, un drog se över't Water, un gab er 'n Roe (Ruthe) un sehde to er: „nu gah man jümmer up düsen Wege to, mine Dochter! un wenn du bie einen groten schwarten Hund vorbei kümmst, so must du still un drist, un one to lachen, un one ún an to kicken, vorbie gaan. Dann kümmest du an 'n grot open Schlott, up'n Süll (Schwelle) most du de Roe fallen laten un stracks börch dat Schlott an den annern Side wier herut gahen; da is 'n olen Brunnen, darut is 'n groten Boom wassen, daran hänget 'n Vugel im Buer, den nümm af, dann nümm noch 'n Glaß Water ut den Brunnen, un gaa mit düsen beiden den sülvigen Weg wier torügge, up den Süll nümm de Roe auck wier

mit, un wenn du dann wier bie den Hund vorbie kummſt, ſo ſchlah ún in't Geſicht, awerſt ſú to, dat du ún treppeſt, un dann kumm nur wier to mie torügge." Da fand ſe et grade ſo, aſe de Fru et ſagd hadde, un up den Rückwege da fand ſe de beiden Broer, de ſik de halve Welt dorchſöcht hadden. Se ging toſammen, bis wo de ſwarte Hund an den Weg lag, den ſchlog ſe in't Geſicht, da word et 'n ſchönen Prinz, de geit mit únen, bis an dat Water. Da ſtand da noch de ole Fru, de frögede ſik ſer, da ſe alle wier da wören, un trog ſe alle över't Water, un dann gink ſe auck weg, denn ſe was nu erlöſt. De annern awerſt gingen alle na den olen Fiſker, un alle wören froh, dat ſe ſik wier funnen hadden, den Vügel awerſt hüngen ſe an der Wand.

De tweide Suhn kunne awerſt nig to Huſe raſten un nam 'n Flitzebogen un gink up de Jagd. Wie he möe was, nam he ſine Flötepipen un mackte 'n Stückſken. De Künig awerſt wör auck up de Jagd un hörde dat, da ging he hin, un wie he den Jungen drap, ſo ſehde he: „we hett die verlöwt hier to jagen?" — „O, neimes (niemand)." — „Wen hörſt du dann to?" — „Ik bin den Fiſker ſin Suhn." — „De hett ja keine Kinner!" — „Wenn du't nig glöwen wuſt, ſo kum mit." Dat dehe de Künig un frog den Fiſker, de vertälle ún alles, un dat Vügelken an der Wand fing an to ſingen:

De Möhme (Mutter) ſitt allein,
wol in dat Kerkerlein!
o Künig, edeles Blod!
Dat ſind dine Kinner god.

De falſken Süſtern beide
de behen de Kinnekes Leide,
wol in des Waters Grund,
wo ſe de Fiſker fund!

Da erſchracken ſe alle un de Künig nam den Vugel, den Fiſker un de drei Kinner mit ſik na den Schlotte, un leit dat Gefänknis upſchluten un nam ſine Fru wier herut, de was awerſt gans kränkſch un elennig woren. Da gav er de Dochter von den Waker ut den Brunnen to drinken, da war ſe friſk un geſund. De beiden falſken Süſtern woren averſt verbrennt un de Dochter krigge den Prinzen.

97.

Das Waſſer des Lebens.

Es war einmal ein König, der ward krank und glaubte niemand, daß er mit dem Leben davon käme. Er hatte aber drei Söhne, die waren darüber betrübt, gingen hinunter in den Schloßgarten und weinten, da begegnete ihnen ein alter Mann, der fragte ſie nach ihrem Kummer. Sie erzählten ihm, ihr Vater wär' ſo krank, daß er wohl ſterben würde, denn es wollte ihm nichts helfen. Da ſprach der Alte: „ich weiß ein Mittel, das iſt das Waſſer des Lebens, wenn er davon trinkt, ſo wird er wieder geſund; es iſt aber ſchwer zu finden.“ Da ſagte der älteſte: „ich will es ſchon finden,“ ging zum kranken König und bat ihn, er möcht' ihm erlauben auszuziehen um das Waſſer des Lebens zu

ſuchen, das ihn allein heilen könne. „Nein, ſprach der König, dabei ſind zu große Gefahren, lieber will ich ſterben.“ Er bat aber ſo lange, bis es der König zugab; der Prinz dachte auch in ſeinem Herzen: „hol' ich das Waſſer, ſo bin ich meinem Vater der liebſte und erbe das Reich.“

Alſo machte er ſich auf, und als er eine Zeit lang fortgeritten war, ſtand da ein Zwerg auf dem Weg', der rief ihn an und ſprach: „wohinaus ſo geſchwind?“ „Du Knirps, ſagte der Prinz ganz ſtolz, das brauchſt du nicht zu wiſſen;“ und ritt weiter. Das kleine Männchen aber war zornig geworden und hatte einen böſen Wunſch gethan; wie nun der Prinz fortritt, kam er in eine Bergſchlucht, und je weiter, je enger thaten ſich die Berge zuſammen, und endlich ward der Weg ſo eng, daß er keinen Schritt weiter konnte, und auch das Pferd konnte er nicht wenden und ſelber nicht abſteigen und mußte da eingeſperrt ſtehen bleiben. Indeſſen wartete der kranke König auf ihn; aber er kam nicht und kam nicht. Da ſagte der zweite Prinz: „ſo will ich ausziehen und das Waſſer ſuchen“ und dachte bei ſich, das iſt mir eben recht, iſt der todt, ſo fällt das Reich mir zu. Der König wollt' ihn auch anfangs nicht ziehen laſſen, endlich aber mußte er's doch zugeben. Der Prinz zog alſo gleiches Wegs fort und begegnete demſelben Zwerg, der hielt ihn wieder an und fragte: „wohinaus ſo geſchwind?“ „Du Knirps, ſagte der Prinz, das brauchſt du nicht zu wiſſen,“ und ritt in ſeinem Stolz fort. Aber der Zwerg verwünſchte ihn, und er gerieth wie der andere in eine

Bergschlucht und konnte nicht vorwärts und rückwärts. So gehts über den Hochmüthigen.

Wie nun der zweite Prinz ausblieb, sagte der jüngste, er wollte ausziehen und das Wasser holen und der König mußt' ihn endlich auch gehen lassen. Als er den Zwerg auf dem Wege fand, und der fragte: wohinaus so geschwind?" so antwortete er ihm: „ich suche das Wasser des Lebens, weil mein Vater sterbenskrank ist." — „Weißt du denn, wo das zu finden ist?" „Nein," sagte der Prinz. „So will ich dir's sagen, weil du mir ordentlich Rede gestanden hast; es quillt aus einem Brunnen, in einem verwünschten Schloß, und damit du dazu gelangst, geb' ich dir da eine eiserne Ruthe und zwei Laiberchen Brot, mit der Ruthe schlag dreimal an das eiserne Thor am Schloß, so wird es aufspringen; inwendig werden dann zwei Löwen liegen und den Rachen aufsperren, wenn du ihnen aber das Brot hineinwirfst, wirst du sie stillen, und dann eil' dich und hol' von dem Wasser des Lebens, eh' es zwölf schlägt, sonst geht das Thor wieder zu und du bist eingesperrt." Da dankte ihm der Prinz und nahm die Ruthe und das Brot, ging hin und war da alles, wie der Zwerg gesagt hatte. Das Thor sprang beim dritten Ruthenschlag auf und als die Löwen gesänftigt waren, ging er in das Schloß hinein und fand einen großen schönen Saal, und darin verwünschte Prinzen, denen zog er die Ringe ab; und dann nahm er ein Schwert, und ein Brot, das lag da. Und weiter kam er in ein Zimmer, darin war eine schöne Jungfrau, die freute sich, als sie ihn sah, küßte ihn und sagte, er hätte sie erlöst und sollte ihr

ganzes Reich haben; in einem Jahre sollt' er kommen und die Hochzeit mit ihr feiern. Dann sagte sie ihm auch, wo der Brunnen wäre mit dem Lebenswasser, er müßte sich aber eilen und daraus schöpfen, eh' es zwölf schlüge. Da ging er weiter und kam endlich in ein Zimmer, darin stand ein schönes, frischgedecktes Bett und weil er müd' war, wollt' er sich erst ein wenig ausruhen. Also legte er sich und schlief ein, wie er aber erwachte, schlug es drei Viertel auf Zwölf. Da sprang er ganz erschrocken auf, lief zu dem Brunnen, und schöpfte sich einen Becher, der daneben stand, voll, und eilte daß er fortkam. Wie er eben zum eisernen Thor hinausging, da schlug's zwölf, und das Thor fuhr zu, so heftig, daß es ihm noch ein Stück von der Ferse wegnahm.

Er aber war froh, daß er das Wasser des Lebens hatte und ging heimwärts und wieder an dem Zwerg vorbei. Als dieser das Schwert und das Brot sah, sprach er: „damit hast du großes Gut gewonnen, mit dem Schwert kannst du ganze Heere schlagen, das Brot aber wird niemals alle." Da dachte der Prinz, ohne deine Brüder willst du zum Vater nicht nach Haus kommen und sprach: „lieber Zwerg, kannst du mir nicht sagen, wo meine zwei Brüder sind, die waren früher, als ich, nach dem Wasser des Lebens ausgezogen und sind nicht wieder kommen." „Zwischen zwei Bergen sind sie eingeschlossen, sprach der Zwerg, dahin hab' ich sie verwünscht, weil sie so übermüthig waren." Da bat der Prinz so lange, bis sie der Zwerg wieder los ließ, aber er sprach noch: „hüte dich vor ihnen, sie haben ein böses Herz."

Wie sie nun kamen, da freute er sich und erzählte ihnen alles, wie es ihm ergangen wäre, daß er das Wasser des Lebens gefunden und einen Becher voll mitgenommen und eine schöne Prinzessin erlöst habe, die wolle ein Jahr lang auf ihn warten, dann sollte Hochzeit gehalten werden und er bekäm ein großes Reich. Darnach ritten sie zusammen fort und geriethen in ein Land, wo Hunger und Krieg war und der König glaubte schon, er sollte verderben in der Noth; da ging der Prinz zu ihm und gab ihm das Brot, damit speiste und sättigte er sein ganzes Reich, und dann gab ihm der Prinz auch das Schwert und damit schlug er die Heere seiner Feinde und konnte nun in Ruhe und Frieden leben. Da nahm der Prinz sein Brot und sein Schwert wieder zurück und die drei Brüder ritten weiter; sie kamen aber noch in zwei Länder, wo Hunger und Krieg herrschten, und da gab der Prinz den Königen jedesmal sein Brot und Schwert und hatte nun drei Reiche gerettet. Und darnach setzten sie sich auf ein Schiff und fuhren über's Meer. Während der Fahrt da sprachen die beiden ältesten unter sich: „der jüngste hat das Wasser gefunden und wir nicht, dafür wird ihm unser Vater das Reich geben, das uns gebührt und er wird uns unser Glück wegnehmen.“ Da wurden sie rachsüchtig und verabredeten mit einander, daß sie ihn verderben wollten. Sie warteten aber bis er einmal fest eingeschlafen war, da goſſen sie das Wasser des Lebens aus dem Becher und nahmen es für sich, ihm aber goſſen sie bitteres Meerwasser hinein.

Als sie nun daheim ankamen, brachte der jüngste dem kranken König seinen Becher, damit er daraus trinken und gesund werden sollte. Kaum aber hatte er ein wenig von dem bittern Meerwasser getrunken, da ward er noch kränker als zuvor. Und wie er darüber jammerte, kamen die beiden ältesten Söhne und klagten den jüngsten an und sagten, er habe ihn vergiften wollen, das rechte Wasser des Lebens hätten sie gefunden und mitgebracht, und reichten es dem König. Kaum hatte er davon getrunken, so fühlte er seine Krankheit verschwinden und ward stark und gesund wie in seinen jungen Tagen. Darnach gingen die beiden zu dem jüngsten, spotteten sein und sagten: „nun, hast du das Wasser des Lebens gefunden? du hast die Mühe gehabt und wir den Lohn, du hättest die Augen aufthun sollen, wir haben dir's genommen, wie du auf dem Meere eingeschlafen warst. Ueber's Jahr da holt sich einer von uns deine schöne Königstochter; aber hüt' dich, daß du davon nichts dem Vater verräthst, er glaubt dir doch nicht und wenn du ein Wort sagst, so sollst du auch noch dein Leben verlieren, schweigst du aber, so soll dir's geschenkt seyn."

Der alte König aber war zornig über seinen jüngsten Sohn und glaubte, er hätte ihm nach dem Leben getrachtet, also ließ er den Hof versammeln und das Urtheil über ihn sprechen, daß er heimlich sollte erschossen werden. Als der Prinz nun einmal auf die Jagd ritt, und nichts davon wußte, mußte des Königs Jäger mitgehen. Draußen, als sie ganz allein im Wald waren, und der Jäger so traurig aussah, sagte der Prinz zu ihm: „lieber Jäger, was fehlt dir?" Der Jäger sprach: „ich kann's nicht

ſagen und ſoll es doch." Da ſprach der Prinz: „ſag's nur heraus, was es iſt, ich will dir's verzeihen." — „Ach, ſagte der Jäger, ich ſoll euch todtſchießen, der König hat mir's befohlen." Da erſchrak der Prinz und ſprach: „lieber Jäger, laß mich leben, da geb' ich dir mein königliches Kleid, gib mir dafür dein ſchlechtes." Der Jäger ſagte: „das will ich gern thun, ich hätte doch nicht nach euch ſchießen können." Da nahm der Jäger des Prinzen Kleid und der Prinz das ſchlechte vom Jäger und ging fort in den Wald hinein.

Ueber eine Zeit, da kamen beim alten König drei Wagen mit Geſchenken an Gold und Edelſteinen für ſeinen jüngſten Sohn, ſie waren aber von den drei Königen geſchickt, denen der Prinz das Schwert und das Brot geliehen, womit ſie die Feinde geſchlagen und ihr Land ernährt hatten. Das fiel dem alten König auf's Herz und er dachte, ſein Sohn könnte doch unſchuldig geweſen ſeyn und ſprach zu ſeinen Leuten: „ach! wär' er noch am Leben, wie thut mir's ſo herzlich leid, daß ich ihn habe tödten laſſen." „So hab' ich ja recht gethan, ſprach der Jäger, ich hab' ihn nicht todt ſchießen können," und ſagte dem König, wie es zugegangen wäre. Da war der König froh und ließ bekannt machen in allen Reichen, ſein Sohn ſolle wieder kommen, er nehme ihn in Gnaden auf.

Die Königstochter aber ließ eine Straße vor ihrem Schloß machen, die war ganz golden und glänzend, und ſagte ihren Leuten, wer darauf geradeswegs zu ihr geritten käme, das wäre der

rechte, und den sollten sie einlassen, wer aber daneben käme, der wär' der rechte nicht und den sollten sie auch nicht einlassen. Als nun die Zeit bald herum war, dachte der älteste, er wollte sich eilen, zur Königstochter gehen und sich für ihren Erlöser ausgeben, da bekäm er sie zur Gemahlin und das Reich dabei. Also ritt er fort; als er vor das Schloß kam und die schöne goldene Straße sah, dachte er: „ei, das wäre jammerschade, wenn du darauf ritt'est," lenkte ab und ritt rechts nebenher. Wie er aber vor's Thor kam, sagten die Leute zu ihm, er wär' der rechte nicht, er sollte wieder fortgehen. Bald darauf machte sich der zweite Prinz auf, wie der zur goldenen Straße kam und das Pferd den einen Fuß darauf gesetzt hatte, dachte er: „ei! es wäre jammerschade, das könnte etwas abtreten," lenkte ab und ritt links nebenher. Wie er aber vor's Thor kam, sagten die Leute, er wär' der rechte nicht, er sollte wieder fortgehen. Als nun das Jahr ganz herum war, wollte der dritte aus dem Wald fort zu seiner Liebsten reiten und bei ihr sein Leid vergessen. Also machte er sich auf und dachte immer an sie und wär' gern schon bei ihr gewesen und sah die goldene Straße gar nicht. Da ritt sein Pferd mitten darüber hin und als er vor's Thor kam, ward es aufgethan und die Königstochter empfing ihn mit Freuden, und sagte, er wär' ihr Erlöser und der Herr des Königsreichs, und ward die Hochzeit gehalten mit großer Glückseligkeit. Und als sie vorbei war, erzählte sie ihm, daß ihn sein Vater habe zu sich entboten und ihm verziehen. Da ritt er hin und sagte ihm alles, wie seine Brüder ihn betrogen, und er doch dazu geschwiegen

hätte. Der alte König wollte sie strafen, aber sie hatten sich auf's Meer gesetzt und waren fortgeschifft und kamen ihr Lebtag nicht wieder.

93.

Doctor Allwissend.

Es war einmal ein armer Bauer Namens Krebs, der fuhr mit zwei Ochsen ein Fuder Holz in die Stadt und verkaufte es für zwei Thaler an einen Doctor. Wie ihm nun das Geld ausbezahlt wurde, saß der Doctor gerade zu Tisch, da sah der Bauer was er schön aß und trank und das Herz ging ihm darnach auf und er wär' auch gern ein Doctor gewesen. Also blieb er noch ein Weilchen stehen und fragte endlich, ob er nicht auch könnte ein Doctor werden. „O ja, sagte der Doctor, das ist bald geschehen, erstlich kauf dir ein ABC-Buch, so eins, wo vorne ein Gickelhahn drin ist; mach' deinen Wagen und deine zwei Ochsen zu Geld und schaff' dir damit Kleider an und was sonst zur Doctorei gehört; drittens laß dir ein Schild malen mit den Worten: ich bin der Doctor Allwissend; und das oben über deine Hausthür nageln." Der Bauer that alles, wie's ihm geheißen war. Als er nun ein wenig gedoctert, aber noch nicht viel, ward einem reichen großen Herrn Geld gestohlen. Da ward ihm von dem Doctor Allwissend gesagt, der in dem und dem Dorfe wohnte und auch wissen müßte, wo das Geld hinkommen wäre. Also ließ der Herr seinen Wagen anspannen, fuhr hinaus in's Dorf

und fragte bei ihm an, ob er der Doctor Allwissend wäre? „Ja, der wär' er." — „So sollte er mitgehen und das gestohlene Geld wiederschaffen;" „o ja, aber die Grethe seine Frau müßte auch mit." Der Herr war das zufrieden, ließ sie beide in dem Wagen sitzen und sie fuhren zusammen fort. Als sie auf den adlichen Hof kamen, war der Tisch gedeckt; da sollt' er erst mitessen. „Ja, aber seine Frau die Grethe auch," sagte er, und setzte sich mit ihr hinter den Tisch. Wie nun der erste Bediente mit einer Schüssel schönem Essen kam, stieß der Bauer seine Frau an und sagte: „Grethe, das war der erste." Und meinte, es wär' derjenige, welcher das erste Essen brächte. Der Bediente aber meinte, er hätte damit sagen wollen, das ist der erste Dieb und weil er's nun wirklich war, ward ihm angst und er sagte draußen zu seinen Cameraden: „der Doctor weiß alles, wir kommen übel an, er hat gesagt, ich wär' der erste." Der zweite wollte gar nicht herein, er mußte aber doch. Wie der nun mit seiner Schüssel herein kam, stieß der Bauer seine Frau an: „Grethe, das ist der zweite." Dem Bedienten ward ebenfalls angst und er machte, daß er hinauskam. Dem dritten ging's nicht besser, der Bauer sagte wieder: „Grethe, das ist der dritte." Der vierte mußte eine verdeckte Schüssel hereintragen, und der Herr sprach zum Doctor, er sollte seine Kunst zeigen und rathen was darunter läg', es waren aber Krebse. Der Bauer sah' die Schüssel an, wußt' nicht, wie er sich helfen sollte und sprach: „ach ich armer Krebs!" Wie der Herr das hörte, rief er: „da! er weiß es, nun weiß er auch wer das Geld hat."

Dem Bedienten aber ward gewaltig angſt und er blinzelte den Doctor an, er mögt' einmal herauskommen. Wie er nun hinauskam, geſtanden ſie ihm alle vier, ſie hätten das Geld geſtohlen, ſie wollten's ja gern herausgeben und ihm eine ſchwere Summe dazu, wenn er ſie nicht verrathen wollte; es ging ihnen ſonſt an den Hals. Sie führten ihn auch hin, wo das Geld verſteckt lag. Damit war der Doctor zufrieden, ging wieder hinein und ſprach: „Herr, nun will ich in meinem Buch ſuchen, wo das Geld ſteckt.“ Der fünfte Bediente aber kroch in den Ofen, und wollt' hören, ob der Doctor noch mehr wüßte. Der ſaß aber und ſchlug ſein ABC-Buch auf, blätterte darin hin und her und ſuchte den Göckelhahn, weil er ihn nun nicht gleich finden konnte, ſprach er: „du biſt doch darin und mußt auch heraus.“ Da meinte der im Ofen, er wär' gemeint, ſprang voller Schrecken heraus und rief: „der Mann weiß alles!“ Nun zeigte der Doctor Allwiſſend dem Herrn, wo das Geld lag, ſagte aber nicht wer's geſtohlen hatte, bekam von beiden Seiten viel Geld zur Belohnung und ward ein berühmter Mann.

99.

Der Geiſt im Glas.

Es war einmal ein armer Holzhacker, der arbeitete vom Morgen bis in die ſpäte Nacht; als er ſich endlich etwas Geld zuſammengeſpart hatte, ſprach er zu ſeinem Jungen: „du biſt mein einziges Kind, ich will das Geld, das ich mit ſauerm Schweiß

erworben, zu deinem Unterricht anwenden; wenn du etwas rechtschaffenes lernst, so kannst du mich im Alter ernähren, wenn ich einst daheim sitzen muß und meine Glieder steif geworden sind." Da ging der Junge auf eine hohe Schule und lernte fleißig, so daß ihn seine Lehrer rühmten und blieb eine Zeit lang dort; als er ein paar Schule. durchgelernt hatte, doch aber noch nicht in allem vollkommen war, so war das Bischen Armuth, das der Vater erworben, drauf gegangen und er mußte wieder zu ihm heim kehren. „Ach, sprach der Vater betrübt, ich kann dir nichts mehr geben und kann in der theuern Zeit auch keinen Heller mehr verdienen, als das tägliche Brot." „Lieber Vater, antwortete der Sohn, macht euch darüber keine Gedanken, wenns Gottes Wille also ist, so wird's zu meinem Besten ausschlagen; ich will mich schon drein schicken: ich bleibe bei euch und gehe mit hinaus in den Wald, um etwas am Malterholz (d. h. am Zuhauen und Aufrichten) zu verdienen." „Ja, mein Sohn, sagte der Vater, das soll dir beschwerlich ankommen, du bist an harte Arbeit nicht gewöhnt, du hältst das nicht aus; ich habe auch nur eine Art und kein Geld übrig, um noch eine zu kaufen." „Geht nur zum Nachbar, antwortete der Sohn, der leiht euch seine Art so lange, bis ich mir selbst eine verdient habe."

Da ging der Vater zum Nachbar und borgte eine Art und am andern Morgen, wie der Tag anbrach, gingen sie mit einander hinaus in den Wald. Der Sohn half dem Vater und war ganz munter und frisch dabei. Als nun die Sonne über ihnen stand, sprach der Vater: „wir wollen rasten und Mittag halten,

hernach gehts noch einmal so gut.“ Der Sohn nahm sein Brot in die Hand und sprach: „ruht euch nur aus, Vater, ich bin nicht müd', ich will in dem Wald ein wenig auf und abgehen und Vogelnester suchen.“ „O du Geck! sprach der Vater, was willst du da herum laufen, hernach bist du müd' und kannst den Arm nicht mehr aufheben; bleib hier und setz dich zu mir.“

Der Sohn aber ging in den Wald, aß sein Brot ganz fröhlich und sah in die grünen Zweige hinein, ob er etwa ein Nest entdeckte. So ging er hin und her, bis er endlich zu einer grossen, gefährlichen Eiche kam, die gewiß schon viele hundert Jahre da gestanden, und die keine fünf Menschen umspannt hätten. Er blieb stehen und sah sie an und dachte, es muß doch mancher Vogel sein Nest hinein gebaut haben! da däuchte ihm auf einmal, als hörte er eine Stimme. Er horchte darnach und vernahm, wie es mit so einem recht dumpfen Ton rief: „laß mich heraus! laß mich heraus!“ Er sah sich rings um, konnte aber nichts entdekken, auch war es ihm, als ob die Stimme unten aus der Erde käme; da rief er: „wo bist du?“ Die Stimme antwortete: „da unten stecke ich, bei der Eichwurzel! laß mich heraus! laß mich heraus!“ Der Schüler fing an unter dem Baum aufzuräumen und bei den Wurzeln zu suchen, bis er endlich in einer kleinen Höhlung eine Glasflasche entdeckte. Er hob sie in die Höh und hielt sie gegen das Licht, da sah er ein Ding, gleich einem Frosch gestaltet, das sprang darin auf und nieder. Laß mich heraus! laß mich heraus! riefs von neuem, und der Schüler, der an nichts Böses dachte, nahm den Pfropfen von der Flasche ab.

Als-

Alsbald stieg ein Geist heraus und fing an zu wachsen und nahm in jedem Augenblick so gewaltig zu, daß er bald als ein entsetzlicher Kerl, und wie der halbe Baum so groß, vor dem Schüler stand. „Weißt du, rief er mit einer fürchterlichen Stimme, was dein Lohn dafür ist, daß du mich heraus gelassen hast?“ „Nein, antwortete der Schüler ohne Furcht, wie soll ich das wissen!“ „So will ich dirs sagen, rief der Geist, den Hals muß ich dir dafür brechen!“ „Das hättest du mir früher sagen sollen, antwortete der Schüler, so hätte ich dich stecken lassen; mein Kopf aber soll vor dir wohl feststehen, da müssen mehr Leute gefragt werden.“ „Mehr Leute hin, mehr Leute her! deinen verdienten Lohn den sollst du haben!“ „Denkst du, ich wär aus Gnade da so lange Zeit eingeschlossen worden, nein es war zu meiner Strafe; ich bin der großmächtige Merkurius, wer mich losläßt, dem muß ich den Hals brechen.“ „Sachte, antwortete der Schüler, so geschwind geht das nicht, erst muß ich auch wissen, daß du wirklich in der kleinen Flasche gesessen und du der rechte Geist bist; kannst du auch wieder hinein, so will ichs glauben und dann magst du mit mir anfangen, was du willst.“ „O, sprach der Geist hochmüthig, das ist mir ein geringes,“ und zog sich zusammen und machte sich so dünn und klein, wie er anfangs gewesen, also daß er durch dieselbe Oeffnung und den Hals der Flasche wieder hineinkroch. Kaum aber war er darin, so drückte der Schüler den abgezogenen Pfropfen wieder auf und warf die Flasche unter die Eichwurzeln an ihren alten Platz und der Geist war betrogen.

Nun wollte der Schüler zu seinem Vater zurückgehen; aber der Geist rief ganz kläglich und sprach: „ach! laß mich doch heraus! laß mich doch heraus!“ „Nein, antwortete der Schüler, zum zweitenmale nicht wieder; wer mir einmal nach dem Leben gestrebt hat, den laß ich nicht los, wenn ich ihn wieder gefangen habe.“ „Mach mich frei, rief der Geist, so will ich dir so viel geben, daß du dein Lebtag genug hast.“ „Nein, antwortete der Schüler, du betrügst mich, wie das erstemal.“ „Du verscherzest dein Glück, sprach der Geist, ich will dir nichts thun, sondern dich reichlich belohnen.“ Der Schüler dachte, ich wil's wagen, vielleicht hält er Wort und aufhaben soll er mir doch nichts; da nahm er den Pfropfen ab, und der Geist stieg wie das vorigemal heraus, dehnte sich auseinander und ward gewaltig groß. Da reichte er dem Schüler einen kleinen Lappen, ganz wie ein Pflaster und sprach: „wenn du mit dem einen Ende eine Wunde bestreichst, so heilt sie, und wenn du mit dem anderen Stahl und Eisen bestreichst, so wird es in Silber verwandelt seyn.“ „Das muß ich erst versuchen,“ sprach der Schüler, ging an einen Baum und ritzte die Rinde mit seiner Axt und bestrich sie mit dem einen Ende des Pflasters, alsbald schloß sie sich wieder zusammen und war geheilt. „Nun, es hat seine Richtigkeit, sprach er zum Geist, jetzt können wir uns trennen.“ Der Geist dankte ihm für seine Erlösung, und der Schüler dankte dem Geist für sein Geschenk und ging zurück zu seinem Vater.

„Wo bist du herumgelaufen? sprach der Vater, und hast die Arbeit vergessen; ich hab's ja gleich gesagt, daß du nichts thun

würdest." „Gebt euch zufrieden, Vater, ich will's nachholen." „Ja nachholen, sprach der Vater zornig, das hat keine Art." „Habt acht, Vater, den Baum da will ich gleich einhauen, daß er umkrachen soll." Da nahm er sein Pflaster, bestrich die Art damit und that einen gewaltigen Hieb, aber das Eisen war in Silber verwandelt und die Schärfe legte sich ganz um. „Ei Vater, seht einmal, was habt ihr mir für eine schlechte Art gegeben, die ist ganz schief geworden!" Da erschrak der Vater und sprach: „ach, was hast du gemacht! nun muß ich die Art bezahlen und weiß nicht womit; das ist der Nutzen, den ich von deiner Arbeit habe." „Werdet nicht bös, antwortete der Sohn, die Art will ich schon bezahlen." „O du Dummbart, rief der Vater, wovon willst du sie bezahlen? du hast nichts, als was ich dir gebe; das sind Studentenkniffe, die dir im Kopf stecken, vom Holzhacken hast du keinen Verstand."

Ueber ein Weilchen sprach der Schüler: „Vater, ich kann doch nichts mehr arbeiten, wir wollen lieber Feierabend machen." „Ei was, antwortete er, meinst du ich wollte auch die Hände in den Schooß legen, wie du? ich muß noch schaffen, du kannst dich heim packen." „Vater, ich bin zum erstenmal hier in dem Wald, ich weiß den Weg nicht allein, geht nur mit mir." Weil sich der Zorn gelegt hatte, so ließ er sich endlich bereden und ging mit ihm heim. Da sprach er zum Sohn: „geh und verkauf die verschändete Art und sieh zu, was du dafür kriegst; das übrige muß ich verdienen, um sie zu bezahlen." Der Sohn nahm die Art und trug sie in die Stadt zu einem Goldschmied, der sie

birte ſie, legte ſie auf die Wage und ſprach: „ſie iſt vierhundert Thaler werth, ſo viel hab' ich nicht baar.“ Der Schüler ſprach: „gebt mir, was ihr habt, das übrige will ich euch borgen.“ Der Goldſchmied gab ihm dreihundert Thaler und blieb einhundert noch ſchuldig. Darauf ging der Schüler heim und ſprach: „Vater, ich habe Geld, geht und fragt, was der Nachbar für die Art haben will.“ „Das weiß ich ſchon, antwortete der Alte, einen Thaler ſechs Groſchen.“ „So gebt ihm zwei Thaler zwölf Groſchen, das iſt das Doppelte und iſt genug; ſeht ihr, ich habe Geld in Ueberfluß;“ und gab dem Vater einhundert Thaler und ſprach: „es ſoll euch niemals fehlen, lebt nach eurer Bequemlichkeit.“ „Mein Gott, ſprach der Alte, wie biſt du zu dem Reichthum gekommen?“ Da erzählte er ihm wie alles zugegangen wäre, und wie er im Wald im Vertrauen auf ſein Glück einen ſo reichen Fang gethan. Mit dem übrigen Geld aber zog er wieder hin auf die hohe Schule und lernte weiter, und weil er mit ſeinem Pflaſter alle Wunden heilen konnte, ward er der berühmteſte Doctor auf der ganzen Welt.

100.

Des Teufels rußiger Bruder.

Ein abgedankter Soldat hatte nichts zu leben und wußte ſich nicht mehr zu helfen. Da ging er hinaus in den Wald und als er ein Weilchen gegangen war, begegnete ihm ein kleines Männchen, das war aber der Teufel. Das Männchen ſagte zu ihm:

„was fehlt dir? du siehst ja so trübselig aus.“ Da sprach der Soldat: „ich habe Hunger und kein Geld.“ Der Teufel sagte: „willst du dich bei mir vermiethen und mein Knecht seyn, so sollst du für dein Lebtag genug haben; sieben Jahre sollst du mir dienen, dann bist du wieder frei, aber eins sag ich dir, du darfst dich nicht waschen, nicht kämmen, nicht schnippen, keine Nägel und Haare abschneiden und kein Wasser aus den Augen wischen.“ Der Soldat sprach: „wohlan so solls seyn!“ und ging mit dem Männchen fort, das führte ihn nun geradeswegs in die Hölle hinein. Da sagte es ihm, was er zu thun habe: er müßte das Feuer schüren unter den Kesseln, wo die Höllenbraten drin säßen, das Haus rein halten, den Kehrdreck hinter die Thüre tragen und überall auf Ordnung sehen, aber guckt' er ein einziges Mal in die Kessel hinein, so sollt's ihm schlimm gehen. Der Soldat sprach: „es ist gut, ich will's schon besorgen.“ Da ging nun der alte Teufel wieder hinaus auf seine Wanderung und der Soldat trat seinen Dienst an, legte Feuer zu, kehrte und trug den Kehrdreck hinter die Thüre; wie der alte Teufel wieder kam, war er zufrieden und ging zum zweitenmal fort. Der Soldat schaute sich nun einmal recht um, da standen die Kessel rings herum in der Hölle und war ein gewaltiges Feuer darunter, und es kochte und brutzelte darin. Da hätt' er für sein Leben gern hineingeschaut, es war ihm aber so streng verboten; endlich konnt' er sich nicht mehr anhalten, ging herbei und hob vom ersten Kessel ein klein Bischen den Deckel auf und guckte hinein. Da sah er seinen ehemaligen Unteroffizier darin sitzen: „aha! Vogel,

ſprach er, treff' ich dich hier! du haſt mich gehabt, jetzt hab' ich dich!" ließ geſchwind den Deckel fallen, ſchürte das Feuer und legte noch friſch zu. Darnach ging er zum zweiten Keſſel, hob ihn auch ein wenig auf und guckte, da ſaß ſein Fähndrich darin: „aha! Vogel, treff' ich dich hier, du haſt mich gehabt, jetzt hab' ich dich," machte den Deckel wieder zu und trug noch einen Klotz herbei, der ſollt' ihm erſt recht heiß machen. Nun wollt' er auch ſehen, wer im dritten Keſſel ſäße, da war's gar ſein General: „aha! Vogel, treff' ich dich hier! du haſt mich gehabt, jetzt hab' ich dich!" holte den Blasbalg und ließ das Höllenfeuer recht unter ihm flackern. Alſo that er ſieben Jahr ſeinen Dienſt in der Hölle, wuſch ſich nicht, kämmte ſich nicht, ſchnippte ſich nicht, ſchnitt ſich die Nägel und Haare nicht, und wiſchte ſich kein Waſſer aus den Augen, und die ſieben Jahr waren ihm ſo kurz, daß er meinte, es wär' nur ein halb Jahr geweſen. Wie nun die Zeit vollends herum war, kam der Teufel und ſagte: „nun, Hans, was haſt du gemacht?" — „Ich hab' das Feuer unter den Keſſeln geſchürt, ich hab' gekehrt und den Kehrdreck hinter die Thüre getragen." — „Aber du haſt auch in die Keſſel geguckt; dein Glück iſt, daß du noch Holz zugelegt haſt, ſonſt war dein Leben verloren; jetzt iſt deine Zeit herum, willſt du wieder heim?" „Ja, ſagte der Soldat, ich wollt' auch gern ſehen, was mein Vater daheim macht." Sprach der Teufel: „damit du deinen verdienten Lohn kriegſt, geh' und raff' dir deinen Ranzen voll Kehrdreck und nimm's mit nach Haus, du ſollſt auch gehen ungewaſchen und ungekämmt, mit langen Haaren am Kopf und am

Bart, mit ungeschnittenen Nägeln und mit trüben Augen, und wenn du gefragt wirst, woher du kämst, sollst du sagen: aus der Hölle; und wenn du gefragt wirst, wer du wärst, sollst du sagen: des Teufels rußiger Bruder und mein König auch." Der Soldat schwieg still und that was der Teufel sagte, aber er war mit seinem Lohn gar nicht zufrieden.

Wie er nun wieder auf die Welt kam und im Wald war, hob er seinen Ranzen vom Rücken und wollt' ihn ausschütten; wie er ihn aber öffnete, so war der Kehrdreck pures Gold geworden. Als er das sah, war er vergnügt und ging in die Stadt hinein. Vor dem Wirthshaus stand der Wirth und wie er ihn herankommen sah, erschrak er, weil Hans so entsetzlich aussah, ärger als eine Vogelscheu, und rief ihn an: „woher kommst du?" — „Aus der Hölle." — „Wer bist du?" — „Des Teufels sein rußiger Bruder, und mein König auch." Nun wollte der Wirth ihn nicht einlassen, wie er ihm aber das Gold zeigte, ging er und klinkte dem Hans selber die Thüre auf. Da ließ er sich die beste Stube geben, köstlich aufwarten, aß und trank sich satt, wusch sich aber nicht und kämmte sich nicht, wie ihm der Teufel geheißen hatte, und legte sich endlich schlafen. Dem Wirth aber war der Ranzen voll Gold vor den Augen und ließ ihm keine Ruh, bis er in der Nacht hinschlich und ihn wegstahl.

Wie nun Hans am andern Morgen aufstand, dem Wirth bezahlen und weiter gehen wollte, da war sein Ranzen weg. Er faßte sich aber kurz, dachte, du bist ohne Schuld unglücklich gewesen, und kehrte wieder um, geradezu in die Hölle; da klagte er

es dem alten Teufel und bat ihn um Hülfe. Der Teufel sagte: „setz dich, ich will dich waschen, kämmen, schnippen, die Haare und Nägel schneiden und die Augen auswischen," und als er fertig mit ihm war, gab er ihm den Ranzen wieder voll Kehrdreck und sprach: „geh hin und sag' dem Wirth, er sollt' dir dein Gold wieder herausgeben, sonst wollt' ich kommen und ihn abholen an deinen Platz." Hans ging hinauf und sprach zum Wirth: „du hast mein Gold gestohlen, gibst du's nicht wieder, so kommst du in die Hölle an meinen Platz und sollst aussehen wie ich." Da gab ihm der Wirth das Gold und noch mehr dazu und bat ihn nur still davon zu seyn, und Hans war nun ein reicher Mann.

Hans machte sich auf den Weg heim zu seinem Vater, kaufte sich einen schlechten Linnenkittel auf den Leib, ging herum und machte Musik, denn das hatte er bei dem Teufel in der Hölle gelernt. Es war aber ein alter König im Land, vor dem mußt er spielen, und der gerieth darüber in solche Freude, daß er dem Hans seine älteste Tochter zur Ehe versprach. Als die aber hörte, daß sie so einen gemeinen Kerl im weißen Kittel heirathen sollte, sprach sie: „eh ich das thät, wollt' ich lieber in's tiefste Wasser gehen." Da gab ihm der König die jüngste, die wollt's ihrem Vater zu Liebe gern thun, und also bekam des Teufels ruhiger Bruder die Königstochter, und als der alte König gestorben war, auch das ganze Reich.

101.

Der Teufel Grünrock.

Es waren drei Brüder, die stießen den jüngsten immer zurück, und als sie ausgehen und in die Welt ziehen wollten, sprachen sie zu ihm: „wir brauchen dich nicht, du kannst allein wandern.“ Also verließen sie ihn und er mußte allein für sich ziehen, kam auf eine große Heide und war sehr hungrig. Auf der Heide aber stand ein Ring von Bäumen, darunter setzte er sich und weinte. Auf einmal hörte er ein Brausen, und wie er aufsah, da kam der Teufel daher in einem grünen Rock und mit einem Pferdefuß und redete ihn an: „was fehlt dir, warum weinst du?“ Da klagte er ihm seine Noth und sagte: „meine Brüder haben mich verstoßen.“ Da sprach der Teufel: „ich will dir wohl helfen, zieh diesen grünen Rock an, der hat Taschen, die sind immer voll Geld, du magst hineingreifen, wann du willst; aber dafür verlange ich, daß du dich in sieben Jahren nicht wäschst, deine Haare nicht kämmst und nicht betest. Stirbst du in diesen sieben Jahren, so bist du mein, bleibst du aber leben, so bist du frei und bist reich dazu auf dein Lebtag.“ Da trieb ihn die Noth, daß er dem Teufel zusagte und dieser zog den grünen Rock aus und er zog ihn an, und wie er seine Hand in die Tasche steckte, hatte er sie voll Geld.

Nun ging er mit dem grünen Rock in die Welt, das erste Jahr war's gut, was er sich nur wünschte, konnt' er mit seinem Geld bezahlen, und er ward noch ziemlich für einen Menschen

angesehen. Im zweiten Jahr gings schlimmer, da waren die Haare ihm schon so lang gewachsen, daß ihn niemand erkennen konnte und niemand wollt' ihn herbergen, weil er so abscheulich aussah. Und je länger, je ärger ward es, er gab aber den Armen überall viel Geld, damit sie für ihn beten möchten, daß er in den sieben Jahren nicht stürbe und in die Hände des Teufels nicht fiele. Da kam er einmal im vierten Jahre in ein Wirthshaus, der Wirth wollt' ihn auch nicht aufnehmen, er zog aber einen Haufen Geld heraus und bezahlte vorher, da erhielt er endlich eine Stube. Abends hörte er im Nebenzimmer ein laut Jammern, da ging er hin und sah einen alten Mann darin sitzen, der weinte und beklagte sich und sagte zu ihm, er solle nur wieder weggehen, er könne ihm doch nicht helfen. Da fragte er ihn, was ihm fehle; der Alte sprach, er hätte kein Geld und wär viel im Wirthshaus schuldig, nun hätten sie ihn so lange festgesetzt, bis er bezahlte. Da sagte der im grünen Rock: „wenn's weiter nichts ist, Geld hab ich genug, das will ich schon bezahlen," und machte den Alten frei.

Der Alte aber hatte drei schöne Töchter und sprach zu ihm, er sollte mit ihm gehen und zur Belohnung eine davon zur Frau haben. Da ging er mit ihm, wie sie aber zu Haus ankamen und die älteste ihn sah, schrie sie, daß sie einen so entsetzlichen Menschen, der gar keine menschliche Gestalt mehr habe und wie ein Bär aussehe, heirathen solle; die zweite lief auch fort und wollte lieber in die weite Welt gehen; die jüngste aber sprach: „lieber Vater, weil ihr es versprochen habt und er euch auch in

der Noth geholfen, so will ich euch gehorsam seyn.“ Da nahm der Grünrock einen Ring von seinem Finger und brach ihn durch, gab ihr die eine Hälfte und behielt die andere für sich. In ihre Hälfte aber schrieb er seinen Namen und in seine schrieb er ihren, und sagte, sie möchte den halben Ring gut aufheben. Da blieb er noch ein Weilchen bei ihr und sprach dann: „nun muß ich Abschied nehmen, drei Jahre bleib ich aus und so lange sei mir treu, dann komm ich wieder und soll unsere Hochzeit seyn, bin ich aber in drei Jahren nicht zurück, so bist du frei, denn da bin ich todt; bet' aber für mich, daß mir Gott das Leben schenke.“

In den drei Jahren machten sich nun die beiden ältesten Schwestern recht lustig über die jüngste und sagten, sie müßt' einen Bär zum Manne nehmen, und kriegte nicht einmal einen ordentlichen Menschen. Sie aber schwieg still und dachte, du mußt deinem Vater gehorchen, es mag kommen wie es will. Der Grünrock aber zog in der Welt herum, griff oft in die Tasche und kaufte für seine Braut das Schönste was ihm nur vor die Augen kam, that nichts Böses, sondern Gutes, wo er konnte, und gab den Armen, daß sie für ihn beteten. Da erzeigte ihm Gott die Gnade, daß die drei Jahre verflossen und er gesund und lebendig blieb. Wie nun die Zeit herum wär, ging er wieder hinaus auf die Heide und setzte sich unter den Ring von Bäumen. Da sauste es wieder ganz gewaltig daher und der Teufel kam ganz brummend und giftig und warf ihm seinen alten Rock hin und forderte den grünen. Da zog ihn der Jüngling mit Freuden aus und reichte ihn dem Teufel und war nun frei und reich auf

immer. Dann ging er nach Haus, machte sich rein und putzte sich aus und zog fort zu seiner Braut. Als er an's Thor kam, begegnete ihm der Vater; er grüßte ihn und gab sich als den Bräutigam an, aber der Vater erkannte ihn nicht und wollte ihm nicht glauben. Da ging er hinauf zur Braut, die wollte ihm auch nicht glauben. Endlich fragte er, ob sie den halben Ring noch habe. Da sagte sie ja, ging hin und holte ihn; er aber zog den seinen heraus und hielt ihn daran, da paßten sie zusammen und war es gewiß, daß es niemand als ihr Bräutigam seyn konnte. Und wie sie nun sah, daß es ein schöner Mann war, freute sie sich und hatte ihn lieb und sie hielten Hochzeit mit einander; die beiden Schwestern aber, weil sie ihr Glück versäumt hatten, waren so bös, daß am Hochzeittag die eine sich ersäufte, die andere sich erhenkte. Am Abend klopfte und brummte etwas an der Thüre und als der Bräutigam hinging und aufmachte, so war's der Teufel im grünen Rock, der sprach: „siehst du, da hab' ich nun zwei Seelen für deine eine!"

102.

Der Zaunkönig und der Bär.

Zur Sommerszeit gingen einmal der Bär und der Wolf im Wald spaziren, da hörte der Bär so schönen Gesang von einem Vogel und sprach: „Bruder Wolf, was ist das für ein Vogel, der so schön singt?" — „Das ist der König der Vögel, sagte der Wolf, vor dem müssen wir uns neigen;" es war aber der

Zaunkönig. „Wenn das ist, sagte der Bär, möcht' ich auch gern seinen königlichen Palast sehen, komm und führ mich hin." „Das geht nicht so, wie du meinst, sprach der Wolf, du mußt warten, bis die Frau Königin kommt." Bald darauf kam die Frau Königin und hatte Futter im Schnabel und der Herr König auch und wollten ihre Jungen ätzen. Der Bär wäre gern nun gleich hintendrein gegangen, aber der Wolf hielt ihn am Ermel und sagte: „nein, du mußt warten bis Herr und Frau Königin wieder fort sind." Also nahmen sie das Loch in acht, wo das Nest stand, und gingen wieder ab. Der Bär aber hatte keine Ruhe, wollte den königlichen Palast sehen und ging nach einer kurzen Weile wieder vor. Da waren König und Königin wieder ausgeflogen, er guckte hinein und sah fünf oder sechs Junge, die lagen darin; „ist das der königliche Palast? sagte der Bär, das ist ein elender Palast! ihr seyd auch keine Königskinder, ihr seyd unehrliche Kinder!" Wie das die jungen Zaunkönige hörten, wurden sie gewaltig bös und schrien: „nein, das sind wir nicht, unsere Eltern sind ehrliche Leute, Bär, das soll ausgemacht werden mit dir." Dem Bär und dem Wolf ward angst, sie kehrten um und setzten sich in ihre Löcher. Die jungen Zaunkönige aber schrien und lärmten fort, und als ihre Eltern wieder Futter brachten, sagten sie: „wir essen kein Fliegenbeinchen und sollten wir verhungern, bis ihr erst ausmacht, ob wir ehrliche Kinder sind oder nicht, denn der Bär ist da gewesen und hat uns gescholten." Da sagte der alte König: „seyd nur ruhig, das soll ausgemacht werden." Flog darauf mit der Frau Königin dem

Bären vor seine Höhle und rief hinein: „Brummbär, du hast meine Kinder gescholten, das soll dir übel bekommen, das wollen wir in einem blutigen Krieg ausmachen.“ Also war dem Bären der Krieg angekündigt und ward alles vierfüßige Gethier berufen: Ochs, Esel, Rind, Hirsch, Reh und was die Erde sonst alles trägt. Der Zaunkönig aber berief alles, was in der Luft fliegt, nicht allein die Vögel groß und klein, auch die Mücken, Hornissen, Bienen und Fliegen mußten herbei.

Als nun die Zeit kam, wo der Krieg angehen sollte, da schickte der Zaunkönig Kundschafter aus, wer der kommandirende General des Feindes wär. Die Mücke war die listigste von allen, schwärmte im Wald, wo der Feind sich versammelte, und setzte sich endlich unter ein Blatt auf den Baum, wo die Parole ausgegeben wurde. Da stand der Bär, rief den Fuchs vor sich und sprach: „Fuchs, du bist der schlaust unter allem Gethier, du sollst General seyn und uns anführen; was für Zeichen wollen wir verabreden?“ Da sprach der Fuchs: „ich hab' einen schönen, langen, bauschigten Schwanz, der sieht aus fast wie ein rother Federbusch, wenn ich den in die Höhe halte, so geht die Sache gut und ihr müßt drauf los marschiren, laß ich ihn aber herunterhängen, so fangt an und lauft.“ Als die Mücke das gehört hatte, flog sie wieder heim und verrieth dem Zaunkönig alles haarklein.

Als der Tag anbrach, wo die Schlacht sollte geliefert werden, hu! da kam das vierfüßige Gethier dahergerennt mit Gebraus, daß die Erde zitterte; Zaunkönig mit seiner Armee kam auch

urch die Luft daher, die schnurrte, schrie und schwärmte, daß einem Angst wurde; und gingen sie da von beiden Seiten an einander. Der Zaunkönig aber schickte die Hornisse hinab, sie sollte sich dem Fuchs unter den Schwanz setzen und aus Leibeskräften stechen. Wie nun der Fuchs den ersten Stich bekam, zuckte er, daß er das eine Bein aufhob, doch ertrug er's und ließ den Schwanz noch in der Höhe; beim zweiten mußt' er ihn einen Augenblick herunter lassen, beim dritten aber konnte er sich nicht mehr halten, schrie und nahm den Schwanz zwischen die Beine. Wie das die Thiere sahen, meinten sie, alles wär' verloren und fingen an zu laufen, jeder in seine Höhle, und hatten die Vögel die Schlacht gewonnen.

Da flog der Herr König und die Frau Königin heim zu ihren Kindern und riefen: „Kinder seyd fröhlich, eßt und trinkt nach Herzenslust, wir haben den Krieg gewonnen." Die jungen Zaunkönige aber sagten: „noch essen wir nicht, der Bär soll erst vor's Nest kommen und Abbitte thun und sagen, daß wir ehrliche Kinder sind." Da flog der Zaunkönig vor das Loch des Bären, und rief: „Brummbär, du sollst vor das Nest zu meinen Kindern gehen und Abbitte thun und sagen, daß sie ehrliche Kinder sind, sonst sollen dir die Rippen im Leib zertreten werden." Da kroch der Bär in der größten Angst hin und that Abbitte, und darauf setzten sich die jungen Zaunkönige zusammen, aßen und tranken und machten sich lustig bis in die späte Nacht hinein.

103.

Vom ſüßen Brei.

Es war einmal ein armes, frommes Mädchen, das lebte mit ſeiner Mutter allein und ſie hatten nichts mehr zu eſſen. Da ging das Kind hinaus in den Wald und begegnete ihm darin eine alte Frau, die wußte ſeinen Jammer ſchon und ſchenkte ihm ein Töpfchen, zu dem ſollt' es ſagen: „Töpfchen koch!" ſo kochte es guten, ſüßen Hirſenbrei, und wenn es ſagte: „Töpfchen ſteh," ſo hörte es wieder auf zu kochen. Das Mädchen brachte den Topf ſeiner Mutter heim und nun waren ſie ihrer Armuth und ihres Hungers ledig und aßen ſüßen Brei, ſo oft ſie wollten. Auf eine Zeit war das Mädchen ausgegangen, da ſprach die Mutter: „Töpfchen koch!" da kocht es und ſie ißt ſich ſatt; nun will ſie, daß das Töpfchen wieder aufhören ſoll, aber ſie weiß das Wort nicht. Alſo kocht es fort und der Brei ſteigt über den Rand heraus, und kocht immer zu, die Küche und das ganze Haus voll, und das zweite Haus und dann die Straße, als wollt's die ganze Welt ſatt machen, und iſt die größte Noth und kein Menſch weiß ſich da zu helfen. Endlich, wie nur noch ein einziges Haus übrig iſt, da kommt das Kind heim und ſpricht nur: „Töpfchen ſteh!" da ſteht es und hört auf zu kochen, und wenn ſie wieder in die Stadt wollten, haben ſie ſich durcheſſen müſſen.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

104.

Die treuen Thiere.

Es war einmal ein Mann, der hatte gar nicht viel Geld, und mit dem wenigen das ihm übrig blieb, zog er in die weite Welt. Da kam er in ein Dorf, wo die Jungen zusammen liefen, schrien und lärmten. „Was habt ihr vor, ihr Jungen?“ fragte der Mann. „Ei, antworteten sie, da haben wir eine Maus, die muß uns tanzen, seht einmal, was das für ein Spaß ist! wie die herumtrippelt!“ Den Mann aber dauerte das arme Thierchen und er sprach: „laßt die Maus laufen, ihr Jungen, ich will euch auch Geld geben.“ Da gab er ihnen Geld und sie ließen die Maus gehen, die lief, was sie konnte, in ein Loch hinein. Der Mann ging fort und kam in ein anderes Dorf, da hatten die Jungen einen Affen, der mußte tanzen und Purzelbäume machen, und sie lachten darüber und ließen dem Thier keine Ruh. Da gab ihnen der Mann auch Geld, damit sie den Affen losließen. Darnach kam der Mann in ein drittes Dorf, da hatten die Jungen einen Bären und ließen ihn tanzen, und wenn er dazu brummte, war's ihnen eben recht. Da kaufte ihn der Mann auch los, und der Bär war froh, daß er wieder auf seine vier Beine kam und trabte fort.

Der Mann aber hatte nun sein Bischen übriges Geld ausgegeben und keinen rothen Heller mehr in der Tasche. Da sprach er zu sich selber: „der König hat so viel in seiner Schatzkammer, was er nicht braucht, Hungers kannst du nicht sterben, du willst

da etwas nehmen, und wenn du wieder zu Geld kommst, kannst du's ja wieder hineinlegen." Also machte er sich über die Schatzkammer, und nahm sich ein wenig davon, allein beim Herausschleichen ward er von den Leuten des Königs erwischt. Sie sagten, er wäre ein Dieb und führten ihn vor Gericht, da ward er verurtheilt, daß er in einem Kasten sollte aufs Wasser gesetzt werden. Der Kastendeckel war voll Löcher, damit Luft hinein konnte, auch ward ihm ein Krug Wasser und ein Laib Brot mit hinein gegeben Wie er nun so auf dem Wasser schwamm und recht in Angst war, hört er was krabbeln am Schloß, nagen und schnauben, auf einmal springt das Schloß selber auf und der Deckel in die Höh', und stehen da Maus, Affe und Bär, die hatten's gethan; weil er ihnen geholfen, wollten sie ihm wieder helfen. Nun wußten sie aber nicht, was sie noch weiter thun sollten und rathschlagten mit einander, indem kam ein weißer Stein auf dem Wasser daher geschwommen, der sah aus wie ein rundes Ei. Da sagte der Bär: „der kommt zu rechter Zeit, das ist ein Wunderstein, wem der eigen ist, der kann sich wünschen, wozu er nur Lust hat." Da fing der Mann den Stein, und wie er ihn in der Hand hielt, wünschte er sich ein Schloß mit Garten und Marstall, und kaum hatte er den Wunsch gesagt, so saß er in dem Schloß mit dem Garten und dem Marstall, und war alles so schön und prächtig, daß er sich nicht genug verwundern konnte.

Nach einer Zeit zogen Kaufleute des Wegs vorbei. „Seh einmal einer, riefen sie, was da für ein herrliches Schloß steht,

und das letztemal wie wir vorbeikamen, lag da noch schlechter Sand.“ Weil sie nun neugierig waren, gingen sie hinein und erkundigten sich bei dem Mann, wie er alles so geschwind hätte bauen können. Da sprach er: „das hab' ich nicht gethan, sondern mein Wunderstein.“ — „Was ist das für ein Stein?“ fragten sie. Da ging er hin und holte ihn und zeigte ihn den Kaufleuten. Die hatten grosse Lust dazu und fragten, ob er nicht zu erhandeln wäre, auch boten sie ihm alle ihre schönen Waaren dafür. Dem Manne stachen die Waaren in die Augen, und weil das Herz unbeständig ist, liess er sich bethören, und meinte, die schönen Waaren seyen mehr werth, als sein Wunderstein und gab ihn hin. Kaum aber hatte er ihn aus den Händen gegeben, da war auch alles Glück dahin und er sass auf einmal wieder in dem verschlossenen Kasten auf dem Fluss mit einem Krug Wasser und einem Laib Brot. Die treuen Thiere, Maus, Affe und Bär, wie sie sein Unglück sahen, kamen wieder und wollten ihm helfen, aber sie konnten nicht einmal das Schloss aufsprengen, weil's viel fester war, als das erstemal. Da sprach der Bär: „wir müssen den Wunderstein wieder schaffen, oder es ist alles umsonst.“ Weil nun die Kaufleute in dem Schloss noch wohnten, gingen die Thiere mit einander hin, und wie sie nah dabei kamen, sagte der Bär: „Maus geh hin und guck durch's Schlüsselloch und sieh, was anzufangen ist, du bist klein, dich merkt kein Mensch.“ Die Maus war willig, kam aber wieder und sagte: „es geht nicht, ich hab' hinein geguckt, der Stein hängt unter dem Spiegel an einem rothen Bändchen und hüben und drüben

ſitzen ein paar groſse Katzen mit feurigen Augen, die ſollen ihr bewachen.“ Da ſagten die andern: „geh nur wieder hinein und wart' bis der Herr im Bett liegt und ſchläft, dann ſchleich dich durch ein Loch hinein und kriech auf's Bett und zwick' ihn an der Naſe und beiß ihm ſeine Haare ab.“ Die Maus ging wieder hinein, und that wie die andern geſagt hatten, und der Herr wachte auf, rieb ſich die Naſe, war ärgerlich und ſprach: „die Katzen taugen nichts, ſie laſſen mir die Mäuſe die Haare vom Kopf abbeißen“ und jagte ſie alle beide fort. Da hatte die Maus gewonnen Spiel.

Wie nun der Herr die andere Nacht wieder eingeſchlafen war, machte ſich die Maus hinein, knuperte und nagte an dem rothen Band, woran der Stein hing, ſo lang, bis es entzwei war und herunterfiel, dann ſchleifte ſie's bis zu der Hausthür. Das ward aber der armen kleinen Maus recht ſauer, und ſie ſprach zum Affen, der ſchon auf der Lauer ſtand: „nimm du nun deine Pfote und hol's ganz heraus!“ Das war dem Affen ein Leichtes, der trug den Stein und ſie gingen ſo mit einander bis zum Fluß; da ſagte der Affe: „wie ſollen wir aber nun zu dem Kaſten kommen?“ Der Bär ſagte: „das iſt bald geſchehen, ich geh' ins Waſſer und ſchwimme, Affe, ſetz du dich auf meinen Rücken, halt dich aber mit deinen Händen feſt und nimm den Stein ins Maul; Mäuschen, du kannſt dich in mein rechtes Ohr ſetzen.“ Alſo thaten ſie und ſchwammen den Fluß hinab. Nach einer Zeit war's dem Bären ſo ſtill, fing an zu ſchwatzen und ſagte: „hör' Affe, wir ſind doch brave Cameraden, was meinſt

du?" — Der Affe aber antwortete nicht und schwieg still. „Ei! sagte der Bär, willst du mir keine Antwort geben? das ist ein schlechter Kerl, der nicht antwortet!" Wie der Affe das hört, thut er das Maul auf, läßt den Stein ins Wasser fallen und sagt: ich konnt' ja nicht antworten, ich hatte den Stein im Mund, jetzt ist er fort, daran bist du allein Schuld." „Sey nur ruhig, sagte der Bär, wir wollen schon etwas erdenken." Da berathschlagten sie sich und riefen die Laubfrösche, Unken und alles Ungeziefer, das im Wasser lebt, zusammen und sagten: „es kommt ein gewaltiger Feind, macht, daß ihr viele Steine zusammenschafft, so wollen wir euch eine Mauer bauen und euch schützen." Da erschraken die Thiere und brachten Steine von allen Seiten herbeigeschleppt, endlich kam auch ein alter, dicker Quackfrosch recht aus dem Grund herauf gerudert und hatte das rothe Band mit dem Wunderstein im Mund. Wie der Bär das sah, war er vergnügt: „da haben wir, was wir wollen," nahm dem Frosch seine Last ab, sagte den Thieren, es sey schon gut und machte einen kurzen Abschied. Darauf fuhren die drei hinab zu dem Mann im Kasten, sprengten den Deckel mit Hülfe des Steins und kamen noch zu rechter Zeit, denn er hatte das Brot schon aufgezehrt und das Wasser getrunken und war schon halb verschmachtet. Wie er aber den Stein in die Hände bekam, da wünscht' er sich wieder frisch und gesund und in sein schönes Schloß mit dem Garten und Marstall und lebte vergnügt und die drei Thiere blieben bei ihm und hatten's gut ihr lebelang.

105.

Mährchen von der Unke.

I.

Ein Kind saß vor der Hausthüre auf der Erde und hatte sein Schüsselchen mit Milch und Weckbrocken neben sich und aß. Da kam eine Unke gekrochen und senkte ihr Köpfchen in die Schüssel und aß mit. Am andern Tag kam sie wieder und so eine Zeit lang jeden Tag. Das Kind ließ sich das gefallen, wie es aber sah, daß die Unke immerfort blos die Milch trank und die Brocken liegen ließ, nahm es sein Löffelchen, schlug ihr ein bischen auf den Kopf und sagte: „Ding, iß auch Brocken!“ Das Kind war seit der Zeit schön und groß geworden, seine Mutter aber stand gerade hinter ihm, und sah die Unke, da lief sie herbei und schlug sie todt; von dem Augenblick an ward das Kind mager und ist endlich gestorben.

II.

Ein Waisen-Mädchen saß an der Stadtmauer und spann, sah eine Unke herkommen. Da breitete es ein blau seiden Tuch, das die Unken gewaltig lieben und auf das sie allein gehen, neben sich aus. Alsobald die Unke das erblickte, kehrte sie um, kam wieder und brachte ein kleines goldenes Krönchen getragen, legte es darauf und ging dann wieder fort. Da nahm das Mädchen die Krone auf, sie glitzerte und war von zartem Goldgespinst; nicht lange, so kam die Unke zum zweitenmal wieder, wie sie aber die Krone nicht mehr sah, kroch sie an die Wand und schlug vor

Leid ihr Häuptlein so lang dawider, als sie nur noch Kräfte hatte, bis sie endlich todt da lag. Hätte das Mädchen die Krone liegen lassen, die Unke hätte wohl noch mehr von ihren Schätzen aus der Höhle herbeigetragen.

III.

(Die Unke ruft:) huhu! huhu! (Kind spricht:) komm herut! (Die Unke kommt hervor, da fragt das Kind nach seinem Schwesterchen:) „hast du Rothstrümpfchen nicht gesehen?“ (Unke:) „Ne, ik og nit: wie du denn? huhu! huhu! huhu!“

106.

Der arme Müllerbursch und das Kätzchen.

In einer Mühle dienten einmal drei Müllerburschen, worin nur ein alter Müller lebte ohne Frau und Kind. Wie sie nun etliche Jahre bei ihm gedient hatten, sagte er zu ihnen: „zieht einmal fort, und wer mir das beste Pferd nach Haus bringt, dem will ich die Mühle geben.“ Der dritte von den Burschen war aber der Kleinknecht, der ward von den andern für albern gehalten, dem gönnten sie die Mühle nicht; und er wollte sie hernach nicht einmal! Da gingen alle drei mit einander hinaus, und wie sie vor das Dorf kamen, sagten die zwei zu dem albernen Hans: „du kannst nur hier bleiben, du kriegst doch dein Lebtag keinen Gaul.“ Der Hans aber ging doch mit und als es Nacht war, kamen sie an eine Höhle, da hinein legten sie sich

schlafen. Die zwei klugen warteten, bis Hans eingeschlafen war, dann stiegen sie auf, machten sich fort, ließen das Hänschen liegen und meinten's recht fein gemacht zu haben; ja! es wird euch doch nicht gut gehen! Wie nun die Sonne kam und Hans aufwachte, lag er in einer tiefen Höhle, er guckte sich überall um und rief: „ach Gott! wo bin ich!" Da erhob er sich und krafselte die Höhle hinauf, ging in den Wald und dachte: „wie soll ich nun zu einem Pferd kommen!" Indem er so in Gedanken dahin ging, begegnete ihm ein kleines buntes Kätzchen, sprach: „Hans, wo willst du hin?" — „Ach! du kannst mir doch nicht helfen." — „Was dein Begehren ist, weiß ich wohl, sprach das Kätzchen, du willst einen hübschen Gaul haben, komm mit mir und sey sieben Jahre lang mein treuer Knecht, so will ich dir einen geben, schöner, als du dein Lebtag einen gesehen hast." Da nahm sie ihn mit in ihr verwünschtes Schlößchen, er mußt' ihr dienen und alle Tage Holz klein machen, dazu kriegte er eine Axt von Silber und die Keile und Säge von Silber und der Schläger war von Kupfer. Nun da machte er's klein, blieb bei ihm, hatte sein gutes Essen und Trinken, sah aber niemand als das bunte Kätzchen. Einmal sagte es zu ihm: „geh hin und mäh meine Wiese und mach das Gras trocken" und gab ihm von Silber eine Sense und von Gold einen Wetzstein, hieß ihm aber auch alles wieder richtig abliefern. Da ging der Hans hin und that was es geheißen hatte, und als er fertig war und die Sense, den Wetzstein und das Heu nach Haus brachte, fragte er, ob es ihm noch nicht seinen Lohn geben wollte. „Nein, sagte die Katze,

du sollst mir erst noch einerlei thun, da ist Bauholz von Silber, Zimmerart, Winkeleisen und was nöthig ist, alles von Silber, daraus bau mir erst ein kleines Häuschen." Da baute der Hans das Häuschen fertig und sagte, er hätte nun alles gethan und noch kein Pferd; die sieben Jahre aber waren ihm herumgegangen, wie ein halbes. Fragte die Katze: ob er ihre Pferde sehen wollte? „Ja," sagte Hans. Da machte sie ihm das Häuschen auf und weil sie die Thüre so aufmacht, da stehen zwölf Pferde: ach! die waren gewesen ganz stolz! die hatten geblänkt und gespiegelt, daß sich sein Herz im Leib darüber freute. Nun gab sie ihm zu essen und zu trinken und sprach: „geh nun heim, dein Pferd geb' ich dir nicht mit, in drei Tagen aber komm' ich und bring' dir's nach;" also ging Hans heim und sie zeigte ihm den Weg zur Mühle. Sie hatte ihm aber nicht einmal ein neu Kleid gegeben, sondern er mußte sein altes lumpichtes Kittelchen behalten, das er mitgebracht hatte, und das ihm in den sieben Jahren überall zu kurz geworden war. Wie er nun heim kam, da waren die beiden andern Müllerburschen auch wieder da, jeder hatte zwar ein Pferd mitgebracht, aber des einen seins war blind, des andern seins lahm. Sie fragten ihn: „Hans, wo hast du dein Pferd?" — „In drei Tagen wird's nachkommen." Da lachten sie und sagten: „ja, du Hans, wo willst du ein Pferd herkriegen, das wird was rechtes seyn!" Hans ging in die Stube, der Müller sagte aber, er sollte nicht an den Tisch kommen, er wär' zu zerrissen und zerlumpt, man müßte sich schämen, wenn jemand herein käme. Da gaben sie ihm sein Bischen Essen hin-

aus, und wie sie Abends schlafen gingen, wollten ihm die zwei andern kein Bett geben, und er mußte endlich ins Gänseställchen kriechen und sich auf ein wenig Stroh hineinlegen. Am Morgen, wie er aufwacht, sind schon die drei Tage herum, und es kommt eine Kutsche mit sechs Pferden, eil die glänzten, daß es schön war und ein Bedienter der brachte noch ein siebentes, das war für den armen Müllerbursch, aus der Kutsche aber stieg eine prächtige Königstochter und ging in die Mühle hinein, und die Königstochter war das kleine bunte Kätzchen, dem der arme Hans sieben Jahr gedient hatte. Sie fragte den Müller, wo der dritte Mahlbursch, der Kleinknecht, wäre? Da sagte der Müller: „den können wir nicht in die Mühle nehmen, der ist so verrissen und liegt im Gänsestall.“ Da sagte die Königstochter, sie sollten ihn gleich holen. Also holten sie ihn heraus, und er mußte sein Kittelchen zusammenpacken, um sich zu bedecken; da schnallte der Bediente prächtige Kleider aus und mußte ihn waschen und anziehen, und wie er fertig war, konnte kein König schöner aussehen. Darnach wollte die Jungfrau die Pferde sehen, welche die andern Mahlburschen mitgebracht hatten, eins war blind, das andere lahm. Da ließ sie den Bedienten das siebente Pferd bringen; wie der Müller das sah, sprach er, so eins wär ihm noch nicht auf den Hof gekommen; „und das ist für den dritten Mahlbursch“ sprach sie. „Da muß er die Mühle haben,“ sagte der Müller; die Königstochter aber sprach, da wär' sein Pferd, er solle die Mühle auch behalten; und nimmt ihren treuen Hans und setzt ihn in die Kutsche und fährt mit ihm fort. Sie fahren erst nach dem

kleinen Häuschen, das er mit dem silbernen Werkzeug gebaut hat, da ist es ein großes Schloß und ist alles darin von Silber und Gold, und da hat sie ihn geheirathet und war er reich, so reich, daß er für sein Lebtag genug hatte. Darum soll keiner sagen, daß wer albern ist, deshalb nichts rechts werden könne.

107.

Die Krähen.

Es hatte ein rechtschaffener Soldat etwas Geld verdient und zusammengespart, weil er fleißig war und es nicht, wie die andern, in den Wirthshäusern durchbrachte. Nun waren zwei von seinen Kameraden, die hatten eigentlich ein falsches Herz und wollten ihn um sein Geld bringen; sie stellten sich aber äußerlich ganz freundschaftlich an. Auf eine Zeit sprachen sie zu ihm: „hör', was sollen wir hier in der Stadt liegen, wir sind ja eingeschlossen darin, als wären wir Gefangene, und gar einer wie du, der könnt' sich daheim was ordentliches verdienen und vergnügt leben." Mit solchen Reden setzten sie ihm auch so lange zu, bis er endlich einwilligte und mit ihnen ausreißen wollte; die zwei andern hatten aber nichts anders im Sinn, als ihm draußen sein Geld abzunehmen. Wie sie nun ein Stück Wegs fortgegangen waren, sagten die zwei: „wir müssen uns da rechts einschlagen, wenn wir an die Gränze kommen wollen." — „Ei! Gott bewahre, da gehts gerade wieder in die Stadt zurück, links müssen wir weiter," — „Was! willst du dich mausig machen?" riefen die zwei,

drangen auf ihn ein, schlugen ihn, bis er niederfiel, und nahmen ihm sein Geld aus den Taschen; das war aber noch nicht genug, sie stachen ihm auch die Augen aus, schleppten ihn zum Galgen und banden ihn daran fest. Da ließen sie ihn, und gingen mit dem gestohlenen Geld in die Stadt zurück.

Der arme Blinde wußte aber nicht, an welchem schlechten Ort er war, fühlte um sich und merkte, daß er unter einem Balken Holz saß. Da meinte er, es wäre ein Kreutz, sprach: „es ist doch gut von ihnen, daß sie mich wenigstens unter ein Kreutz gebunden haben, Gott ist bei mir," und fing an recht zu Gott zu beten. Wie es ungefähr Nacht werden mochte, hörte er etwas flattern; das waren aber drei Krähen, die ließen sich auf dem Balken nieder. Darnach hörte er, wie eine sprach: „Schwester, was bringt ihr Gutes? ja, wenn die Menschen wüßten, was wir wissen! die Königstochter ist krank und der alte König hat sie demjenigen versprochen, der sie heilt, das kann aber keiner, denn sie wird nur gesund, wenn die Kröte in dem Teich dort zu Asche verbrannt wird und sie die Asche trinkt." Da sprach die zweite: „ja, wenn die Menschen wüßten, was wir wissen! heute Nacht fällt ein Thau vom Himmel, so wunderbar und heilsam, wer blind ist und bestreicht seine Augen damit, der erhält sein Gesicht wieder." Da sprach auch die dritte, „ja, wenn die Menschen wüßten, was wir wissen! Die Kröte hilft nur einem und der Thau hilft nur wenigen, aber in der Stadt ist große Noth, da sind alle Brunnen vertrocknet und niemand weiß, daß der große viereckige Stein auf dem Markt muß weggenommen und darunter

gegraben werden, dort quillt das schönste Wasser.“ Wie die drei Krähen das gesagt hatten, hörte er es wieder flattern und sie flogen da fort! er aber machte sich allmälig von seinen Banden los, und dann bückte er sich und brach ein paar Gräserchen ab und bestrich seine Augen mit dem Thau, der darauf gefallen war. Alsbald ward er wieder sehend und waren Mond und Sterne am Himmel und sah er, daß er neben dem Galgen stand. Darnach suchte er Scherben, und sammelte von dem köstlichen Thau, so viel er zusammen bringen kannte und wie das geschehen war, ging er zum Teich, grub das Wasser davon ab und holte die Kröte heraus, und dann verbrannte er sie zu Asche und ging damit an des Königs Hof. Da ließ er nun die Königstochter von der Asche einnehmen und als sie gesund war, verlangte er sie, wie es versprochen war, zur Gemahlin. Dem König aber gefiel er nicht, weil er so schlechte Kleider an hatte, und er sprach, wer seine Tochter haben wollte, der müßte der Stadt erst Wasser verschaffen und damit hoffte er ihn los zu werden. Er aber ging hin, hieß den Leuten den viereckigen Stein auf dem Markt weghehen und darunter nach Wasser graben. Das thaten sie auch und kamen bald zu einer schönen Quelle, da war Wasser zum Ueberfluß; der König aber konnte ihm nun seine Tochter nicht länger abschlagen und er wurde mit ihr vermählt und lebten sie in einer vergnügten Ehe.

Auf eine Zeit, als er durch's Feld spaziren ging, begegneten ihm seine beiden ehemaligen Kameraden, die so treulos an ihm gehandelt hatten. Sie kannten ihn nicht, er aber erkannte sie

gleich, ging auf sie zu und sprach: „seht, das ist euer ehemaliger Kamerad, dem ihr so schändlich die Augen ausgestochen habt, aber der liebe Gott hat mir's zum Glück gedeihen lassen." Da fielen sie ihm zu Füßen und baten um Gnade, und weil er ein gutes Herz hatte, erbarmte er sich ihrer und nahm sie mit sich, gab ihnen auch Nahrung und Kleider. Er erzählte ihnen darnach, wie es ihm ergangen und wie er zu diesen Ehren gekommen wäre; als die zwei das vernahmen, hatten sie keine Ruhe und wollten auch eine Nacht sich unter den Galgen setzen, ob sie vielleicht auch etwas Gutes hörten. Wie sie nun unter dem Galgen saßen, flatterte auch bald etwas über ihren Häuptern und kamen die drei Krähen. Die eine sprach zur andern: „hört Schwestern, es muß uns jemand behorcht haben, denn die Prinzessin ist gesund, die Kröte ist fort aus dem Teich, ein Blinder ist sehend geworden und in der Stadt haben sie einen frischen Brunnen gegraben, kommt, laßt uns suchen, vielleicht finden wir ihn." Da flatterten sie herab und fanden die beiden und eh sie sich helfen konnten, saßen sie ihnen auf den Köpfen und hackten ihnen die Augen aus und hackten weiter so lange ins Gesicht, bis sie ganz todt waren. Da blieben sie liegen unter dem Galgen. Als sie nun in ein paar Tagen nicht wieder kamen, dachte ihr ehemaliger Kamerad, wo mögen die zwei herumirren und ging hinaus, sie zu suchen. Da fand er aber nichts mehr, als ihre Gebeine, die trug er vom Galgen weg und legte sie in ein Grab.

108.

Hans mein Igel.

Es war ein reicher Bauer, der hatte mit seiner Frau keine Kinder; öfters, wenn er mit den andern Bauern in die Stadt ging, spotteten sie ihn und fragten, warum er keine Kinder hätte. Da ward er einmal zornig und als er nach Haus kam, sprach er: „ich will ein Kind haben und sollt's ein Igel seyn." Da kriegte seine Frau ein Kind, das war oben ein Igel und unten ein Junge, und als sie das Kind sah, erschrak sie und sprach: „siehst du, du hast uns verwünscht!" Da sprach der Mann: „was kann das alles helfen, getauft muß der Junge werden, aber wir können keinen Gevatter dazu nehmen." Die Frau sprach: „wir können ihn auch nicht anders taufen als Hans mein Igel." Als er getauft war, sagte der Pfarrer: „der kann wegen seiner Stacheln in kein ordentlich Bett kommen." Da ward hinter dem Ofen ein wenig Stroh zurecht gemacht und Hans mein Igel darauf gelegt. Er konnte auch an der Mutter nicht trinken, denn er hätte sie mit seinen Stacheln gestochen. So lag er da hinter dem Ofen acht Jahre und sein Vater war ihn müde, und dachte, wenn er nur stürbe; aber er starb nicht, sondern blieb da liegen. Nun trug es sich zu, daß in der Stadt ein Markt war und der Bauer wollte darauf gehen, da fragte er seine Frau, was er ihr sollte mitbringen. „Ein wenig Fleisch und ein paar Wecke, was zum Haushalt gehört," sprach sie. Darauf fragte er die Magd, die wollte ein paar Toffel und Zwickelstrümpfe, endlich sagte er

auch: „Hans mein Igel, was willst du denn haben?“ — „Väterchen, sprach er, bringt mir doch einen Dudelsack mit.“ Wie nun der Bauer wieder nach Haus kam, gab er der Frau, was er ihr mitgebracht hatte, Fleisch und Wecke, dann gab er der Magd die Toffeln und die Zwickelstrümpfe, endlich ging er hinter den Ofen und gab dem Hans mein Igel den Dudelsack. Und wie Hans mein Igel den hatte, sprach er: „Väterchen, geht doch vor die Schmiede und laßt mir meinen Gökelhahn beschlagen, dann will ich fortreiten und will nimmermehr wiederkommen.“ Da war der Vater froh, daß er ihn los werden sollte, und ließ ihm den Hahn beschlagen und als er fertig war, setzte sich Hans mein Igel darauf, ritt fort, nahm auch Schweine und Esel mit, die wollt' er draußen im Walde hüten. Im Wald aber mußte der Hahn mit ihm auf einen hohen Baum fliegen, da saß er und hütete die Esel und Schweine, und saß lange Jahre bis die Heerde ganz groß war, und wußte sein Vater nichts von ihm. Wenn er aber auf dem Baum saß, blies er seinen Dudelsack und machte Musik, die war sehr schön. Einmal kam ein König vorbeigefahren, der hatte sich verirrt und hörte die Musik; da verwunderte er sich darüber und schickte seinen Bedienten hin, er sollte sich einmal umgucken, wo die Musik herkäme. Der guckte sich um, sah aber nichts, als ein kleines Thier auf dem Baum oben sitzen, das war wie ein Göckelhahn, auf dem ein Igel saß und machte die Musik. Da sprach der König zum Bedienten, er sollte fragen, warum es da säße und ob es nicht wüßte, wo der Weg in sein Königreich ging. Da stieg Hans mein Igel vom Baum und

sprach,

sprach, er wollte den Weg zeigen, wenn der König ihm wollte verschreiben und versprechen, was ihm zuerst begegnete am königlichen Hofe, wenn er nach Haus käme. Da dachte der König, das kannst du leicht thun, Hans mein Igel versteht's doch nicht und kannst schreiben was du willst. Da nahm der König Feder und Dinte und schrieb etwas auf, und als es geschehen war, zeigte Hans mein Igel ihm den Weg und er kam glücklich nach Haus. Seine Tochter aber, wie sie ihn von weitem sah, war so voll Freuden, daß sie ihm entgegen ging und ihn küßte. Er gedachte an Hans mein Igel und erzählte ihr, wie es ihm gegangen wäre, und daß er an ein wunderliches Thier, das auf einem Hahn geritten und schöne Musik gemacht, hätte verschreiben sollen, was ihm daheim zuerst begegnen würde; er hätte aber geschrieben, es sollt's nicht haben, denn Hans mein Igel könnt es doch nicht lesen. Darüber war die Prinzessin froh und sagte, das wäre gut, denn sie wäre doch nimmermehr hingegangen.

Hans mein Igel aber hütete die Esel und Schweine, war immer lustig und saß auf dem Baum und blies auf seinem Dudelsack. Nun geschah es, daß ein anderer König gefahren kam mit seinen Bedienten und Laufern und hatte sich verirrt und wußte nicht wieder nach Haus zu kommen, weil der Wald so groß war. Da hörte er gleichfalls die schöne Musik von weitem und sprach zu seinem Laufer, was das wohl wäre, er sollt' einmal zusehen, woher es käme. Da ging der Laufer hin unter den Baum und sah den Göckelhahn sitzen und Hans mein Igel oben drauf. Der Laufer fragte ihn, was er da oben vorhätte. „Ich

hüte meine Esel und Schweine; was ist euer Begehren?" Der Laufer sagte, sie hätten sich verirrt und könnten nicht wieder in's Königreich, ob er ihnen den Weg nicht zeigen wollte. Da stieg Hans mein Igel mit dem Hahn vom Baum herunter und sagte zu dem alten König, er wollt' ihm den Weg zeigen, wenn er ihm zu eigen geben wollte, was ihm zu Haus vor seinem königlichen Schlosse das erste begegnen würde. Der König sagte ja und unterschrieb sich dem Hans mein Igel, er sollt' es haben. Als das geschehen war, ritt er auf dem Göckelhahn voraus und zeigte ihm den Weg und gelangte er glücklich wieder in sein Königreich. Wie er auf den Hof kam, war große Freude darüber; nun hatte er eine einzige Tochter, die war sehr schön, die kam ihm entgegen, fiel ihm um den Hals und küßte ihn und freute sich, daß ihr alter Vater wieder kam. Sie fragte ihn auch, wo er so lang in der Welt gewesen wäre, da erzählte er ihr, er hätte sich verirrt und wär' beinahe gar nicht wieder gekommen, aber als er durch einen großen Wald gefahren, hätte einer halb wie ein Igel, halb wie ein Mensch, rittlings auf einem Hahn in einem hohen Baum gesessen und schöne Musik gemacht, der hätte ihm fortgeholfen und den Weg gezeigt, dafür aber er ihm versprochen, was ihm am königlichen Hofe zuerst begegnete, und das wäre sie, und das thäte ihm nun so leid. Da versprach sie ihm aber, sie wollte gern mit ihm gehen, wann er käme, ihrem alten Vater zu Liebe.

Hans mein Igel aber hütete seine Schweine und die Schweine bekamen wieder Schweine und diese wieder und wurden ihrer so

viel, daß der ganze Wald voll war. Da ließ Hans mein Igel seinem Vater sagen, sie sollten alle Ställe im Dorf ledig machen und räumen, er käme mit einer so großen Heerde Schweine, daß jeder schlachten sollte, der nur schlachten könnte. Da war sein Vater betrübt, als er das hörte, denn er dachte, Hans mein Igel wäre schon lang' gestorben. Hans mein Igel aber setzte sich auf seinen Göckelhahn, trieb die Schweine vor sich her ins Dorf und ließ schlachten; hu! da war ein Gemetzel und ein Hacken, daß man's zwei Stunden weit hören konnte. Darnach sagte Hans mein Igel: „Väterchen, laßt mir meinen Göckelhahn noch einmal vor der Schmiede beschlagen, dann reit' ich fort und komm' mein Lebtag nicht wieder." Da ließ der Vater den Göckelhahn beschlagen und war froh, daß Hans mein Igel nicht wieder kommen wollte.

Hans mein Igel ritt fort in das erste Königreich, da hatte der König befohlen, wenn einer käme auf einem Hahn geritten und hätte einen Dudelsack bei sich, dann sollten alle auf ihn schießen, hauen und stechen, damit er nicht in's Schloß käme. Als nun Hans mein Igel daher geritten kam, drangen sie mit den Bajonetten auf ihn ein, er aber gab dem Hahn die Sporn, flog auf, über das Thor hin vor des Königs Fenster, setzte sich da und rief ihm zu: „sollt' ihm geben, was er versprochen hätte, sonst so wollt' er ihm und seiner Tochter das Leben nehmen." Da gab der König seiner Tochter gute Worte, sie möchte zu ihm hinaus gehen, damit sie ihm und sich das Leben rettete. Da zog sie sich weiß an und ihr Vater gab ihr einen Wagen mit sechs

Pferden und herrliche Bedienten, Geld und Gut; sie setzte sich ein und Hans mein Igel mit seinem Hahn und Dudelsack neben sie, dann nahmen sie Abschied und zogen fort und der König dachte, er kriegte sie nicht wieder zu sehen. Es ging aber anders als er dachte, denn als sie ein Stück Wegs von der Stadt waren, da zog sie Hans mein Igel aus und stach sie mit seiner Igelhaut bis sie ganz blutig war, sagte: „das ist der Lohn für eure Falschheit, geh' hin, ich will dich nicht," und jagte sie damit nach Haus und war sie beschimpft ihr Lebtag.

Hans mein Igel aber ritt weiter auf seinem Göckelhahn und mit seinem Dudelsack nach dem zweiten Königreich, wo er dem König auch den Weg gezeigt hatte. Der aber hatte bestellt, wenn einer käm', wie Hans mein Igel, sollten sie das Gewehr vor ihm präsentiren, ihn frei hereinführen, Vivat rufen und ihn ins königliche Schloß bringen. Wie ihn nun die Prinzessin sah, war sie erschrocken, weil er doch gar so wunderlich aussah, sie dachte aber, es wäre nicht anders, sie hätte es ihrem Vater versprochen. Da ward Hans mein Igel von ihr bewillkommt, mußte mit an die königliche Tafel gehen und sie setzte sich zu seiner Seite und sie aßen und tranken. Wie's nun Abend ward, daß sie wollten schlafen gehen, da fürchtete sie sich sehr vor seinen Stacheln, er aber sprach, sie sollte sich nicht fürchten, es geschäh ihr kein Leid, und sagte zu dem alten König, er sollte vier Mann bestellen, die sollten wachen vor der Kammerthüre und ein großes Feuer anmachen, und wann er in die Kammer eingehe und sich ins Bett legen wolle, würde er aus seiner Igelshaut herauskriechen und sie

vor dem Bett liegen lassen; dann sollten die Männer hurtig herbeispringen und sie in's Feuer werfen, auch dabei bleiben, bis sie vom Feuer verzehrt wäre. Wie die Glocke nun elfe schlug, da ging er in die Kammer und streifte die Igelshaut ab, und ließ sie vor dem Bett liegen, da kamen die Männer und holten sie geschwind und warfen sie ins Feuer, und als sie das Feuer verzehrt hatte, da war er erlöst und lag da im Bett ganz als ein Mensch gestaltet, aber er war kohlschwarz wie gebrannt. Der König schickte zu seinem Arzt, der wusch ihn mit guten Salben und balsamirte ihn, da ward er weiß und war ein schöner junger Herr. Wie das die Prinzessin sah, war sie froh, und sie stiegen auf mit Freuden, aßen und tranken und ward die Vermählung gehalten, und Hans mein Igel bekam das Königreich von dem alten König.

Wie etliche Jahre herum waren, fuhr er mit seiner Gemahlin zu seinem Vater und sagte, er wäre sein Sohn, der Vater aber sprach, er hätte keinen, er hätte nur einen gehabt, der wär' aber wie ein Igel mit Stacheln geboren worden und in die Welt gegangen. Da gab er sich zu erkennen, und der alte Vater freute sich und ging mit ihm in sein Königreich.

109.

Das Todtenhemdchen.

Es hatte eine Mutter ein Büblein von sieben Jahren, das war so schön und lieblich, daß es niemand ansehen konnte ohne ihm gut zu seyn und sie hatte es auch lieber, als alles auf der Welt. Nun geschah es, daß es plötzlich krank wurde und der liebe Gott es zu sich nahm; darüber konnte sich die Mutter nicht trösten und weinte Tag und Nacht. Bald darauf aber, nachdem es begraben war, zeigte sich das Kind Nachts an den Plätzen, wo es sonst im Leben gesessen und gespielt hatte; weinte die Mutter, so weinte es auch, und wenn der Morgen kam, war es verschwunden. Als aber die Mutter gar nicht aufhören wollte zu weinen, kam es in einer Nacht mit seinem weißen Todtenhemdchen, in welchem es in den Sarg gelegt war, und mit dem Kränzchen auf dem Kopf, setzte sich zu ihren Füßen auf das Bett und sprach: „ach Mutter! hör' doch auf zu weinen, sonst kann ich in meinem Sarge nicht einschlafen, denn mein Todtenhemdchen wird nicht trocken von deinen Thränen, die alle darauf fallen." Da erschrak die Mutter, als sie das hörte, und weinte nicht mehr. Und in der andern Nacht kam das Kindchen wieder, hielt in der Hand ein Lichtchen, und sagte: „siehst du, nun ist mein Hemdchen bald trocken und ich habe Ruhe in meinem Grab." Da befahl die Mutter dem lieben Gott ihr Leid und ertrug es still und geduldig und das Kind kam nicht wieder, sondern schlief in seinem unterirdischen Bettchen.

110.

Der Jude im Dorn.

Ein Bauer hatte einen gar getreuen und fleißigen Knecht, der diente ihm schon drei Jahre, ohne daß er ihm seinen Lohn bezahlt hatte. Da fiel es ihm endlich bei, daß er doch nicht ganz umsonst arbeiten wollte, ging vor seinen Herrn und sprach: „ich habe euch unverdrossen und redlich gedient die lange Zeit, darum so vertraue ich zu euch, daß ihr mir nun geben wollet, was mir von Gottes Recht gebührt.“ Der Bauer aber war ein Filz und wußte, daß der Knecht ein einfältiges Gemüth hatte, nahm drei Pfennige und gab sie ihm, für jedes Jahr einen Pfennig, damit wäre er bezahlt. Und der Knecht meinte ein großes Gut in Händen zu haben, dachte: „was willst du dir's länger sauer werden lassen, du kannst dich nun pflegen und in der Welt frei lustig machen.“ Steckte sein großes Geld in den Sack und wanderte fröhlich über Berg und Thal.

Wie er auf ein Feld kam singend und springend, erschien ihm ein kleines Männlein, das fragte ihn seiner Lustigkeit wegen. „Ei! was sollt' ich trauern, gesund bin ich, und Geldes hab' ich grausam viel, brauche nichts zu sorgen; was ich in drei Jahren bei meinem Herrn erdient, das hab' ich gespart und ist all' mein.“ „Wie viel ist denn deines Guts?“ sprach das Männlein. Drei ganzer Pfennig, sagte der Knecht. „Schenk' mir deine drei Pfennige, ich bin ein armer Mann.“ Der Knecht war aber gutmüthig, erbarmte sich und gab sie hin. Sprach der Mann: „weil

du reines Herzens bist, sollen dir drei Wünsche erlaubt seyn, für jeden Pfennig einer, so hast du was dein Sinn begehrt." Das war der Knecht wohl zufrieden, dachte, Sachen sind mir lieber als Geld und sprach: „erstens wünsche ich mir ein Vogelrohr, das alles trifft, was ich ziele, zweitens eine Fiedel, wenn ich die streiche, muß alles tanzen, was sie hört; drittens, warum ich die Leute bitte, daß sie es mir nicht abschlagen dürfen." Das Männchen sagte: alles sey dir gewährt und stellte ihm Fiedel und Vogelrohr zu; darauf ging es seiner Wege.

Mein Knecht aber, war er vorher froh gewesen, dünkte er sich jetzt noch zehnmal froher, und ging nicht lange zu, so begegnete ihm ein alter Jude. Da stand ein Baum und oben drauf auf dem höchsten Zweig saß eine kleine Lerche und sang und sang. „Gotts Wunder! was so ein Thierlein kann, hätt' ich's, gäb' viel darum." „Wenn es weiter nichts ist, die soll bald herunter," sagte der Knecht, setzte sein Rohr an und schoß die Lerche auf das Haar, daß sie den Baum herabfiel, „geht hin und leset sie auf," sie war aber ganz tief in die Dornen unten am Baum hineingefallen. Da kroch der Jude in den Busch und wie er mitten drin stack, zog mein Knecht seine Fiedel und geigte, fing der Jude an zu tanzen und hatte keine Ruh, sondern sprang immer stärker und höher; der Dorn aber zerstach seine Kleider, daß die Fetzen herum hingen und ritzte und wundete ihn, daß er am ganzen Leibe blutete. „Gotts willen! schrie der Jude, laß der Herr sein Geigen seyn, was hab' ich verbrochen?" Die Leute hast du genug geschunden, dachte der lustige Knecht, so geschieht dir kein

unrecht, und spielte einen neuen Hüpfauf. Da legte sich der Jude auf Bitten und Versprechen und wollte ihm Geld geben, wenn er aufhörte, allein das Geld war dem Knecht erst lange nicht genug und trieb ihn immer weiter, bis der Jude ihm hundert harte Gulden verhieß, die er im Beutel führte und eben einem Christen abgeprellt hatte. Wie mein Knecht das viele Geld sah, sprach er: „unter dieser Bedingung ja," nahm den Beutel und stellte sein Fiedeln ein; darauf ging er ruhig und vergnügt weiter die Straße.

Der Jude riß sich halb nackt und armselig aus dem Dornstrauch, überschlug, wie er sich rächen möchte, und fluchte dem Gesellen alles Böse nach. Lief endlich zum Richter, klagte daß er von einem Bösewicht unverschuldeter Weise seines Geldes beraubt und noch dazu zerschlagen wäre, daß es erbarmte, und der Kerl, der es gethan hätte, trüge ein Rohr auf dem Buckel und eine Geige hinge an seinem Hals. Da sandte der Richter Boten und Häscher aus, die sollten den Knecht fahen, wo sie ihn könnten sehen, der wurde bald ertappt und vor Gericht gestellt. Da klagte der Jude, daß er ihm das Geld geraubt hätte, der Knecht sagte: „nein, gegeben hast du mir's, weil ich dir aufgespielt habe," aber der Richter machte das Ding kurz und verurtheilte meinen Knecht zum Tod am Galgen. Schon stand er auf der Leitersprosse, den Strick am Hals, da sprach er: „Herr Richter, gewährt mir eine letzte Bitte!" — „Wofern du nicht dein Leben bittest, soll sie gewährt seyn." „Nein, um mein Leben ist's nicht, laßt mich noch eins auf meiner Geige geigen zu guter Letzt." Da schrie

der Jude: „bewahre Gott! erlaubt's ihm nicht! erlaubt's ihm nicht!" allein das Gericht sagte: „einmal ist es ihm zugestanden und dabei soll's bewenden," auch durften sie's ihm nicht weigern, weil er die Gabe hatte, daß ihm keiner die Bitte abschlug. Da schrie der Jude: „bindet mich fest, um Gotteswillen!" mein Knecht aber faßte seine Fiedel und that einen Strich, da wankte alles und bewegte sich, Richter, Schreiber und Schergen und den Jud' konnte keiner binden, und er that den zweiten Strich, da ließ ihn der Henker los und tanzte selber, und wie er nun ordentlich in's Geigen kam, tanzte alles zusammen, Gericht und der Jude vornen und alle Leute auf dem Markt die da wollten zuschauen. Und anfangs ging's lustig, weil aber das Geigen und Tanzen kein Ende nahm, so schrien sie jämmerlich und baten ihn, abzulassen, aber er that's nicht eher, bis ihm der Richter das Leben nicht nur schenkte, sondern auch versprach die hundert Gulden zu lassen. Aber noch rief er dem Juden zu: „Spitzbub' gesteh wo du das Geld her hast, sonst hör' ich dir nicht auf zu spielen." „Ich hab's gestohlen, ich hab's gestohlen und du hattest es ehrlich verdient" schrie der Jude, daß es alle hörten. Da ließ mein Knecht die Geige ruhen und der Schuft wurde für ihn an den Galgen gehängt.

111.

Der gelernte Jäger.

Es war einmal ein junger Bursch, der hatte die Schlosserhandthierung gelernt und sprach zu seinem Vater, er müßte in die Welt gehen und sich versuchen. „Ja, sagte der Vater, das bin ich zufrieden" und gab ihm etwas Geld auf die Reise. Also zog er herum; auf eine Zeit, da wollt' ihm das Schlosserwerk nicht mehr folgen und stand ihm auch nicht mehr an, aber er kriegte Lust zur Jägerei. Da begegnete ihm auf der Wanderschaft ein Jäger in grünem Kleide, der fragte, wo er h r käm' und hin wollte? Er wär' ein Schlossergesell, sagte der Bursch, aber das Handwerk gefiele ihm nicht mehr, hätte Lust zur Jägerei, ob er sie ihm lehren wollte. — „O ja, wenn du mit mir gehen willst." Da ging der junge Bursch mit und vermiethete sich etliche Jahre bei ihm und lernte die Jägerei. Darnach wollt' er sich weiter versuchen, und der Jäger gab ihm nichts zum Lohn als eine Windbüchse, die hatte aber die Eigenschaft, wenn er damit schoß, so traf er ohnfehlbar. Da ging er nun fort und kam in einen sehr großen Wald, von dem konnt' er in einem Tag das Ende nicht finden; wie's Abend war, setzte er sich auf einen hohen Baum, damit er aus den wilden Thieren käme. Gegen Mitternacht zu, däuchte ihm, schimmerte ein kleines Lichtchen von weitem, da sah er durch die Aeste darauf hin und behielt in acht, wo es war Doch nahm er erst noch seinen Hut und warf ihn nach dem Licht zu herunter, daß er darnach gehen wollte, wann er

herabgestiegen wär, als nach einem Zeichen. Nun kletterte er herunter, ging auf seinen Hut los, setzte ihn wieder auf und zog gerades Wegs fort. Je weiter er ging, je größer ward das Licht, und wie er nahe dabei kam, sah er, daß es ein gewaltiges Feuer war und saßen drei Riesen dabei, und hatten einen Ochsen am Spieß und ließen ihn braten. Nun sprach der eine: „ich muß doch schmecken, ob das Fleisch bald gahr ist," riß ein Stück herab und hielts an den Mund, indem schoß es ihm der Jäger aus der Hand." „Nun ja, sprach der Riese, da weht mir der Wind das Stück aus der Hand!" und nahm sich ein anderes. Wie er eben anbeißen wollte, schoß es ihm der Jäger abermals weg; da gab der Riese dem, der neben ihm saß, eine Ohrfeige und rief zornig: „was reißt du mir mein Stück weg!" „Ich habe dir nichts weggerissen," sprach der andere, „es wird dirs ein Scharfschütz weggeschossen haben." Der Riese nahm sich das dritte Stück, er konnts aber nicht in der Hand behalten, der Jäger schoß es ihm heraus. Da sprachen die Riesen: „das muß ein guter Schütze seyn, der den Bissen vor dem Maul wegschießen kann, so einer wär' uns nützlich" und riefen laut: „komm herbei, du Scharfschütze, setz dich ans Feuer und iß dich satt, wir wollen dir nichts thun; aber kommst du nicht und wir holen dich mit Gewalt, so bist du verloren." Da trat der Bursch herzu und sagte, er wär' ein gelernter Jäger und wornach er mit seiner Büchse ziele, das treffe er auch sicher und gewiß. Da sprachen sie, wenn er mit ihnen gehe, solle ers gut haben und erzählten ihm, vor dem Wald sey ein groß Wasser, dahinter ständ ein Thurm, und in

dem Thurm säß eine schöne Königstochter, die wollten sie gern rauben. „Ja, sprach er, die will ich bald geschafft haben.“ Sagten sie weiter: „es ist aber etwas noch dabei, es liegt ein kleines Hündchen dort, das fängt gleich an zu bellen, wann sich jemand nähert, und sobald das bellt, wacht auch alles am königlichen Hofe auf, darum können wir nicht hinein kommen; unterstehst du dich, das Hündchen todt zu schießen?“ „Ja, sprach er, das ist mir ein kleiner Spaß.“ — Darnach setzte er sich auf ein Schiff und fuhr über das Wasser, und wie er bald beim Land war, kam das Hündchen gelaufen und wollte bellen, aber er kriegte seine Windbüchse und schoß es todt. Wie die Riesen das sahen, freuten sie sich, und meinten, sie hätten die Königstochter nun schon gewiß; er sprach aber zu ihnen, sie sollten haußen bleiben, bis er ihnen riefe. Da ging er in das Schloß und es war mäuschenstill und schlief alles; wie er das erste Zimmer aufmachte, hing da ein Säbel an der Wand, der war von purem Silber und ein goldener Stern darauf und des Königs Name; daneben aber stand ein Tisch und auf dem Tisch lag ein versiegelter Brief, den brach er auf und stand darin, wer den Säbel hätte, könnte alles ums Leben bringen, was ihm vorkäme. Da nahm er den Säbel von der Wand, hing ihn um und ging weiter, da kam er in das Zimmer, wo die Königstochter lag und schlief, und sie war so schön, daß er still stand und sie betrachtete und den Athem anhielt. Wie er sich weiter umschaute, da standen unter dem Bett ein Paar Pantoffeln, auf dem rechten stand ihres Vaters Name mit einem Stern und auf dem linken ihr Name mit einem Stern. Sie hatte

auch ein großes Halstuch um, von Seide mit Gold ausgestickt, auf der rechten Seite ihres Vaters Name, auf der linken ihr Name, alles mit goldenen Buchstaben. Da nahm der Jäger eine Scheere und schnitt den rechten Schlippen ab und stopfte ihn in seinen Ranzen und dann nahm er auch den rechten Pantoffel mit des Königs Namen, und steckte ihn hinein. Nun lag die Jungfrau noch immer und schlief, und sie war ganz in ihr Hemd eingenäht, da schnitt er auch ein Stückchen von dem Hemd ab und steckte es zu dem andern, doch that er das alles, ohne sie anzurühren. Dann ging er wieder fort und ließ sie schlafen und als er wieder ans Thor kam, standen da die Riesen noch draußen, warteten auf ihn und dachten, er würde die Königstochter bringen. Er rief ihnen aber zu, sie sollten sich auch herein machen, die Jungfrau wäre schon in seiner Gewalt; die Thüre könnte er ihnen aber nicht aufmachen, da wär ein Loch, durch welches sie kriechen müßten. Nun kam der erste näher, da wikkelte der Jäger des Riesen Haar um seine Hand, zog den Kopf herein und hieb ihn mit seinem Säbel in einem Streich ab und duns (zog) ihn dann vollends herein. Dann rief er den zweiten und hieb ihm gleichfalls das Haupt ab, und endlich auch dem dritten, und war froh, daß er die schöne Jungfrau von ihren Feinden befreit hatte, und schnitt ihnen die Zungen aus und steckte sie in seinen Ranzen. Da dacht er, ich will heim gehen zu meinem Vater und ihm zeigen, was ich schon gethan habe, dann will ich in der Welt herum ziehen, das Glück, das mir Gott bescheren will, wird mich schon erreichen.

Der König in dem Schloß aber, als er aufwachte, sah drei Riesen da todt liegen; ging in die Schlafkammer seiner Tochter, weckte sie auf und fragte, wer das wohl gewesen, der die Riesen ums Leben gebracht. Da sagte sie: „lieber Vater, ich weiß es nicht, ich habe geschlafen.“ Wie sie nun aufstand und ihre Pantoffeln anziehen wollte, da war der rechte weg, und wie sie ihr Halstuch betrachtete, war es durchschnitten und fehlte der rechte Schlippen, und wie sie ihr Hemd ansah, war ein Stückchen heraus. Der König ließ den ganzen Hof zusammen kommen, Soldaten und alles was da war, und fragte, wer seine Tochter befreit und die Riesen hätte ums Leben gebracht? Nun hatte er einen Hauptmann, der war einäugig und ein häßlicher Mensch, der sagte, er hätte es gethan. Da sprach der alte König, so er das vollbracht, sollte er seine Tochter auch heirathen. Die Jungfrau aber sagte: „lieber Vater, dafür, daß ich den heirathen soll, will ich lieber in die Welt gehen, so weit als mich meine Beine tragen.“ Da sprach der König, wenn sie den nicht heirathen wollte, sollte sie die königlichen Kleider ausziehen und Bauernkleider anthun, und fortgehen; und sie sollte zu einem Töpfer gehen und sich einen irden Geschirr-Handel anfangen. Da thät sie ihre königlichen Kleider aus und ging zu einem Töpfer und borgte sich einen Kram irden Werk; versprach ihm auch, wenn sie's am Abend verkauft hätte, es zu bezahlen. Nun sagte der König, sie sollte sich an eine Ecke damit setzen und es verkaufen, dann bestellte er etliche Bauernwagen, die sollten mitten durchfahren, daß alles in tausend Stücke ging. Wie nun die

Königstochter ihren Kram auf die Straße hingestellt hatte, kamen die Wagen und zerbrachen ihn zu lauter Scherben; fing sie an zu weinen und sprach: „ach Gott! wie will ich nun dem Töpfer bezahlen.“ Der König aber hatte sie damit zwingen wollen, den Hauptmann zu heirathen, statt dessen ging sie wieder zum Töpfer und fragte ihn, ob er ihr noch einmal borgen wollte. Er antwortete nein, sie sollte erst das Vorige bezahlen. Da ging sie zu ihrem Vater und schrie und sagte, sie wollte in die Welt hineingehen. Da sprach er, sie sollt hingehen in den Wald, da wollt' er ihr ein Häuschen bauen, darin sollt' sie ihr Lebtag sitzen und für jedermann kochen; dürfte aber kein Geld nehmen. Also ließ er ihr ein Häuschen im Wald bauen, vor die Thüre ein Schild, darauf stand geschrieben: „heute umsonst, morgen für Geld.“ Da saß sie lange Zeit und sprach es sich in der Welt herum, da säß eine Jungfrau, die kochte umsonst und das ständ vor der Thüre an einem Schild. Das hörte auch der Jäger und dachte: ei! das wär' etwas für dich, du bist doch arm und hast kein Geld; nahm also seine Windbüchse und seinen Ranzen, worin noch alles steckte, was er damals im Schloß als Wahrzeichen hineingethan hatte, und ging in den Wald und fand auch das Häuschen mit dem Schild: „heute umsonst, morgen für Geld.“ Er hatte aber den Degen umhängen, womit er den drei Riesen den Kopf abgehauen hatte, trat so in das Häuschen hinein und ließ sich etwas zu essen geben. Er freute sich über das schöne Mädchen, es war aber auch bildschön. Sie fragte ihn, wo er her käm und hin wollte, da sagte er: „ich reise in der Welt herum.“ Da fragte

sie

ſie ihn, wo er den Degen her hätte, da ſtände ja ihres Vaters Name darauf! Fragte er, ob ſie des Königs Tochter wäre? „ja" ſagte ſie. „Mit dieſem Säbel, ſprach er, hab' ich drei Rieſen den Kopf abgehauen" und holte zum Zeichen ihre Zungen aus dem Ranzen, dann zeigte er ihr auch den Pantoffel, den Schlippen vom Halstuch und das Stück vom Hemd. Da war ſie voller Freude und ſagte, er wär' derjenige, der ſie erlöſt hätte. Darauf gingen ſie zuſammen zum alten König, und ſie führte ihn in ihre Kammer und ſagte ihm, der Jäger ſey der rechte, der ſie erlöſt hätte von den Rieſen. Und wie der alte König die Wahrzeichen alle ſah, da konnt' er nicht mehr zweifeln und ſagte, das wär' ihm lieb, und er ſollte ſie nun auch zur Gemahlin haben; darüber war die Jungfrau von Herzen froh. Darauf kleideten ſie ihn, als wenn er ein fremder Herr wäre, und der König ließ ein Gaſtmahl anſtellen. Als ſie nun zu Tiſch gingen, kam der Hauptmann auf die linke Seite der Königstochter, der Jäger aber auf die rechte, und der Hauptmann meinte, das ſey ein fremder Herr und wär' zum Beſuch gekommen. Wie ſie gegeſſen und getrunken hatten, ſprach der alte König zum Hauptmann, er wollt' ihm etwas aufgeben, das ſollt' er errathen: wenn einer ſpräch, er hätte drei Rieſen ums Leben gebracht und er gefragt würde, wo die Zungen der Rieſen wären, und er müßt' zuſehen, und wären keine in ihren Köpfen, wie das zuginge? Da ſagte der Hauptmann: „ſie werden keine gehabt haben." „Ei! ſagte der König, jed' Gethier hat eine Zunge," und fragte weiter, was der werth wäre, daß ihm widerführe? Da ſprach der Haupt-

mann: „der gehört in Stücken zerrissen zu werden.“ Da sagte der König, er hätte sich selber sein Urtheil gesprochen, und ward der Hauptmann gefänglich gesetzt und dann in vier Stücke zerrissen, die Königstochter aber mit dem Jäger vermählt, der holte seinen Vater und seine Mutter und die lebten in Freude bei ihrem Sohn, und nach des alten Königs Tod bekam er das Reich.

112.

Der Dreschflegel vom Himmel.

Es zog einmal ein Bauer mit einem Paar Ochsen zum Pflügen aus, als er aufs Land kam, da fingen den beiden Thieren die Hörner an zu wachsen, wuchsen fort, und als er nach Haus wollte, waren sie so groß, daß er nicht mit zum Thor hinein konnte. Zu gutem Glück kam gerade ein Metzger daher, dem überließ er sie, und schlossen sie den Handel dergestalt, daß er sollte dem Metzger ein Maaß Rübsamen bringen, der wollt' ihm dann für jedes Korn einen brabanter Thaler aufzählen. Das heiß ich mir gut verkauft! Der Bauer ging nun heim und trug das Maaß Rübsamen auf dem Rücken herbei; unterwegs verlor er aber aus dem Sack ein Körnchen. Der Metzger bezahlt' ihm nach dem Handel richtig aus; hätte der Bauer das eine Korn nicht verloren, so hätte er einen brabanter Thaler mehr gehabt. Indessen, wie er wieder des Wegs zurück kam, war aus dem Korn ein Baum gewachsen, der reichte bis an den Himmel. „Ei, dachte der Bauer, weil die Gelegenheit da ist, mußt du doch sehen,

was die Engel da droben machen und ihnen einmal unter die Augen gucken.“ Also stieg er hinauf und sah, daß die Engel oben Hafer droschen und schaute das mit an; wie er so schaute, merkte er, daß der Baum, worauf er stand, anfing zu wackeln und guckte hinunter und sah, daß ihn eben einer umhauen wollte. „Wenn du da herab stürzest, das wär' ein böses Ding!“ dachte er, und in der Noth wußt' er sich nicht besser zu helfen, als daß er die Spreu vom Hafer nahm, die haufenweis da lag und daraus einen Strick drehte, auch griff er nach einer Hacke und einem Dreschflegel, die da herum im Himmel lagen und ließ sich an dem Seil herunter. Er kam aber unten auf der Erde gerade in ein tiefes, tiefes Loch, und da war es ein rechtes Glück, daß er die Hacke hatte, denn die nahm er und hackte sich eine Treppe und brachte den Dreschflegel zum Wahrzeichen mit.

113.

De beiden Künnigeskinner.

Et was mol en Künig west, de hadde en kleinen Jungen kregen, in den sin Teiken (Zeichen) hadde stahn, he sull von einen Hirsch ümmebracht weren, wenn he sestein Johr alt wäre. Ase he nu so wit anewassen was, do gingen de Jägers mol mit ünne up de Jagd. In den Holte, da kümmt de Künigssohn bie de anneren denne (von den andern weg), up ein mol süht he da ein grooten Hirsch, den wull he scheiten, he kunn en awerst nig drepen; up't lest is de Hirsch so lange für ünne herut laupen', bis

gans ut den Holte; da steiht da up einmol so ein grot lank Mann stab des Hirsches, de segd: „nu dat is gut, dat ik dik hewe, schon 6 paar gleserne Schlitschau hinner di caput jaget, un hewe dik nig kriegen könnt.“ Da nümmet he ün mit sik un schlippet em dur ein grot Water bis für en grot Künigsschlott, da mut he mit an'n Disk un eten wat. Ase se tosammen wat geeten het, segd de Künig: „ik hewe drei Döchter, die der öleften mußt du en Nacht waken, von des Obends niegen Uhr bis Morgen sesse, un ik kumme jedesmol, wenn de Klocke schlätt, sülwens un rope. An wenne mie dann immer Antwort givst, so salst du se tor Fruen hewen.“ Ase do die jungen Lude up de Schlopkammer kämen, da stund der en steinern Christoffel, da segd de Künigsdochter to emme: „um niegen Uhr kummet min Teite (Vater), alle Stunne bis et dreie schlätt, wenn he froget, so giwet gi em Antwort statt des Künigssohns,“ da nickede de steinerne Christoffel mit den Koppe gans schwinne un dann jümmer langsamer, bis he to leste wier stille stund. Den anneren Morgen, da segd de Künig to emme: „du hest dine Sacken gut macket, awerst mine Dochter kann ik nig hergiewen, du möstest dann tin Nachte die de tweiten wacken, dann will ik mie mal drup bedenken, ob du mine ölleste Dochter tor Frugge hewen kannst; awerst ik kumme olle Stunne sülwenst, un wenn ik die rope, so antworte mie, un wenn ik die rope un du antwortest nig, so soll fleiten din Blaud für mie.“ Un da gengen de beiden up de Schlopkammer, da stahnd da noch en gröteren steineren Christoffel, dato seg de Künigsdochter: „wenn min Teite frögt, so antworte du,“ da nickede de grote

steinerne Christoffel wier mit den Koppe gans schwinne un dann jümmer langsamer, bis he to leste wier stille stund. Un de Künigssohn legte sik up den Dörsüll (Thürschwelle), legte de Hand unner den Kopp un schläpt inne. Den anneren Morgen seh de Künig to ünne: „du hast dine Sacken twaren gut macket, awerst mine Dochter kann ik nig hergiewen, du möstest süs bie der jungesten Künigsdochter en Nacht wacken, dann will ik mie bedenken, ob du mine tweide Dochter tor Frugge hewen kannst; awerst ik kumme alle Stunne sülwenst, un wenn ik rope, so antworte mie, un wenn ik die rope un du antwortest nig, so soll fleiten dein Blaud für mie." Da gingen se wier tohope (zusammen) up ehre Schlopkammer, da was da noch en viel grötern un viel längern Christoffel, ase bie de twei erstenz dato segde de Künigsdochter: „wenn min Teite röpet, so antworte du," da nickede de grote lange steinerne Christoffel wohl ene halwe Stunne mit den Koppe, bis de Kopp toleſt wier stille stund. Un de Künigssohn legte sik up de Dörsül und schläp inne. Den annern Morgen da segd de Künig: „du hast twaren gut wacket, awerst ik kann die noch mine Dochter nig giewen, ik hewe so en groten Wall, wenn du mie den von hüte Morgen sesse bis tin Morgen afhoggest, so will ik mie drup bedenken." Da dehe (that d. i. gab) he ünne en gleserne Axt, en gläsernen Kiel un en gleserne Holt-Hacke midde. Wie he in dat Holt kummen is, da hoggete he einmal to, da was de Axt entwei, da nam he den Kiel un schlett einmal mit de Holt-Hacke daruppe, da is et so kurt un so klein ase Grutt (Sand). Da was he so bedröwet un glövte, nu möste he ster-

wen, un he geit ſitten un grient (weinte). Aſſet nu Middag is, da ſegd de Künig: „eine von juck Mäken mott ünne wat to etten bringen.“ — „Nee, ſegged de beiden öllesten, wie willt ün nicks bringen, wo he dat leſte bie wacket het, de kann ün auck wat bringen.“ Da mutt de jungeſten weg un bringen ünne wat to etten. Aſe in den Walle kummet, da frägt ſe ün, wie et ünne ginge? O, ſehe he, et ginge ün gans ſchlechte. Do ſehe ſe, he ſull herkummen un etten erſt en bitken; nee, ſeh he, dat künne he nig, he möſte jo doch ſterwen, etten wull he nig mehr. Do gav ſe ünne ſo viel gute Woore, he möchte et doch verſöken; do kümmt he un ett wat. Aſe he wat getten het, do ſehe ſe: „ik will die eeſt en bitken luſen, dann werſt du annerſt to Sinnen.“ Do ſe ün luſet, do werd he ſo möhe un ſchlöppet in, un do nümmet ſe ehren Doock un binnet en Knupp do in und ſchlätt ün drei mol up de Eere un ſegd: „Arweggers herut!“ Do würen glick ſo viele Eerdmänneken herfurkummen un hadden froget, wat de Künigsdochter befelde. Do ſeh ſe: „in Tied von drei Stunnen mutt de groote Wall afhoggen un olle dat Holt in Höpen ſettet ſien.“ Do gingen de Eerdmännekens herum un boen ehre ganſe Verwanſchap up, dat ſe ehnen an de Arweit helpen ſullen. Do ſingen ſe glick an un aſe de drei Stunne ümme würen, do is alles to enne weſt; un do keimen ſe wier to der Künigsdochter un ſehen't ehr. Do nümmet ſe wier ehren witten Doock un ſegd: „Arweggers nah Hus!“ Do ſiet ſe olle wier wege weſt. Do de Künigsſuhn upwacket, do werd he ſo frau, do ſegd ſe: „wenn et nu ſeſſe ſchloen het, ſo kumme nah

Hus!" Dat het he auk bevolget un do frägt de Künig: „heſt du den Wall aawe?" „Ja" ſegd de Künigsſuhn. Aſe ſe do an en Diſke ſittet, do ſeh de Künig: „ik kann die nau mine Dochter nie tor Frugge giewen," he möſte eeſt nau wat umme ſe bohen. Do frägt he, wat dat den ſien ſulle? „Ik hewe ſo en grot Dieck, ſeh de Künig, do moſt du den annern Morgen hönne, un moſt en utſchloen, dat he ſo blank is, aſe en Spegel, un et müttet von ollerhand Fiſke dorinne ſien." Den anneren Morgen do gav ünne de Künig ene gleſerne Schute (Schüppe) un ſegd: „umme ſeſſ Uher mot de Dieck ferig ſien." Do geit he weg, aſe he bie den Dieck kummet, do ſtecket he mit de Schute in de Muhe (Moor, Sumpf), do brack ſe af; do ſtecket he mit de Hacken in de Muhe un et was wier caput. Do wert he gans bedröwet. Den Middag brachte de jüngeſte Dochter ünne wat to etten, do frägt ſe, wo et ünne ginge? Do ſeh de Künigsſuhn, et ginge ünne gans ſchlechte, he ſull ſienen Kopp wohl mitten mutten; „dat Geſchirr is mie wier klein gohen." — „O, ſeh ſe, he ſull kummen un etten eeſt wat, dann weſt du anneren Sinnes." „Nee, ſegde he, etten kunn he nig, he wer gar to bedröwet," do givt ſe ünne viel gude Woore, bis he kummet un ett wat. Do luſet ſe ünn wier, un he ſchloppet in, ſe nümmet von niggen en Doock, ſchlett en Knupp do inne, un kloppet mit den Knuppe dreimol up de Eere un ſegd: „Arweggers herut!" da kummt glick ſo viele Eerdmännekens un froget olle, wat ehr Wegeren wär? „In Tieb von drei Stunne moſten ſe den Diek gans utſchloen hewen un he möſte ſo blank ſien, dat man ſik inne

ſpeigelen künne, un von ollerhand Fiſke moſten dorinne ſien.“ Do gingen de Eerdmännekens hünn un boen ehre Verwanſchap up, dat ſe ünnen helpen ſullen; un et is auck in twei Stunnen ferrig weſt. Do kummet ſe wier un ſehget: „wie hät bohen, ſo us befolen is.“ Do nümmet de Künigsdochter den Doock un ſchlett wier dremol up de Eere un ſegd: „Arweggers to Hus!“ do ſiet ſe olle wier weg. Aſe do de Künigsſohn upwecket, do is de Dieck ferrig. Do geit de Künigsdochter auck weg und ſegd, wenn et ſeſſe wär, dann ſull he nah Hus kummen; aſe he do nah Hus kummet, do frägt de Künig: „hes du den Dieck ferrig?“ „Jo“ ſeh de Künigsſuhn. „Dat wer ſchöne.“ Do ſe do wier to Diſke ſeiten, do ſeh de Künig: „du haſt den Dieck twaren ferrig, awerſt ik kann die mine Dochter noch nie giewen, du moſt eerſt nau eins bohen.“ — „Wat is dat den?“ frögte de Künigsſuhn. „He hebbe ſo en grot Berg, do würen luter Dorenbuſke anne, de moſten olle afhoggen weren, un bowen up moſte he en grot Schlott buggen, dat moſte ſo wacker ſien, aſe't nu en Menſke denken kunne, un olle Ingedömſe, de in den Schlott gehorden, de möſten der olle inne ſien.“ Do he nu den annern Morgen up ſteit, do gav ünne de Künig en gleſeren Exen un en gleſeren Boren mie, et mott awerſt um ſeſſ Uhr ferrig ſien. Do he an den eerſten Dorenbuſke mit de Exe an hogget, do ging ſe ſo kurt un ſo klein, dat de Stücker rund um ünne herfloen un de Boren kunn he auck nig brucken. Do war he gans bedröwet un toffte (wartete) up ſine Leiweſte, op de nie keime un ünn ut der Naud hülpe. Aſe't do Middag is, do kummet ſe und bringt wat

to etten, do geit he ehr in de Möte (entgegen) un vertellt ehr olles, un ett wat, un lett ſik von ehr luſen, un ſchloppet in. Do nümmet ſe wier den Knupp un ſchlett domit up de Eere un ſegd: „Arweggers herut!“ Do kummet wier ſo viel Eerdmännekens un froget, wot ehr Begeren wür? Do ſeh ſe: „in Tieb von drei Stunnen müttet ju de ganſen Buſk afhoggen un bowen uppe den Berge, do mot en Schlott ſtahen, dat mot ſo wacker ſien, aſe't nu ener denken kann un olle Ingedömſe muttet do inne ſien.“ Do ginge ſe hünne un boen ehre Verwanſchap up, dat ſe helpen ſullen, un aſe de Tieb umme was, do was alles ferrig. Do kümmet ſe to der Künigsdochter, un ſegget dat, un de Künigsdochter nümmet den Doock un ſchlett dreimol domit up de Eere un ſegd: „Arweggers to Hus!“ Do ſiet ſe glick olle wier weg weſt. Do nu de Künigsſuhn upwecket un olles ſoh, do was he ſo frau, aſe en Vugel in der Luft. Do et do ſeſſe ſchloen hadde, do gingen ſe tohaupe nah Hus. Do ſegd de Künig: „is dat Schlott auck ferrig?“ „Jo“ ſeh de Künigsſuhn. Aſe do to Diſke ſittet, do ſegd de Künig: „mine jungeſte Dochter kann ik nie giewen, befur de twei ölleſten frigget het.“ Do wor de Künigsſuhn un de Künigsdochter gans bedröwet, un de Künigsſuhn wuſte ſik gar nig to bergen (helfen). — Do kummet he mol bie Nachte to der Künigsdochter un löppet dermit furt. Aſe do en bitken wegſiet, do kicket de Dochter mol umme un ſicht ehren Vader hinner ſik: „o, ſeh ſe, wo ſull wie dat macken? min Vader is hinner us, un will us ummeholen, ik will die grade to'n Dörenbuſſ macken un mie tor Roſe un ik will mie ümmer midden

in den Buſk waaren (ſchützen)." Aſe do de Vader an de Stelle kummet, do ſteit do en Dörenbuſk un ene Roſe do anne; do will he de Roſe afbrecken, do kummet de Dören un ſtecket ün in de Finger, dat he wier nah Hus gehen mut. Do frögt ſine Frugge, worumme he ſe nig hedde middebrocht? do ſeh he, he wür der bald bie weſt, awerſt he hedde ſe uppen mol ut den Geſichte verloren, un do hedde do en Dörenbuſk un ene Roſe ſtohen. Do ſeh de Künigin: „hebdeſt du ment (nur) de Roſe afbrocken, de Buſk hedde ſullen wohl kummen." Do geit he wier weg un will de Roſe herholen. Unnerdes waren awerſt de beiden ſchon wiet öwer Feld un de Künig löppet der hinner her. Do kiket ſik de Dochter wier umme un ſeiht ehren Vader kummen, do ſeh ſe: „o, wo ſull wie et nu macken? ik will die grade tor Kerke macken un mie tem Paſtoer; do will ik up de Kanzel ſtohn un priedigen." Aſe do de Künig an de Stelle kummet, do ſteiht do ene Kerke un up de Kanzel is en Paſtoer un priediget, do hort he de Priedig to un geit wier nah Hus. Do frägt de Küniginne, worumme he ſe nig midde brocht hedde, do ſegd he: „nee, ik hewe ſe ſo lange nachlaupen, un as ik glovte, ik wer der bold bie, do ſteit do en Kerke un up de Kanzel en Paſtoer, de priedigte." „Du hebdeſt ſullen ment den Paſtoer bringen, ſeh de Fru, de Kerke hedde ſullen wohl kummen; dat ik die auck (wenn ich gleich dich) ſchicke, dat kann nig mer helpen, ik mut ſulwenſt hünne gehen." Aſe ſe do ene Wiele wege is, un de beiden von feren ſüt, do kicket ſik de Künigsdochter umme un ſüht ehre Moder kummen un ſegd: „nu ſie, wie unglückſk! nu kümmet miene Moder ſulwenſt, ik

will die grade tom Dieck macken un mie tom Fisk.“ Do de Moder up de Stelle kummet, do is do en grot Dieck un in de Midde sprank en Fisk herumme un kuckte mit den Kopp ut den Water un was gans lustig. Do wull se geren den Fisk krigen, awerst se kunn ún gar nig fangen. Do werd se gans böse un drinket den ganfen Dieck ut, dat se den Fisk kriegen will, awerst do werd se so úwel, dat se sik spiggen mott un spigget den ganfen Dieck wier ut. Do seh se: „ik sehe do wohl, dat et olle nig mehr helpen kann; sei mogten nu wier to ehr kummen.“ Do gohet se dann auck wier hünne, un de Küniginne givt de Dochter drei Wallnütte un segd: „do kannst du die mit helpen, wenn du in dine högste Raud bist.“ Un do gingen de jungen Lüde wier tohaupe weg. Do se do wohl tein Stunne gohen hadden, do kummet se an dat Schlott, wovon de Künigssuhn was, un dobie was en Dorp. Ase se do anne keimen, do segd de Künigssuhn: „blief hie, mine Leiweste, ik will eest up dat Schlott gohen un dann will ik mit den Wagen un Bedeinten kummen un will die afholen.“ Ase he do up dat Schlott kammet, do werd se olle so frau, dat se den Künigssuhn nu wier hett; do vertellt he, he hedde ene Brut un de wür iezt in den Dorpe, se wullen mit den Wagen hintrecken un se holen. Do spannt se auck glick an un viele Bedeinten setten sik up den Wagen. Ase do de Künigssuhn instiegen wull, do gab ún sine Moder en Kus, do hadde he alles vergeten, wat schehen was un auck wat he hohen will; do befal de Moder, se sullen wier utspannen un do gingen se olle wier in't Hus. Dat Mäken awerst sitt im Dorpe un luert un luert un meint,

he full se afholen, et kummet awerst keiner. Do vermaiet (vermiethet) sik de Künigsdochter in de Muhle, de hoerde bie dat Schlott, do moste se olle Nohmiddage bie den Water sitten un Stunze schüren (Gefäße reinigen). Do kummet de Küniginne mol von den Schlotte gegohen un gohet an den Water spatzeiern un seihet dat wackere Mäken do sitten, do segd se: „wat is dat fur en wacker Mäken! wat gefölt mie dat gut!" Da kiket se et olle an, awerst keen Menske hadde et kand. Do geit wohl ene lange Tied vorbie, dat dat Mäken eerlick un getrugge bie den Müller beint. Unnerdes hadde de Küniginne ene Frugge fur ehren Suhn socht, de is gans feren ut der Weld west. Ase da de Brut ankümmet, do sölt se glik tohaupe giewen weeren. Et laupet so viele Lude tosamen, de dat alle seihen willt, do segd dat Mäken to den Müller, he mögte ehr doch auck Verlöv giewen. Do seh de Müller: „goh menten hünne." Ase't do weg will, do macket et ene van den drei Wallnütten up, do legt do so en wakker Kleid inne, dat trecket et an un gink domie in de Kerke gigen den Altor stohen; up enmol kummt de Brut un de Brüme (Bräutigam) un settet sik für den Altor, un ase de Pastor se da insegnen wull, do kiket sik de Brut van der halwe (seitwärts), un süht et do stohen, do steit se wier up un segd, se wull sik nie giewen loten, bis se auck so en wacker Kleid hädde, ase de Dame. Da gingen se wier nah Hus un läten de Dame froen, ob se et dat Kleid wohl verkofte. Nee, verkaupen dau se't nig, awerst verbeinen, dat mögte wohl sien. Do frogten se ehr, wat se denn dohen sullen? Do segd se, wenn se van Nachte fur dat Dohr

van den Künigsſuhn ſchlapen doſſte, dann wull ſe et wohl bohen. Do ſeget ſe: „jo, dat ſull ſe menten bohen.“ Do muttet de Bedeinten den Künigsſuhn en Schlopdrunk ingiewen un do legt ſe ſik up den Süll un günſelt (winſelt) de heile Nacht: „ſe hädde den Wall fur ün afhoggen loten, ſe hädde den Dieck fur ün utſchloen, ſe hädde dat Schlott fur ün bugget, ſe hädde ünne to'n Dörenbuſk macket, dann wier tor Kerke un toleſt tom Dieck un he hädde ſe ſo geſchwinne vergeten.“ De Künigsſuhn hadde nicks davon hört, de Bedeinten awerſt würen upwacket, un hadden toluſtert, un hadden nie wuſt, wat et ſull bedüen. Den anneren Morgen, aſe ſe upſtohen würen, do trock de Brut dat Kleid an un fort mit den Brümen nah der Kerke; ünnerdes macket dat wackere Mäken de tweide Wallnutt up, un do is nau en ſchöner Kleid inne, dat thüt et wier an un geit domie in de Kerke gigen den Altor ſtohen, do geit et dann ewen, wie dat vürge mol. Un dat Mäken liegt wier en Nacht fur den Süll, de nah des Künigsſuhns Stobe geit, un de Bedeinten ſüllt ün wier en Schlopdrunk ingiewen; de Bedeinten kummet awerſt un giewet ünne wat to wacken, domie legt he ſik to Bedde un de Müllersmaged fur den Dörſüll günſelt wier ſo viel un ſegd, wat ſe bohen hädde. Dat hört olle de Künigsſuhn un werd gans bedröwet un et föllt ünne olle wier bie, wat vergangen was, do will he nah ehr gohen, awerſt ſine Mober hadde de Dör toſchlotten. Den annern Morgen awerſt ging he glies to ſiner Leiweſten un vertellte ehr olles, wie et mit ünne togangen wer, un ſe mögte ünne doch nig beuſe ſin, dat he ſe ſo lange vergetten hädde. Do macket de Künigs-

bochter de bridde Wallnutt up, do is nau en viel wacker Kleid inne, dat trecket se an un fört mit ehren Brumen nah de Kerke, un do keimen so viele Kinner, de geiwen ünne Blomen, un hellen ünne bunte Bänner fur de Föte, un se leiten sik insegenen un hellen ene lustige Hochtied; awerst de falske Moder un Brut mosten weg. Un we dat lest vertellt het, den is de Mund noch wärm.

114.

Vom klugen Schneiderlein.

Es war einmal eine Prinzessin gewaltig stolz; kam ein Freier, so gab sie ihm etwas zu rathen auf, und wenn er's nicht errathen konnte, so ward er mit Spott fortgeschickt. Sie ließ auch bekannt machen, wer's erriethe, sollte sich mit ihr vermählen und möchte kommen, wer da wollte. Nun fanden sich auch drei Schneider zusammen, davon meinten die zwei ältesten, sie hätten so manchen feinen Stich gethan, und hätten's getroffen, da könnt's ihnen nicht fehlen, sie müßten's wohl auch hier treffen; der dritte aber war ein kleines unnützes Ding, das nicht einmal sein Handwerk verstand. Da sprachen die zwei zu ihm: „bleib nur zu „Haus, du wirst mit deinem Bischen Verstand auch nicht weit kommen;" das Schneiderlein ließ sich aber nicht irre machen und sagte, es hätte einmal seinen Kopf darauf gesetzt und wollte sich schon helfen, und ging dahin, als wär' die ganze Welt sein.

Da meldeten sie sich alle drei bei der Prinzessin und sagten, sie sollte ihnen ihr Räthsel vorlegen; es wären die rechten Leute

angekommen, die hätten einen feinen Verstand, den könnte man wohl in eine Nadel fädeln. Da sprach die Prinzessin: „ich habe zweierlei Haar auf dem Kopf, von was für Farben ist das?" „Wenn's weiter nichts ist, sagte der erste, es wird schwarz und weiß seyn, wie Kümmel und Salz." Die Prinzessin sprach: „falsch gerathen; antworte der zweite." Da sagte der zweite: „ist's nicht schwarz und weiß, so ist's braun und roth, wie meines Vaters Bratenrock." „Falsch gerathen, sagte die Prinzessin, antworte der dritte, dem seh ich's an, der weiß es sicherlich." Da trat das Schneiderlein hervor und sprach: „die Prinzessin hat ein silbernes und ein goldenes Haar auf dem Kopf, und das sind die zweierlei Farben." Wie die Prinzessin das hörte, ward sie blaß und wäre vor Schrecken beinah hingefallen, denn das Schneiderlein hatte es getroffen, und sie hatte sicher geglaubt, das würde kein Mensch auf der Welt herausbringen. Als ihr das Herz wiederkam, sprach sie: „damit hast du mich noch nicht gewonnen, du mußt noch eins thun; unten im Stall liegt ein Bär, bei dem sollst du die Nacht zubringen, wenn ich dann morgen aufstehe und du bist noch lebendig, so sollst du mich heirathen." Sie dachte aber, damit wollte sie das Schneiderlein los werden, denn der Bär hatte noch keinen Menschen lebendig gelassen, der ihm unter die Tatzen gekommen war. Das Schneiderlein sprach vergnügt: „das will ich auch noch vollbringen."

Als nun der Abend kam, ward mein Schneiderlein hinunter zum Bären gebracht; der Bär wollt' auch gleich auf es los und ihm mit seiner Tatze einen guten Willkommen geben. „Sachte,

ſachte, ſprach das Schneiderlein, ich kann dich noch biſpen (zur Ruh bringen).“ Da holte es, als hätt' es keine Sorgen, Welſche-Nüſſe aus der Taſche, biß ſie auf und aß die Kerne; wie der Bär das ſah, kriegte er Luſt und wollte auch Nüſſe haben. Das Schneiderlein griff in die Taſche und reichte ihm eine Hand voll; es waren aber keine Nüſſe, ſondern Wackerſteine. Der Bär ſteckte ſie ins Maul, er konnt' aber nichts aufbeißen, er mogte drücken wie er wollte. „Ei, dachte er, was biſt du für ein dummer Klotz, du kannſt nicht einmal die Nüſſe aufbeißen“ und ſprach zum Schneiderlein: „mein, beiß mir die Nüſſe auf.“ „Da ſiehſt du was du für ein Kerl biſt, ſprach das Schneiderlein, haſt ſo ein groß Maul und kannſt die kleine Nuß nicht aufbeißen.“ Da nahm es die Steine, war hurtig, ſteckte dafür eine Nuß in den Mund und knack! war ſie entzwei. „Ich muß das Ding noch einmal probiren, ſprach der Bär, wenn ich's ſo anſehe, ich mein', ich müßt's können.“ Da gab ihm das Schneiderlein wieder die Wackerſteine, und der Bär arbeitete und biß aus allen Leibeskräften hinein; Gott geb, er hätte ſie aufgebracht! Wie das vorbei war, holte das Schneiderlein eine Violine unter dem Rock hervor und ſpielte ſich ein Stückchen darauf. Als der Bär das hörte, konnt' er es nicht laſſen und fing an zu tanzen, und als er ein Weilchen getanzt hatte, gefiel ihm das Ding ſo wohl, daß er zum Schneiderlein ſprach: „hör, iſt das Geigen ſchwer?“ „Ei gar nicht, ſiehſt du, mit der Linken leg ich die Finger auf und mit der Rechten ſtreich ich mit dem Bogen drauf los, da gehts luſtig, hopſaſa vivallaleral“ „Willſt du mir's lehren?

ſprach

sprach der Bär, so geigen, das mögt' ich auch verstehen, damit ich tanzen könnte, wann ich Lust hätte." — „Von Herzen gern, sagte das Schneiderlein, wenn du's lernen willst, aber weis einmal deine Tatzen her, die sind gewaltig lang, ich muß dir erst die Nägel ein wenig abschneiden." Da holte es einen Schraubstock und der Bär legte seine Tatzen darauf, das Schneiderlein aber schraubte sie fest und sprach: „nun warte bis ich wiederkomme mit der Scheere;" ließ den Bär brummen, so viel er wollte, legte sich in die Ecke auf ein Bund Stroh und schlief ein.

Die Prinzessin, als sie am Abend den Bären so gewaltig brummen hörte, glaubte nicht anders, als der freute sich recht und mit dem Schneider wär's jetzt vorbei. Am Morgen stand sie auch recht vergnügt auf, wie sie aber nach dem Stall guckt, so steht das Schneiderlein ganz munter davor und ist gesund wie ein Fisch im Wasser. Da konnte sie nun kein Wort mehr dagegen sagen, weil sie's öffentlich versprochen hatte, und der König ließ einen Wagen kommen, darin mußte sie mit dem Schneiderlein zur Kirche fahren und sollte sie da vermählt werden. Wie sie nun eingestiegen waren, gingen die beiden andern Schneider, die falsch waren und ihm sein Glück nicht gönnten, in den Stall und schraubten den Bären los, der war nun voller Wuth und rennte hinter dem Wagen her. Die Prinzessin aber hörte ihn schnauben, da ward ihr Angst und sie sagte: „ach! der Bär ist hinter uns und will dich holen." Das Schneiderlein war bei der Hand, stellte sich auf den Kopf, streckte die Beine zum Fenster hi[illegible] Menschen [illegible]ief: „siehst du den Schra[illegible]stock; wann du [illegible]igen, wußt' es die ge[illegible]du

wieder hinein.“ Wie der Bär das sah, drehte er um und lief fort. Mein Schneiderlein fuhr da ruhig in die Kirche und die Prinzessin ward ihm an die Hand getraut und lebte mit ihr vergnügt wie eine Heidlerche. Wers nicht glaubt, bezahlt einen Thaler.

115.

Die klare Sonne bringt's an den Tag.

Ein Schneidergesell reiste in der Welt auf sein Handwerk herum; nun konnt' er einmal keine Arbeit finden und war die Armuth bei ihm so groß, daß er keinen Heller Zehrgeld hatte. In der Zeit begegnete ihm auf dem Weg ein Jude und da dachte er, der hätte viel Geld bei sich und stieß Gott aus seinem Herzen, ging auf ihn los und sprach: „gib mir dein Geld oder ich schlag dich todt!“ Da sagte der Jude: „schenkt mir doch das Leben, Geld hab' ich keins und nicht mehr als acht Heller.“ Der Schneider aber sprach: „du hast doch Geld und das soll auch heraus!“ brauchte Gewalt und schlug ihn so lange, bis er nah am Tod war. Und wie der Jude nun sterben wollte, sprach er das letzte Wort: „die klare Sonne wird es an den Tag bringen!“ und starb damit. Der Schneidergesell griff ihm in die Taschen und suchte nach Geld, aber er fand nicht mehr als die acht Heller, wie der Jude gesagt hatte. Da packte er auf, trug ihn hinter einen Busch, der Red, weiter auf sein Handwerk. Wie er nun lange Zeit [illegible] ger lustig, hopsasa vivat, eine Stadt bei einem Meister in Arbei-

der hatte eine schöne Tochter, in die verliebte er sich und heirathete sie und lebte in einer guten, vergnügten Ehe.

Ueberlang, als sie schon zwei Kinder hatten, starben Schwiegervater und Schwiegermutter und die Jungen hatten den Haushalt allein. Eines Morgens, wie der Mann auf dem Tisch vor dem Fenster saß, brachte ihm die Frau den Kaffee und als er ihn in die Unterschale ausgegossen hatte und eben trinken wollte, da schien die Sonne darauf und blinkte oben an der Wand so hin und her und machte Kringel daran. Da sah der Schneider hinauf und sprach: „ja, die will's gern an den Tag bringen und kann's nicht!" Die Frau sprach: „ei! lieber Mann, was ist denn das? was meinst du damit?" Er antwortete: „das darf ich dir nicht sagen." Sie aber sprach: „wenn du mich lieb hast, mußt du mir's sagen" und gab ihm die allerbesten Worte, es sollt's kein Mensch wieder erfahren, und ließ ihm keine Ruhe. Da erzählte er, vor langen Jahren, wie er auf der Wanderschaft ganz abgerissen und ohne Geld gewesen, habe er einen Juden erschlagen und der Jude habe in der letzten Todesangst die Worte gesprochen: „die klare Sonne wird's an den Tag bringen!" Nun hätt's die Sonne eben gern an den Tag bringen wollen und hätt' an der Wand geblinket und Kringel gemacht, sie hätt's aber nicht gekonnt. Darnach bat er sie noch besonders, sie dürfte es niemand sagen, sonst käm' er um sein Leben, das versprach sie auch; als er aber zur Arbeit sich gesetzt hatte, ging sie zu ihrer Gevatterin und erzählte es der, wenn sie's keinem Menschen wieder sagen wollte; eh' aber drei Tage vergingen, wußt' es die ganze

Stadt und der Schneider kam vor das Gericht und er ward gerichtet. Da brachte es doch die klare Sonne an den Tag.

116.

Das blaue Licht.

Es war einmal ein König, der hatte einen Soldaten zum Diener, wie der ganz alt wurde und unbrauchbar, schickte er ihn fort und gab ihm nichts. Da wußte er nicht, womit er sein Leben fristen sollte, ging traurig fort den langen Tag und kam Abends in einen Wald. Wie er ein Weilchen gegangen war, sah er ein Licht, dem näherte er sich und kam zu einem kleinen Haus, darin wohnte eine alte Hexe. Er bat um ein Nachtlager und ein wenig Essen und Trinken, sie schlug's ihm aber ab, endlich sagte sie: „ich will dich doch aus Barmherzigkeit aufnehmen, du mußt mir aber morgen meinen ganzen Garten umgraben.“ Der Soldat versprach's und ward also beherbergt. Am andern Tag hackte er der Hexe den Garten um und hatte damit Arbeit bis zum Abend. [illegible] sie ihn wegschicken, er sprach aber: „ich bin so müd', laß mich noch die Nacht hier bleiben.“ Sie wollte nicht, endlich gab sie's zu, doch sollt' er ihr andern Tags ein Fuder Holz klein spalten. Der Soldat hackte den zweiten Tag das Holz und hatte sich Abends so abgearbeitet, daß er wieder nicht fort konnte, also bat er um die dritte Nacht; dafür sollte er aber den folgenden Tag das blaue Licht aus dem Brunnen holen. Da führte ihn die Hexe an einen Brunnen und band ihn

an ein lang Seil, daran ließ sie ihn hinab; und als er unten war, fand er das blaue Licht und machte das Zeichen, daß sie ihn wieder hinaufziehen sollte. Sie zog ihn auch in die Höhe, wie er aber am Rand war, so nah, daß man sich die Hände reichen konnte, wollte sie das Licht haben, um ihn dann wieder hinunter fallen zu lassen. Aber er merkte ihre bösen Gedanken und sagte: „nein, ehe geb ich das blaue Licht nicht, als bis ich mit meinen Füßen auf dem Erdboden stehe.“ Da erboßte die Hexe und stieß ihn mit sammt dem Licht hinunter in den Brunnen und ging fort. Der Soldat unten in dem dunkeln, feuchten Moraſt war traurig, denn ihm stand sein Ende bevor, da fiel ihm seine Pfeife in die Hand, die war noch halb voll, und er dachte: die willst du zum letzten Vergnügen doch noch ausrauchen. Also steckte er sie an dem blauen Licht an und fing an zu rauchen; als der Dampf ein wenig herumzog, so kam ein klein schwarz Männlein daher und fragte: „Herr, was befiehlst du mir?“ Antwortete der Soldat: „was hab ich dir zu befehlen?“ Das Männlein sprach: „ich muß dir in allem dienen.“ — „So hilf mir vor allen Dingen aus dem Brunnen.“ — Da faßte ihn das schwarze Männchen bei der Hand und führte ihn herauf und das blaue Licht nahmen sie mit. Als sie oben waren, sagte der Soldat: „nun schlag mir die alte Hexe todt.“ Als das Männchen das gethan, offenbarte es ihm die Schätze und das Gold der Hexe, das lud der Soldat auf und nahm es mit sich. Dann sprach das Männchen: „wenn du mich brauchst, so zünde nur deine Pfeife an dem blauen Licht an.“ Darauf ging der Sol-

bat in die Stadt und in den beſten Gaſthof, da ließ er ſich ſchöne Kleider machen und ein Zimmer prächtig einrichten. Wie das fertig war, rief er ſein Männchen und ſprach: „der König hat mich fortgeſchickt und mich hungern laſſen, weil ich ſeine Dienſte nicht mehr thun konnte, nun bring' mir die Königstochter heut Abend hierher, die ſoll mir aufwarten wie eine Magd und thun was ich ihr heiße.“ Das Männchen ſprach: „das iſt ein gefährlich Ding.“ Doch ging es hin und holte die Königstochter ſchlafend aus ihrem Bett und brachte ſie dem Soldaten, dem mußte ſie nun gehorchen und thun, was er wollte; am Morgen vor Hahnenſchrei trug das ſchwarze Männchen ſie wieder zurück. Als ſie aufgeſtanden war, erzählte ſie ihrem Vater: „ich habe dieſe Nacht einen wunderlichen Traum gehabt, als wär' ich weggeholt worden und die Magd von einem Soldaten geweſen, dem mußte ich aufwarten.“ Da ſprach der König: „ſteck dir die Taſche voll Erbſen und mach ein Loch hinein: der Traum könnte wahr ſeyn, dann fallen ſie heraus und laſſen die Spur auf der Straße.“ Alſo that ſie auch, aber das Männchen hatte gehört, was der König ihr angerathen; wie nun der Abend kam und der Soldat ſagte, er ſollte ihm wieder die Königstochter holen, da ſtreute es die ganze Stadt vorher voll Erbſen und konnten die wenigen, die aus ihrer Taſche fielen, keine Spur machen und am andern Morgen hatten die Leute den ganzen Tag Erbſen zu leſen. Die Königstochter erzählte ihrem Vater wieder, was ihr begegnet war, da ſprach er: „behalt einen Schuh an, und verſtecke ihn heimlich, wo du biſt.“ Das ſchwarze Männchen hörte das mit an,

und wie der Soldat wiederum die Königstochter wollte hergebracht haben, sagte es zu ihm: „jetzt kann ich dir nicht mehr helfen, du wirst unglücklich, wenns heraus kommt.“ Der Soldat aber bestand auf seinem Willen; „so mach dich nur gleich frühmorgens aus dem Thor hinaus, sagte das Männchen, wenn ich sie fortgetragen habe.“

Die Königstochter behielt nun einen Schuh an und versteckte ihn bei dem Soldaten ins Bett; am andern Morgen, wie sie wieder bei ihrem Vater war, ließ der überall in der Stadt darnach suchen, und da ward er dann bei dem Soldaten gefunden. Er hatte sich zwar aus dem Staube gemacht, wurde aber bald eingeholt und in ein festes Gefängniß geworfen. Da saß er nun in Ketten und Banden und über der eiligen Flucht war sein Bestes stehn geblieben, das blaue Licht und das Gold, und war ihm nichts übrig als ein Dukaten. Wie er nun so traurig an dem Fenster seines Gefängnisses stand, sah er einen Cameraden vorbeigehen, den rief er an und sprach: „wenn du mir das kleine Bündelchen holst, das ich im Gasthause habe liegen lassen, geb' ich dir einen Dukaten;“ da ging der hin und brachte ihm für den Dukaten das blaue Licht und das Gold. Der Gefangene steckte alsbald seine Pfeife an und ließ das schwarze Männchen kommen, das sprach zu ihm: „sey ohne Furcht, geh' getrost zum Gericht und laß alles geschehen, nur nimm das blaue Licht mit.“ Darauf ward er verhört und ihm das Urtheil gesprochen, daß er sollte an den Galgen gehängt werden. Wie er hinaus geführt wurde, bat er den König um eine Gnade. „Was für eine?“ sprach der.

„Daß ich noch eine Pfeife auf dem Weg rauchen darf.“ „Du kannst drei rauchen, wenn du willst,“ sagte der König. Da zog er seine Pfeife heraus und zündete sie an dem blauen Flämmchen an, alsbald trat das schwarze Männchen vor ihn; „schlag mir da alles todt, sprach der Soldat, und den König in drei Stücke.“ Also fing das Männchen an und schlug die Leute rings herum todt, da legte sich der König auf Gnadebitten und um nur sein Leben zu erhalten, gab er dem Soldaten das Reich, und seine Tochter zur Frau.

117.

Das eigensinnige Kind.

Es war einmal ein Kind eigensinnig und that nicht, was seine Mutter haben wollte. Darum hatte der liebe Gott kein Wohlgefallen an ihm und ließ es krank werden und kein Arzt konnte ihm helfen und in kurzem lag es auf dem Todtenbettchen. Als es nun ins Grab versenkt war und Erde über es hingedeckt, so kam auf einmal sein Aermchen wieder hervor und reichte in die Höhe, und wenn sie es hineinlegten und frische Erde darüber thaten, so half das nicht,, es kam immer wieder heraus. Da mußte die Mutter selbst zum Grabe gehn und mit der Ruthe aufs Aermchen schlagen und wie sie das gethan hatte, zog es sich hinein und hatte nun erst Ruhe unter der Erde.

118.

Die drei Feldscherer.

Drei Feldscherer reisten in der Welt, meinten ihre Kunst ausgelernt zu haben und kamen in ein Wirthshaus, wo sie übernachten wollten. Der Wirth fragte, wo sie her wären und hinaus wollten? „Sie zögen auf ihre Kunst in der Welt herum.“ — „Ei, sprach der Wirth, zeigt mir doch einmal, was ihr könnt.“ Sprach der erste; er wollte seine Hand abschneiden und morgen früh wieder anheilen; der zweite sprach: er wollte sein Herz ausreißen und morgen früh wieder anheilen; der dritte sprach: er wollte seine Augen ausstechen und morgen früh wieder einheilen. Sie hatten aber eine Salbe, was sie damit bestrichen, das heilte zusammen, und das Fläschchen, wo sie drin war, trugen sie beständig bei sich. Da schnitten sie Hand, Herz und Auge vom Leibe, wie sie gesagt hatten, legten's zusammen auf einen Teller und gaben's dem Wirth, der Wirth gab's einem Mädchen, das sollt's in den Schrank stellen und wohl aufheben. Das Mädchen aber hatte einen heimlichen Schatz, der war ein Soldat; wie nun der Wirth, die drei Feldscherer und alle Leute im Haus schliefen, kam der und wollte was zu essen haben. Da schloß das Mädchen den Schrank auf und holte ihm etwas, und über der großen Liebe vergaß es die Schrankthüre zuzumachen, setzte sich zum Liebsten an Tisch, und sie sprachen mit einander. Wie es so vergnügt saß und an kein Unglück dachte, kam die Katze hereingeschlichen, fand den Schrank offen, und nahm die Hand, das Herz und die Augen

der drei Feldscherer und lief damit hinaus. Als nun der Soldat gegessen hatte und das Mädchen das Geräth aufheben und den Schrank zuschließen wollte, da sah sie wohl, daß der Teller, den ihr der Wirth aufzuheben gegeben hatte, ledig war. Da sagte es erschrocken zu seinem Schatz: „ach! was will ich armes Mädchen anfangen! Die Hand ist fort, das Herz und die Augen sind auch fort, wie wird mir's morgen früh ergehen!" Da sprach er: „sey still, ich will dir davon helfen, gib mir nur ein scharfes Messer; es hängt ein Dieb am Galgen, dem will ich die Hand abschneiden, welche Hand war's denn?" — „Die rechte." Da gab ihm das Mädchen ein scharf Messer und er ging hin, schnitt dem armen Sünder die rechte Hand ab, und brachte sie. Darauf packte er die Katze und stach ihr die Augen aus; nun fehlte nur noch das Herz. „Habt ihr nicht geschlachtet und Schweinefleisch im Keller?" „Ja," sagte das Mädchen. „Nun, das ist gut," sagte der Soldat, ging hinunter und holte ein Schweineherz und gab's dem Mädchen. Das that alles wieder auf den Teller und stellte es in den Schrank, und als ihr Liebster darauf Abschied genommen hatte, legte es sich ruhig ins Bett.

Morgens, als die Feldscherer aufstanden, sagten sie dem Mädchen, es sollte ihnen den Teller holen, darauf Hand, Herz und Augen lägen. Da brachte es ihn aus dem Schrank, und der erste hielt sich die Diebshand an, bestrich sie mit seiner Salbe, alsbald war sie ihm angewachsen. Der zweite nahm die Katzenaugen und heilte sie ein; der dritte machte das Schweineherz fest. Der Wirth aber stand dabei, bewunderte ihre Kunst und sagte, der-

gleichen hätte er noch nicht gesehen, er wollt' sie bei Jedermann rühmen und empfehlen. Darauf bezahlten sie ihre Zeche und reisten weiter.

Wie sie so dahin gingen, so blieb der mit dem Schweineherzen gar nicht bei ihnen, sondern wo eine Ecke war, lief er hin, schnüffelte darin herum, wie Schweine thun Die andern wollten ihn an dem Rockschlippen zurükhalten, aber das half nichts, er riß sich los und lief hin, wo der dickste Dreck lag. Der zweite stellte sich auch wunderlich an, rieb die Augen und sagte zu dem andern: „Camerad, was ist das? das sind meine Augen nicht, ich sehe ja nichts, leit' mich doch eines, daß ich nicht falle." Da gingen sie mit Mühe fort bis zum Abend und sie zu einer andern Herberge kamen. Sie traten zusammen in die Wirthsstube, da saß in einer Ecke ein reicher Herr vorm Tisch und zählte Geld. Der mit der Diebshand ging um ihn herum, zuckt' ein paarmal, endlich wie der Herr sich umwendete, griff er in den Haufen hinein und nahm eine Hand voll Geld heraus. Der eine sah's und sprach: „Camerad, was machst du? stehlen darfst du nicht, schäm' dich!" „Ei, sagte er, was kann ich dafür, es zuckt mir in der Hand, ich muß zugreifen, ich mag wollen oder nicht." Sie legten sich darnach schlafen, wie sie da liegen, ist's so finster, daß man keine Hand vor den Augen sehen kann. Auf einmal erwachte der mit den Katzenaugen, weckte die andern und sprach: „Brüder, schaut einmal auf, seht ihr die weißen Mäuschen, die da herumlaufen?" Die zwei richteten sich auf, konnten aber nichts sehen. Da sprach er: „es ist mit uns nicht richtig, wir haben das Un-

ſcige nicht wieder gekriegt, wir müſſen zurück zu dem Wirth, der hat uns betrogen.“ Alſo machten ſie ſich am andern Morgen dahin auf und ſagten dem Wirth, ſie hätten ihr richtig Werk nicht wieder kriegt, der eine hätte eine Diebshand, der zweite Katzenaugen und der dritte ein Schweineherz. Der Wirth ſprach, da müßte das Mädchen Schuld daran ſeyn und wollte es rufen, aber wie das die drei hatte kommen ſehen, war es zum Hinterpförtchen fortgelaufen und kam nicht wieder. Da ſprachen die drei, er ſollte ihnen viel Geld geben, ſonſt ließen ſie ihm den rothen Hahn über's Haus fliegen; da gab er, was er hatte und nur aufbringen konnte, und die drei zogen damit fort; es war für ihr Lebtag genug, ſie hätten aber doch lieber ihr richtig Werk gehabt.

119.

Die ſieben Schwaben.

Einmal waren ſieben Schwaben beiſammen; der erſte war der Herr Schulz, der zweite der Jackli, der dritte der Marli, der vierte der Jergli, der fünfte der Michal, der ſechſte der Hans, der ſiebente der Veitli; die hatten ſich alle ſiebene vorgenommen die Welt zu durchziehen, Abentheuer zu ſuchen und große Thaten zu vollbringen. Damit ſie aber auch mit bewaffneter Hand und ſicher gingen, ſahen ſie's für gut an, daß ſie ſich zwar nur einen einzigen, aber recht ſtarken und langen Spieß machen ließen. Dieſen Spieß faßten ſie alle ſiebene zuſammen an, vornen ging der

kühnste und männlichste, das mußte der Herr Schulz seyn, und dann folgten die andern nach der Reihe und der Veitli war der letzte.

Nun geschah es, daß als sie im Heumonat eines Tags einen weiten Weg gegangen, auch noch ein gut Stück bis in das Dorf hatten, wo sie über Nacht bleiben mußten, in der Dämmerung auf einer Wiese ein großer Roßkäfer oder eine Hornisse nicht weit von ihnen hinter einer Staude vorbeiflog und feindlich brummelte. Der Herr Schulz erschrak, daß er fast den Spieß hätte fallen lassen und ihm der Angstschweiß am ganzen Leibe ausbrach; „horcht! horcht! rief er seinen Gesellen, Gott! ich höre eine Trommel!" Der Jackli, der hinter ihm den Spieß hielt und dem ich weiß nicht was für ein Geruch in die Nase kam, sprach: „etwas ist ohne Zweifel vorhanden, denn ich schmeck das Pulver und den Zundstrick!" Bei diesen Worten hub der Herr Schulz an, die Flucht zu ergreifen und sprang im Hui über einen Zaun, weil er aber gerade auf die Zinken eines Rechen sprang, der vom Heumachen da liegen geblieben war, so fuhr ihm der Stiel ins Gesicht und gab ihm einen ungewaschenen Schlag. „O wey! o wey! schrie der Herr Schulz, nimm mich gefangen, ich ergeb mich! ich ergeb mich!" die andern sechs hüpften auch alle einer über den andern herzu und schrien: „giebst du dich, so geb ich mich auch! giebst du dich, so geb ich mich auch!" Endlich, wie kein Feind da war, der sie binden und fortführen wollte, merkten sie, daß sie betrogen waren, und damit die Geschichte nicht unter die Leute käme und sie nicht damit genarrt und gespottet würden, ver-

ſchwuren ſie unter einander ſo lang davon ſtill zu ſchweigen, bis einer das Maul aufthät.

Hierauf zogen ſie weiter. Die zweite Gefährlichkeit, die ſie erlebten, kann aber mit der erſten nicht verglichen werden; denn nach etlichen Tagen trug ſie ihr Weg durch ein Brachfeld, da ſaß ein Haas in der Sonne und ſchlief, ſtreckte die Ohren in die Höhe und hatte die großen, gläſernen Augen ſtarr aufſtehen. Da erſchraken ſie bei dem Anblick des grauſamen und wilden Thieres insgeſammt und hielten Rath, was zu thun das wenigſt gefährliche wäre. Denn ſo ſie fliehen wollten, war zu beſorgen, das Ungeheuer ſetzte ihnen nach und verſchlang ſie alle mit Haut und Haar. Alſo ſprachen ſie: „wir müſſen einen großen und gefährlichen Kampf wagen! Friſch gewagt iſt halb gewonnen!“ faßten alle ſiebene den Spieß an, der Herr Schulz vornen und der Veitli hinten. Der Herr Schulz wollte den Spieß noch immer anhalten, der Veitli aber war hinten ganz muthig geworden, wollte losbrechen und rief:

„ſtoß zu in aller Schwabe Name!
ſonſt wünſch i, daß ihr mögt erlahme!“

Aber der Hans wußt ihn zu treffen und ſprach:

„beim Element, du haſcht gut ſchwätze,
biſcht ſtets der letſcht beim Drachehetze!“

Der Michal rief:

„es wird nit fehle um ei Haar,
ſo iſcht es wohl der Teufel gar!“

Drauf kam an den Jergli die Reih, der ſprach:

„ischt er es nit, so ischts sei Muter
oder des Teufels Stiefbruder!“

Der Marli hatte da einen guten Gedanken und sagte zum Veitli:

„gang, Veitli, ganz, gang du voran,
i will dahinte vor di stahn!“

Der Veitli hörte aber nicht drauf und der Jackli sagte:

„der Schulz, der muß der erschte sei
denn ihm gebührt die Ehr allei!“

Da nahm sich der Herr Schulz ein Herz und sprach gravitätisch:

„so zieht denn herzhaft in den Streit,
hieran erkennt man tapfre Leut!“

Und da gingen sie insgesammt auf den Drachen los, der Herr Schulz segnete sich und rief Gott um Beistand an; wie aber das alles nicht helfen wollte und er dem Feind immer näher kam, schrie er in großer Angst: „hau! hurlehau! hau! hauhau!“ Davon erwachte der Haas, erschrak und sprang eilig davon. Als ihn der Herr Schulz so feldflüchtig sah, da rief er voll Freude:

„poh, Veitli, lueg, lueg; was isch das?
das Ungehüer ischt a Haas!“

Der Schwabenbund suchte aber weiter Abentheuer und kam an die Mosel, ein mosiges, stilles und tiefes Wasser, darüber nicht viel Brücken sind, sondern man an mehrern Orten sich muß in Schiffen überfahren lassen. Weil die sieben Schwaben dessen unberichtet waren, riefen sie einem Mann, der jenseits des Wassers seine Arbeit vollbrachte, zu, wie man de[illegible]
könnte? Der Mann verstand wegen

Sprache nicht, was sie wollten, und fragte auf sein trierisch: „wat? wat?“ Da meinte der Herr Schulz, er spräche nicht anders als: „wade, wade durchs Wasser,“ und hub an, weil er der Vorderste war, sich auf den Weg zu machen und in die Mosel hineinzugehen. Nicht lang, so versank er in den Schlamm und in die antreibenden, tiefen Wellen; seinen Hut aber jagte der Wind hinüber an das jenseitige Ufer und ein Frosch setzte sich dabei und quackte, wat, wat, wat! Die sechs andern hörten das drüben und sprachen: „unser Gesell, der Herr Schulz, ruft uns, kann er hinüber waden, warum wir nicht auch?“ Sprangen darum eilig alle zusammen in das Wasser und ertranken, also daß ein Frosch allein ihrer sechse ums Leben brachte und niemand von dem Schwabenbund wieder nach Haus kam.

120.

Die drei Handwerksburschen.

Es waren drei Handwerksbursche, die hatten es verabredet, immer mit einander zu wandern und in einer Stadt zu arbeiten. Auf eine Zeit aber war kein Verdienst mehr, so daß sie ganz abgerissen wurden und nichts zu leben hatten, da sprach der eine: „was sollen wir anfangen? zusammenbleiben können wir nicht länger, das soll die letzte Stadt seyn, wo wir jetzt hineinkommen, finden wir keine Arbeit, so wollen wir beim Herbergsvater ausschreiben, wo wir uns aufhalten und einer kann, und dann wollen wir uns tren-

trennen;" das schien den andern auch das Beste. Wie sie noch im Gerede waren, so kam ein reich gekleideter Mann ihnen entgegen, der fragte, wer sie wären? „Wir sind Handwerksleute, suchen Arbeit und haben uns bisher zusammen gehalten, weil wir aber keine mehr finden, wollen wir uns trennen." „Ei, das hat keine Noth, sprach der Maan, wenn ihr thun wollt, was ich euch sage, soll's euch an Geld und Arbeit nicht fehlen; ja ihr sollt große Herren werden und in Kutschen fahren." Der eine sprach: „wenn's unserer Seele und Seligkeit nicht schadet, so wollen wir's wohl thun." „Nein, antwortete der Mann, ich habe kein Theil an euch." Der andere aber hatte nach seinen Füßen gesehen und als er da einen Pferdefuß und einen Menschenfuß erblickte, wollte er sich nicht mit ihm einlassen. Der Teufel aber sprach: „gebt euch zufrieden, es ist nicht auf euch abgesehen, sondern auf eines anderen Seele, der schon halb mein ist und dessen Maaß nur voll laufen soll." Weil sie nun sicher waren, willigten sie ein und der Teufel sagte ihnen, was er verlangte, der erste sollte auf jede Frage antworten: „wir alle drei;" der zweite: „um's Geld;" der dritte: „und das war Recht!" das sollten sie immer hinter einander sagen, weiter aber dürften sie kein Wort sprechen und überträten sie das Gebot, so wäre gleich alles Geld verschwunden; so lange sie es aber befolgten, sollten ihre Taschen immer voll seyn. Zum Anfang gab er ihnen auch gleich so viel, als sie tragen konnten und hieß ihnen in die Stadt in das und das Wirthshaus gehen. Sie gingen hinein, der Wirth kam ihnen entgegen und fragte: „wollen Sie etwas zu

essen?" Der erste antwortete: „wir alle drei." „Ja, sagte der Wirth, das mein' ich auch." Der zweite: „um's Geld." „Das versteht sich," sagte der Wirth. Der dritte: „und das war Recht." „Ja wohl war's Recht," sagte der Wirth. Es ward ihnen nun gut Essen und Trinken gebracht und wohl aufgewartet, nach dem Essen mußte die Bezahlung geschehen, da hielt der Wirth dem einen die Rechnung hin, der sprach: „wir alle drei;" der zweite: „um's Geld;" der dritte: „und das war Recht." „Freilich ist's Recht, sagte der Wirth, alle drei bezahlen und ohne Geld kann ich nichts geben;" sie bezahlten aber noch mehr als er gefordert hatte. Die Gäste sahen das mit an und sprachen: „das müssen tolle Leute seyn," „ja das sind sie auch, sagte der Wirth, sie sind nicht recht klug." So blieben sie eine Zeit lang in dem Wirthshaus und sprachen kein ander Wort als: „wir alle drei, um's Geld, und das war Recht." Sie sahen aber und wußten alles, was darin vorging. Es trug sich zu, daß ein großer Kaufmann kam mit vielem Geld, der sprach: „Herr Wirth, heb er mir mein Geld auf, da sind die drei närrischen Handwerksbursche, die möchten mir's stehlen." Das that der Wirth; wie er den Mantelsack in seine Stube trug, fühlte er, daß er schwer von Gold war, darauf gab er den drei Handwerkern unten ein Lager, der Kaufmann aber kam oben hin in eine besondere Stube. Als Mitternacht war und der Wirth dachte, sie schliefen alle, kam er mit seiner Frau und sie hatten eine Holzart und schlugen den reichen Kaufmann todt; nach vollbrachtem Mord legten sie sich wieder schlafen. Wie's nun Tag

war, gab's groſsen Lärm, der Kaufmann lag todt im Bett und ſchwamm in ſeinem Blut; da liefen alle Gäſte zuſammen, der Wirth aber ſprach: „das haben die drei tollen Handwerker gethan.“ Die Gäſte beſtätigten es und ſagten: „niemand anders kann's geweſen ſeyn.“ Der Wirth aber ließ ſie rufen und ſagte zu ihnen: „habt ihr den Kaufmann getödtet?“ „Wir alle drei,“ ſagte der erſte, „um's Geld,“ der zweite, „und das war Recht!“ der dritte. „Da hört ihrs nun, ſprach der Wirth, ſie geſtehen's ſelber.“ Sie wurden alſo ins Gefängniß gebracht und ſollten gerichtet werden. Wie ſie nun ſahen, daß es ſo ernſthaft ging, ward ihnen doch Angſt, aber Nachts kam der Teufel und ſprach: „haltet nur noch einen Tag aus und verſcherzt euer Glück nicht, es ſoll euch kein Haar gekrümmt werden.“ Am andern Morgen wurden ſie vor Gericht geführt; da ſprach der Richter: „ſeyd ihr die Mörder?“ — „wir alle drei.“ — „Warum habt ihr den Kaufmann erſchlagen?“ — „um's Geld.“ — „Ihr Böſewichter, ſagte der Richter, habt ihr euch nicht der Sünde geſcheut?“ — „und das war Recht.“ — „Sie haben bekannt und ſind noch dazu halsſtarrig, ſprach der Richter, führt ſie gleich zum Tod.“ Alſo wurden ſie hinaus gebracht und der Wirth mußte mit in den Kreis treten; wie ſie nun von den Henkersknechten gefaßt und eben aufs Gerüſt geführt wurden, wo der Scharfrichter mit bloßem Schwerte ſtand, kam auf einmal eine Kutſche mit vier blutrothen Füchſen beſpannt, und fuhr, daß das Feuer aus den Steinen ſprang, aus dem Fenſter aber winkte einer mit einem weißen Tuche. Da ſprach der Scharfrichter: „es

kommt Gnade," und ward auch aus dem Wagen Gnade! Gnade! gerufen. Da trat der Teufel heraus, als ein sehr vornehmer Herr, prächtig gekleidet und sprach: „ihr drei seyd unschuldig; ihr dürft nun sprechen, sagt, was ihr gesehen und gehört habt." Da sprach der älteste: „wir haben den Kaufmann nicht getödtet, der Mörder steht da im Kreis" und deutete auf den Wirth; „zum Wahrzeichen geht hin in seinen Keller, da hängen noch viele andere, die er ums Leben gebracht." Da schickte der Richter die Henkersknechte hin, die fanden es, wie's gesagt war, und als sie dem Richter das berichtet hatten, ließ er den Wirth hinauf führen und ihm das Haupt abschlagen. Da sprach der Teufel zu den Dreien: „nun hab' ich die Seele, die ich haben wollte, ihr seyd aber frei und habt Geld für euer Lebtag."

121.

Der Königssohn, der sich vor nichts fürchtet.

Es war einmal ein Königssohn, dem gefiels nicht mehr daheim in seines Vaters Haus und weil er vor nichts Furcht hatte, so dachte er: „ich will in die weite Welt gehen, da wird mir Zeit und Weile nicht lang und ich werde wunderliche Dinge genug sehen." Also nahm er von seinen Eltern Abschied und ging fort, immer zu, von Morgen bis Abend, und es war ihm einerlei, wo hinaus ihn der Weg führte. Es trug sich zu, daß er vor eines Riesen Haus kam, und weil er müd war, setzte er sich vor die Thüre und ruhte. Und als er seine Augen so hin und hergehen

ließ, sah er auf dem Hof des Riesen Spielwerk liegen; das waren ein Paar große Kugeln und mächtige Kegel dabei. Ueber ein Weilchen bekam der Königssohn Lust, stellte sich die Kegel auf und schob mit den Kugeln darnach, schrie und rief, wenn die Kegel fielen und war guter Dinge. Der Riese hörte den Lärm, streckte seinen gewaltigen Kopf heraus und erblickte einen Menschen, der nicht größer war als die andern alle und doch mit seinen Kegeln spielte. Da rief er: „Würmchen, kegelst du mit meinen Kegeln! wer hat dir Stärke dazu gegeben?“ Der Königssohn schaute auf, sah den Riesen an und sprach: „o du Klotz, du meinst wohl, deine Arme wären allein stark! ich kann alles, wozu ich Lust habe.“ Der Riese kam herab, sah den Königssohn ganz verwundert an und sprach: „Menschenkind, wenns so mit dir beschaffen ist, so geh doch und hol mir einen Apfel vom Baum des Lebens.“ „Was willst du damit?“ sprach der Königssohn. „Ich will den Apfel nicht, antwortete der Riese, aber meine Braut die verlangt darnach; ich bin schon ausgewesen, aber ich kann den Baum nicht einmal finden.“ „Wenn ich mich erst aufmache, sagte der Königssohn, will ich den Baum schon finden und es sollte mir wunderlich vorkommen, wenn ich den Apfel nicht herunterholte.“ Der Riese sprach: „es ist nicht so leicht, wie du meinst; der Garten, worin der Baum steht, ist mit einem eisernen Gitter eingefaßt und vor dem Gitter liegen wilde Thiere, eins an dem andern, die halten Wache und lassen keinen Menschen hinein.“ „Mich werden sie schon einlassen“ sagte der Königssohn. „Ja, bist du auch in dem Garten und siehst den Apfel an

Baum hängen, so ist er doch noch nicht dein, es hängt ein Ring davor, durch den muß einer die Hand stecken, der den Apfel erreichen und abbrechen will und das ist noch keinem geglückt.“ „O, das ist mir aufgehoben, sprach der Königssohn, mir solls schon glücken.“

Da nahm er Abschied von dem Riesen, ging fort über Berg und Thal durch Felder und Wälder, bis er endlich den Wundergarten fand. Die Thiere lagen rings herum, aber sie hatten die Köpfe gesenkt und schliefen. Sie erwachten auch nicht und er stieg über sie weg und an dem Gitter hinan und kam glücklich in den Garten. Da sah er mitten inne den Baum des Lebens stehen und die rothen Aepfel leuchteten an den Aesten. Er kletterte an dem Stamm in die Höhe und wie er nach einem Apfel reichen wollte, sah er einen Ring davor hängen, aber er konnte ohne Mühe seine Hand durchstecken und den Apfel brechen. Der Ring aber blieb an seinem Arme fest hängen und der Königssohn fühlte auf einmal eine solche Kraft darin, daß er merkte, er würde jetzt alles bändigen können; diese Kraft verlieh ihm aber der Ring. Als er von dem Baum herabgestiegen war, wollte er nicht über das Gitter klettern, sondern faßte das große Thor, schüttelte einmal daran und es sprang mit Krachen vor ihm auf. Da ging er hinaus und der Löwe, der davor gelegen hatte, war wach geworden und sprang ihm nach, aber nicht in Wuth und Wildheit, sondern er folgte ihm demüthig als seinem Herrn, gehorchte ihm und wollte seine Spur nicht wieder verlassen.

Der Königssohn brachte dem Riesen den versprochenen Apfel. „Siehst du, sprach er, ich habe ihn ohne Mühe geholt.“ Der Riese war froh, daß er so leicht erhalten hatte, was er sich so sehr gewünscht, eilte zu seiner Braut und gab ihr den Apfel. Diese war eine schöne und kluge Jungfrau, sie sah nicht den Ring an seinem Arm und sprach: „ich glaube nicht eher, daß du den Apfel geholt, bis ich erst den Ring an deinem Arm erblicke.“ „O, sagte der Riese, ich will heimgehen und ihn holen,“ und dachte dem schwachen Menschenkind ihn abzunehmen, wenn es ihn nicht gutwillig geben wollte. Da ging er zurück und forderte den Ring von dem Königssohn; aber der wollte ihn nicht geben. „Wo der Apfel ist muß auch der Ring seyn, sprach der Riese, giebst du ihn nicht, so mußt du mit mir darum kämpfen.“

Sie rangen lange Zeit mit einander, aber der Riese konnte dem Königssohn nichts anhaben, so stark war dieser durch die Kraft des Ringes. Da erdachte der Riese eine List und sprach zu ihm: „es ist uns warm geworden bei dem Kampf, wir wollen uns erst im Flusse baden und kühlen, eh wir wieder anfangen.“ Der Königssohn, der von Falschheit nichts wußte, ging mit ihm zu dem Wasser, zog seine Kleider ab, streifte auch den Ring vom Arm, legte ihn daneben und ging in den Fluß. Alsbald ergriff der Riese den Ring und lief damit fort, aber der Löwe, der seinem Herrn gefolgt war und den Diebstahl wohl angesehen hatte, setzte dem Riesen nach und riß ihm den Ring wieder weg. Da gerieth der Riese in Wuth und sprang nach dem Wasser zurück,

und da der Königssohn eben beschäftigt war seine Kleider wieder anzuziehen, faßte er ihn und stach ihm beide Augen aus.

Nun war der arme Königssohn blind und stand da und wußte sich nicht zu helfen. Da trat der Riese wieder zu ihm und hatte Böses im Sinn. Schweigend faßte er den Blinden bei der Hand, wie jemand der ihn leiten wollte; so führte er ihn fort auf die Spitze eines hohen Felsens. Da verließ er ihn und dachte, wenn er noch ein paar Schritte geht, so stürzt er sich todt und ich kann ihm den Ring abnehmen. Aber der treue Löwe hatte seinen Herrn nicht verlassen, hielt ihn am Kleide fest und zog ihn allmälig wieder zurück. Als der Riese zurück kam und den Todten berauben wollte, da fand er ihn gerettet. „Ist denn ein so schwaches Menschenkind nicht zu verderben!“ sprach er zornig zu sich selbst, faßte den Königssohn und führte ihn zum zweitenmal auf einem andern Weg zum Abgrund; aber der Löwe, der die böse Absicht merkte, half seinem Herrn treulich aus der Gefahr. Als sie bis zum Rand gekommen waren und der Riese die Hand des Königssohns fahren ließ, um ihn allein zurückzulassen, da sprang der Löwe mit aller Macht gegen ihn, daß das Ungeheuer hinabstürzte und ganz zerschmettert wurde.

Darnach zog er seinen Herrn wieder herab und leitete ihn zu einem Baum, an dem ein klarer Bach floß. Der Königssohn setzte sich da nieder, der Löwe aber, legte sich an das Wasser und spritzte, so gut er konnte, ihm davon ins Antlitz. Ein paar Tröpfchen trafen auch glücklich die Augen und benetzten sie, und der Königssohn merkte, daß sein Gesicht etwas wiederkam, denn

er hatte einigen Schein und konnte etwas in der Nähe unterscheiden. Er wußte aber nicht woher das gekommen war. Da sah er ein Vöglein, das flog ganz nah an seinem Gesicht vorbei, gerade wider den Baumstamm, so daß es sich daran stieß, gleich als wär es blind; es senkte sich aber in das Wasser und badete sich darin, dann flog es wieder auf und strich ganz sicher zwischen den Bäumen hin, so daß man wohl bemerken konnte, es sey jetzt wieder sehend. Da kam es dem Königssohn in das Herz, dies wäre ein Wink Gottes, also daß er sich herabneigte zu dem Wasser und sich darin das Gesicht wusch und badete. Und wie er sich aufrichtete, hatte er seine Augen wieder, so hell und rein, wie sie nie gewesen waren.

Der Königssohn dankte Gott für die große Gnade und zog mit seinem Löwen weiter in der Welt herum. Nun trug es sich zu, daß er vor ein Schloß kam, welches verwünscht war; in dem Thor stand eine Jungfrau von schöner Gestalt und feinem Antlitz, aber sie war ganz schwarz. Sie redete ihn an und sprach: „ach, könntest du mich erlösen aus dem Zauber, der mich hier hält und Gewalt über mich hat!“ Da sagte der Königssohn: „was soll ich thun, dich zu befreien?“ Die Jungfrau antwortete: „drei Nächte mußt du in dem großen Saal des verwünschten Schlosses zubringen, aber es darf keine Furcht in dein Herz kommen. Hältst du aus, was dir böses angethan wird, ohne einen Laut von dir zu geben, so bin ich erlöst; das Leben dürfen sie dir doch nicht nehmen.“ Da sprach der Königssohn: „ich wills mit Gottes Hülfe versuchen, ich fürchte nichts auf der ganzen Welt.“ Also

ging er fröhlich in das Schloß, setzte sich in den großen Saal und wartete bis die Nacht kam. Es war still und ruhig bis Mitternacht, da fing der Lärm an, nicht blos durch die Thüren, aus allen Ecken und Winkeln kamen kleine Teufel herbei. Sie thaten als ob sie ihn nicht sähen, setzten sich mitten in die Stube, machten ein Feuer an und fingen an zu spielen. Wenn einer verlor, sprach er: „es ist nicht richtig, es ist einer da, der nicht zu uns gehört, der ist schuld, daß ich verliere!" „Wart ich komme, du hinter dem Ofen," sagte dann ein anderer. Das Schreien ward auch immer größer und so, daß es niemand ohne Schrecken hätte anhören können. Der Königssohn aber fürchtete sich nicht, doch endlich sprangen die Teufel auf und fielen über ihn her, und es waren so viel, daß er sich ihrer nicht erwehren konnte. Sie zerrten ihn auf die Erde und zwickten, drückten, schlugen und quälten ihn, aber er ertrugs ohne Furcht und gab keinen Laut von sich. Gegen Morgen verschwanden sie, und er war so abgemattet, daß er kaum seine Glieder regen konnte, als aber der Tag anbrach, da trat die schwarze Jungfrau zu ihm herein. Sie trug in ihrer Hand eine kleine Flasche, worin Wasser des Lebens war, damit wusch sie ihn und alsbald fühlt er alle Schmerzen verschwinden, war frisch und munter. Sie sprach zu ihm: „eine Nacht hast du glücklich ausgehalten, aber noch zwei stehen dir bevor;" da ging sie wieder weg, und im Weggehen bemerkte er, daß ihre Füße weiß geworden waren. In der folgenden Nacht kamen die Teufel wieder, fingen ihr Spiel an, fielen aber bald über den Königssohn her und schlugen ihn gewaltig, viel härter

als in der vorigen Nacht, daß sein Leib voll Wunden ward. Doch da er alles still ertrug, mußten sie von ihm lassen und als die Morgenröthe anbrach, erschien die Jungfrau wieder und heilte ihn mit dem Lebenswasser. Und als sie wegging, sah er mit Freuden, daß sie schon halb weiß geworden war bis zu den Fingerspitzen. Nun hatte er nur noch eine Nacht auszuhalten, aber die war die schlimmste. Der Teufelsspuk kam wieder; „bist du noch da, schrien sie, wart du sollst gepeinigt werden, daß dir der Athem stehen bleibt.“ Sie stachen und schlugen ihn, warfen ihn hin und her und rissen ihn an den Gliedern, als wollten sie ihn von einander reißen, aber er gab keinen Laut von Schmerz und Angst von sich, tröstete sich und dachte, es wird vorübergehen, und dann ist die Jungfrau aus ihrer Gewalt befreit. Doch als die Teufel ihn verließen, so lag er da ohnmächtig und konnte sich nicht regen; er konnte auch nicht die Augen aufheben, um die Jungfrau zu sehen, die herein kam und ihn mit dem Wasser des Lebens benetzte und begoß. Aber auf einmal war er von allen Schmerzen befreit, und fühlte sich frisch und gesund, als wär er aus einem Schlaf erwacht, und wie er die Augen aufschlug, so sah er die Jungfrau neben sich stehen, die war schneeweiß und so schön, daß sie leuchtete wie der helle Tag. Sie sprach zu ihm: „steh auf und schwing dein Schwert dreimal über die Treppe, so wird alles erlöst seyn!“ Und als er das gethan hatte, da war das ganze Schloß vom Zauber befreit. Die Jungfrau war eine reiche Königstochter; die Diener kamen und sagten, im großen Saale wäre

die Tafel schon zubereitet und die Speisen aufgetragen. Da setzten sie sich nieder, aßen und tranken zusammen und Abends ward in großen Freuden die Hochzeit gefeiert.

122.

Der Krautesel.

Es war einmal ein junger Jäger, der hatte ein frisches und fröhliches Herz und ging in den Wald auf Anstand, und wie er so ging und auf dem Blatt pfiff, kam ein altes, häßliches Mütterchen daher, das redete ihn an und sprach: „guten Tag, lieber Jäger, du bist wohl guter Dinge, aber ich leide Hunger und Durst, gib mir doch ein Almosen.“ Da dauerte den Jäger das arme Mütterchen, daß er in seine Tasche griff und ihr nach seinem Vermögen etwas reichte. Nun wollte er weiter gehen, aber die alte Frau hielt ihn an und sprach: „hör an, lieber Jäger, was ich dir sage, für dein gutes Herz will ich dir ein Geschenk machen, geh nur immer deiner Wege, über ein Weilchen wirst du an einen Baum kommen, darauf sitzen neun Vögel und raufen sich um einen Mantel. Da leg du deine Büchse an und schieß mitten drunter, den Mantel werden sie dir wohl fallen lassen, aber auch einer von den Vögeln wird getroffen seyn und todt herabstürzen. Den Mantel nimm mit dir, es ist ein Wunschmantel, wenn du ihn um die Schultern wirfst, brauchst du dich nur an einen Ort zu wünschen, gedacht, vollbracht und du bist dort. Den todten Vogel aber schneid auf und nimm das Herz heraus und verschluck

es ganz, dann wirst du allen und jeden Morgen früh beim Aufstehen Gold unter deinem Kopfkissen aufheben können, und das kommt dir zu von wegen des Vogelherzens."

Der Jäger dankte der weisen Frau und dachte bei sich: „schöne Dinge, wenns auch all so einträfe!" Doch, wie er etwa hundert Schritte gegangen war, hörte er über sich in den Aesten ein Geschrei und Gezwitscher, daß er aufschaute, da sah er einen Haufen Vögel, die rissen mit den Schnäbeln und Füßen ein Tuch herum, schrien, zerrten und balgten sich, als wollts ein jeder allein haben. „Nun, sprach der Jäger, das ist wunderlich, es kommt ja, wie das Mütterchen gesagt hat," nahm die Büchse von der Schulter, legte an und that seinen Schuß mitten hinein, daß die Federn herumflogen. Alsbald nahm das Gethier mit großem Schreien die Flucht, aber einer fiel todt herab und der Mantel sank herunter. Da that der Jäger wie ihm die Alte geheißen hatte, schnitt den Vogel auf, suchte das Herz, schluckte es hinunter und nahm den Mantel mit nach Haus.

Am andern Morgen, als er aufwachte, fiel ihm die Verheißung ein und er wollte sehen, ob die auch einträfe. Wie er aber sein Kopfkissen in die Höhe hob, da schimmerte ihm das Goldstück entgegen, und am andern Morgen fand er wieder eins und so weiter jedesmal, wenn er aufstand. Er sammelte sich einen Haufen Gold, endlich aber dachte er: „was hilft mir all mein Gold, wenn ich daheim bleibe! ich will ausziehen und mich in der Welt umsehen."

Da nahm er von seinen Eltern Abschied, hing seinen Jägerranzen und seine Flinte um und zog in die Welt. Es trug sich zu, daß er eines Tages durch einen dicken Wald kam und wie der zu Ende war, lag in einer Ebene vor ihm ein ansehnliches Schloß. In einem Fenster desselben stand gerade eine Alte mit einer wunderschönen Jungfrau und schaute herab. Die Alte aber war eine Hexe und sprach zu dem Mädchen: „dort kommt einer aus dem Wald, der hat einen wunderbaren Schatz im Leib, den müssen wir darum berücken, mein Herzenstöchterchen, uns steht das besser an als ihm. Er hat ein Vogelherz bei sich, deshalb liegt jeden Morgen ein Goldstück unter seinem Kopfkissen.“ Und erzählte ihr, wie es damit beschaffen wäre und wie sie darum zu spielen hätte, und zuletzt drohte sie und sprach mit zornigen Augen: „und wenn du mir nicht gehorchst, so bist du unglücklich!“ Als nun der Jäger näher kam, erblickte er das Mädchen und sprach zu sich: „ich bin nun so lang herum gezogen, ich will einmal ausruhen und in das schöne Schloß einkehren, Geld hab ich ja vollauf;“ eigentlich aber war die Ursache, daß er ein Aug auf das schöne Bild geworfen hatte.

Nun trat er in das Haus ein und wurde freundlich empfangen und höflich bewirthet. Es dauerte nicht lange, da war er so in das Hexenmädchen verliebt, daß er an nichts anders mehr dachte und nur nach seinen Augen sah und was es verlangte, das that er gern. Da sprach die Alte: „nun müssen wir das Vogelherz haben, er wirds nicht spüren, wenn es ihm fehlt.;“ und richtete einen Trank zu und wie der gekocht war, that sie ihn in

einen Becher und gab ihn dem Mädchen, das mußte ihn dem Jäger reichen. Sprach es: „nun, mein Liebster, trink mir zu!“ Da nahm er den Becher, und wie er den Trank geschluckt hatte, brach er das Herz des Vogels aus dem Leibe. Das Mädchen mußte es heimlich fortschaffen und dann selbst verschlucken, denn die Alte wollte es haben. Von nun an fand er kein Gold mehr unter seinem Kopfkissen, sondern es lag unter dem Kissen des Mädchens, wo es die Alte jeden Morgen holte; aber er war so verliebt und vernarrt, daß er an nichts anders dachte, als sich mit dem Mädchen die Zeit zu vertreiben.

Da sprach die alte Hexe: „das Vogelherz haben wir, aber den Wunschmantel haben wir noch nicht, den müssen wir ihm auch abnehmen.“ Antwortete das Mädchen: „den wollen wir ihm lassen, er hat ja doch seinen Reichthum verloren.“ Da ward die Alte bös und sprach: „so ein Mantel ist ein wunderbares Ding, das selten auf der Welt gefunden wird, den soll und muß ich haben;“ und gab dem Mädchen Anschläge und sagte, wenn es ihr nicht gehorche, sollte es ihr schlimm ergehen. Da that es nach dem Geheiß der Alten und stellte sich einmal ans Fenster und schaute in die weite Gegend, als wär es ganz traurig. Fragte der Jäger: „was stehst du so traurig da?“ „Ach, mein Schatz, gab es zur Antwort, da gegenüber liegt der Granatenberg, wo die köstlichen Edelsteine wachsen. Darnach trag ich so großes Verlangen, daß wenn ich daran denke, ich traurig seyn muß; aber wer kann sie holen! nur die Vögel, die Fliegen, kommen hin, ein Mensch nimmermehr.“ „Ist das all euer Kummer, sagte der

Jäger, den will ich euch bald vom Herzen nehmen.“ Faßte ſie unter ſeinen Mantel und wünſchte ſich hinüber auf den Granatenberg und im Augenblick ſaßen ſie auch beide drauf. Da ſchimmerte das edele Geſtein von allen Seiten, daß es eine Freude war anzuſehen und ſie laſen das ſchönſte und koſtbarſte zuſammen. Nun hatte es aber die Alte durch ihre Hexenkunſt bewirkt, daß dem Jäger die Augen ſchwer wurden und er ſprach zu dem Mädchen: „wir wollen ein wenig niederſitzen und ruhen, ich bin ſo müd, daß ich mich nicht mehr auf den Füßen erhalten kann.“ Da ſetzten ſie ſich und er legte ſein Haupt in ihren Schooß und ſchlief ein. Wie er entſchlafen war, da band es ihm den Mantel von den Schultern und hing ihn um, las die Granaten und Steine auf und wünſchte ſich damit nach Haus.

Als aber der Jäger ſeinen Schlaf ausgethan hatte und aufwachte, ſah er, daß ihn ſeine Liebſte betrogen und auf dem wilden Gebirg allein gelaſſen hatte. „O, ſprach er, wie iſt die Untreue ſo groß auf der Welt!“ ſaß da in Sorg und Herzeleid und wußte nicht was er anfangen ſollte. Der Berg aber gehörte wilden und ungeheuern Rieſen, die darauf wohnten und ihr Weſen trieben, und wie er ſo ſaß, ſah er ihrer drei daher ſchreiten. Da dachte er, wie kann ich mich anders retten, als daß ich mich ſchlafend ſtelle und legte ſich geſchwind nieder, als wär er in tiefen Schlaf verſunken. Nun kamen die Rieſen herbei und der erſte ſtieß ihn mit dem Fuß an und ſprach: „was liegt da für ein Erdwurm und beſchaut ſich inwendig?“ Der zweite ſprach: „tritt ihn todt!“ Der dritte aber ſprach verächtlich: „das wäre der Mühe

werth

werth! laßt ihn nur leben, steigt er höher auf die Bergspitze, so packen ihn die Wolken und tragen ihn fort.“ Unter diesem Gespräch gingen sie vorüber, der Jäger aber hatte auf ihre Worte gemerkt und sobald sie fort waren, stand er auf und klimmte den Berggipfel hinauf. Als er ein Veilchen da gesessen, so schwebte eine Wolke heran, ergriff ihn und trug ihn fort und zog eine Zeit lang, dann senkte sie sich und ließ sich über einen großen, rings mit Mauern umgebenen Krautgarten nieder, also daß er zwischen Kohl und Gemüsen sanft auf den Boden kam.

Da sah der Jäger sich um und sprach: „wenn ich nur was zu essen hätte, ich bin so hungrig und mit dem Weiterkommen wirds schwer fallen; aber hier seh ich keinen Apfel und keine Birn und keinerlei Obst, überall nichts als Krautwerk.“ Endlich dachte er: „zur Noth kann ich von dem Salat essen, der wird mich erfrischen und stärken.“ Also suchte er sich ein schönes Haupt aus und aß davon, aber kaum hatte er ein paar Bissen hinab geschluckt, so war ihm so wunderlich zu Muth und er fühlte sich ganz verändert und sah mit Schrecken, daß er in einen Esel verwandelt war. Doch weil er dabei immer noch großen Hunger spürte und ihm der saftige Salat jetzt ordentlich gut schmeckte, so aß er mit großer Gier und fraß immer zu, bis er an eine andere Art Salat kam, und kaum hatte er von diesem etwas verschluckt, so fühlte er aufs neue eine Veränderung und er war glücklich in seine menschliche Gestalt zurückgekehrt.

Nun legte sich der Jäger nieder und schlief seine Müdigkeit aus, und als er am andern Morgen erwachte, brach er ein Haupt.

von dem bösen und dem guten Salat ab und dachte: „das soll mir zu dem Meinigen wieder helfen und die Treulosigkeit bestrafen.“ Dann steckte er die Häupter zu sich und kletterte über die Mauer und ging fort, das Schloß seiner Liebsten zu suchen. Als er ein paar Tage herumgestrichen, war er auch so glücklich es zu finden. Da bräunte er sich schnell sein Gesicht, daß ihn seine eigene Mutter nicht erkannt hätte, ging in das Schloß und bat um eine Herberge: „ich bin so müd, sprach er, und kann nicht weiter.“ Fragte die Hexe: „Landsmann, wer seyd ihr und was ist euer Geschäft?“ Er antwortete: „ich bin ein Bote und bin ausgeschickt, den köstlichsten Salat zu suchen, der unter der Sonne wächst. Ich bin auch so glücklich gewesen ihn zu finden und trage ihn bei mir, aber die Sonnenhitze brennt gar zu stark, daß mir das zarte Kraut zu welken droht und ich nicht weiß, ob ich es weiter bringen werde.“

Als die Alte von dem köstlichen Salat hörte, ward sie lüstern und sprach: „lieber Landsmann, laßt mich doch den wunderbaren Salat versuchen.“ „Warum nicht, antwortete er, ich habe doch zwei Häupter mitgebracht und will euch eins geben,“ machte seinen Sack auf und reichte ihr das böse hin. Die Hexe dachte an nichts Arges und der Mund wässerte ihr so sehr nach dem neuen Gericht, daß sie selbst in die Küche ging und es zubereitete. Als er fertig war, konnte sie nicht warten, bis es auf dem Tisch stand, sondern sie nahm gleich ein paar Blätter und steckte sie in den Mund; aber kaum waren sie verschluckt, so war auch die menschliche Gestalt verloren und sie lief als eine Eselin hinab in den

Hof. Nun kam die Magd in die Küche, sah den fertigen Salat da stehen und wollte ihn auftragen, unterwegs aber überfiel sie, nach alter Gewohnheit, die Lust zu versuchen und sie aß ein paar Blätter. Alsbald zeigten sie ihre Kraft und sie ward ebenfalls zu einer Eselin und lief hinaus zu der Alten und die Schüssel mit Salat fiel auf die Erde. Der Bote saß in der Zeit bei dem schönen Mädchen und als niemand mit dem Salat kam und es doch auch lüstern darnach war, sprach es: „ich weiß nicht, wo der Salat bleibt." Da dachte der Jäger: „es wird schon etwas gegeben haben" und sprach: „ich will einmal nach der Küche gehen" und wie er hinab kam, sah er die zwei Eselinnen im Hof herumlaufen und den Salat auf der Erde liegen. „Schon recht, sprach er, die zwei haben ihr Theil weg!" und hob die übrigen Blätter auf, legte sie auf die Schüssel und brachte sie dem Mädchen. „Ich bring euch selbst das köstliche Essen, sprach er, damit ihr nicht länger zu warten braucht." Da aß sie davon und war alsbald wie die übrigen ihrer menschlichen Gestalt beraubt und lief [illegible]eine Eselin in den Hof.

Nun wusch sich der Jäger sein Angesicht und ging hinab in den Hof, also daß ihn die Verwandelten erkennen konnten und sprach: „jetzt sollt ihr den Lohn für eure Untreue empfangen." Da band er sie alle drei an ein Seil und trieb sie fort, bis er zu einer Mühle kam, und klopfte dem Müller an das Fenster. „Was giebts?" sprach der Müller. Antwortete er ihm: „da hab ich drei böse Thiere, wollt ihr sie bei euch nehmen, Futter und La-

ger geben und sie halten, wie ich euch sage, so zahl ich dafür, was ihr verlangt." Sprach der Müller: „warum das nicht? wie soll ich sie aber halten?" Da sagte der Jäger: „der alten Eselin, welche die Hexe war, sollt ihr täglich dreimal Prügel und keinmal zu fressen geben; der jüngern, welche die Magd war, einmal Prügel und dreimal Futter; und der jüngsten, welche das Mädchen war, keinmal Prügel und dreimal zu fressen;" denn er konnte es doch nicht über das Herz bringen, daß es sollte geschlagen werden. Darauf ging er zurück in das Schloß und was er nöthig hatte, das fand er alles darin.

Nach ein paar Tagen kam der Müller und sprach, „er müßte melden, daß die alte Eselin, die nur Schläge bekommen hätte und nichts zu fressen, gestorben wäre; und die zwei andern, sagte er weiter, sind zwar nicht gestorben und kriegen auch zu fressen, aber sie sind so traurig, daß es nicht lang mit ihnen dauern kann." Da erbarmte sich der Jäger und ließ allen Zorn fahren, und sprach zum Müller, er sollte sie wieder hertreiben. Und wie sie kamen, gab er ihnen von dem guten Salat zu fressen, daß sie wieder zu Menschen wurden. Da fiel das schöne Mädchen vor ihm auf die Knie und sprach: „ach, mein Liebster! verzeiht mir, was ich Böses an euch gethan, meine Mutter hatte mich dazu gezwungen, es ist gegen meinen Willen geschehen, denn ich habe euch von Herzen lieb. Euer Wunschmantel hängt in einem Schrank und für das Vogelherz will ich einen Brechtrunk einnehmen." Da ward er anderes Sinnes und sprach: „behalt es nur, es ist

gleich eins, denn ich will dich zu meiner treuen Ehegemahlin annehmen.“ Und da ward Hochzeit gehalten und sie lebten vergnügt mit einander bis an ihren Tod.

123.

Die Alte im Wald.

Es fuhr einmal ein armes Dienstmädchen mit seiner Herrschaft durch einen großen Wald, und als sie mitten darin waren, kamen Räuber aus dem Dickicht hervor und ermordeten, wen sie fanden; da kam alles mit einander um, nur das Mädchen nicht, das war aus dem Wagen gesprungen und hatte sich hinter einen Baum verborgen. Wie die Räuber mit ihrer Beute fort waren, trat es herbei und sah das große Unglück, da fing es an bitterlich zu weinen und sagte: „was soll ich armes Mädchen nun anfangen, ich weiß mich nicht zu finden in dem Wald, kein Haus ist da, so muß ich gewiß verhungern!“ Es ging herum, suchte einen Weg, konnte aber keinen finden, bis zum Abend, da setzte es sich unter einen Baum, befahl sich Gott und wollt' da sitzen bleiben und nicht weggehen, möchte geschehen, was immer wollte. Als es aber ein bischen da gesessen, kam ein weiß Täubchen heruntergeflogen, mit einem kleinen goldnen Schlüsselchen im Schnabel, das legte es ihm in die Hand und sprach: „siehst du dort den großen Baum, daran ist ein kleines Schloß, das schließ mit dem Schlüsselchen auf, so wirst du Speise genug finden und keinen Hunger mehr leiden.“ Da ging es zu dem Baum und schloß

ihn auf und fand Milch in einem kleinen Schüſſelchen und Weißbrot zum Einbrocken dabei, daß es ſich ſatt eſſen konnte. Als es ſatt war, ſprach es: „jetzt iſt Zeit, wo die Hühner daheim aufſliegen, ich bin ſo müd, könnt ich mich auch in mein Bett legen!“ Da kam das Täubchen wieder geflogen und hatt' ein anderes goldenes Schlüſſelchen im Schnabel und ſagt: „ſchließ dort den Baum auf, da wirſt du ein Bett finden.“ Da ſchloß es auf und fand ein ſchönes weiches Bettchen, da betete es zum lieben Gott, er ſollt' es behüten in der Nacht, legte ſich und ſchlief ein. Am Morgen kam das Täubchen zum drittenmal, brachte wieder ein Schlüſſelchen und ſprach: „ſchließ dort den Baum auf, da wirſt du Kleider finden;“ und wie es aufſchloß fand es Kleider mit Gold und Edelſteinen beſetzt, ſo herrlich, wie ſie keine Königstochter hat. Alſo lebte es da eine Zeit lang, und kam das Täubchen alle Tage und ſorgte für alles, was es bedurfte, und war das ein ſtilles, gutes Leben.

Einmal aber kam das Täubchen und ſprach: „willſt du mir etwas zu Lieb' thun?“ „Von Herzen gern,“ ſagte das Mädchen. Da ſprach das Täubchen: „ich will dich zu einem kleinen Häuschen führen, da geh' hinein, mittendrin am Heerd da wird eine alte Frau ſitzen und guten Tag ſagen. Aber gib ihr bei Leibe keine Antwort, ſie mag auch anfangen was ſie will, ſondern geh zu ihrer rechten Hand weiter, da iſt eine Thüre, die mach auf, ſo wirſt du in eine Stube kommen, wo eine große Menge von Ringen allerlei Art auf dem Tiſch liegt, darunter ſind prächtige mit glitzerigen Steinen, die laß aber liegen und

ſuch einen ſchlichten heraus, der auch darunter ſeyn muß und bring ihn zu mir her ſo geſchwind du kannſt.“ Da ging das Mädchen hin zu dem Häuschen und öffnete es, da ſaß eine Alte, die machte große Augen, wie ſie es ſah, und ſprach: „guten Tag mein Kind.“ Es gab ihr keine Antwort und ging auf die Thüre zu; „ei! wo hinaus?“ rief ſie und faßt es beim Rock und wollt es feſthalten; „das iſt mein Haus, da darf niemand herein, wenn ich's nicht haben will.“ Aber es ſchwieg immer ſtill, machte ſich von ihr los und ging gerade in die Stube hinein. Da lag nun auf dem Tiſch eine übergroße Menge von Ringen, die glitzten und glimmerten ihm vor den Augen, es warf ſie herum und ſuchte nach dem ſchlichten, konnt' ihn aber nicht finden. Wie es ſo ſuchte, ſah es die Alte, wie ſie daher ſchlich und einen Vogelkäfig in der Hand hatte und damit fort wollte; da ging es auf ſie zu und nahm ihr den Käfig aus der Hand und wie es ihn aufhob und hinein ſah, ſaß ein Vogel darin, der hatte den ſchlichten Ring im Schnabel. Da war es froh und lief damit zum Haus hinaus und dachte, daß weiße Täubchen würde kommen und den Ring holen, aber es kam nicht. Da lehnte es ſich an einen Baum und wollte auf es warten, und wie es ſo ſtand, da däuchte ihm, der Baum würde weich und biegſam und ſenkte ſeine Zweige herab. Und auf einmal ſchlangen ſich die Zweige um es herum und waren zwei Arme und wie es ſich umſah, war der Baum ein ſchöner Mann, der es umfaßte und herzlich küßte und ſagte: „du haſt mich erlöſt, die Alte iſt eine Hexe, die mich in einen Baum verwandelt hatte, und alle Tage ein paar Stunden war ich

eine weiße Taube, und so lang sie den Ring besaß, konnte ich meine menschliche Gestalt nicht wieder erhalten.“ Da waren auch seine Bedienten und Pferde von dem Zauber frei und keine Bäume mehr und standen neben ihm, da fuhren sie fort in sein Reich, denn er war eines Königs Sohn, heiratheten sich und lebten glücklich.

124.

Die drei Brüder.

Es war ein Mann, der hatte drei Söhne und weiter nichts im Vermögen, als das Haus, worin er wohnte. Nun hätte jeder gern nach seinem Tod das Haus gehabt, dem Vater war aber einer so lieb als der andere, da wußt er gar nicht, wie ers anfangen sollte, daß er keinem zu nahe thät; verkaufen wollt' er das Haus auch nicht, weil's von seinen Voreltern war, sonst hätte er das Geld unter sie getheilt. Da fiel ihm endlich ein Rath ein und er sprach zu seinen Söhnen: „geht in die Welt und versucht euch und lerne jeder ein Handwerk, wenn ihr dann wiederkommt, wer das beste Meisterstück macht, der soll das Haus haben.“

Das waren die Söhne zufrieden, und der ältste wollte ein Hufschmied, der zweite ein Barbier, der dritte aber ein Fechtmeister werden. Darauf bestimmten sie eine Zeit, wo sie wieder nach Haus zusammenkommen wollten und zogen fort. Es traf sich auch, daß jeder einen tüchtigen Meister fand, wo er was rechtschaffenes lernte; der Schmied mußte des Königs Pferde beschlagen und dachte: „nun kann dirs nicht fehlen, du kriegst das

Haus;" der Barbier rasirte lauter vornehme Herrn und meinte auch, das Haus wär' sein; der Fechtmeister kriegte manchen Hieb, biß aber die Zähne zusammen und ließ sichs nicht verdrießen, denn er dachte bei sich: „fürchtest du dich vor einem Hieb, so kriegst du das Haus nimmermehr." Als nun die gesetzte Zeit herum war, kamen sie zusammen nach Haus, sie wußten aber nicht, wie sie die beste Gelegenheit finden sollten, ihre Kunst zu zeigen, saßen beisammen und rathschlagten. Wie sie so saßen, kam auf einmal ein Haas übers Feld daher gelaufen. „Ei, sagte der Barbier, der kommt wie gerufen," nahm Becken und Seife, schaumte, bis der Haas in die Nähe kam, dann seifte er ihn in vollem Laufe ein und rasirte ihm auch in vollem Laufe ein Stutzbärtchen und dabei schnitt er ihn nicht und that ihm an keinem Haare weh. „Das gefällt mir, sagte der Vater, wenn sich die andern nicht gewaltig angreifen, so ist das Haus dein." Es währte nicht lang, so kam ein Herr in einem Wagen daher gerennt in vollem Jagen. „Nun sollt ihr sehen, Vater, was ich kann," sprach der Hufschmied, sprang dem Wagen nach, riß dem Pferd, das in einem fort jagte, die vier Hufeisen ab und schlug ihm auch im Jagen vier neue wieder an. „Du bist ein ganzer Kerl, sprach der Vater, du machst deine Sachen so gut, wie dein Bruder; ich weiß nicht, wem ich das Haus geben soll." Da sprach der dritte: „Vater, laßt mich auch einmal gewähren," und weil es anfing zu regnen, zog er seinen Degen und schwenkte ihn in Kreuzhieben über seinem Kopf, daß kein Tropfen auf ihn fiel; und als der Regen stärker ward und endlich so stark, als ob man mit Mulden

vom Himmel göß, schwang er den Degen immer schneller, und blieb so trocken, als säß er unter Dach und Fach. Wie der Vater das sah, erstaunte er und sprach: „du hast das beste Meisterstück gemacht, das Haus ist dein.“

Die beiden andern Brüder waren damit zufrieden, wie sie vorher gelobt hatten, und weil sie sich einander so lieb hatten, blieben sie alle drei zusammen im Haus, trieben ihr Handwerk und da sie so gut ausgelernt hatten und so geschickt waren, verdienten sie viel Geld. So lebten sie vergnügt bis in ihr Alter zusammen und als der eine krank ward und starb, grämten sich die zwei andern so sehr darüber, daß sie auch krank wurden und bald starben. Da wurden sie, weil sie so geschickt gewesen und sich so lieb gehabt, alle drei in ein Grab gelegt.

125.

Der Teufel und seine Großmutter.

Es war ein großer Krieg und der König gab seinen Soldaten wenig Sold, so daß sie nicht davon leben konnten; da thaten sich drei zusammen und wollten ausreißen. Einer sprach zum andern: „wenn wir aber gekriegt werden, hängt man uns an den Galgenbaum; wie wollen wir das machen?“ Sprach der andere: „da steht ein großes Kornfeld, wenn wir hineinkriechen, findet uns kein Mensch, das Heer kommt nicht hinein.“ Da krochen sie hinein und saßen zwei Tage und zwei Nächte im Korn, hatten aber so großen Hunger, daß sie beinah gestorben wären, denn sie

durften nicht heraus. Da sprachen sie: „was hilft uns unser Ausreißen, wir müssen elendig im Korn sterben.“ Indem kam ein feuriger Drache über das Kornfeld durch die Luft geflogen, der sah sie liegen und fragte: „was thut ihr drei da im Korn?“ Sie antworteten: „wir sind drei ausgerissene Soldaten, wir konnten von unserem Sold nicht länger im Heer leben, nun müssen wir hier Hungers sterben, weil das Heer rund herum liegt, und wir nicht entrinnen können.“ „Wollt ihr mir sieben Jahre dienen, sagte der Drache, so will ich euch mitten durchs Heer führen, daß euch niemand kriegen soll?“ „Wir haben keine Wahl und sinds zufrieden,“ antworteten sie. Da nahm sie der Drache in seine Klauen und unter seine Fittiche und brachte sie durch die Luft über das Heer weg in Sicherheit. Darnach ließ er sie wieder zur Erde, er war aber der Teufel und gab ihnen ein kleines Peitschchen, womit sie sich Geld peitschen konnten, so viel sie wollten. „Damit, sprach er, könnt ihr große Herren werden und in Wagen fahren; nach Verlauf der sieben Jahre aber seyd ihr mein eigen“ und hielt ihnen ein Buch vor, in das mußten sie alle drei unterschreiben. „Doch will ich euch, sagte er, dann erst noch ein Räthsel geben, könnt ihr das rathen, sollt ihr frei und aus meiner Gewalt seyn.“ Da ging der Drache von ihnen ab und sie reisten fort mit ihren Peitschchen, hatten Geld die Fülle, ließen sich Herrenkleider machen und zogen in der Welt herum. Wo sie waren, lebten sie in Freuden und Herrlichkeit, fuhren mit Pferden und Wagen, aßen und tranken und die sieben Jahre strichen in kurzer Zeit um. Als es nun bald ans Ende kam,

wurde ihnen angſt und bang, zwei waren ganz betrübt, der dritte aber nahms auf die leichte Schulter und ſprach: „Brüder, fürchtet nichts, vielleicht können wir das Räthſel rathen“ Wie ſie ſo zuſammen ſaßen, kam eine alte Frau daher, die fragte, warum ſie ſo traurig wären. „Ach, was liegt euch daran, ihr könnt uns doch nicht helfen.“ „Wer weiß das, erzählt mir's nur.“ Da erzählten ſie's ihr, daß ſie faſt ſieben Jahr dem Teufel gedient, der hätte ihnen Geld wie Heu geſchafft, ſie hätten ſich ihm aber verſchrieben und wären ſein Eigenthum, wenn ſie nach den ſieben Jahren nicht ein Räthſel auflöſen könnten. Die Alte ſprach: „ſoll euch geholfen werden, ſo muß einer von euch zum Wald hinein gehen und da wird er an eine zerfallene Klippe kommen, die ausſieht wie ein Häuschen.“ Die zwei traurigen dachten, das wird uns doch nicht retten und blieben vor dem Wald, der dritte luſtige machte ſich auf und fand alles ſo, wie die Frau geſagt hatte; in dem Häuschen aber ſaß eine ſteinalte Frau, die war des Teufels Großmutter und fragte ihn, woher er käme und was er wollte? Da erzählte er ihr alles und weil er ein gar ſchöner Menſch war, hatte ſie Erbarmen und hob einen großen Stein auf. „Darunter ſitz ganz ſtill, wann der Drache kommt, will ich ihn um die Räthſel fragen.“ Um zwölf Uhr Nachts kam der Drache geflogen und wollte ſein Eſſen, da deckte ihm ſeine Großmutter den Tiſch und trug Trank und Speiſe auf, daß er vergnügt war, und ſie aßen und tranken zuſammen. Da fragte ſie ihn im Geſpräch, wie's den Tag ergangen wäre, wie viel Seelen er kriegt hätte? „Ich hab' noch drei Soldaten, die ſind

mein," sprach er. „Ja, drei Soldaten, sagte sie, haben etwas an sich, die können dir noch entkommen." Sprach der Teufel höhnisch: „die sind mir gewiß, denen gebe ich ein Räthsel auf, das sie nimmermehr rathen können." „Was ist das für ein Räthsel?" fragte sie. „Das will ich dir sagen: in der großen Nordsee liegt eine todte Meerkatze, das soll ihr Braten seyn; und von einem Wallfisch die Rippe, das soll ihr silberner Löffel seyn; und ein alter Pferdefuß, das soll ihr Weinglas seyn" Da ging der Teufel fort zu schlafen und die alte Großmutter hob den Stein auf und ließ den Soldaten heraus. „Hast du auch alles wohl in Acht genommen?" „Ja," sprach er, nun weiß ich mir schon zu helfen." Darauf mußte er einen andern Weg durchs Fenster schnell zu seinen Gesellen gehen, damit ihn der Teufel nicht merkte. Wie er nun zu den andern kam, erzählte er ihnen, was er gehört hatte und sie konnten nun rathen, was sonst keine Seele gerathen hätte; da waren sie alle fröhlich und guter Dinge und peitschten sich Geld genug. Als nun die sieben Jahre völlig herum waren, kam der Teufel mit dem Buche, zeigte die Unterschriften und sprach: „ich will euch nun in die Hölle mitnehmen, da sollt ihr eine Mahlzeit haben, könnt ihr mir rathen, was ihr für einen Braten werdet zu essen kriegen, so sollt ihr frei und los seyn und das Peitschchen dazu behalten." Da fing der erste Soldat an: „in der großen Nordsee liegt eine todte Meerkatze, das wird wohl der Braten seyn." Der Teufel ärgerte sich, machte hm! hm! hm! und fragte den zweiten: „was soll euer Löffel seyn?" Da antwortete er: „von einem Wallfisch die Rippe, das

ſoll unſer ſilberner Löffel ſeyn.“ Der Teufel ſchnitt ein Geſicht, knurrte wieder dreimal hm! hm! hm! und ſprach zum dritten: „was ſoll euer Weinglas ſeyn.“ „Ein alter Pferdefuß, das ſoll unſer Weinglas ſeyn.“ Da flog der Teufel fort, ließ ſie im Stich und hatte keine Gewalt mehr über ſie; aber die drei behielten das Peitſchchen, ſchlugen Geld hervor, ſo viel ſie wollten, und lebten vergnügt bis an ihr Ende.

126.

Ferenand getrü un Ferenand ungetrü.

Et was mal en Mann un 'ne Fru weſt, de hadden ſo lange ſe rick wören kene Kinner, as ſe awerſt arm woren, da kregen ſe en kleinen Jungen. Se kunnen awerſt kenen Paen dato kregen, da ſegde de Mann, he wulle mal na den annern Ohre (Orte) gahn un toſehn, ob he da enen krege. Wie he ſo gink, begegnete ünn en armen Mann, de frog en, wo he hünne wulle? he ſegde, he wulle hünn un toſehn, dat he 'n Paen kriegte, he ſie arm un da wulle ünn ken Minſke to Gevaher ſtahn. „O, ſegde de arme Mann, gi ſied arm un ik ſie arm, ik will guhe (euer) Gevaher weren; ik ſie awerſt ſo arm, ik kann dem Kinne nix giwen, gahet hen un ſegget de Bähmoer (Wehmutter), ſe ſulle mau mit den Kinne na der Kerken kummen.“ Aſe ſe nu tohaupe na der Kerken kummet, da iö de Bettler ſchaun darinne, de givt dem Kinne den Namen: **Ferenand getrü.**

Wie he nu ut der Kerken gahet, da segd de Bettler: „nu gahet man na Hus, ik kann guh (euch) nix giwen, un gi sûllt mie ok nix giwen.“ De Bâhmoer awerst gav he 'n Schlûttel un segd er, se mögt en, wenn se na Hus käme, dem Vaer giwen, de sull'n verwahren, bis dat Kind vertein Johr old wöre, dann sull et up de Heide gahn, da wöre 'n Schlott, dato paßte de Schlûttel, wat darin wöre, dat sulle em hören. Wie dat Kind nu sewen Johr alt woren un dûet (tüchtig) wassen wor, gink et mal spilen mit annern Jungens, da habde de eine noch mehr vom Paen kriegt, ase de annere, he awerst kunne nix seggen, un da grinde he un gink na Hus un segde tom Vaer: „hewe ik denn gar nix vom Paen kriegt?“ — „O ja, segde de Vaer, du hest en Schlûttel kriegt, wenn up de Heide 'n Schlott steit, so gah man hen un schlut et up.“ Da gink he hen, awerst et was kein Schlott to hören un to sehen. Wier na sewen Jahren, ase he vertein Johr old is, geit he nochmals hen, da steit en Schlott darup. Wie he et upschloten het, da is der nix enne, ase 'n Perd, 'n Schümmel. Da werd de Junge so vuller Frûden, dat he dat Perd habde, dat he sik darup sett un to sinen Vaer jegd (jagt). „Nu hew ik auck 'n Schümmel, nu will ik auck reisen,“ segd he.

Da treckt he weg un wie he unnerweges is, ligd da 'ne Schriffedder up 'n Wegge, he will se eist (erst) upnümmen, da denkt he awerst wier bie sich: „o du sûst se auck liggen laten, du sinndst ja wul, wo dû hen kümmst 'ne Schriffedder, wenn du eine bruckest.“ Wie he so weggeit, da roppt et hinner üm: „Tere-

nand getrů, nimm se mit!" He sůt sik ümme, sůt awerst keinen, da geit he wier torugge un nůmmt se up. Wie he wier 'ne Wile rien (geritten) is, kůmmt he bie 'n Water vorbie, so ligd da en Fisk am Oewer (Ufer) un snappet un happet na Luft, so segd he: „tõv, min lewe Fisk, ik will die helpen, dat du in't Water kůmmst," un gript 'n bie'n Schwans un werpt 'n in't Water. Da steckt de Fisk den Kopp ut den Water un segd: „nu du mie ut den Koth holpen hest, will ik die 'ne Flötepiepen giwen, wenn du in de Naud bist, so flöte derup: dann will ik die helpen; wenn du mal wat in't Water hast fallen laten, so flöte man, so will ik et die herut reicken." Nu ritt he weg, da kůmmt so 'n Minsk to ům, de frägt 'n, wo he hen will. „O na den neggsten Ort." — „Wu he dann heite?" — „Ferenand getrů." — „Sů, da hewe wie ja fast den sůlwigen Namen, ik heite Ferenand ungetrů." Da trecket se beide na den neggsten Ohre in dat Wertshus.

Nu was et schlimm, dat de Ferenand ungetrů allet wuste, wat 'n annerer dacht hadde un doen wulle; dat wust he döre so allerhand slimme Kunste. Et was awerst im Wertshuse so 'n wacker Mäken, dat hadde 'n schier (klares) Angesicht un drog sik so hůbsch; dat verleiv sik in den Ferenand getrů, denn et was 'n hůbschen Minschen west, un frog'n, wo he hen to wulle? „O, he wulle so herůmmer reisen." Da segd se, so sull he doch nur da bliewen, et wöre hier to Lanne 'n Künig, de neime wul geren 'n Bedeenten oder 'n Vorrůter; dabie sulle he in Diensten gahn. He antworde, he künne nig gud so to einen hingahen un deen

sik

ſik an. Da ſegde det Mäken: „o dat will ik dann ſchun dauen.“ Un ſo gink ſe auck ſtracks hen, na den Künig, un ſehde ünn, ſe wüſte ünn 'n hübſchen Bedeenten. Dat was de wol tofreen un leit 'n to ſik kummen un wull 'n to 'm Bedeenten macken. He wull awerſt leewer Vorrüter ſin, denn wo ſin Perd wäre, da möſt he auck ſin; da mackt 'n de Künig to 'm Vorrüter. Wie dût de Ferenand ungetrü gewahr wore, da ſegd he to den Mäken: „tóv! helpeſt du den an, un mie nig?“ „O, ſegd dat Mäken, ik will 'n auck anhelpen “ Se dachte: „den moſt du die to 'm Frünne wahren, denn he is nig to truen.“ Se geit alſe vor 'm Künig ſtahn un beed 'n als Bedeenten an; dat is de Künig tofreen.

Wenn he nu alſo det Morgens den Heren antrock, da jammerte de jümmer: „o wenn ik doch eiſt mine Leiweſte bie mie hädde.“ De Ferenand ungetrü war awerſt dem Ferenand getrü jümmer upſettſig, wie aſſo de Künig mal wier ſo jammerte, da ſegd he: „Sie haben ja den Vorreiter, den ſchicken Sie hin, der muß ſie herbeiſchaffen und wenn er es nicht thut, ſoll ihm der Kopf vor die Füße gelegt werden.“ Do leit de Künig den Ferenand getrü to ſik kummen un ſehde üm, he hädde da un da 'ne Leiweſte, de ſull he ünn herſchappen, wenn he dat nig deit, ſull he ſterwen.

De Ferenand getrü gink im Stall to ſinen Schümmel un grinde un jammerde. „O wat ſin ik 'n unglückſch Minſchenkind.“ Do röppet jemes hinner üm: „Ferenand getreu, was weinſt du?“ He ſüt ſik um, ſüt awerſt neimes un jammerd jümmer fort: „o

min lewe Schümmelken, nu mot ik die verlaten, nu mot ik sterwen.“ Da merkt he eist, dat sin Schümmelken deit dat Fragen. „Döst du dat, min Schümmelken, kast du küren (reden)?“ un segd wier: „ik sull da un da hen un sall de Brut halen, west du nix, wie ik dat wol anfange?“ Da antwoerd dat Schümmelken: „gah du na den Künig un segg, wenn he die giwen wulle, wat du hewen möstest, so wullest du se ünn schappen; wenn he die 'n Schipp vull Fleisk un 'n Schipp vull Brod giwen wulle, so sull et gelingen; da wören de grauten Riesen up den Water, wenn du denen ken Fleisk midde brächtest, so terreitn se die; un da wören de grauten Büggel, de pickeden hie de Ogen ut den Koppe, wenn du ken Brod vor se häddest.“ Da lekt de Künig alle Slächter im Kanne slachten un alle Becker backen, dat de Schippe vull werdt. Wie se vull sieh, segd dat Schümmelken to 'm Ferenand getrü: „nu gah manj up mie sitten un treck mit mie in 't Schipp, wenn dann de Riesen kümmet, so segg:

„still, still, meine lieben Riesechen,
ich hab' euch wohl bedacht,
ich hab' euch was mitgebracht!“

Un wenn de Büggel kümmet, so seggst du wier:

„still, still, meine lieben Vögelchen,
ich hab' euch wohl bedacht,
ich hab' euch was mitgebracht!“

dann doet sie die nix, un wenn du dann bie dat Schlott kümmst, dann helpet die de Riesen, dann gah up dat Schlott un nümm

'n Paar Rieſen mit, da ligd de Prinzeſſin un ſchlöppet; du darfſt ſe awerſt nig upwecken, ſonnern de Rieſen mött ſe mit den Bedd upnümmen un in dat Schipp dregen." (Und da geſchah nun alles, wie das Schimmelchen geſagt hatte, und den Rieſen und den Vögeln gab der Ferenand getrü was er ihnen mitgebracht hatte, dafür wurden die Rieſen willig und trugen die Prinzeſſin im Bett zum König.) Un aſe ſe to'm Künig kümmet, ſegd ſe, ſe künne nig liwen, ſe möſte ere Schrifften hewen, de wören up eren Schlotte liggen bliwen. Da werd de Ferenand getrü up Anſtiften det Ferenand ungetrü roopen, un de Künig bedütt ünn, he ſulle de Schriften von den Schlotte halen, ſüſt ſull he ſterwen. Da geit he wier in Stall un grind un ſegd: „o min lewe Schümmelken, nu ſull ik noch 'nmal weg, wie ſüll wie dat macken." Da ſegd de Schümmel, ſe ſullen dat Schipp man wier vull laen (laden). (Da geht es wieder wie das vorigemal, und die Rieſen und Vögel werden von dem Fleiſch geſättigt und beſänftigt.) Aſe ſe bie dat Schlott kümmet, ſegd de Schümmel to ünn, he ſull man herin gahn, in den Schlapzimmer der Prinzeſſin, up de Diſke, da lägen de Schrifften. Da geit Ferenand getrü hün un langet ſe. Aſe ſe up'n Water ſind, da let he ſine Schriffedde in't Water fallen, da ſegd de Schümmel: „nu kann ik die awer nig helpen." Da fällt'n dat bie mit de Flötepipen, he fänkt an to flöten, da kümmt de Fiſk un het de Fedder im Mule un langet ſe'm hen. Nu bringet he de Schrifften na den Schlotte, wo de Hochtid hallen werd.

De Künigin mogte awerſt den König nig lien, weil he keine Neſe hadde, ſennern ſe mogte den Ferenand getrú geren lien. Wie nu mal alle Herens vom Hove toſammen ſieb, da ſegd de Künigin, ſe künne auck Kunſtücke macken, ſe künne einen den Kopp afhoggen un wier upſetten, et ſu! nur mant einer verſöcken. Da wull awerſt kener de eiſte ſien, da mott Ferenand getrú daran, wier up Anſtiſſten von Ferenand ungetrú, den hogget ſe den Kopp af un ſett'n ünn auck wier up, et is auk glick wier tau heüt, bat et ut ſach aſe hädde he'n roen Faen (Faden) úm'n Hals. Da ſegd de Künig to ehr: „mein Kind, wo haſt du denn das gelernt?“ — „Ja,“ ſegd ſe, die Kunſt verſteh ich, ſoll ich es an dir auch einmal verſüchen?“ — „O ja,“ ſegd he. Da hogget ſe en awerſt den Kopp af un ſett'n en nig wier upp, ſe doet as ob ſe'n nig darup kriegen künne un as ob he nig feſt ſitten wulle. Da ward de Künig begrawen, ſe awerſt friget den Ferenand getrú.

He tibbe awerſt jümmer ſinen Schümmel un aſe he mal darup ſat, da ſegd de to em, he ſulle mal up 'ne annere Heide, de he em wiſt, trecken, un da dreimal mit em herummerjagen. Wie he dat dahen hadde, da geit de Schümmel up de Hinnerbeine ſtahn un verwannelt ſik in 'n Künigsſuhn.

127.

Der Eisen-Ofen.

Zur Zeit, wo das Wünschen noch geholfen hat, ward ein Königssohn von einer alten Hexe verwünscht, daß er im Walde in einem großen Eisen-Ofen sitzen sollte. Da brachte er nun viele Jahre zu und konnte ihn niemand erlösen. Einmal kam eine Königstochter in den Wald, die hatte sich irr gegangen und konnt ihres Vaters Reich nicht wieder finden; neun Tage war sie so herum gegangen und stand zuletzt vor dem eisernen Kasten. Da fragte er sie: „wo kommst du her, und wo willst du hin?" Sie antwortete: „ich habe meines Vaters Königreich verloren und kann nicht wieder nach Haus kommen." Da sprach's aus dem Eisen-Ofen: „ich will dir wieder nach Haus verhelfen in einer kurzen Zeit, wann du dich willst unterschreiben, zu thun, was ich verlange. Ich bin ein größerer Königssohn, als du eine Königstochter und will dich heirathen." Da erschrak sie und dachte: „lieber Gott, was soll ich mit dem Eisen-Ofen anfangen!" weil sie aber gern wieder zu ihrem Vater heim wollte, unterschrieb sie sich doch, zu thun, was er verlangte. Er sprach aber: „du sollst wiederkommen, ein Messer mitbringen und ein Loch in das Eisen schrappen;" dann gab er ihr jemand zum Gefährten, der ging nebenher und sprach nicht, er brachte sie aber in zwei Stunden nach Haus. Nun war große Freude im Schloß, als die Königstochter wieder kam, und der alte König fiel ihr um den Hals und küßte sie. Sie war aber sehr betrübt und sprach: „lieber

Vater, wie mir's gegangen hat! ich wär' nicht wieder nach Haus gekommen aus dem großen wilden Walde, wann ich nicht wär' bei einen eisernen Ofen gekommen, dem habe ich mich müssen dafür unterschreiben, daß ich wollte wieder zu ihm zurückkehren, ihn erlösen und heirathen." Da erschrak der alte König so sehr, daß er beinahe in eine Ohnmacht gefallen wäre, denn er hatte nur die einige Tochter. Berathschlagten sich also, sie wollten die Müllerstochter, die schön wär', an ihre Stelle nehmen; führten die hinaus, gaben ihr ein Messer und hießen ihr an dem Eisen-Ofen schaben. Sie schrappte auch 24 Stund, konnte aber nicht das geringste herabbringen; wie nun der Tag anbrach, rief's in dem Eisen-Ofen: „mich däucht, 's ist Tag draußen!" Da antwortete sie: „das däucht mich auch, ich meint, ich hört meines Vaters Mühle rappeln." — „So bist du ja eine Müllerstochter, dann geh gleich hinaus und laß die Königstochter herkommen." Da ging sie hin und sagte dem alten König, der draußen wollte sie nicht, er wollte seine Tochter. Da erschrak der alte König und die Tochter weinte; sie hatten aber noch eine schöne Schweinshirtentochter, die war noch schöner, als die Müllerstochter, der wollten sie ein Stück Geld geben, damit sie für die Königstochter zum eisernen Ofen ging. Also ward sie hinausgebracht und mußte auch 24 Stund schrappen, sie bracht aber nichts davon. Wie nun der Tag anbrach, rief's im Ofen: „mich däucht, es ist Tag draußen!" Da antwortete sie: „das däucht mich auch, ich meint, ich hört meines Vaters Hörnchen tüten!" — „So bist du ja eine Schweinshirten-Tochter, dann geh gleich hinaus und laß die

Königstochter kommen; und sag' ihr, es sollt ihr widerfahren, was ich ihr versprochen hätte, und wann sie nicht käme, sollte im ganzen Reich alles zerfallen und einstürzen und kein Stein auf dem andern bleiben." Als die Königstochter das hörte, fing sie an zu weinen, es war aber nun nicht anders, sie mußte ihr Versprechen halten. Da nahm sie Abschied von ihrem Vater, steckte ein Messer ein und ging zu dem Eisen-Ofen in den Wald hinaus. Wie sie nun angekommen war, hub sie an zu schrappen und das Eisen gab ihr nach und wie zwei Stunden verbei waren, hatte sie schon ein kleines Loch geschabt. Da guckte sie hinein und sah einen so schönen Königssohn, ach! der glimmerte, daß er ihr recht in der Seele gefiel. Nun da schrappte sie noch weiter fort und machte das Loch so groß, daß er heraus konnte. Da sprach er: „du bist mein und ich bin dein, du bist meine Braut und hast mich erlöst." Sie bat sich aus, daß sie noch einmal dürfte zu ihrem Vater gehen und der Königssohn erlaubte es ihr, sie sollte aber nicht mehr mit ihrem Vater sprechen, als drei Worte und dann sollte sie wiederkommen. Also ging sie heim, sie sprach aber mehr als drei Worte, da verschwand alsbald der Eisen-Ofen und war weit weg über gläserne Berge und schneidende Schwerter; doch war der Königssohn erlöst und nicht mehr darin eingeschlossen. Darnach nahm sie Abschied von ihrem Vater und etwas Geld mit, aber nicht viel, ging wieder in den großen Wald und suchte den Eisen-Ofen, allein der war nicht wieder zu finden. Neun Tage suchte sie, da ward ihr Hunger so groß, daß sie sich nicht zu helfen wußte, denn sie hatte nichts mehr zu leben. Und

wie es Abend wurde, setzte sie sich auf einen kleinen Baum und gedachte darauf die Nacht hinzubringen, weil sie sich vor den wilden Thieren fürchtete. Als nun Mitternacht heran kam, sah sie von ferne ein kleines Lichtchen, dacht sie, „ach! da wär' ich wohl erlöst," stieg vom Baum und ging dem Lichtchen nach, auf dem Weg aber betete sie. Da kam sie zu einem kleinen alten Häuschen, da war viel Gras umgewachsen und stand ein kleines Häufchen Holz davor. Dachte sie: „ach! wo kommst du hier hin;" guckte durch's Fenster hinein, so sah sie nichts darin, als dicke und kleine Itschen (Kröten), aber einen Tisch, schön gedeckt mit Wein und Braten, und Teller und Becher waren von Silber. Da nahm sie sich das Herz und klopfte an; alsbald rief die Dicke:

„Jungfer grün und klein,
Hutzelbein!
Hutzelbeins Hündchen
Hutzel hin und her!
Laß geschwind sehen, wer draußen wär."

Da kam eine kleine Itsche herbei gegangen und machte ihr auf; wie sie eintrat, hießen alle sie willkommen und sie mußte sich setzen. „Wo kommt ihr her? wo wollt ihr hin?" Da erzählte sie alles, wie es ihr gegangen wäre, und weil sie das Gebot übertreten, nicht mehr als drei Worte zu sprechen, wäre der Ofen weg sammt dem Prinzen; nun wollte sie so lange suchen und über Berg und Thal wandern, bis sie ihn fände, da sprach die alte Dicke:

„Jungfer grün und klein,
Hutzelbein!"

Hutzelbein's Hündchen!
Hutzel hin und her!
Bring mir die große Schachtel her!"

Da ging die kleine hin und brachte die Schachtel herbeigetragen, hernach gaben sie ihr Essen und Trinken und brachten sie zu einem schönen gemachten Bett, das war wie Seide und Sammet, da legt sie sich hinein und schlief in Gottes Namen. Als der Tag kam, stieg sie auf, und gab ihr die alte Itsche drei Nadeln aus der großen Schachtel, die sollte sie mitnehmen; sie würden ihr nöthig thun, denn sie müßte über einen hohen gläsernen Berg und über drei schneidende Schwerter und über ein großes Wasser, wann sie das durchsetzte, würde sie ihren Liebsten wiederkriegen. Nun gab sie hiermit drei Theile (Stücke), die sollte sie recht in Acht nehmen, nämlich drei große Nadeln, ein Pflugrad und drei Nüsse. Hiermit reiste sie ab und wie sie vor den gläsernen Berg kam, der so glatt war, steckte sie die drei Nadeln als hinter die Füße und dann wieder vorwärts und gelangte so hinüber, und als sie hinüber war, steckte sie sie an einen Ort, den sie wohl in Acht nahm. Darnach kam sie vor die drei schneidenden Schwerter, da stellte sie sich auf ihr Pflugrad und rollte hinüber. Endlich kam sie vor ein großes Wasser und wie sie übergefahren war, in ein großes, schönes Schloß. Sie ging hinein und hielt um einen Dienst an, sie wär' eine arme Magd und wollte sich gern vermiethen; sie wußte aber, daß der Königssohn drinne war, den sie erlöst hatte aus dem eisernen Ofen im großen Wald. Also ward sie angenommen zum Küchenmädchen für geringen Lohn. Nun

hatte der Königssohn schon wieder eine andere an der Seite, die wollte er heirathen, denn er dachte, sie wäre längst gestorben. Abends nun, wie sie aufgewaschen hatte und fertig war, fühlte sie in ihre Tasche und fand die drei Nüsse, welche ihr die alte Itsche gegeben hatte. Biß eine auf und wollte den Kern essen, siehe da war ein stolzes königliches Kleid drin. Wie's nun die Braut hörte, kam sie und hielt um das Kleid an und wollte es kaufen; „es wär' kein Kleid für eine Dienstmagd." Da sprach sie, ja sie wollt's nicht verkaufen, doch wann sie ihr einerlei (ein Ding) wollte erlauben, so sollte sie's haben, nämlich eine Nacht in der Kammer ihres Bräutigams zu schlafen. Die Braut erlaubt' es ihr, weil das Kleid so schön war und sie noch keins so hatte. Wie's nun Abend war, sagte sie zu ihrem Bräutigam: „das närrische Mädchen will in deiner Kammer schlafen." „Wann du's zufrieden bist, bin ich's auch," sprach er. Sie gab aber dem Mann ein Glas Wein, in das sie einen Schlaftrunk gethan hatte. Also gingen beide in die Kammer schlafen, und er schlief so fest, daß sie ihn nicht erwecken konnte. Sie weinte aber die ganze Nacht und rief: „ich hab' dich erlöst aus einem wilden Wald und aus einem eisernen Ofen, du hast mich erlöst und ich hab' dich erlöst durch ein verwünschtes Schloß, über einen gläsernen Berg, über drei schneidende Schwerter und über ein großes Wasser, ehe ich dich gefunden habe und willst mich doch nicht hören." Die Bedienten saßen vor der Stubenthüre und hörten wie sie so die ganze Nacht weinte und sagten's am Morgen ihrem Herrn. Und wie sie am andern Abend aufgewaschen hatte, biß

sie die zweite Nuß auf, da war noch ein weit schöneres Kleid drin; wie das die Braut sah, wollte sie es auch kaufen. Aber Geld wollte das Mädchen nicht und bat sich aus, daß es noch einmal in der Kammer des Bräutigams schlafen dürfte. Sie gab ihm aber wieder einen Schlaftrunk und er schlief so fest, daß er nichts hören konnte. Das Küchenmädchen weinte aber die ganze Nacht und rief: „ich hab' dich erlöst aus einem wilden Walde und aus einem eisernen Ofen, du hast mich erlöst und ich habe dich erlöst, durch ein verwünschtes Schloß, über einen gläsernen Berg, über drei schneidende Schwerter und über ein großes Wasser, ehe ich dich gefunden habe und willst mich doch nicht hören." Die Bedienten saßen vor der Stubenthüre und hörten, wie sie so die ganze Nacht weinte und sagten's am Morgen ihrem Herrn. Und wie sie am dritten Abend aufgewaschen hatte, biß sie die dritte Nuß auf, da war ein noch schöneres Kleid darin, das starrte von purem Gold. Wie die Braut das sah, wollte sie es haben, das Mädchen aber gab es nur hin, wenn sie zum drittenmal dürfte in der Kammer des Bräutigams schlafen. Der Königssohn aber hütete sich und ließ den Schlaftrunk vorbeilaufen; wie sie nun anfing zu weinen und zu rufen: „liebster Schatz, ich habe dich erlöst aus dem grausamen, wilden Walde und aus einem eisernen Ofen, du hast mich erlöst und ich habe dich erlöst;" so sprang der Prinz auf und sprach: „du bist mein und ich bin dein." Darauf setzte er sich noch in der Nacht mit ihr in einen Wagen und der falschen Braut nahmen sie die Kleider weg, daß sie nicht aufstehen konnte. Als sie zu dem großen Wasser kamen, da

schifften sie hinüber, und vor den drei schneidenden Schwerter
da setzten sie sich aufs Pflugrad, und vor dem gläsernen Ber
da steckten sie die drei Nadeln hinein; und so gelangten sie en
lich zu dem alten kleinen Häuschen, aber wie sie hineintrata
war's ein großes Schloß, die Itschen waren alle erlöst und laut
Königskinder und waren in voller Freude. Da ward Vermählun
gehalten und sie blieben in dem Schloß, das war viel größer, a
ihres Vaters Schloß. Weil aber der Alte jammerte, daß er
lein bleiben sollte, so fuhren sie weg und holten ihn zu sich u
hatten zwei Königreiche und lebten in gutem Ehestand.

128.

Die faule Spinnerin.

Auf einem Dorfe lebte ein Mann und eine Frau, und
Frau war so faul, daß sie immer nichts arbeiten wollte und
ihr der Mann zu spinnen gab, das spann sie nicht fertig und w
sie auch spann, haspelte sie nicht, sondern ließ alles auf d
Klauel gewickelt liegen. Schalt sie nun der Mann, so war
mit ihrem Maul doch vornen und sprach: „ei, wie sollt' ich
spein, da ich keinen Haspel habe, geh du erst in den Wald u
schaff' mir einen." „Wenn's daran liegt, sagte der Mann,
will ich in den Wald gehen und Haspelholz holen." Da fürch
sich die Frau, wenn er das Holz hätte, daß er dara
Haspel machte und sie abhaspeln und dann wieder frisch sp
müßte. Sie besann sich ein Bischen, da kam ihr ein guter E

d sie lief dem Manne heimlich nach in den Wald. Wie er nun f einen Baum gestiegen war, das Holz auszulesen und zu uen, schlich sie darunter in das Gebüsch, wo er sie nicht sehen nnte und rief hinauf:

„wer Haspelholz haut, der stirbt,
wer da haspelt, der verdirbt!"

er Mann horchte auf, legte die Axt eine Weile nieder und hte nach, was das wohl zu bedeuten habe. „Ei was, sprach endlich, was wird's gewesen seyn, es hat dir in den Ohren klungen, mach dir keine unnöthige Furcht;" also ergriff er die : von neuem und wollte zuhauen, da rief's wieder unten:

„wer Haspelholz haut, der stirbt,
wer da haspelt, der verdirbt!"

hielt ein, kriegte Angst und Bang und sann dem Ding nach; aber ein Weilchen vorbei war, kam ihm das Herz wieder und gte zum drittenmal nach der Axt und wollte zuhauen. Aber drittenmal rief's und sprach's laut:

„wer Haspelholz haut, der stirbt,
wer da haspelt, der verdirbt!"

hatte er's genug und alle Lust war ihm vergangen, so daß eilends den Baum herunterstieg und sich auf den Heimweg te. Die Frau lief, was sie konnte, auf Nebenwegen, damit von nach Haus käme; wie er nun in die Stube trat, that sie wird." als wäre nichts vorgefallen und sagte: „nun, bringst dich ites Haspelholz?" „Nein, sprach er, ich sehe wohl, es sonst

geht mit dem Haspeln nicht," erzählte ihr, was ihm im Wald begegnet war, und ließ sie von nun an damit in Ruhe.

Bald hernach fing der Mann doch wieder an, sich über die Unordnung im Hause zu ärgern und es lief bei ihm über: „Frau, sagte er, es ist doch eine Schande, daß das gesponnene Garn da auf dem Knauel liegen bleibt." „Weißt du was, sprach sie, weil wir doch zu keinem Haspel kommen, so stell dich auf den Boden und ich steh unten, da will ich dir den Knauel hinaufwerfen und du wirfst ihn herunter, so gibt's doch einen Strang." „Ja, das geht," sagte der Mann; also thaten sie das und wie sie fertig waren, sprach er: „das Garn ist nun gesträngt, nun muß es auch gekocht werden." Der Frau ward wieder Angst; sie sprach zwar: „ja, wir wollen's gleich morgen früh kochen," dachte aber bei sich auf einen neuen Streich. Frühmorgens stand sie auf, machte Feuer an, und stellte den Kessel bei, allein statt des Garns legte sie einen Klumpen Werg hinein und ließ es so zu kochen. Darauf ging sie zum Manne, der noch im Bette lag, und sprach zu ihm: „ich muß einmal ausgehen, steh derweil auf und sieh nach dem Garn, das im Kessel überm Feuer steht, aber du mußt's bei Zeit thun, gib wohl Acht, denn wo der Hahn kräht und du sähest nicht nach, wird das Garn zu Werg." Der Mann war bei der Hand und wollte nichts versäumen, stand eilend auf, so schnell er konnte, und ging in die Küche; wie er aber zum Kessel kam und hinein sah, da erblickte er mit Schrecken nichts als einen Klumpen Werg. Da schwieg er mäuschenstill

achte, er hätt's verſehen und wär' Schuld daran und ließ in Zukunft die Frau mit Garn und Spinnen immer zufrieden.

129.

Die vier kunſtreichen Brüder.

Es war ein armer Mann, der hatte vier Söhne, wie die nun herangewachſen waren, ſprach er zu ihnen: „lieben Kinder, ihr müßt in die Welt, ich habe nichts, das ich euch geben könnte, macht euch auf in die Fremde, lernt ein Handwerk und ſeht, wie ihr euch durchſchlagt.“ Da ergriffen die vier Brüder den Wanderſtab, nahmen Abſchied von ihrem Vater und zogen zuſammen zum Thor hinaus. Als ſie ein Stück Wegs gemacht hatten, kamen ſie an einen Kreuzweg, der nach vier verſchiedenen Gegenden führte. Da ſprach der älteſte: „hier müſſen wir uns trennen, aber heut über vier Jahre wollen wir uns an dieſer Stelle wieder treffen und in der Zeit unſer Glück verſuchen.“

Nun ging jeder ſeinen Weg und dem älteſten begegnete ein Mann, der fragte ihn, wo er hinaus wollte und was er vorhätte. „Ich will ein Handwerk lernen“ antwortete er. Da ſprach der Mann; „geh mit mir und werde ein Dieb.“ „Nein, antwortete er, das iſt jetzt kein ehrliches Handwerk mehr und das End vom Lied, daß einer als Schwengel in der Feldglocke gebraucht wird.“ „O! ſprach der Mann, vor dem Galgen brauchſt du dich nicht zu fürchten, ich will dich blos lehren das zu holen, was ſonſt kein Menſch kriegen kann und wo dir niemand auf die Spur

kommt.“ Da ließ er ſich überreden und ward bei dem Manne ein gelernter Dieb und ſo geſchickt, daß vor ihm nichts ſicher war, was er einmal haben wollte. Der zweite Bruder begegnete einem Mann, der dieſelbe Frage an ihn that, was er in der Welt lernen wolle. „Ich weiß es noch nicht, antwortete er.“ „So geh mit mir und werde ein Sterngucker, nichts beſſer, als das, es bleibt einem nichts verborgen.“ Er ließ ſich das gefallen und ward ein ſo geſchickter Sterngucker, daß ſein Meiſter, als er ausgelernt hatte und weiter ziehen wollte, ihm ein Glas gab und zu ihm ſprach: „damit kannſt du ſehen, was auf Erden und am Himmel vorgeht und kann dir nichts verborgen bleiben.“ Der dritte Bruder begegnete einem Jäger, der nahm ihn mit in die Lehre und gab ihm in allem was zur Jägerei gehörte, ſo guten Unterricht, daß er ein ausgelernter Jäger ward. Der Meiſter ſchenkte ihm beim Abſchied eine Büchſe und ſprach: „die fehlt nicht, was du damit aufs Korn nimmſt, das triffſt du auch.“ Der jüngſte Bruder begegnete gleichfalls einem Manne, der ihn anredete und nach ſeinem Vorhaben fragte. „Haſt du nicht Luſt ein Schneider zu werden?“ „Ach nein, ſprach der Junge, das Krummſitzen von Morgens bis Abends, das Hin- und Herfegen mit der Nadel und das Bügeleiſen will mir nicht in den Sinn.“ „Ei was, antwortete der Mann, bei mir lernſt du eine ganz andere Schneiderkunſt.“ Da ließ er ſich überreden, ging mit und lernte die Kunſt des Mannes aus dem Fundament. Beim Abſchied gab ihm dieſer eine Nadel und ſprach: „damit kannſt du zuſammennähen was dir vorkommt, es ſey ſo weich wie ein Ei

oder

oder so hart als Stahl und es wird so zu einem Stück, daß keine Naht mehr zu sehen ist."

Zu der bestimmten Zeit, nach Jahresfrist, kamen die vier Brüder an dem Kreuzwege zusammen, herzten und küßten sich und kehrten heim zu ihrem Vater. Sie erzählten ihm, wie es ihnen ergangen wäre und daß jeder das seinige gelernt hätte. Nun saßen sie gerade vor dem Haus unter einem großen Baum, da sprach der Vater: „ich will euch einmal versuchen und sehen, was ihr könnt." Darnach schaute er auf und sagte zu dem zweiten Sohne: „oben im Gipfel dieses Baums sitzt ein Buchfinken-Nest, sag mir doch, wie viel Eier liegen darin?" Der Sterngucker nahm sein Glas, schaute hinauf und sprach: „fünfe liegen darin." „Jetzt, sagte der Vater zum ältesten, holst du die Eier, ohne daß der Vogel, der darauf sitzt und brütet, gestört wird." Der künstliche Dieb stieg hinauf und nahm dem Vöglein, das gar nichts davon merkte und ruhig sitzen blieb, die fünf Eier unter dem Leib weg und brachte sie dem Vater herab. Der Vater nahm sie, legte an jede Ecke des Tisches eins und das fünfte in die Mitte und sprach zum Jäger: „du schießest mir mit einem Schuß die fünf Eier in der Mitte entzwei." Der Jäger legte seine Büchse an und schoß die Eier, wies der Vater verlangt hatte, alle fünfe und zwar in einem Schuß. „Nun kommt die Reihe an dich, sprach dieser zu dem vierten Sohn; du nähst die Eier wieder zusammen und auch die jungen Vöglein, die darin sind, so daß ihnen der Schuß nichts schadet." Der Schneider holte seine Nadel und nähte nach Vorschrift. Als er fertig war, mußte der

Dieb sie wieder auf den Baum ins Nest tragen und dem Vogel, ohne daß er etwas gewahr ward, wieder unter legen. Das Thierchen brütete sie vollends aus und nach ein paar Tagen krochen die Jungen hervor und hatten da, wo der Schneider sie zusammengenäht, ein roth Streifchen um den Hals.

„Ja, sprach der Alte zu seinen Söhnen, ihr habt eure Zeit wohl benutzt und was rechtschaffenes gelernt, ich kann nicht sagen, wem von euch der Vorzug gebührt. Wenn ihr nur eure Kunst bald anwenden könnt!" Nicht lang darnach kam ein großer Lärm ins Land, die Königstochter wär von einem Drachen entführt. Der König war Tag und Nacht darüber in Sorgen und ließ bekannt machen: „wer sie zurückbrächte, sollte sie zur Gemahlin haben." Die vier Brüder sprachen unter einander, das wäre eine Gelegenheit, wo wir uns könnten sehen lassen und beschlossen, die Königstochter zu befreien. „Wo sie ist, will ich bald wissen," sprach der Sterngucker, schaute durch sein Glas und sprach: „ich sehe sie, sie sitzt weit von hier, auf einem Felsen im Meer, bei dem Drachen, der sie hütet." Da ging er zu dem König, und bat ihn um ein Schiff für sich und seine Brüder und fuhr mit ihnen fort und über das Meer, bis sie zur Stätte hinkamen. Die Königstochter saß da und der Drache lag in ihrem Schoß und schlief; der Jäger sprach: „ich darf ihn nicht schießen, ich würde die schöne Jungfrau zugleich tödten." „So will ich mein Heil versuchen," sagte der Dieb und stahl sie unter dem Drachen weg, so leis und behend, daß das Unthier nichts merkte, sondern fortschnarchte. Sie eilten voll Freude mit ihr

aufs Schiff und segelten in das Meer hinein, da kam der Drache, der wach geworden war und die Königstochter nicht mehr gefunden hatte, wüthend hinter ihnen her durch die Luft geschnaubt; als er eben über dem Schiff war und sich herablassen wollte, da legte der Jäger seine Büchse an und schoß ihm gerade ins Herz, daß er todt herabfiel. Es war aber ein so gewaltiges Unthier, daß es im Herabfallen das ganze Schiff zertrümmerte und sie nur noch auf ein paar Brettern in der offenen See schwammen. Da war der Schneider nicht faul, nahm seine wunderbare Nadel, nähte mit ein paar großen Stichen einige Bretter zusammen, setzte sich darauf, schiffte hin und sammelte alle Stücke des Schiffs. Dann nähte er sie so behend zusammen, daß gar bald das Schiff wieder segelfertig war und sie glücklich heimfahren konnten.

Als sie dem König seine Tochter wiederbrachten, da war große Freude und er sprach zu den vier Brüdern: „einer von euch soll sie zur Gemahlin haben, aber welcher das ist, macht unter euch aus." Da entstand Streit unter ihnen und der Sterngucker sprach: „hätte ich nicht die Königstochter gesehen, so wären alle eure Künste für nichts gewesen, darum ist sie mein." Der Dieb sprach: „was hätte das sehen geholfen, wenn ich sie nicht unter dem Drachen weggenommen hätte, darum ist sie mein." Der Jäger sprach: „ihr wärt doch sammt der Königstochter von dem Unthier zerrissen worden, wenn ich es nicht getödtet hätte, darum ist sie mein." Der Schneider sprach: „und hätte ich euch mit meiner Kunst nicht das Schiff wieder zusammengebracht, ihr wärt alle jämmerlich ertrunken, darum ist sie mein." Da that der

König den Ausſpruch: „jeder von euch hat Recht und weil ein jeder die Jungfrau nicht haben kann, ſo ſoll ſie keiner von euch haben; aber ich will jedem zur Belohnung ein halbes Königreich geben.“ Da ſprachen die Brüder: „es iſt auch beſſer, als daß wir uneins werden.“ Der König gab jedem ein halbes Königreich und ſie lebten mit ihrem Vater in aller Glückſeligkeit.

130.

Einäuglein, Zweiäuglein und Dreiäuglein.

Es war eine Frau, die hatte drei Töchter, davon hieß die älteſte Einäuglein, weil ſie nur ein einziges Auge mitten auf der Stirne hatte, und die mittelſte Zweiäuglein, weil ſie zwei Augen hatte, wie andere Menſchen, und die jüngſte Dreiäuglein, weil ſie drei Augen hatte, und das dritte ſtand bei ihr gleichfalls mitten auf der Stirne. Darum aber, daß Zweiäuglein nicht anders ausſah, als andere Menſchenkinder, konnten es die Schweſtern und die Mutter nicht leiden und ſie ſprachen zu ihm: „du ſiehſt mit deinen zwei Augen nicht beſſer aus, als das gemeine Volk, du gehörſt nicht zu uns;“ und ſtießen es herum und warfen ihm ſchlechte, alte Kleider hin und gaben ihm nicht mehr zu eſſen, als was ſie übrig ließen und thaten ihm Herzeleid an, wo ſie nur konnten.

Es trug ſich zu, daß Zweiäuglein hinaus ins Feld gehen und die Ziege hüten mußte und noch ganz hungrig war, weil ihm ſeine Schweſtern ſo wenig zu eſſen gegeben hatten. Da ſetzte es

sich auf einen Rain und fing an zu weinen und so zu weinen, daß zwei Bächlein aus seinen Augen herabflossen. Und wie es einmal aufsah, stand eine Frau neben ihm, die fragte „Zweiäuglein, was weinst du?“ Zweiäuglein antwortete: „soll ich nicht weinen! weil ich zwei Augen habe, wie andere Menschen, so können mich meine Schwestern und meine Mutter nicht leiden, stoßen mich herum, werfen mir alte, schlechte Kleider hin und geben mir nur zu essen, was sie übrig lassen. Heute haben sie mir fast gar nichts gegeben, daß ich noch ganz hungrig bin.“ Sprach die weise Frau: „Zweiäuglein, trockne dir dein Angesicht, ich will dir etwas sagen, daß du nicht mehr hungern sollst. Sprich nur zu deiner Ziege:

„Zicklein, meck!
Tischlein deck!“

so wird ein sauber gedecktes Tischlein vor dir stehen und das schönste Essen darauf, daß du essen kannst, so viel du Lust hast. Und wenn du satt bist und das Tischlein nicht mehr brauchst, so sprich nur:

„Zicklein, meck!
Tischlein weg!“

so wirds vor deinen Augen wieder verschwinden.“ Darauf ging die weise Frau fort; Zweiäuglein aber dachte; „ich muß gleich einmal versuchen, ob es wahr ist, was sie gesagt hat, denn mich hungert gar zu sehr“ und sprach:

„Zicklein, meck!
Tischlein deck!“

und kaum hatte es die Worte ausgesprochen, so stand da ein Tischlein mit einem weißen Tüchlein gedeckt, darauf ein Teller mit Messer und Gabel und Löffel, und die schönsten Speisen standen rund herum und waren noch warm, als wären sie eben aus der Küche gekommen. Da sagte Zweiäuglein das kürzeste Gebetlein her, das es wußte: „Herr Gott sey unser Gast zu aller Zeit. Amen!“ und langte zu und ließ sichs wohl schmecken. Und als es satt war, sprach es, wie die weise Frau es geheißen hatte:

„Zicklein, meck!
Tischlein weg!“

Alsbald war das Tischchen und alles darauf wieder verschwunden. Das ist ein schöner Haushalt, dachte Zweiäuglein, und war ganz vergnügt und guter Dinge.

Abends trieb es seine Ziege heim und rührte das irdene Schüsselchen mit Essen, das ihm die Schwestern hingestellt hatten, gar nicht an und am andern Tag zog es wieder mit seiner Ziege hinaus und ließ auch die paar Brocken, die ihm gereicht wurden, liegen. Das erstemal und das zweitemal achteten es die Schwestern nicht, wie es aber jedesmal geschah, merkten sie auf und sprachen: „es ist nicht richtig mit dem Zweiäuglein, das läßt jedesmal das Essen stehen und hat doch sonst alles aufgezehrt, was wir ihm gegeben, das muß andere Wege gefunden haben.“ Damit sie aber hinter die Wahrheit kämen, sollte Einäuglein mitgehen, wenn Zweiäuglein auf die Weide ging und sollte Acht haben, was es da verhätte und ob ihm jemand etwa Essen und Trinken brächte.

Als nun Zweiäuglein die Ziege wieder hinaustrieb, trat Einäuglein zu ihm und sprach: „ich will mitgehen und sehen, daß die Ziege auch recht gehütet und ins Futter getrieben wird.“ Aber Zweiäuglein merkte, was Einäuglein im Sinne hatte und trieb die Ziege hinaus in hohes Gras und sprach: „komm, Einäuglein, wir wollen uns hinsetzen, ich will dir was vorsingen.“ Einäuglein setzte sich hin und war von dem ungewohnten Weg und von der Sonnenhitze müd und Zweiäuglein sang immer:

„Einäuglein, wachst du?
Einäuglein, schläfst du?“

Da that Einäuglein das eine Auge zu und schlief ein. Und als Zweiäuglein sah, daß Einäuglein fest schlief und nichts verrathen konnte, sprach es:

„Zicklein, meck!
Tischlein deck!“

und setzte sich an sein Tischlein und aß und trank, bis es satt war, dann rief es wieder:

„Zicklein, meck!
Tischlein weg!“

und es verschwand alles und Zweiäuglein weckte nun das Einäuglein und sprach: „ei, Einäuglein, du willst hüten und schläfst dabei ein, derweil hätte die Ziege in alle Welt laufen können! Komm, wir wollen nach Haus gehen.“ Da gingen sie nach Haus und Zweiäuglein ließ wieder sein Schüsselchen unangerührt stehen, und Einäuglein konnte der Mutter nicht sagen, warum es nicht essen wollte und sprach: „ich war draußen eingeschlafen.“

Am andern Tag sprach die Mutter zu Dreiäuglein: „geh du mit hinaus und hab Acht, ob Zweiäuglein draußen ißt und ob ihm jemand Essen und Trinken bringt, denn essen und trinken muß es doch.“ Da trat Dreiäuglein zum Zweiäuglein und sprach: „ich will mitgehen und sehen, ob auch die Ziege recht gehütet und ins Futter getrieben wird.“ Aber Zweiäuglein merkte, was Dreiäuglein im Sinne hatte und trieb die Ziege hinaus ins hohe Gras und sprach: „wir wollen uns dahin setzen, Dreiäuglein, ich will dir was vorsingen.“ Dreiäuglein setzte sich und war müd von dem Weg und der Sonnenhitze und Zweiäuglein hub wieder das vorige Liedlein an und sang:

„Dreiäuglein, wachst du?“

aber statt daß es nun singen mußte:

„Dreiäuglein, schläfst du?“

sang es aus Unbedachtsamkeit:

„Zweiäuglein, schläfst du?“

und sang immer:

„Dreiäuglein, wachst du?
Zweiäuglein, schläfst du?“

Da fielen dem Dreiäuglein seine zwei Augen zu und schliefen, aber das dritte, das von dem Sprüchlein nicht angeredet wurde, schlief nicht ein, doch Dreiäuglein that es zu, aber aus List, gleich als schlief es auch damit, doch blinzelte es und konnte alles gar wohl sehen. Und als Zweiäuglein meinte, Dreiäuglein schlafe fest, sagte es sein Sprüchlein:

„Zicklein, meck!
Tischlein deck!“

aß und trank nach Herzenslust und hieß dann dem Tischlein wieder fortgehen:

„Zicklein meck!
Tischlein weg!“

und Dreiäuglein hatte alles mit angesehen. Da kam Zweiäuglein zu ihm und weckte es und sprach: „ei, Dreiäuglein, bist du eingeschlafen! du kannst gut hüten! komm wir wollen heim gehen.“ und als sie nach Haus kamen, aß Zweiäuglein wieder nicht und Dreiäuglein sprach zur Mutter: „ich weiß nun, warum das hochmüthige Ding nicht ißt; wenn sie draußen zur Ziege spricht:

„Zicklein, meck!
Tischlein deck!“

so steht ein Tischlein vor ihr, das ist mit dem besten Essen besetzt, viel besser, als wirs hier haben; und wenn sie satt ist, so spricht sie:

„Zicklein, meck!
Tischlein weg!“

und alles ist wieder verschwunden. Ich hab es genau mit angesehen; zwei Augen hatte sie mir mit einem Sprüchlein eingeschläfert, aber das eine auf der Stirne, das war zum Glück wach geblieben.“ Da rief die Mutter zornig: „willst du's besser haben, als wir! die Lust soll dir vergehen!“ Und holte ein Schlachtmesser und stieß es der Ziege ins Herz, daß sie todt hinfiel.

Als Zweiäuglein das sah, ging es voll Trauer hinaus und setzte sich wieder auf den Feldrain und weinte seine bitteren Thränen. Da stand auf einmal die weise Frau wieder neben ihm und sprach „Zweiäuglein, was weinst du?“ „Soll ich nicht weinen, antwortete es, die Ziege, die mir jeden Tag auf euer Sprüchlein den Tisch so schön deckte, ist mir von meiner Mutter todtgestochen; nun muß ich wieder Hunger und Kummer leiden.“ Die weise Frau sprach: „Zweiäuglein, ich will dir einen guten Rath geben, bitt deine Schwestern, daß sie dir das Eingeweide von der geschlachteten Ziege geben und vergrabs vor der Hausthüre, so wirds dein Glück seyn.“ Da verschwand sie und Zweiäuglein ging heim und sprach zu den Schwestern: „liebe Schwestern, gebt mir doch etwas von meiner Ziege, ich verlange nichts Gutes, gebt mir nur das Eingeweide.“ Da lachten sie und sprachen: „das können wir dir wohl geben, wenn du weiter nichts willst.“ Und Zweiäuglein nahm das Eingeweide und vergrubs Abends in aller Stille nach dem Rathe der weisen Frau vor die Hausthüre.

Am andern Morgen als sie insgesammt erwachten und vor die Hausthüre traten, so stand da ein wunderbarer, prächtiger Baum, der hatte Blätter von Silber und Früchte von Gold hingen dazwischen, daß wohl nichts schöneres und köstlicheres auf der Welt zu sehen war. Sie wußten aber nicht, wie der Baum auf einmal in der Nacht gewachsen war, nur Zweiäuglein merkte es, daß er aus den Eingeweiden der Ziege aufgesproßt war, denn er stand gerade da, wo es sie hinbegraben hatte. Da sprach die Mutter zu Einäuglein: „steig hinauf, mein Kind, und brich uns

die Früchte von dem Baume ab.“ Einäuglein stieg hinauf, aber wie es einen von den goldenen Aepfeln greifen wollte, so fuhr ihm der Zweig aus den Händen und das geschah jedesmal, so daß es keinen einzigen Apfel brechen konnte, es mogte sich anstellen, wie es wollte. Da sprach die Mutter: „Dreiäuglein, steig du hinauf, du kannst mit deinen drei Augen besser um dich schauen, als Einäuglein.“ Einäuglein rutschte herunter und Dreiäuglein stieg hinauf, aber Dreiäuglein war nicht geschickter und mogte schauen wie es wollte, die goldenen Aepfel wichen immer zurück. Endlich ward die Mutter ungeduldig und stieg selbst hinauf, konnte aber so wenig, wie Einäuglein und Dreiäuglein die Frucht fassen und griff nur immer in die leere Luft hinein. Da sprach Zweiäuglein: „ich will mich einmal hinaufmachen, vielleicht gelingt mir's eher,“ die Schwestern riefen zwar: „du mit deinen zwei Augen, was willst du wohl!“ aber Zweiäuglein stieg hinauf und die goldenen Aepfel zogen sich nicht vor ihm zurück, sondern es war ordentlich, als eilten sie seinen Händen entgegen, also daß es einen nach dem andern abpflücken konnte und einen ganzen Schurz voll mit herunter brachte. Die Mutter nahm sie ihm ab und statt daß sie, Einäuglein und Dreiäuglein, dafür das arme Zweiäuglein hätten besser behandeln sollen, so wurden sie nur neidisch, daß es allein die Früchte holen konnte und gingen noch härter mit ihm um.

Es trug sich zu, daß, als sie einmal beisammen an dem Baum standen, ein junger Ritter daher kam. „Geschwind, Zweiäuglein, riefen die zwei Schwestern, kriech unter, daß wir uns

deiner nicht schämen müssen" und stießen das arme Zweiäuglein mit Gewalt unter ein leeres Faß, das neben dem Baume stand und stopften die goldenen Aepfel, die es gebrochen, auch darunter. Als nun der Ritter näher kam, war es ein schöner Herr, der bewunderte den prächtigen Baum von Gold und Silber und sprach zu den beiden Schwestern: „wem gehört dieser schöne Baum? wer mir einen Zweig davon gäbe, könnte dafür verlangen, was er wollte." Da antworteten Einäuglein und Dreiäuglein, der Baum gehöre ihnen zu und sie wollten ihm einen Zweig wohl abbrechen. Sie gaben sich auch beide große Mühe, aber sie waren es nicht im Stand, denn die Zweige und die Früchte wichen jedesmal vor ihnen zurück. Da sprach der Ritter: „das ist ja wunderlich, daß der Baum euch zugehören soll und ihr doch nicht Macht habt, etwas davon abzubrechen!" Sie blieben dabei, der Baum wäre ihr Eigenthum; indem sie aber so sprachen, rollte Zweiäuglein unter dem Fasse ein paar goldene Aepfel heraus, so daß sie zu Füßen des Ritters liefen, denn es war bös, daß Einäuglein und Dreiäuglein nicht die Wahrheit sprachen. Wie der Ritter die Aepfel sah, da erstaunte er und fragte, wo sie herkämen; Einäuglein und Dreiäuglein antworteten, sie hätten noch eine Schwester, die dürfe sich aber nicht sehen lassen, weil sie nur zwei Augen habe wie andere gemeine Menschen. Der Ritter aber wollte sie sehen und rief: „Zweiäuglein, komm hervor." Da kam Zweiäuglein ganz getrost unter dem Faß hervor und der Ritter war verwundert über seine große Schönheit und sprach: „gewiß, Zweiäuglein, kannst du mir einen Zweig von dem Baum ab-

brechen.“ „Ja, antwortete Zweiäuglein, das will ich wohl können, denn der Baum gehört mir“ und stieg hinauf und brach mit leichter Mühe einen Zweig mit seinen silbernen Blättern und goldenen Früchten ab und gab ihn dem Ritter. Da sprach der Ritter: „Zweiäuglein, was soll ich dir dafür geben?“ „Ach, antwortete Zweiäuglein, ich leide Hunger und Durst, Kummer und Noth vom Morgen bis zum Abend, wenn ihr mich mitnehmen und erlösen wollt, so wär ich glücklich.“ Da hob der Ritter das Zweiäuglein auf sein Pferd und brachte es heim auf sein väterliches Schloß, dort gab er ihm schöne Kleider, Essen und Trinken nach Herzenslust, und weil er es so lieb hatte, ließ er sich mit ihm einsegnen und ward die Hochzeit in großer Freude gehalten.

Wie nun Zweiäuglein so von dem schönen Rittersmann fortgeführt wurde, da waren die zwei Schwestern recht neidisch über sein Glück. „Nun, der wunderbare Baum bleibt uns, dachten sie, können wir auch keine Früchte davon brechen, so wird doch jedermann davor stehen bleiben, zu uns kommen und ihn rühmen; wer weiß, was uns noch für ein Glück blüht.“ Aber am andern Morgen war der Baum verschwunden und ihre Hoffnung dahin; und wie Zweiäuglein zu seinem Kämmerlein hinaussah, so stand er zu seiner großen Freude davor und war ihm also nachgegangen.

Zweiäuglein lebte lange Zeit vergnügt, da kamen einmal zwei arme Frauen auf ihr Schloß und baten um ein Almosen. Da sah ihnen Zweiäuglein ins Gesicht und erkannte ihre Schwestern Einäuglein und Dreiäuglein, die so in Armuth gerathen waren, daß sie umherziehen und vor den Thüren ihr Brot suchen mußten.

Zweiäuglein aber hieß sie willkommen und that ihnen Gutes und pflegte sie, also daß die beiden von Herzen bereuten, was sie ihrer Schwester in der Jugend Böses angethan hatten.

131.

Die schöne Katrinelje und Pif, Paf, Poltrie.

„Guten Tag, Vater Hollenthe!" — „Großen Dank, Pif, Paf, Poltrie!" — „Könnt ich wohl eure Tochter kriegen?" — „O ja, wenns die Mutter Malcho (Meik-Kuh), der Bruder Hohenstolz, die Schwester Käsetraut und die schöne Katrinelje will, so kanns geschehen."

„Wo ist dann die Mutter Malcho?"

„Sie ist im Stall und melkt die Kuh."

„Guten Tag, Mutter Malcho!" — „Großen Dank, Pif, Paf, Poltrie!" — „Könnt ich wohl eure Tochter kriegen?" — „O ja, wenns der Vater Hollenthe, der Bruder Hohenstolz, die Schwester Käsetraut und die schöne Katrinelje will, so kanns geschehen."

„Wo ist dann der Bruder Hohenstolz?"

„Er ist in der Kammer und hackt das Holz."

„Guten Tag, Bruder Hohenstolz!" — „Großen Dank, Pif, Paf, Poltrie!" — „Könnt ich wohl eure Schwester kriegen?" — „O ja, wenns der Vater Hollenthe, die Mutter Malcho, die Schwester Käsetraut und die schöne Katrinelje will, so kanns geschehen."

„Wo ist dann die Schwester Käsetraut?"

„Sie ist im Garten und schneidet das Kraut."

„Guten Tag, Schwester Käsetraut!" — „Großen Dank, Pif, Paf, Poltrie!" — „Könnt ich wohl eure Schwester kriegen?" — „O ja, wenns der Vater Hollenthe, die Mutter Malche, der Bruder Hohenstolz und die schöne Katrinelje will, so kanns geschehen."

„Wo ist dann die schöne Katrinelje?"

„Sie ist in der Kammer und zählt ihre Pfennige."

„Guten Tag, schöne Katrinelje!" — „Großen Dank, Pif, Paf, Poltrie!" — „Willst du wohl mein Schatz seyn?" — „O ja, wenns der Vater Hollenthe, die Mutter Malche, der Bruder Hohenholz, die Schwester Käsetraut will, so kanns geschehen."

„Schön Katrinelje, wie viel hast du an Brautschatz?" — „Vierzehn Pfennige baares Geld, drittehalb Groschen Schuld, ein halb Pfund Hutzeln, eine Hand voll Prutzeln, eine Hand voll Wurzeln,

un so der watt:

is dat nig en guden Brutschatt?"

„Pif, Paf, Poltrie, was kannst du für ein Handwerk? bist du ein Schneider?" — „Noch viel besser!" — „Ein Schuster?" — „Noch viel besser!" — „Ein Ackersmann?" — „Noch viel besser!" — „Ein Schreiner?" — „Noch viel besser!" — „Ein Schmied?" — „Noch viel besser!" — „Ein Müller?" —

„Noch viel besser!“ — „Vielleicht ein Besenbinder?“ — „Ja! ist das nicht ein schönes Handwerk?“

132.

Der Fuchs und das Pferd.

Es hatte ein Bauer ein treues Pferd, das war alt geworden und konnte keine Dienste mehr thun, da wollt ihm sein Herr nichts mehr zu fressen geben und sprach: „brauchen kann ich dich freilich nicht mehr, indeß, zeigst du dich noch so stark, daß du mir einen Löwen hierher bringst, so will ich dich behalten, jetzt aber mach dich fort aus meinem Stall;“ und jagte es damit weit ins Feld. Das Pferd war traurig und ging nach dem Wald zu, dort ein wenig Schutz vor dem Wetter zu suchen; da begegnete ihm der Fuchs und sprach: „was hängst du so den Kopf und gehst so einsam herum?“ — „Ach! sagte das Pferd, Geiz und Treue wohnen nicht in einem Haus, mein Herr hat vergessen, was ich ihm alles in so vielen Jahren gethan habe, und weil ich nicht recht mehr ackern kann, will er mir kein Futter mehr geben und hat mich fortgejagt; er hat zwar gesagt, wenn ich so stark wäre, daß ich ihm einen Löwen brächte, wollt er mich behalten, aber er weiß wohl, daß ich das nicht kann.“ Der Fuchs sprach: „da will ich dir helfen, leg dich nur hin, streck dich aus und reg dich nicht, als wärst du todt.“ Das Pferd that, was der Fuchs verlangte, der Fuchs aber ging zum Löwen, der seine Höhle nicht weit davon hatte und sprach: „da draußen liegt ein todtes Pferd,

komm

komm doch mit hinaus, da kannst du eine fette Mahlzeit halten.“ Der Löwe ging mit; wie sie bei dem Pferd standen, sprach der Fuchs: „hier hast du's doch nicht nach deiner Gemächlichkeit, weißt du was? ich wills mit dem Schweif an dich binden, da kannst du's in deine Höhle ziehen und in aller Ruhe verzehren.“ Dem Löwen gefiel der Rath und er stellte sich hin, damit ihm der Fuchs das Pferd anknüpfen könne, hielt auch fein still. Der Fuchs aber band mit des Pferdes Schweif dem Löwen die Beine zusammen, und drehte und schnürte alles so wohl und stark, daß es mit keiner Kraft zu zerreißen war. Als er nun sein Werk vollendet hatte, klopfte er dem Pferd auf die Schultern und sprach: „zieh Schimmel, zieh!“ Da sprang das Pferd mit einmal auf, und zog den Löwen mit sich fort; der Löwe fing an zu brüllen, daß die Vögel in dem ganzen Wald vor Schrecken aufflogen, aber das Pferd ließ ihn brüllen, zog und schleppte ihn über das Feld vor seines Herrn Thür. Wie der Herr das sah, besann er sich eines bessern und sprach zu dem Pferd: „Du sollst bei mir bleiben und es gut haben,“ und gab ihm satt zu fressen bis es starb.

133.

Die zertanzten Schuhe.

Es war einmal ein König, der hatte zwölf Töchter, eine immer schöner als die andere, die hatten ihre zwölf Betten zusammen in einem Saal, und wann sie waren schlafen gegangen, wurde die Thüre verschlossen und verriegelt, und doch waren jeden

Morgen ihre Schuhe zertanzt und wußte niemand, wo sie gewesen und wie es zugegangen war. Da ließ der König ausrufen, wers könnte ausfindig machen, wo sie in der Nacht tanzten, der sollte sich eine davon zur Frau wählen und nach seinem Tod König seyn; wer sich aber meldete und es nach drei Tagen und Nächten nicht herausbrächte, der hätte sein Leben verwirkt. Es kam bald ein Königssohn, der ward wohl aufgenommen, und Abends in das Zimmer geführt, das vor dem Schlafsaal der zwölf Töchter war, da stand sein Bett und da sollte er Acht haben, wo sie hingingen und tanzten; und damit sie nichts heimlich treiben konnten oder zu einem andern Ort hinausgingen, war auch die Saalthüre offen gelassen. Der Königssohn aber schlief ein und als er am Morgen aufwachte, waren alle zwölfe zum Tanz gewesen, denn ihre Schuhe standen da und hatten Löcher in den Sohlen. Den zweiten und dritten Abend gings eben so und da ward ihm sein Haupt abgeschlagen; und so kamen noch viele und meldeten sich zu dem Wagestück, sie mußten aber alle ihr Leben lassen. Nun trug sichs zu, daß ein armer Soldat, der eine Wunde hatte und nicht mehr dienen konnte, nach der Stadt zuging, wo der König wohnte. Da begegnete ihm eine alte Frau, die fragte ihn, wo er hin wollte. „Ich weiß selber nicht recht, sprach er, aber ich hätte wohl Lust König zu werden und auszumachen, wo die Königstöchter ihre Schuhe vertanzten.“ „Ei, sagte die Alte, das ist so schwer nicht, du mußt nur den Wein nicht trinken, den dir die eine Abends bringt, und mußt thun, als wärst du fest eingeschlafen.“ Darauf gab sie ihm ein Mäntelchen und sprach: „wenn du da-

umhängst, so bist du unsichtbar und kannst den Zwölfen dann nachschleichen.“ Wie der Soldat so guten Rath bekommen hatte, wards Ernst bei ihm, so daß er sich ein Herz faßte, vor den König ging, und sich als Freier meldete. Er ward so gut aufgenommen wie die andern auch, und wurden ihm königliche Kleider angethan. Abends zur Schlafenszeit wurde er in das Vorzimmer geführt, und als er zu Bette gehen wollte, kam die älteste und brachte ihm einen Becher Wein, aber er hatte sich einen Schwamm unter das Kinn gebunden und ließ den Wein da hineinlaufen und trank keinen Tropfen. Dann legte er sich nieder, und als er ein Weilchen gelegen hatte, fing er an zu schnarchen, wie im tiefsten Schlaf. Das hörten die zwölf Königstöchter, lachten und die älteste sprach: „der hätte auch sein Leben sparen können!“ Darnach standen sie auf, öffneten Schränke, Kisten und Kasten, und holten prächtige Kleider heraus, putzten sich vor den Spiegeln, sprangen herum und freuten sich auf den Tanz. Nur die jüngste sagte: „ich weiß nicht, ihr freut euch, aber mir ist so wunderlich zu Muthe, gewiß widerfährt uns ein Unglück.“ — „Du Schneegans, sagte die älteste, du fürchtest dich immer, hast du vergessen, wie viel Königssöhne schon umsonst da gewesen sind; dem Soldaten hätt' ich nicht einmal brauchen einen Schlaftrunk zu geben, er wär' doch nicht aufgewacht.“ Wie sie alle fertig waren, sahen sie erst nach dem Soldaten, aber der rührte und regte sich nicht, und wie sie nun glaubten ganz sicher zu seyn, so ging die älteste an ihr Bett und klopfte daran; alsbald sank es in die Erde und öffnete sich eine Fallthü

Da sah der Soldat, wie sie hinunter stiegen, eine nach der andern, die älteste voran; es war keine Zeit für ihn zu verlieren, er richtete sich auf, hing sein Mäntelchen um, und stieg hinter der jüngsten mit hinab. Mitten auf der Treppe trat er ihr ein wenig aufs Kleid; da erschrak sie und rief: „es ist nicht richtig, es hält mich was am Kleid.“ „Stell dich nicht so einfältig, sagte die älteste, du bist an einem Haken hängen geblieben.“ Da gingen sie vollends hinab, und wie sie unten waren, standen sie in einem wunderprächtigen Baumgang, da waren alle Blätter von Silber, und schimmerten und glänzten. Der Soldat dachte, du willst dir ein Wahrzeichen mitnehmen, und brach einen Zweig davon ab, da kam ein gewaltiger Knall aus dem Baume. Die jüngste rief wieder: „es ist nicht richtig, habt ihr den Knall gehört, das ist noch nie hier geschehen.“ Die älteste aber sprach: „das sind Freudenschüsse, weil wir unsere Prinzen bald erlöst haben!“ Sie kamen darauf in einen Baumgang, wo alle Blätter von Gold, und endlich in einen dritten, wo sie klarer Demant waren; von beiden brach er einen Zweig ab, wobei es jedesmal knallte, daß die jüngste vor Schrecken zusammenfuhr, aber die älteste blieb dabei, es wären Freudenschüsse. Da gingen sie weiter bis zu einem großen Wasser, darauf standen zwölf Schifflein, und in jedem Schifflein saß ein schöner Prinz, die hatten auf die zwölfe gewartet, und jeder nahm eine zu sich, der Soldat aber setzte sich mit der jüngsten ein, da sprach der Prinz: „ich bin noch so stark als sonst, aber heute ist das Schiff viel schwerer, und ich muß rudern, was ich kann.“ — „Woron sollt' das kom-

men, sprach die jüngste, als vom warmen Wetter, es ist mir auch so heiß zu Muth.“ Jenseits des Wassers aber stand ein schönes hellleuchtendes Schloß, woraus eine lustige Musik erschallte von Pauken und Trompeten; da hinüber ruderten sie, gingen ein, und jeder Prinz tanzte mit seiner Liebsten; der Soldat aber tanzte unsichtbar mit, und wenn eine einen Becher mit Wein hielt, so trank er ihn aus, daß er leer war, wenn sie ihn an den Mund brachte; und der jüngsten ward auch angst darüber, aber die älteste brachte sie immer zum Schweigen. Sie tanzten da bis drei Uhr am andern Morgen, wo alle Schuhe durchgetanzt waren, und sie aufhören mußten. Die Prinzen fuhren sie über das Wasser wieder hinüber, und der Soldat setzte sich diesmal vornen hin zur ältesten; am Ufer nahmen sie von ihren Prinzen Abschied und versprachen in der folgenden Nacht wieder zu kommen. Als sie an der Treppe waren, lief der Soldat voraus, legte sich ins Bett, und als die Zwölf langsam und müd herauf getrippelt kamen, schnarchte er schon wieder laut, so daß sie sprachen: „nun, vor dem sind wir sicher.“ Da thaten sie ihre schönen Kleider aus, hoben sie auf, stellten die zertanzten Schuhe unter das Bett und legten sich nieder. Am andern Morgen wollte der Soldat nichts sagen, sondern das wunderliche Wesen noch mehr ansehen, und ging die zweite und die dritte Nacht wieder mit, und da war alles, wie das erstemal, und sie tanzten jedesmal bis die Schuhe entzwei waren; nur das drittemal nahm er noch einen Becher mit zum Wahrzeichen. Zu der Stunde nun, wo er antworten sollte, nahm er die drei Zweige und den Becher, und ging vor den

König, und die Zwölfe ſtanden hinter der Thüre und horchten, was er ſagen würde. Wie der König nun fragte: „wo haben meine zwölf Töchter ihre Schuhe in der Nacht vertanzt?“ antwortete er: „mit zwölf Prinzen in einem unterirdiſchen Schloß,“ und erzählte alles und hielte die Wahrzeichen hervor. Da rief der König ſeine Töchter und fragte ſie, ob der Soldat die Wahrheit geſagt hätte, und da ſie ſahen, daß ſie verrathen waren und Läugnen nichts half, erzählten ſie alles. Darauf fragte ihn der König, welche er zur Frau haben wollte? Er antwortete: „ich bin nicht mehr jung, ſo gebt mir die älteſte.“ Da ward noch an ſelbigem Tage die Hochzeit gehalten, und ihm das Reich nach des Königs Tode verſprochen; aber die Prinzen wurden auf ſo viel Tage wieder verwünſcht, als ſie Nächte mit den Zwölfen getanzt hatten.

134.

Die ſechs Diener.

Vor Zeiten lebte eine alte Königin, die war eine Zauberin und hatte die allerſchönſte Tochter unter der Sonne. Sie dachte aber nur darauf, wie ſie die Menſchen ins Verderben locken könnte, und wenn ein Freier kam, ſo ſprach ſie, wer ihre Tochter haben wolle, müſſe einen Bund (eine Aufgabe) löſen oder ſterben. Viele, von der Schönheit der Jungfrau verblendet, wagten es wohl, aber ſie vollbrachten nicht, was die Alte ihnen auflegte, und dann war keine Gnade, ſie mußten niederknien und das Haupt ward

ihnen abgeschlagen. Nun geschah es, daß ein Königssohn auch von der großen Schönheit der Jungfrau hörte, und zu seinem Vater sprach: „lieber Vater, laßt mich hinziehen, ich will um sie werben.“ „Nimmermehr, antwortete der König, gehst du fort, so gehst du in deinen Tod.“ Da legte der Sohn sich nieder und ward sterbenskrank und lag sieben Jahre lang und kein Arzt konnte ihm helfen. Als der Vater nun sah, daß er doch verloren wäre, sprach er voll Herzenstraurigkeit zu ihm: „ziehe hin und versuche dein Glück, ich kann dich sonst nicht erretten.“ Wie der Sohn das hörte, stand er auf von seinem Lager, war gesund und machte sich fröhlich auf den Weg.

Es trug sich zu, daß, als er durch ein Holz zu reiten kam, er von weitem etwas großes auf der Erde liegen sah, und wie er sich näherte, konnte er unterscheiden, daß es der Bauch eines Menschen war, der sich dahin gestreckt hatte; der Bauch aber sah aus, wie ein kleiner Berg. Der Dicke, wie der den Reisenden erblickte, richtete sich in die Höhe und sprach zu ihm: „wenn ihr jemand braucht, so nehmt mich in eure Dienste.“ Der Königssohn aber antwortete: „was soll ich mit einem so dicken Manne anfangen?“ „O, sprach der Dicke, das will nichts sagen, wenn ich mich recht aus einander thue, bin ich noch dreitausendmal so dick.“ „Wenn das ist, sagte der Königssohn, so kann ich dich brauchen, komm mit mir.“ Da ging der Dicke hinter dem Königssohn her, und über eine Weile fanden sie einen andern, der lag da auf der Erde und hatte das Ohr auf den Rasen gelegt. Sprach der Königssohn: „was machst du da?“ „Ich horche,“ antwortete der

Mann.“ „Wornach horchst du denn?“ „Was in der Welt sich eben zuträgt, denn ich höre alles, sogar das Gras höre ich wachsen.“ Fragte der Königssohn: „sag mir, was hörst du am Hofe der alten Königin, welche die schöne Tochter hat.“ Da antwortete er: „ich höre das Schwert sausen, das einem Freier den Kopf abschlägt.“ Der Königssohn sprach: „ich kann dich brauchen, komm mit mir.“ Da zogen sie weiter und sahen einmal ein paar Füße da liegen und auch etwas von den Beinen, aber das Ende konnten sie nicht sehen; als sie nun eine gute Strecke fortgegangen, kamen sie zu dem Leib und endlich auch zu dem Kopf. „Ei, sprach der Königssohn, was bist du für ein langer Strick!“ „O, antwortete der Lange, das ist noch gar nichts, wenn ich mich erst recht ausstrecke, bin ich noch dreitausendmal so lang und größer, als der höchste Berg auf Erden. Ich will euch gerne dienen, wenn ihr mich wollt.“ „Komm mit, sprach der Königssohn, ich kann dich brauchen.“ Sie zogen weiter und fanden einen am Weg sitzen, der hatte die Augen zugebunden. Sprach der Königssohn zu ihm: „bist du blind oder hast du blöde Augen, daß du nicht kannst in das Licht sehen?“ „Nein, antwortete der Mann, ich darf die Binde nicht abnehmen, denn was ich mit meinen Augen ansehe, das springt aus einander, so eine große Gewalt steckt darin. Kann euch das nützen, so will ich euch gern dienen.“ „Komm mit, antwortete der Königssohn, ich kann dich brauchen.“ Sie zogen weiter und fanden einen Mann, der lag mitten im heißen Sonnenschein, und zitterte und fror am ganzen Leibe, so daß ihm kein Glied still stand. „Wie kannst du nur so

frieren, sprach der Königssohn, die Sonne scheint ja so warm?" „Ach, antwortete der Mann, je heißer es ist, destomehr frier ich und der Frost dringt mir dann durch alle Knochen, und je kälter es ist, desto heißer wird mir und mitten im Eis kann ichs vor Hitze und mitten im Feuer vor Kälte nicht aushalten." „Du bist ein wunderlicher Kerl, sprach der Königssohn, aber wenn du mir dienen willst, so komm mit" Nun zogen sie weiter und sahen einen Mann stehen, der machte einen langen Hals und schaute um sich und über alle Berge hinaus. Sprach der Königssohn: „wornach siehst du so eifrig?" Da antwortete der Mann: „ich habe so helle Augen, daß ich über die Wälder und Felder, Thäler und Berge hinaus und durch die ganze Welt sehen kann." Der Königssohn sprach: „willst du, so komm mit mir, denn so einer fehlte mir noch"

Nun zog der Königssohn mit seinen sechs Dienern in die Stadt ein, wo die schöne und gefährliche Jungfrau lebte, ging zu der alten Königin und sprach: „so ihr mir eure Tochter geben wollt, will ich vollbringen, was ihr auferlegt." „Ja, antwortete die Zauberin, dreimal will ich dir einen Bund aufgeben, lösest du ihn jedesmal, so sollst du der Herr und Gemahl meiner Tochter werden." Sprach er: „was wollt ihr mir zuerst aufgeben?" „Daß du mir einen Ring wiederbringst, den ich ins rothe Meer habe fallen lassen." Da ging der Königssohn heim zu seinen Dienern und sprach: „der erste Bund ist nicht leicht, ein Ring soll aus dem rothen Meer geholt werden, nun schafft Rath." Da sprach der mit den hellen Augen: „ich will sehen, wo er

liegt" und schaute in das Meer hinab und sagte: „dort liegt er, neben einem Stein." „Ich wollte ihn wohl herausholen, sprach der Lange, wenn ich ihn nur sehen könnte." „O, da will ich dir helfen!" rief der Dicke, legte sich nieder und hielt seinen Mund ins Wasser und ließ die Wellen hineinlaufen und trank das ganze Meer aus, daß es trocken ward wie eine Wiese. Nun bückte sich der Lange nur ein wenig und holte den Ring mit der einen Hand heraus. Da war der Königssohn froh und brachte ihn der Alten, die sah den Ring an und sprach mit Verwunderung: „ja, es ist der rechte; den Bund hast du gelöst, aber nun kommt der zweite." Siehst du dort auf der Wiese vor meinem Schlosse, da weiden dreihundert fette Ochsen, die mußt du mit Haut und Haar, Knochen und Hörnern verzehren und unten im Keller liegen dreihundert Fässer Wein, die mußt du dazu austrinken, und bleibt von den Ochsen ein Spürchen und von dem Wein ein Tröpfchen übrig, so ist mir dein Leben verfallen." Sprach der Königssohn: „darf ich mir keine Gäste dazu laden, allein schmeckts nicht." Die Alte lachte in Bosheit und antwortete: „einen darfst du dir dazu laden, damit du Gesellschaft hast, aber weiter keinen."

Da ging der Königssohn zu seinen Dienern und sprach zu dem Dicken: „du sollst heute mein Gast seyn und dich einmal satt essen;" und der Dicke that sich auf und aß die dreihundert Ochsen, daß kein Haar übrig blieb und fragte: „ob weiter nichts als das Frühstück da wäre?" und den Wein trank er gleich aus den Fässern, ohne daß er ein Glas nöthig hatte und trank den letzten Tropfen vom Nagel herunter. Als die Mahlzeit zu Ende

war, ging der Königssohn zur Alten und sprach, der Bund wäre gelöst. Sie verwunderte sich und sagte: „so weit wie du, hats noch keiner gebracht, aber es ist noch ein Bund übrig" und dachte, ich will dich schon kriegen, du sollst deinen Kopf nicht oben erhalten, und sprach: „heut Abend bring ich meine Tochter zu dir in deine Kammer und in deinen Arm, da sollt ihr beisammen sitzen, aber hüte dich, daß du nicht einschläfst; ich komme Schlag zwölf Uhr und ist sie dann nicht mehr in deinen Armen, so hast du verloren." O, dachte der Königssohn, der Bund ist leicht, ich will wohl meine Augen offen behalten, doch rief er seine Diener, erzählte ihnen, was die Alte gesagt hatte und sprach: „wer weiß, was für eine List dahinter steckt, Vorsicht ist gut, haltet Wache und sorgt, daß die Jungfrau nicht wieder aus meiner Kammer kommt." Als es nun Nacht wurde, da brachte die Alte ihre Tochter und führte sie in die Arme des Königssohns und darnach schlang sich der Lange um sie beide in einen Kreis und der Dicke stellte sich vor die Thüre, also daß keine lebendige Seele herein konnte. Da saßen sie beide und die Jungfrau sprach kein Wort, aber der Mond schien durchs Fenster auf ihr Angesicht, daß er ihre wunderbare Schönheit sehen konnte. Er that nichts als sie anschauen und war voll Freude und Liebe und seine Augen wurden nicht müd, das dauerte bis elf Uhr, da fiel, durch die Künste der Alten ein Zauber über alle, daß sie sichs nicht erwehren konnten und einschliefen und in dem Augenblick war auch die Jungfrau entrückt.

Nun schliefen sie hart bis ein Viertel vor zwölf, da w
der Zauber kraftlos und sie erwachten alle wieder. „O Jamm
und Unglück, rief der Königssohn, nun bin ich verloren!“ D
treuen Diener fingen auch an laut zu klagen, aber der Horch
sprach: „seyd einmal still, ich will horchen,“ da horchte er ein
Augenblick und dann sprach er: „sie sitzt in einem Felsen dreihun
dert Stunden von hier und klagt über ihr Schicksal; nun kann
du helfen, Langer, wenn du dich aufrichtest, so bist du mit ei
paar Schritten dort.“ „Ja, antwortete der Lange, aber de
mit den scharfen Augen muß mitgehen, damit wir den Felsen weg
schaffen.“ Da huckte der Lange den mit verbundenen Augen auf
und im Augenblick, wie man eine Hand umwendet, waren sie vo
dem verwünschten Felsen. Alsbald nahm der Lange dem ander
die Binde von den Augen, dieser schaute sich um und sogleich zer
sprang der Felsen in tausend Stücke. Da nahm der Lange di
Jungfrau auf den Arm, trug sie in einem Nu zurück und kam
wieder und holte auch noch seinen Kameraden und eh es zwölf
schlug, saßen sie alle wieder, wie vorher und waren munter und
guter Dinge. Im Schlag zwölf schlich die alte Zauberin herzu
mit einem höhnischen Gesicht, als wollte sie sagen, nun ist e
mein, und glaubte nicht anders, als ihre Tochter sitze dreihundert
Stunden weit, im Felsen; aber wie sie herbei kam und ihre Toch
ter in den Armen des Königssohns sah, erschrak sie und sprach
„da ist einer, der kann mehr als ich.“ Aber sie durfte nicht
einwenden und mußte ihm die Jungfrau zusagen. Doch sprach s
ihr ins Ohr: „es ist eine Schande für dich, daß du so durch sein

Diener gewonnen wirst und dir einen Gemahl nicht wählen darfst nach deinem Gefallen.“

Nun hatte die Jungfrau wirklich ein so stolzes Herz, daß sie darüber mit Zorn erfüllt wurde, und am andern Morgen ließ sie dreihundert Malter Holz zusammenfahren und sprach zu dem Königssohn, die drei Bünde wären gelöst, aber wenn sie ihn heirathen solle, müsse jemand sich mitten in das Holz setzen und das Feuer aushalten. Dabei dachte sie, wenn die Diener ihm auch alles thäten, würde sich doch keiner für ihn verbrennen, und aus Liebe zu ihr würde er selber sich hinein setzen, und dann wär' sie frei. Wie aber die Diener das hörten, sprachen sie: „wir haben alle etwas gethan, nur der Frostige noch nicht“ und nahmen ihn und trugen ihn ins Holz hinein und steckten's darauf an. Da hub das Feuer an und brannte drei Tage, bis alles Holz verzehrt war, und als es verloschen, stand der Frostige mitten in der Asche und zitterte wie ein Espenlaub und sprach: „so hab' ich mein Lebtage nicht gefroren, und wenn's länger gedauert hätte, wär' ich erstarrt.“

Nun war keine Ausflucht mehr zu finden, die schöne Jungfrau mußte mit dem Königssohn sich vermählen; als sie aber nach der Kirche fuhren, sprach die Alte: „ich kann's nimmermehr zugeben,“ und schickte ihr Kriegsvolk nach, das sollte alles niedermachen, was ihm vorkäme, und ihr die Tochter zurückbringen. Der Horcher aber hatte die Ohren gespitzt und alles angehört, was die Alte gesprochen, und sagte es dem Dicken, der speite einmal [illegible] aus hinter dem Wagen, und da entstand ein

groß Waſſer, worin die Kriegsvölker ſtecken blieben und ertranke
Als ſie nicht zurückkamen, ſchickte die Alte ganz geharniſchte Rä
ter, aber der Hexer hörte ſie kommen und band dem einen
Augen auf, der guckte die Feinde ein bischen ſcharf an, da ſpra
gen ſie aus einander wie Glas. Nun fuhren ſie ungeſtört weit
und als ſie in der Kirche verheirathet und eingeſegnet waren, na
men die ſechs Diener ihren Abſchied und ſprachen: „wir woll
weiter unſer Glück in der Welt verſuchen.“

Eine halbe Stunde vor dem Schloß war ein Dorf, vor d
hütete ein Schweinehirt ſeine Heerde; wie ſie dahin kamen, ſpra
er zu ſeiner Frau: „weißt du auch recht, wer ich bin? ich
kein Königsſohn, ſondern ein Schweinehirt, und der mit
Heerde dort, das iſt mein Vater, und nun müſſen wir zwei a
daran und ihm helfen hüten.“ Dann ſtieg er mit ihr in
Wirthshaus ab, und ſagte heimlich zu den Wirthsleuten, he
Nacht ſollten ſie ihr die königlichen Kleider wegnehmen. Wie
nun am Morgen aufwachte, hatte ſie nichts anzuthun und
Wirthin gab ihr einen alten Rock und ein Paar alte wolle
Strümpfe, und that noch, als wärs ein großes Geſchenk u
ſprach: „wenn nicht euer Mann wäre, hätte ich's euch gar ni
gegeben.“ Da glaubte ſie, er ſey wirklich ein Schweinehirt, u
hütete mit ihm die Heerde, und ſprach: „ich habe es verdient
meinem Stolz.“ Das dauerte acht Tage, da konnte ſie es n
mehr aushalten, denn die Füße waren ihr ganz wund geworde
Da kamen ein paar Leute und fragten, ob ſie [illegible], u
ihr Mann wäre? „Ja, antwortete ſie, ein [illegible]

eben ausgegangen mit ein wenig Band zu handeln.“ Sie sprächen aber: „kommt einmal mit, wir wollen euch zu ihm hinführen“ und brachten sie ins Schloß hinauf, und wie sie in den Saal kam, stand da ihr Mann in königlichen Kleidern. Sie erkannte ihn aber nicht, bis er ihr um den Hals fiel, sie küßte und sprach: „ich habe so viel für dich gelitten, da hast du auch für mich leiden sollen.“ Nun ward erst recht die Hochzeit gefeiert, und der's erzählt hat, wollte, er wär' auch dabei gewesen.

135.

Die weiße und schwarze Braut.

Eine Frau ging mit ihrer Tochter und Stieftochter über Feld, Futter zu schneiden. Da kam der liebe Gott als ein armer Mann zu ihnen gegangen und fragte: „wo führt der Weg ins Dorf?“ „Ei, sprach die Mutter, sucht ihn selber,“ und die Tochter setzte noch hinzu: „habt ihr Sorge, daß ihr ihn nicht findet, so bringt euch einen Wegweiser mit.“ Die Stieftochter aber sprach: „armer Mann, ich will dich führen, komm mit mir.“ Da erzürnte der liebe Gott über die Mutter und Tochter, wendete ihnen den Rükken zu und verwünschte sie, daß sie sollten schwarz werden wie die Nacht, und häßlich wie die Sünde. Der armen Stieftochter aber ward Gott gnädig und ging mit ihr, und als sie nah am Dorf waren, sprach er einen Segen über sie und sagte: „wähl dir drei Sachen aus, die will ich dir gewähren.“ Da sprach das Mädchen: „ich möchte gern schön werden, wie die Sonne,“ als

bald wurde sie weiß und schön, wie der Tag. „Dann möcht ich einen Geldbeutel haben, der nie leer würde;" den gab ihr der liebe Gott auch, sprach aber: „vergiß das Beste nicht, meine Tochter!" Sagte sie: „ich wünsche mir zum dritten das ewige Himmelreich nach meinem Tode." Das wurde ihr auch zugesagt, und also schied der liebe Gott von ihr.

Wie nun die Stiefmutter mit ihrer Tochter nach Hause kam und sah, daß sie beide kohlschwarz und häßlich waren, die Stieftochter aber weiß und schön, ward sie ihr im Herzen noch böser und hatte nur im Sinn, wie sie ihr ein Leid anthun könnte. Die Stieftochter aber hatte einen Bruder, Namens Reginer, den liebte sie sehr und erzählte ihm alles, was geschehen war. Nun sprach der Reginer einmal zu ihr: „liebe Schwester, ich will dich abmahlen, damit ich dich beständig vor Augen sehe, denn meine Liebe zu dir ist so groß, daß ich dich immer in Gedanken habe." Da antwortete sie: „aber laß niemand das Bild sehen." Er mahlte sich nun seine Schwester ab und hing das Bild in seiner Stube auf, in des Königs Schloß, bei dem er Kutscher war, und alle Tage ging er davor stehen und dankte Gott für das Glück seiner lieben Schwester. Nun war aber gerade dem König, bei dem er diente, seine Gemahlin verstorben, welche so schön gewesen war, daß man keine finden konnte, die ihr gliche, und der König war darüber in tiefer Trauer. Die Hofdiener sahen es indessen dem Kutscher ab, wie er täglich vor dem schönen Bilde stand, mißgönnten's ihm und meldeten es dem König. Da ließ dieser das Bild vor sich bringen, und sah, daß es in allem seiner

verstorbenen Frau glich, nur noch schöner war, so daß er sich sterblich hinein verliebte, und den Kutscher fragte, wen das Bild vorstellte? Als der Kutscher gesagt hatte, daß es seine Schwester wäre, entschloß sich der König, keine andere, als diese, zur Gemahlin zu nehmen, gab ihm Wagen und Pferde und prächtige Goldkleider, und schickte ihn fort, seine erwählte Braut abzuholen. Wie Reginer mit der Botschaft ankam, freute sich seine Schwester, allein die schwarze ärgerte sich über alle Maßen vor großer Eifersucht, und sprach zu ihrer Mutter: „was helfen nun all' eure Künste, da ihr mir kein solches Glück verschaffen könnt." Da sagte die Alte: „sey still, ich will dirs schon zuwenden," und durch ihre Hexenkünste trübte sie dem Kutscher die Augen, daß er halb blind war, und der Weißen verstopfte sie die Ohren, daß sie schwer hörte. Darauf stiegen sie in den Wagen, erst die Braut in den herrlichen königlichen Kleidern, dann die Stiefmutter mit ihrer Tochter, und Reginer saß auf dem Bock, um zu fahren. Wie sie eine Weile gereist waren unterwegs rief der Kutscher:

„Deck dich zu, mein Schwesterlein,
daß Regen dich nicht näßt,
daß Wind dich nicht bestäubt,
daß du fein schön zum König kommst!"

Die Braut fragte: „was sagt mein lieber Bruder?" „Ach, sprach die Alte, er hat gesagt, du solltest dein gülden Kleid ausziehen und es deiner Schwester geben." Da zog sie's aus und that's der Schwarzen an, die gab ihr dafür einen schlechten grauen

Kittel. So fuhren sie weiter, über ein Weilchen rief der Bruder abermals:

„deck dich zu, mein Schwesterlein,
daß Regen dich nicht näßt,
daß Wind dich nicht beständt
und du fein schön zum König kommst!“

Die Braut fragte: „was sagt mein lieber Bruder?“ „Ach, sprach die Alte, er hat gesagt, du solltest deine güldene Haube abthun und deiner Schwester geben.“ Da that sie die Haube ab und der Schwarzen auf, und saß im bloßen Haar. So fuhren sie weiter; wiederum über ein Weilchen rief der Bruder:

„deck dich zu, mein Schwesterlein,
daß Regen dich nicht näßt,
daß Wind dich nicht beständt
und du fein schön zum König kommst!“

Die Braut fragte: „was sagt mein lieber Bruder?“ „Ach, sprach die Alte, er hat gesagt, du mögtest einmal aus dem Wagen sehen.“ Sie fuhren aber gerade über ein tiefes Wasser, wie nun die Braut aufstand und aus dem Fenster sah, da stießen sie die beiden andern hinaus, daß sie gerad' ins Wasser fiel, sie versank auch, aber in demselben Augenblick stieg eine schneeweiße Ente hervor und schwamm den Fluß hinab. Der Bruder hatte gar nichts davon gemerkt und fuhr den Wagen weiter, bis sie an den Hof kamen, da brachte er dem König die Schwarze als seine Schwester, und meinte auch, sie wär's, weil es ihm trüb vor den Augen war und er doch die Goldkleider schimmern sah. Der

König, wie er die grundlose Häßlichkeit an seiner vermeinten Braut erblickte, ward sehr bös und befahl den Kutscher in eine Grube zu werfen, die voll Ottern- und Schlangengezücht war. Die alte Hexe aber wußte den König doch so zu bestricken und ihm die Augen zu verblenden, daß er sie und ihre Tochter behielt und zu sich nahm, bis daß sie ihm ganz leidlich vorkam und er sich wirklich mit ihr verheirathete.

Einmal Abends saß die schwarze Braut dem König auf dem Schooß, da kam eine weiße Ente zum Gossenstein in die Küche geschwommen und sagte zum Küchenjungen:

„Jüngelchen mach Feuer an,
daß ich meine Federn wärmen kann!"

Das that der Küchenjunge und machte ihr ein Feuer auf dem Heerd, da kam die Ente und setzte sich daneben, schüttelte sich und strich sich die Federn mit dem Schnabel zurecht. Während sie so saß und sich wohlthat, fragte sie:

„Was macht mein Bruder Reginer?"

Der Küchenjunge antwortete:

„Liegt tief bei Ottern und Schlangen."

Fragte sie:

„Was macht die schwarze Hex im Haus?"

Der Küchenjunge antwortete:

„die sitzt warm ins Königs Arm."

Sagte die Ente:

„daß Gott erbarm!"

und schwamm den Gossenstein hinaus.

Den folgenden Abend kam sie wieder und that dieselben Fragen und den dritten Abend noch einmal. Da konnte es der Küchenjunge nicht länger übers Herz bringen und sagte dem König alles. Der König aber ging den andern Abend hin und wie die Ente den Kopf durch den Gossenstein herein streckte, nahm er sein Schwert und hieb ihr den Hals durch, da wurde sie auf einmal zum schönsten Mädchen, und glich genau dem Bild, das der Bruder von ihr gemacht hatte. Der König aber war voll Freuden und weil sie ganz naß dastand, ließ er ihr köstliche Kleider bringen, als sie die angethan hatte, erzählte sie ihm, wie sie in den Fluß war hinab geworfen worden, und die erste Bitte, die sie that, war, daß ihr Bruder aus der Schlangenhöhle herausgeholt würde, welches auch gleich geschah. Aber der König ging in die Kammer, wo die alte Hexe saß, und fragte: „was verdient die, welche das und das thut?“ indem er den ganzen Hergang erzählte. Da war sie verblendet, merkte nichts und sprach: „die verdient, daß man sie nackt auszieht und in ein Faß mit Nägeln legt und vor das Faß ein Pferd spannt und das Pferd in alle Welt schickt.“ Alles das geschah nun an ihr und ihrer schwarzen Tochter, der König heirathete die schöne Braut und belohnte den treuen Bruder, indem er ihn zu einem reichen und angesehenen Mann machte.

136.

De wilde Mann.

Et was emoel en wilden Mann, de was verwünſket un genk bie de Bueren in den Goren (Garten) un in't Korn un moek alles to Schande. Do klagden ſe an eeren Gutsheeren, ſe können eere Pacht nig mehr betalen, un do leit de Gutsheer alle Jägers bie ene kummen, we dat Dier fangen könne, de ſoll 'ne graute Belohnung hebben. Do kümmt do en ollen Jäger an, de ſegd, he wáll dat Dier wull fangen; do mött ſe em 'ne Pulle met Fuſel (Branntweia) un 'ne Pulle met Wien un 'ne Pulle met Beer gierwen (geben), de ſettet he an dat Water, wo ſik dat Dier alle Dage wáſkt. Un do geit he achter en Baum ſtohn, do kümmt dat Dier un drinket ut de Pullen, do leckt et alle de Mund un kickt herúm, ov dat auck well ſüht. Do werd et drunken, un do geit et liegen un ſchlöpd; do geit de Jäger to un bind et an Händen un Föten, do weckt he et wier up un ſegd: „du wilde Mann, goh met, ſök faſt du alle Dage drinken.“ Do nimmt he et mit noh dat ablicke Schloß, do ſettet ſe et do in den Thornt un de Heer geit to andre Nobers, de ſöllt ſeihn (ſehen), wat he för'n Dier fangen hed. Do ſpierlt ene von de jungen Heerens met 'n Ball un let de in den Thornt fallen un dat Kind ſegd: „wilde Mann, ſchmiet mie den Ball wier to;“ do ſegd de wilde Mann: „den Ball moſt du ſölvſt wier hahlen.“ „Je, ſegd dat Kind, ick heve kinen Schlürtel.“ — „Dann mack du, dat du bie dien Nober eere Taſken kümmſt un ſtehl eer den Schlürtel.“ — Do

ſchlüt dat Kind den Thornt orpen un de wilde Mann löpd derut; do ſänk dat Kind an, to ſchreien: „o wilde Mann, bliev doch hier, ick kriege ſüs Schläge.“ Do niermt de wilde Mann dat Kind up de Nacken un lopd darmet de Wildniß herin; de wilde Mann was weg, dat Kind was verloren! De wilde Mann de tüt dat Kind en ſchlechten Kiel (Kittel) an un ſchickt et noh den Görner an den Kaiſers Hof, do met et frogen, ov de kinen Görners-Jungen van dohn (nöthig) heb? Do ſegd de, he wöre ſo ſchmeerig antrecken, de annern wullen nig bie em ſchlopen. Do ſeg he, he wull in't Strauh liegen, un geit alltied des Morgens fröh in den Goren, do kümmt em de wilde Mann entgiergen, dö ſeg he: „nu waſke die, nu kämme die!“ un de wilde Mann mäckt de Goren ſo ſchön, dat de Görner et ſölvſt nig ſo gut kann. Un de Prinzeſſin ſüt alle Morgen den ſchönen Jungen, do ſeg ſe to den Görner, de kleine Lehrjunge ſöll eer en Buſk Blomen brengen. Un ſe frög dat Kind, van wat för Standt dat et wöre; do ſeg et, ja, dat wüs et nig, do giv ſe em en broden Hohn vull Ducoeten. Es he in kümmt, giv he dat Geld ſinen Heeren un ſeg: „wat ſall ick do met dohn, dat druckt ji men.“ Un he moſte eer noh enen Buſk Blomen brengen, do giv ſe em 'ne Aant (Ente) vull Ducoeten, de giv he wier an ſinen Heeren. Un do noh en moel, do giv ſe em 'ne Gans vull Ducoeten, de giv de Junge wier an ſinen Heeren. Do meent de Prinzeſſin, he hev Geld, un he hev nix, un do hierothet ſe em in't geheem, un do weeret eere Oeldern ſo beiſe un ſetten ſe in dat Brauhuſe, do mot ſe ſick met ſpinnen ernähren, un he geit in de Küke un helpt

den Kock de Broden dreien un ſtelb maurden (zuweilen) en Stück Fleeſk un brengd et an ſine Frau.

Do kümmt ſo'n gewoltigen Krieg in Engelland, wo de Kaiſer hin mott un alle de grauten Heerens, do ſegd de junge Mann, he wull do auck hen, ov ſe nig noh en Perd in Stall hedden, un ſe ſaden, ſe hebben noh ent, dat gönk up drei Beenen, dat wör em gut genog.. He ſettet ſick up dat Perd, dat Perd dat geit alle: huſepus! huſepus! Do kümmt em de wilde Mann in de möte (entgegen), do döt ſick ſo'n grauten Berg up, do ſind wull duſend Regimenter Soldaten un Offzeers in, do dät he ſchöne Kleeder an un krigd ſo'n ſchön Perd. Do tüt (zieht) he met alle ſin Volk in den Krieg noh Engelland, de Kaiſer enfänk en ſo fröndlick un begerd en, he mög em doh bieſtoen. He gewinnt de Schlacht un verſchleit alles. Do dät ſick de Kaiſer ſo bedanken vör em un frägd, wat he för'n Heer wöre, he ſegd: „dat freget mie men nig, dat kann ick ju nig ſeggen.“ He ritt met ſin Volk wier ut Engelland, do kümmt em de wilde Mann wier entgiergen un döt alle dat Volk wier in den Berg, un he geit wier up ſien dreibeenige Perd ſitten. Do ſeget de Luide: „do kümmt uſſe Hunkepus wier an met dat dreibeenige Perd,“ un ſe froget: „wo heſt du achter de Hierge (Hecke) lägen un heſt ſchlopen?“ „Je, ſegd he, wenn ick der nig wör weſt, dann hädde et in Engelland nig gut gohn!“ Se ſeggete „Junge, ſchwieg ſtille, ſüs giv die de Heer wat upd' Jack.“ — Un ſo genk et noh tweenmoel un ton derdenmoel gewient he alles; do kreeg he en Stick in den Arm, do niermt de Kaiſer ſinen Dock (Tuch) und verbind em de

Wunden. Do neidigt (nöthigt) ſe em, he mög bo blieven, „ni, ick bliewe nig bie ju, un wat ick ſin, geit ju nig an.“ Do kümmet em de wilde Mann wier entgiergen un beih alle dat Volk wier in den Berg un he genk wier up ſin Perd ſitten un genk wier noh Hues. Do lachten de Luide un ſegden: „do kümmt uſſe Hunkepus wier an, wo heſt du boh lägen un ſchlopen?“ He ſeg: „ick heve förwohr nig ſlopen, nu is ganz Engelland gewunnen un et is en wohren Frerden (Frieden).“

Do ſegde de Kaiſer von den ſchönen Ritter, de em hev bieſtohen; do ſeg de junge Mann to en Kaiſer: „wöre ick nig bie ju weſt, et wöre nig guet gahen.“ Do will de Kaiſer em wat upn Buckel gierwen, „ji, ſeg he, wenn ji dat nig gleiwen willt, will ick ju minen Arm wieſen;“ un aſſe he den Arm wieſt un aſſe de Kaiſer de Wunde ſüt, do wert he gans verwündert un ſegd: „villicht büſt du Gott ſölvſt aber en Engel, den mie Gott toſchickt hev“ un bat em üm Verzeihnüß, dat he ſo grov met em handelt hädde, un ſchenket em ſin ganſe Kaiſers Gut. Un de wilde Mann was erlöſet un ſtund aſe en grauten Künig för em un vertelde em de ganſe Sacke, un de Berg was en gans Künigs-Schloß un he trock met ſine Frau derup, un lerweten vergnögt bis an eeren Daud.

137.

De drei ſchwatten Princeſſinnen.

Oſtindien was von den Fiend belagert, he wull de Stadt nig verloeten, he wull erſten 600 Dahler hebben. Do leiten ſe dat ut trummen: well de ſchaffen könne, de ſoll Börgemeſter weren. Do was der en armen Fiſter, de fiſtede up de See mit ſinen Sohn, do kam de Fiend un nam den Sohn gefangen un gav em doſör 600 Dahler. Do genk de Vader hen un gav dat de Heerens in de Stadt un de Fiend trock av un de Fiſter wurde Börgemeſter. Do word utropen, wer nig Heer Börgemeſter ſegde, de ſoll an de Galge richtet weren.

De Sohn de kam de Fiend wier ut de Hände un kam in en grauten Wold up en haujen Berg, de Berg de beih ſick up, da kam he in en graut verwünſket Schloß, woin Stohle, Diſke un Bänke alle ſchwatt behangen wören. Do queimen drei Princeſſinnen, de gans ſchwatt antrocken wören, de men en lück (wenig) witt in't Geſicht hädden, de ſegden to em, he ſoll men nig bange ſien, ſe wullen em nix dohn, he könn eer erlöſen. Do ſeg he, je dat wull he gern dohn, wann he men wüſte, wo he dat macken ſöll? Do ſegget ſe: he ſöll en gans Johr nig met en kühren (ſprechen) un ſöll ſe auck nig anſeihen; wat he gern hebben wull, dat ſöll he men ſeggen, wann ſe Antwort gierwen dröfden (geben dürften), wullen ſe et dohn. As he 'ne Tied lang der weſt was, ſede he, he wull aſſe gern noh ſin Vader gohn, da ſegget ſe, dat ſöll he men dohn, düſſen Buel (Beutel) met Geld ſöll he met

niermen, düſſe Klöder ſöll he antrecken un in acht Dage möſt he der wier ſien.

Do werd he upnurmen (aufgehoben) un is glick in Oſtindien, do kann he ſin Vader in de Fiſkhütte nig mer finden un frög de Luide, wo doh de arme Fiſker blierwen wöre, do ſegget ſe, dat möſt he nig ſeggen, dann qteim he an de Galge. Do kümmt he bie ſin Vader, do ſeg he: „Fiſker, wo ſin ji do to kummen?“ Do ſeg de: „dat möt ji nig ſeggen, wann dat de Heerens van de Stadt gewahr weeret, kümme ji an de Galge.“ He willt eber gar nig loten, he werd noh de Galge bracht; es he do is, ſeg he: „o mine Heerens, gierwet mie doh Verlöv, dat ick noh de olle Fiſkhütte gohn mag.“ Do tüt he ſinen ollen Kiel an, do kümmt he wier noh de Heerens un ſeg: „ſeih ji et nu wull, ſin ick nig en armen Fiſker ſinen Sohn? in düt Tueg heve ick minen Vader un Moder dat Braud gewunnen.“ Do erkennet ſe en un badden üm Vergiebnüß un niermt en met noh ſin Hues, do verteld he alle wü et em gohn hev, dat he wöre in en Wold kummen up en haujen Berg, do hädde ſick de Berg updohn, do wöre he in en verwünſket Schloß kummen, wo alles ſchwatt weſt wöre un drei Princeſſinnen wören der an kummen, de wören ſchwatt weſt, men en lück witt in't Geſicht. De hädden em ſegd, he ſöll nig bange ſien, he könn eer erlöſen. Do ſeg ſine Moder: dat mög wull nig gut ſien, he ſoll 'ne gewiehte Waſſkeeſze met niermen un bräppen (tropfen) eer gleinig (glühend) Waſſ in't Geſicht.

He geit wier hen un do gruelte (graute) em ſo, un he brüppde er Waſſ in't Geſicht, aſſe ſe ſleipen, un ſe wören all halv witt;

do ſprüngen alle de drei Princeſſinnen up un ſegden: „de verfluchte Hund, uſſe Bloet ſoll örfer die Rache ſchreien, nu is kin Menſk up de Welt geboren, un werd geboren, de us erlöſen kann, wie hevet noh drei Bröders, de ſind in ſiewen Ketten anſchloeten, de ſöllt die terrieten.“ Do givd et en Gekrieſk in't ganſe Schloß un he ſprank noh ut dat Fenſter un terbrack dat Been un dat Schloß ſunk wier in den Grunde, de Berg was wier to, un nümmes wuſt, wo et weſt was.

138.

Knoiſt un ſine dre Sühne.

Twiſken Werrel un Soiſt, do wuhnde 'n Mann un de hede Knoiſt, de hadde dre Sühne, de eene was blind, de annre was lahm un de dridde was ſplenternaket. Do gingen ſe mohl öwer Feld, do ſehen ſe eenen Haſen. De blinne de ſchöt en, de lahme de ſienk en, de nackede de ſtack en in de Taſken. Do käimen ſe für een groot allmächtig Waater, do wuren dre Schippe uppe, dat eene dat rann, dat annre dat ſank, dat dridde, do was keen Buoden inne. Wo keen Buoden inne was, do gingen ſe olle dre inne: do käimen ſe an eenen allmächtig grooten Walle (Wald), do was een groot allmächtig Boom inne, in den Boom was eene allmächtig groote Capelle, in de Capelle was een hageböcken Köſter un een bußboomen Paſtoer, de beelden dat Wiggewaater mit Knuppeln uit.

Sielig is de Mann,
de den Wiggewaater entlnupen kann.

139.

Dat Måken von Brakel.

Et gink mal 'n Måken von Brakel na de ſünt Annen Capellen unner de Hinnenborg un weil et gierne 'n Mann heven wull un ock meinde, et wäre ſüs neimes in de Capellen, ſau ſank et:

„O hilge ſünte Anne!
help mie doch bald tom Manne,
du kennſt 'n ja wull,
he wuhnt var 'm Suttmer Dore,
hed gele Hore:
du kennſt 'n ja wull!"

De Köſter ſtand awerſt hünner den Altare un höre dat, da rep he mit 'ner gans ſchrögerigen Stimme: „du kriggſt 'n nig! du kriggſt 'n nig!" Dat Måken awerſt meinde, dat Marienkinneken dat bie de Mudder Anne ſteiht, hedde ům dat to ropen, da wor et beuſe un reip: „Pepperlepep, dumme Blae, halt de Schnuten un lat de Möhme kühren (die Mutter reden)!"

140.

Das Hausgeſinde.

„Wo wuſt du henne?" — „Nah Walpe!" — „Ick nah Walpe, du nah Walpe; ſam, ſam, goh wie dann!"

„Häſt du auck 'n Mann? wie hebb din Mann?" — „Cham!" — „Min Mann Cham, din Mann Cham; ick nah Walpe, du nah Walpe; ſam, ſam, goh wie dann!"

Häſt du auck 'n Kind? wie hebb din Kind?" — „Grind!" — „Min Kind Grind, din Kind Grind; min Mann Cham, din Mann Cham; ick nah Walpe, du nah Walpe; ſam, ſam, goh wie dann!"

„Häſt du auck 'n Weige? wie hebb dine Weige?" — „Hippobeige!" — „Mine Weige Hippobeige, dine Weige Hippobeige; min Kind Grind, din Kind Grind; min Mann Cham, din Mann Cham; ick nah Walpe, du nah Walpe; ſam, ſam, goh wie dann!"

„Häſt du auck 'n Knecht? wie hebb din Knecht?" — „Mach mirs recht!" — „Min Knecht Mach mirs recht, din Knecht Mach mirs recht; mine Weige Hippobeige, dine Weige Hippobeige; min Kind Grind, din Kind Grind; min Mann Cham, din Mann Cham; ick nah Walpe, du nah Walpe; ſam, ſam, goh wie dann!"

141.

Das Lämmchen und Fiſchchen.

Es war einmal ein Brüderchen und Schweſterchen, die hatten ſich herzlich lieb, ihre rechte Mutter war aber todt und ſie hatten eine Stiefmutter, die war ihnen nicht gut, und that ihnen heimlich alles Leid an. Es trug ſich zu, daß die zwei mit an-

dern Kindern auf einer Wiese vor dem Haus spielten, und an der Wiese war ein Teich, der ging bis an die eine Seite vom Haus. Die Kinder liefen da herum, kriegten sich und spielten Abzählens:

„Enecke, Benecke, lat mie liewen,
will die ock min Bügelken giewen.
Bügelken sall mie Strau söken,
Strau will ick den Köseken giewen,
Köseken sall mie Melk giewen,
Melk will ick den Bäcker giewen,
Bäcker sall mie 'n Kocken backen,
Kocken will ick den Kätken giewen,
Kätken sall mie Müse fangen,
Müse will ick in 'n Rauck hangen
un will se anschnien."

Dabei standen sie in einem Kreis und auf welchen nun das Wort „anschnien" fiel, der mußte fortlaufen, und die andern liefen ihm nach und fingen ihn. Wie sie so fröhlich dahinsprangen, sah's die Stiefmutter vom Fenster mit an und ärgerte sich. Weil sie aber Hexenkünste verstand, so verwünschte sie beide, das Brüderchen in einen Fisch und das Schwesterchen in ein Lamm. Da schwamm das Fischchen im Teich hin und her und war traurig und das Lämmchen ging auf der Wiese hin und her und war traurig und fraß nicht und rührte kein Hälmchen an. So ging eine lange Zeit hin, da kamen fremde Gäste auf das Schloß. Die falsche Stiefmutter dachte, jetzt ist die Gelegenheit gut, rief den Koch und sprach zu ihm: „geh und hol das Lamm von der Wiese und

ſchlachts, wir haben ſonſt nichts für die Gäſte.“ Da ging der Koch hin und holte das Lämmchen und führte es in die Küche, band ihm die Füßchen, das litt es alles geduldig. Wie er nun ſein Meſſer herausgezogen hatte und auf der Schwelle wetzte, um es abzuſtechen, ſah es, wie ein Fiſchlein in dem Waſſer vor dem Goſſenſtein hin- und herſchwamm und zu ihm hinaufblickte. Das war aber das Brüderchen, denn als das Fiſchchen geſehen hatte, wie der Koch das Lämmchen fortführte, war es mitgeſchwommen im Teich bis zum Haus. Da rief das Lämmchen hinab:

„Ach Brüderchen im tiefen See!
wie thut mir doch mein Herz ſo weh!
der Koch der wetzt das Meſſer,
will mir mein Herz durchſtechen!“

Das Fiſchchen antwortete:

„Ach Schweſterchen in der Höh,
wie thut mir doch mein Herz ſo weh
in dieſer tiefen See!“

Wie der Koch hörte, daß das Lämmchen ſprechen konnte und ſo traurige Worte zu dem Fiſchchen hinabrief, erſchrak er und dachte, es müßte kein natürliches Lämmchen ſeyn, ſondern von der böſen Frau im Haus verwünſcht. Da ſprach er: „ſey ruhig, ich will dich nicht ſchlachten,“ nahm ein anderes Thier und bereitete das für die Gäſte und brachte das Lämmchen zu einer guten Bäuerin, der erzählte er alles, was er geſehen und gehört hatte. Die Bäuerin war aber gerade die Amme von dem Schweſterchen geweſen, vermuthete gleich, wer's ſeyn würde, und ging

mit ihm zu einer weisen Frau. Da sprach die weise Frau einen Segen über das Kämmchen und Fischchen, wovon sie ihre menschliche Gestalt wieder bekamen und darnach führte sie sie beide in einen großen Wald in ein klein Häuschen, wo sie zufrieden und glücklich lebten.

142.

Simeliberg.

Es waren zwei Brüder, einer war reich, der andere arm. Der Reiche aber gab dem Armen nichts und er mußte sich vom Kornhandel kümmerlich ernähren, da ging es ihm oft so schlecht, daß er für seine Frau und Kinder kein Brot hatte. Einmal fuhr er mit seinem Karren durch den Wald, da erblickte er zur Seite einen großen kahlen Berg und weil er den noch nie gesehen hatte, hielt er still und betrachtete ihn mit Verwunderung. Wie er so stand, sah er zwölf wilde, große Männer daher kommen; weil er nun glaubte, das wären Räuber, schob er seinen Karren ins Gebüsch und stieg auf einen Baum, und wartete, was da geschehen würde. Die zwölf Männer gingen aber vor den Berg und riefen: „Berg Semsi! Berg Semsi! thu dich auf.“ Alsbald that sich der kahle Berg in der Mitte von einander und die zwölfe gingen hinein und wie sie drin waren, schloß er sich zu. Ueber eine kleine Meile aber, that er sich wieder auf und die Männer kamen, mit schweren Säcken auf den Rücken, heraus und wie sie alle wieder am Tageslicht waren, sprachen sie: „Berg Semsi!

Berg

Berg Semsi! thu dich zu!" Da fuhr der Berg zusammen und war kein Eingang mehr an ihm zu sehen, und die Zwölfe gingen fort. Als sie ihm nun ganz aus den Augen waren, stieg der Arme vom Baum herunter, und war neugierig, was wohl im Berge Heimliches verborgen wäre. Also ging er davor und sprach: „Berg Semsi! Berg Semsi! thu dich auf!" und der Berg that sich auch vor ihm auf. Da trat er hinein und der ganze Berg war eine Höhle voll Silber und Gold und hinten lagen große Haufen Perlen und leuchtende Edelsteine, wie Korn aufgeschüttet. Der Arme wußte gar nicht, was er anfangen sollte, und ob er sich etwas von den Schätzen nehmen dürfte; endlich füllte er sich die Taschen mit Gold, die Perlen und Edelsteine aber ließ er liegen. Als er wieder heraus kam, sprach er gleichfalls: „Berg Semsi! Berg Semsi! thu dich zu!" da schloß sich der Berg, und er fuhr nun mit seinem Karren nach Haus. Nun brauchte er nicht mehr zu sorgen, und konnte mit seinem Golde für Frau und Kind Brot und auch Wein dazu kaufen, lebte fröhlich und redlich, gab den Armen und that jedermann Gutes; als aber das Gold all' war, ging er zu seinem Bruder, lieh einen Scheffel und holte sich von neuem; doch rührte er von den großen Schätzen nichts an. Wie er sich zum drittenmal etwas holen wollte, borgte er bei seinem Bruder wieder den Scheffel. Der Reiche war aber schon lange neidisch über sein Vermögen und den schönen Haushalt, den er sich eingerichtet hatte, und konnte nicht begreifen, woher der Reichthum käme und was sein Bruder mit dem Scheffel anfing. Da dachte er eine List aus, und be-

strich den Boden mit Pech, und wie er das Maß wieder bekam, so war ein Goldstück darin hängen geblieben. Alsbald ging er zu seinem Bruder und fragte ihn: „was hast du mit dem Scheffel gemessen?" „Korn und Gerste," sagte der andere. Da zeigte er ihm das Goldstück und drohte ihm, wenn er nicht die Wahrheit sagte, so wollt' er ihn beim Gericht verklagen. Er erzählte ihm nun alles, wie es zugegangen war; der Reiche aber ließ gleich einen Wagen anspannen, fuhr hinaus, und dachte ganz andere Schätze mitzubringen. Wie er vor den Berg kam, rief er: „Berg Semsi! Berg Semsi! thu dich auf!" der Berg that sich auf und er ging hinein. Da lagen die Reichthümer alle vor ihm, und er wußte lange nicht, wozu er am ersten greifen sollte, endlich lud er Edelsteine auf, so viel er tragen konnte und wollte sie hinausbringen. Er kehrte also um, weil aber Herz und Sinn ganz voll von den Schätzen waren, hatte er darüber den Namen des Bergs vergessen, und rief: „Berg Simeli! Berg Simeli! thu dich auf!" Aber das war der rechte Name nicht und der Berg regte sich nicht und blieb verschlossen. Da ward ihm angst, aber je länger er nachsann, desto mehr verwirrten sich seine Gedanken und halfen ihm alle Schätze nichts mehr. Am Abend that sich der Berg auf und die zwölf Räuber kamen herein, und als sie ihn sahen, waren sie froh und riefen: „Vogel, haben wir dich endlich, meinst du wir hätten's nicht gemerkt, daß du zwei Mal hereingekommen bist, aber wir konnten dich nicht fangen, zum drittenmal sollst du nicht wieder heraus." Da rief er: „ich war's nicht; mein Bruder war's!"

aber er mogte bitten um ſein Leben und ſagen was er wollte, ſie ſchlugen ihm das Haupt ab.

143.

Up Reiſen gohn.

Et was emol ne arme Frau, de hadde enen Sohn, de wull ſo gerne reiſen, do ſeg de Mohr: „wu kannſt du reiſen? wi hebt je gar kien Geld dat du mitniemen kannſt!“ Do ſeg de Sohn: „ick will mi gut behelpen, ick will alltied ſeggen: „nig viel! nig viel! nig viel!“

Do genk he ene gude Tied un ſede alltied: „nig viel! nig viel! nig viel!“ Kam do bi en Trop Fiſker un ſeg: „Gott helpe ju! nig viel! nig viel! nig viel!“ „Wat ſegſt du, Kerl? nig viel!“ un aſſe dat Gören (Garn) uttrocken, kregen ſe auck nig viel Fiſke. Se met enen Stock up de Jungen un: heſt du mi nig derſken (dreſchen) ſeihn! „Wat ſall ick denn ſeggen?“ ſeg de Junge — „Du ſallſt ſeggen: ſank vull! ſank vull!“

Do geit he wier ene ganze Tied un ſeg: „ſank vull! ſank vull!“ bis he kümmt an enen Galgen, do hebt ſe en armen Sünder, den willt ſe richten. Do ſeg he: „guden Morgen, ſank vull! ſank vull!“ „Wat ſegſt du, Kerl, ſank vull? ſöllt der noch mehr leige (leidige, böſe) Lude in de Welt ſien? is dät noch nig genog?“ — He krig wier wat up den Puckel. — „Wat ſall ick denn ſeggen?“ — „Du ſallſt ſeggen: Gott tröſt de arme Seele!“

De Junge geit wier ene ganze Tied un seg: „Gott tröst de arme Seele!“ Do kümmt he an en Grawen, do steit en Filler (Schinder), de tüt en Perd af. De Junge seg: „guden Morgen, Gott tröst de arme Seele!“ „Wat segst du, leige Kerl?“ un schleit en met sinen Filhacken üm de Ohren, dat he ut den Augen nig seihen kann. — „Wu sall ick denn seggen?“ — „Du sallst seggen: do ligge du Aas in en Grawen.“

Do geit he un seg alltied: „do ligge du Aas in en Grawen! do ligge du Aas in en Grawen!“ Nu kümmt he bi enen Wagen vull Lüde, do seg he: „guden Morgen, do ligge du Aas in en Grawen!“ Do föllt de Wagen üm in en Grawen, de Knecht kreg de Pietske un knapt den Jungen, dat he wier to sine Mohr krupen moste, un he is sien Lewen nig wier up reisen gohn.

144.

Das Eselein.

Es lebte einmal ein König und eine Königin, die waren reich und hatten alles, was sie sich wünschten, nur keine Kinder. Darüber klagte sie Tag und Nacht und sprach: „ich bin wie ein Acker, auf dem nichts wächst.“ Endlich erfüllte Gott ihre Wünsche, als das Kind aber zur Welt kam, sah's nicht aus wie ein Menschenkind, sondern war ein junges Eselein. Wie die Mutter das erblickte, fing ihr Jammer und Geschrei erst recht an, sie hätte lieber gar kein Kind gehabt, als einen Esel, und sagte, man sollt's in's Wasser werfen, damit's die Fische fräßen. Der

König aber sprach: „nein, hat Gott ihn gegeben, soll er auch mein Sohn und Erbe seyn, nach meinem Tod auf dem königlichen Thron sitzen und die königliche Krone tragen.“ Also ward das Eselein aufgezogen, nahm zu und die Ohren wuchsen ihm auch fein hoch und gerad hinauf. Es war aber sonst fröhlicher Art, sprang herum, spielte und hatte besonders seine Lust an der Musik, so daß es zu einem berühmten Spielmann ging und sprach: „lehr mich deine Kunst, daß ich so gut die Laute schlagen kann, wie du.“ „Ach! liebes Herrlein, antwortete der Spielmann, das sollt euch schwer fallen, eure Finger sind nicht allerdings dazu gemacht, und gar zu groß; ich sorg', die Saiten haltens nicht aus.“ Es half aber keine Ausrede, das Eselein wollt' und mußt' die Laute schlagen, war beharrlich und fleißig, und lernte es am Ende so gut, als sein Meister selber. Einmal ging es nachdenksam spaziren und kam an einen Brunnen, da schaute es hinein und sah im spiegelhellen Wasser seine Eseleins-Gestalt, darüber ward es so betrübt, daß es in die Welt hineinging und nur einen treuen Gesellen mitnahm. Sie zogen auf und ab, zuletzt kamen sie in ein Reich, wo ein alter König herrschte, der nur eine einzige aber wunderschöne Tochter hatte. Das Eselein sagte: „hier wollen wir weilen,“ klopfte an's Thor und rief: „es ist ein Gast haußen, macht auf, damit er eingehen kann.“ Als aber nicht aufgethan ward, setzte es sich hin, nahm seine Laute und schlug sie mit seinen Füßen aufs lieblichste. Da sperrte der Thürhüter gewaltig die Augen auf, lief zum König und sprach: „da draußen sitzt ein Eselein vor dem Thor, das schlägt die Laute

ausgezeichnet." „Ei, so laß mir den Musikant hereinkommen," sprach der König. Wie aber ein Eselein hereintrat, fing alles an über den Lautenschläger zu lachen. Nun sollte das Eselein unten zu den Knechten gesetzt und gespeist werden, es ward aber unwillig und sprach: „ich bin kein gemeines Stalleselein, ich bin ein gar vornehmes." Da sagten sie: „wenn du das bist, so setz dich zu dem Kriegsvolk." „Nein, sprach es, ich will beim König sitzen." Der König lachte und sagte in gutem Muth: „ja, so solls seyn, wie du verlangst, Eselein, komm her zu mir." Darnach fragte er: „Eselein, wie gefällt dir meine Tochter?" das Eselein drehte den Kopf nach ihr, schaute sie an, nickte und sprach: „aus der Maßen wohl, so schön hab ich noch keine gesehen." „Nun, so sollst du auch neben ihr sitzen," sagte der König. „Das ist mir eben recht," sprach das Eselein, und setzte sich an ihre Seite und aß und wußte sich gar fein und säuberlich zu betragen. Als das edle Thierlein eine gute Zeit an des Königs Hof geblieben war, dachte es, was hilft das alles, du mußt wieder heim, ließ den Kopf traurig hängen, trat vor den König und verlangte seinen Abschied. Der König hatte es aber gar lieb und sprach: „Eselein, was ist dir, du schau'st ja sauer, wie ein Essigkrug, ich will dir geben, was du verlangst; willst du Gold?" — „Nein," sagte das Eselein und schüttelte mit dem Kopf. — „Willst du Kostbarkeiten und Schmuck?" — „Nein." — „Willst du mein halbes Reich?" — „Ach nein!" — Da sprach der König: „wenn ich nur wüßte, was dich vergnügt machen könnte; willst du meine schöne Tochter zur Frau?" „Ach ja,"

sagte das Eselein, war auf einmal ganz lustig und guter Dinge, denn das wars gerade, was es sich gewünscht hatte. Also ward eine große und prächtige Hochzeit gehalten. Abends, wie Braut und Bräutigam in ihr Schlafkämmerlein geführt wurden, wollte der König wissen, ob sich das Eselein auch fein artig und manierlich betrüge, und hieß einem Diener sich dort verstecken. Wie sie nun beide drinnen waren, schob der Bräutigam den Riegel vor die Thüre, blickte sich um und wie er glaubte, daß sie ganz allein wären, da warf er auf einmal seine Eselhaut ab und stand da als ein schöner, königlicher Jüngling, der sprach: „siehst du, wer ich bin und daß ich deiner werth gewesen" Da ward die Braut froh, küßte ihn und hatte ihn von Herzen lieb. Als es aber Morgen ward, sprang er auf, zog seine Thierhaut wieder über und hätte kein Mensch gedacht, was für einer dahinter steckte. Bald kam auch der alte König gegangen: „ei, rief er, ist das Eselein schon munter! du bist wohl recht traurig, sagte er zu seiner Tochter, daß du keinen ordentlichen Menschen zum Mann bekommen hast?" „Ach nein, lieber Vater, ich habe ihn so lieb, als wenn er der allerschönste wär und will ihn mein Lebtag behalten." Der König wunderte sich, aber der Diener, der sich versteckt hatte, kam und offenbarte ihm alles. Der König sprach: „das ist nimmermehr wahr!" — „So wacht selber die folgende Nacht, ihr werdet's mit eigenen Augen sehen; und wißt ihr was, Herr König, nehmt ihm die Haut weg, und werft sie in's Feuer, so muß er sich wohl in seiner rechten Gestalt zeigen." „Dein Rath ist gut," sprach der König, und Abends, als sie schliefen,

schlich er sich hinein, und wie er zum Bett kam, sah er im Mondschein einen stolzen Jüngling da ruhen, und die Haut lag abgestreift auf der Erde. Da nahm er sie weg, und ließ draußen ein gewaltiges Feuer anmachen und die Haut hineinwerfen und blieb selber dabei, bis sie ganz zu Asche verbrannt war. Weil er aber sehen wollte, was der Beraubte anfangen würde, blieb er die Nacht wach, und lauschte. Als der Jüngling ausgeschlafen hatte, beim ersten Morgenschein, stand er auf und wollte die Eselshaut anziehen, aber sie war nicht zu finden. Da erschrak er und sprach voll Trauer und Angst: „nun muß ich sehen, daß ich entfliehe." Wie er hinaustrat, stand aber der König da und sprach: „ei! mein Sohn, wohin so eilig, was hast du im Sinn? Bleib hier; du bist ein so schöner Mann, du sollst nicht wieder von mir; ich geb' dir jetzt mein Reich halb, und nach meinem Tod bekommst du es ganz." „So wünsch ich dem guten Anfang auch ein gutes Ende," sprach der Jüngling, „ich bleibe bei euch." Da gab ihm der Alte das halbe Reich, und als er nach einem Jahr starb, hatte er das ganze, und nach dem Tode seines Vaters noch eins dazu, und lebte reich und vergnügt.

145.

Der undankbare Sohn.

Es saß einmal ein Mann mit seiner Frau vor der Hausthür, und hatten ein gebraten Huhn vor sich stehen, und wollten das zusammen verzehren, da sah der Mann, wie sein alter Vater da-

her kam, geschwind nahm er das Huhn und versteckte es, weil er ihm nichts davon gönnte. Der Alte kam, that einen Trunk und ging fort Nun wollte der Sohn das gebratene Huhn wieder auf den Tisch tragen, aber als er darnach griff, war es eine große Kröte geworden, die sprang ihm ins Angesicht, und saß da und ging nicht wieder weg, und wenn sie jemand wegthun wollte, sah sie ihn giftig an, als wollt' sie ihm ins Angesicht springen, so daß keiner sie anzurühren getraute Und die Kröte mußte der undankbare Sohn alle Tage füttern, sonst fraß sie ihm aus seinem Angesicht, und also ging er in der Welt hin und her.

146.

Die Rübe.

Es waren einmal zwei Brüder, die dienten beide als Soldaten, und war der eine reich, der andere arm. Da wollte der Arme sich aus seiner Noth helfen, zog den Soldatenrock aus, und ward ein Bauer. Also grub und hackte er sein Stückchen Acker und säte Rübsamen. Der Same ging auf und es wuchs da eine Rübe, die ward groß und stark und zusehends dicker, und wollte gar nicht aufhören zu wachsen, so daß sie eine Fürstin aller Rüben heißen konnte, denn nimmer war so eine gesehen, und wird auch nimmer wieder gesehen werden. Zuletzt war sie so groß, daß sie allein einen ganzen Wagen anfüllte, und zwei Ochsen daran ziehen mußten, und der Bauer wußte nicht was er damit anfangen sollte, und ob's sein Glück oder sein Unglück wäre. End-

lich dachte er, verkaufst du sie, was wirst du großes dafür bekommen, und willst du sie selber essen, so thun die kleinen Rüben denselben Dienst, am besten ist, du bringst sie dem König und machst ihm eine Verehrung damit. Also lud er sie auf den Wagen, spannte zwei Ochsen vor, brachte sie an den Hof und schenkte sie dem König. „Ei! sagte der König, was ist das für ein seltsam Ding? mir ist viel Wunderliches vor die Augen gekommen, aber so ein Ungethüm noch nicht; aus was für Samen mag die gewachsen seyn? oder dir geräth's allein, und du bist ein Glückskind." „Ach nein, sagte der Bauer, ein Glückskind bin ich nicht, ich bin ein armer Soldat, der sich nicht mehr nähren konnte, darum den Soldatenrock an den Nagel hing und das Land baute; ich habe noch einen Bruder, der ist reich und Euch, Herr König, auch wohl bekannt, ich aber, weil ich nichts habe, bin von aller Welt vergessen." Da empfand der König Mitleid mit ihm und sprach: „deiner Armuth sollst du überhoben und so von mir beschenkt werden, daß du wohl deinem reichen Bruder gleich kommst." Da schenkte er ihm eine Menge Gold, Acker, Wiesen und Heerden, und machte ihn steinreich, so daß des andern Bruders Reichthum gar nicht konnte damit verglichen werden. Als dieser hörte, was sein Bruder mit einer einzigen Rübe erworben hatte, beneidete er ihn und sann hin und her, wie er sich auch ein solches Glück zuwenden könnte. Er wollt's aber noch viel gescheidter anfangen, nahm Gold und Pferde und brachte sie dem König, und meinte nicht anders, der würde ihm ein viel größeres Gegengeschenk machen, denn hätte sein Bruder so viel für eine Rübe be-

kommen, was würde es ihm für so schöne Dinge nicht alles tragen. Der König nahm das Geschenk und sagte, er wüßte ihm nichts wieder zu geben, das seltner und besser wäre, als die große Rübe. Also mußte der Reiche seines Bruders Rübe auf einen Wagen legen und nach Haus fahren lassen. Daheim wußte er nicht, an wem er seinen Zorn und Aerger auslassen sollte, bis ihm böse Gedanken kamen und er beschloß seinen Bruder zu tödten. Er gewann Mörder, die mußten sich in einen Hinterhalt stellen, und darauf ging er zu seinem Bruder und sprach: „lieber Bruder, ich weiß einen heimlichen Schatz, den wollen wir mit einander heben und theilen.“ Der andere ließ sich's auch gefallen und ging ohne Arg mit; als sie aber hinauskamen, stürzten die Mörder über ihn her, banden ihn und wollten ihn an einen Baum hängen. Indem sie eben darüber waren, erscholl aus der Ferne lauter Gesang und Hufschlag, daß ihnen der Schrecken in den Leib fuhr und sie über Hals und Kopf ihren Gefangenen in den Sack steckten, am Ast hinaufwanden und hängen ließen, er aber arbeitete darin, bis er ein Loch im Sack hatte, wodurch er den Kopf stecken konnte. Darauf ergriffen sie die Flucht. Wer aber des Wegs daher kam, war nichts als ein fahrender Schüler, ein junger Geselle, der fröhlich sein Lied singend durch den Wald die Straße ritt. Wie der oben nun merkte, daß einer unter ihm vorbei ging, rief er: „sey mir gegrüßt, zu guter Stunde!“ Der Schüler guckte sich überall um, wußte nicht, wo die Stimme herschallte, endlich sprach er: „wer ruft mir?“ Da antwortete es aus dem Wipfel: „erhebe deine Augen, ich sitze hier oben im Sack

der Weisheit; in kurzer Zeit habe ich große Dinge gelernt, dagegen sind alle Gaulen ein Wind, um ein Weniges, so werde ich ausgelernt haben, herabsteigen und weiser seyn als alle Menschen. Ich verstehe die Gestirn- und Himmelszeichen, das Wehen aller Winde und den Sand im Meer, Heilung der Krankheit, die Kräfte der Kräuter, Vögel und Steine Wärst du einmal darin, du würdest fühlen, was für Herrlichkeit aus ihm fließt." Der Schüler, wie er das alles hörte, erstaunte und sprach: „gesegnet sey die Stunde, wo ich dich gefunden, könnt ich nicht auch ein wenig in den Sack kommen?" Oben der antwortete, als thät ers nicht gern: „eine kleine Weile will ich dich wohl hinein lassen für Lohn und gute Worte, aber du mußt doch noch eine Stunde warten, es ist ein Stück übrig, das ich erst lernen muß." Als der Schüler ein wenig gewartet hatte, war ihm die Zeit zu lang und er bat, daß er doch mögte hineingelassen werden, sein Durst nach Weisheit wäre gar zu groß. Da stellte sich der oben, als gäb er endlich nach und sprach: „damit ich aus dem Haus der Weisheit heraus kann, mußt du den Sack am Strick herunterlassen, so sollst du eingehen." Also ließ der Schüler ihn herunter, band den Sack auf und befreite ihn, dann rief er selber: „nun zieh mich recht geschwind hinauf," und wollt geradstehend in den Sack einschreiten. „Halt!" sagte der andere, „so gehts nicht an," packte ihn beim Kopf, steckte ihn rücklings in den Sack, schnürte zu und zog den Jünger der Weisheit am Strick baumwärts und schwengelte ihn in der Luft: „wie stehts, mein lieber Gesell? siehe, schon fühlst du, daß dir die Weisheit kommt,

und machst gute Erfahrung, sitze also fein ruhig, bis du klüger wirst.“ Damit stieg er auf des Schülers Pferd und ritt fort.

147.

Das junggeglühte Männlein.

Zur Zeit da unser Herr noch auf Erden ging, kehrte er eines Abends mit dem heiligen Petrus bei einem Schmied ein und bekam willig Herberg. Nun geschah's, daß ein armer Bettelmann, von Alter und Gebrechen hart gedrückt, in dieses Haus kam und vom Schmied Almosen forderte. Deß erbarmte sich Petrus und sprach: „Herr und Meister, so dir's gefällt, heil' ihm doch seine Plage, daß er sich selbst sein Brot möge gewinnen.“ Sanftmüthig sprach der Herr: „Schmied, leih' mir deine Esse und leg' mir Kohlen an, so will ich den alten, kranken Mann zu dieser Zeit verjüngen.“ Der Schmied war ganz bereit und St. Petrus zog die Bälge, und als das Kohlenfeuer auffunkte, groß und hoch, nahm unser Herr das alte Männlein, schob's in die Esse, mitten in's rothe Feuer, daß es drin glühte, wie ein Rosenstock und Gott lobte mit lauter Stimme. Nachdem trat der Herr zum Löschtrog, zog das glühende Männlein hinein, daß das Wasser über ihm zusammenschlug, und nachdem ers fein sittlich abgekühlt, gab er ihm seinen Segen; siehe, zuhand sprang das Männlein heraus, zart, gerad, gesund und wie von zwanzig Jahren. Der Schmied, der eben und genau zugesehen, lud sie alle zum Nachtmahl, er hatte aber eine alte, halbblinde, bucklichte Schwieger,

die machte sich zum Jüngling hin und fragte ihn fleißig: „ob ihn das Feuer hart gebrennet?“ „Nie sey ihm besser gewesen, antwortete jener, er habe da in der Glut gesessen, wie in einem kühlen Thau.“

Dies klang die ganze Nacht in den Ohren der alten Frau, und als der Herr frühmorgens die Straße weiter gezogen war und dem Schmied wohl gedankt hatte, dachte der, er könnte seine alte Schwieger auch jung machen, da er sein ordentlich alles zugesehen und es in seine Kunst schlage. Rief sie deshalb an, ob sie auch wie ein Mägdlein von achtzehn Jahren in Sprüngen daher wolle gehen? Sie sprach: „von ganzem Herzen,“ weil es dem Jüngling auch so sanft angekommen. Machte also der Schmied große Glut und stieß die Alte hinein, die sich hin und wieder bog und grausames Mordgeschrei anstimmte; „sitz still, was schreist und hüpfst du, ich will erst weidlich zublasen!“ zog damit die Bälge von neuem bis ihr alle Haberlumpen brannten, da schrie das alte Weib ohne Ruh. Der Schmied dachte: Kunst geht nicht recht zu! nahm sie heraus und warf sie in den Löschtrog, da schrie sie ganz überlaut, daß es droben im Haus die Schmiedin und ihre Schnur hörten, die liefen beide die Stiegen herab, und sahen die Alte heulend und maulend ganz zusammen geschnurrt im Trog liegen, das Angesicht gerunzelt, gefaltet und ungeschaffen. Darob sich die zwei, die beide mit Kindern gingen, so entsetzten, daß sie noch dieselbe Nacht zwei Junge gebaren, die waren ganz nicht wie Menschen geschaffen, sondern wie Affen,

liefen zum Wald hinein und von ihnen stammt das Geschlecht der Affen her.

148.

Des Herrn und des Teufels Gethier.

Gott der Herr hatte alle Thiere erschaffen und sich die Wölfe zu seinen Hunden auserwählet; blos den Geis hatte er vergessen, da richtete sich der Teufel an, wollte auch schaffen, und machte die Geise, mit feinen, langen Schwänzen. Wenn sie nun zur Weide gingen, blieben sie gewöhnlich mit ihren Schwänzen in den Dornhecken hängen, da mußte der Teufel hineingehen und sie mit vieler Mühe losknüpfen; verdroß ihn zuletzt, war her und biß jeder Geis den Schwanz ab, wie noch heut des Tags an den Stümpfen zu sehen ist.

Nun ließ er sie zwar allein weiden, aber es geschah, daß Gott der Herr zusah, wie sie bald einen fruchtbaren Baum benagten, bald die edlen Reben schädigten, bald andere zarte Pflanzen verderbten. Deß jammerte ihn, so daß er aus Güte und Gnaden seine Wölfe dran hetzte, die denn die Geise, so da gingen, bald zerrissen. Wie der Teufel das vernahm, trat er bald vor den Herrn und sprach: „dein Geschöpf hat mir das meine zerrissen.“ Der Herr antwortete: „was hattest du es zu Schaden erschaffen?“ Der Teufel sagte: „ich mußte das; gleichwie selbst mein Sinn auf Schaden geht, konnte, was ich erschaffen, keine andere Natur haben, und mußt mirs theuer zahlen.“ —

„Ich zahl' dir's, sobald das Eichenlaub abfällt, dann komm, dein Geld ist schon gezählt." Als das Eichenlaub abgefallen war, kam der Teufel und forderte seine Schuld. Der Herr aber sprach: „in der Kirche zu Constantinopel steht eine hohe Eiche, die hat noch alles ihr Laub!" Mit Toben und Fluchen entwich der Teufel und wollte die Eiche suchen, irrte sechs Monate in der Wüstenei, eh er sie befand, und als er wieder kam, waren derweil wieder alle andere Eichen voll grüner Blätter. Da mußte er seine Schuld fahren lassen, stach im Zorn allen übrigen Geisen die Augen aus und setzte ihnen seine eigene ein.

Darum haben alle Geise Teufelsaugen und abgebißne Schwänz und er nimmt gern ihre Gestalt an.

149.

Der Hahnenbalken.

Es war einmal ein Zauberer, der stand mitten in einer großen Menge Volks und vollbrachte seine Wunderdinge, da ließ er auch einen Hahn einher schreiten, der hob einen schweren Balken und trug ihn, als wär er federleicht. Nun war aber ein Mädchen, das hatte eben ein vierblättriges Kleeblatt gefunden, und war dadurch klug geworden, so daß kein Blendwerk vor ihm bestehen konnte, und es sah, daß der Balken nichts war, als ein Strohhalm. Da rief es: „ei! ihr Leute seht ihr nicht, das ist ein bloßer Strohhalm und kein Balken, was der Hahn da trägt." Alsbald verschwand der Zauber, und die Leute sahen was es war,

und

nd jagten den Hexenmeister mit Schimpf und Schande fort, er ber sprach voll Zorn innerlich: „ich will mich schon rächen.“ — ach einiger Zeit hielt das Mädchen Hochzeit, war geputzt, und ing in einem großen Zug über das Feld nach dem Ort, wo die irche stand. Auf einmal kamen sie an einen stark angeschwol- en Bach, und war keine Brücke und kein Steg darüber zu gehen. a war die Braut flink, hob ihre Kleider auf und wollte durch- aten. Wie sie nun eben im Wasser so steht, ruft ein Mann, nd das war der Zauberer, neben ihr ganz spöttisch: „ei! wo ast du deine Augen, daß du das für ein Wasser hältst.“ Da ingen ihr die Augen auf und sie sah, daß sie mit ihren aufgeho- enen Kleidern mitten in einem blaublühenden Flachsfeld stand. a sahen es die Leute auch allesammt und jagten sie mit Schimpf nd Gelächter fort.

150.

Die alte Bettelfrau.

Es war einmal eine alte Frau, du hast wohl ehe eine alte rau sehn betteln gehn? Diese alte Frau bettelte auch, und wenn e etwas bekam, dann sagte sie: „Gott lohn' euch!“ Die Bet- lfrau kam an eine Thür, da stand ein freundlicher Schelm von ungen am Feuer und wärmte sich. Der Junge sagte freundlich n der armen alten Frau, wie sie so an der Thür stand und zit- rte: „kommt Altmutter und erwärmt euch.“ Sie kam herzu ging aber zu nahe ans Feuer steh'n, ihre alten Lumpen fingen zu zu brennen und sie ward's nicht gewahr. Der Junge stand

und ſah das, er hätt's doch löſchen ſollen? Nicht wahr, er hätte löſchen ſollen? Und wenn er kein Waſſer gehabt hätte, dann hätte er alles Waſſer in ſeinem Leibe zu den Augen herausweinen ſollen, das hätte ſo zwei hübſche Bächlein gegeben zu löſchen.

151.

Die drei Faulen.

Ein König hatte drei Söhne, die waren ihm alle gleich lieb, und er wußte nicht, welchen er zum König nach ſeinem Tode beſtimmen ſollte. Als die Zeit kam, daß er ſterben wollte, rief er ſie vor ſich und ſprach: „liebe Kinder, ich habe etwas bei mir bedacht, das will ich euch ſagen: welcher von euch der Faulſte iſt, der ſoll nach mir König werden.“ Da ſprach der älteſte: „Vater, ſo gehört das Reich mir, denn ich bin ſo faul, wenn ich liege und will ſchlafen, und es fällt mir ein Tropfen in die Augen, ſo mag ich ſie nicht zuthun, damit ich einſchlafe.“ Der zweite ſprach: „Vater, das Reich gehört mir, denn ich bin ſo faul, wenn ich beim Feuer ſitze mich zu wärmen, ſo ließ ich mir eher die Ferſen verbrennen, eh ich die Beine zurückzöge.“ Der dritte ſprach: „Vater, das Reich iſt mein, denn ich bin ſo faul, ſollt' ich aufgehenkt werden und hätte den Strick ſchon um den Hals, und einer gäb' mir ein ſcharf Meſſer in die Hand, damit ich den Strick zerſchneiden dürfte, ſo ließ ich mich eher henken, eh ich meine Hand aufhübe zum Strick.“ Wie der Vater das hörte, ſprach er: „du ſollſt der König ſeyn.“

152.

Das Hirtenbüblein.

Es war einmal ein Hirtenbübchen, das war wegen seiner weisen Antworten, die es auf alle Fragen gab, weit und breit berühmt. Der König des Landes hörte auch davon, glaubte es nicht und ließ das Bübchen kommen. Da sprach er zu ihm: „kannst du mir auf drei Fragen, die ich dir vorlegen will, Antwort geben, so will ich dich ansehen wie mein eigen Kind, und du sollst bei mir in meinem königlichen Schloß wohnen.“ Sprach das Büblein: „wie lauten die drei Fragen?“ Der König sagte: „die erste lautet: wie viel Tropfen Wasser sind in dem Weltmeer?“ Das Hirtenbüblein antwortete: „Herr König, laßt alle Flüsse auf der Erde verstopfen, damit kein Tröpflein mehr daraus ins Meer lauft, das ich nicht erst gezählt habe, so will ich euch sagen, wie viel Tropfen im Meere sind.“ Sprach der König: „die andere Frage lautet: wie viel Sterne stehen am Himmel?“ Das Hirtenbübchen sagte: „gebt mir einen großen Bogen weiß Papier“ und dann machte es mit der Feder so viel feine Punkte darauf, daß sie kaum zu sehen und fast gar nicht zu zählen waren, und einem die Augen vergingen, wenn man darauf blickte. Darauf sprach es: „so viel Sterne stehen am Himmel als hier Punkte auf dem Papier; zählt sie nur.“ Aber niemand war dazu im Stand. Sprach der König: „die dritte Frage lautet: wie viel Secunden hat die Ewigkeit?“ Da sagte das Hirtenbüblein: „in Hinterpommern liegt der Demant-

berg, der hat eine Stunde in die Höhe, eine Stunde in die Breite und eine Stunde in die Tiefe; dahin kommt alle hundert Jahr ein Vögelein und wetzt sein Schnäblein daran, und wenn der ganze Berg abgewetzt ist, dann ist die erste Secunde der Ewigkeit vorbei."

Sprach der König: „du hast die drei Fragen aufgelöst, wie ein Weiser und sollst fortan bei mir in meinem königlichen Schlosse wohnen und ich will dich ansehen, wie mein eigenes Kind."

153.

Die Sternthaler.

Es war einmal ein kleines Mädchen, dem war Vater und Mutter gestorben, und es war so arm, daß es kein Kämmerchen mehr hatte darin zu wohnen, und kein Bettchen mehr, darin zu schlafen, und gar nichts mehr, als die Kleider, die es auf dem Leib trug und ein Stückchen Brot, das es in der Hand hielt und das ihm ein mitleidiges Herz noch geschenkt hatte. Es war aber gar gut und fromm. Und weil es so von aller Welt verlassen war, ging es im Vertrauen auf den lieben Gott hinaus ins Feld, da begegnete ihm ein armer Mann, der sprach: „ach, gib mir doch etwas zu essen, ich bin so hungerig" Es reichte ihm das ganze Stückchen Brot und sagte: „Gott segne dirs!" und ging weiter; da kam ein Kind, das jammerte und sprach: „es friert mich so an meinem Kopf, schenk mir doch etwas, womit ich ihn bedecken kann!" Da that es seine Mütze ab und gab sie ihm.

und als es noch ein Bischen gegangen war, kam wieder ein Kind und hatte kein Leibchen an und fror, da gab es ihm seins; und noch weiter, da bat eins um ein Röcklein, das gab es auch von sich hin. Endlich kam es in einen Wald und es war schon dunkel geworden, da kam noch eins und bat um ein Hemdlein und das fromme Mädchen dachte: es ist dunkle Nacht, da kannst du wohl dein Hemd weggeben; und gab es auch noch hin. Und wie es so stand und gar nichts mehr hatte, fielen auf einmal die Sterne vom Himmel und waren lauter harte, blanke Thaler, und ob es gleich sein Hemdlein weggegeben, so hatte es ein neues an vom allerfeinsten Linnen. Da sammelte es sich die Thaler hinein und ward reich für sein Lebtag.

154.

Der gestohlene Heller.

Es saß einmal ein Vater mit seiner Frau und seinen Kindern Mittags am Tisch, und ein guter Freund, der zum Besuch gekommen war, aß mit ihnen. Und wie sie so saßen und es zwölf Uhr schlug, da sah der Fremde die Thüre aufgehen und ein schneeweiß gekleidetes, ganz blasses Kindlein hereinkommen; es blickte sich nicht um und sprach auch nichts, sondern ging geradezu in die Kammer neben an. Bald darauf kam es zurück und ging eben so still wieder zur Thüre hinaus. Am zweiten und am dritten Tag kam es auf eben diese Weise; da fragte endlich der Fremde den Vater, wem das schöne Kind gehöre, das alle Mittag in die

Kammer gehe. „Ich habe es nicht gesehen, antwortete er, und wüßte auch nicht, wem es gehören könnte.“ Am andern Tage, wie es wieder kam, zeigte es der Fremde dem Vater, der sah es aber nicht und die Mutter und die Kinder alle sahen auch nichts. Nun stand der Fremde auf, ging zur Kammerthüre, öffnete sie ein wenig und schaute hinein. Da sah er das Kind auf der Erde sitzen und emsig mit den Fingern in den Dielenritzen graben und wühlen; wie es aber den Fremden bemerkte, verschwand es. Nun erzählte er, was er gesehen und beschrieb das Kind genau, da erkannte es die Mutter und sagte: „ach! das ist mein liebes Kind, das vor vier Wochen gestorben ist.“ Sie brachen die Dielen auf und fanden zwei Heller, die hatte einmal das Kind von der Mutter erhalten, um sie einem armen Manne zu geben, es hatte aber gedacht, dafür kannst du dir einen Zwieback kaufen, die Heller behalten und in die Dielenritzen versteckt und da hatte es im Grabe keine Ruhe gehabt und war alle Mittage gekommen um nach den Hellern zu suchen. Die Eltern gaben darauf das Geld einem Armen und nachher ist das Kind nicht wieder gesehen worden.

155.

Die Brautschau.

Es war ein junger Hirte, der wollte gern heirathen und kannte drei Schwestern, davon war eine so schön wie die andere, daß ihm die Wahl schwer wurde und er sich nicht entschließen

konnte, einer davon den Vorzug zu geben. Da fragte er seine Mutter um Rath, die sprach: „lad alle dreie ein und setz ihnen Käs vor und hab acht, wie sie ihn anschneiden.“ Das that der Jüngling, die erste aber verschlang den Käs mit der Rinde, die zweite schnitt in der Hast die Rinde vom Käs ab, weil sie aber so hastig war, ließ sie noch viel Gutes daran und warf das mit weg; die dritte schälte ordentlich die Rinde ab, nicht zu viel und nicht zu wenig. Der Hirt erzählte das alles seiner Mutter, da sprach sie: „nimm die dritte zu deiner Frau.“ Das that er und lebte zufrieden und glücklich mit ihr.

156.

Die Schlickerlinge.

Es war einmal ein Mädchen, das war schön, aber faul und nachlässig. Wenn es spinnen sollte, so war es so verdrießlich, daß wenn ein kleiner Knoten im Flachs war, es gleich einen ganzen Haufen mit herausriß und neben sich zur Erde schlickerte. Nun hatte es ein Dienstmädchen, das war arbeitsam, suchte den weggeworfenen Flachs zusammen, reinigte ihn, spann ihn fein und ließ sich ein hübsches Kleid daraus weben. Als nun das faule Mädchen eine Braut war und die Hochzeit sollte gehalten werden, tanzte das fleißige in seinem schönen Kleide lustig herum, da sprach die Braut:

„ach wat kann dat Mäken springen
in minen Slickerlingen!“

Das hörte der Bräutigam und fragte die Braut, was sie damit sagen wolle. Da erzählte sie ihm, daß das Mädchen ein Kleid von dem Flachs trüge, den sie weggeworfen habe. Wie der Bräutigam das hörte, und ihre Faulheit und den Fleiß des armen Mädchens sah, ließ er sie stehen, ging zu jener und nahm sie zur Frau.

157.

Der Sperling und seine vier Kinder.

Ein Sperling hatte vier Junge in einem Schwalbennest; wie sie nun flück sind, stoßen böse Buben das Nest ein; sie kommen aber alle glücklich in Windbraus davon. Nun ist dem Alten leid, weil seine Söhne in die Welt kommen, daß er sie nicht vor allerlei Gefahr erst verwarnet und ihnen gute Lehren fürgesagt habe.

Aufn Herbst kommen in einem Weizenacker viel Sperlinge zusammen, allda trifft der Alte seine vier Jungen an, die führt er voll Freuden mit sich heim: „ach, meine lieben Söhne, was habt ihr mir den Sommer über Sorge gemacht, dieweil ihr ohne meine Lehre in Winde kamet; höret meine Worte, und folget eurem Vater, und sehet euch wohl vor; kleine Vöglein haben große Gefährlichkeit auszustehn!“ Darauf fraget er den ältern, wo er sich den Sommer über aufgehalten, und wie er sich ernährt hätte. „Ich habe mich in den Gärten gehalten, Räuplein und Würmlein gesucht, bis die Kirschen reif wurden.“ — „Ach! mein Sohn, sagte der Vater, die Schnabelweid ist nicht bös, aber es ist große

Gefahr dabei, darum habe forthin deiner wohl Acht und sonderlich wenn Leut in Gärten umher gehn, die lange, grüne Stangen tragen, die inwendig hohl sind und oben ein Löchlein haben." — „Ja, mein Vater, wenn denn ein grün Blättlein aufs Löchlein mit Wachs geklebt wäre?" spricht der Sohn. — „Wo hast du das gesehn?" — „In eines Kaufmanns Garten," sagt der Junge. — „O! mein Sohn, spricht der Vater, Kaufleut, geschwinde Leut! bist du um die Weltkinder gewesen, so hast du Weltgeschmeidigkeit genug gelernt, siehe und brauchs nur recht wohl, und trau dir nicht zu viel."

Darauf befragt er den andern: „wo hast du dein Wesen gehabt?" — „Zu Hofe," spricht der Sohn. — „Sperling und alberne Vöglein dienen nicht an diesem Ort, da viel Gold, Sammet, Seiden, Wehr, Harnisch, Sperber, Kautzen und Blaufüß sind, halt dich zum Roßstall, da man den Hafer schwingt, oder wo man drischet, so kann dirs Glück mit gutem Fried auch dein täglich Körnlein bescheeren." — „Ja Vater, sagt dieser Sohn, wenn aber die Stalljungen Hebritzen machen und ihr Maschen und Schlingen ins Stroh binden, da bleibt auch mancher behenken." — „Wo hast du das gesehn?" sagte der Alte. — „Zu Hof, beim Roßbuben." — „O! mein Sohn, Hofbuben, böse Buben! bist du zu Hof und um die Herren gewesen, und hast keine Federn da gelassen, so hast du ziemlich gelernet, du wirst dich in der Welt wohl wissen auszureißen, doch siehe dich um und aufs die Wölfe fressen auch oft die gescheidten Händlein."

Der Vater nimmt den dritten auch vor sich: „wo hast du dein Heil versucht?“ — „Auf den Fahrwegen und Landstraßen hab ich Kübel und Seil eingeworfen und da bisweilen ein Körnlein oder Gräuplein angetroffen.“ — „Dies ist ja, sagt der Vater, eine feine Nahrung, aber merk gleich wohl auf die Schanz, und siehe fleißig auf, sonderlich wenn sich einer bücket, und einen Stein aufheben will, da ist dir nicht lang zu bleiben.“ — „Wahr ists, sagt der Sohn; wenn aber einer zuvor einen Wand- oder Handstein im Busen oder Tasche trüge?“ — „Wo hast du dies gesehn?“ — „Bei'n Bergleuten, lieber Vater, wenn sie ausfahren führen sie gemeinlich Handstein bei sich.“ — „Bergleut, Werkleut, anschlägige Leut, bist du um Bergbuschen gewesen, so hast du was gesehen und erfahren.

Fahr hin und nimm deiner Sachen gleichwohl gut Acht,
Bergbuben haben manchen Sperling *mit Kobold umbracht.*“

Endlich kommt der Vater an jüngsten Sohn: „du mein liebes Gackennestle, du wareſt allzeit der alberſt und schwächeſt, bleib du bei mir, die Welt hat viel grober und böser Vögel, die krumme Schnäbel und lange Krallen haben, und nur auf arme Vöglein lauern und sie verschlucken, halt dich zu deinesgleichen und lies die Spinnlein und Räuplein von den Bäumen oder Häuslein, so bleibst du lang zufrieden.“ — „Du, mein lieber Vater, wer sich nährt ohn' ander Leut Schaden, der kommt lang hin, und kein Sperber, Habicht, Aar oder Weih wird ihm nicht schaden, wenn er zumal sich und seine ehrliche Nahrung dem lieben Gott all Abend und Morgen treulich befiehlt, welcher aller Wald- und Dorfvög-

lein Schöpfer und Erhalter ist, der auch der jungen Räblein Geschrei und Gebet höret, denn ohne seinen Willen fällt auch kein Sperling oder Schneeklünglein auf die Erde." — „Wo hast du dies gelernt?" — Antwortet der Sohn: „wie mich der große Windbraus von dir wegriß, kam ich in ein Kirch, da las ich den Sommer die Fliegen und Spinnen von den Fenstern ab, und höret diese Sprüch predigen, da hat mich der Vater aller Sperlinge den Sommer über ernährt und behütet vor allem Unglück und grimmigen Vögeln" — „Traun! mein lieber Sohn, fleuchst du in die Kirchen und hilfest Spinnen und die sumsenden Fliegen aufräumen, und zirpst zu Gott, wie die jungen Räblein, und befiehlst dich dem ewigen Schöpfer, so wirst du wohl bleiben, und wenn die ganze Welt voll wilder tückischer Vögel wäre.

Denn wer dem Herrn befiehlt seine Sach,
Schweigt, leidet, wartet, betet, braucht Glimpf, thut gemach,
Bewahret Glaub und gut Gewissen rein,
Dem will Gott Schutz und Helfer seyn."

158.

Das Märchen vom Schlauraffenland.

In der Schlauraffenzeit da ging ich und sah an einem kleinen Seidenfaden hing Rom und der Kateran, und ein fußloser Mann der überlief ein schnelles Pferd, und ein bitterscharfes Schwert das durchhieb eine Brücke; da sah ich einen jungen Esel mit einer silbernen Nase der jug hinter zwei schnellen Hasen her, und eine

Linde, die war breit, auf der wuchsen heiße Fladen, da sah ich eine alte dürre Geis, trug wohl hundert Fuder Schmalzes an ihrem Leibe und sechzig Fuder Salzes. Ist das nicht gelogen genug? Da sah ich zackern einen Pflug, ohne Roß und Rinder, und ein jähriges Kind warf vier Mühlensteine von Regensburg bis nach Trier und von Trier hinein in Strasburg; und ein Habicht schwamm über den Rhein, das that er mit vollem Recht, da hört' ich Fische mit einander Lärm anfangen, daß es in den Himmel hinauf scholl, und ein süßer Honig floß wie Wasser von einem tiefen Thal auf einen hohen Berg, das waren seltsame Geschichten. Da waren zwei Krähen, mähten eine Wiese, und ich sah zwei Mücken an einer Brücke bauen, und zwei Tauben zerrupften einen Wolf, zwei Kinder die wurfen zwei Zicklein, aber zwei Frösche droschen mit einander Getreid aus. Da sah ich zwei Mäuse einen Bischof weihen, zwei Katzen, die einem Bären die Zunge auskratzten. Da kam eine Schnecke gerennt und erschlug zwei wilde Löwen, da stand ein Bartscheerer, schor einer Frauen ihren Bart ab, und zwei säugende Kinder hießen ihrer Mutter stillschweigen. Da sah' ich zwei Windhunde, brachten eine Mühle aus dem Wasser getragen und eine alte Schindmähre stand dabei, die sprach: es wäre Recht. Und im Hof standen vier Rosse, die droschen Korn aus allen Kräften, und zwei Ziegen, die den Ofen heizten und eine rothe Kuh schoß das Brot in den Ofen. Da krähte ein Huhn: kikeriki! das Mährchen ist ausverzählt kikeriki!

159.

Das Dietmarſiſche Lügen-Märchen.

Ich will euch etwas erzählen: ich ſah zwei gebratene Hühner fliegen, flogen ſchnell und hatten die Bäuche gen Himmel gekehrt, die Rücken nach der Hölle, und ein Amboß und ein Mühlſtein die ſchwammen über den Rhein, fein langſam und leiſe, und ein Froſch ſaß und fraß eine Pflugſchaar zu Pfingſten auf dem Eis; da waren drei Kerls, wollten einen Haſen fangen, gingen auf Krücken und Stelzen, der eine war taub, der zweite blind, der dritte ſtumm und der vierte konnte keinen Fuß rühren. Wollt ihr wiſſen, wie das geſchah? Der Blinde der ſah zuerſt den Haſen über Feld traben, der Stumme der rief dem Lahmen zu, und der Lahme faßte ihn beim Kragen. Etliche die wollten zu Land ſegeln und ſpannten die Segel im Wind, und ſchifften über große Aecker hin, da ſegelten ſie über einen hohen Berg, da mußten ſie elendig verſaufen. Ein Krebs jagte einen Haſen in die Flucht, und hoch auf dem Dach lag eine Kuh, die war hinauf geſtiegen; in dem Land ſind die Fliegen ſo groß, als hier zu Land die Ziegen.

160.

Räthſel-Märchen.

Drei Frauen waren verwandelt in Blumen, die auf dem Felde ſtanden, doch deren eine durft' des Nachts in ihrem Hauſe ſeyn. Da ſprach ſie auf eine Zeit zu ihrem Mann, als ſich der Tag nahete und

sie wiederum zu ihren Gespielen auf das Feld gehen und eine Blume werden mußt: „so du heute Vormittag kommst und mich abbrichst, werd' ich erlöst und fürter bei dir bleiben;" als dann auch geschahe. Nun ist die Frage, wie sie ihr Mann erkannt habe, so die Blumen ganz gleich und ohne Unterschied waren? Antwort: dieweil sie die Nacht in ihrem Haus und nicht auf dem Feld war, fiel der Thau nicht auf sie, als auf die andern zwei, darbei sie der Mann erkannte.

161.

Der goldene Schlüssel.

Zur Winterszeit, als einmal ein tiefer Schnee lag, mußte ein armer Junge hinausgehen und Holz auf einem Schlitten holen. Wie er es nun zusammengesucht und aufgeladen hatte, wollte er, weil er so erfroren war, noch nicht nach Haus gehen, sondern erst Feuer anmachen und sich ein Bischen wärmen. Da scharrte er den Schnee weg, und wie er so den Erdboden aufräumte, fand er einen goldnen Schlüssel. Nun glaubte er, wo der Schlüssel wäre, müßte auch das Schloß dazu seyn, grub weiter und fand ein eisernes Kästchen; ei, dachte er, wenn der Schlüssel nur paßt! es sind gewiß wunderbare und köstliche Sachen darin! Er suchte, aber es war kein Schlüsselloch da, endlich fand er doch noch ein ganz kleines, und versuchte, und der Schlüssel paßte genau, da drehte er ihn einmal herum, und nun müssen wir warten, bis er vollends aufgeschlossen hat, dann werden wir sehen, was darin liegt.

Kinder-Legenden.

1.

Der heilige Joseph im Walde.

Es war einmal eine Mutter die hatte drei Töchter, davon war die älteste unartig und bös, die zweite schon viel besser, obgleich sie auch ihre Fehler hatte, die jüngste aber war ein frommes, gutes Kind. Die Mutter war aber so unnatürlich, daß sie gerade die älteste Tochter am liebsten hatte und die jüngste nicht leiden konnte. Daher schickte sie das arme Mädchen oft hinaus in einen großen Wald um es sich vom Hals zu schaffen, denn sie dachte, es würde sich verirren und nimmermehr wieder kommen. Aber der Schutzengel, den jedes fromme Kind hat, verließ es nicht, sondern brachte es immer wieder auf den rechten Weg. Indessen doch einmal, konnte es sich gar nicht wieder aus dem Walde herausfinden und das Schutzenglein that auch, als wenn es nicht bei der Hand wäre. Das Kind ging immer fort, bis es Abend war, da sah es in der Ferne ein Lichtchen brennen, auf das lief es zu, und kam vor eine kleine Hütte. Es klopfte an, die Thüre ging auf und es gelangte zu einer zweiten Thüre, da klopfte es wieder an. Ein alter Mann, der einen weißen Bart hatte und sehr ehrwürdig aussah, machte ihm auf, und das war

niemand anders als der heilige Joseph. Er sprach ganz freundlich: „komm, liebes Kind, setz dich ans Feuer auf mein Stühlchen und wärm dich, ich will dir klar Wässerchen holen, wenn du Durst hast; zu essen aber hab ich hier im Walde nichts für dich, als ein paar Würzelcher, die mußt du dir erst schaben und kochen.“ D. reichte ihm der heil. Joseph die Wurzeln; das Mädchen schrappte sie säubertich ab, dann holte es ein Stückchen Pfannkuchen und 's Brot das ihm seine Mutter mitgegeben hatte, und that alles ammen in einem Kesselchen bei's Feuer und kochte sich ein Mus. das fertig war, sprach der heil. Joseph: „ich bin so hungrig, e etwas von deinem Essen.“ Da gab ihm das Kind gleich gab ihm mehr als es für sich behielt, doch war Gottes Se gen dabei, daß es satt wurde. Als sie nun gegessen hatten, sprach der heil. Joseph: „nun wollen wir zu Bett gehen, ich habe aber nur ein Bett, leg du dich hinein, ich will mich ins Stroh auf die Erde legen.“ „Nein, antwortete es, bleib du nur in deinem Bett, für mich ist das Stroh weich genug.“ Der heil. Joseph aber nahm das Kind auf den Arm und trug es ins Bettchen, da that es sein Gebet und schlief ein. Am andern Morgen als es aufwachte, wollte es dem heil. Joseph guten Morgen sagen, aber es sah ihn nicht. Da stand es auf und suchte ihn, konnte ihn aber in keiner Ecke finden; endlich gewahrte es hinter der Thüre einen Sack mit Geld, so schwer, als es ihn nur tragen konnte, darauf stand geschrieben, das wäre für das Kind, das heute Nacht hier geschlafen hätte. Da nahm es den Sack und sprang damit fort und kam auch glücklich zu seiner Mutter, und weil es ihr

alle das Geld schenkte, so konnte sie nicht anders, sie mußte mit ihm zufrieden seyn.

Am folgenden Tag bekam das zweite Kind auch Lust in den Wald zu gehen. Die Mutter gab ihm ein viel größer Stück Pfannkuchen und Brot mit. Es erging ihm nun gerade, wie dem ersten Kinde. Abends kam es in das Hüttchen des heil. Joseph, der ihm Wurzeln zu einem Mus reichte. Als das fertig war, sprach er gleichfalls zu ihm: „ich bin so hungerig, gib mir etwas von deinem Essen. Da antwortete das Kind: „iß als mit." Als ihm darnach der heil. Joseph sein Bett anbietet und sich aufs Stroh legen will, antwortet es: „nein, leg dich als mit ins Bett, wir haben ja beide wohl Platz darin." Der heil. Joseph nahm es auf den Arm und legte es ins Bettchen und legte sich ins Stroh. Morgens, als das Kind aufwachte und den heil. Joseph suchte, war er verschwunden, aber hinter der Thüre fand es ein Säckchen mit Geld, das war händelang und darauf war geschrieben, es wäre für das Kind, das heute Nacht hier geschlafen hätte. Da nahm es das Säckchen und lief damit heim und brachte es seiner Mutter, doch behielt es heimlich davon für sich.

Nun war die älteste Tochter neugierig geworden und wollte den folgenden Morgen auch hinaus in den Wald. Die Mutter gab ihr Pfannkuchen mit, so viel sie wollte, Brot und auch Käse dazu. Abends fand sie den heil. Joseph in seinem Hüttchen gerade so wie ihn die zwei andern gefunden hatten. Als das Mus fertig war, und der heil. Joseph sprach: „ich bin so hungerig, gib mir etwas von deinem Essen," antwortete das Mädchen: „warte,

bis ich satt bin, was ich dann über lasse, das sollst du haben.“ Es aß aber beinah alles auf, und der heil. Joseph mußte das Schüsselchen ausschrappen. Der gute Alte bot ihm hernach sein Bett an und wollte auf dem Stroh liegen, das nahm es ohne Widerrede an, legte sich in das Bettchen und ließ dem Greis das harte Stroh. Am andern Morgen, wie es aufwachte, war der heil. Joseph nicht zu finden, doch darüber machte es sich keine Sorgen; es suchte hinter der Thüre nach einem Geldsack. Es däuchte ihm, es läge etwas auf der Erde, doch weil es nicht recht unterscheiden konnte, was es war, bückte es sich und stieß mit seiner Nase daran. Aber es blieb an der Nase hangen, und wie es sich aufrichtete, sah es zu seinem Schrecken, daß es noch eine zweite Nase war, die an der seinen festhing. Es fing an zu schreien und zu heulen, aber das half nichts, es mußte immer auf seine Nase sehen, wie die so weit hinausstand. Da lief es in einem Geschrei fort, bis es dem heil. Joseph begegnete, dem fiel es zu Füßen und bat so lange, bis er aus Mitleid ihm die Nase wieder abnahm und noch zwei Pfennige schenkte. Als es daheim ankam, stand vor der Thüre seine Mutter und fragte: „was hast du geschenkt kriegt?“ Da log es und antwortete: „einen großen Sack voll Gelds, aber ich habe ihn unterwegs verloren.“ „Verloren! rief die Mutter, o den wollen wir schon wieder finden;“ nahm es bei der Hand und wollte mit ihm suchen. Zuerst fing es an zu weinen und wollte nicht mit gehen, endlich aber ging es mit, doch auf dem Wege kamen so viele Eidechsen und Schlangen auf sie beide los, daß sie sich nicht zu retten wußten; die

stachen auch endlich das böse Kind todt und die Mutter in den Fuß, weil sie es nicht besser erzogen hatte.

2.

Die zwölf Apostel.

Es war dreihundert Jahr vor des Herrn Christi Geburt, da lebte eine Mutter, die hatte zwölf Söhne, war aber so arm und dürftig, daß sie nicht wußte, womit sie ihnen das Leben länger erhalten sollte. Sie betete aber täglich zu Gott, er möchte doch geben, daß alle ihre Söhne mit dem verheißenen Heiland auf Erden zusammen wären. Als nun ihre Noth immer größer ward, schickte sie einen nach dem andern in die Welt, um sich ihr Brot zu suchen. Der älteste hieß Petrus, der ging aus und war schon weit gegangen, eine ganze Tagereise, da gerieth er in einen großen Wald. Er suchte einen Ausweg, konnte aber keinen finden, und verirrte sich immer tiefer; dabei empfand er so großen Hunger, daß er sich kaum aufrecht erhalten konnte. Endlich ward er so schwach, daß er liegen bleiben mußte und glaubte dem Tode nahe zu seyn. Da stand auf einmal neben ihm ein kleiner Knabe, der glänzte und war so schön und freundlich wie ein Engel. Das Kind schlug seine Händchen zusammen, daß er aufschauen und es anblicken mußte. Da sprach es: „warum sitzest du da so betrübt?“ „Ach! antwortete Petrus, ich gehe umher in der Welt und suche mein Brot, damit ich noch den verheißenen lieben Heiland sehe; das ist mein größter Wunsch!“ Das Kind sprach:

„komm mit mir, so soll dein Wunsch erfüllt werden.“ Und nahm den Petrus an der Hand und führte ihn zu einer Höhle. Wie sie hineinkamen, so blitzte alles von Gold, Silber und Kristall, und in der Mitte standen zwölf Wiegen neben einander. Da sprach das Englein: „lege dich in die erste und schlaf ein wenig; ich will dich wiegen.“ Das that Petrus, und das Englein sang ihm und wiegte ihn so lange, bis er eingeschlafen war.“ Und wie er schlief, kam der zweite Bruder, den auch sein Schutzengelein herein führte und wurde auch in den Schlaf gewiegt, und so kamen die andern nach der Reihe, bis alle zwölfe da lagen in den goldenen Wiegen und schliefen. Sie schliefen aber dreihundert Jahre, bis in der Nacht, worin der Weltheiland geboren wurde. Da erwachten sie auch und waren mit ihm auf Erden und wurden die zwölf Apostel genannt.

3.

Die Rose.

Et was mal eine arme Frugge, de habbe twei Kinner; dat jungeste moste olle Dage in en Wald gohn un langen (holen) Holt. Asset nu mal ganz wiet söken geit, kam so en klein Kind, dat was awerst ganz wacker, to em un holp (half) flietig Holt lesen un drog et auk bis für dat Hus; dann was et awerst, eh en Augenschlägsten (Augenblick) verginк, verswunnen. Dat Kind vertelde et siner Moder, de wul et awerst nig glöven. Up et lest brachte et en Rause (Rose) mit un vertelde, dat schöne Kind

hädde em beise Rause gieven un hädde em sägt, wenn de Rause upblöhet wär, dann wull et wier kummen. De Moder stellde dei Rause in't Water. Einen Morgen kam dat Kind gar nig ut dem Bedde, de Moder gink to dem Bedde hen, un fund dat Kind daude (todt); et lag awerst ganz anmotik. Un de Rause was den sulstigen Morgen upblöhet.

4.

Armuth und Demuth führen zum Himmel.

Es war einmal ein Königssohn, der ging hinaus in das Feld und war nachdenklich und traurig. Er sah den Himmel an, der war so schön rein und blau, da seufzte er und sprach: „wie wohl muß es einem erst da oben im Himmel seyn!" Da erblickte er einen greisen, armen Mann, der des Weges daher kam und redete ihn an und fragte: „wie kann ich wohl in den Himmel kommen?" Der Mann antwortete: „durch Armuth und Demuth! Leg an meine zerrissenen Kleider, wandere sieben Jahre in der Welt und lerne ihr Elend kennen; nimm kein Geld, sondern wenn du hungerst bitte mitleidige Herzen um ein Stückchen Brot, so wirst du dich dem Himmel nähern." Da zog der Königssohn seinen prächtigen Rock aus und hing dafür das Bettergewand um, ging hinaus in die weite Welt und duldete großes Elend. Er nahm nichts als ein wenig Essen, sprach nichts, sondern betete zu dem Herrn, daß er ihn einmal in seinen Himmel aufnehmen wolle. Als die sieben Jahre herum waren, da kam er

wieder an seines Vaters Schloß, aber niemand erkannte ihn. Er sprach zu den Dienern: „geht und sagt meinen Eltern, daß ich wiedergekommen bin;“ aber die Diener glaubten es nicht, lachten und ließen ihn stehen. Da sprach er: „geht und sagts meinen Brüdern, daß sie herab kommen, ich möchte sie so gerne wieder sehen.“ Sie wollten auch nicht, bis endlich einer darunter hinging und es den Königskindern sagte, aber diese glaubten es nicht und bekümmerten sich nicht darum. Da schrieb er einen Brief an seine Mutter und beschrieb ihr darin all sein Elend, aber er sagte nicht, daß er ihr Sohn wäre. Da ließ ihm die Königin aus Mitleid einen Platz unter der Treppe anweisen und ihm täglich durch zwei Diener Essen bringen. Aber der eine war bös und sprach: „was soll dem Bettler das gute Essen!“ behielts für sich oder gabs den Hunden und brachte dem Schwachen, Abgezehrten nur Wasser; doch der andere war ehrlich und brachte ihm was er für ihn bekam. Es war wenig, doch konnte er davon eine Zeit lang leben; dabei war er ganz geduldig, bis er immer schwächer ward. Als aber seine Krankheit zunahm, da begehrte er das heil. Abendmahl zu empfangen. Wie es nun unter der halben Messe ist, fangen von selbst alle Glocken in der Stadt und in der Gegend an zu läuten. Der Geistliche geht nach der Messe zu dem armen Mann unter der Treppe, so liegt er da todt, in der einen Hand eine Rose, in der andern eine Lilie und neben ihm ein Papier, darauf steht seine Geschichte aufgeschrieben.

Als er begraben war, wuchs auf der einen Seite des Grabs eine Rose, auf der andern eine Lilie heraus.

5.

Gottes Speiſe.

Es waren einmal zwei Schweſtern, die eine hatte keine Kinder und war reich, die andere hatte fünf Kinder und war eine Wittwe und war ſo arm, daß ſie nicht mehr Brot genug hatte, ſich und ihre Kinder zu ſättigen. Da ging ſie in der Noth zu ihrer Schweſter und ſprach: „meine Kinder leiden mit mir den größten Hunger, du biſt reich, gib mir doch ein Bischen Brot.“ Die ſteinreiche war auch ſteinhart, ſprach: „ich habe ſelbſt nichts in meinem Hauſe,“ und wies die arme mit böſen Worten fort. Nach einiger Zeit kam der Mann der reichen Schweſter heim und wollte ſich ein Stück Brot ſchneiden, wie er aber den erſten Schnitt in den Laib that, floß das rothe Blut heraus. Als die Frau das ſah, erſchrak ſie und erzählte ihm, was geſchehen war. Er eilte hin und wollte helfen, wie er aber in die Stube der Wittwe trat, ſo fand er ſie betend; die beiden jüngſten Kinder hatte ſie auf den Armen, die drei älteſten lagen da und waren geſtorben. Er bot ihr Speiſe an, aber ſie antwortete: „nach irdiſcher Speiſe verlangen wir nicht mehr; drei hat Gott ſchon geſättigt, unſer Flehen wird er auch erhören.“ Kaum hatte ſie dieſe Worte ausgeſprochen, ſo thaten die beiden Kleinen ihren letzten Athemzug und darauf brach ihr auch das Herz und ſie ſank todt nieder.

6.

Die drei grünen Zweige.

Es war einmal ein Einsiedler, der lebte in einem Walde, an dem Fuße eines Berges und brachte seine Zeit in Gebet und guten Werken zu, und jeden Abend trug er noch zur Ehre Gottes ein paar Eimer Wasser den Berg hinauf. Manches Thier hat er damit getränkt und manche Pflanze damit erquickt, denn auf den Anhöhen weht beständig ein harter Wind, der die Luft und die Erde austrocknet, und die wilden Vögel, die vor den Menschen scheuen, kreisen dann hoch und suchen mit ihren scharfen Augen nach einem Trunk. Und weil der Einsiedler so fromm war, so ging ein Engel Gottes seinen Augen sichtbar mit ihm hinauf, zählte seine Schritte und brachte ihm, wenn die Arbeit vollendet war, sein Essen, so wie jener Prophet auf Gottes Geheiß von den Raben gespeiset wurde. Als der Einsiedler in seiner Frömmigkeit schon zu einem hohen Alter gekommen war, da trug es sich zu, daß er einmal von weitem sah, wie ein armer Sünder zum Galgen geführt wurde und er zu sich selber sprach: „jetzt widerfährt diesem sein Recht!" Abends, als er das Wasser den Berg hinauftrug, erschien der Engel nicht, der ihn sonst begleitete und brachte ihm auch nicht seine Speise. Da erschrak er, prüfte sein Herz und bedachte, womit er wohl könnte gesündigt haben, weil Gott also zürne; aber er wußte es nicht. Da aß und trank er nicht, warf sich nieder auf die Erde und betete Tag und Nacht. Und als er einmal in dem Walde so recht bitterlich weinte, hörte

er ein Vöglein, das ſang ſo ſchön und herrlich, da ward er noch betrübter und ſprach: „wie ſingſt du ſo fröhlich! dir zürnt der Herr nicht; ach, wenn du mir ſagen könnteſt, womit ich ihn beleidigt habe, damit ich Buße thäte und mein Herz auch wieder fröhlich würde!“ Da fing das Vöglein an zu ſprechen und ſagte zu ihm: „du haſt unrecht gethan, weil du einen armen Sünder verdammt haſt, der zum Galgen geführt wurde, darum zürnt dir der Herr; doch wenn du Buße thun und deine Sünde bereuen willſt, ſo wird er dir verzeihen.“ Da ſtand der Engel neben ihm und hatte einen trockenen Aſt in der Hand und ſprach: „dieſen trockenen Aſt ſollſt du ſo lange tragen, bis drei grüne Zweige aus ihm hervorſprießen, und Nachts, wenn du ſchlafen willſt, ſollſt du ihn unter dein Haupt legen. Dein Brot ſollſt du dir an den Thüren erbitten und in demſelben Hauſe nicht länger als eine Nacht verweilen. Das iſt die Buße, die dir der Herr auflegt.“

Da nahm der Einſiedler das Stück Holz und ging in die Welt zurück, die er ſo lange nicht geſehen hatte. Er aß und trank nichts, als was man ihm an den Thüren reichte, manche Bitte aber ward nicht gehört und manche Thüre blieb ihm verſchloſſen, alſo daß er oft ganze Tage lang keinen Krumen Brot bekam. Einmal war er vom Morgen bis Abend von Thüre zu Thüre gegangen; niemand hatte ihm etwas gegeben, niemand wollte ihn die Nacht beherbergen, da ging er hinaus in einen Wald und fand endlich eine angebaute Höhle und eine alte Frau ſaß darin. Da ſprach er: „gute Frau, behaltet mich dieſe Nacht in euerm Hauſe.“ Aber ſie antwortete: „nein, ich darf nicht,

wenn ich auch wollte. Ich habe drei Söhne, die sind bös und wild, wenn sie von ihrem Raubzug heim kommen und finden euch, so würden sie uns beide umbringen." Da sprach der Einsiedler: „laßt mich nur bleiben, sie werden euch und mir nichts thun" und die Frau war mitleidig und ließ sich bewegen. Da legte sich der Mann unter die Treppe und das Stück Holz unter seinen Kopf. Wie die Alte das sah, fragte sie nach der Ursache, da erzählte er ihr, daß er es zur Buße mit sich herum trage und Nachts zu seinem Kissen brauche. Er habe den Herrn beleidigt, denn als er einen armen Sünder auf dem Gang nach dem Gericht gesehen, habe er gesagt, diesem widerfahre sein Recht. Da fing die Frau an zu weinen und rief: „ach, wenn der Herr ein einziges Wort also bestraft, wie wird es meinen Söhnen ergehen, wenn sie vor ihm im Gericht erscheinen."

Um Mitternacht kamen die Räuber heim, lärmten und tobten. Sie zündeten ein Feuer an und als das die Höhle erleuchtete und sie einen Mann unter der Treppe liegen sahen, geriethen sie in Zorn und schrien ihre Mutter an: „wer ist der Mann, haben wirs nicht verboten irgend jemand aufzunehmen?" Da sprach die Mutter: „laßt ihn, es ist ein armer Sünder der seine Schuld büßt." Die Räuber fragten was er gethan, und riefen: „Alter, erzähl uns deine Sünden!" Der Alte erhob sich und sagte ihnen, wie er mit einem einzigen Wort schon so gesündigt habe, daß Gott ihm zürne, und er für diese Schuld jetzt büße. Den Räubern ward von seiner Erzählung das Herz so gewaltig gerührt, daß sie über ihr bisheriges Leben erschraken, in sich gingen und mit herzlicher Reue ihre

Buße begannen. Der Einsiedler, nachdem er die drei Sünder bekehrt, legte sich wieder nieder. Am Morgen aber fand man ihn todt, und aus dem trocknen Holz, auf welchem sein Haupt lag, waren drei grüne Zweige hoch empor gewachsen. Also hatte ihn der Herr wieder in Gnaden zu sich aufgenommen.

7.

Mutter-Gottes-Gläschen.

Es hatte einmal ein Fuhrmann seinen Karren, der schwer mit Wein beladen war, festgefahren, so daß er ihn trotz aller Mühe nicht wieder losbringen konnte. Nun kam gerade die Mutter Gottes des Weges daher und als sie die Noth des armen Mannes sah, sprach sie zu ihm: „ich bin müd und voll Durst, gib mir ein Glas Wein, und ich will deinen Wagen dir frei machen.“ „Gerne, antwortete der Fuhrmann, aber ich habe kein Glas, worin ich dir den Wein geben könnte.“ Da brach die Mutter Gottes ein weißes Blümchen mit rothen Streifen, das Feldwinde heißt, ab, und das einem Glase sehr ähnlich sieht und reichte es dem Fuhrmann. Der füllte es mit Wein und die Mutter Gottes trank ihn und in dem Augenblick war der Wagen auch los. Das Blümchen heißt noch immer Mutter-Gottes-Gläschen.

8.

Das alte Mütterchen.

Es war in einer großen Stadt ein altes Mütterchen, das saß Abends allein in seiner Kammer; es dachte so darüber nach, wie es

erst den Mann, dann die beiden Kinder, nach und nach alle Verwandte, endlich heute auch noch den letzten Freund verloren hätte, und nun ganz allein und verlassen wäre. Da ward es in tiefstem Herzen traurig, und vor allem schwer war ihm der Verlust der beiden Söhne, daß es in seinem Schmerz Gott darüber anklagte. So saß es still und in sich versunken, als es auf einmal zur Frühkirche läuten hörte und sich wunderte, daß es die ganze Nacht also in Leid zugebracht. Es zündete seine Leuchte an und ging zur Kirche; bei seiner Ankunft war sie schon hell, aber nicht, wie gewöhnlich, von Kerzen, sondern von einem dämmernden Lichte. Sie war auch schon angefüllt mit Menschen und alle Plätze besetzt, und als es zu seinem gewöhnlichen Sitz kam, war der auch nicht mehr ledig, sondern die ganze Bank gedrängt voll. Und wie es die Leute ansah, so waren es lauter verstorbene Verwandten, die saßen da in ihren altmodischen Kleidern, aber mit blassem Angesicht. Sie sprachen auch nicht und sangen nicht, es ging aber ein leises Summen und Wehen durch die Kirche. Da stand eine Muhme auf, trat vor und sprach zu dem Mütterlein: „dort sieh nach dem Altar, da wirst du deine Söhne sehen.“ Die Alte blickte hin und sah ihre beiden Kinder, der eine hing am Galgen, der andere war auf ein Rad geflochten. Da sprach die Muhme: „siehst du, so wär es ihnen ergangen, wären sie im Leben geblieben, und hätte sie Gott nicht als unschuldige Kinder zu sich genommen.“ Die Alte ging zitternd nach Haus und dankte Gott auf den Knieen, daß er es besser mit ihr gemacht, als sie es hätte begreifen können; und am dritten Tag legte sie sich und

9.

Die himmliſche Hochzeit.

Es hörte einmal ein armer Bauernjunge in der Kirche, wie der Pfarrer ſprach: „wer da will ins Himmelreich kommen, muß immer gerad aus gehen.“ Da machte er ſich auf und ging immer zu, ganz gerade ohne abzuweichen, über Berg und Thal. Endlich führte ihn ſein Weg in eine große Stadt und mitten in die Kirche, wo eben Gottesdienſt gehalten wurde. Wie er nun all die Herrlichkeit ſah, meinte er, nun wäre er im Himmel angelangt, ſetzte ſich hin und war von Herzen froh. Als der Gottesdienſt vorbei war und der Küſter ihn hinausgehen hieß, antwortete er: „nein, ich gehe nicht wieder hinaus, ich bin froh, daß ich endlich im Himmel bin.“ Da ging der Küſter zum Pfarrer und ſagte ihm, es wäre ein Kind in der Kirche, das wolle nicht wieder heraus, weil es glaube, es wäre da im Himmelreich. Der Pfarrer ſprach: „wenn es das glaubt, ſo wollen wir es darin laſſen.“ Darauf ging er hin und fragte es, ob es auch Luſt hätte zu arbeiten? Ja, antwortete der Kleine, ans Arbeiten ſey er gewohnt, aber aus dem Himmel ginge er nicht wieder heraus. Nun blieb er in der Kirche, und als er ſah, wie die Leute zu dem Muttergottesbild mit dem Jeſuskind, das aus Holz geſchnitten war, kamen, knieten und beteten, dachte er, das iſt der liebe Gott und ſprach: „einmal, lieber Gott, was biſt du mager! gewiß laſſen dich die Leute hungern! ich will dir aber jeden Tag mein halbes Eſſen bringen.“ Von nun an brachte er dem Bilde jeden Tag die Hälfte

von seinem Essen, und das Bild fing auch an, Speise zu genieße
Wie ein paar Wochen herum waren, merkten die Leute, daß da
Bild zunahm, dick und stark ward und wunderten sich sehr. De
Pfarrer konnt es auch nicht begreifen, blieb in der Kirche und gin
dem Kleinen nach, da sah er, wie dieser sein Brot mit der Mu
ter Gottes theilte und diese es auch annahm.

Nach einiger Zeit wurde der Knabe krank und konnte ac
Tage lang nicht aus dem Bett, wie er aber wieder aufstehe
konnte, war sein erstes, daß er seine Speise der Mutter Gotte
brachte. Der Pfarrer ging ihm nach und hörte, wie er sprach
„lieber Gott, nimms nicht übel, daß ich dir so lange nichts ge
bracht; ich war aber krank und konnte nicht aufstehen." Da ant
wortete ihm das Bild und sprach: „ich habe deinen guten Wille
gesehen, das ist mir genug; nächsten Sonntag sollst du mit mi
auf die Hochzeit kommen." Der Knabe freute sich da und sagt
es dem Pfarrer, der bat ihn hinzugehen und das Bild zu fragen
ob er auch dürfe mitkommen. „Nein, antwortete das Bild, d
allein." Der Pfarrer wollte ihn erst vorbereiten und ihm da
Abendmahl geben; das war der Knabe zufrieden, und nächste
Sonntag, wies Abendmahl an ihn kam, fiel er um und war tod
und war zur ewigen Hochzeit.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Kinder- und Haus-Märchen.

Gesammelt durch die Brüder Grimm

Dritter Band.

Zweite vermehrte und verbesserte Auflage.

Berlin 1822. bei G. Reimer.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede.

Die Anmerkungen zu den einzelnen Märchen nennen zuvörderst die Gegenden, wo wir aus mündlicher Ueberlieferung geschöpft haben, und geben die Fälle ausdrücklich an, wo aus einer andern Erzählung etwas hereingenommen ist, oder wo zwei zusammengefügt sind. Eine eigentliche Vermischung hat nicht statt gefunden und das eingerückte kann leicht wieder abgesondert werden. Sodann sind die abweichenden Erzählungen selbst, im Ganzen so kurz als möglich, im Einzelnen oft so ausführlich als nöthig, mitgetheilt. Wer dabei über zu große Genauigkeit klagen oder diese Behandlung zu ernsthaft finden sollte, mag in einzelnen Fällen Recht haben; uns schien dieser Weg der beste, weil ein leichteres Anfassen, wozu es an Versuchung nicht fehlen konnte, doch nur einen geringen Vortheil gewährt hätte, in keinem Falle aber die rechte Freiheit, die der schaffende Dichter braucht und bei welcher der wissenschaftliche Zweck dieser Sammlung ganz würde verloren gegangen seyn.

Die Uebereinstimmung mit fremden, durch Zeit und Ort oft weit getrennten, Ueberlieferungen ist sorgfältig angezeigt, indem wir auf diesen Umstand, eben weil er nicht leicht zu erklären ist, wohl mit Recht Gewicht legen. Man wird hier und da eine unmittelbare Mittheilung vermuthen, vielleicht wahrscheinlich machen können, in den meisten Fällen jedoch nicht, und dann bleibt die Erscheinung unerklärt und nicht minder auffallend.

Die Hinweisungen und Winke über innern Gehalt und mythische Bedeutung darf niemand so verstehen, als gienge daraus jedesmal eine sichere, zweifellose Wahrheit hervor; manches ist nur angeführt, weil sich in der Folge der vermuthete Zusammenhang deutlicher ergeben könnte. Die Einleitung zum ersten Bande zeigt, wie wir wünschen, daß davon möge Gebrauch gemacht werden.

Die zusammengestellten Zeugnisse bestätigen das Daseyn der Märchen in verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Völkern, oder sie enthalten Urtheile über ihren Werth, die um so mehr Gewicht haben, als sie ohne Vorliebe, parteilos und gelegentlich, von Männern sind geäussert worden, welche sich einen freien und unbefangenen Blick bewahrt hatten.

Der Abschnitt, welcher die Litteratur aufstellt, darf sogar bei denen auf Beifall hoffen, die zu einer nähern Betrachtung der Sache selbst nicht Zeit finden. Hätten Vorarbeiten benutzt werden können, so würde er vielleicht vollständiger geworden seyn, wir mußten aber alles selbst aufsuchen und durchlesen. Das Verdienst bleibt ihm, den Pentameron des Basile, der sonst höchstens dem Titel nach ist aufgeführt worden, näher und seinem ganzen Inhalte nach bekannt zu machen.

Cassel den 4ten Januar 1822.

Inhalt.

	S.
Anmerkungen zu den einzelnen Märchen.	1.
Bruchstücke.	255.
Zeugnisse.	261.
Litteratur.	269.
A. Italien.	271.
a. Strapparola.	—
b. Pentameron des Basile.	276.
B. Frankreich.	371.
a. Gesta Romanorum.	—
b. Carl Perrault.	377.
c. Gräfin Aulnoy.	380.
d. Nachahmer.	385.
Gräfin Murat. Gräfin d'Auneuil. Preschac. Hamilton. Moncrif. Fräulein de la Force. Fräul. L'heritier. Les illustres fées. Graf Caylus. Nouveaux contes de fées. Frau von Beaumont.	
C. Spanien.	389.
D. England, Schottland und Ireland.	390.
Mabinogion.	—
Keating	391.
Cornwallisische Märchen. Von Jones und Lhuyd.	392.
Armoricanische Märchen der Marie de France.	394.
Sammlung des Benjam. Tabart.	396.
E. Dänemark und Schweden.	405.
Schwedische Märchen.	406.

S.

F. Deutschland. . . . . 409.
Musäus. (4.) Eschke. (10.) Albert Lud. Grimm. (11 u. 15.) Büsching. (12.) Contessa, Fouqué und Hoffmann. (14.) Solbrig (16.) E. M. Arndt. (17.) Carol. Stahl. (18.) J. A. C. Löhr (19.) Grote. (20.). M. Thieme. (22.) Lothar. (23.) P. Eberhardt. (24.) W. Gottschalk (26.) Franz Ziska. (27.)

G. Slawen. . . . . 421.
Serbische Märchen . . . . . —
Russische Märchen. v. Busse, Fürst Wladimir. . 427.
Böhmische Märchen. . . . . 428.
Sammlung von Gerle . . . . . —
A. W. Grieseï. . . . . 431.
Polnische Märchen. . . . . —

H. Ungarn. . . . . 432.
Georg von Gaal. . . . . —

I. Griechenland. . . . . 435.

K. Ueber den Orient. . . . . 437.
Arabische Märchen. Tausend und eine Nacht. . . —
Persische. . . . . 439.
Firdussi's Schahnameh. Tausend und ein Tag. Die drei Söhne Gjaffars. Tuhti Nameh. Nisami. Neh-Manzer. Bahar Danush.
Sieben weisen Meister. . . . . 440.
Rosenöhl von Hammer . . . . . —
Bidpai. . . . . —
Indisches Märchen. . . . . —
The relations of Sside Kur, tartarisch. . . —
Calmückische Märchen. Bergmann. . . —
Chinesisches Märchen. . . . . 441.
Japanisches. . . . . —

Anmerkungen

zu den

einzelnen Märchen.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

1.

Der Froschkönig oder der eiserne Heinrich.

Aus Hessen, wo es noch eine andere Erzählung gibt. Ein König hatte drei Töchter, und in seinem Hofe stand ein Brunnen mit schönem klaren Wasser. An einem heißen Sommertag ging die älteste hinab und schöpfte ein Glas voll heraus, wie sie es aber gegen die Sonne hielt, sah sie, daß es trüb war. Das däuchte ihr seltsam und sie wollte es wieder in den Brunnen schütten, da regte sich ein Frosch darin, streckte den Kopf hervor und sprang endlich auf den Brunnenrand, da sprach er aber zu ihr:

"wann du willst mein Schätzchen seyn,
will ich dir geben hell, hell Wässerlein!"

"Ei wer will der Schatz von einem garstigen Frosch seyn!" rief die Königstochter und sprang fort. Droben erzählte sie ihren Schwestern von dem wunderlichen Frosch, der im Brunnen sitze und das Wasser trübe. Da ward die zweite neugierig, ging hinunter und schöpfte sich ein Glas, das war auch so trüb, daß sie es nicht trinken wollte. Da saß der Frosch wieder auf dem Rand und sprach:

"wann du willst mein Schätzchen seyn,
will ich dir geben hell, hell Wässerlein".

"Das wär mir gelegen" rief die Königstochter und sprang fort. Endlich kam auch die dritte, Wasser zu schöpfen, aber es ging ihr damit nicht besser und der Frosch rief sie an:

"wann du willst mein Schätzchen seyn,
will ich dir geben hell, hell Wässerlein,

"Ja doch, antwortete sie lachend, ich will dein Schätzchen wohl seyn, schaff mir nur reines Wasser, das ich trinken kann!" und dachte: was schadet es, du kannst ihm zu Gefallen das leicht sagen, ein dummer Frosch wird doch nimmermehr mein Schatz werden. Der Frosch aber war wieder in den Brunnen gesprungen und als die Königstochter zum zweitenmal schöpfte, da war das Wasser so klar, daß die Sonne ordentlich vor Freuden darin blinkte. Da trank sie sich satt und brachte ihren Schwestern noch ein Glas voll mit hinauf. "O, sprach sie, was seyd ihr so einfältig gewesen und habt euch vor dem Frosch gefürchtet". Nun dachte die Königstochter nicht weiter daran und legte sich vergnügt zu Bett. Und als sie ein Weilchen lag und noch nicht eingeschlafen war, hörte sie vor der Thüre ein Geräusch und darnach sang es:

"Mach mir auf! mach mir auf!
Königstochter jüngste!
weißt du nicht, wie du gesagt,
als ich in dem Brunnen saß,
du wolltest auch mein Schätzchen seyn,
gäb ich dir hell, hell Wässerlein".

"Ei! da ist ja mein Schatz, der Frosch, sagte das Königskind, nun, weil ich's ihm versprochen habe, so will ich ihm aufmachen". Also stand sie auf öffnete ihm ein Bischen die Thüre und legte sich wieder. Der Frosch hüpfte ihr nach und hüpfte endlich unten ins Bett zu ihren Füßen und blieb da liegen und als die Nacht vorüber war und der Morgen graute, sprang er wieder herunter und fort zur Thüre hinaus. Am andern Abend, als die Königstochter wieder im Bett lag, krabbelte es wieder vor der Thüre und sang das Sprüchlein, und sie machte wieder auf und der Frosch lag noch eine Nacht zu ihren Füßen. Am dritten Abend kam er wieder, da sprach sie: "das ist aber das letztemal, daß ich dir aufmache, in Zukunft geschiehts nicht mehr". Da sprang der Frosch unter ihr Kopfkissen und schlief ein. Und als sie am Morgen aufwachte und meinte der Frosch sollte wieder forthüpfen, da stand ein junger schöner Königssohn vor ihr und sagte, er wäre der bezaubert

Frosch gewesen, und sie hätte ihn erlöst, weil sie ihm versprochen, sein Schatz zu seyn. Da gingen sie beide zum König, der gab ihnen seinen Seegen und da ward eine prächtige Hochzeit gehalten; aber die zwei andern Schwestern ärgerten sich, daß sie den Frosch nicht zum Schatz genommen hatten. — In einer dritten Erzählung aus dem Paderbörnischen gibt der Königssohn, nachdem er aus der Froschgestalt erlöst ist, seiner Braut beim Abschied ein Tuch, worin sein Name roth geschrieben ist. Wenn der schwarz werde, so sey er todt oder ungetreu. Einmal sieht die Braut mit Leidwesen, daß er wirklich schwarz geworden ist. Da verkleidet sie sich mit ihren beiden Schwestern in Reuter und sucht den Königssohn auf und sie verdingen sich bei ihm. Man bekommt Verdacht gegen sie und streut Erbsen, denn wenn sie fielen und wären Mädchen so würden sie erschrecken, wären es Männer, so würden sie fluchen. Sie haben aber den Anschlag vernommen und wie sie über die Erbsen fallen, fluchen sie. Als hernach der Königssohn mit der falschen Braut wegreist, müssen die drei dem Wagen nachreiten. Unterwegs hört der Königssohn ein lautes Krachen und ruft: "halt der Wagen bricht" da ruft die rechte Braut hinter dem Wagen: "ach nein, es bricht ein Band von meinem Herzen". So kracht es noch zweimal und jedesmal bekommt er dieselbe Antwort. Da fällt ihm die rechte Braut wieder ein; er erkennt sie in dem Reuter und hält Hochzeit mit ihr.

Das Märchen gehört zu den ältesten in Deutschland, man kannte es unter dem Namen: von dem eisernen Heinrich, nach dem treuen Diener, der sein kummervolles Herz in eiserne Bande hatte legen lassen. Rollenhagen nennt es so unter den alten deutschen Hausmärlein: darauf bezieht sich auch, was Philander von Sittewald (III, 42) sagt: "dann ihr Herz stund in meiner Hand, fester als in ein eisern Band". Der Hauptsache nach lebt das Märchen auch in Schottland fort. In the complaynt of Scotland geschrieben 1548. wird unter andern alten Erzählungen the tale of the wolf of the warldis end genannt, das leider ganz verloren gegangen, (vielleicht die Sage vom nordischen Fenrir) ist. J. Leyden in s.

Ausg. des Complaynt (Edinb. 1801. S. 234. 35.) glaubt, daß es in verschiedene Lieder und Ammenmärchen zerstückt noch herumgehe, er habe Fragmente singen hören, worin der Brunnen von der Welt End (well of the warldis end) vorkomme und the well Absolom und the cald well sae weary beiße. Hieran schließt er nun unser Märchen an, wiewohl der Weltbrunnen recht gut in verschiedene Sagen eingreifen kann, und wir auch in dem deutschen keine Anknüpfung zu jenem Wolf (oder sollte Wolf im Original statt well stehen?) ahnen. Lepdens Worte lauten nun: "according to the popular tale a lady is sent by her stepmother to draw water from the well of the worlds end. She arrives at the well, after encountering many dangers; but soon perceives that her adventures have not reached a conclusion. A frog emerges from the well, and, before it suffers her to draw water, obliges her to betrothe herself to the monster, under the penalty of being torn to pieces. The lady returns safe: but at midnight the frog lover appears at the door and demands entrance, according to promise to the great consternation of the lady and her nurse.

"open the door, my hinny, my hart,
open the door, mine ain wee thing;
and mind the words that you and J spak
down in the meadow, at the well-spring!"

the frog is admitted, and addresses her:

"take me up on your knee, my dearie,
take me up on your knee, my dearie,
and mind the words that you and J spak
at the cauld well sae weary"

the frog is finally disenchanted and appears as a prince in his original from". —

Noch verdient angemerkt zu werden, daß der Name Heinrich für einen Diener etwas volksmäßiges hat, wie in unserer Ausgabe des armen Heinrich S. 213 - 216 ausführlich gezeigt ist. — Von dem Band der Sorge, dem Stein, der auf dem Herzen liegt, ist auch sonst die Rede; schön singt ei

Minnedichter: "sie ist mir stabelhart in mein Herz gedrückt"; Heinrich von Sax (Man. I. 36.) sogar ausdrücklich: "mein Herz in Banden liegt", und im Lied von Heinrich dem Löwen, St. 59. "es lag ihr Herz in Banden".

2.

Katz und Maus in Gesellschaft.

Aus Hessen, wo es auch von Hähnchen und Hühnchen erzählt wird. Diese hatten einen Edelstein im Mist gefunden, beim Juwelirer verkauft, ein Fetttöpfchen dafür erhandelt und das für den Winter auf einen Schrank gestellt. Das Hühnchen frißt es aber nach und nach leer, und wie das an den Tag kommt, wird das Hähnchen ganz wüthend und hackt sein Hühnchen todt, das es hernach mit großer Reue und Traurigkeit begräbt wie in dem Märchen von dem Tod des Hühnchens (Nr. 30.). Ferner wird es vom Fuchs und Hahn erzählt, die einen Honigtopf gefunden. Die Kinder bekommen in der Taufe die bedeutenden Namen: Randaus, Halbaus, Ganzaus.

3.

Marienkind.

Aus Hessen, eine andere Erzählung ist folgende: der arme Mann, da er seine Kinder nicht ernähren kann, geht in den Wald und will sich erhenken, da kommt ein schwarzer Wagen mit vier schwarzen Pferden und eine schöne, schwarzgekleidete Jungfrau steigt aus und sagt ihm, er werde in einem Busch vor seinem Haus einen Sack mit Geld finden, dafür solle er ihr geben, was im Hause verborgen sey. Der Mann willigt ein, findet das Geld, das verborgene aber ist das Kind im

Mutterleib; und wie das geboren ist, kommt die Jungfrau und will es abholen, doch, weil die Mutter so viel bittet, läßt sie es noch bis zum zwölften Jahr. Da aber führt sie es fort zu einem schwarzen Schloß, alles ist prächtig darin, es darf an alle Orte hin, nur nicht in eine Kammer. Vier Jahre gehorcht das Mädchen, da kann es der Qual der Neugierde nicht länger widerstehen und guckt durch einen Ritz hinein. Es sieht vier schwarze Jungfrauen, die, in Bücherlesen vertieft, in dem Augenblick zu erschrecken scheinen, seine Pflegemutter aber kommt heraus und sagt: "ich muß dich verstoßen, was willst du am liebsten verlieren?" "Die Sprache" antwortet das Mädchen: Da schlägt sie ihm auf den Mund, daß das Blut hervor quillt, und treibt es fort. Es muß unter einem Baum übernachten, da findet es am Morgen der Königssohn, führt es mit sich fort und vermählt sich, gegen seiner Mutter Willen, mit der stummen Schönheit. Als das erste Kind zur Welt kommt, nimmt es die böse Schwiegermutter, wirft es ins Wasser, bespritzt die kranke Königin mit Blut und gibt vor, sie habe ihr eigen Kind gefressen. So geht es noch zweimal, da soll die Unschuldige, die sich nicht vertheidigen kann, verbrannt werden. Schon steht sie in dem Feuer, da kommt der schwarze Wagen, die Jungfrau tritt heraus, sie geht durch die Flammen, die sich gleich niederlegen und auslöschen, hin zu der Königin, schlägt ihr auf den Mund und giebt ihr damit die Sprache wieder. Die drei andern Jungfrauen bringen die drei Kinder, aus dem Wasser gerettet; der Verrath kommt an den Tag, und die böse Schwiegermutter wird in ein Faß gethan, das mit Schlangen und giftigen Nattern ausgeschlagen ist, und wird einen Berg herabgerollt.

Verwandt ist das schwedische Märchen vom Graumantel (S. unten) und Aehnlichkeit damit hat die Legende von der heil. Ottilie, zumal wie sie Frau Naubert in ihren Volksmärchen Thl 1. erzählt. Im Pentam. wird zur Strafe ein Ziegengesicht gegeben (I. 8.). Die gründliche Idee von vielen erlaubten, aber einer verbotenen Thüre kehrt vielmal und mit verschiedener Einleitung, wie in dem Märchen von Fitchers Vogel

(Nr. 46.) wieder. Wenn jeder Apostel in einer glänzenden Wohnung sitzet, so ist das Lied vom Hrn. Anno zu vergleichen V. 720. wo es heißt, daß die Bischöffe im Himmel wie Sterne zusammen säßen.

4.

Fürchten lernen.

Dieses Märchen wird an andern Orten gewöhnlich mit neuen oder verschieden gestellten Proben der Herzhaftigkeit erzählt, und ist mit der Sage vom Bruder Lustig und dem Spielhans (Nr. 81. 82.) verwandt. Zu Grund liegt hier eine mekelnburgische Erzählung; aus einer hessischen in der Schwalmgegend ist das Kegelspiel mit den Todtengebeinen eingerückt; in einer andern aus Zwehrn wird es so erzählt, daß Gespenster mit neun Knochen und einem Todtenkopf kommen, den Jungen zum Spiel einladen, das er ohne Furcht annimmt, worin er aber all sein Geld verliert; um Mitternacht verschwindet der Spuck von selbst. Aus dieser ist auch genommen, daß die Leiche herbeigetragen wird, die er im Bett erwärmen will. Sie hat aber auch weiter keine Proben und es fehlt der scherzhafte Schluß, der dagegen wieder in einer dritten hessischen, wo der Junge ein Schneider ist, so vorkommt, daß die Frau Meisterin einen Eimer kalt Wasser über ihn gießt, wie er im Bett liegt. — In einer vierten Erzählung wird die große Mannhaftigkeit einem jungen Tiroler zugeschrieben. Er berath sich mit seinem Vater, was für ein Handwerk ihm wohl am zuträglichsten seyn würde, und entschließt sich endlich das Fürchten zu lernen. Ein neuer Zug darin ist, daß Nachts ein Gespenst hereintritt ganz mit Messern bedeckt und den Tiroler niedersitzen heißt, um sich von ihm den Bart scheren zu lassen. Er thuts ohne Furcht, wie das Gespenst zu Ende ist, will es ihm auch den Hals abschneiden, aber in dem Augenblick

schlägt es zwölf und es verschwindet. Angeknüpft ist dann hier die Sage von den getödteten Drachen, dem er die Zunge ausschneidet und womit er sich späterhin als Sieger ausweist und die Königstochter gewinnt; wie sie in dem Märchen von den Goldkindern (Nr. 85.) ausführlich vorkommt. — Eine fünfte Erzählung aus Zwehrn verdient unabgekürzt hier mitgetheilt zu werden.

Es ist einmal einer in der Welt gewesen, dessen Vater war ein Schmied, den haben sie auf den Todtenhof und aller Orten hingebracht, wo es fürchterlich ist, aber er hat sich nicht gefürchtet. Da sprach sein Vater: "komm nur erst in die Welt, du wirst's schon noch erfahren". Da ging er fort und es trug sich zu, daß er Nachts in ein Dorf kam und weil alle Häuser verschlossen waren, legte er sich unter den Galgen. Und als er einen daran hängen sah, redete er ihn an und sprach: "warum hängst du da?" Da antwortete der Gehenkte: "ich bin unschuldig, der Schulmeister hat das Glöckchen vom Klingelbeutel gestolen und mich als den Dieb angegeben. Wenn du mir zu einem ehrlichen Begräbniß hilfst, so will ich dir einen Stab schenken, womit du alle Gespenster schlagen kannst. Das Glöckchen hat der Schulmeister unter einen großen Stein in seinem Keller versteckt". Als er das gehört hatte, machte er sich auf, ging in das Dorf vor des Schulmeisters Haus und klopfte an. Der Schulmeister stand auf, woute aber seine Thüre nicht öffnen, weil er sich fürchtete, da rief jener: "wo du deine Thüre nicht aufmachst, so schlag ich sie ein". Nun öffnete sie der Schulmeister und er packte ihn gleich im Hemde wie er war, nahm ihn auf den Rücken und trug ihn vor des Richters Haus. Da rief er laut: "macht auf, ich bringe einen Dieb!" und als der Richter herauskam, sprach er: "hängt den armen Sünder draußen vom Galgen herab, er ist unschuldig und hängt diesen dafür hin, er hat das Glöckchen vom Klingelbeutel gestolen, es liegt in seinem Keller unter einem großen Stein". Der Richter schickte hin und das Glöckchen ward gefunden, so daß der Schulmeister den Diebstahl bekennen mußte. Da sprach der Richter das Urtheil, daß der Unschuldige

vom Galgen abgenommen und in Ehren begraben werden sollte, der Dieb aber dafür hinaufgehenkt.

Die andere Nacht, als der Unschuldige schon in einem christlichen Grab ruhte, ging der junge Schmied wieder hinaus. Da kam der Geist und schenkte ihm den Stab, den er ihm versprochen hatte. Sprach der Schmied: "nun will ich in die Welt gehen und den Fürchte mich suchen".

Es trug sich zu, daß er in eine Stadt kam, wo ein verwünschtes Schloß stand, in das sich nun und nimmermehr jemand wagte. Als der König hörte, daß ein Mann angekommen wäre, der nichts fürchte, so ließ er ihn rufen und sprach: "wenn du mir das Schloß erlösest, will ich dich so reich machen, daß du deines Reichthums kein Ende wissen sollst". "O ja, antwortete er, recht gern, es muß mir nur einer den Weg zeigen zu dem Schloß". Sprach der König: "ich habe auch keine Schlüssel dazu" "Die brauch ich nicht, antwortete er, ich will schon hineinkommen". Da ward er hingeführt und als er vor das vorderste Thor kam, schlug er mit seinem Stab daran und alsbald sprang es auf und dahinter lagen die Schlüssel zum ganzen Schloß. Er hob sie auf und schloß die erste innere Thür auf, und wie sie sich aufthat, da kamen ihm die Gespenster entgegen, der eine hatte Hörner auf, der andere spie Feuer und alle waren kohlschwarz. Da sprach er: "was das für Kerle sind! das mögen die rechten Kohlenbrenner seyn, die können mit heim gehen und meinem Vater das Feuer zurecht machen!" Und als sie auf ihn eindrangen, da nahm er seinen Stab und schlug sie zusammen, jedesmal sechs, und packte sie und steckte sie in eine Stube, wo sie sich nicht mehr rühren konnten. Darauf nahm er die Schlüssel wieder in die Hand und schloß die zweite Thüre auf; da stand ein Sarg und ein Todter lag darin und neben ihm auf der Erde ein großer schwarzer Pudel, der hatte eine glühende Kette um den Hals. Da ging er hinzu, schlug mit seinem Stab auf den Sarg und sprach: "was liegst du, alter Kohlenbrenner, darin?" Der Todte richtete sich auf und wollte ihn schrecken, aber er rief ihm zu: "gleich heraus mit dir". Und als der

Todte nicht gleich folgte, packte er ihn und steckte ihn zu den andern, und dann kam er wieder und faßte die glühende Kette und wickelte sie um sich, und sprach: "fort mit dir!" aber der schwarze Hund wehrte sich, und spie Feuer. Da sprach er: "kannst du das, so will ich dich destomehr mitnehmen, du sollst auch meinem Vater helfen Feuer anmachen!" Aber eh er sichs versah, war der Hund weg und mag wohl der Teufel gewesen seyn. Nun hatte er noch einen kleinen Schlüssel für die letzte Thüre. Wie er die aufschloß, kamen ihm zwölf schwarze Gespenster mit Hörnern und Feueradem entgegen, aber er schlug sie mit seinem Stab zusammen und schleppte sie hinaus und warf sie in ein Wasserbehälter, das er mit dem Deckel darnach zuschloß.

"Nun hätte ich sie ja zur Ruhe gebracht, sprach er vergnügt, aber es ist mir warm dabei worden, ich möchte einen Trunk darauf haben". Da ging er in den Keller und zapfte sich von dem alten Wein, der da lag und that einen guten Zug und war guter Dinge. Der König aber sprach: "ich möchte doch wissen, wie es ihm ergangen ist" und schickte seinen Beichtvater hin, denn es getraute sich kein anderer in das verwünschte Schloß. Der Beichtvater aber war krumm und buckelich, und als er vor das Thor kam und anklopfte und der junge Schmied aufmachte, und ihn in seiner Mißgestalt und in seinem schwarzen Rock erblickte, rief er: "ist doch noch einer übrig, was willst du, du alter, bucklicher Teufel!" und sperrte ihn auch ein.

Nun wartete der König noch einen Tag, als aber der Beichtvater gar nicht zurückkam, so schickte er einen Haufen Kriegsvolk, das sollte mit Gewalt in das Schloß eindringen. Wie sie der Schmied sah, sprach er: "da kommen doch Menschen, euch will ich gern aufmachen". Da zogen sie ein und fragten ihn, warum er mit des Königs Beichtvater festgehalten hätte. "Ei was, sprach er, das konnte ich nicht wissen, daß es der Beichtvater war, was kommt er auch in einem schwarzen Rock daher!" Da fragten ihn die Soldaten, was sie dem

König sagen sollten. "Er möchte selbst hierher kommen, antwortete er, das Schloß wär rein".

Als der König das hörte kam er voll Freude in das Schloß und fand große Reichthümer an Edelsteinen, Silbergeschmeide und altem Wein, die waren nun alle wieder in seiner Gewalt.

Nun ließ er dem jungen Schmied ein Kleid machen ganz von Gold "nein, sprach er, das will ich nicht, das ist ein Narrenkleid" und warf es weg, "aber ich gehe nicht eher aus dem Schloß fort, bis mir der König den Fürchte mich gezeigt hat, der muß ihn ja wohl kennen". Da ließ ihm der König einen weißen linnen Kittel machen, und um ihm doch etwas gutes zu thun, viel Goldstücke hineinnähen. Aber der junge Schmied sprach: "das ist mir zu schwer!" und warf es fort und that seinen alten Kittel an: "aber, eh ich heim zu meinem Vater gehe, muß ich erst den Fürchte mich sehen". Da nahm er seinen Stab und ging hinaus mit dem König der führte ihn zu einer Kanone; die besah der junge Schmied und ging um sie herum und fragte, was das für ein Ding wäre. Sprach der König "stell dich einmal ein wenig zur Seite" ließ laden und losschießen. Wie es nun den gewaltigen Knall that, rief der junge Schmid: "das war der Fürchte mich! jetzt hab ich ihn gesehen!" und ging vergnügt nach Haus.

— Eine sechste Erzählung ist aus dem Paderbörnischen. Hans spricht allezeit zu seinem Vater, er fürchte sich vor nichts auf der Welt. Der Vater will ihm das abgewöhnen und heißt die beiden Töchter Abends sich in das Beinhäuschen verstecken; er wolle den Hans Nachts hinausschicken, da sollten sie ihn, in ein weiß Betttuch eingehüllt mit Knochen werfen, so würde er schon erschrecken. Um elf Uhr spricht der Vater: "ich habe so Zahnweh, Hans, geh und hol mir einen Todtenknochen, aber nimm dich in acht, es könnte im Beinhaus spucken". Wie er nun hinauskommt, warfen ihn die Schwestern mit Todtenköpfen. "We smit mie do? ruft Hans, wen't noch einmol deust, so saste mol seihn". Sie warfen noch einmal, da packt er sie und dreht ihnen den Hals um. Dann nimmt er einen Knochen und geht heim damit. "Wie ist dirs gegangen, Hans" spricht

der Vater. "Gud, awerst et wörren do twei witte Dinger, de schmeten mie, awerst ick heve allen den Hals umdrehet". "O weh, ruft der Vater, es waren deine Schwestern, geh gleich fort, sonst mußt du auch sterben. — Hans macht sich auf in die weite Welt und sagt überall: "ick heite Hans, fürchte mie nig". Er soll drei Nächte in einem Schloß wachen und es dadurch vor den Gespenstern befreien. Der König gibt ihm noch einen Soldaten mit, Hans bittet sich zwei Flaschen Wein und eine Peitsche aus. Nachts wirds so kalt, daß sie's nicht aushalten können, der Soldat geht hinaus und will Feuer in den Ofen machen, da drehen ihm die Gespenster den Hals um. Hans bleibt in dem Zimmer und wärmt sich mit Wein, da klopft es an, Hans ruft: "kumm herin, wenn de en Kop heft!" Es kommt niemand, aber es klopft noch einmal; da ruft Hans: "kumm herin, wenn de auck kenen Kop heft!" Da knistert es oben am Balken, Hans guckt hinauf und sieht ein Mauseloch, daraus fällt ein Töpfchen mit Werg herab, und daraus wird ein Pudelhündchen und das wächst zusehends und wird endlich ein großer Mann, der aber den Kopf nicht oben, sondern unter dem Arm hat. Hans spricht zu ihm: "sette dinen Kop up, wie willt in Karten spelen". Das Ungethüm thuts und sie spielen mit einander: Hans verliert tausend Thaler, die er ihm in der nächsten Nacht zu bezahlen verspricht. Da geht es, wie in der vorigen, der Soldat, der dem Hans wieder beigegeben ist, friert und geht hinaus Feuer anzumachen; wie er sich bückt, wird ihm der Kopf abgehauen. Hans hört es wieder klopfen, da ruft er: "kumm herin mit odder ohne Kop". Das Gespenst tritt herein, den Kopf unter dem Arm, muß ihn aber aufsetzen, damit sie wieder spielen können. Hans gewinnt zweytausend Thaler von ihm, es verspricht sie in der nächsten Nacht zu bringen. In dieser letzten ist der Anfang wieder derselbe, der Soldat, der das Zimmer verläßt, um Feuer anzumachen, wird von den Gespenstern in den Ofen gesteckt und muß darin ersticken. In dem Hans kommt wieder der mächtige Geist, bringt ihm die schuldigen tausend Thaler und sagt ihm, er sollte sich geschwind fortmachen, sonst ginge ihm

ans Leben: die Gespenster kämen alle zu einer großen Versammelung. Aber Hans will nicht und sagt: "ick will iuch schon de Döre wiesen". Beide streiten mit einander, wer weichen soll, bis sie einig werden drei zu zählen, wer dann am ersten den Finger ins Schlüsselloch steckte, der sollte bleiben. Hans zählt und der Geist ist zuerst mit dem Finger darin, da nimmt Hans ein Stückchen Holz und einen Hammer und keilt ihn fest und nimmt nun eine Peitsche und haut ihn so gewaltig ab, daß der Geist verspricht, sich nie mehr mit allen seinen Geistern im Schlosse sehen zu lassen, wenn er sich in dem kleinen Blumengärtchen hinter dem Schlosse aufhalten dürfte. Hans bewilligt das und läßt ihn los, da lauft der Geist gleich mit allem andern Gespenstervolk in den Garten; der König läßt eine hohe Mauer darum bauen, daß Schloß ist erlöst und Hans kriegt die Königstochter zur Frau. —

Uebrigens kommt in einer isländischen Erzählung ein ähnlicher Character vor; Hreidmar ist auch ein solcher scheinbarer Tölpel, der nur wünscht einmal zu wissen, was Zorn ist und es auch erfährt. S. Schriften der skand. Litteratur-Gesellsch. 1816. 1817. S. 208 ff.

5.

Der Wolf und die Geiserchen.

Aus der Maingegend; in Pommern soll es von einem Kinde erzählt werden, das, als seine Mutter fortgegangen, von dem Kinder-Gespenst, ähnlich dem Knecht Ruprecht, verschlungen wird. Aber die Steine, die er mit verschlingt, machen das Gespenst so schwer, daß es zur Erde fällt und das Kind unversehrt wieder herausspringt. Boner (Nr. 33) erzählt das Märchen ganz einfach: Die Mutter warnt ihr Geislein vor dem Wolf, den es auch, als er mit verstellter Stimme herankommt, nicht einläßt. Noch kürzer in einer Wiener Hs.

(Reinhart Fuchs I.) wo aber das Geislein durch einen Riß den Wolf erkennt. So auch Hulderich Wolgemuth in seinem erneuten Esopus (Frankf. 1623.). Lafontaine (Fables IV. 15.) hat die Fabel auch einfach, wie Corrozet, doch gedenkt jener des Umstands mit der weißen Pfote, welche das Geislein zu sehen verlangt, wie in unserm Märchen und wir erinnern uns eines Bruchstücks aus einem vollständigen Französischen. Der Wolf geht zum Müller, reicht ihm die graue Pfote und spricht:

"meunier, meunier, trompe moi ma patte dans ta farine blanche!"

— "non, non! non, non!" — "alors je te mange!"

Da thut es der Müller aus Furcht.

Auch Psamathe die Nereide sandte den Wolf auf Peleus und Telamons Heerden, der Wolf fraß sie insgesammt und wurde dann versteinert, wie ihm hier Steine eingenäht werden. Doch liegt die Sage vom versteinerten Wolf noch tiefer.

6.

Der getreue Johannes.

Aus Zwehrn, eine andere Erzählung aus dem Paderbörnischen. Ein armer Bauer bittet, auf Geheiß eines alten Mütterchens, den zu Gevatter, der ihm zuerst draußen auf dem Weg begegnet und den er noch nicht kennt. Das ist nun der König, der hebt auch das Kind aus der Taufe und gibt ihm den Namen Roland. Die Königin war aber zu derselben Stunde niedergekommen und ihr Kind Joseph genannt. Als ein Jahr herum ist, läßt der König den kleinen Roland abholen und nimmt ihn an Kindesstatt an. Roland und Joseph wachsen zusammen auf und halten sich für Geschwister. Als sie zwanzig Jahr alt sind, reiset der König einmal fort und hinterläßt ihnen die Schlüssel zu allen Stuben; sie sollen alle

aufschließen dürfen, nur eine nicht. Roland aber ist so neugierig, daß er am dritten Tag den Joseph beredet, mit ihm in die verbotene Stube zu gehen. Sie ist ganz mit Tuch ausgeschlagen, als aber Roland das in die Höhe hebt, so sieht er das Bild einer wunderschönen Jungfrau und fällt bei dem Anblick in Ohnmacht. Joseph trägt ihn hinaus, Roland wird wieder zu sich gebracht, ist aber von Stund an krank aus Liebe und hat keine Ruhe, bis sie beide in das Reich ziehen, wo die Königstochter lebt. Sie muß dort sieben Jahre in einem Thurn sitzen, Abends wird sie in einem verschlossenen Wagen zu ihren Eltern gebracht und Morgens früh vor Tages Anbruch wieder zurück in den Thurn. Roland und Joseph können sie daher gar nicht einmal sehen und müssen wieder unverrichteter Sache heimreisen. Da gibt ihnen der Vater vier Schiffe, drei mit Kanonen besetzt und das eine mit den schönsten Waaren beladen. Sie schiffen hin und geben sich für Kaufleute aus und Joseph bittet den König, er möchte das Gesetz erlassen, daß immer nur ein einzelner Mensch auf sein Schiff geben dürfte, weil er sonst zu sehr bestürmt würde. Das geschieht, der König kommt nun selbst aufs Schiff und darnach die Königin und kaufen viel. Und weil alles so schön ist, wollen sie es ihre Tochter auch sehen lassen; wie sie nun das Schiff betreten hat, so wird gleich der Anker gelichtet und die schöne Braut fortgeführt. Der König schickt ein Schiff, sie wiederzuholen, aber das wird von den Kanonen in den Grund geschossen. Während der Fahrt hat Joseph Nachts einmal die Wache, da hört er ein Brausen und eine Stimme, die ruft: "wißt ihr Neues?", "Neues genug, antwortet eine andere, "die schöne Königstochter ist geraubt und sitzt in dem Schiffe hier. Wer sie aber denkt zur Frau zu haben, der muß erst jemand haben, der dem schwarzen Pferd den Kopf abhaut. Aber wer das nachsagt, der steht in Stein bis an die Knie". Da erschrack Joseph und als Roland in der folgenden Nacht wachen will, bittet ihn Joseph, lieber zu schlafen und ihm die Wache zu überlassen. Da hört er wieder die Stimmen: "wißt

ihr Neues?" "Neues genug, die Königstochter ist geraubt und sitzt im Schiffe, wer sie gedenkt zur Frau zu haben, der kann nur dazu gelangen, wenn einer da ist, der, wann der Bräutigam der Braut Gesundheit trinkt, ihm das Glas vor dem Munde wegschlägt, daß die Scherben herum fliegen. Wer das aber nachsagt, der steht in Stein bis ans Herz". Joseph wacht auch in der dritten Nacht, da hört er, der Bräutigam kann die Braut nicht erlangen, wenn nicht einer da ist, der dem Drachen die sieben Köpfe abschlägt, die dieser in der Brautnacht ins Fenster hereinsteckt. Wer das aber nachsagt, steht in Stein bis an den Kopf". — Folgenden Tags langen sie an, der König kommt ihnen mit seinen Leuten entgegen und bringt dem Joseph ein weißes Pferd mit, dem Roland ein schwarzes. Joseph besteigt das seinige und haut dem schwarzen den Kopf ab. Alle sind erstaunt und aufgebracht und fragen nach der Ursache, aber er antwortet: "ich kann und darf es nicht sagen". So schlägt er nun auch, als bei der Hochzeitsfeier Roland seiner Braut Gesundheit trinken will, diesem das Glas vor dem Munde weg, daß die Scherben fliegen. Endlich in der Nacht, als Roland und seine Braut schon schlafen, geht er mit gezogenem Schwert in der Kammer vor dem Fenster auf und ab. Plötzlich fängt es an zu brausen und zu brüllen und ein Drache steckt seine sieben Köpfe herein. Er haut sie in einem Hieb herab, daß das Blut in die Stube sprützt und seine Stiefeln füllt. Die Wachen rufen bei dem Lärm den König, dieser kommt und als er die Thüre öffnet, strömt ihm das Blut entgegen und er erblickt den Joseph mit gezucktem Schwert. "Ach was hast du gethan mein Sohn?" ruft er; da kann Joseph nicht anders, er erzählt alles und wird nun ganz in Stein verhüllt, so daß man nichts von ihm sieht, als sein Gesicht, das zu schlafen scheint. Nach Verlauf eines Jahrs bringt die junge Königin einen Sohn zur Welt und da träumt ihr drei Nächte hintereinander, wenn man mit des Kindes Blut den Joseph bestriche, so würde er erlöst. Sie erzählte dem Roland ihren Traum, der ließ alle Räthe des Landes zusammenkommen, die sprachen, ja, er müsse sein Kind für des Freundes Leben

opfern. Da wird das Kind getauft und dann wird ihm der Kopf abgehauen. Mit dem Blute des Kinds aber wird Joseph bestrichen, alsbald schwindet der Stein an ihm, und er steht auf und spricht: "ach, lieber Bruder, warum hast du mich geweckt? ich habe so sanft geschlafen". Sie erzählen ihm, wie alles sich zugetragen, da sagt Joseph: "nun muß ich dir wieder helfen", bindet das todte Kind in ein linnen Tuch und geht mit ihm fort. Als er schon dreiviertel Jahr gewandert ist und von Herzen betrübt, daß er keine Hülfe finden kann, unter einen Baum sich setzt, kommt ein alter Mann und gibt ihm zwei Fläschlein, darin ist Wasser des Lebens und Wasser der Schönheit. Joseph trägt es nun heim, muß aber, weil er nichts mehr hat, betteln; nach einem Vierteljahr kommt er zu seines Vaters Schloß, da setzt er sich auf die Brücke und bestreicht das Kind erst mit dem Wasser des Lebens, wovon es Leben wieder erhält, dann mit dem Wasser der Schönheit, davon wird es so frisch und lieblich, wie kein anderes. Darauf bringt er es seinen Eltern, die sich von Herzen darüber freuen.

Es ist offenbar die Sage von den treuen Freunden, dem Amicus und Amelius. Der eine opfert sich für den andern und begeht scheinbares Unrecht an ihm, dagegen gibt dieser seine Kinder hin, um jenen wieder zu erretten, aber durch ein Wunder werden auch diese im Leben erhalten. Wie im armen Heinrich eine reine Jungfrau sich opfert, so in unsern Märchen ein treuer Meister, wie der alte Hildebrand es für Dieterich ist, so daß die Sage vom Kind Oney den Uebergang bilden könnte. Vergl. das Märchen von den zwei Brüdern (Nr. 60.) und den armen Heinrich. Abschn. V. Das Schicksal, das in dem Gedichte Hartmanns der Arzt verkündet, verrathen hier die Schicksalsvögel, die Raben. — Das Brauthemd (ein gemachtes heißt es nach dem Volksausdruck im Gegensatz zu dem blos zugeschnittenen) das den, der es anzieht, mit Feuer verzehrt, gleicht ganz dem Gewand, das Dejanira dem Hercules und Medea der Glauce schickt. — In unserm Märchen ist wahrscheinlich ausgefallen, daß ein Zauberweib den

jungen König aus irgend einem Grunde hat verderben wollen. In dem entsprechenden, aber doch sehr eigenthümlichen italienischen (Pentam. IV. 9) ist es wahrscheinlich der Vater der entführten Braut, der das Unglück durch Verwünschungen nachschickt.

Eine ähnliche Schiffsausrüstung wie hier, in dem Gedicht von Gudrun (1060. ff.) bei der Fahrt, auf welcher Horand die Hilde holen soll.

7.

Der gute Handel.

Aus dem Paderbörnischen. Der Schwank, wornach der Bauer die Schläge der Schildwacht und dem Juden zuweist, wird ähnlich auch von dem Narren Nasureddin beim Tamerlan (Flögel Gesch. der Hofnarren S. 178.) so wie von dem Kalenberger Pfaffen (S. das Gedicht von ihm gleich im Eingang in v. d. Hagens Narrenbuch S. 272 - 277. bei Flögel S 255), erzählt. Auch bei Sacchetti in der 196. Novelle von einem Bauer, der einem Könige von Frankreich seinen verlorenen Sperber wiederbringt.

8.

Der wunderliche Spielmann.

Aus Lorsch bei Worms. Es scheint das Märchen ist nicht ganz vollständig und es müßte ein Grund angegeben seyn, warum der Spielmann, die Thiere, die er wie Orpheus herbeilocken kann, so hinterlistig behandelt.

9.

Die zwölf Brüder.

Aus Zwehrn, doch fehlte dort der Zug, daß das Mädchen durch die zwölf Kinderhemder aufmerksam wird und nach seinen Brüdern fragt, der aus einer sonst dürftigern Erzählung, gleichfalls aus Hessen, hereingenommen ist. Aehnlich ist eine bei dem Märchen von den sechs Schwänen (Nr. 49.) mitgetheilte Sage aus Deutschböhmen. Ein rothes Banier bezeichnet im Wigalois schon den Kampf auf Tod und Leben (6153.). Im Pentamerone: die sieben Tauben (IV. 8.).

10.

Das Lumpengesindel.

Aus dem Paderbörnischen. Es hat Aehnlichkeit mit dem Märchen von Herrn Korbes (Nr. 41.) und den Bremer Stadtmusikanten (Nr. 27.).

11.

Brüderchen und Schwesterchen.

Nach zwei Erzählungen aus den Maingegenden, die sich vervollständigen, in der einen fehlte der Umstand, daß das Hirschlein in die Jagd hineinspringt und den König durch seine Schönheit lockt.

Nach einer andern Erzählung, die uns H. A. v. Schätzler mitgetheilt hat, ist das Brüderchen von der Stiefmutter in ein Rehkalb verwandelt und von ihren Hunden gehetzt. Es

steht am Fluß und ruft hinüber zu den Fenstern des Schwesterchens:

"Ach! Schwesterchen, errette mich,
des Herren Hunde jagen mich,
sie jagen mich so schnell,
sie wollen mir aufs Fell,
sie wollen mich den Pfeilen geben,
und mir also das Leben nehmen!"

Aber Schwesterchen war schon von der Stiefmutter aus dem Fenster geworfen und in eine Ente verwandelt, und von dem Wasser klang es zu ihm:

"Ach, Brüderchen, gedulde
ich lieg im tiefsten Grunde!
die Erde ist mein Unterbett,
das Wasser ist mein Oberbett.
Ach, Brüderchen, gedulde,
ich lieg im tiefsten Grunde!"

Als Schwesterchen hernach in die Küche zum Koch kommt und sich ihm hat zu erkennen gegeben, da fragt es:

"Was machen meine Mädchen, spinnen sie noch?,
Was macht mein Glöckchen, klingt es noch?
Was macht mein kleiner Sohn, lacht er noch?"

Er antwortet:

"Deine Mädchen spinnen nicht mehr,
dein Glöckchen klingt nicht mehr,
dein kleiner Sohn weint allzusehr".

Wie hier, so kommt in dem Märchen von den drei Männlein im Walde (Nr. 13.) die Mutter aus dem Grab, ihr Kind zu tränken und zu pflegen; so auch in dem altdänischen Volkslied (Uebersetzung S. 148. 149.). Im Schwedischen, das sonst übereinstimmt (s. unten) fehlt dieser Zug. Obgleich wieder sehr verschieden, hat doch das Märchen der Aulnoy Nr. 18. la biche au bois einige Verwandtschaft.

12.

Rapunzel.

Fr. Schulz erzählt dieses Märchen in seinen kleinen Romanen. Leipz. 1790. Bd. 5. S. 269–88. nur zu weitläuftig, wiewohl ohne Zweifel aus mündlicher Ueberlieferung. Es wird auch folgender Weise eingeleitet: Eine Hexe hat ein junges Mädchen bei sich und vertraut ihm alle Schlüssel, verbietet ihm aber eine Stube. Als es von Neugierde getrieben, diese dennoch öffnet, sieht es die Hexe darin sitzen mit zwei großen Hörnern. Nun wird es von ihr zur Strafe in einen hohen Thurm gesetzt, der keine Thüre hat; wenn sie ihm Essen bringt, muß es seine langen Haare aus dem Fenster herablassen, die zwanzig Ellen lang sind, woran die Hexe hinaufsteigt. — Es kommt häufig in den Märchen vor daß der Vater, gewöhnlich aber die Mutter, um ein augenblickliches Gelüsten zu befriedigen, ihr zukünftiges Kind verspricht. Manchmal wird es auch unter versteckten oder dunkeln Ausdrücken gefordert und bewilligt, z. B. die Mutter soll geben: was sie unter dem Gürtel trägt. In der altnordischen Alfskongs-Sage kommt schon (Cap. 1.) ein ähnlicher Zug vor. Othin erfüllt den Wunsch der Signy, das beste Bier zu brauen, wogegen sie ihm das zusagt, was zwischen ihr und dem Bierfaß ist, nämlich das Kind, womit sie schwanger geht. (Vgl. Sagenbibliothek von P. E. Müller II. 449.). In den dänischen Volksliedern z. B. von dem wilden Nachtraben ähnliche Versprechungen. In Büschings Volks-Sagen steht S. 287 ein Märchen, das Anfangs einige Züge mit dem unsrigen gemein hat. Im Pentamerone ist es Petrosinella (II, 1.).

13.

Die drei Männlein im Walde.

Nach zwei Erzählungen, beide aus Heſſen, die ſich ergänzen. In der einen aus Zwehrn fehlt der Eingang mit der Probe an dem Stiefel, daraus aber iſt der Name der Haulemännerchen, (d. h. Höhlen-Waldmännlein), womit man in Niederheſſen die kleinen bezeichnet, die in den Waldhöhlen wohnen und den Leuten die Kinder wegſtehlen, ſo lang dieſe noch nicht getauft ſind. In Dänemark heißen ſie bei dem Volk ganz ähnlich Hyldemänd. (Thorlacius spec. VII. p. 161.). — Die Verwünſchung der böſen Tochter, daß ihr bei jedem Wort eine Kröte aus dem Mund ſpringen ſolle, kommt in einer dritten Erzählung, die wir gleichfalls in Heſſen gehört, vor, und iſt daher aufgenommen.

Die Strafe in einem mit Nägeln ausgeſchlagenen Faß gerollt zu werden, iſt eine alte Sitte. Gerhard van Velzen, weil er den Grafen Florens V. von Holland (1296.) ermordet, ward, nach der großen holländiſchen Chronik, in einem ſolchen Faß drei Tage lang gerollt. In dem alten Lied heißt es:

Zy deden een vat vol spykers slaan,
daar most zyn Edeldom in glyden;
zy rolden hem daar drie dagen lank,
drie dagen voor den noene.

Als er da herausgeholt und gefragt wurde, wie ihm zu Muth ſey, antwortete er:

"Ik ben noch dezelve man,
die Graaf Floris zyn leven nam".

S. Casp. Commelin Beschryving van Amsterdam I, 86-88. Auch in einem ſchwediſchen und däniſchen Volkslied kommt dieſe Strafe vor (S. Sammlung von Geyer und Afzelius I. N. 3. und Danske Viser Nr. 165.). Bei Perrault: les fées; im Pentamerone die drei Feen (III. 10.).

14.

Die drei Spinnerinnen.

Nach einer Erzählung aus dem Corveiischen, doch ist auch einer hessischen beibehalten, daß es drei Jungfrauen sind, jede wegen des Spinnens mit einem eigenen Fehler behaftet; dort sind es nur zwei steinalte Frauen, die vom Sitzen so breit geworden sind, daß sie kaum zur Stube herein können und von dem Nehen und Lecken des Fadens haben sie dicke Lippen, vom ziehen und drehen desselben aber häßliche Finger und breite Daumen. Die hessische leitet auch anders ein, daß nämlich ein König nichts lieber gehabt, als das Spinnen und zum Abschied bei einer Reise seinen Töchtern einen großen Kasten mit Flachs zurückgelassen, der bei seiner Wiederkehr gesponnen seyn sollte. Um sie zu befreien lud die Königin jene drei mißgestalteten Jungfrauen ein und brachte sie dem König bei seiner Ankunft vor die Augen. — Prätorius erzählt im Glückstopf S. 404-406 das Märchen auf folgende Weise: Eine Mutter kann ihre Tochter nicht zum Spinnen bringen und gibt ihr darum oft Schläge; ein Mann der das einmal mit ansieht, fragt, was das bedeuten solle. Die Mutter antwortet: "ach, ich kann sie nicht vom Spinnen bringen, sie verspinnt mehr Flachs, als ich schaffen kann". Der Mann sagt: "ei, so gebt sie mir zum Weib, ich will mit ihrem unverdrossenen Fleiß zufrieden seyn, wenn sie auch sonst nichts mitbringt". Die Mutter wars von Herzen gern zufrieden und der Bräutigam bringt der Braut gleich einen großen Vorrath Flachs, davor erschrickt sie innerlich, nimmts indessen an und legts in ihre Kammer und sinnt nach, was sie anfangen soll. Da kommen drei Weiber vors Fenster: eine so breit vom Sitzen, daß sie nicht zur Stubenthüre herein kann, die zweite mit einer ungeheuern Nase, die dritte mit einem breiten Daumen, die bieten ihre Dienste an und versprechen das aufgegebene zu spinnen, wenn die Braut am Hochzeittage sich ihrer nicht schämen, sie für Ba-

sen ausgeben und an ihren Tiich setzen wolle. Sie willigt ein und sie spinnen den Flachs weg, worüber der Bräutigam die Braut lobt. Als nun der Hochzeittag kommt, so stellen sich die drei abscheulichen Jungfern auch ein; die Braut thut ihnen Ehre an und nennt sie Basen. Der Bräutigam verwundert sich und fragt, wie sie zu so garstiger Freundschaft komme, "ach, sagt die Braut, durchs Spinnen sind alle drei so zugerichtet worden, die eine ist hinten so breit vom Sitzen, die zweite hat sich den Mund ganz abgeleckt, darum steht ihr die Nase so heraus und die dritte hat mit dem Daumen den Faden so viel gedreht". Darauf ist der Bräutigam betrübt worden und hat zur Braut gesagt, sie sollt nun ihr Lebtage keinen Faden mehr spinnen, damit sie kein solches Ungethüm würde. —

Eine dritte Erzählung aus der Oberlausitz von Th. Pescheck findet sich in Büschings wöchentlichen Nachrichten I. 355. 360. Sie stimmt mit der des Prätorius im Ganzen überein. Die eine von den drei Alten hat triefende Augen, weil ihr die Unreinigkeiten des Flachses hinein gefahren sind; die zweite einen großen Mund von einem Ohr bis zum andern, wegen des Netzens; die dritte ist dick und ungefüg vom vielen Sitzen bei dem Spinnrad. In der Einleitung kommt überein Ricdin-Ricdon der Mlle l'Heritier und verwandt ist im Pentam. das 34ste Märchen.

15.

Hänsel und Gretel.

Nach verschiedenen Erzählungen aus Hessen. In Schwaben wird es so dargestellt, daß ein Wolf in dem Zuckerhäuschen sitzt. In den Märchen der Carol. Stahl S. 92. das Häuschen von Zuckerwerk. (S. unten). Oberlin gibt ein Stück des Märchens nach der Mundart der Gegend von Lüneville in seinem Essai sur le patois. Offenbar verwandt, zumal in der

Einleitung ist auch Nennillo und Nennella im Pentamerone (V. 8.). Aus den Märchen der Aulnoy gehört hieher der erste Theil von Finette Cendron (Nr. 10.). Drei Königskinder sind es da, die zweimal durch die Klugheit der jüngsten heimgeführt werden, das erstemal durch einen Faden, den sie von einer Fee erhalten, das zweitemal durch gestreute Asche; das drittemal wollen die beiden ältesten Rath schaffen und streuen Erbsen aus, die fressen aber die Tauben weg und sie können den Rückweg nicht finden.

Hänsel hängt mit dem Daumling (Nr. 37 u. 45.) zusammen und wird auch so in deutschen Erzählungen dargestellt. Es sind sechs Kinder, er ist das siebente. Wie sie im Wald beim Menschenfresser sind, sollen sie ihn kämmen, der Daumling aber springt ihm ins Haar, zupft ihn und kommt immer wieder. Darauf Nachts die Verwechslung der sieben Kronen mit den sieben rothen Kappen. In den Meilenstiefel thut der Daumling alle Geldbeutel und Kostbarkeiten.

16.

Die drei Schlangenblätter.

Nach zwei Erzählungen, die nur in unbedeutenden Dingen abweichen, die eine aus dem niederhessischen Dorfe Hof am Habichtswald, die andere aus einem Dorfe im Paderbörnischen. Es erscheint darin eine griechische Sage wieder: Polyidos sollte dem Glaukos das Leben wieder geben, konnte es aber nicht. Darum ließ ihn der erzürnte Vater zu der Leiche in das Grabmal verschließen. Polydos sah, wie eine Schlange auf den todten Glaukos schlüpfte, und erschlug sie. Bald kam eine zweite Schlange und trug ein Kraut im Munde, das sie auf die getödtete legte, wovon diese alsbald wieder lebendig wurde. Schnell ergriff Polyidos das Kraut, legte es auf den Glaukos und er erhielt das Leben wieder. — Zu vergleichen ist auch ein Gedicht der Marie de France, Lai d'Eliduc (I. 401 ff.) wo die Schlangen durch zwei Wiesel vorgestellt werden (474.)

Daß die Frau verlangt, der überlebende ſolle ſich mit begraben laſſen, erinnert an die nordiſche Sage von Asmund und Aswit, die, als ſie Blutbrüderſchaft machten, ſich ein ähnliches Verſprechen thaten. Asmund ließ ſich hernach auch mit dem todten Aswit in den Grabhügel bringen, nahm aber einen Vorrath von Lebensmitteln mit, die ihn eine Zeitlang erhalten konnten: hernach wurde er durch einen glücklichen Zufall herausgezogen (Suhms Fabelzeit II. 178.). Eine ähnliche Sitte zwiſchen Mann und Frau kommt in Sindbads Reiſen vor (1001 Nacht II. 137.). — Die Untreue der Frau nach der Wiederbelebung ſcheint urſprünglich nur auszudrücken, daß ſie das vorige vergeſſen und ein neues Leben angefangen habe.

17.

Die weiße Schlange.

Aus dem Hanauiſchen; Aehnlichkeit damit hat das Märchen von der Bienenkönigin (Nr. 62.) auch eins in den Ammenmärchen von Vulpius (S. unten). Durch den Genuß einer weißen Schlange erlernt man die Sprache der Thiere, wie in der Sage von der Seeburg (Deutſche Sagen I. 131.). Gleichbedeutend damit iſt der Genuß des Drachen- oder Vogels-Herzens, ſ. das Märchen vom Krauteſel (Nr. 122.).

18.

Strohhalm, Kohle und Bohne.

Aus Caſſel. Die nugae venales von 1648. o. l. in 12. enthalten auch crepundia poetica, daſelbſt p. 32. 33. unſer Märchen kurz:

Pruna, faba et stramen rivum transire laborant,
seque ideo in ripis stramen utrimque locat.
Sic quasi per pontem faba transit, pruna sed urit
stramen et in medias praecipitatur aquas.
Hoc cernens nimio risu faba rumpitur ima
parte sui; hancque quasi tacto pudore tegit.

In einem lat. Gedicht des Mittelalters (Handschr. zu Strasburg kommt die Fabel von der reisenden Maus und Kohle mit der Wendung vor, daß beide ihre Sünden zu beichten in die Kirche wallfahrten, beim Uebergang fällt die Kohle in ein Bächlein, zischt und erlischt. Vgl. auch die Kop. Fabel von Dornstrauch, Taucher und der Fledermaus (Furia 124. Coray 42.).

19.

De Fischer un süne Fru.

Dieses Märchen hat der sel Runge zu Hamburg in der pommerschen Mundart trefflich aufgeschrieben und wir erhielten es schon im Jahr 1809 von Arnim freundschaftlich mitgetheilt. In Hessen wird es auch häufig, aber unvollständiger und mit Abweichungen erzählt. Es heißt: vom Männchen Domine (sonst auch von Hans Dudeldee) und Frauchen Dinderlinde. (wohl von Dinderl, Dirne?) Domine klagt über sein Unglück und geht hinaus an den See, da streckt ein Fischchen den Kopf hervor:

was fehlt dir Männchen Domine? —
"ach daß ich im Pispot wohn, thut mir so weh". —
so wünsch dir was zu haben. —
"ich wills nur meiner Frau erst sagen".

Nun geht er heim, "wünsch uns ein besseres Haus" sagt Dinderlinde. Am See ruft er:

"Fischchen, Fischchen, an der See!" —
Was willst du, Männchen Domine?

Nun geben die Wünsche an, erst Haus, dann Garten, dann Ochsen und Kühe, dann Länder und Reiche und so fort alle Schätze der Welt. Wie sie sich ausgewünscht haben, sagt das Männchen: "nun möcht ich der liebe Herr Gott seyn und mein Frauchen Mutter Gottes". Da streckt das Fischchen den Kopf heraus und ruft:

"willst du seyn der liebe Gott,
so geh wieder in deinen Pispott!"

In Just. Kerners poetischem Almanach für 1812. S. 50 - 54. wird das Märchen auf ähnliche Art, und wahrscheinlich nach einer süddeutschen Ueberlieferung, doch auch dem Inhalt nach dürftig, in Knittelversen erzählt: der Fischer heißt Hans Entender. In den Kindermärchen von Albert Lud. Grimm zweite Aufl. Heidelb. 1817 kommt es gleichfalls, doch in Prosa, vor. Der Fischer Hans Dudeldee wohnt mit seiner Frau in einem Bretterhaus und ist so arm, daß sie keine Fenster haben, sondern durch ein Astloch schauen müssen. Er bittet bei dem Fischlein erst um ein Haus und so fort, bis er Kaiser ist; zuletzt verlangt er, daß er Regen und Sonnenschein machen könne, wie Gott, da sitzt er wieder im Bretterhaus und sie schauen zum Astloch heraus. Im ganzen viel dürftiger.

Der Eingang des Märchens erinnert merkwürdig an eine Erzählung in der 1001 Nacht (I. 107. histoire du pecheur) so wie an die Wallisische Sage von Taliesin (vgl. Altd. Wälder I. 70.). Der Zug, daß die Frau ihren Mann zu hohen Würden reizt, ist an sich uralt, von der Eva und der etrurischen Tanaquil an (Livius I. 47.) bis zur Lady Macbeth.

20.

Das tapfere Schneiderlein.

Die erste Hälfte aus zwei sich ergänzenden hessischen Erzählungen. Die zweite, von da an, wo der Schneider den Rie-

sen verläßt und sich an des Königs Hof begiebt nach einem ziemlich seltenen kleinen Buch: Wegkürzer, ein sehr schön lustig und aus der Maßen kurzweilig Büchlein — durch Martinum Montanum von Straßburg vom J. 1557 in 12. Bl. 18 - 25. Dieser Theil kann für sich bestehen, ist hier aber, weil er natürlich an den vorhergehenden paßt, angefügt und darum auch umgeschrieben worden: in der ersten Auflage kann man den unveränderten Abdruck nachsehen. Anspielungen auf das Märchen finden sich bei Fischart im Gargantua S. 254 b. "ich will euch tödten wie die Mucken, neun auf einen Streich, wie jener Schneider", ferner im Simplicissimus II. Cap. 28. "und den Titul eines Schneiders: sieben auf einen Streich! überstiegen hatte"; und im Fabelhans 16, 3. "fünf auf einen Streich!" Die Zahl wechselt natürlich, man hört auch: neun und zwanzig auf einen Streich! — Wenn der Riese hier Wasser aus einem Stein drückt, so bezieht sich darauf vielleicht eine Stelle des Bruder Wernher (Maneſſe II. 164 b.).

"unt weiz doch wol è ich ein argen zagen
getwunge uf milten muot,
daz ich mit riemen liehter twunge einen
stein,
daz man im an der ader lieze bluot".

Und zu der List des Schneiders, der statt des Steins einen Käs nimmt, gehört eine Stelle in Fribergs Tristan

5190 unt nam den käse in die hant,
der vil tôre Tristrant
greif so grimmeklich darin,
daz im durch die vinger sin
ran daz käsewazzer.

Ein Stück aus diesem Märchen nach einer unteröstreichischen Erzählung theilt Zisia in Büschings wöchentlichen Nachrichten IV. S. 124 - 127 mit. Das Schneiderlein tritt seine Fahrt an und nimmt bei dem Riesen, den es in der Ferne für einen Berg gehalten hatte, Dienste. "Was bekomm ich für einen Sold?" fragte es. "Jährlich 365 Tage und ists ein Schalt-

jahr einen mehr, antwortet der Riese, bist du damit zufrieden?" — "Meinetwegen, man muß sich halt strecken nach der Decken". Der Riese heißt ihn einen Krug Wasser holen. "Ei, warum nicht lieber den Brunnen sammt der Quelle", spricht das prahlerische Schneiderlein. "Was, brummt der Riese, der Kerl kann mehr als Apfel braten, der hat einen Alraun im Leib!" Hernach sagt er dem Schneiderlein, es solle einige Scheite Holz im Walde abhauen und heim tragen. "Ei, warum nicht lieber den ganzen Wald". Wie das Holz da ist, verlangt der Riese von ihm, es solle ein paar Wildschweine schießen "Warum nicht lieber gleich tausend mit einem Schuß und dich dazu?" "Was, sagt der Riese erschrocken, laß es nur für heute gut seyn und leg dich schlafen". Am andern Morgen geht der Riese mit dem Schneiderlein zu einem Sumpf der stark mit Weidengebüsch bewachsen ist. "Nun setz dich, mein Diener, auf so eine Gerte, damit ich sehe, ob du sie zu biegen vermagst?" Das Schneiderlein thuts, hält den Athem an sich, und machte sich schwer, damit sich die Gerte biegt, aber wie es wieder Athem schöpfen muß, schnellte sie es, weil es unglücklicher Weise sein Bügeleisen nicht bei sich hat, zum Vergnügen des Riesen so hoch in die Luft, daß es nicht mehr zu sehen ist

Im Dänischen wird das Märchen von einem tapfern Schuhmachergesellen erzählt: die gereimte Bearbeitung beschreibt Nyerup in seiner Schrift über die dänischen Volksbücher (Almindelig Morskabsläsning i Dannemark og Norae. Kiöbenh. 1816.) S. 241. 242. Der Held schlägt mit seinem Knieriemen funfzehn Fliegen auf einen Schlag todt, von welcher großen That der Ruf ausgeht, so daß ihn ein Fürst in seine Dienste nimmt, um sein Land von einem Eber zu befreien. Das Thier frißt eine schlafbringende Frucht und wird leicht von dem Schuhmacher erschlagen. Dann bezwingt er das Einhorn, endlich einen Bären, den er in einen Ziegelbrennerofen einsperrt. — Im Holländischen gibt es wieder eine eigenthümliche Erzählung, die hier aus einem Amsterdamer Volksbuch: Van kleyn Kobisie alias Koningh sonder Onderzaten S. 7, 14. folgt. Kleyn

Kobisje sittende aen de Naaybank by scheld een Appel ende laet de Schel van die op de Naaybank liggen, by maeckt een Vliegeslager, en alsoo 'er Vliegen op de Appelschel quamen om die af te keeren, slaet 'er met in eenen Slag seven gelyk; springt van de Naaybank, oordelde dit een Romeyn-stuk te zyn, denkt noch hier door een groot Man te worden, verkoopt al wat by heeft, en laet 'er een cierlyk Schild van maken, en liet 'er opsetten: ick heet Kobisjen den onversaagden, ick sla der seven met eenen Slagh. Treckt doen in een verlandt, daer den Koningh Meester was, bind doen dit Schild op syn Borst, ende gaet achter des Konings Paleys, tegen een hoogen Heuvel aen leggen, daer by wist dat de Koningh gewoon was ordinaris heen te sien; ende also de Son sterck scheen, en wist de Koningh niet wat daer so flikkerde, send terstond een Edelman derwaerds. Hy by hem komende wierd vervaert in dit te lesen: ick heet Koningh onversaagd, ick sla der seven met een Slagh. Gaet wederom, verhaelt den Koningh dit vorgaende, die terstond 2 a 3 Compagnien Soldaten daer henen sond, om hem wacker te maken, en met een beleeft Onthael ten Hove te geleyden, met soodanigh Respect, als sulcken Cavalier toekomt. Sy trecken op's Koninghs Bevel henen, by hem komende en dorsten hem, ofte niemand en wil de eerste wesen, om hem aen te spreken. Maer eenen uyt den Hoop was soo courageus, dat by een Pieck nam ende stiet hem tegens de Sool van syn Schoen. Hy 'springht op met groote Kracht, sy vallen op haer Knyen, ende biddem hem, by beliefden eens by den Koningh te komen, het welcke geschieden. By den Koningh nu zynde, was hy in groot Aensien. Ondertusschen word hem voorgehouden, by kon des Koninghs Zwager worden, maer daer waren drie zware Dingen te doen, die moest hy voor den Koningh uytwercken. Voor eerst soo was 'er een wild Vercken, dat seer veel quaed dede, en niemand vangen kon. Ten tweeden waren 'er drie Reusen, die het in het Bosch des Koninghs soo onvry maekten, dat 'er niemand door konde reysen, of was een doodt Man. Ten derden waren 'er ettelyke

duysend vreemde Volckeren in het Landt gevallen, en soo't scheen, stond het Ryck in groot Peryckel. Dit neemt hy aen om uyt te voeren. Word den Wegh aengewesen, daer het wild Vercken was. Gaet met een groote Couragie uyt 't Hof. Hy was qualyck soo ver, dat hy 't Vercken hoorde, of menschte sich selve weer aen syn Naaybank. 't Vercken komt met sulcken Furie op hem aenlopen, dat hy na een goed Heenkomen sagh, siet een vervallen Kapel, en vlucht daer in. Het Vercken hem na. Hy met 'er Haast vlieght door het Venster over de Muur ende haelt de Deur van de Kapel toe. Doen was 't Vercken vast, en komt by den Koningh, die hem voraeghde, hoe hy 't Vercken gefangen had? voer altoos uyt: ick greep het met groote Kracht by de Hairen of Borstelen en wierp 't in de Kapel, en ick heb't niet willen dooden, om u voor een Present te vereeren. Groote Vreugd was 'er in 't Hof. — Gaet na de Reusen, en tot en Geluck vond daer slapende. Neemt syn Sack, vult die met Steenen. Klimt op eenen hoogen Boom, werpt den eenen, die meenden dat het den anderen dede. Begint te kyven, by sou syn werpen laten of hy soude hem voer syn Ooren brupen. Den tweeden word ook geworpen, begint te vloecken. De derde word met het selfde onthaelt. Staet op en treckt syn Degen. Vlieght den anderen aen, en steekt dem, dat hy doot ter Aerden valt. Begint met den anderen ook, en doot't lang Worstelen vallen beyde ter Aerden van Vermoeytheyd. Hy syn Kans siende, komt af en neemt van die doot was syn Rapier, en steekt die alle beyde doodt, en houdse den Kop af, gaet so weder na't Hof. Den Koningh voraeghde hem, of het bestelt was? antwoorde ja. Men vraeghde hem: hoe hy't bestelt had? Seyde aldus: ick nam den eenen by syn Beenen, en ick sloeger den ander met, dat hy doodt ter Aerden viel, en den anderen deb ick met de selfde Munt betaelt. En die ick by de Beenen had, half doodt zynde, smeet ick met sulcken Kracht tegen een Boom, dat den Boom wel ses Voet uyt de Aerde vloogh. De Vreughd was seer groot, ende men hielt hem voor de grootste in't Hof. Sy maeckten hem wederom gereed, en den Adel van't Hof met

hem, en daer toe een braef Heyrleger, daer hy Overſten van ſou zyn. Syn Afſcheyd genomen hebbende, vingh't derde Stuck aen Liet her Leger marcheeren, ende hy volghde te Paerd Maer alſoo hy noyt een Paerd gereden hadde, wiſt hem qualyk in Poſtuur te houden. Gekomen zynde op de Plaets daer de Vyandt was, laet hy het Leger in Batalie ſtellen, hem wierd doe gheboodſchapt, dat het alles in Order was. Wiſt niet, hoe hy't Paerd ſoude wenden. Treckt aen de verkeerde Zyde des Tooms, en ,geeft het Paerd de Sporen, ſo dat het met een volle Galop na de Vyand liep. En alſoo hy den Toom van het Paerd niet vaſt en hield, greep hy ondermegen een houte Krups, dat onder afbrack, en hield het ſoo vaſt in den Arm. Den Vyand hem ſiende, meende dat het de Duyvel was, ende begonden te vluchten, en die't niet ontkomen en koſten, verdronken; ſtaken hare Schepen van de Wal af ende voeren ſoo wegh. Hy quam met den Zegen wederom by ſyn Adeldom, en't heele Leger, die hy zyn Victorie verhaelde, en hoe de Vyanden heel in Routen geſlagen waren. Hy komt by den Koningh, en verhaelt ſyn Victorie, die hem bedanckten. Voorts doet hy hem uytroepen voor Navolger en Nazaat to de Kroon. Den Trouwdagh vaſt geſtelt zynde, maken daertoe groote Preparatien. Den Trouw gehouden hebbende, was hy in groot Annſien, en altyd naeſt den Koningh. 't geviel, dat Robbeje meeſt alle Nachten droomde, als dat hy noch aen de Naaybank ſat, en hem quam altydt noch het een of't ander in de Gedachten van ſyn Werck, luydkeels riep: Luſtigh, luſtigh, rep: je! noch ſes of ſeven, ſoo hebje hepligh Avond! meende dat hy de Jongens iet te voumen of te naajen gaf. De Dochter wierd vervaert, meenende dat den Duyvel in hem was, om dat hy ſoo al relde van luſtigh, luſtigh. Klaeght het haer Vader, dat hy haer een Boekebinder gegeven had, en geen Heer van Staet. De Vader beſluyt een Compagnie Soldaten 2 a 3. by zyn Slaepplaets te leggen, om (ſoo't weer gebeurde) hem gevangen te nemen, of dooden. Hy word hiervan gewaerſchouwt. Te Bed zynde, vaert alſus uyt:

ick heb een wildt Zwyn overwonnen, ick heb drie Reusen gedoodt, ick heb een Leger van honderd duysend Mannen verslagen, en van dese Nagt sal' er noch 2 a 3 Compagnien Soldaten aen! Hy ten Bedde uytstapt na haer toe, en gaet met groote Kracht. Sy hem hoorende, vielen Bol over Bol van boven neer. Die gene, die doodt bleven en Armen en Beenen verloren hadden, waren in groot Getal, en die het ontliepen, brochten den Koningh sulken Boodschap, die aldus uytvoer: myn Dochter behoord wyser te wesen, datse sulken grooten Cavelier soo sal affronteren. Ondertusschen den Koningh sieck synde, sterft, laet hem tot Nazaat van de Kroon, die Kobisje aennnemt, en heeft syn Ryck in Rust geregeert. — Im Englischen ist das Märchen von Jack dem Riesentödter (Tabart III. 1, 37.) verwandt. Im Serbischen scheint es auch vorzukommen (s. unten). — Wie das Schneiderlein zum Schein, so wirft Tugarin (im russ. Lied von Wladimir s. unten) im Ernst einen Stein, daß er gar nicht wiederkehrt.

21.

Aschenputtel.

Nach drei Erzählungen aus Hessen. Eine davon, aus Zwehrn hat nicht den Eingang, wo die sterbende Mutter ihrem Kinde Beistand verspricht, sondern fängt gleich damit an, daß es einem Stiefkind schlimm geht; auch ist das Ende verschieden. Nämlich, nachdem Aschenputtel ein Jahr lang vergnügt mit dem König gelebt, verreist er und läßt ihr alle Schlüssel zurück, mit dem Befehl, eine gewisse Kammer nicht zu öffnen. Als er aber fort ist, wird sie von der falschen Schwester verleitet, die verbotene Kammer aufzuschließen, worin sie einen Blutbrunnen finden. In diesen wird sie hernach, als sie bei der Geburt eines Söhnleins krank liegt, von der bösen Schwester geworfen, die sich an ihrer Stelle ins

Bett legt; aber die Wachen hören das Jammergeschrei, retten die rechte Königin und die falsche wird bestraft. Dieser Schluß ist dem in dem Märchen von Brüderchen und Schwesterchen (Nr. 11.) ähnlich; einen anderen, der an die bekannte Sage von der heiligen Genoveva erinnert, hat eine vierte Erzählung aus dem Meklenburgischen. Aschenputtel ist Königin geworden und hat ihre Stiefmutter, die eine Hexe ist, und ihre böse Stiefschwester zu sich genommen. Als sie einen Sohn gebiert, legen diese einen Hund hin und geben das Kind einem Gärtner, der soll es tödten; ebenso beim zweitenmal, wo der König aus großer Liebe abermals dazu schweigt. Beim drittenmal überliefern sie die Königin mit dem Kinde dem Gärtner, er solle sie tödten, er bringt sie aber in eine Waldhöhle; da die Königin vor Gram keine Milch hat, so legt sie das Kind einer Hirschkuh an, die in der Höhle ist. Das Kind wächst, wird aber wild, bekommt lange Haare und sucht im Walde Kräuter für seine Mutter; einmal kommt es zu dem Schloß und erzählt dem König von seiner schönen Mutter. Fragt er: "wo ist denn deine schöne Mutter?" "Im Wald in einer Höhle." "Da will ich hingehen". "Ja, aber bring einen Mantel mit, daß sie sich anziehen kann". Er geht hinaus, erkennt sie, ob sie gleich ganz mager ist, und nimmt sie mit, unterwegs begegnen ihm zwei Knaben mit goldenen Haaren. "Wem gehört ihr". "Dem Gärtner". Der Gärtner kommt und entdeckt, daß es des Königs Kinder sind, die er nicht getödtet, sondern bei sich aufgezogen hatte. Die Wahrheit kommt an den Tag und die Hexe mit ihrer Tochter wird bestraft. — Eine fünfte Erzählung aus dem Paderbörnischen leitet so ein: Eine schöne Gräfin hatte in der einen Hand eine Rose, in der andern einen Schneeball und wünschte sich ein Kind so roth, als die Rose und so weiß als der Schnee. Gott erfüllt ihren Wunsch, wie sie einmal am Fenster steht, wird sie von der Amme von hinten hinaus gestoßen, diese aber erhebt ein Geschrei und gibt vor, die Gräfin habe sich selbst hinabgestürzt. Dann berückt sie durch ihre Schönheit den Grafen, daß er sie zur Gemahlin nimmt. Sie gebiert ihm zwei Töchter und das schöne roth und

weiße Stiefkind ist nun Aschenputtel. Es soll nicht in die Kirche, weil es keine Kleider hat, da weint es auf seiner Mutter Grab, die reicht ihm einen Schlüssel heraus und heißt es einen hohlen Baum aufschließen, er öffnet sich wie ein Schrank, und es findet darin Kleider, Seife sich zu waschen und ein Gebetbuch. Ein Graf sieht es und um es festzuhalten bestreicht er die Kirchenschwelle mit Pech; es entwickelt sich nun alles, wie in den andern Erzählungen. — Eine sechste aus der Gegend von Zittau wird in Büschings Wöchentl. Nachrichten I. 139. angedeutet. Aschenputtel ist eine Müllerstochter und soll auch nicht in die Kirche gehen. Neues kommt nichts vor, als daß statt der Tauben, ein Hund die falsche Braut verräth und bellt: "wu, wu, wu! Schuh voll Blut!" und bei der rechten: "wu wu, wu! Schuh paßt gut!" —

Dies Märchen gehört zu den bekanntesten und wird aller Enden erzählt. Es heißt im Niederdeutschen (s. Adelung) Askenpüster, Askenbödel und Askenbüel; in Holstein nach Schütze: Aschenpöselken von pöseln, mühsam (die Erbsen aus der Asche) suchen; Sudelsödelken, von sölen, sudeln, weil es im Schmutz verderben muß. In Pommern Aschpuck, ein schmutziges Küchenmädchen (Dähnert). Die hiesige Mundart bestätigt auch Estor im Oberhessischen Wörterbuch: Aschenpuddel, ein geringfügiges, unreines Mägdlein. Noch mehr oberdeutsch ist Aschenbrödel (s. Adelung und Weiße in den drei Erznarren S. 135 und 203) und Aescherlings. Dänisch und schwedisch: Askefis, vom blasen in die Asche (at fise i Asken. Dansk Ordbog).

Es gab sonst ein Märchen, wo Aschenprödel ein von stolzen Brüdern verachteter Knabe war; wie ein ähnliches Verhältniß in dem Märchen von dem wilden Mann (Nr 136.) vorkommt. Rollenhagen in der Vorrede zum Froschmeuseler erwähnt es unter den wunderbarlichen Hausmärlein: "von dem verachteten, frommen Aschenpößel und seinen stolzen, spöttischen Brüdern". Auch Oberlin theilt vom Aschenprödel eine Stelle mit, worin ein Knecht den Namen führt; Geiler

von Kaisersberg nennt einen verachteten Küchenknecht ein Eschengrüdel. (Vgl. sein Werk von den 15 Staffeln, in der siebenten Staffel). Noch älter ist eine Erwähnung im Gregorius vom Steine des Hartmann von der Aue nach der Heidelb. Handschrift:

man schuof dem fürsten solchen gemach, (ein armes Häuschen)
daz vil gar unmäre
sinem aschman (?eime aschman) gewesen wäre.

Obwohl hier die Bedeutung aschman für Aschenknecht noch bedenklich ist; früher hieß asc-man ganz etwas anders, nämlich pirata, Seefahrer. Tauler in der medulla animae sagt: "ich bein Stallknecht und armer Aschenbaltz". Luther in den Tischreden: Th. 1. S 16. "Cain der gottlose Bösewicht ist ein gewaltiger auf Erden, aber der fromme und gottesfürchtige Abel muß der Aschenbrödel unterthan, ja sein Knecht und unterdrückt seyn". Verelius in den Anmerkungen zur Gautrekssaga gedenkt S. 70 der Volkssage: "huru Askefisen sick Konungsdottren til hustru" welche mithin auch von einem Jüngling handelte, der Küchenjunge war und die Königstochter erhielt. Auch die Sprüchwörter: sitia hema i asku, liggia som kattur i hreise. und liggia vid arnen, gelten meist von Königssöhnen s Wilknia-Saga Cap 91 von Thetleifr, und Reissaga (Cap 9 der Gothreks S.), aus welcher Verelius alles andere herleiten will. Vergleiche dabei das erste Helgelied in unserer Edda S 74. Anm. 42, 1. Man wird auch an den starken Rennewart des Ulrich von Thürheim erinnert, der gleichfalls erst ein Küchenknecht seyn muß; so wie an den Alexius, der in seines Vaters kaiserlichem Haus unter der Stiege, wie ein Knecht, wohnt; s. Görres Meisterlieder S. 302.

Es ist ein alter Zug, daß die Tauben rein lesen. Es sind die reinen, heiligen Thiere und gute Geister. Schon beim Meister Sigeher (Manesse II. S. 221 b.) heißt es gleichnißweise:

— dem milten bin ich senfte bi
mit linden sprüchen suezen
schöne, alz ez ein turteltûbe habe erlesen.

In Pauli's Schimpf und Ernst ed. 1535 fol. Cap. 315. f. 60 a. eine Erzählung von einer Frau, die ganz hinten in der Kirche auf ihren Knieen lag und weinte vor Andacht, da sah der Bischof, wie "eine Taube kam und las dieselben Thränen auf und flog darnach hinweg". — Bei dem Umstand, daß Aschenputtel durch den verlorenen Schuh gesucht und entdeckt wird, ist an die Sage von der Rhodope zu erinnern, deren von einem Adler entführten Schuh, Psammetichus, dem er in den Schoos gefallen war, durch ganz Aegypten schickte, um die Eigenthümerin zu seiner Gemahlin zu machen. (Aelian Var. L. XIII.)

In dem altdeutschen Gedicht von Gudrun muß diese im Unglück Aschenbrödel werden, sie soll selber, obgleich eine Königin, Brände schüren und den Staub mit dem eigenen Haar abwischen; sogar Schläge muß sie dulden (Vgl. 3986. 3991. 4021. 4077. 4079).

Im Pentamerone (I. 6) heißt das Märchen Cennerentola bei Perrault Cendrillon ou le petite pantoufle de verre, (Nr. 6.); bei der Aulnoy Finette Cendron (Nr. 10): Polnisch: Kopciuszek von Kopec, Ruß, Rauch; in andern slav. Mundarten, Kopet, Kopt s. Linde im polnischen Wörterb. v. Kopciuch und Brudny (schmutzig, Brödel). Schottky bemerkt ausdrücklich (Büschings Wöchentl. Nachrichten IV. 61.) daß die Serbier ein dem deutschen ähnliches Märchen von Aschenbrödel haben. Verwandt ist das Märchen von allerlei Rauh (Nr. 65.) so wie das vom Einäuglein (Nr. 130.)

22.

Das Räthsel.

Aus Zwehrn in Niederhessen. Die Sage von der Turandot, sie will ihr Räthsel aufgelöst haben, und sucht, was sie fürchtet und was ihren Stolz und ihre Macht bricht. Eine andere Erzählung weicht in einigen Zügen ab. Ein Königssohn erblickt ein Mädchen, dessen Schönheit ihn so reizt, daß er ihm nachgeht und in das Haus einer Hexe geräth, deren Tochter es war. Das Mädchen selbst ist gut gesinnt und warnt ihn vor den Zauber- und Gifttränken seiner Mutter. Er reitet fort, aber sie eilt ihm nach und will ihm einen Trank bringen, da sie ihn nicht erreichen kann, gibt sie das Glas seinem Diener, der soll es ihm geben, aber das Glas springt, und das Pferd, das von dem Gift besprüzt worden, fällt todt nieder. Der Diener lauft dem Herrn nach und erzählt ihm, was geschehen ist, sie gehen zurück, um den Sattel zu holen, da sitzt ein Rabe auf dem Pferd und frißt davon. Der Königssohn tödtet ihn und sie nehmen ihn mit, und als sie ins Wirthshaus kommen, geben sie ihn dem Wirth, der soll ihn braten. Sie sind aber in eine Mördergrube gerathen und werden eingeschlossen. Nachts kommen die Mörder um den Fremdlingen das Leben zu nehmen, essen aber zuvor die Rabe, die für jene gebraten war, und sterben alle davon. Nun geht die Tochter des Wirths, die es redlich meint, und öffnet den Fremden die Thüre und zeigt ihnen das viele Gold und die Schätze. Der Königssohn sagt, das solle sie zum Lohn behalten und reitet mit seinem Diener weiter und kommt in die Stadt, wo die Königstochter die Räthsel löst. Er legt ihr nun vor: "einer schlug keinen und schlug doch zwölf!" Das übrige stimmt überein.

23.

Mäuschen und Vögelchen und Bratwurst.

Aus Philanders von Sittewald Gesichten Th. 2. am Ende des siebenten Gesichts. Das Märchen lebt aber auch noch mündlich fort, doch wird manches anders, namentlich wird es blos vom Mäuschen und Bratwürstchen erzählt, ohne das Vögelchen, das eine muß diese Woche kochen, das zweite die andere.

24.

Frau Holle.

Aus Hessen und Westphalen. Eine dritte Erzählung aus der Schwalmgegend verbindet dies Märchen mit dem von Hänsel und Gretel. Es saßen zwei Mädchen bei einem Brunnen und spannen, das eine war schön, das andere war garstig. Das schöne sprach: "wer seinen Rocken läßt in das Wasser fallen, der soll hinter drein". Da fiel ihm der Rocken hinab und es mußte hinunter. Unten aber kams nicht um, sondern auf eine Wiese. darauf stand ein Birnbäumlein, sprachs zu ihm "schüttel dich! rüttel dich!" da schüttelte und rüttelte sich das Birnbäumlein. Darauf kam es zu einem Kälbchen, und sprach: "Muhkälbchen beug dich!" Da beugte sich das Kälbchen. Darauf kam es zu einem Backofen und sprach zu ihm: "Backöflein, back mir einen Weck". Da backte ihm der Backofen einen Weck. Endlich kam es an ein Häuschen von Pfannkuchen und weil es Hunger hatte, so aß es davon. Und wie es ein Loch gegessen hatte, sah es hinein und erblickte ein rothes Mütterlein, das rief: "der Wind, das himmlische Kind! komm herein und laus mich! "Da ging es hinein und lauste die Alte bis sie einschlief, darauf ging es in eine Kammer, wo alles voll von goldenen Sachen war und that ein goldenes Kleid an und ging wieder fort. Wies aber wieder zum Backöflein

kam, sprach es: "Backöflein, verrath mich ja nicht". "Nein ich will dich nicht verrathen". Und dann kam es zum Kälbchen und endlich zum Birnbäumlein und sprach zu jedem: "verrath mich nicht" und jedes antwortete: "nein, ich verrath dich nicht!" Nun kam es wieder zum Brunnen herauf und der Tag brach eben an, da rief der Hahn: "unser goldenes Mädchen kommt!" Bald fällt auch der Garstigen der Rocken in den Brunnen und sie muß hintennach: sie kommt zu dem Birnbaum, dem Kalb und Backofen, sie spricht, wie die schöne zu ihnen, aber sie folgen ihr nicht. Nun lauft sie die rothe Alte bis sie eingeschlafen ist, geht in die Kammer und kleidet sich ganz golden an und will wieder heim. Sie bittet den Backofen, das Kalb und den Birnbaum, sie nicht zu verrathen, aber sie antworten: "ja, wir verrathen dich doch". Als nun die Alte aufwacht, eilt sie dem Mädchen nach und jene sagen zu ihr: "wenn du laufst, so holst du es noch ein". Sie erreicht es auch noch und besudelt ihm das goldene Kleid. Wie es nun wieder heraufkommt und eben der Tag anbricht, so ruft der Hahn: "unser dreckiges Mädchen kommt!" — Hiermit stimmt eine vierte Erzählung aus dem Paderbörnischen am meisten überein, besonders in der Theilnahme, welche die Dinge, die auf dem Wege das Mädchen anrufen, hernach bezeigen. Es hat ein Bäumchen geschüttelt, eine Kuh gemelkt, der man ihr Kälbchen gestohlen, und das Brodt aus dem Ofen gezogen. Es muß dann in dem Haus eine Hexe, einen Affen und einen Bären jeden Mittag laufen, dafür bekommt es die schönsten Kleider Gold und Silber in Menge; wie es das alles hat, spricht es: "ich will hingehen und Wasser holen", es geht und findet die Thüre zu dem Brunnen wieder, durch welche es herabgekommen war, die öffnet es und sieht eben den Eimer herab sich senken, da setzt es sich hinein und wird hinaufgezogen. Weil es nun ausbleibt, schicken die Hexe, der Affe und Bär einen großen schwarzen Hund nach, der fragt überall, ob niemand ein ganz mit Silber und Gold behangenes Mädchen gesehen. Aber der Baum den es geschüttelt zeigt mit seinen Blättern einen andern Weg, die Kuh, die es gemelkt, geht einen

andern und nickt mit dem Kopf, als sey es dort hin, und der Backofen schlägt mit seiner Flamme heraus und zeigt ganz verkehrt; so daß der Hund das Mädchen nicht findet. — Dem bösen Mädchen geht es dagegen schlimm, als es entflieht und unter den Baum kommt, den es nicht hat schütteln wollen, schüttelt er sich selbst und wirft viele trockene Zweige, die es schlagen; die Kuh, die es nicht hat melken wollen, stößt es, also daß endlich zerschlagen und voll blauer Flecken oben wieder anlangt. — Eine fünfte wieder hessische Erzählung ist abweichend. Es war eine Frau, die liebte nur ihre rechte und gar nicht ihre Stieftochter, die doch ein gutes frommes Mädchen war, sie hielt es immer hart und suchte es los zu werden. Eines Tags setzte sie beide an einen Brunnen, da sollten sie spinnen: "wer mir aber den Rocken hinab fallen läßt, den werf ich hinter drein". So sprach sie und band ihrer Tochter den Rocken fest, der Stieftochter aber ganz lose. Kaum hat diese ein bischen gesponnen, fällt ihr der Rocken hinab und die Stiefmutter ist unbarmherzig genug und wirft sie hinab. Sie fällt tief hinunter, kommt in einen herrlichen Garten und in ein Haus, wo niemand ist, in der Küche will die Suppe überlaufen, will der Braten eben verbrennen und der Kuchen im Backofen eben schwarz werden. Sie setzt die Suppe geschwind ab, gießt Wasser zum Braten, und nimmt den Kuchen heraus und richtet an; so hungrig sie aber ist, nimmt sie doch nichts davon außer ein paar Krümchen, die beim Anrichten vom Kuchen herabgefallen sind. Darauf kommt eine Nixe mit furchtbaren Haaren, die gewiß in einem Jahr nicht gekämmt waren, und verlangt, sie solle sie kämmen, aber nicht rupfen und nicht ein einzig Haar ausziehen, welches sie endlich mit vielem Geschick zu Stande bringt. Nun sagt die Nixe, sie wolle sie gern bei sich behalten, sie könne aber nicht, weil sie die paar Krumen gegessen habe; doch schenkt sie ihr einen Ring und andere Sachen, wenn sie den Nachts drehe, wolle sie zu ihr kommen. Die andere Tochter soll nun auch zu der Nixe, und wird in den Brunnen geworfen; sie macht aber alles verkehrt, bezähmt ihren Hunger nicht, und kommt dafür mit schlechten Geschenken zurück.

Eine sechste Erzählung aus Thüringen gibt W. Reynitzsch in dem Buche über Truhten und Truhtensteine (Gotha 1802.) S. 128-131: die schöne Schwester, der die Spindel in den Brunnen gefallen ist, wird von der garstigen hinabgestoßen. Sie kommt auf ein weites Feld, ein weißes Männchen geht mit ihr auf eine grüne Wiese, auf welcher ihnen ein Bardel (Sänger) mit seiner Geige begegnet, sie singend empfängt und geleitet. Eine rothe Kuh, bittet gemolken zu werden, damit ihr der Euter nicht zerspringe, das Mädchen thuts. Sie gelangen endlich an eine prächtige Stadt, das Männlein fragt zu welchem Thor es eingehen wolle, zum Goldthor oder dem Pechthor; es wählt aus Demuth das letztere, wird aber nun durch das erstere geführt, wo alles von Gold trieft, Angesicht und Kleider werden ihr vergoldet. Eine Jungfrau fragt, wo sie wohnen will, im weißen oder schwarzen Haus, sie spricht wieder im schwarzen, wird aber ins weiße geführt; eine andere fragt, ob sie lieber mit schönen Spinnerinnen Goldflachs spinnen und mit ihnen essen wolle, oder mit Katzen und Schlangen. Das Mädchen erschrickt, wird aber zu den Goldspinnerinnen geführt, ißt mit ihnen Braten und trinkt Bier und Meth; nachdem es ein herrliches Leben eine zeitlang da geführt, wird es durch ein Goldthor von einem andern Männchen wieder zurückgebracht und langt mit Goldkränzen behängt zu Hause an. Der gelbe Hahn kräht bei ihrer Ankunft: kickericki, kickericki! und alle rufen: "da kommt die goldene Marie!" — Nun läßt sich die häßliche Schwester auch in den Brunnen stoßen, es folgt von allem das Gegentheil, ein schwarzes Männchen führt sie fort, sie kommt durchs Pechthor in eine Nebelwohnung zu Schlangen und Kröten, wo sie sich nicht satt essen darf und Tag und Nacht keine Ruh hat. — In der Naubertischen Sammlung ist das Märchen I. 136-179 im Ganzen nach jener vierten hessischen Erzählung bearbeitet und in der Weise der übrigen, aber recht angenehm, erweitert.

Eine andere Bearbeitung kommt in einem Buche vor das zu Ulm 1765 erschien und ohne Zweifel aus Volkssage schöpfte: die junge Amerikanerin oder Verkürzung müßiger Stunden auf

dem Meer. Thl. 1 und 2. Das Murmelthier (Liron), so heißt das Stiefkind, muß die gröbste Arbeit verrichten, die Schafe hüten, und dabei eine gegebene Zahl gesponnener Faden mit nach Haus bringen. Das Mädchen setzt sich oft an einen Brunnenrand, eines Tages will es sich das Gesicht waschen und fällt hinein. Als es wieder zu sich kommt, befindet es sich in einer Crystallkugel unter den Händen einer schönen Brunnenfrau, der es die Haare kämmen muß, dafür bekommt es ein kostbares Kleid und so oft es seine Haare schüttelt und sich kämmt, sollen glänzende Blumen herausfallen und wenn es in Noth ist, soll es sich herabstürzen und Hülfe bei ihr finden. Dann giebt sie ihm noch einen Schäferstab, der die Wölfe und Räuber abwehrt, ein Spinnrad und einen Rocken, der allein spinnt, endlich einen zahmen Biber, zu mancherlei Diensten geschickt. Als Murmelthier mit diesen Gaben Abends heim kommt, soll die andere Tochter sich gleiche erwerben, und springt in den Brunnen hinab, sie geräth aber in Sumpfwasser, und wird wegen ihres Trotzes begabt, daß stinkendes Rohr und Schilf auf ihrem Kopf wächst; und wenn sie eins ausreißt, wächst nur noch viel mehr. Nur Murmelthier kann den häßlichen Schmuck auf einen Tag und eine Nacht vertreiben, wenn es sie kämmt, das muß es nun immer thun. — Hieraus folgt die weitere Geschichte des Murmelthiers, wozu wieder andere Märchen benutzt sind, es soll allzeit etwas gefährliches ausrichten, aber durch Hülfe seiner Zauberdinge, vollbringt es alles glücklich.

Einige Aehnlichkeit im Ganzen mit diesem Märchen hat auch das erste in der Braunschweiger Sammlung. Zu vergleichen sind die Erzählungen von der Frau Holla in unsern deutschen Sagen, Bd. 1; über das nordische P. E. Müller in der Sagenbibliothek S. 274. 275. Im Pentam. die zwei Kuchen (IV. 7.).

25.

Die sieben Raben.

Aus den Maingegenden, doch ist der Eingang bis da, wo das Schwesterchen in die Welt zieht, aus einer Wiener Erzählung zugefügt: die andere enthält nur kurz, daß die drei Söhnlein (siebene sind es gleichfalls nach dieser) Sonntags während der Kirche Karten spielten und deshalb von ihrer Mutter verwünscht wurden wie in einem Märchen bei E. M. Arndt sie deshalb zu Mäuschen werden. (S. unten Aehnlichkeit hat das Märchen von den sechs Schwänen (Nr. 49, in welches auch die östreichische Erzählung übergeht; die Raben sind jenen, als eine schwarze, unglücklichere Gestalt entgegengesetzt, auch in dem Märchen von den zwölf Brüdern (Nr. 9.) kommen sie wie hier vor und das Ganze hat einige Aehnlichkeit. — Von dem Glasberg kennen wir noch sonst aus dem Hanauischen eine Erzählung. Es war eine verzauberte Königstochter, die konnte niemand erlösen, als wer den Glasberg erstiegen hatte, worein sie gebannt war. Da kam ein junger Gesell ins Wirthshaus, zum Mittagessen wurde ihm ein gekocht Hühnchen vorgesetzt, alle Knöchlein davon sammelte er sorgfältig, steckte sie ein und ging nach den Glasberg zu. Wie er dabei angekommen war, nahm er ein Knöchlein und steckte es in den Berg und stieg darauf, und dann als ein Knöchlein und als eins, bis er so fast ganz hinaufgestiegen war, aber er hatte nur noch eine einzige Stufe übrig, da fehlte ihm ein Knöchelchen vom Hühnchen, worauf er sich den kleinen Finger abschnitt und in den Glasberg steckte, so kam er vollends hinauf und erlöste die Königstochter. — So erlöst Sivard stolt Brynhiel af Glasbierget (Altdän. Lieder S. 31.), indem er mit seinem Fohlen hinaufreitet; in einem dithmarser Lied kommt vor:

so schalst du my de Glasenburg
mit eenen Pferd opriden.

Wolfdieterich wird in einen Graben gezaubert, da waren, nach dem Dresd. Gedicht Str. 289:

Vir perg umb in geleit
die waren auch glesseine
und waren hel und glatt.

im gedruckten heißt es Str. 1171

mit glasse was fürware
burg und grabe überzogen,
es mocht nichts wan zum tore
sein in die burg geflogen.

Auch im Titurel Str. 6177. kommt ein Glasberg vor. König Artus wohnt bei der See Morgan auf der Glasinsel und leicht ist ein Zusammenhang, nicht blos in den Worten mit dem nordischen Gläsis woll. In Schottland gibt es noch Mauern, die wie mit Glas überzogen sind (vitrified forts). Vergl. Archaeologia Brittan. T. IV. 242. Edda Sämund. II. p. 879. Anm.

Wenn das Schwesterchen hier an das Weltende gelangt, so vergleiche man, was zu dem Froschkönig (Nr. 1.) aus dem schottischen bemerkt worden. Auch Fortunatus reiste so weit, bis er endlich nicht mehr weiter konnte, wozu Nyerup (Morskabslæsning S. 161.) aus einem Liede folgendes bemerkt:

"Gamle Sole ligge der
og forslidte Maaners Här,
hvoraf Stjerner klippes".

damit ist ein Lied im Wunderhorn I, 300. zu vergleichen. Im Titurel heißt es:

swer gar der erde ende
so tiefe sich geneiget,
der findet sunder wende,
daz er antarcticum wol vingerzeiget

Wolfram von Eschenbach im Oranse II. 16b gedenkt eines Landes:

daz so nah der erden orte liget,
dâ nieman furbaz bûwens phliget (wohnt)
unt dâ der tagestern ufgât

so nahen, swer ze fuoz da stât,
in dunket, daz her wol riche dran.

Voß in seiner Abhandlung über die alte Weltkunde gibt folgende Bruchstücke: "die Spinnmädchen erzählen von einem jungen Schneidersgesellen, der auf der Wanderschaft immer weiter und weiter ging, und nach mancherlei Abenteuern mit Greifen, verwünschten Prinzessinnen, zaubernden Zwergen und grimmigen, bergeschaufelnden Riesen zuletzt das Ende der Welt erreichte. Er fand sie nicht, wie die gewöhnliche Meinung ist, mit Brettern vernagelt, durch deren Fugen man die heil. Engel mit Wetterbrauen, Blitzschmieden, Verarbeitung des alten Sonnenscheins zu neuem Mondlichte und des verbrauchten Mond- und Sternenscheins zu Nordlichtern, Regenbogen und hellen Dämmerungen der Sommernächte beschäftigt sieht. Nein, das blaue Himmelsgewölbe senkte sich auf die Fläche des Erdbodens wie ein Backofen. Der Mond wollte eben am Rande der hohlen Decke aufgehn, und der Schneider ließ sich gelüsten, ihn mit dem Zeigefinger zu berühren. Aber es zischte, und Haut und Fleisch war bis an den Nagel hinweggesengt". Falk hat das Märchen bearbeitet in seinem Osterbüchlein S. 178-252. Aus dem Pentamerone gehört auch hierher: die sieben Tauben (IV. 8.) — Ein Theil der Fabel erinnert auch an das Altdän. Lied von Verner Ravn, der von der Stiefmutter verflucht war, und dem die Schwester ihr kleines Kind giebt, durch dessen Auge- und Herzblut er seine menschliche Gestalt wieder erlangte.

26.

Rothkäppchen.

Aus den Maingegenden. Bei Perrault chaperon rouge, wornach Tieks lebendige Bearbeitung in den romantischen Dichtungen.

27.

Die Bremer Stadtmusikanten.

Nach zwei Erzählungen aus dem Paderbörnischen. Eine dritte aus Zwehrn weicht darin ab, daß die vier Thiere die Räuber nicht durch Schrecken aus dem Haus wegjagen, sondern friedlich eintreten, Musik machen und dafür von jenen gespeist werden. Die Räuber gehen nun auf Beute aus und wie sie um Mitternacht heim kehren, begegnet dem der vorausgeschickt wird, das Haus zu erleuchten, was in den andern Erzählungen von dem Kundschafter vorkommt. — Rollenhagen hat das Thiermärchen auch schon im Froschmäuseler im dritten Buch 1, Cap. 8. Ueberschrift: Der Ochs und der Esel stürmen mit ihrer Gesellschaft ein Waldhaus.

Es lag ein Schenkhaus für dem Holz,
darin wohnt ein Krüger stolz,
war ein Reuter-Räuber gewesen,
darnach zu einem Schenken erlesen;
das bei den Junkherrn, wie ihr wißt,
der Reuter best Besoldung ist.
Der meint, weil er kein Nachbarn hätte,
so erführ niemand, was er thäte:
trieb so groß Hurerei und Mord,
daß es Gott endlich sahe und hort
und ließ den Schelm'n mit Hurn und Buben
in seinem Haus und Hofestuben
vom Donner Bliz und Feur verbrennen;
so lernt er Gottes Eifer kennen.
Dieweil aber keiner Hilf thät
und überblieb allein die Stätt,
im Holz nach dem Schrecken zusammen
sechs elend Hausgenossen kamen:
der Ochs, Esel, Hund, Katz und Hahn,
die Gans war auch nährlich (kaum) entgahn.

Dieſelb ihr große Noth beklagten,
wie ſie entkommen waren, fragten,
was ſie aus den verlornen Sachen
nun hinfort wollten ferner machen,
daß ſie nicht würget Wolf und Bär,
als wilde Thier wärn ihr Gefähr. —
Da ſprach der Hund, er wollt ſie bald
zu einem Haus bringen im Wald,
das die Zimmerleut bauten faſt,
hielten darin ihre Küch und Raſt,
als ſie ehemals zu Winterszeiten
im Holz die Stadtgebäud bereiten.
Hernach wär ſein Herr da geweſen,
wenn er die Kaufleut überleſen,
ihr Geld und Waarn zu Straf genommen,
daß ſie nicht blos vom Jahrmarkt kommen:
Sammt und Seiden mit ſein Geſellen
ausgetheilt mit der langen Ellen.
Es hät Nothdurft zu allen Dingen,
das die Freibeuter ließen bringen,
und ritten hernach wieder heim,
ließens ein halb Jahr ledig ſeyn;
käm Zeit, käm Rath und ferner That,
ſie wolltens wagen auf Gottes Berath.
Zogen darauf hin für das Haus,
weil aber niemand kam heraus
und die Thür feſt verſchloſſen war,
blieben ſie in gleicher Gefahr;
und half nicht, daß der Hund umging,
die Naſ' für alle Rißlein ding
und roch, wer da verborgen lage,
und die Katz nach den Fenſtern ſahe.
Bis der Ochs ſprach: "was ſoll dies Weſen,
es nützt uns die kein Federleſen,
wir müſſen die Thür offen haben,

darumb will ich dawider traben."
Der Esel antwortet: "Ja recht!
daß aber alle Ding sein schlecht (in Ordnung)
und uns niemand hernacher schelt,
als wär der Anlauf nicht gemeldt,
will ich zuvor auch Lärmen blasen."
Der Hund leckt auch sein Mund und Nasen
und sprach: "ich spring frisch mit hinan,
bell und beiß, wie ein Jägersmann".
Die Katz, Gans, Hahn waren schwach und klein,
wollten doch nicht die letzten seyn,
sondern zugleich vorn auf der Spitzen
den Feind mit Tatzn und Schnäbeln ritzen.
Bald warf der Ochs sein Schwanz empor,
scharrt mit den Klawen das Fußpor,
versucht die Hörner an eim Baum,
sprang mit eim Brüllen auf den Raum.
Der Esel sperrt weit aus den Rachen
ließ sein hicka! schrecklich herkrachen,
der Hund bell und die Katz murmauet
der Hahn kürlückt, die Gans drabrauet:
Gigack! gigack! flog sie daher,
als wenns der römisch Adler wär;
das wunderlich zusammen rasselt,
wie in Wäldern der Donner prasselt.
Damit satzt der Ochs an das Thor,
daß es Riegel und Schloß verlor,
und prallt zurück von dem Zulaufen,
als fiel das Haus über einen Haufen,
wie denn die Einwohner *) auch dachten,
derhalb nicht lang Bedenken machten,
sondern plötzlich zur Hinderpfort
hinaus stoben zum Sicherort.

---

*) d. h. die Waldthiere, die in dem Haus wohnten.

Die Gäſte blieben in dem Neſt,
das war ihnen das liebſt und beſt.
Und als ſich kein Wirth darin fand,
erwählt ein jeder ſeinen Stand.
Der Ochs ſagt "zum Stall ich mich füg,
in der Krippen iſt Futter zur Gnüg."
Der Eſel ſagt: "ich bleib bei dir,
was dir gefällt, gefällt auch mir."
Die Katz ſagt: "ich ſitz auf dem Heerd,
ob mir ein Mäuslein wär beſchert,
das nach der Speis Geruch ankäm
und ich für meine Speis annähm.
Ich ſitz ohn' das gern in der Wärm,
ob ich gleich auch bisweil umbſchwörm."
Der Hund ſagt: "ich bleib an der Thür,
zu ſchauen, wer wandert dafür,
wenn ich ein Häslein ſo erwiſch,
ich bring es der Katzen zu Tiſch."
Die Gans ſagt: "ich bleib hinter der Thür,
ſo kriech ich, wenn ich will, herfür,
und ſuch mein Futter in dem Gras,
ich ſchlaf auch leiſer, denn ein Has,
und halt mit großen Sorgen Wacht,
es ſey bei Tag oder bei Nacht."
Der Hahn ſagt: "für des Fuchſes Liſt
auf dem Balken mein Schlafſtätt iſt,
da mich doch niemand müſſig findt,
ich ruf die Stund aus und die Wind,
ich meld auch alle fremde Gäſt:
jeder verwalt das ſein aufs beſt."
Indeß erholten ſich die Thier,
die ſonſt für Schrecken ſtorben ſchier,
da ſie aus ihrem Haus entſprungen,
die Alten ſuchten ihre Jungen,
der Mann das Weib, das Weib den Mann
bis einer zu dem andern kam,

da hielten sie Rath ingemein
was doch das Posaunen möcht seyn,
das Feldgeschrei und grausam Prangen,
damit der Hausturm wär angangen?
ob Gespenst oder Mannthier kommen,
wider sie den Krieg vorgenommen?
Es ging zwar, wie man sagt, vor Jahren
und sie nun mußten auch erfahren,
wenn ein Schrecken kömmt unversehens,
so gilt es fliegens und nicht stehens.
Wenn ein Schrecken befällt die Helde
so fleugt Muth, Herz, Mann aus dem Felde,
wie muthig er zuvor auch war,
so ist er denn verzaget gar.
Dennoch wär es im ganzen Lande
ihnen nachzusagen eine Schande,
daß sie wärn großmächtige Herrn,
Leun, Leoparden, Wölf und Bäre,
mußten nicht, wer sie heimgesocht,
aus ihrer Wohnung ausgepocht.
Und ward für rathsam angesehen,
der Wolf sollt bei Nacht schleichen gehen,
ins Haus horchen, gründlich erfahren,
was ihre Feind für Leute waren,
weil er gewandert wie ein Hund
und derhalben viel sprechen kunnt.
Als er aber kam am Morgen wieder
und sich für Schrecken leget nieder,
kamen sie all zu ihm angehen
und häufig um ihn herumb stehen,
fragten, wie er die Sach geworben?
Er sprach: "ich war beinah gestorben,
so freundlich ward ich da empfangen;
zur Unzeit war ich ausgegangen.
Sie spielten aber also mit mir,
daß ich nun glaub, es sind Mannthier,

oder ja Feldteufel mit unter,
mir widerfuhr nie größer Wunder,
Ich kam dahin umb Mitternacht,
da jeder ſchlief und niemand wacht,
allein der Hund laz für dem Thor
reckte ſeine Ohren hoch empor
und bellt, als wollt er thörigt werden:
fiel mich an mit rauchen Gebährden,
daß ihm mein Haar beklebt im Munde
und ich bekam am Hals ein Wunde.
Ich that aber, wie ich ſonſt pflag,
wenn ich beim Hund gefangen lag
und ſtellt mich nicht zur Gegenwehr,
gedacht, deinthalb komm ich nicht her,
und ſprang damit zur Küch hinein,
vermeint daſelbſt ſicher zu ſeyn.
Der Küchenjung aber lag auf dem Heerd
und blieb für mir gar unverfährt,
wollt Feur und Licht anblaſen raſch,
und blies mir ins Geſicht die Aſch,
ſchlug mir die Nagel in die Augen
wuſch mir das Haupt mit ſolcher Laugen,
daß mir das ſehen ſchier verging
und ich irr zu kriechen anfing:
kam in den Stall, eilet zur Pfort
der Staalbruder erwachet fort,
hub an zu ſchnauben und zu blaſen,
als hätt' er eines Leuen Naſen,
faſt mich mit der Gabel gewiß,
gab mir damit ein ſcharfen Riß
und warf mich hin ins Junaen-Lager,
da kam ich erſt zum böſen Schwager.
Der plumper, tölpſcher, loſer Fiſcher,
der grobianſcher Stiefelwiſcher
in dem blinden Lermen unfug
zu mir mit der Kratzbürſt einſchlug.

eben als wenns ein Feuerstein wär:
er traf gewiß und leiden schwer,
daß ich zum Stallknecht fiel hernieder,
der faßt mich mit der Gabel wieder
und warf mich über sich herunter,
daß ich leben blieb, hat mich Wunder.
Ich lag da mehr denn halber todt
bat um Gnad, klaget meine Noth,
aber sie ließen mir keine Ruhe,
traten mit Füßen auf mich zu,
bis ich zuletzt mich noch erholt
und nach dem Thor hinlaufen wollt.
Da war der ein Wächter erwacht,
rief vom Söller mit aller Macht:
wacht auf! wacht auf! wacht auf! wacht auf!
ich gedacht, lauf, o mein Kerle lauf,
der Posauner blies auch und sprach:
eilt hinten nach, eilt all hernach!
Als ich aber die Thür einnahm,
sitzt der Reitschmied hinter der Thür
greift mit der glühenden Zang herfür
in meinen Schwanz, daß er gleich zischt.
Da ich nun mein, ich sey entwischt,
faßt mich noch der Hund bei dem Ohr,
das ich lieber denns Haupt verlor;
hätt er den Darm erhaicht gewiß
den mir die Strohgabel ausriß,
ich hätte da müssen auf der Straßen
beim Eingeweid mein Leben lassen;
ich zweifel auch nicht, wenn wir nicht laufen,
es wird folgen der helle Haufen
und uns sämptlich allhie ermorden,
wie ich verstund aus ihren Worten."
Die Red bracht allen solch ein Schrecken
daß jeder lief sich zu verstecken

und die Hausleut ohn' Ansprach
beinander hatten gut Gemach.

Aus den wilden Waldthieren sind in unserm Märchen Räuber geworden. Jenes ist wohl ursprünglicher, da auch in dem handschriftlichen-lateinischen Reinhart Fuchs eine Fabel vorkommt, wie Ziege. Bock, Fuchs, Hirsch, Hahn und Gans reisen, sich in einem Waldhaus aufhalten und den dazu kommenden Wolf anführen. Ueberhaupt ist zu merken, daß hier die stärkern, wilden, mächtigen getäuscht werden (wie in Nr. 102.), aber auch die Zwerge überlisten die Riesen. Vollständiger ist insoweit Rollenhagen, als auch der Ochs und die Gans bei ihm auftreten und besonders ist bei letzterer der gute Zug zu merken, daß ihr Schnabel von dem Erschrockenen für eine glühende Eisenzange gehalten wird. Vergleiche zum Ganzen die Wirthschaft des Lumpengesindels (Nr. 10.)

28.

Der singende Knochen.

Aus Niederhessen, ebendaher, doch aus verschiedenen Orten, noch zwei andere Erzählungen. Sie heben an wie das Märchen von dem Wasser des Lebens (Nr. 97.) Ein alter König wird krank, will seine Krone weggeben und weiß nicht, welchem von seinen drei (oder zwei) Söhnen. Endlich beschließt er, daß sie demjenigen zufallen soll, der einen Bär mit einem goldenen Schlößchen (oder ein Wildschwein) fangen kann. Der älteste zieht aus, bekommt ein Pferd, einen Kuchen und eine Flasche Wein mit auf den Weg. In dem Wald sitzt ein Männlein unter einem Baum, fragt freundlich, wohinaus? und bittet um ein Stückchen Kuchen. Der Königssohn antwortet voll Hochmuth, gibt ihm nichts und wird nun

von dem Männlein verwünscht, daß er den Bären umsonst suchen soll. Er kehrt also unverrichteter Sache wieder heim, der zweite wird ausgeschickt; es geht nicht besser. Nun kommt an den Jüngsten, den Dummling die Reihe, er wird ausgelacht und erhält statt des Pferds einen Stock, statt des Kuchens Brot, statt des Weins Wasser. In dem Wald redet ihn das Männlein an, wie die beiden andern, er antwortet freundlich und theilt seine Speise mit ihm. Da gibt ihm das Männlein ein Seil, womit er den Bären auch fängt und ihn heimführt (die andere Erzählung sagt kurz der zweite Sohn habe das Wildschwein erlegt). Der älteste Bruder sieht ihn kommen, geht ihm entgegen und ermordet ihn; das übrige stimmt überein.

In einem altschottischen Lied kommt dieselbe Sage vor: aus dem Brustbein der ersäuften Schwester macht ein Harfner eine Harfe, die von selbst zu spielen anfängt und Weh über ihre Schwester ruft (Scotts minstrelsy II. 157-162.) In dem färöischen Lied über denselben Gegenstand kommt auch noch der Zug vor, daß die Saiten der Harfe aus den Haaren der Erschlagenen gemacht werden. S. Schwedische Volkslieder von Geyer und Afzelius I. 89.

29.

Der Teufel mit den drei goldenen Haaren.

Aus Zwehrn, eine andere Erzählung aus den Maingegenden stimmt im Ganzen überein, ist aber viel unvollständiger: es werden blos drei Federn vom Vogel Phönix gesucht, wie der Teufel heißt. Eine dritte, wieder aus Niederhessen, enthält einen Theil des Märchens und leitet es folgender Gestalt ein: Eine Königstochter sieht einen Holzhacker unter ihrem Fenster arbeiten und verliebt sich seiner Schönheit wegen in ihn. Es ist Gesetz, daß wer drei goldene Haare vom Kopf des Teufels bringt, ihr Gemahl werden soll, schon viele Lö-

nigssöhne haben das Abenteuer vergeblich unternommen; nun wagt es der Holzhacker aus Liebe zu ihr. Die Weise der Entwickelung ist nicht verschieden, in den zwei ersten vorgelegten Fragen ist eine geringe Abweichung: warum ein Marktbrunnen vertrocknet sey, warum ein Feigenbaum nicht mehr grüne. Als er die Antwort bringt, so erhält er außer Gold zur Belohnung auch zwei Regimenter, Soldaten und Fußvolk, womit er den alten König bewegt, sein Wort zu halten. In seinen Volksmärchen theilt Büsching (Nr. 55.) auch eine mündliche Ueberlieferung mit; die Bedingungen bei der Auflösung des Zaubers sind sehr angehäuft und das Ganze scheint vorsätzlich und nach französischer Weise erweitert. Verwandt mit dem Eingang des Märchens ist eine alte Sage von Kaiser Heinrich III. (s. deutsche Sagen II. St. 480.) Der letzte Theil, wo dem Teufel die Fragen vorgelegt werden, hat Aehnlichkeit mit einem ital. Märchen im Pentam. (IV. 3.) — Der Aberglauben von der Glückshaut ist auch in Island einheimisch, man glaubt, daß ein Geist darin wohne, der durchs ganze Leben das Kind begleite, daher die Glückshaut sorgfältig bewahrt und versteckt wird. In Belgien nennt man sie den Helm und nach der rothen oder bleichen und schwärzlichen Farbe schloß man auf das zukünftige Glück. (Del Rio disquisitt. magicae IV. 2. 9. 7.) Vergl. Edda Sämundar II. S. 653. Anmerk. (Kopenh. Ausg.).

30.

Läuschen und Flöhchen.

Aus Cassel. Nähert sich dem Inhalt nach den Kinderliedern: "Es schickt der Herr den Jokel aus, er soll den Hafer schneiden" u. s. w.

31.

Das Mädchen ohne Hände.

Nach zwei im Ganzen übereinkommenden und sich ergänzenden Erzählungen aus Hessen. Die eine aus Zwehrn, hat den Eingang nicht, sondern gibt nur an: Ein Vater habe seine eigene Tochter zur Frau begehrt, und als diese sich geweigert, ihr Hände (und Brüste) abschneiden, ein weißes Hemd anthun lassen, darauf sie in die Welt fortgejagt. In der weitern Geschichte hingegen, die nach ihr fast ganz erzählt ist, übertrifft sie die andere an innerer Vollständigkeit, nur ist aus dieser beibehalten, daß der Teufel die Briefe vertauscht: während hier die alte Königin es thut, von Anfang gegen ihre Schwiegertochter bös gesinnt. Dort sind noch eigenthümliche Züge, daß das Mädchen eh sie der König heirathet, eine zeitlang die Hühner an seinem Hofe hütet und daß hernach, als sie mit dem Kind auf dem Rücken in den wilden Wald verstoßen ist, ein alter Mann sie heißt die abgestumpften Arme dreimal um einen Baum schlingen; während sie (und die Brüste) durch Gottes Gnade hier von selbst wieder wachsen; auch sagt er ihr, daß sie das Haus, in welchem sie wohnen soll, nur dem öffnen dürfe, der dreimal um Gotteswillen darum bitte; was hernach auch der König, als er davor kommt, thun muß, eh er eingelassen wird. — Eine dritte Erzählung aus dem Paderbörnischen stimmt im Ganzen mit der aus Zwehrn. Statt eines Engels leitet ein vom Himmel herabkommendes Lichtlein das arme Mädchen. Als es im Wald mit den abgehauenen Händen umhergeht, sieht es ein blindes Mäuschen, das den Kopf in ein vorbeirinnendes Wasser hält und dadurch wieder sehend wird; da hält das Mädchen unter Beten und Weinen die Arme ins Wasser und es wachsen ihm die Hände wieder. — Eine vierte Erzählung aus dem Mekelnburgischen enthält eine andere Gestaltung der Sage. Eine Mann hat eine Tochter, die betete immer Tag und Nacht und war noch ein Kind, da ward er

bös und verbot es ihr, aber sie betete immer fort, da schnitt er ihr endlich die Zunge aus, aber sie betete in Gedanken und schlug das Kreuz dazu. Da ward der Mann noch zorniger und hieb ihr die rechte Hand ab, aber sie schlug mit der linken das Kreuz. Da haut er ihr den Arm bis an den Ellenbogen ab. Nun sprach ein Mann zu ihr: "geh fort, sonst haut dir dein Vater auch noch den linken Arm ab": da war sie erst sieben Jahr alt und ging fort und immer fort, bis sie Abends vor ein großes Haus kam, vor dem stand ein Jäger. Sie gab ihm zu verstehen, daß sie Hunger hätte und er sie aufnehmen möchte. Der Jäger hätte es gerne gethan, er wußte aber nicht, wo er sie hinbringen sollte, endlich brachte er sie in den Hundestall, wo die zwei Lieblingshunde des reichen Grafen lagen, bei dem er diente. In dem Ställchen blieb sie zwei Jahre lang und aß und trank mit den Hunden. Nun merkte der Graf, daß seine Hunde so mager wurden und fragte den Jäger um die Ursache; da gestand er, daß er ein Mädchen aufgenommen habe, das mit den Hunden das Essen und Trinken theile. Sprach der Graf, er solle es vor ihn bringen, aber das Mädchen wollte nicht, da ging er selbst hinab in den Stall und sah es und sprach: "es soll zu mir ins Schloß, ich will es erziehen". Da war es neun Jahr alt. Es trug sich zu, daß, als es einmal vor der Thüre stand, ein armer, greiser Mann daher kam, und um eine milde Gabe bat; es schenkte ihm etwas, da sprach er: "du sollst deine Zunge und deinen Arm wieder haben", und gab ihm einen Stab und sagte: "nimm diesen Stab und geh gerade fort, er wird dich vor Bösem schützen und dir den Weg zeigen". Da nahm es den Stab und ging fort ein paar Jahre lang: es gelangte zu einem Wasser und trank daraus, da kam seine Zunge geschwommen und wuchs fest in dem Munde, es hielt den abgehauenen Stumpf ins Wasser, da kam der Arm und wuchs fest und darnach auch Hand. Nun nahm es den Stab und ging wieder zurück zum Grafen, aber es war so schön geworden, daß er es nicht mehr erkannte. Da gab es sich zu erkennen und sie wurden Eheleute. — Man sieht, daß das Märchen die volks-

mäßige Quelle ist, woraus die im Mittelalter so bekannten Dichtungen von Mai und Beaflor, der schönen Helena u. a. entsprungen sind. Hierzu stimmt noch besonders das Bruchstück einer vierten heſsischen Erzählung, wornach die Königin mit zwei Kindern verstossen wird und ihr zwei Finger abgeschnitten werden, welche die Kinder bei sich tragen. Die Kinder werden ihr von Thieren geraubt und dienen als Küchenjungen, die Mutter als Waschfrau. — Im Pentamerone das 22ste Märchen.

32.

Der geſcheidte Hans.

Aus den Maingegenden. Eine ähnliche Geschichte steht in Frei's Gartengesellschaft (1557.) Cap. 1. und der Sache nach übereinstimmend, nur mit andern Worten in Kirchhofs Wendunmuth (1565.) I. Nr. 81. Wir theilen sie aus jenem Buche mit.

Im Geslinger Thal, da wohnt eine sehr kriche Wittfrau, die hät einen einigen Sohn, der war eines groben und tollen Verständniß: er war auch der allernärrischste Mensch unter allen Einwohnern desselbigen Thals. Derselbige Geck sahe auf eine Zeit zu Sarbrücken, eines wohlgeachten herrlichen Manns Tochter, die eine schöne, wohlgestalte, verständige Jungfrau war. Der Narr ward ihr gleich hold und lage der Mutter an, daß sie ihm dieselbige zu einer Frauen schaffen wollte, wo nicht, so wollte er Ofen und Fenster einschlagen und alle Stiegen im Haus abbrechen. Die Mutter wußt und sahe wohl ihres närrischen Sohns Kopf und fürcht, wenn sie ihn gleichwohl um die Jungfrau werben ließe und ihm ein groß Gut dazu gebe, so wär er doch ein so ungehobelter Esel, daß nichts mit ihm auszurichten oder versehen wäre. Wiewohl aber der Jungfrauen Eltern herrliche Leute und von gutem Geschlecht, so waren sie doch also gar arm, daß sie Armuth halber die

Tochter ihrem Stande nach nit wüßten zu versorgen, derohalben diese Werbung desto leichter Statt gewann. Die Mutter furchte nun auch, dieweil ihr Sohn also ein großer ungeschickter Götz wäre, daß ihn vielleicht die Jungfrau nit wöllen haben; gab ihm darum allerhand Lehren, damit er sich bei der Braut fein höflich zuthun und hurtig machen könnte. Und als der Kloß erstlich mit der Jungfrau red't, da schankt sie ihm ein hübsch paar Handschuh aus weichem Corduanleder gemacht. Lawel thät sie an, zog heim; so kommt ein großer Regen, er behielt die Handschuhe an: galt gleich, ob sie naß wurden oder nit. Wie er aber einen Steg will gan, so glitscht er aus und fällt ins Wasser und Moor, er kommt heim, war wohl besudelt, die Handschuhe waren eitel Fleisch: klagts der Mutter, die gut alt Mutter schalt ihn und sagte, er sollts ins Fazziletlin (Schnupftuch) gewickelt und in Busen gestoßen haben. Bald darnach zucht der gut Löffel wieder zu der Jungfrauen; sie fragt nach den Handschuhen, er sagt ihr, wie es ihm mit gegangen wäre. Sie lacht und merkt das erst Stück seiner Weisheit und schenkt ihm ein Habicht. Er nahm ihn, ging heim und gedacht an der Mutter Rede, würgt den Habicht, wickelt ihn in sein Brustuch und stieß ihn in den Busen. Kam heim, wollt den hübschen Vogel der Mutter zeigen, zog ihn aus dem Busen. Die Mutter fährt ihm wieder über den Kamm, sagt, er sollte ihn fein auf der Hand getragen haben. Zum drittenmal kommt Jockel wieder zu der Jungfrau, sie fragt, wie es um den Habicht stände, er sagt ihr, wie es ihm mit gegangen; was sie gedacht: er ist ein lebendiger Narr; sah wohl, daß ihm nichts säuberlichs noch herrlichs gebührte, und schenkt ihm ein Egge, die er brauchen sollt, wenn er gesät hätte. Er nahm der Mutter Wort zu Herzen, und trug sie auf den Händen empor, wie ein anderer Löffelbitz heim. Die Mutter war gar übel zufrieden, sprach, er sollt sie an ein Pferd gebunden haben und heim geschleift. Letzlich sahe die Jungfrau, daß Christam und Tauf an ihm verloren war, denn es war weder Vernunft noch Weisheit in ihm, wußt nit, wie sie des Narren ledig werden sollt, gab ihm daher ein groß Stück Specks, und

ſtieß es ihm in den Buſen: er wars wohl zufrieden. Er wollt heim und fürcht, er würds im Buſen verlieren, und bands einem Roß an den Schwanz, ſaß darauf und ritt heim, da lieſen die Hunde hinten nach und riſſen den Speck dem Pferd vom Schwanz und fraßen ihn. Er kommt heim, der Speck war auch hinweg. Hintennach ſahe die Mutter ihres Sohns Weisheit, fürcht, die Heirath würd' nit vor ſich gehen, fuhr zu der Jungfrau Eltern, begehrt den Tag der Beredung zu wiſſen mit ihrem Sohn, und wie ſie hinweg will, befiehlt ſie ihm ernſtlich, daß er wohl Haushalt und kein groß Weſen mach, denn ſie hab eine Gans über Eiern ſitzen. Als nun die Mutter aus dem Haus war, ſo zeucht der Sohn fein in den Keller, ſauft ſich voller Weins und verliert den Zapfen zum Faß, wie er den ſucht, ſo lauft der Wein alle in den Keller. Der gut Vetter nimmt einen Sack mit Mehl, und ſchütt' es in den Wein, daß es die Mutter nit ſähe, wenn ſie kommt. Demnach lauft er auf hin ins Haus, und hat ein wild's Gebrächt: ſo ſitzt die Gans da und brütelt, die erſchrickt und ſchreit gaga! gaga! Den Narren kommt ein Furcht an und meint, die Gans hät geſagt: "ich wills ſagen", und fürcht, ſie ſchwätzt, wie er im Keller Haus gehalten: nahm die Gans und hieb ihr den Kopf ab. Nun furcht er, wo die Eier auch verdürben, ſo wär er in tauſend Läſten, bedacht ſich und wollt' die Eier ausbrüten, meint doch, es würd ſich nit wohl ſchicken, dieweil er nit voll Federn wäre, wie die Gans. Bedacht ſich bald, zeucht ſich ganz aus und ſchmiert den Leib zuring mit Honig, den hätt die Mutter erſt neulich gemacht und ſchütt darnach ein Bett aus und walgert ſich allenthalb in den Federn, daß er ſahe, wie ein Hanfbutz, und ſetzt ſich alſo über die Gänseeier und war gar ſtill, daß er jungen Gäns nit erſchreckt. Wie Hanswurſt alſo brütet, ſo kommt die Mutter und klopft an die Thüren: der Lawel ſitzt über den Eiern und will keine Antwort geben, ſie klopft noch mehr, ſo ſchreit er gaga! gaga! und meint, dieweil er junge Gäns (oder Narren) brütelt, ſo könnt' er auch keine andre Sprach. Zuletzt dräut ihm die Mutter ſo ſehr, daß er aus dem Neſt kroch und ihr aufthät.

Als sie ihn sahe, da meint' sie, es wär der lebendige Teufel, fragt, was das wäre, er sagt ihr alle Ding nach der Ordnung. Der Mutter wars Angst mit dem Doppelnarren, dann die Braut sollt bald nachfolgen, und sagt zu ihm, sie wollts ihm gern verzeihen, er sollt sich nur jetzt züchtig halten, denn die Braut käme, daß er sie fein freundlich empfahen und grüßen sollte und die Augen also höflich und fleißig in sie werfen. Der Narr sagt ja, er wollts alles thun, wischt die Federn ab, und thät sich wieder an, geht in den Stall und sticht den Schafen allen die Augen aus, stößt sie in Busen. Sobald die Braut kommt, so geht er ihr entgegen, wirft ihr die Augen alle, soviel er hat, ins Angesicht, meint, es müsse also seyn. Die gut Jungfrau schämet sich, daß er sie also beschmutzt und verwüst hat, sah des Narren Grobheit, daß er zu allen Dingen verderbt war, zog wieder heim, sagt ihm ab. Also blieb er ein Narr nach wie vor und brütelt junge Gäns noch auf diesen Tag aus. Ich besorg aber, wenn sie ausschliefen werden, so sollten es wohl junge Narren seyn. Gott behüt uns.

Die klugen Thaten des gescheidten Hans werden bald in dieser bald in jener Ordnung und Wendung, vermehrt und vermindert erzählt. Verwandt sind die Märchen von der klugen Else (Nr. 34.) und dem Catherlieschen (Nr. 59.), worin gerade der eben in Frei's Geschichte erzählte Schwank, den verschütteten Wein mit Mehl aufzutrocknen, vorkommt. Das Ausbrüten der Kälber bei Hans Sachs (B. 2. Thl. 4. S. 138. Kempt. Ausg.) gehört gleichfalls hierher; ferner wird von einer Ziege erzählt, die Hans ins Bett legt u. dgl. Vgl. Bebelii facetiae Amst. 1651. p. 47 - 49). Ein Kinderlied (s. Dichtungen aus der Kinderwelt. Hamb. 1815.) bezieht sich auch auf unsere Sage und weiß neue Streiche:

Hansel am Bach
macht lauter gute Sach:
hats Häuschen verbrennt,
hat Lumpen drum gehängt!

(Nämlich, um sie zu trocknen).
hat Fischlein gefangen,
hat die Schuppen heim bracht!
(Das andere weggeworfen).
Hansel und Gretel
zwei lustige Leut;
Hansel ist närrisch,
Gretel nicht gescheit!

Wahrscheinlich bezieht sich auf unser Märchen auch die Erwähnung des Rollhagen in der Vorrede zum Froschmeuseler: "vom albern und faulen Heinzen". Im Pentamerone (I. 4.) Vardiello.

33.

Die drei Sprachen.

Aus Oberwallis, von Hans Truffer aus Visp erzählt.

34.

Die kluge Else.

Aus Zwehrn; eine andere Erzählung, ebenfalls aus Hessen von Hansens Trine fängt gleich damit an, daß die faule Trine fragt: "was thu ich, eß ich, oder schlaf ich oder arbeit ich?" Hans findet sie in der Kammer schlafend und schneidet ihr den Rock bis zu den Knien ab, welches sie dann, als sie aufwacht, an sich selbst irr macht. Hierzu ist eine Stelle in Joh. Pomarius sächs. Chronik 1588. S. 14. zu bemerken: "welche Magd oder Weib in Unzucht begriffen ward, der schnitt man die Kleider unter dem Gürtel ab, geiselte sie und verweisete sie von den Leuten". — Im Ganzen hat die kluge

Else. Zusammenhang mit dem Catherlieschen (Nr. 59.) und in einem Stück Uebereinstimmung.

35.

Der Schneider im Himmel.

Nach einer Erzählung in Frei's Garten-Gesellschaft Nr. 61. und in Kirchhofs Wendunmuth Thl. 1, Nr. 230. Fischart in der Flohhatz spielt auf das Märchen an, nur ist darnach blos vom heil. Petrus die Rede:

— wie man von Sant Peter saget,
der, als er Herr Gott war ein Tag
und Garn sah stehlen eine Magd,
wurf er ihr gleich ein Stuhl zum Schopf,
erwies also sein Peterskopf:
hätt's solcher Gestalt er lange getrieben,
es wär kein Stuhl im Himmel blieben.

Bei Hans Sachs (Bd. V. Thl. 3. S. 89. Kempt. Ausg.) der Schneider mit dem Panier. — Das Märchen dauert aber noch immer im Volk, und Möser erwähnt es in seinen vermischten Schriften I. 332 u. II. 235. — Der Stuhl des Herrn, von dem man die ganze Welt überschaut, erinnert merkwürdig an Odins Sitz, Namens Hlidsciálf, von dem er alles sah, was auf Erden vorgieng und auf den sich zuweilen andere setzten, wie namentlich die Edda von Sreyr erzählt.

36.

Tischchen deck dich, Goldesel und Knüppel aus dem Sack.

Aus Hessen; eine andere Erzählung ebendaher leitet folgendergestalt ein. Ein Schneider hatte drei Söhne, die schickte

er nacheinander in die Welt, die sich umsehen und was rechtschaffenes lernen sollten; damit sie nicht leer ausgingen, bekam jeder einen Pfannkuchen und einen Heller mit auf den Weg. Der älteste zog zuerst aus, kam zu einem Herrlein, das zwar in einer Nußschale wohnte, aber gewaltig reich war. Der Schneider soll ihm für eine gute Belohnung seine Heerde am Berge hüten und weiden; nur dürfe er, sprach es, nicht in ein Haus gehen, das am Fuße des Bergs stehe und woraus lustige Tanzmusik erschalle. Der Schneider hütet eine zeitlang die Heerde ordentlich, läßt sich aber doch am Ende verführen in das verbotene Haus zu gehen. Nun schickt ihn der Herr fort, gibt ihm aber, weil er sonst sich gut gehalten, ein Tischchen deck dich. Damit macht er sich heim, es wird ihm aber unterwegs vertauscht; er hat also seinen Pfannkuchen verzehrt und seinen Heller ausgegeben und bringt nur ein unnützes Tischchen mit. Der zweite Sohn wird nun ausgeschickt, kommt zu demselben Herrlein, hat ein gleiches Schicksal, wie sein Bruder und statt des ächten bringt er einen falschen Goldesel mit. Dagegen der dritte Sohn hält sich bei dem Männlein das ganze Jahr hindurch, wie es verlangt hat, und da er sich die Ohren mit Baumwolle verstopft, ist ihm das Haus mit der Musik nicht gefährlich geworden. Er bekommt beim Abschied einen Knüppel aus dem Sack, damit verschafft er seinen Brüdern die verlorenen Wunderdinge wieder und sie leben nun mit ihrem Vater vergnügt, der sich freut, seine drei Heller an seinen Söhnen nicht verschwendet zu haben. — In Lina's Märchenbuch von Albr. Lud. Grimm Nr. 4. der Knüppel aus dem Sacke. Im Pentamerone hat das erste Märchen im Hauptgang sichtbare Aehnlichkeit mit dem unsrigen. Uebrigens haben schon die welschen Barden ein Tischchen deck dich gekannt, denn unter den dreizehn königlichen Kostbarkeiten der brittischen Insel war auch das Tischtuch oder der Tisch des wohlgebornen Rhyddrich (S. 601): was für Speise und Trank man wünschte, befand sich darauf (Jones relicks of the welsh bards II. 47.).

37.

Daumesdick.

Aus Mühlheim am Rhein. Gehört in den Fabelkreis von des Schneiders Däumerling Wanderschaft (Nr. 45.). Vergl. die dortigen Anmerkungen.

38.

Die Frau Füchsin.

Wird vielfach in Hessen und in den Maingegenden erzählt, wir theilen hier die zwei bedeutendsten Abweichungen mit, die andern Verschiedenheiten laufen dahin aus, daß der alte Fuchs wirklich oder nur scheintodt (wie im altfranzös. Gedicht) ist und daß entweder blos Füchse oder auch andere Thiere kommen und um die Wittwe freien. Im letzten Fall sind ihre Fragen mannichfaltiger: "wie sieht der Freier aus? hat er auch ein roth Käppchen auf?" — "Ach nein, ein weiß Käppchen!" denn es war der Wolf. — "Hat er ein roth Camisölchen an? — "Nein, ein gelbes!" denn es war der Löwe. — Die Anrede an die Katze im Eingang hat auch mancherlei Verschiedenheiten:

"Frau Kitze, Frau Katze,
schön Feuerchen hatse,
schön Fleischchen bratse,
was macht die Frau Fuchs?"

Oder auch:

"Was macht sie da, mein Kätzchen?" —
"Sitze da, wärm mir das Tätzchen."

Herzog:

Da lief das kleine Kätzelein,
mit seinem krummen Schwänzelein

die Treppe hoch hinauf:
"Frau Füchsin, ist sich drunken ein schönes Thier!
gestaltet wie ein schöner Hirsch vor mir."
"Ach nein" antwortet die Frau Füchsin und hält dem alten Herrn einen Lobspruch, worin sie seine mancherlei Tugenden erwähnt; jenachdem die verschiedenen Thiere sind, wird immer etwas anderes vom Fuchs gelobt.

Den wichtigen Zusammenhang dieses gewiß uralten Märchens mit dem noch ungedruckten altfranzös. roman du renard wird in unserer Ausgabe dieses Gedichts abgehandelt werden.

39.

Die Wichtelmänner.

Alle drei aus Hessen; zu dem Vers in der dritten Erzählung ist zu merken, daß nach Dähnerts plattd. Wörterb. S. 556. von sehr alten Dingen gesagt wird: "old, as de Bremer Wold". Schütze im holst. Idiot. III. 173. 373 hat: "so vold as de Bremer Woold. — Die Dänen haben dasselbe Märchen, s. Thiele dän. Sagen I. 47. Zu vergleichen sind die Sagen von dem stillen Volk, den wohlwollenden Zwergen und gut gesinnten Kobolden im ersten Band unserer deutschen Sagen.

40.

Der Räuberbräutigam.

Nach zwei Erzählungen aus Niederhessen: in der einen wird statt der Erbsen und Linsen weniger gut Asche zum Zeichen auf den Weg gestreut. Eine dritte unvollständigere Sage aus den Maingegenden; hier ist es eine Königstochter, wel-

cher der Bräutigam den Weg durch Bänder bezeichnet, die er an jeden Baum bindet. Als sie hinter dem Faß versteckt ist, bringen die Räuber ihre Großmutter und hauen ihr den Finger ab. In den Märchen von Carol. Stahl: die Müllerstöchter (s. unten.)

41.

Herr Korbes.

Aus den Maingegenden, doch auch in Hessen haben wir es gehört, der Vers lautete etwas anders:

der Wagen schnurrt,
das Mäuschen pfeift,
der Hahn der schüttelt seinen Bart,
das Ding hat eine gute Art!

Verwandt ist das damit das Lumpengesindel (Nr. 10.).

42 und 43.

Der Herr Gevatter und die wunderliche Gasterei.

Beide sind aus den Maingegenden und haben viel Gemeinschaftliches, wahrscheinlich sind es Bruchstücke, die blos das seltsam-grausenhafte von des Teufels Wirthschaft darstellen wollen.

44.

Der Gevatter Tod.

Aus Hessen, doch schließt hier die mündliche Erzählung damit, daß der Tod dem Arzt die Höhle mit den Lebenslich-

tern zeigt und ihn warnt. Die List des Todes, womit er seinen Pathen bestraft ist nach der Erzählung des Märchens in Schillings neuen Abendgenossen III. 145–286, der es aber gleichfalls aus heutiger Volkssage aufgenommen hat. Erweis von ihrem Alter kann schon allein geben, daß sie Jacob Ayrer in einem Faßnachtsspiel (dem 6ten im opus theatr.) vom "Baur mit seim Gevatter Tod" bearbeitet hat. Erst bietet sich Jesus dem Kindtaufvater an, der ihn aber verwirft, weil er einen reich, den andern arm mache. Drauf naht sich der Teufel, den er gleichfalls ausschlägt, weil er vor dem Namen des Herrn und des heiligen Kreuzes weglaufe (gerade wie der h. Christoph, als er sich einen Herrn sucht,). Der Teufel schickt ihm zuletzt den Tod auf den Hals, der alle Leute gleich behandelt, Gevatter steht und verspricht ihn zum Arzt zu machen, als woraus ihm überreicher Lohn entspringen werde:

bey allen Kranken sinst du mich
und mich sieht man nicht bey ihn seyn,
dann du sollst mich sehen allein,
wenn ich steh bey des Kranken Füßen
so wird derselbe sterben müssen,
alsdann so nim dich sein nicht an,
sichstu mich aber beym Kopfen stehn ꝛc.

zum Schein der Arznei solle er nur zwei Aepfelkern in Brot gesteckt eingeben. Dem Bauer gelingts damit, aber zuletzt holt der Tod seinen Gevatter selbst.

Dieselbe Fabel, jedoch mit eigenthümlichen Abweichungen (worunter die beste, daß nicht der Vater, sondern das neugeborene Kind selbst die Doctorgabe empfängt), erzählt Prätorius im Glückstopf 1669. S. 147–149.

Die Lichter woran das Leben gebunden wird, erinnern an den Nornagest und die noch gangbare Redensart: "das Lebenslicht, die Lebenskerze, ausblasen". Ueberhaupt weist das Märchen auf tiefliegende Ideen hin. Der Tod und der Teufel sind die bösen Gottheiten und beide nur eine, wie die Hölle die Unterwelt und das Todtenreich, daher im Mär-

chen vom Schmied auch beide nach einander auftreten. Aber der böse heißt wie der gute Gott, Vater und Tatta. Der Gevatter nicht blos Vater, sondern auch Pathe, Gotd und Dod oder Tod; das getaufte Kind ebenso: Pathe und Gothel, daher die Verwechselung beider in der Sage. (Vgl. Altd. Wälder I. 104. Anm.) Grammatisch sind freilich die Wörter tót (mors) und tote (susceptos baptizati) genau unterschieden.

45.

Des Schneiders Daumerling Wanderschaft.

Nach Erzählungen aus den Maingegenden, dem Hessischen und Paderbörnischen, die sich gegenseitig ergänzen; eine Fortsetzung oder eigene Verbindung der einzelnen hierher gehörigen Sagen enthält das Märchen vom Daumsdick (Nr. 37.) Der Daumling in den Märchen der Carol. Stahl gehört auch in diesen Kreis (s. unten). In der Tabartischen Sammlung: the life and adventures of dom Thumb. T. III. p. 57 - 52. Ein Dänisches Märchen verwandten Inhalts führt Nyerup (Morskabsläsning. S. 238. 239) an. Svend Tommling: ein Mensch nicht größer als ein Daumen, der sich verheirathen will mit einer Frau drei Ehlen und drei Quartier hoch; kommt auf die Welt mit Hut und Degen an der Seite; treibt den Pflug, wird von einem Gutsbesitzer gefangen, der ihn in seiner Schnupftabacksdose verwahrt, er hüpft heraus und fällt auf ein Ferkel, und das wird sein Reitpferd.

Die Griechen hatten ähnliche Däumlingssagen. Von Philetas einem Dichter aus Cos wurde erzählt, er habe Blei in den Sohlen getragen, um nicht vom Winde weggeweht zu werden; von Archestratus, als er von den Feinden gefangen und auf eine Wage gelegt worden, habe er nur so viel als

ein Obolus gewogen. Vgl. Athenäus XII. 77. ed. Schweighäuser IV. 551. 552. Aelian Var. IX. 14. Noch andere hierher gehörige Sagen sind folgende: einer war so dünnes Leibes, daß er durch ein Nadelöhr springen konnte. Ein anderer kroch an einem in der Luft hangenden Spinnegeweb behend hinauf und tanzte künstlich darauf, bis eine Spinne kam, ihm einen Faden um den Hals spann und ihm damit die Kehle zuschnürte. Ein dritter konnte mit seinem Kopf ein Sonnenstäubchen durchbohren und mit dem ganzen Leibe hindurchgehen. Ein vierter pflegte auf einer Ameise zu reiten, es geschah aber, daß ihn die Ameise herabwarf und mit einem Fuße todt trat. Ein fünfter wollte einmal Feuer anblasen und flog (wie in unserm Märchen) mit dem Rauch zum Schornstein hinaus. Ein sechster lag bei einem Schlafenden und wurde, als dieser etwas stark athmete, zum Fenster hinaus getrieben. Endlich ein siebenter war so klein, daß er sich niemand nahen durfte, weil er sonst mit der Luft beim Einathmen in die Nase gezogen wurde.

In einem östreichischen Volksbuche der baumenlange Hansel mit dem ellenlangen Barte (Linz 1815), so modern es übrigens ist, kommen noch einige ächte Züge vor. Er steckt mit seinem Vater und Mutter in dem hohlen Zahn eines Wallfisches. (S. unten das serbische Märchen vom Löwensohn) und wird da gefunden; er schreckt Spieler, die ausrufen, der Teufel soll mich holen, indem er ganz berust aus der Ofenröhr auf die Ofenbank hüpft und ruft: da bin ich! — Er stellt dem Liebhaber von der Wirthstochter einen Teller auf Erbsen Nachts vor die Thür, so daß dieser mit großem Lärm fällt; als sie sich dafür rächen will und Rosendornen in ihre Stube streut, in die er treten soll, so merkt er es, liest sie auf und legt sie ihr ins Bett. Er läßt sich in das Ohr eines Pferdes setzen und dieses für ein redendes Pferd ausgeben, dann rettet er sich, indem er in einen löchrichen Käs springt und wird damit zum Fenster hinausgeworfen. —

46.

Fitchers Vogel.

Nach zwei Erzählungen aus Hessen. Eine dritte aus dem Hannöverschen weicht ab. Ein armer Holzhacker, der drei Töchter hat, geht in den Wald an die Arbeit und bestellt, die älteste sollte ihm das Essen hinaus bringen und damit sie den Weg wüßte, wollte er ihn mit Erbsen bestreuen (wie im Märchen vom Räuberbräutigam Nr. 40.). Im Walde aber hausen drei Zwerge, die hören, was der Mann zu seinen Kindern spricht, suchen die Erbsen und streuen einen Weg nach ihrer Höhle. Das Mädchen geht nun zur Mittagszeit in den Wald, findet den Weg und geräth zu den Zwergen. Es muß bei ihnen dienen, hat es aber sonst gut; in alle Gemächer der Höhle darf es gehen, nur in eins nicht. Nun folgt das Märchen dem unsrigen, die zwei andern Schwestern werden auch hinausgelockt. Als die Zwerge sie im Korb heimtragen müssen und sie allein ist, steckt sie sich in das Blut und dann in die Federn und stellt einen Wisch mit ihren Kleidern angethan bei den Heerd. Als sie aus der Höhle herausgeht, begegnen ihr die Füchse, die fragen: "geputzter Vogel, wo kommst du her?" — "Aus der Zwergenhöhle, da machten sie sich zur Hochzeit bereit". Darauf gehen die Füchse vorüber; ebenso begegnet sie den Bären, welche dieselbe Frage thun, endlich auch den zurückkehrenden Zwergen, die sie nicht erkennen. Sie gibt allen dieselbe Antwort. Die Zwerge, wie sie in ihre Höhle kommen und den Wisch finden, merken den Betrug und laufen dem Mädchen nach, sie können es aber nicht eher erreichen, als bei ihres Vaters Haus, sie schlüpft noch glücklich hinein, aber die Thüre schlägt ihr die Ferse noch ab.

Zur Erklärung von Fitchers Vogel dient das isländ. Fitfuglar, Schwimmvögel, sie sah weiß aus wie ein Schwan. Daß der Herenmeister selbst die Mädchen heimtragen muß, erinnert an den Rosmer in den altdänischen Liedern,

(Ueberſ. S. 201. ff.) der auch, ohne es zu wiſſen, die erſt geraubte Braut wieder auf dem Rücken forträgt. Das unauslöſchbare Blut kommt auch in einer Erzählung der Geſta Romanorum vor. Einer Mutter fallen vier Tropfen Blut ihres unſchuldigen, von ihr gemordeten Kindes auf die Hand, welche nicht fortzubringen ſind, ſo daß ſie beſtändig einen Handſchuh trägt. — Daß eine angekleidete Puppe die Braut vorſtellen muß, wird ebenſo in dem Märchen von der Häßlichen Braut erzählt (Nr. 66.) und zeigt die Verwandtſchaft. — Die Verkleidung des Mädchens in einen Vogel ſcheint mit der uralten Sitte ſich in Thiere umzugeſtalten Zuſammenhang zu haben; hierher gehört beſonders eine Stelle aus Becherer's Thüring. Chronik S. 307. 308. wo von den Soldaten des Kaiſers Adolf von Naſſau erzählt wird: "ſie funden ein altes Weib, daſſelbe haben ſie nackt ausgezogen, mit Wagenpech beſchmiert und in einem aufgeſchnittenen Federbett umgewälzt, darnach in einem Strick als einen Bären oder Wunderthier durchs Lager und ſonſten geführt; da ſie bei Nacht abgeholt und wieder zurecht bracht worden".

Augenſcheinlich enthält unſer Märchen die Sage vom Blaubart, wir haben dieſe zwar auch deutſch gehört, aber da ſie von Perraults le barbe bleue nur durch einiges Fehlends und einen beſondern Umſtand abwich und das Franzöſiſche auch an dem Ort, wo wir ſie hörten, bekannt ſeyn konnte, haben wir ſie im Zweifel nicht wieder aufgenommen. Es fehlt die Schweſter Anne und das Abweichende enthält den Zug, daß die Geängſtigte den Blutſchlüſſel in Heu legt, weil es wirklich Volksglaube iſt, Heu ziehe das Blut aus. — Die Sage ſtellt bekanntlich auch ein ſchönes Volkslied von Ulrich und Aennchen dar (Wunderhorn I. 274. Herders Volkslieder I. 79. und Graters Idunna), wo aber auch des blauen Barts nicht Erwähnung geſchieht. Gleichwohl iſt Blaubart der Volksname eines Starkbärtigen, wie in Hamburg (Schütze holſt. Idiot. I. 112.) und hier in Caſſel iſt deshalb ein verwachſener, halb toller Handwerksburſch unter dem Namen bekannt genug. Es heißt alſo (gleich dem nordiſchen Blátand,

Schwarzzahn), ein Schwarzbärtiger, und bezieht sich ursprünglich wohl auf eine Krankheit, wie die Miselsucht, welche durch das Baden im Blut der reinen Jungfrauen sollte geheilt werden: daher die sonst unbegreifliche Grausamkeit; vgl. Armer Heinrich S. 173.

Wir fügen noch eine holländische hierher gehörige Sage nach mündlicher Ueberlieferung hinzu. Ein Schuhmacher hatte drei Töchter, zu einer Zeit, wo er ausgegangen war, kam ein Herr, in einem prächtigen Wagen und nahm eine von den Jungfrauen mit sich, die kam nicht wieder; darauf holte er die zweite, endlich auf eben die Weise auch die dritte, die gleichfalls mitging und ihr Glück zu machen glaubte. Unterweg's, als der Abend einbrach fragte er sie:

"der Mond scheint so hell,
meine Pferdchen laufen so schnell,
süß Lieb, reut dichs auch nicht?"

('t maantje schynt zo hel,
myn paardtjes lope zo snel,
socte liefje, rouwt 't u niet? (*).

"Nein, antwortete sie, warum sollte michs reuen, ich bin immer bei euch wohlbewahrt", doch hatte sie eine innerliche Angst. Sie kamen in einen großen Wald, da fragte sie, ob sie nun bald angelangt wären. "Ja, sprach, siehst du das Licht in der Ferne, da liegt mein Schloß". Nun langten sie an und es war alles gar schön. Am andern Tag sprach er zu ihr: "ich muß fort, aber ich will nur ein paar Tage ausbleiben, da hast du die Schlüssel zum ganzen Schloß, da kannst du sehen, über was für Schätze du Meister bist". "Als er abgereist war, ging sie durchs ganze Haus und fand alles so schön, daß sie

(*) Erinnert an das bekannte Todtenreiterlied, das im norweg. Volksreim lautet: maanen skjine, dömand grine, värte du ikkje räd? (Idunna 1812. S. 60.)

völlig zufrieden war. Endlich kam sie auch an einen Keller, darin saß eine alte Frau und schrappte Därme. "Ei Mütterchen, sprach das Mädchen, was macht sie da?" — "Ich schrappe Därme, mein Kind, morgen schrapp ich eure euch". Davon erschrak sie so, daß sie den Schlüssel, welcher in ihrer Hand war, in ein Becken mit Blut fallen ließ, welches nicht gut wieder abzuwaschen war. "Nun, sprach die Alte, ist euer Tod gewiß, weil mein Herr an dem Schlüssel sieht, daß ihr hier in der Kammer wart, wohin außer ihm und mir niemand kommen darf". Da sah die Alte, daß in dem Augenblick ein Wagen Heu vom Schloß wegfahren sollte und sprach: "willst du dein Leben behalten, so versteck dich in das Heu, dann wirst du mit fortgefahren". Das that sie und kam glücklich hinaus. Der Herr aber als er heim kam, fragte nach dem Mädchen. "O, sagte die Alte, ich hatte keine Arbeit mehr und da sie morgen doch dran mußte, so habe ich sie gleich geschlachtet; hier ist eine Locke von ihrem Haar und auch das Herz, da steht auch noch warm Blut, das übrige haben die Hunde gefressen, ich schrapp da noch die Därme". Da gab er sich zufrieden und glaubte, das Mädchen wäre todt. Sie war aber in ein Schloß, wohin der Wagen mit Heu verkauft war, gekommen, dort sprang sie heraus und erzählte dem Herrn vom Schloß, wie alles sich zugetragen hatte. Er bat sie da zu bleiben und nach einiger Zeit gab er allen Edelleuten in der Nähe ein Fest und lud auch jenen aus dem Mordschloß dazu ein. Das Mädchen mußte sich mit an die Tafel setzen, Gesicht und Kleidung waren aber so verändert, daß es nicht zu erkennen war. Wie sie alle beisammen saßen, sollte jeder etwas erzählen, als nun die Reihe an das Mädchen kam, erzählte es seine Geschichte. Dem Herrn vom Mordschloß ward dabei so ängstlich ums Herz, daß er mit Gewalt fort wollte; aber der Herr vom Hause ließ ihn festnehmen. Da wurde er gerichtet, sein Mordschloß niedergerissen und seine Schätze erhielt das Mädchen, das sich mit dem Sohne des Hausherrn verheirathete und lange Jahre lebte. — Für Schweden ist ein Volkslied bei Geyer und Afzelius nachzusehen III. S. 94.

47.

Der Machandel-Boom.

Von Runge nach der Volkserzählung aufgeschrieben. Nach einer von Moné uns mitgetheilten Erzählung aus der Pfalz wird das Schwesterchen von der Mutter neben den Topf gestellt, worin das gemordete Brüderchen kochen soll. Es ist ihm streng verboten hineinzusehen, doch wie es so arg in dem Topf kocht, deckt es einmal auf und da streckt ihm das Brüderchen das Händchen heraus. Darüber krigt es Angst und macht gleich wieder zu, weint aber dabei. Wie es gar gekocht ist, muß es dem Vater das Essen in den Weingarten hinaustragen; es sammelt die Knochen und begräbt sie unter einen wilden Mandelbaum. Andere erzählen, es hätte sie eingefädelt und zum Speicher hinausgehängt. Da ist das Brüderchen in ein Vögelchen verwandelt worden und hat gepfiffen:

Mei Moddr hot mi toudt g'schlagn,
Mei Schwestr hot mi hinausgetragn,
Mei Vaddr hot mi gesse:
I bin doch noh do!
Kiwitt, Kiwitt.

Auch erzählt man in der Pfalz noch eine andere Einleitung: die Stiefmutter schickt einmal die zwei Kinder in den Wald, Erdbeeren zu suchen, wer der erste heim wird kommen, soll einen Apfel haben. Da bindet das Bübchen das Mädchen an einen Baum und kommt zuerst heim, die Mutter hat ihm aber nichts geben wollen, bis er sein Schwesterchen erst heim gebracht. — Die Geschichte wird auch in hiesigen Gegenden häufig, selten aber so vollständig erzählt, so daß sich etwa nur noch hinzusetzen ließe, daß das Schwesterchen die Knochen an einem rothseidenen Faden zusammenreiht. Der Vers lautet:

meine Mutter kocht mich,
mein Vater aß mich,

Schwesterchen unterm Tische saß,
die Knöchlein all all auflas,
war' sie übern Birnbaum hinaus,
da ward ein Vögelein draus,
das singet Tag und Nacht.

In einer Stelle von Göthes Faust S. 225, wozu unser Märchen die Erläuterung liefert, und die der Dichter unstreitig aus altem Hörensagen aufnahm, lautet es so:

meine Mutter die Hur,
die mich umgebracht hat,
mein Vater der Schelm,
der mich gessen hat,
mein Schwesterlein klein
hub auf die Bein,
an einem kühlen Ort,
da ward ich ein schönes Waldvögelein,
fliege fort, fliege fort!

Daß die Sage auch in Schottland herumgeht, zeigt folgender Reim, den Leyden aus einem nursery tale aufbewahrt: the spirit of a child in the form of a bird whistle the following verse to its father:

"pew wew, pew wew, (pipi, wiwi,)
my minny me slew".

Marleenken ist Marianchen, Marie Annchen; Machandel nicht etwa Mandel sondern Wacholder und zwar bedeutend, weil es ein verjüngender Baum ist und wach so viel als queck, rege, vivus, lebendig, heißt; an andern Orten heißt er Queckholder, Reckholder, juniperus (v. junior, jünger) angelsächs. quicbeam. — Die böse Stiefmutter, wovon ein altes Sprichwort (Stiefmutter, Teufels Unterfutter), verweist an gar viel andere Märchen; der Eingang, wo sich die Mutter in den Finger schneidet an Sneewittchen und eine merkwürdige Stelle im Parcifal, welche

Altd. Wälder I. 1 : 30. erklärt ist. — Das Sammeln der Knochen kommt in den Mythen von Osiris und Orpheus, in der Legende von Adalbert vor; das Wiederbeleben in vielen andern z. B. im Märchen vom Bruder Lustig (Nr. 81.); in dem altdän. Lied von der Maciböquelle; in der deutschen Sage vom ertrunkenen Kind (Thl. I. St. 62.); trügerisch in dem Pfaffen Amis; in der Negersage von Nanni, den seine Mutter lehrt, das Fleisch eines jungen Huhns essen! und Federn und Knochen wieder zusammen setzen. — So sammelt Thor die Knochen der aufgezehrten Böcke und belebt sie rüttelnd (Dämesage 38.). Anderer Sagen nicht zu gedenken. — Die Strafe eines von über der Thüre aufs Haupt fallenden Mühlsteins kennt schon die Edda in der Erzählung von den beiden Zwergen Fialar und Galar (ed. holm. pag. 84.) vgl. unten Nr. 90.

48.

Der alte Sultan.

Nach zwei einander ergänzenden Erzählungen, die eine aus Niederhessen, die andere aus dem Paderbörnischen. In der letztern ist es Fuchs und Bär, die den Zweikampf bestehen wollen, und vorangeht als Einleitung die aus dem Reinecke Vos bekannte Erzählung, wie der Fuchs den Bären auf Honig reizt und in ein Holz festklemmt. Sie zu rächen fordert ihn dieser nun heraus. — Nach einer dritten Sage, auch aus dem Paderbörnischen, hat der Fuchs außer der Katze noch den Hund und die Biene zum Beistand. Die Biene setzt sich dem Schwein, das es mit dem Bären hält, ins Ohr und sticht es; die Katze aber fängt eine Maus und wirft sie dem Bären in das aufgesperrte Maul, die ihn in die Zunge beißt, worauf beide mit Geschrei fortlaufen. Den zweiten Tag machen sie aus, wer zuerst einen Berg hinauflaufe, solle des andern

Herr seyn. Der Fuchs hat einen Bruder, der ihm so ähnlich ist, daß sie nicht zu unterscheiden sind, den schickt er zum Voraus hinauf und fängt dann mit dem Bären den Lauf zugleich an, bleibt absichtlich zurück und versteckt sich. Wie der Bär hinauf kommt ist der Fuchs oben und er denkt nicht anders, als es wär der rechte und ruft voll Zorn: "so wollt ich, daß das Wetter auf mich schlüge!" Es saß aber auf dem Baum, unter dem der Bär stand, ein Junge, der sich vor ihm dahin geflüchtet hatte, als er ihn so herbei rennen sah, der ließ aus Angst seine Holzart fallen und die schlug grade dem Bären den Kopf ein. — In eine vierte Erzählung, ebenfalls dorther, war eine Rede eingeflochten, worin der Bär sein Zusammentreffen mit einem Jäger schilderte: "es begegnete mir ein Mensch, der machte auf einmal eine lange, lange Nase (legte die Flinte an) und spie Feuer daraus und mir schwarze Körner ins Gesicht; da ging ich auf ihn los, aber er zog eine weiße Rippe aus seinem Leib, die war scharf und damit schlug er mir auf die Tatze, aber ich brach sie ihm entzwei; da holte er eine schwarze Rippe (die Scheide) hervor, aber ich machte, daß ich fortkam.

49.

Die sechs Schwäne.

Aus Hessen. Es hängt mit dem Märchen von den sieben Raben Nr. 25.) zusammen: nur sind es hier weiße Schwäne, weil die Kinder ganz ohne Schuld verwünscht wurden. Eine andere Erzählung aus Deutschböhmen knüpft auch wirklich beide Märchen zusammen. Es hat den Eingang von jenem bis da, wo die Schwester mit einem Laib Brod und einem Krüglein Wasser in die Welt geht und ihre Brüder sucht. Darauf fährt es eigenthümlich fort: so wanderte sie einen und den andern

Tag fort, viel viel Meilen weit und traf immer keine Spur an, endlich gelangte sie zu einem alten wüsten Mauerschloß, dachte vielleicht da etwas zu finden. Aber in dem Schloß war keine Menschenseele zu blicken, doch sah sie Rauch steigen und hörte Funken knistern. Wo Rauch geht und Feuer brennt, da müssen auch Menschen wohnen, und folgte dem nach und endlich so kam sie in eine Küche, standen sieben Töpfe um den Heerd, schäumten und brutzelten, nur kein Koch war dabei. "Ei, was wird da gekocht" sagte das Mädchen, und guckte in die Töpfe nein, da waren seltsame Wurzeln und Gekräutich drinnen: wie muß das wohl schmecken? Kostete darauf aus jedem ein wenig und rührt es besser herum, wie sich nach der Art gehörte; hatte so ihre Freude am Kochen, das sie lange nicht gethan, und auch das Bischen warme Speise that ihr wohl, die sie so lange nicht über die Zunge gebracht hatte. Indem entstand ein Sausen in der Luft und sieben schwarze Raben kamen durch den Schornstein geschwirrt, faßten jeder sein Töpfel und flogen damit ins Eßzimmer und huben an Mittag zu halten. Ein Paar Schnäbelvoll hatte der erste Rabe genommen, sprach er: "sonderbar, meines Fraßes ist etwas minder, als es seyn sollte, aber's schmeckt, als wie von Menschenhand gekocht." "Mir gehts auch so, sagte der zweite, wie, wenn unser Schwesterchen da wäre?" "Ach, fiel der dritte ein, die an all unserm Elend schuld ist, wir hackten ihr dann die Augen aus." "Was kann sie denn dafür", sprach der vierte Rabe. Der fünfte: "ich wollte ihr nichts zu leid thun." "Sie könnte uns vielleicht noch erlösen", sagte der sechste. Und als der siebente eben rief: "Gott geb sie wär da", so trat sie zur Stubenthür herein, denn sie hatte dem ganzen Gespräch zugelauscht und konnts nicht über ihr Herz bringen länger zu warten, vor großem Mitleiden, daß sie ihre leiblichen Brüder in so häßliche Vögel verwandelt erblickte. "Thut mir, was ihr wollt, an, ich bin eure Schwester mit dem güldnen Kreuz und sagt an, ob ich euch erlösen kann?" "Ja sprachen sie, du kannst uns noch lösen, aber es ist sehr schwer." Sie erbot sich willig und mit Freuden zu allem,

was es nur wäre, da sagten die Raben: "du mußt sieben ganze Jahr kein Sterbenswort sprechen und mußt in der Zeit für jeden von uns ein Hemd und ein Tuch nähen und ein Paar Strümpfe stricken, die dürfen nicht eher noch später fertig werden, als den letzten Tag von den sieben Jahren. Bei uns aber kannst du der Zeit nicht bleiben, denn wir möchten dir einmal Schaden thun, wenn uns die Rabennatur übernimmt, oder durch unsre Gesellschaft dich einmal zum Reden verleiten." Also suchten sie im Walde nach einem hohlen Baum, setzten sie oben hinein, daß sie da fein still und einsam bliebe, schufen den nöthigen Flachs und Spinngeräth und trugen ihr von Zeit zu Zeit Futter herbei, daß sie nicht Hungers verkäme.

So verstrich ein Jahr, ein zweites und noch eins und das gute Schwesterchen saß still in dem hohlen Baum, rührte und regte sich nicht, als so viel es zum Spinnen brauchte. Da geschah, daß der Fürst des Reiches, wozu der Wald hörte, eines Tags eine Jagd anstellte und in der Nähe ein Rudel Hunde durch Strauch und Busch, wohin sonst kein Jäger gelangt war, und bis zu dem hohlen Baum drang. Da standen die Hunde still, weil sie etwas Lebendiges spürten, schnoberten und stellten sich bellend um den Baum. Die Jäger aber folgten dem Geschrei und näherten sich, konnten jedoch anfangs das Thier nicht finden, dessen Spur die Hunde hatten, weil die Jungfrau ganz still saß und sich nicht regte und vor der Länge der Zeit Moos auf ihr gewachsen war, daß sie fast dem Holze glich. Zuletzt aber erkannten sie die Gestalt ihres Leibes und berichteten ihrem Herrn, da in einem hohlen Baum säße ein Thier von menschlicher Gestalt, rühre sich nicht und gebe keinen Laut von sich. Der Fürstensohn ging hinzu und befahl sie herauszunehmen, und sie ließ alles geschehen, rührte keine Stimme nicht. Als sie nun anfingen, das Moos von ihr abzunehmen und sie zu reinigen, kam ihr weißes Gesicht zum Vorschein und das Kreuz auf der Stirne, daß der Fürst über ihre große Schönheit erstaunte und sie in allen Sprachen, die er nur wußte, anredete, um zu hören, wer sie wäre und wie sie dahin gerathen? Allein auf alles blieb sie stumm als ein Fisch,

und der Fürst nahm sie mit sich heim, übergab sie den Kammerfrauen und befahl sie zu waschen und zu kleiden, welches vollkommen nach seinem Willen geschah. war sie nun vorher schön gewesen, so strahlte sie in den reichen Kleidern, wie der helle Tag, nur daß kein Wort aus ihr zu bringen war. Nichtsdestoweniger setzte sie der Fürst über Tisch an seine Seite und wurde von ihrer Miene und Sittsamkeit aufs tiefste bewegt, und nach einigen Tagen begehrte er sie zu heirathen, keine andere auf der Welt. Seine Mutter widersetzte sich dieser Vermählung zwar heftig, indem sie äußerte: man wisse ja doch nicht recht, ob sie Thier oder Mensch sey, sprechen thue sie nichts und begehre nicht es zu lernen und von einer solchen Ehe stände nichts wie Sünde zu erwarten; allein keine Einrede half, wie kann man zweifeln, daß sie ein Mensch ist, die eine engelschöne Gestalt hat und deren edle Abkunft das Kreuz auf ihrer Stirne verräth? Mithin wurde das Beilager in Schmuck und Freuden vollzogen.

Als Gemahlin des Fürsten lebte sie sittsam und fleißig in ihrem Kämmerlein, arbeitete an dem Geräthe fort, das ihre Brüder aus dem Bann erlösen sollte. Nach einem halben Jahr, als sie gerade schwanger ging, mußte der Fürst in den Krieg ziehen und befahl seiner Mutter, daß sie seine Gemahlin wohl hüten sollte. Aber der wars gerade recht, daß er abwesend war und als die Stunde der Niederkunft kam und sie einen bildschönen Knaben gebar, mit einem güldnen Kreuz auf der Stirne, wie sie selber hatte, gab die Alte das Kind einem Diener mit dem Befehl, es in den Wald zu tragen, zu morden und ihr zum Zeichen die Zunge zu bringen. Dem Fürsten schrieb sie einen Brief, worin stand: Diese Gemahlin, die man selbst für ein halbes Thier halten müsse, sey wie zu erwarten gestanden, eines Hundes genesen, den man habe ersaufen lassen; worauf der Fürst antwortete: man solle sie dennoch wie seine Gemahlin halten, bis er aus dem Feld heimkehre und dann selber entscheide, was geschehn sollte. Der Diener inzwischen war mit dem Knäblein in den Wald gegan-

gen, begegnete ihm eine Löwin, der warf ers vor; dachte sie möcht es fressen, so brauch ers nicht zu tödten; die Löwin aber leckte es mit ihrer Zünge ab. "Hat ein reißend Thier Mitleiden, so kann ich noch vielweniger grausam seyn!" ließ das Kind der Löwin und brachte der Alten eine Hundszunge mit. Bald darauf kehrte der Fürst aus dem Krieg heim und wie er die Schönheit seiner Gemahlinn sah, mußte er sie für unschuldig halten und konnte ihr keine Strafe anthun. Das folgende Jahr wurde sie wieder guter Hoffnung und weil gerade der Fürst wiederum abreisen mußte, trug sich alles gerade wie das erstemal zu; das geborene Kind kam wieder zur Löwin und wurde von der erzogen, die alte Fürstin klagte sie noch viel heftiger an, aber der Fürst wurde nochmals von ihrer Unschuld überwunden, obgleich sie keine Silbe zu ihrer Verantwortung vorbringen durfte. Wie aber beim drittenmal alle die vorigen Umstände wiederholt eintraten, glaubte der Fürst, daß ihn Gottes Zorn treffen werde, wofern er länger mit einer Gemahlin lebe die ihm keine menschliche Erben, sondern Thiere zur Welt bringe und befahl also bei seiner Heimkunft, sie durch Feuer vom Leben zum Tod zu bringen. Nun war gerade der Tag der Hinrichtung der letzte von den sieben Jahren und wie sie noch den letzten Stich that, dachte sie seufzend: du lieber Gott, soll denn endlich die schwere Zeit um seyn! In demselben Augenblick waren ihre sieben Brüder erlöst und aus Raben wieder Menschen geworden, schwangen sich alsobald auf sieben gesattelte Pferde und sprengten durch den Wald. Mitten drin sehen sie bei einer Löwin drei Knäblein, mit Goldkreutzen auf der Stirne: "das sind unsrer lieben Schwester Kinder!" nehmen sie zu sich aufs Pferd. Als sie aus dem Wald reiten, sehen sie von weitem eine Menge Volks stehen und den Scheiterhaufen brennen, winken mit ihren Tüchern und reiten Galop. "Liebste Schwester, wie gehts dir, da sind auch deine drei Kinder wieder!" Da wurde sie losgebunden, ihre Sprache war ihr nun wieder erlaubt, und sie dankte Gott mit lauter Stimme. An ihrer Stelle aber wurde die böse Alte zu Asche verbrannt.

Man sieht, wie hier unsere Sage mit jener von den sieben Raben (Nr. 25.) und den zwölf Brüdern (Nr. 9.) verbunden ist und allen dreien gleich zugehört. In einer böhm. Erzählung erscheint auch dieser Zusammenhang (S. unten), in der Braunschweiger Sammlung kommt sie S. 349–379. vor: von sieben Schwänen. — Das Märchen zeigt überall ein hohes Alter, die sieben Menschenhemder scheinen mit den Schwanenhemdern zusammenzuhangen, worüber ausführlich zu reden die Völundarquida Gelegenheit gibt. Die Sage vom Schwanenschiff auf dem Rhein (Parcifal, Lohengrin u. a.) in Verbindung mit dem altfranzösischen chevalier au cigne schließt sich wiederum an, und es bleibt auch hier der letzte Schwan unerlöst, weil das Gold von seinem Schwanenring schon verarbeitet war. — Ein Knaul, das sich aufrollt und den Weg zeigt, auch in dem russischen Lied von Wladimirs Tafelrunde S. 115.

50.

Dornröschen.

Aus Hessen. Die Jungfrau, die in dem mit einem Dornenwall umgebenen Schloß schläft, bis sie der rechte Königssohn erlöst, vor dem die Dornen weichen, ist die schlafende Brunhild nach der altnordischen Sage, die ein Flammenwall umgibt, den auch Sigurd allein nur durchdringen kann. Die Spindel, woran sie sich sticht und wovon sie entschläft, ist der Schlafdorn, womit Othin die Brunhild sticht. Im Pentamerone (V. 5.) ist es ein Flachssagen. Bei Perrault: la belle au bois dormant. Die ital. und franz. Sage haben beide den Schluß, welcher der deutschen fehlt, aber in dem Bruchstück Nr. 5. (von der bösen Schwiegermutter) vorkommt. Merkwürdig ist, daß bei so bedeutenden Abweichungen Perraults von Basile (der den schönen Zug allein bewahrt, daß der Säugling der schlafenden Mutter die Zeu

aus dem Finger saugt,) beide in den Eigennamen der Kinder insofern einstimmen, als die Zwillinge im Pentam. Sonne und Mond, bei Perrault Tag und Morgenröthe heißen. Diese Namen erinnern an die auch in der eddischen Genealogie zusammengestellten von Tag, Sonne und Mond.

51.

Der Fundevogel.

Aus der Schwalmgegend in Hessen. Wir haben es auch wohl erzählen gehört, daß die Köchin die böse Frau des Försters war und Fragen und Antwort anders gestellt wurden z. B. "ihr hättet die Rose nur abbrechen sollen, der Stock wäre schon nachgekommen". Ein ähnliches Aufsuchen der Flüchtigen in Rolf Krakes Sage Cap. 2. Verwandt ist das Märchen vom Liebsten Roland (Nr. 56.).

52.

König Droßelbart.

Drei Erzählungen aus Hessen, den Maingegenden und dem Paderbörnischen. Die letztere hat einen andern Eingang. Nichts davon, daß der König die stolze Tochter zwingen will den ersten besten zu heirathen. Es kommt aber ein schöner Spielmann unter das Fenster des Königs, den er herauf rufen läßt. Sein Gesang gefällt ihm und seiner Tochter, der Spielmann bleibt längere Zeit am Hofe und wohnt der schönen Jungfrau gegenüber, so daß er in ihre Fenster und sie in seine blicken kann. Sie sieht einmal, daß er mit seinen Fingern ein goldenes Rädchen anrührt, worauf ein schöner Klang daraus geht. Als er nun wieder kommt, bittet sie ihn das goldene

Rädchen ihr zu bringen und er muß ihr zeigen, wie es gespielt wird. Sie lernt es und verlangt von ihrem Vater auch ein solches Instrument; alle Goldschmiede des Reichs werden zusammen berufen, aber keiner ist im Stand es zu verfertigen. Da ist die Königstochter sehr traurig und wie der Spielmann das bemerkt, sagt er, wenn sie ihn zu heirathen Lust habe, wolle er ihr das künstliche Werk geben; aber sie spricht voll Hochmuth nein. Ueber eine Zeit sieht sie aus dem Fenster, wie der Spielmann ein Häspelchen dreht, wobei die herrlichsten Töne klingen. Sie will es sehen und verlangt ein ähnliches, aber die Goldschmiede können noch weniger ein so kunstreiches Werk hervorbringen. Nun bietet ihr der schöne Spielmann Rädchen und Häspelchen an, wenn sie ihn heirathen wolle und da ihr Lust zu beiden allzugroß ist, so sagt sie ja. Bald aber kommt die Reue und der Stolz läßt ihr keine Ruhe, so daß sie ihr Wort zurücknehmen will, doch der König zwingt sie und die Hochzeit wird gefeiert. Nun führt sie der Spielmann in das armselige Waldhaus: das übrige stimmt mit unserm Märchen und ergänzt es. Es schließt, daß sie auf dem Ball, als der Topf mit dem Essen zur Erde fällt, vor Schrekken ohnmächtig sinkt. Als sie erwacht, liegt sie in einem prächtigen Bett und der schöne Spielmann ist ein König. — Eine vierte Erzählung hat folgendes eigenthümliche: die Königstochter läßt bekannt machen, sie wolle dem ihre Hand geben, der errathen könne von welchem Thier und welcher Gattung eine ohne Kopf und Füße ausgespannte Haut sey. sie war aber von einer Wölfin. Bröselbart erfährt das Geheimniß, räth mit Fleiß fehl und kommt dann als Bettler verkleidet wieder, um recht zu rathen. — Im Pentamerone (IV. 10.) der bestrafte Hochmuth.

Droßelbart heißt auch Bröselbart, weil die Brotbröseln vom Essen in seinem Bart hängen blieben; (im Lied von Nithard kommt ein Brochselbart vor, vielleicht Brochselbart?). Die beiden Namen liegen sich zwar zur Verwechslung nah, denn bei Ulfilas heißt ein Brosen: draus; man darf aber Droßelbart ebenwohl von Drossel, Drüßel,

Äpfel, Maul, Nase oder Schnabel herleiten, wozu das Mädchen sich gleichfalls schickt.

53.

Sneewittchen.

Nach vielfachen Erzählungen aus Hessen, wie überhaupt dieses Märchen zu den bekanntesten gehört, doch wird in Gegenden, wo bestimmt hochdeutsch herrscht, der plattdeutsche Namen beibehalten, (oder auch verdorben in Schliwitchen). Im Eingang fällt es mit dem Märchen vom Machandelbaum zusammen, noch näher in einer andern Erzählung, wo sich die Königin, indem sie mit dem König auf einem Jagdschlitten fährt, einen Apfel schält und dabei in den Finger schneidet. — Noch ein anderer Eingang ist folgender: Ein Graf und eine Gräfin fuhren an drei Haufen weißem Schnee vorbei, da sagte der Graf: "ich wünsche mir ein Mädchen, so weiß als dieser Schnee". Bald darauf kamen sie an drei Gruben rothes Blut, da sprach er wieder: "ich wünsche mir ein Mädchen, so roth an den Wangen, wie dies Blut". Endlich flogen drei schwarze Raben vorüber, da wünschte er sich ein Mädchen: "mit Haaren so schwarz, wie diese Raben". Als sie noch eine Weile gefahren, begegnete ihnen ein Mädchen, so weiß wie Schnee, so roth wie Blut und so schwarzhaarig, wie die Raben, und das war das Schneewittchen. Der Graf ließ es gleich in die Kutsche sitzen und hatte es lieb, die Gräfin aber sah es nicht gern und dachte nur, wie sie es wieder los werden könnte. Endlich ließ sie ihren Handschuh hinausfallen, und befahl dem Sneewittchen ihn wieder zu suchen, in der Zeit aber mußte der Kutscher geschwind fortfahren: nun ist Sneewittchen allein und kommt zu den Zwergen u. s. w. — In einer dritten Erzählung ist das bloß abweichend, daß die Königin mit dem Sneewittchen in den Wald fährt, und es bittet, ihr von den schönen

Rosen, die da stehen, einen Strauß abzubrechen, während es bricht, fährt sie fort und läßt es allein. — In einer vierten wird erzählt, daß Schneewittchen nach seinem Tode von den Zwergen sollte verbrannt werden. Sie wickeln es in ein Tuch, machen einen Scheiterhaufen unter einen Baum und hängen es in Stricken darüber; wie sie eben das Feuer anstecken wollen, kommt des Königssohn läßt es herabholen, und nimmt es mit sich in den Wagen. Vom Fahren springt ihm das Stück des giftigen Apfels aus dem Hals und es wird lebendig. — Eine fünfte Erzählung hat folgende Abweichung: Ein König verliert seine Gemahlin, mit der er eine einzige Tochter, Schneewittchen, hat und nimmt eine andere, mit der er drei Töchter bekommt. Diese haßt das Stiefkind, auch wegen seiner wunderbaren Schönheit, und unterdrückt es, wo sie kann. Im Wald in einer Höhle wohnen sieben Zwerge, die tödten jedes Mädchen, das sich ihnen naht. Das weiß die Königin, und weil sie Schneewittchen nicht geradezu ermorden will, hofft sie es dadurch los zu werden, daß sie es hinaus vor die Höhle führt und zu ihm sagt: "geh da hinein und wart bis ich wieder komme". Dann geht sie fort, Schneewittchen aber getrost in die Höhle. Die Zwerge kommen und wollen es anfangs tödten, weil es aber so schön ist, lassen sie es leben und sagen, es solle ihnen dafür den Haushalt führen. Schneewittchen hatte aber einen Hund, der hieß Spiegel, wie es nun fort ist, liegt der traurig im Schloß, die Königin fragt ihn:

"Spiegel unter der Bank,
sieh in dieses Land, sieh in jenes Land:
wer ist die schönste in Engelland?"

Der Hund antwortet: "Schneewittchen ist schöner bei seinen sieben Zwergen, als die Frau Königin mit ihren drei Töchtern". Da merkt sie, daß es noch lebt und macht einen giftigen Schnürriemen. Damit geht sie zur Höhle, ruft Schneewittchen, es solle ihr aufmachen. Schneewittchen will nicht, weil die sieben Zwerge ihm streng verboten, keinen Menschen hereinzulassen, auch die Stiefmutter nicht, die sein Verderben gewollt. Sie sagt aber

zu Sneewittchen, sie habe keine Töchter mehr, ein Ritter habe sie ihr entführt, da wolle sie bey ihm leben und es putzen. Sneewittchen wird mitleidig und läßt sie herein, da schnürt sie es mit dem giftigen Schnürriemen, daß es todt zur Erde fällt, und geht fort. Die sieben Zwerge aber kommen, nehmen ein Messer und schneiden den Schnürriemen entzwei, da ist es wieder lebendig. Die Königin fragt nun den Spiegel unter der Bank, der gibt ihr dieselbe Antwort. Da macht sie ein giftiges Kopfband, geht mit dem hinaus und redet zu Sneewittchen so beweglich, daß es sie noch einmal einläßt; sie bindet ihm das Kopfband um, und es fällt todt nieder. Aber die sieben Zwerge sehen, was geschehen ist, schneiden das Kopfband ab und es hat das Leben wieder. Zum drittenmal fragt die Königin den Hund, und erhält dieselbe Antwort. Sie geht nun mit einem giftigen Apfel hinaus, und so sehr Sneewittchen von den Zwergen gewarnt ist, wird es doch von ihren Klagen gerührt, macht auf und ißt von dem Apfel da ist es todt, und wie die Zwerge kommen, können sie nicht helfen, und der Spiegel unter der Bank sagt der Königin, sie sey die schönste. Die sieben Zwerge aber machen einen silbernen Sarg, legen das Sneewittchen hinein und setzen es auf einen Baum vor ihrer Höhle. Ein Königssohn kommt vorbei und bittet die Zwerge, ihm den Sarg zu geben, nimmt ihn mit und daheim läßt er es auf ein Bett legen und putzen, als wär es lebendig, und liebt es über alle Maßen, ein Diener muß ihm auch beständig aufwarten. Der wird einmal bös darüber: "da soll man dem todten Mädchen thun als wenn es lebte!" gibt ihn einen Schlag in den Rücken, da fährt der Apfelbissen aus dem Mund, und Sneewittchen ist wieder lebendig.

Eine Erzählung des Märchens aus Wien gibt folgenden Zusammenhang. Es sind drei Schwestern, Sneewittchen die schönste und jüngste; jene beiden hassen es und schicken es mit einem Laibel Brot und einem Wasserkrug in die Welt. Sneewittchen kommt zum Glasberg und hält den Zwergen Haus. Wenn die zwei Schwestern nun den Spiegel fragen, wer die schönste sey, antwortet er:

die schönste ist auf dem Glasberge,
wohn' bei den kleinen Zwergen.

Nun senden sie dorthin, Sneewittchen zu vergiften. Im Pentam. die Küchenmagd (II. 8.). Bei Musäus: Richildis.

Merkwürdig ist der Einklang mit einer nordischen, fast schon geschichtlichen Sage. Snäfridr, die schönste Frau (qvenna fridazt), Haralds, des haarschönen, Gemahlin stirbt "und ihr Antlitz veränderte sich nicht im geringsten und sie war noch ebenso rötd, als da sie lebendig war. Der König saß bei der Leiche und dachte sie würde wieder ins Leben zurückkehren so saß er drei Jahre". (Haralds Saga Cap. 25. Heimskringla I. p. 102.) — Die Strafe des todt Tanzens kommt auch in einer dänischen Volkssage vor (Thiele I. 130.) und die sieben Goldberge in einem schwedischen Volkslied bei Geyer III. S. 72. 73.

54.

Der Ranzen, das Hütlein und Hörnlein.

Aus Niederhessen. Hans Sachs erzählt schon einen sehr ähnlichen Schwank, (Bd. II. Thl. 4. S. 227. Kempt. Ausg.) St. Peter bat einmal einen Landsknecht um eine Gabe, dieser reicht ihm alles, was er erbettelt hat; nämlich drei Pfennige. Der hl. Petrus schenkt ihm zur Belohnung des guten Willens ein paar Wünschwürfel. Der Landsknecht geht vergnügt seiner Straße, Abends, unter einer Eiche sitzend, würfelt er sich einen vollen Tisch herbei und läßt sichs gut schmecken. Indem kommt ein Bauer auf einem Esel daher und sagt, Nächten habe er den hl. Petrus beherbergt, der ihn dafür heut Morgen mit diesem Esel begabt, der voller Landsknechte stecke; wenn man ihm auf den Schwanz schlage, falle einer herab. Vor den Landsknechten aber habe er eine Scheu, da sie ihn schon im

baierischen Krieg in Armuth gebracht. Dem Landsknecht gefällt dagegen der Esel, er bietet dem Bauer seine Wünschwürfel dafür und der Tausch wird gemacht. Der Bauer geht mit den Würfeln fort, aber jetzt schlägt der Landsknecht zweimal auf des Esels Schwanz. Zwei Landsknechte fallen heraus, mit diesen lauft er dem Bauer nach und nimmt ihm die Würfel wieder ab. Er zieht nach Schweden, wo der König bekannt machen läßt, wer ihm ohne Kohlen, Holz und Feuer ein königliches Nachtmahl zurichte, dem wolle er dafür seine Tochter zur Gemahlin geben. Der Landsknecht vollbringts mit seinen Würfeln leicht, der König weigert sich aber Wort zu halten. Der Landsknecht führt da seinen Esel heimlich weg, der König eilt ihm mit allem Hofgesind nach, aber jener schlägt mit den Fäusten dem Esel auf den Schwanz, bis ein ganz Fähnlein Landsknechte oder mehr da steht; dann würfelt er und wünscht eine Mauer darum, dem König wird angst und er gibt ihm nun seine Tochter. Der Landsknecht richtet die Hochzeit aufs köstlichste ein, der Esel frißt sich aber dabei krank und stirbt endlich. Der Landsknecht läßt die Haut gerben und über eine Trommel ziehen; sobald darauf geschlagen wurde, kamen die Landsknechte herbei gelaufen. — Eine dänische Erzählung dieses Märchens enthält ein vorliegendes Volksblatt aus Kopenhagen (vgl. Nyerups Morskabslæsning S. 234.) Lykkens flyvende Fane. Historie om tre fattige Skraedere, der ved Pillegrimsreise kom til stor Vaerdighed og Velstand. Drei arme Schneider, die am Handwerk nicht viel verdienen, nehmen Abschied von Weib und Kind, wollen in die Welt ziehen und ihr Glück versuchen. Sie kommen in eine Wüste zu einem Berg, wo ein Zauberer wohnt, der Berg steht Sommer und Winter grün, voll Blumen und Früchten und um Mittag und Mitternacht wird alles zu dem feinsten Silber. Der älteste füllt sich seinen Bündel und alle Taschen mit den schönsten Silber-Blumen und Früchten, geht nach Haus, wirft Nadel und Bügeleisen unter den Tisch, und wird ein reicher Handelsmann. Die zwei andern denken: zu dem Berg können wir wieder, wenn wir Lust haben, zurückgehen, wir wollen unser

Glück weiter versuchen, und wandern fort. Sie kommen zu einer großen Eisenpforte, die geht von selbst auf, nachdem sie dreimal daran geklopft. Sie treten in einen Garten, da hängen die Bäume voll Goldäpfel. Der zweite Schneider bricht sich so viel ab, als sein Rücken tragen kann, nimmt Abschied und geht heim. Dort begiebt er sich auch zum Handel, und wird ein noch größerer Kaufmann, als der erste, so daß man glaubt, der reiche Jude zu Hamburg stamme von ihm ab. Der dritte aber meint: der Garten mit den Goldäpfeln bleibt mir sicher, ich will noch weiter nach meinem Glück gehen; er irrt in der Wüstenei umher, und als er den Garten und den Silberberg wieder sucht, kann er ihn nicht finden. Endlich kommt er zu einer großen Anhöhe, und hört auf einer Pfeife blasen, er geht näher und findet eine alte Hexe, die pfeift vor einer Heerde Gänse, die bei dem Ton mit den Flügeln schlugen, und auf der Alten auf und nieder tanzten. Sie hatte sich schon vier und neunzig Jahre auf der Höhe mit dem Tod herumgezerrt, und konnte nicht sterben, bis die Gänse sie todt getreten, oder ein Christ kam, der sie mit Waffen todt schlug. Sobald sie seine Schritte hört, und er so nah ist, daß sie ihn sieht, bittet sie ihn, wenn er ein Christ sey, möge er sie mit der Keule, die an ihrer Seite da stehe, todtschlagen. Der Schneider will nicht, bis sie ihm sagt, er werde unter ihrem Haupt ein Tuch finden, welches, wie er es wünsche, auf ein paar Worte, voll der köstlichen Speisen stehe; da gibt er ihr einen Schlag auf den Hirnschädel, sucht und findet das Tuch, packt es gleich in seinen Bündel, und macht sich auf den Heimweg. Ein Reuter begegnet ihm und bittet ihn um ein Stück Brot, der Schneider sagt: "liefere mir deine Waffen aus, so will ich mit dir theilen", der Reuter, der doch Pulver und Blei im Krieg verschossen, thut das gern, der Schneider breitet sein Tuch aus, und tractirt den hungrigen Kriegsmann. Diesem gefällt das Tuch, und er bietet dem Schneider dafür seine wunderbare Patrontasche zum Tausch: wenn man auf die eine Seite klopfte kämen hunderttausend Mann zu Fuß und Pferd heraus, klopfe man auf die andere, aller Art Musikan-

ten. Der Schneider willigt ein, aber nachdem er die Patrontasche hat, beordert er zehn Mann zu Pferd, die müssen dem Reuter nachjagen und ihm das Tuch wieder abnehmen. Der Schneider kommt nun nach Haus; seine Frau wundert sich, daß er so wenig auf der Wanderschaft gewonnen. Er geht zu seinen ehemaligen Cammeraden, die unterstützen ihn reichlich, daß er eine Zeitlang davon mit Frau und Kind leben könne. Er aber ladet sie darauf zum Mittagsessen, sie möchten nicht stolz seyn und ihn nicht verschmähen; sie machen ihm Vorwürfe, daß er alles auf einmal verschlemmen wolle, doch versprechen sie zu kommen. Wie sie sich zur bestimmten Zeit einfinden, ist nur die Frau zu Haus, die gar nichts von den Gästen weiß und fürchtet, ihr Mann sey im Kopf verwirrt. Endlich kommt der Schneider auch, heißt die Frau die Stube eilig rein machen, grüßt seine Gäste und entschuldigt sich, sie hätten es zu Haus besser, er habe nur sehen wollen, ob sie nicht stolz durch ihren Reichthum geworden. Sie setzen sich zu Tisch, aber es kommt keine Schüssel zum Vorschein, da breitet der Schneider sein Tuch aus, spricht seine Worte, und im Augenblick steht alles voll der kostbarsten Speisen. Ha! ha! denken die andern, ists so gemeint, du bist nicht so lahm, als du hinkst, und versichern ihm Liebe und Brüderschaft bis in den Tod. Der Wirth sagt, das sey gar nicht nöthig zu versichern, dabei schlägt er der Patrontasche auf eine Seite, alsbald kommen Spielleute und machen Musik, daß es eine Art hat. Dann klopft er auf die andere Seite, kommandirt Artillerie und hunderttausend Soldaten, die werfen einen Wall auf und führen Geschütz darauf, und so oft die drei Schneider trinken, feuern die Konstabeler ab. Der Fürst wohnte vier Meilen davon und hört den Donner, also meint er die Feinde wären gekommen, und schickt einen Trompeter ab, der bringt die Nachricht zurück, ein Schneider feiere seinen Geburtstag, und mache sich lustig mit seinen guten Freunden. Der Fürst fährt selbst hinaus, der Schneider tractirt ihn auf seinem Tuch; dem Fürst gefällt das, und er bietet dem Schneider Ländereien und reichliches Auskommen dafür, der will aber nicht, sein

uch ist ihm lieber, da hat er keine Sorge, Müh und Ver-
ruß. Der Fürst faßt sich kurz, nimmt das Tuch mit Ge-
alt und fährt fort. Der Schneider hängt aber seine Pa-
rontasche um und geht damit an des Fürsten Hof, bekommt
ber einen Buckel voll Schläge. Da lauft er auf den Wall
es Schlosses, läßt zwanzigtausend Mann aufmarschiren, die
üssen ihre Stücke gegen das Schloß richten, und darauf los
uern. Da läßt der Fürst das Tuch herausbringen und de-
üthig bitten mit dem Feuer einzuhalten. Der Schneider läßt
un seine Mannschaft wieder ins Quartier rücken, geht heim
nd lebt vergnügt mit den zwei andern Brüdern. — Der Schluß
at Aehnlichkeit mit dem Fortunat und das Ganze Verwand-
haft mit dem Märchen vom Knüppel aus dem Sack (Nr. 36.).

BIBLIOTHEK MUENCHEN

55.

Rumpelstilzchen.

Nach vier im Ganzen übereinstimmenden, im Einzelnen
ergänzenden Erzählungen aus Hessen. Nur ist in der einen
r Schluß in so weit abweichend, daß die Königin keinen Boten
schickt, fremde Namen zu erkundigen, sondern der König
mmt am dritten Tag von der Jagd und hat zufällig das
ännlein behorcht und erzählt, wie es sich selbst da genannt
be. Eine fünfte Erzählung fängt folgender Gestalt an: ei-
m kleinen Mädchen wird eine Kaute Flachs gegeben, Garn
spinnen, aber was es spann, war immer Goldfaden und
n Flachsgarn. Da ward es traurig, setzte sich aufs Dach spann
d spann, aber immer nichts als Gold. Da kam ein Männ-
n gegangen und sprach: "ich will dir aus aller Noth hel-
, ein junger Königssohn soll vorbeikommen, dich mitnehmen
d heirathen, aber du mußt mir dein erstes Kind verspre-
n." Hernach geht die Magd der Königin hinaus, sieht das

Männlein auf einem Kochlöffel um das Feuer reiten und hört den Spruch. Als sich Rumpelstilzchen verrathen sieht, fliegt es auf dem Kochlöffel zum Fenster hinaus. — Noch ist eine sechste abweichende Erzählung aus Hessen anzuführen, welche nichts von dem Spinnen sagt: Eine Frau geht vor einem Garten vorbei, worin schöne Kirschen hängen, bekommt ein Gelüsten, steigt ein und ißt davon; aber ein schwarzer Mann kommt aus der Erde und sie muß ihm für den Raub ihr Kind versprechen. Als es geboren ist, dringt er durch alle Wachen, die der Mann ausgestellt hat, und will der Frau nur dann das Kind lassen, wenn sie seinen Namen weiß. Nun geht der Mann nach, sieht, wie er in eine Höhle steigt, die von allen Seiten mit Kochlöffeln behangen ist und hört wie er sich Leder-Fliß nennt. — In den Märchen der Carol. Stahl S. 85. das Stäbchen. — Schon Fischart kann das Alter dieses Märchens bezeugen, im Gargantua, wo die Spiele verzeichnet werden steht unter Nr. 363. ein Spiel: "Rumpele stilt oder der Poppart". Man sagt jetzt auch: Rumpenstinzchen. Ein unserm Märchen ähnliches ist eingeflochten in die chatte blanche der Aulnoy (Nr. 19.). Auch gehört hieher das französische Ricdinricdon in der Tour ténébreuse der Mlle L'heritier, wonach eine dänische gedruckte Bearbeitung: en smuk Historie om Rosanie . . . tient ved Fandens Hielp for Spindepige. (Nyrup Morskabsläsning S. 173.)

In vielen deutschen Märchen kommen Müller und Müllerstochter vor, das gegenwärtige aber erinnert ganz sonderlich an die nordischen Fenia und Menia, die alles, was man haben wollte, mahlen konnte und die der König Frode Frieden und Gold mahlen ließ. Das Spinnen des Goldes kann auch die schwere, kummervolle Arbeit Golddraht zu verfertigen andeuten, welche armen Jungfrauen überlassen blieb; so heißt es im altdän. Lied, Kämpe Viser S. 165. V. 24.

Nu er min Sorg saa mangefold,
som Jongfruer, de spinde Guld.

Vgl. Wolfdieterich Str. 89. und Iwein 6165. ff.

Das aufgegebene Errathen des Namens kommt ebenso in einer dänischen Sage vor (Thiele I. S. 45.), wo einer einen Trold muß Herz und Augen geben für geleistete Dienste, wenn er nicht seinen Namen weiß. Er belauscht aber das Weib des Trolds, wie sie das Kind tröstet und sagt: "morgen kommt dein Vater!" und ihn dabei nennt. Ferner in der Sage von der Turandot (in dem 1001 Tag). Calaf hat alle ihre Räthsel gelöst, will sich aber doch seines Recht's wieder begeben, wenn sie seinen Namen errathen könne. Eine ihrer Jungfrauen geht listig zu ihm und erzählt von der grausamen Unmenschlichkeit der Turandot, die ihn wolle ermorden lassen, weil sie sein Räthsel nicht rathen könne. Da ruft er unvorsichtig aus: "o unglückseliger Sohn des Timurtas, o beklagenswerther Calaf!" So erfährt Turandot seinen Namen. — Das Abfordern des Kindes greift in sehr viele Mythen ein.

56.

Der Liebste Roland.

Aus Hessen, in einer andern gleichfalls hessischen Sage wird das Märchen mit dem von Hänsel und Grethel (Nr. 15.) verbunden. Die Hexe will das Hänsel, weil es fett ist, tödten und kochen, aber Grethel befreit es und die Kinder laufen fort, vorher speit aber Grethel vor den Feuerheerd. Wie nun die Hexe ruft: "ist das Wasser bald heiß?" antwortet die Speie: "jetzt hol ichs" und so etlichemal, hernach: "jetzt kocht es" und "jetzt bring ichs" und jedesmal schläft die Alte ein bischen dazwischen. Beim letzten Ruf aber, wo die Speie vertrocknet war, erhält sie keine Antwort, da steht sie auf und wie sie die Kinder nicht findet, so thut sie ihre Schlittschuhe an und läuft ihnen nach, aber das Mädchen hat sich in einen Teich, sein Brüderchen in eine Ente verwandelt, die darauf schwimmt.

Die Hexe will den Teich ausfaufen, aber sie platzt von dem Wasser und bleibt todt liegen. Die beiden nehmen ihre menschliche Gestalt an und gehen nach Haus.

Uebereinstimmung hat unser Märchen mit dem Fundevogel (Nr. 51.) und den beiden Königskindern (Nr. 113.); die letzte Verwandelung, wo die Stiefmutter durch Tanzen in der Dornhecke umkommt, erinnert an den Jud im Dorn (Nr. 110.). Voß in den Anmerkungen zu seiner Idylle vom Riesenhügel gedenkt auch eines mit dem unsrigen zusammenhängenden Märchens. Aus der Braunschweigischen Sammlung gehört der Riesenwald S. 44 - 72 hierher — Verwandt ist im Pentamerone die Taube (II. 7.) und Rosella (III. 9.) und das ungarische Märchen von der gläsernen Hacke (s. unten). — Vor Leid und Schmerz zu Stein werden kommt auch in dem dänischen Lied von Rosmer vor, es hat einen tiefen Sinn und gleicht dem Erstarren, wenn Licht und Wärme entzogen ist. Sich aus Trauer in eine Blume am Weg verwandeln, ist ein Zug der gerade so in einem Volkslied (Lieder aus dem Kuhländchen von Meinert I. 6.) wiederkehrt:

"Ai, Annle, lot das Waene stohn,
nahmt aich viel liever a'n anden Mon!" —
"Eh wenn ich lo das Waene stohn,
wiel ich liever ouff de Wagschaed gohn,
diett wiel ich zu aner Feldblum wa'n
. . . . . .
Virmeittichs wiel ich schien uofblihn,
Nochmeittichs wiel ich traurich stien;
wu olle Lait vorieba gohn,
diett wiel ich inde traurich stohn".

Ueberhaupt gehört das Märchen zu denen, in welchen eine alte Grundlage fortzudauern scheint. Die Hexe ist ein Riesenweib, das ein paar Götterkinder gefangen hat und verderben will. Wenn das Mädchen nach der einen Sage speit und die Speie antwortet, so muß man sich an jene Sagen erinnern, wornach durch Speien der Götter die irdischen Gestal-

ten geschaffen werden. Aber auch die Bohne, die nach der französischen Sage (bei der Aulnoy Nr. 8.) in einen Kuchen gebacken wird und die Antworten gibt, stellt das schaffende Princip dar. Am deutlichsten drückt es das deutsche Märchen durch Blutstropfen aus. — Wegen der Verwandelungen der Fliehenden, die zu ihrer Rettung immer eine andere Gestalt annehmen, vgl. die Eyrbyggia - Saga c. 20. wo Katla immer ihren Sohn verwandelt, um ihn zu schützen.

57.

Der goldene Vogel.

Aus Hessen; doch wird dieses Märchen hier und im Paderbörnischen auch häufig, wo nicht besser, doch älter, mit folgendem Eingang erzählt: ein König war krank (oder nach andern blind) geworden und nichts in der Welt vermochte ihn zu heilen, bis er einstmals hörte (oder es ihm träumte), daß weit davon der Vogel Phönix wäre, durch dessen Pfeifen (oder Gesang) er allein genesen könne. Nun machen sich die Söhne nach einander auf, und nur in der Menge der verschiedenen Aufgaben, die der dritte Sohn zu bestehen hat, weichen die verschiedenen Erzählungen ab. Das nothwendige Pfeifen des Phönix ist hier allerdings besser begründet. Einmal wird auch erzählt, daß der Fuchs, nachdem er den Schuß zuletzt empfangen, ganz verschwindet und nicht zu einem Menschen wird. Das Stürzen in den Brunnen (wofür auch ein Steinbruch vorkommt, ist mit der Sage von Joseph, die Befreiung daraus durch den Fuchs mit der von Aristomenes (nach Pausanias), von Sindbad (nach 1001 Nacht), und Gog und Magog (nach Montevilla) merkwürdig verwandt. — In den Erfurt. Kindermärchen wird es S. 94 - 150. erzählt; im Norden ist es aber schon früh bekannt gewesen, und ohne Zweifel auch in andern Theilen Europas. In den Nouveaux Contes de Fées,

welche im Anfang des 18ten Jahrh. geschrieben und nach den seltenen Ausgaben von 1718 und 1731 in dem Cabinet des Fées T. XXXI. wieder abgedruckt sind, ist das erste Märchen: der kleine Laub-Frosch (la petite grenouille verte) sichtbar verwandt. Wahrscheinlich wird es auch in Pohlen erzählt (s. unten.)

Pringskjöld in seinem für Hickes gemachten Catalog S. 315 führt die Saga af Artus Fagra an, und beschreibt ihren Inhalt folgendermaßen: hist. de tribus fratribus Carolo, Vilhialmo atque Arturo, cogn. fagra, regis Angliae filiis, qui ad inquirendum Phönicem, ut ea curaretur morbus immedicabilis patris illorum, in ultimas usque Indiae oras missi sunt. (Vielleicht ist auch in einem angelsächs. Codex, den Wanley p. 281. angibt: Liber VI. septem constans capitulis, descriptionem tractat felicissimae cujusdam regionis orientalis et de Phönice, quae ibi invenitur, etwas davon berührt). Eine spätere dänische Bearbeitung in sechszeiligen Strophen ist zum Volksbuch geworden, aber ohne poetischen Werth. Nyerup handelt davon Morskabsläsning S. 226. 230. Von dem daselbst angeführten Titel ist eine vor uns liegende Ausgabe etwas abweichend, und der Uebersetzung aus dem Holländischen, die wohl nur ein Vorgeben ist, wird nicht gedacht. (En meget mærkværdig Historie om Kong Edvard af Engelland, der faldt i en svær Sygdom, men helbrededes ved en viis Qvindes Raad, og det ene ved hans yngste Søns Prins Atti (Arti) Dembed og Mod, der havde sin Fader saa kjer, at han foretog en Reise til Dronningen af Arabien, tilvendte sig ved List hendes Klenodier, bortførde Dronningens dyrebare Fugl Phönix, og fik til Slutning... Dronningen selv tilägte.) Die Söhne heißen auch hier Carl, Wilhelm und Artus, vom hülfreichen Fuchs kommt nichts vor, und fast in allem ist die deutsche Volkserzählung weit vorzüglicher.

Uebrigens haben wir den Eingang auch folgender Gestalt als ein eigenes Märchen vom Tummling gehört. Vor eines Königs Schloß stand ein mächtiger Birnbaum, der jedes Jahr die schönsten Früchte trug, aber sie wurden, sobald sie ge-

reift, in einer Nacht alle geholt, und kein Mensch wußte, wer es gethan hatte. Der König hatte drei Söhne und der jüngste hieß der Dummling. Der älteste sollte ein Jahr lang den Baum bewachen, er that es mit Fleiß und die Früchte hingen voll in den Aesten, aber in der letzten Nacht, als sie den andern Tag sollten gebrochen werden, überfiel ihn ein Schlaf und als er erwachte, waren sie vom ersten bis zum letzten fort und nur die Blätter noch übrig. Der zweite Sohn wachte nun ein Jahr, aber es ging ihm nicht besser als dem ersten, in der letzten Nacht kamen die Birnen weg. Endlich kam an den Dummling die Reihe, der erwehrte sich in der entscheidenden Nacht des Schlafs und sah, wie eine weiße Taube geflogen kam, eine Birne nach der andern abpickte und forttrug. Als sie mit der letzten fortfliegen wollte, ging der Dummling nach, die Taube flog auf einen hohen Berg in einen Felsenritz. Der Dummling sah sich um, da stand ein graues Männlein neben ihm, zu dem sprach er: "Gott segne dich!" Das Männlein antwortete: "Gott hat mich schon gesegnet, denn durch deine Worte bin ich erlöst!" Dann sprach es, er sollte hinab in den Felsen steigen, da würde er sein Glück finden. Er steigt hinunter und sieht die weiße Taube von Spinnegeweb umstrickt; wie sie ihn erblickt, reißt sie sich durch und wie der letzte Faden zerrissen ist, so steht eine schöne Jungfrau vor ihm, die eines Königstochter war, und die er gleichfalls erlöst hatte. Darauf vermählen sie sich miteinander.

58.

Der Hund und der Sperling.

Nach drei wenig abweichenden Erzählungen, die vollständigste ist aus Zwehrn und liegt zu Grund; die zweite, gleichfalls aus Hessen, hat einen andern Eingang. Eine Hirschkuh war mit einem jungen Hirsch ins Kindbett gekommen und bat

den Fuchs Gevatter zu stehen: der Fuchs lud noch den Sperling dazu ein und dieser wollte noch den Haushund, seinen besondern lieben Freund dazu einladen. Der Hund aber war von seinem Herrn an ein Seil gelegt worden, weil er einmal von einer Hochzeit betrunken nach Haus gekommen war. Nun pickte der Sperling ein Fädchen nach dem andern vom Seil los, bis der Hund frei war; aber beim Gevatterschmaus versiehts er wiederum, übernimmt sich im Wein, taumelt auf dem Heimweg und bleibt auf der Straße liegen. Nun kommt der Fuhrmann, verspottet die Drohung des Sperlings und fährt den Hund todt. — In der dritten Erzählung aus Göttingen ist weiter gar kein Eingang, es heißt blos: ein Vöglein und ein Hündlein gehen zusammen und kommen auf der Landstraße an eine Fahrgleise, da kann das Hündlein nicht, wie das Vöglein, darüber, und weil gerade ein Fuhrmann mit Weinfässern daher kommt, so bittet ihn das Vöglein, dem Hündlein darüber zu helfen, aber der bekümmert sich nicht darum und fährt das arme Thier todt. Nun rächt sich das Vöglein. — Der Schluß ist hier aus der zweiten hessischen Sage mitgetheilt.

59.

Der Frieder und das Catherlieschen.

Zu Grund liegt eine Erzählung aus Zwehrn, dagegen ist aus einer andern hessischen aufgenommen, wie Catherlieschen auf dem Weg die Butter mitleidig verbraucht und die Käse fortrollen läßt. Nach einer dritten aus Fritzlar ist der Schwank mit den Gickelingen und dem irdenen Geschirr erzählt.

In jener aus Zwehrn gibt der Mann vor, er habe einen Hasenbalg unter der Kuhkrippe begraben. Catherlieschen heißt die Krämer diesen hervorholen, worauf sie den Schatz heben. Die gekauften Töpfe hängt es rings ums Haus an die Nägel, die da stecken. — Eine vierte Erzählung aus den Diemelge-

genden hat verschiedene Eigenthümlichkeiten. Der Mann geht zur Feldarbeit und sagt der Frau: "steck Fleisch in den Kohl und wenns fertig ist, brings hinaus aufs Feld". Sie nimmt das rohe Fleisch, trägts hinaus aufs Feld wo ihr Kohl steht, und steckts da hinein. Der Hund witterts bald und holt den Braten weg; sie lauft ihm nach, fängt ihn, und bindet ihn daheim zur Strafe an das Bierfaß im Keller und zwar an den Krahn. Der Hund wird wild und ungeduldig und zieht den Krahn heraus. Wie die Frau in den Keller kommt, schwimmt alles Bier darin. Nun trocknet sie es mit Mehl auf. Sie nimmt Essig und Hotzeln in die Hand und um das Haus zu verwahren, die ausgehobene Hausthüre auf die Schulter und geht hinaus. Der Mann macht ihr Vorwürfe über das schlechte Essen, doch setzen sie sich dazu nieder, indem sehen sie zwölf Räuber kommen. Vor Angst steigen sie auf einen Baum und nehmen das Essen und die Thüre, um nicht verrathen zu werden, mit hinauf. Die Räuber setzen sich grade darunter und wollen sechs Säcke mit Gold theilen. Sie werden nun, wie in unserm Märchen, verscheucht, und die zwei schleppen die Säcke heim. Die Frau borgt bei ihrer Nachbarin ein Maas das Gold zu messen, ein Stückchen bleibt darin hängen und macht jene aufmerksam. Die Frau erzählt, wie es sich zugetragen hat. Nun läuft alles in den Wald, Gold zu holen, es kommt aber niemand wieder, weil niemand so dumm war wie die Frau, und die Räuber jeden todt schlugen, der sich im Walde blicken ließ. Der Mann und die dumme Frau lebten vergnügt und ohne Sorgen bis an ihren Tod. — Zum Theil gehört Bardiello aus dem Pentamerone (I. 4.) hierher.

60.

Die zwey Brüder.

Der Zusammenhang unseres Märchens gibt eine Erzählung aus dem Paderbörnischen, er ist der einfachste und natürlichste.

Der Eingang derselben ist uns auch in Hessen als ein Bruchstück mit einigen Abweichungen erzählt worden. Es sind da blos zwei arme verwaiste Besenbindersjungen, die noch ein Schwesterchen zu ernähren haben und wobei der jüngste das Vöglein mit dem Goldei entdeckt und das Ei einem Goldschmied verkauft. Er findet eine Zeitlang jeden Morgen ein Ei, bis das Vöglein ihm sagt, er sollte es selbst dem Goldschmied bringen. Diesem singt es dann vor, daß wer sein Herz esse, König werde, wer seine Leber, jeden Morgen unter seinem Kissen einen Goldbeutel finde. Nun will der Goldschmied das Schwesterchen der armen Brüder heirathen, wenn sie ihm den Vogel geben wollen. Auf der Hochzeit aber, wozu der Vogel georaten wird, essen die zwei Brüder, die den Spieß in der Küche drehen, zwei abgefallene Stückchen, welche, ohne daß sie es wußten, Herz und Leber des Vogels waren. Darauf treibt sie der getäuschte Goldschmied voll Zorn aus seinem Haus. — Dagegen von da an, wo die verstoßenen Kinder in dem Wald zu dem Förster gelangen, sind wir einer trefflichen und ausführlichen Erzählung aus der heßischen Schwalmgegend, (wogegen jene paderbörnische nur ein dürftiger Auszug ist,) gefolgt: diese hat weiter keinen Eingang, als daß angeführt wird, der Förster habe zwei arme Kinder, die vor seiner Thüre gebettelt, zu sich genommen

Dieses Märchen wird aber auch mit einem andern merkwürdigen Eingang erzählt. Ein König hat eine Tochter, welche die Mäuse verfolgen, so daß er sie nicht anders zu retten weiß, als daß er einen Thurm mitten in einem großen Fluß bauen und sie dorthin bringen läßt. Sie hat eine Dienerin bei sich und einmal, als sie zusammen in dem Thurm sitzen, springt ein Wasserstrahl zum Fenster herein. Sie heißt die Dienerin ein Gefäß hinsetzen, welches sich füllt, worauf der Strahl aufhört. Beide trinken von dem Wasser und gebären darnach zwei Söhne, wovon der eine Wasserpeter der andere Wasserpaul genannt wird. Sie legen beide Kinder in ein Kästchen, schreiben die Namen darauf und lassen es in

Wasser hinab. Ein Fischer fängt es auf, erzieht die zwey Knaben, die sich vollkommen ähnlich sind, und läßt sie die Jägerei erlernen. Das übrige folgt nun unserm Märchen bis zur Verheirathung des Wasserpeters mit der Königstochter; und ist nur viel dürftiger; jeder hat nur drei Thiere einen Bären, Löwen und Wolf. Der alte König stirbt ein Jahr darnach und der Wasserpeter erhält das Reich. Einmal geht er auf die Jagd, verliert sein Gefolge und ruht Abends mit seinen drei Thieren bei einem Feuer. Da sitzt eine alte Katze auf einem Baum, die fragt, ob sie sich ein wenig bei seinem Feuer wärmen dürfe? Als er ja sagt, reicht sie ihm drei von ihren Katzenhaaren und bittet ihn auf jedes Thier eins davon zu legen, weil sie sich sonst fürchte. Sobald er es gethan, sind die Thiere todt, der König ist zornig und will sie umbringen, sie sagt aber, es sey hier ein Brunnen mit Wasser des Todes und ein anderer mit Wasser des Lebens, er solle von diesem nehmen und über die Thiere gießen. Das thut er und sie werden wieder lebendig. Als Wasserpeter heim kommt, findet er den Wasserpaul an seiner Stelle, tödtet ihn aus Eifersucht, als er aber seine Treue hört und daß er ein schneidendes Schwert zwischen sich und die Königin ins Bett gelegt hatte, so holt er von dem Wasser des Lebens und erweckt ihn wieder. — Eine vierte heissische Erzählung nennt die zwei Brüder Johannes-Wassersprung und Caspar-Wassersprung und leitet folgender Gestalt ein. Ein König bestand darauf, daß seine Tochter nicht heirathen solle und ließ ihr im Walde in der größten Einsamkei ein Haus bauen, wo sie wohnen mußte und keinen fremden Menschen zu sehen bekam. Nah bei dem Haus sprang aber eine wunderbare Quelle, davon trank die Jungfrau und gebar hernach zwei einander ganz ähnliche Knaben, die jene Namen erhielten. Die übrige Erzählung ist dürftig und enthält nichts neues, nach dem Kampf mit dem Drachen wird der todte Johannes-Wassersprung durch den Saft einer Eiche wieder lebendig gemacht, welchen die Ameisen für ihre Todten, die beim Kampf zertreten waren, holten. — Eine fünfte Erzählung sagt blos zum Eingang; daß einem Fischer in

das ausgeworfene Netz eine goldene Schachtel vom Himmel gefallen sey, worin zwei schöne Knaben gelegen: als sie herangewachsen sind, erlernen sie die Jägerei. Der Drache wird getödtet, indem ihm der Jüngling einen giftigen Semmel in den Rachen wirft. Der Bräutigam der Königstochter sucht ihn durch giftige Speisen umzubringen, doch seine Thiere entdecken ihm den Verrath. Hernach wird er von der Hexe in Stein verwandelt, aber der andere Bruder zwingt diese, das Mittel zu sagen, das ienem das Leben wiedergibt: unter einem Stein nämlich liegt eine böse Schlange, die an dem ganzen Zauber schuld ist, diese muß er in Stücke hauen, am Feuer braten und mit ihrem Fett den versteinerten Bruder bestreichen. — Dagegen eine sechste Erzählung aus Zwehrn hat wieder viel besonderes, ihr fehlt jener Eingang, sie weiß auch nichts von zwei Brüdern. Drei arme Schwestern nähren sich von drei Ziegen, die ihr Bruder hüten muß. Draußen begegnet diesem einmal ein Jäger mit drei schönen Hunden und weil der Junge so große Freude daran hat, tauscht er sich für eine Ziege einen Hund ein, der heißt Haltan. Als er heim kommt, jammern die Schwestern, dennoch kann er der Lust nicht widerstehen und tauscht den andern Tag noch einen Hund, der Greifan heißt, und am dritten Tag den letzten, Namens Brich-Eisen und Stahl, gegen die Ziegen ein. Nun gibt ihm der Jäger noch Büchse, Hirschfänger, Pulverhorn und Ranzen dazu und er zieht in die Welt. Has, Reh und Bären werden seine Diener. Er zieht fort und kommt in einen Wald, und zu einem kleinen Haus, darin sitzt eine alte Frau, die spricht zu ihm: "bleib nicht hier, es ist die Wohnung von zwölf Spitzbuben, die bringen dich um." Er antwortet: "ich fürchte mich nicht, ich verlaß mich auf mein Gethier". Da stellt er den Hasen ans Fenster, Reh und Bär hinter die Stubenthür, die drei Hunde in den Stall. Die Räuber kommen, stellen sich freundlich und heißen ihn mit essen. Sie setzen sich zu Tisch, die Räuber legen die Spitzen der Messer verkehrt gegen sich, der Jäger von sich, wie sichs gehört. Sprechen die Räuber: "warum legst du dein Messer nicht wie wir?" "Ich legs wie

ein Jäger, ihr aber legts wie Spitzbuben". Sie springen auf und wollen ihn umbringen, da klopft der Has ans Fenster, alsobald öffnet das Reh die Thüre und die drei Hunde kommen herein und der Bär auch und zerreißen die zwölf Spitzbuben. Nun zieht der Jäger weiter, kommt in die Stadt, die den ersten Tag mit weißem, den zweiten mit rothem, den dritten mit schwarzem Tuch überzogen ist. Er tödtet den Drachen mit seinen drei Hunden, geht fort ein Jahr und drei Tage, kommt dann wieder und erhält die Königstochter, die Ausführung hat nichts besonderes und stimmt mit unserem Märchen, nur schließt dieses mit der Hochzeit und mit der Erlösung der drei Thiere. Sie bitten ihn flehentlich ihn nicht den Kopf abzuhauen, er will sich lange nicht dazu verstehen, wie er es endlich thut, so verwandelt sich der Has in eine schöne Königstochter, das Reh in die Königin, der Bär in den König. — In Lina's Märchenbuch von A. L. Grimm kommt die Sage S. 191—211 vor, die Zwillinge heißen **Brunnenhold** und **Brunnenstark**. Aus dem Pentamerone gehört hierher der Kaufmann (I. 7.) und die Hirschkuh (I. 9.), aus dem Straparola die dritte Erzählung der zehnten Nacht. Der Eingang von dem Goldvogel in einer französ. Feengeschichte des Grafen **Caylus** (Cabinet des Fees XXIV. p. 267.) Im **Böhmischen** bei Gerle die **Zwillingsbrüder** (II. 2.). Verwandt sind die Goldkinder (Nr. 85.). Mit dem Ganzen hat viel ähnliches die persische Sage von Lohrasp im Firdussi (Görres II. 246.).

In diesem merkwürdigen Märchen sind zwei verschiedene Richtungen anzudeuten. Erstlich bricht darin die **Sage von Sigurd** durch. Schon das **Aussetzen** des neugeborenen Kindes in das **Wasser**, womit die andern Erzählungen einleiten, stimmt mit der Ueberlieferung der Wilkina-Sage zusammen, wornach Siegfried von seiner Mutter in ein Glaskästchen gelegt wurde, das in den Fluß rollte und fortgetrieben ward (vgl. das Märchen vom goldenen Berg) — Nun folgt der listige und böse **Goldschmied**, der Reigen der nord. Sage. Dann der **redende, goldreiche Vogel**,

die weissagenden Vögel und der Lindwurm Fafnir zugleich: das Essen des Thierherzens, das Gold und Königthum (Weisheit) gewährt, wornach der Schmied auch listig strebt, das aber dem Sigurd zu Theil wird. Der Unterricht in den Jagdkünsten entspricht dem, welchen Reigen dem Sigurd gibt. Die treuen dienenden Thiere kommen mit dem Roß Grane überein. Dann folgt die Befreiung der Jungfrau vom Drachen, nämlich der Kriemhild nach dem deutschen Liede, im nordischen ist es das Sprengen des Flammenwalls; worauf er sie erworben. Dennoch trennt er sich wieder von ihr, wie Sigurd von der Brynhild. Der Bruder der gleiche Gestalt mit ihm hat, ist Gunnar, der Blutsbruder, mit dem Sigurd auch die Gestalt tauscht, ja das Schwertlegen kommt vor, nur in umgekehrtem Verhältniß.

Sodann enthält das Märchen auch die Sage von den Blutsbrüdern. Sie ist ausführlich in unserer Ausgabe des armen Heinrichs S. 183-197 erläutert. Beide Kinder sind zugleich und wunderbar geboren und sich vollkommen ähnlich. Das Wahrzeichen bei ihrer Trennung, das in den Baum gestoßene Messer, entspricht den Goldbechern des Amicus und Amelius. Ursprünglich vielleicht ist es das Messer gewesen, womit die Adern geritzt wurden, um Blutsbrüderschaft zu trinken; vgl. die Anmerkung zum Märchen vom Lebenswasser (Nr. 97.). Der eine nimmt des andern Stelle ein zu Haus und bei seiner Frau, doch trennt er ihr Lager durch das Schwert. Die Krankheit, die den einen befällt und ihn aus der Gesellschaft der Menschen treibt, ist hier der Zauber der Hexe, der zu Stein macht und welchen der andere wieder aufhebt. Vgl. das Märchen vom getreuen Johannes (Nr. 6.).

Wie der eine gegen den Drachen kämpft, gerade so kämpft auch Thor in der nordischen Mythe (sowohl in der Völuspá als in der Prosa. Edda) mit der Mitgardsschlange am Ende der Welt; er tödtet sie zwar, stürzt aber von dem Gift, das die Schlange gegen ihn ausgespien, todt zur Erde.

61.

Das Bürle.

Aus Zwehrn; eine andere Erzählung aus Hessen redet von einem Schneider, der auf diese Weise sein Glück macht und ist weniger vollständig. Sie fängt gleich damit an, daß der Schneider eine erfrorene Drossel findet, die er sich hernach ans Ohr hält, damit sie ihm weissage. Als er in den Kasten auf dem Wasser sitzt, ruft er, er wolle durchaus nicht die Königstochter heirathen! und lockt damit den Schäfer, seine Stelle einzunehmen. Nach einer dritten Erzählung heißt der Mann Herr Hände. Die Bauern hassen ihn wegen seiner Klugheit, sie schlagen ihm aus Neid den Backofen ein, er trägt aber den Schutt in einem Sack zu einer vornehmen Dame und bittet sie, den Sack ihm aufzuheben, es sey Gewürz, Zimmet, Nägelein und Pfeffer darin. Er kommt dann wieder, ihn abzuholen und verführt ein großes Geschrei, sie habe ihn bestolen, wodurch er ihr dreihundert Thaler abzwingt. Die Bauern sehen ihn das Geld zählen und fragen, woher er das habe? er sagt von dem Backofenschutt, da schlagen die Bauern all ihre Backöfen ein, tragen den Schutt in die Stadt, kommen aber übel an. Die Bauern wollen ihn aus Rache tödten, er zieht aber seiner Mutter Kleider an, dadurch entgeht er ihnen und seine Mutter wird todt geschlagen. Diese rollt er in einem Faß zu einem Doctor, läßt sie dort ein wenig stehen, kommt wieder und gibt ihm dann Schuld, er habe sie getödtet; so erpreßt er von dem Doctor eine Summe Gelds. Er sagt den Bauern, er habe sie für seine todte Mutter bekommen, nun schlagen diese auch ihre Mütter todt. Darauf die Begebenheit mit einem Schäfer, der für ihn sich in die Tonne legt, ersäuft und dem die andern Bauern alle nachspringen. — In dem Märchen vom Bauer Kibitz, welches Büsching S. 296. mittheilt, sind wieder einige Züge verschieden. Kibitz läßt seine Frau von den Bauern todt schlagen und setzt sie dann mit

einem Korb voll Früchte an ein Geländer, wo sie ein Bedienter, dem sie keine Antwort gibt, als er für seine Herrschaft bei ihr einkaufen soll, ins Wasser stürzt; dafür erhält Kibitz den Wagen, worin diese gefahren, mit allem Zubehör. — Das Geldererpressen durch bloßes Lärmen gehört auch zu den Listen des Gonella (bei Flögel Gesch. der Hofnarren S. 309.). In dem zu Erfurt 1794. gedruckten Volksbuch: Rutschki oder die Bürger zu Quarkenquatsch, sind verschiedene Züge aus diesem Märchen benutzt, das Erkaufen des alten Kastens, worin der Liebhaber steckt, durch die Kuhhaut (S. 10.), das Ausstellen der todten Frau: Rutschki gibt ihr Butter in den Schooß und setzt sie auf den Brunnenrand, der Apotheker, der ihr abkaufen will, aber keine Antwort bekommt, rüttelt sie und stürzt sie hinunter, und muß dem Rutschki tausend Thaler bezahlen (S. 18. 19.). Der Betrug an dem Schäfer zuletzt ist wieder ganz verschieden: Rutschki ist zum Tod verurtheilt, und wird in einen Kleiderschrank eingeriegelt, hinaus zu dem Teich getragen, weil dieser aber zugefroren ist, lassen sie ihn darauf stehen, und wollen erst Aexte holen, um ein Loch ins Eis zu hauen. Wie sie fort sind, hört Rutschki einen Viehhändler vorbei ziehen und ruft: "ich trinke keinen Wein! ich trinke keinen Wein! mich dürstet nicht!" der Viehhändler fragt, was er vorhabe, Rutschki läßt sich aufriegeln und erzählt, er sey zum Burgemeister erwählt, das Amt nähm er gern, denn es sey wenig Arbeit und fünfhundert Thaler Besoldung dabei; dagegen die Sitte, daß jeder Burgemeister beim Antritt seines Amts einen Becher mit Burgunder austrinke, wolle er durchaus nicht mitmachen, er trinke keinen Wein, da hätten sie ihn herausgesetzt, daß er Frost und Durst nach einem feurigen Trank bekommen sollte; es helfe ihnen aber alles nichts, er trinke doch nicht. Der Viehhändler trägt einen Tausch gegen seine Heerde an, er legt sich hinein, Rutschki riegelt zu, die Bauern kommen, hauen ein Loch und lassen den Schrank hinab. Wie sie zurückkommen, begegnet ihnen Rutschki mit dem Vieh und sagt, er habe es auf dem Grund gefunden, da sey ein schönes Sommerland. Nun stürzen sich alle in das Wasser

(S. 22. 23.) Aus dem Straparola gehört das Märchen vom Skarpaſico hierher (I. 3.) und aus dem Pentamerone der Gevatter (II. 10.). Uebrigens ſind die allezeit betrogenen Bauern offenbar mit den Lalenbürgern verwandt.

62.

Die Bienenkönigin.

Aus Heſſen, wo wir noch eine andere, verſchiedentlich abweichende Erzählung gehört haben. Ein armer Soldat meldet ſich beim König um Dienſte und verſpricht die ſchönſte Jungfrau für ihn zu gewinnen. Er wird königlich ausgerüſtet, unterwegs, als er bei einen großen Wald kommt, hört er den Geſang von viel tauſend Vögeln prächtig in die blaue Luft hinein erſchallen. "Halt! halt! ruft er, die Vögel nicht geſtört, die preiſen ihren Schöpfer", und heißt den Kutſcher umdrehen und einen andern Weg fahren. Darnach kommt er auf ein Feld, wo viel tauſend Raben nach Speiſe überlaut ſchreien. Er läßt ein Pferd ausſpannen, todtſtechen und den Raben zur Nahrung hinwerfen. Endlich kommt er an einen Sumpf, da liegt ein Fiſch und klagt erbärmlich, daß er in kein fließendes Waſſer gelangen könne. Der Soldat trägt ihn ſelber hinein, daß der Fiſch vor Freude mit dem Schwanz ſchlägt. Als er bei der Königstochter anlangt, wird ihm dreierlei aufgegeben, was er zuvor vollbringen ſoll. Erſtlich ſoll er ein Viertel Mohnſamen, welchen der König hat ſäen laſſen, wieder herbeiſchaffen, der Soldat nimmt ein Maas, Sack und weiße Tücher mit hinaus aufs Feld, und breitet die Tücher da aus. Nicht lang, ſo kommen die Vögel, die er bei dem Singen nicht hat ſtören wollen, leſen den Samen, Körnchen für Körnchen auf und tragen ihn auf die Tücher, ſo daß der Soldat dem König das ausgeſäete Maas wieder zuſtellt. Zweitens ſoll er ei-

nen Ring holen, den die Königstochter hat ins Meer fallen lassen. Der Fisch, den er in fließend Wasser gesetzt, holt ihn unter der Floßfeder eines Wallfisches, wohin er gefallen war, herauf. Drittens soll er ein Einhorn, das in einem Wald sich aufhält und großen Schaden gethan, tödten. Der Soldat geht in den Wald hinein, da sitzen die Raben, die er vom Hungertod errettet, und reden zu ihm: "noch eine kleine Weile Geduld, das Einhorn hat nur ein gutes Auge, jetzt liegt es und schläft darauf, dreht es sich aber herum und legt sich auf das scheele Auge, so wollen wir ihm das gute auspicken. Da wird es wüthend werden, aber, weil es blind ist, in der Wuth gegen die Bäume rennen und mit seinem Horn sich festspießen". Bald darauf wälzt sich das Thier im Schlaf und legt sich dann auf die andere Seite, da fliegen die Raben herzu und hacken ihm das gesunde Auge aus. Es springt auf und rennt sich in eine dicke Eiche fest. Nun haut ihm der Soldat den Kopf ab, bringt ihn dem König und erhält dessen schöne Tochter, die er seinem Herrn heimbringt, von den er königlich belohnt wird.

Bei Strapparola das Märchen von Livoret (III. 2.); in dem jüdischen Maasäbbuch (Cap. 134 vom Rabbi Chanina) wird der König erst aufmerksam gemacht auf die Königstochter mit den goldenen Haaren, durch ein einzelnes Haar, welches ein Vogel einmal (wie im Tristan) ihm auf die Achsel fallen läßt, und das er ihr, als sie gebadet, ausgerupft hatte. Auf seinem Weg hilft Chanina einem Raben, einem Hund und einem Fisch. Die Aufgaben sind Wasser aus dem Paradies und der Hölle zu schaffen, von jedem bringt der dankbare Rabe ein Krüglein; einen Ring aus dem Meer zu holen; der Fisch bringt es bei dem Leviathan dahin, daß der welcher ihn verschlungen, ihn wieder ans Land speien muß, indem aber kommt ein wild Schwein daher und schlingt ihn wieder ein; nun setzt der Hund diesem nach und zerreißt es in zwei Stücke, so daß der Chanina den Ring wieder findet. Der Schluß ist ganz verschieden, wie nämlich der Chanina dem

König die Braut heimgebracht, steht er in Gnaden bei ihm, darum wird er von Neidern ermordet, aber die junge Königin, die ihm sehr gewogen ist, begießt ihn mit dem Paradies-Wasser, wovon er alsbald das Leben wieder erhält. Der König will den Versuch auch machen und läßt sich von einem Knechte todt schlagen, aber nun schüttet die Königin das Höllen-Wasser auf ihn, wovon er alsbald zu Asche verbrennt. Dann spricht sie zum Volk: "seht, es war ein gottloser Mensch, sonst wäre er wieder lebendig geworden"; und heirathet den Chanina. Das gibt insoweit Aehnlichkeit mit Ferenand Getrü (Nr. 126.). Uebereinstimmung hat das Märchen von der weißen Schlange (Nr. 17.).

63.

Die drei Federn.

Aus Zwehrn; doch haben wir das Märchen häufig in Hessen gehört, und gewöhnlich kommen in den drei Aufgaben Abweichungen vor. So wird verlangt: das feinste Linnengarn, welches dem Dummling ein in der unterirdischen Höhle spinnendes Mädchen gibt; der schönste Teppich, den dieses ihm gleichfalls webt; endlich die schönste Frau, der Dummling muß einen Frosch nehmen und mit ihm ins Wasser springen, so verwandelt er sich ins schönste Mädchen. Oder auch: er hat eine Kröte erhalten, die muß er neben sich als seine Frau auf die Bank setzen, von da springt sie auf den Tisch, dann auf die Teller und in die Schüssel zum Schrekken aller, die mitessen; erst auf dem Salat sitzt sie still, da muß sie nun der Dummling packen, auf ein Bett legen und mit einem scharfen Schwert gerade durchs Herz schneiden, da knackt es und es liegt eine Jungfrau da, die an Schönheit die Bräute der Brüder weit übertrifft. — Ferner: Der Va-

ter gibt jedem der drey Söhne einen Apfel, wer den seinen am weitesten wegwirft, soll das Reich erben. Der Apfel des jüngsten fliegt am weitesten, weil er aber gar zu dumm ist, will der Vater ihm das Recht nicht lassen und verlangt zwanzig Steigen Leinwand in einer Nußschale. Der älteste reist nach Holland, der zweyte nach Schlesien, wo feine Leinewand seyn soll, der dritte, der Dumme, geht in den Wald, da fällt eine Nußschale von einem Baum, worin das Linnen steckt. Darnach verlangt er einen Hund, der durch seinen Trauring springen kann, dann drey Zahlen Garn, die durch ein Nadelöhr gehen: alles bringt der Dummling. — Oder auch: der soll des Königs Gut erben, der den schönsten Geruch mitbringt, der Dumme kommt vor ein Haus, da sitzt die Katz vor der Thür und fragt: "was bist du so traurig?" — "Ach! du kannst mir doch nicht helfen!" — "Nun hör einer! sag nur was dir fehlt". Die Katz verschafft ihm dann den besten Geruch. Wiederum ist die Einleitung mannigfach: der Vater jagt den dummen Hans fort, weil er gar zu dumm ist, da geht er an des Meeres Gestade, setzt sich hin und weint, da kommt die Kröte, die eine verzauberte Jungfrau ist, mit der springt er auf ihr Gebeis ins Wasser, ringt mit ihr und erwirbt sich das Reich, indem sie ihre schöne menschliche Gestalt dadurch wieder gewinnt. Womit die Schlangen-Jungfrau in den deutschen Sagen (I. 13.) zu vergleichen ist. In der Braunschw. Sammlung steht das Märchen S. 271-286. und in der Büschingischen S. 268. von der Padde. Bei der Aulnoy la chatte blanche (Nr. 19.). Auch in Schweden wird es erzählt (S. unten).

Ueber das Federaufblasen, denen man nachgeht, vgl. Altd. Wälder I. 91. und Aventin bair. Chronik S. 98 *b*. "Es ist auch sonst ein gemein Sprüchwort vorhanden, das gemeinlich diejenigen brauchen, so fremde Land bauen wollen oder sollen: ich will 'ein Feder aufblasen, wo dieselbig hinaus fleugt, will ich nachfahren". Ja man sagt noch heut zu Tag in Hessen: "wo wird der seine Feder hinblasen?" wo hin ziehen? Vgl. auch Völundurs Lied, wo der eine Bru-

der nach Osten, der zweite nach Süden auszieht, der dritte aber daheim bleibt. — Eine ähnliche Sitte beobachteten die unzufriedenen Norweaer, die unter Harald Haarfager ihr Vaterland verließen und nach Island auswanderten. Es ereignete sich oft, das der Anführer bei der Annäherung an die Insel Setstocker u. s. Säulen, oben mit Thors oder eines andern Gottes Haupt geschmückt, die sonst neben dem Obersitze des Hauses standen, über Bord warf und die Stelle, wo sie ans Land trieben, zum Mittelpunct der Landstrecke wählte, die er sich zueignen wollte. Allein auch aus dem persischen Firdussi läßt sich etwas ähnliches anführen (Görres I. 136.): Sal ging hin, um die Stellung des Feindes zu ersehen, einen Pfeil schoß der gerade an gegen den Himmel: an drei Orten befestete er Schafte, drei Pfeilesstrahlen trieb er über den Strom, damit sie als Zeichen dienten, dem Heere zum Anlauf und Angriff.

64.

Die Goldgans.

Nach einer Erzählung aus Hessen und einer anderen aus dem Paderbörnischen. Letztere hat folgendes Abweichende. Nachdem der Dummling mit dem Männlein sein Essen getheilt, spricht dieses: "nun leg dich hin und schlaf ein wenig, wenn du aufwachst, wirst du einen Schlitten finden, vor den ein Vöglein gespannt ist und wenn das Kist! ruft, so antworte nur Keifes, so wirst du sehen, was geschieht". Da legte sich der Dummling hin, denn er war müd, und als er aufwachte, stand der Schlitten mit dem Vöglein vor ihm, da setzte er sich ein, fuhr fort und kam in eine Stadt. In einem Hause aber lagen drei Mädchen im Fenster, die sahen den Schlitten mit dem Vöglein und die ältste rief, "das Vöglein muß ich haben!" aber die jüngste, die es auch wollte, konnte schneller laufen, kam eher auf die Straße und griff darnach. Das Vög-

lein rief Kiß! und der Dummling antwortete Keifes! da ſeß das Mädchen feſt an dem Schlitten und konnte ſich nicht wieder losmachen und mußte immer nach dem Vöglein greifen, nun kamen auch die zwei andern Schweſtern und blieben feſt. Der Dummling fuhr weiter und ſie kamen an ein Waſſer, wo viele Waſchweiber ſtanden und wuſchen, und als ſie die Mädchen ſahen, ärgerten ſie ſich über das Nachlaufen, kamen herbei und wollten ſie mit ihren Waſchklöppeln ſchlagen; aber ſie bleiben auch hängen und ſchlagen immer nach den Mädchen. Dann kommt der Pfarrer und Küſter mit dem Weihkeſſel, die werden auch feſt gemacht und ſo wächſt der Troß immer mehr, bis der Dummling damit vor der ernſthaften Königstochter anlangt, die bei dem Anblick lacht und die er nun zur Gemahlin erhält; die weiteren Aufgaben kommen nicht vor.

Wie in dieſem Märchen jeder an der Gans, oder dem, der damit in Verbindung iſt, hängen bleibt, gerade ſo bleibt Loke an der Stange hangen, mit der er nach dem Adler (dem Thiaſſe) ſchlägt, die Stange aber an dieſem: und ebenſo wird er auch fortgezogen. (Jüngere Edda, Dämeſ. 51.). — Wie die Söhne damit erprobt werden, ob ſie ein Stück Kuchen mitzutheilen geneigt ſind, ſo erhält Engelhart (im Gedicht des Conrads von Würzburg ſ. Eſchenburgs Denkmäler S. 44.) von ſeinem Vater auf die Reiſe drei Aepfel, wer ihm begegne, dem ſolle er einen reichen; verzehre ihn der Fremde ganz, ohne ihm einen Theil davon zu geben, ſolle er ihn meiden, gäbe er aber etwas, ſolle er ſeine Freundſchaft annehmen. Auch der dritte zeigt ſich erſt gut. Vgl. Voß Volks-Sagen S. 321 und 22. Anmerkung zur Apfelprobe. — Einer, der einen Teich austrinken, oder der viel tauſend Brote eſſen kann, kommt in dem Volksbuch der pommerſchen Kunigunde vor: ſ. das Märchen von den ſieben Geſellen, die durch die Welt kommen (Nr. 71.) und den ſechs Dienern (Nr. 134.).

65.

Allerlei-Rauh.

Nach einer hessischen und paderbörnischen Erzählung: die letztere weicht in einigen Stücken ab. Das Mädchen thut den Mantel von allerlei Rauhwerk, in das auch Moos und was man noch sonst im Walde findet, eingenäht worden, über die drei glänzenden Kleider, und entflieht in den Wald. Dort steigt es aus Furcht vor den Wilden auf einen hohen Baum und schläft, auf den Aesten ruhend, ein. Morgens kommen Holzhacker, Holz für des Königs Hof zu holen, die hacken den Baum, auf welchen Allerlei-Rauh noch immer fort schläft, um, doch fällt er langsam, so daß es sich keinen Schaden thut. Es erwacht ganz erschrocken, aber, als es sieht, daß es bei guten Leuten ist, bittet es, sie möchten es doch mitnehmen. "Ja, sagen sie, setz dich da auf den Holzwagen, du Raubtierchen". — Es wird nun an des Königs Hof gefahren und dient in der Küche; wie es die Suppe so gut gekocht hat, läßt es der König rufen und spricht: "du bist ja ein schönes Kind, komm setz dich auf meinen Sessel". Da legt er ihm seinen Kopf in den Schoos und spricht: "laus mich ein wenig". Das thut es und muß es von nun an jeden Mittag thun. Einmal sieht er dabei durch den Aermel das glänzende Sternenkleid durchblinken, und reißt ihm den Mantel ab und sie steht nun da als die schönste Königstochter von der Welt. — Nach einer dritten Erzählung aus dem Paderbörnischen stellt sich Allerlei-Rauh stumm; der König schlägt sie einmal mit der Peitsche. da bekommt der Rauhmantel einen Riß, durch den das Goldkleid schimmert. Der König reißt ihn größer und so wird sie entdeckt. Auch folgt in beiden Erzählungen die Strafe des Vaters. Er muß sich selbst das Urtheil sprechen, daß er nicht länger verdiene König zu seyn. — Eine vierte Erzählung leitet anders ein. Allerlei-Rauh wird von einer Stiefmutter vertrieben, weil ein fremder Königssohn nicht ihrer rechten Toch-

ter, sondern jener einen Treuring geschenkt. Allerlei-Rauh kommt hernach an ihres Geliebten Hof, thut gemeine Arbeit und puzt ihm die Schuhe, wird aber entdeckt, indem sie den Treuring unter das Weißbrot legt. — Wenn der König nun diejenige heirathen will, die solche Haare hat, wie die verstorbene Königin, so erinnert dies an einen Zug aus der faröischen Sage, wo der verwittwete König nur die zur Ehe nehmen will, welcher die Kleider der verstorbenen Königin passen (Sagabibliothek II. 481.).

Einige Verwandtschaft hat das Märchen mit dem vom Aschenputtel. Perrault's peau d'Ane gehört hierher, auch das Märchen von Doralice bei Straparola (I. 4.) besonders die Einleitung desselben. Im Pentamerone die Bärin (II. 6.)

66.

Häschen-Braut.

Aus Buckow im Mekelnburgischen. Es hat Verwandtschaft mit dem Fitchers-Vogel Nr. 46.). Die Aufzählung der Hochzeitsleute ist aus einer anderen Erzählung des Märchens und erinnert an das wendische Spottlied von der lustigen Hochzeit (S. Herders Stimmen der Völker S. 139.).

67.

Die zwölf Jäger.

Aus Hessen. Es kehrt in vielen Sagen wieder, daß die erste Verlobte vergessen wird, (hier in dem Liebsten Roland, dem Löweneckerchen u. a.), wovon der Grund tief liegt. Wir wollen nur zwei denkwürdige Beispiele anführen: Duschmanta

vergißt die Sacontala und Sigurd die Brynhild. Im Pentamerone die Dienſtmagd (III. 6.).

68.

De Gaudeif un ſien Meſter.

Aus dem Münſteriſchen. Aus Wien eine abweichende Erzählung. Ein Zaubermeiſter ſucht ſich einen Jungen der nicht ſchreiben und leſen kann, um ihm zur Hand zu gehen. Er fragt einen, dem er begegnet: "kannſt du ſchreiben und leſen? Ja, antwortet der Junge". Sagt der Zaubermeiſter: "kannſt du ſchreiben und leſen, ſo taugſt du mir eben nichts". "Von ſchreiben und leſen ſprecht ihr? da hab ich euch unrecht verſtanden! ich glaubte, ihr fragtet: "ob ich ſchreien und eſſen könnte und das verſteh ich auch aus dem Grund, aber ſchreiben und leſen, davon verſteh ich nichts". Denkt der Zauberer, der iſt gut für mich, und weil er ihm ſonſt gefällt, nimmt er ihn zu ſich. — Der Junge aber war witzig, verſtand beides leſen und ſchreiben wohl und ſtellte ſich nur dumm an. Mithin bleibt er einige Zeit im Dienſt und thut ihm Handlangers Arbeit, insgeheim aber, wenn der Zauberer beiſeit oder ausgegangen iſt, lieſt er in den Zauberbüchern und lernt die Sprüche und Vorſchriften auswendig. Das geht ſo lange hin, bis ihn eines Tags der Meiſter über einem Buch findet und merkt, was geſchehen iſt. "Wart, ruft er, du ſollſt mir nicht entrinnen!" Der Knabe thut ſchnell einen kräftigen Spruch, wird zum Vogel und entfliegt, der Meiſter verwandelt ſich eben ſo ſchnell in einen Raubvogel und ſetzt ihm nach. Die Reihe von Verwandelungen, welche nun folgte, wußte die Erzählerin nicht mehr; aber das Ende davon war, daß der Junge klüger ſich zeigte, als der Meiſter, und indem dieſer in Geſtalt eines Haberkorns da liegt, der Junge die eines Hahns annimmt und es verſchluckt; womit der Zauberer verloren und vernichtet

war. Am schönsten ist unstreitig das Märchen bei Straparola VIII. 5 in der vollständigen Ausgabe.

Merkwürdig sind die nicht gleichen aber ähnlichen Verwandlungen zwischen zwei des Zaubers kundigen in einer Erzählung der 1001 Nacht (I. 385. 386.) Es kommt gleichfalls darin vor, daß der eine Theil sich in einen Granatapfel verwandelt, dessen Körner der andere als Hahn auffrißt, weil er aber ein Korn übersieht, gehen die Verwandelungen noch weiter. — Auch Malagiß geräth über die Zauberbücher des Baldariß, den er für seinen Vetter gehalten, und lernt heimlich die Kunst daraus. Einmal, als sie an Tisch sitzen, zaubert Baldariß Hasen und Kaninchen, die nach einander daher laufen, da läßt Malagiß zwei schöne Windhunde auf die Tafel springen, welche die Thierchen erjagen und zerreißen. Baldariß zaubert ein Wasser, darin sich alle sollen die Hände waschen, aber Malagiß macht, daß das Wasser schwarz wird und klebt wie Pech (Heidelberg. Handschr. Bl. 19b. 20a.). Vgl. dabei das ungarische Märchen von der gläsernen Hacke (S. unten), wo auch aus dem einen Thier immer ein anderes doch schwächeres entsteht und das letzte ein Ei ist. — Endlich in den böhmischen Märchen bei Gerle kommt es vor (S. 241.), daß der böse Geist sich aus einem Lindwurm in einen Adler, dann in eine Fliege verwandelt, aber die Fliege fängt sich in dem Gewebe einer Spinne und wird von dieser, die ein guter Geist ist, erwürgt.

69.

Jorinde und Joringel.

Aus Heinrich Stillings Leben I. 104—108. Eine mündliche Erzählung aus den Schwalmgegenden weicht nur in wenigen ab. Es sind zwei Kinder, die in einen großen Wald gehen, der Junge geräth in das Schloß einer Zauberin, sie rührt ihn

mit einer Gerte an, worauf er sich in einen Vogel verwandelt. Das Mädchen träumt von der Blume und gibt ihm damit seine menschliche Gestalt wieder. Es hält die Blume auch an die Hexe, die wird dadurch in eine Rabe verwandelt. Die Kinder gehen heim, einmal spielen sie im Garten, da kommt die Rabe geflogen, setzt sich auf einen Baum und das Mädchen holt die Blume berührt sie damit und gibt ihr auch die rechte Gestalt wieder.

70.

Die drei Glückskinder.

Aus dem Paderbörnischen. Ist offenbar mit den Lalenbürgern verwandt die letzte Geschichte von der Katze kommt sogar dort sehr ähnlich vor (Cap 44.). Sie kaufen auch eine Katze, die sie sonst noch nie gesehen, als einen Mausehund für viel Geld und zünden, weil sie glauben sie fresse Vieh und Leut (der Verkäufer hatte gesagt: "was man ihr b.ut", das hatten sie also mißverstanden), das Haus an, worin sie sitzt.

71.

Sechse kommen durch die ganze Welt.

Aus Zwehrn. Eine paderbörnische stimmt fast ganz damit; aus ihr ist die Beschreibung des Laufers, in der hessischen hat er weniger gut, eine Kanone ans Bein gebunden, um nicht zu schnell zu seyn. In der Paderborn. ist noch ein Horcher, der, wenn er das zugestopfte Ohr öffnet, hören kann, wie die Todten unter der Erde singen. — Eine dritte Erzählung aus den Schwalmgegenden ist unvollkommener, hat aber eigene Züge. Es sind nur vier Gesellen, die da zusammenkom-

men, der Horcher, der Laufer, der Bläser und der Starke. Der Laufer holt das Wildpret, der Bläser jagt mit seinem Winde die Leute aus den Dörfern oder bläst sie durch die Schornsteine hinaus und nimmt dann, was sich im Haus vorfindet, Brot, Fleisch, Eier; der Starke trägts fort und der Horcher muß acht geben, ob Husaren hinter drein kommen. Sie geben auf eine Zeit an des Königs Hof, die Königstochter ist krank und kann nur durch ein Kraut geheilt werden, das hundert Meilen weit wächst und in vier und zwanzig Stunden muß herbeigeschafft seyn. Es wird bekannt gemacht, daß derjenige, der es herbei holt, so viel Schätze haben soll, als er verlangt. Die vier Gesellen geben sich an, die Aerzte beschreiben das Kraut genau und der Laufer macht sich auf den Weg. Er bringts auch vor der bestimmten Zeit und die Königstochter wird gesund. Darauf fragt der König, wie viel Gold er verlange? "So viel, als mein Bruder (der Starke) tragen kann". Der König denkt, der ist noch bescheiden und sagt gerne ja. Der Starke macht sich aber einen ungeheuern Sack, rafft alles Gold in der Schatzkammer; doch das ist zu wenig, er muß geben was im ganzen Reich ist. Als der Starke mit den Schätzen fortgegangen ist, schickt der König Husaren nach. Der Horcher hört sie kommen, der Laufer sieht, obs wahr ist; der Bläser, wie sie herangerückt sind, bläst sie in die Luft, so daß keiner mehr zu hören noch zu sehen ist. — Aus ähnlichen und zum Theil denselben Sagen besteht ein Volksbuch: Historie des pommerschen Fräuleins Kunigunde, — welche nach vielen wunderlichen Begebenheiten eine Königin geworden. Neue verbess. Aufl. Elbing. 1804. Kunigunde hat auch sieben Diener: Marksbein, so stark, daß er in einer Stunde eine Menge Bäume im Wald fällt und sie auch noch wegtragen will; Vogelschnell, der sich die Beine mit Bändern so eng spannt, daß er nur kleine Schritte machen kann, weil er sonst Hirsche und Hasen überspringen und nichts erlangen würde; Scharfschütz, der sich die Augen verbunden hat, weil er zu hell, und das Wildpret vier Meilen weit sieht, so daß er auf einen Schuß mehr trifft, als er will und das ganze Land leicht von Wild ent-

blösen kann; Feinohr, hört Gras und Kraut wachsen; Blasius, der wenn er nur ein wenig bläst, funfzig Windmühlen treiben kann; Saufaus, der einen Teich austrinkt; endlich Vielfraß, der viel tausend Brote wegessen kann. Mit diesen sieben Dienern besteht Kunegunde, als Mann verkleidet, mancherlei Abentheuer. Sie bindet einen Drachen, indem Saufaus den Teich, woraus jener seinen Durst löscht, austrinkt und Wein hineingießt, wovon das Unthier trunken wird; darnach gewinnt sie einem reichen Kaiser seine Schätze ab, indem einer von den sieben die jedesmal gemachte Bedingung erfüllt. Vielfraß ißt sechs Haufen Brots, Saufaus trinkt alles Brunnen- und Röhrwasser der Stadt. Auch ein Wettlauf, wie hier, kommt vor. Vogelschnell wird von einem starken Trank betäubt und schläft, wie er laufen soll, ein; als der Gegentheil sich schon dem Ziel nähert, horcht Feinohr und hört ihn zwei Meilen davon schnarchen: nun schießt Scharfschütz ihm einen Pfeil ins Ohrläppchen, davon erwacht er, besinnt sich, rafft sich schnell auf und springt so, daß er, den Pfeil noch im Ohr, zuerst am Ziel anlangt. Marksbein trägt die gewonnenen Schätze fort, sie kommen zu einem Fluß, über den sie nicht setzen können, weil es an Fahrzeugen fehlt, doch Saufaus trinkt ihn weg. Die feindliche Reuterei verfolgt sie, aber Blasius erregt einen Sturm, so daß alle Kähne versinken und kein Mann übrig bleibt. Die Diener streiten sich hernach, jeder will das Beste gethan haben, Kunegunde beruhigt sie. (Verflochten ist das Ganze in eine Liebesgeschichte, Kunegunde dient, als Mann verkleidet und Felix geheißen, dem König von Pohlen; ein Zauberer ist ihr geneigt hat ihr die sieben Diener zugewiesen; auch ein treffliches, redendes Pferd gegeben; sie verliebt sich heimlich in den König, die Königin dagegen in sie, und von ihr wird sie wegen verschmähter Liebe zu den gefährlichen Abentheurn gezwungen; die Königin klagt sie endlich an, als habe sie Gewalt an ihr ausüben wollen; sie wird zum Tod verurtheilt, aber dabei kommt ihr Geschlecht an den Tag. Die Königin stirbt an Gift und Kunegunde wird des Königs Gemahlin). — Ganz in der Art un-

sers Märchens und damit, wenn auch nicht in der Fabel selbst übereinstimmend, ist eine arabische Erzählung in der Fortsetzung der 1001 Nacht von Chavis und Cazotte (*), (Cabinet des Fées T. 39. p. 421 - 478.). Der Anführer ist Felsenspalter (Tranchemont), unter welchem Saufaus (Pretaboire), Scharfaug (Percevue), Gradaus (Droitaubut), Vogelschnell (Fendi'air), Starkrücken (Bondos), Wolkenhascher (Grippenuage und Aufbläser (Grossitout), also gerade siebene, die Künste zeigen, wie sie ihr Name andeutet. Daß sie demohngeachtet besiegt werden und der Zauber, durch welchen sie so übernatürliche Kräfte erlangen, vernichtet wird, scheint schon eine spätere, der moralischen Nutzanwendung zu Gefallen vorgenommene Abänderung.

Hierher gehört auch das Märchen von den sechs Dienern (Nr. 134.). Münchhausen hat in seinen lügenhaften Reisen diese scherzhaften Sagen benutzt (London d. i. Göttingen 1788. S. 84. ff.), doch im Grunde schlecht erzählt. — Thor mit seinem Diener Thialfi muß auch hier angeführt werden, so wie die große Mahlzeit der Rieſen in den altdänischen Liedern, wo die Braut ganze Ochsen verzehrt und aus Tonnen dazu trinkt. — Im Pentamerone stimmt der Dummling (III 8.) überein. Ferner ist das Märchen vom Floh (I. 5.) zu vergleichen. Bei der Aulnoy heißt es: Belle-Belle ou le chevalier

(*) Man hat sie für unächt gehalten, indessen späterhin Caussin de Perceval die arab. Handschrift gefunden, woraus Chavis die Grundlage genommen, die Cazotte überarbeitet hatte. Nach dieser Quelle hat Perceval die Erzählungen in seiner Fortsetzung der 1001 Nacht (gewöhnlich der 8te u. 9te Band) mitgetheilt (S. die Vorrede zu Bd. 8.), allein gerade diese findet sich nicht darunter. Demnach muß sie Chavis aus einer andern arabischen Handschrift, die man noch nicht wieder entdeckt, entlehnt haben, denn daß sie ächt ist leidet keinen Zweifel.

fortuné (Nr. 20.) und ist darnach ins Englische übersetzt in die Tabartsche Sammlung gekommen.

72.

Der Wolf und der Mensch.

Aus dem Paderbörnischen, eine andere Erzählung aus Baiern. Der Wolf prahlt da dem Fuchs vor, er fürchte sich vor nichts in der Welt und wolle einen Reuter mit sammt dem Pferd auffressen. Der Fuchs, um den Wolf, den er doch heimlich fürchtet, zu demüthigen, will es nicht glauben, bis er es mit Augen gesehen. Sie verstecken sich im Wald am Weg, zwei kleine und schmächtige Menschen scheinen dem Fuchs zur Probe zu gering, endlich kommt ein Husar daher mit einem mächtigen Säbel an der Seite. "Das ist der rechte, spricht der Fuchs, an den mußt du dich machen. Der Wolf, um Wort zu halten springt hervor und greift den Reuter an, aber dieser zieht von Leder haut scharf und zerfetzt den Wolf erbärmlich, so daß dieser mit Mühe zum Fuchs zurückkommt. "Nun, spricht der Fuchs, wie hat der Reuter geschmeckt?" "Ach, antwortet der Wolf mit schwacher Stimme, ich hätte ihn wohl aufgefressen, aber er hatte hinten eine blanke Zunge, die zog er hervor und hat mich damit so fürchterlich geleckt, daß ich nicht zum Fressen kommen konnte".

73.

Der Wolf und der Fuchs.

Aus Hessen: eine andere Erzählung aus Schweiz im Trientischen enthält blos den Schluß, wie nämlich der Fuchs den

Wolf beredet durch ein enges Loch zu schlüpfen, um an Milch sich satt zu fressen, so daß nach der Mahlzeit er allein zurückkam, der Wolf aber, der Dickfack, bleiben muß und todtgeschlagen wird. — Eine dritte aus Baiern hat auch nur diese Abenteure, doch entkommt der Wolf noch mit dem Leben, ist aber gewaltig zerschlagen und wird vom Fuchse ausgelacht. — Eine vierte aus dem Baderbörnischen hat noch ein paar besondere Züge: der Fuchs lädt den Wolf unter einen Birnbaum, er will hinaufsteigen und ihm das Obst herabschütteln. Als die Leute die Birnen herabfallen hören, kommen sie gelaufen und schlagen den Wolf, während sich der Fuchs fortmacht. Der Fuchs lädt auch den Wolf zum Fischfang ein, indem er seinen Schwanz in den Teich hängen muß, wo er dann festfriert. Zuletzt, als der Wolf ihn durchaus zur Rache auffressen will, schwätzt ihm der Fuchs von köstlichen Pfannkuchen vor, wenn man von dem Berg sich herunterrolle, komme man gerade darauf; er rollt sich auch selbst hinunter, kennt unten die Gelegenheit und bringt ein paar Pfannkuchen mit. Wie sie verzehrt haben, führt er den lüsternen Wolf an eine besondere Stelle des Bergs und sagt, da müsse er sich herunterrollen. Der Wolf folgt ihm, rollt aber gerade in den Teich hinein und ersäuft.

74.

Der Fuchs und die Frau Gevatterin.

Aus Deutschböhmen.

75.

Der Fuchs und die Katze.

Aus Schweig im Trierischen. Dieselbe Sage in einem bisher unbekannten altdeutschen Gedicht nach einer Wiener Handschrift in unserm Reinhart Fuchs Bd. 1. Aber auch Hans Sachs hat sie gekannt und erzählt. S. Kempt. Ausg. 2r Bd. Abth. 4. S. 177.

76.

Die Nelke.

Aus Zwehrn: eine andere Erzählung, ebenfalls aus Hessen, leitet auf eine verschiedene Weise das Märchen ein. Der König will den zu Gevatter bitten, der ihm zuerst begegnet. Es ist ein armer Mann, der sich anfangs weigert mitzugehen, doch folgt er endlich und verleiht dem Kind, daß, so wie es achtzehn Jahr alt wäre, alle seine Wünsche eintreffen sollten; worauf er verschwindet. Ein Zwerg, der sich während der Taufe unter den Tisch versteckt, hat alles mit angehört; er raubt nun das Kind, klagt die Königin an, welche der König einmauern läßt und geht mit ihm fort zu einem reichen Kaufmann, dessen Tochter er heirathet. Als der Königssohn achtzehn Jahr alt ist und der Zwerg sich fürchtet, will er seine Frau bewegen, ihn umzubringen. Das übrige stimmt nun mit unserem Märchen, nur kommt die Frau des Zwergs nicht weiter vor und es fehlt natürlich auch die Verwandelung in eine Nelke. — In einer dritten hessischen Erzählung ist folgendes abweichend: die Taufe geschieht in der Kirche, der Gevatter hat sich ausgehalten, daß niemand zugegen seyn dürfe, aber der böse Gärtner, der sich eingeschlichen, hat gehört, welche Gabe

dem Kind verliehen ist und raubt es. Er schickt das Kind zu einem Förster, wo es heranwächst. Die Tochter des Försters wird die Liebste des Jünglings, die er, als Nelke, sammt dem verwandelten Pudelhund mit an des Königs Hof nimmt, wo er als Jäger dient. Die Liebste stellt er in ein Glas voll Wasser, als eine Blume, vors Fenster; wenn er allein ist, gibt er ihr die menschliche Gestalt. Seine Gesellen merken etwas davon und bringen den König dahin, daß er die Nelke verlangt; worauf der Jäger sich als sein Sohn entdeckt, und alles an den Tag kommt. — Hierher gehörig scheint die Redensart unter dem Volk:

"Wenn mein Schatz ein Nelkenstock wär,
setzt ich ihn vors Fenster, daß ihn jedermann säh!"

Zu vergleichen ist auch das Lied im Wunderhorn (II. S. 11 und 12) wo ein Röslein, in die Kammer eingeschlossen, sich in eine schöne Jungfrau verwandelt. Im Pentamerone ist der Heidelbeerstrauch (I. 2.) verwandt.

77.

Die kluge Grethel.

Aus einem im nördlichen Deutschland gewiß seltenen Buche: Ovum paschale oder neugefärbte Oster-Eyr. Salzburg 1700. in 4. S. 23-26. und nach einem Meistergesang, der sich in einer Handschrift findet, den Arnim sonst besessen und auf die Berliner Bibliothek gegeben hat; es ist darin Nr. 51. mit der Ueberschrift: Inn des Marners Hoff-thon; die vernascht maid, und hebt an: vor kurzen Jarenn sase ein perckrichter im Johannisthal u. s. w. Die Erzählung ist darin hölzern und kurz. Bei Hans Sachs (Bd. II. Thl. 4. S. 217 *b*. Kempt. Ausg.) die vernascht Köchin. In Pauli's Schimpf und Ernst. Fol. 65. Wir meinen das Märchen auch schon mündlich gehört zu haben

78.

Der Großvater und der Enkel.

So erzählt Stilling das Märchen in seinem Leben II. 8. 9. wie wir es gleichfalls oft gehört, und wie es auch in dem Volkslied aus dem Kuhländchen (Meinert I. 106.) vorkommt. Sonst wird auch gesagt, das Kind habe die Scherben von der irdenen Schüssel aufgelesen und sie für seinen Vater aufheben wollen. Ein alter Meistergesang (Nr. 83. in der Handschrift von Arnim) enthält die Fabel ganz abweichend, und gibt eine Chronik als seine Quelle an: Ein alter König hat seinem Sohn das Reich abgetreten, der ihn aber lebenslang erhalten soll. Der Sohn verheirathet sich, und die junge Königin klagt über den Husten des Alten. Der Sohn läßt den Vater unter die Stiege auf Stroh legen, wo er viele Jahre, nicht besser als die Hunde, leben muß. Der Enkel wird groß, bringt seinem Großvater alle Tage Essen und Trinken, einmal friert dieser und bittet um eine Roßdecke. Der Enkel geht in den Stall, nimmt eine gute Decke, und schneidet sie in Unmuth entzwei; der Vater fragt, warum er das thue? "Die eine Hälfte bring ich dem Großvater, die andere heb ich auf, dich einmal damit zu bedecken". (S. Hans Sachs: die halbe Roßdeck II. 2. CVI *b*. CVIII *b*. Wunderhorn II, 269 Auch eine altdeutsche Erzählung: der Ritter mit dem Kotzen gehört hierher; vgl. Büsching in Schlegels Museum IV, 80.). Ein altfranzös. Fabliau (bei Meon 4, S. 479. 485.) weicht davon nur wenig ab: der Sohn verstößt auf Antrieb seiner Frau den alten Vater, der bittet um ein Kleid, das schlägt er ihm ab, dann um eine Pferdedecke, weil das Herz ihm vor Frost zittere. Der Sohn heißt sein Kind mit dem Alten in den Stall gehen und ihm eine geben, der Enkel schneidet sie mitten entzwei, weshalb der Großvater ihn verklagt, der Enkel vertheidigt sich aber bei seinem Vater: er müsse die Hälfte für ihn aufheben, wenn

er ihn erſt aus dem Haus treibe. Da geht der Sohn in ſich und nimmt den Großvater in allen Ehren wieder ins Haus. In Paulis Scherz und Ernſt, (ed. 1535. Cap. 412. fol. 77. Dä-niſch: Lyſtig Skiemt og Alvor S. 73.) bittet der Großvater um ein neues Kleid, der Sohn gibt ihm zwei Ellen Zeug, das alte damit zu flicken. Darauf kommt der Enkel weinend und will auch ſo zwei Ellen Zeug haben, der Vater gibt ſie ihm und das Kind verſteckt ſie unter eine Latte am Dach, und ſagt dann: es hebe ſie da für ſeinen Vater auf, wenn er alt werde. Da bedenkt ſich dieſer eines beſſern. — Aus einem Gedicht des Walter von der Vogelweide Maneſſ. (I. 129a) iſt folgendes anzuführen:

die jungen ſpotent alſe dar (gar?) der alten: —
beitet unz iuwer jugent zergê,
ſwaz ir nu tuot, daz rechent iuwer jungen.

79.

Die Waſſernixe.

Aus dem Hanauiſchen. Es iſt eine Verfolgung der Kinder von der Here, wie im Märchen vom Liebſten Roland (Nr. 56.); zugleich iſt ſie die Frau Holle, aber die Böſe, die den verwirrten Flachs ſpinnen läßt und ſtatt der Speiſe Steine zu eſſen gibt. Ueber das Ganze vergl. J. Grimm Irmenſtraße.

80.

Der Tod des Hühnchens.

Aus Heſſen. Etwas abweichend in den Kinderliedern S. 23 - 26. (im dritten Bande des Wunderhorns). — Nach eine

bairischen Erzählung: das Hähnl lauft zum Brunnl, sagt: "ach Brunnl, gib mir ein Wässerl, daß mein Hähnl nicht erstickt". Wässerl sagt: "geb dir kein Brunnel, bis du zum Lindl gehst und bringst mir ein Blättl". Das Lindl sagt: "geb dir kein Blättl, bis du zum Bräutl gehst und bringst mir ein Bändl". Bräutl sagt: "geb der dir kein Bändel, bis du zum Säul gehst und bringst mir ein Bürstel". Säul sagt: "geb dir kein Bürstl, bis du zum Müller gehst und bringst mir ein Kleil". Müller sagt: "geb dir kein Kleil, bis du zum Bäurl gehst und bringst mir ein Knödel (Klos)". Da gibt der Bauer ein Knödel, nun befriedigt es alle, kommt aber mit dem Wasser zu spät und weint sich todt auf dem Grab. — Ueber Hahnenberg und Hahnensumpf hat man eine dänische Volkssage. Antiquarische Annaler I. 331.

81.

Bruder Lustig.

Einzelne Theile dieser Sage werden auch wieder für sich als besondere Märchen erzählt, und die Zusammenreihung weicht fast immer mehr oder weniger ab. Wir sind hier einer Erzählung gefolgt, welche zu Wien aus dem Munde einer alten Frau aufgenommen wurde und die vollständigste und lebendigste ist; blos nach einer zwar übereinstimmenden, nur viel geringhaltigern aus Hessen ist der dort fehlende Zug aufgenommen, daß der Bruder Lustig, nachdem er das Herz gegessen, von dem Apostel Petrus durch das Wasser versucht wird, das jenem bis zu dem Mund geht und ihn doch nicht zum Geständniß bringt. Noch ist aus dieser anzumerken, daß der Soldat einen leeren Grund, warum das Lamm kein Herz habe, angeführt, nämlich es sey ein schwarzes gewesen. Die Arnimische Handschr. von Meistergesängen enthält Nr. 232 ein hierher gehöriges Gedicht vom Jahr 1550. Zu dem hl. Petrus kommt ein Land-

knecht, sie wollen mit einander theilen was sie erwerben, jener durch Predigen, dieser durch Betteln. Der Landsknecht eilt in ein Dorf, wo Kirchweih ist und erbettelt sich die beiden Ermel voll, der heil. Petrus heilt den Schultheiß vom Fieber, der dafür ihm dreißig Gulden und einen Käs gibt. Beide kommen im Wirthshaus zusammen, der Landsknecht zeigt seine Eßwaaren vor, und fragt den hl. Petrus, was er mit Predigen gewonnen? Dieser holt den Käs hervor. "Nur den Käs hast du gewonnen!" ruft der Landsknecht. Der hl. Petrus bestellt bei dem Wirth ein gebratenes Huhn. Der Landsknecht geht in die Küche und ißt die Leber davon. Wie es auf den Tisch kommt, spricht der hl. Petrus zum Landsknecht: "ich glaube du hast die Leber gegessen?" Dieser vermißt sich, daß er sie nicht gesehen. Nun zieht der hl. Petrus die dreißig Gulden heraus, theilt sie in drei Theile und spricht; "den dritten Theil soll der haben, der die Leber gegessen!" worauf der Landsknecht alsbald das Geld einstreicht. — Viel besser ist die Erzählung in dem Wegkürzer (durch Martinum Montanum. Straßb. o. J. wahrscheinlich von 1551.). Der liebe Gott und ein guter Gesell aus Schwaben wandern zusammen. Sie kommen in ein Dorf, wo man zur Hochzeit und zugleich für einen Todten läutet. Der liebe Gott geht dahin, der Schwabe dorthin. Der liebe Gott erweckt den Todten, wofür ihm hundert Gulden gegeben werden, der Schwabe schenkt auf der Hochzeit ein, dafür erhält er am Ende einen Kreuzer. Zufrieden mit seinem Lohn geht er fort und wie er von weitem den lieben Gott sieht, hebt er sein Kreuzerlein in die Höhe und prangt damit. Der liebe Gott lacht darüber uud zeigt ihm den Sack mit hundert Gulden, der Schwab, ganz bebend, wirft sein Kreuzerlein darunter und spricht: "gemein! gemein! wir wollen gemein mit einander haben!" Darauf wird das Lamm geschlachtet, der Schwabe ißt das Leberlein davon und sagt hernach: "bei Gott, es hat keins gehabt!" Sie kommen in ein anderes Dorf, wo wieder für eine Hochzeit und für einen Todten geläutet wird; der Schwab will nun den Todten lebendig machen und die hundert Gulden verdienen, sagt, wenn

er es nicht vollbringe, sollten sie ihn aufhenken ohne Urtheil und Recht; aber der Todte regt sich nicht. Nun soll er gehenkt werden, der liebe Gott kommt und sagt, wenn er gestehe, daß er das Leberlein gegessen, so wollte er ihn erretten. Aber der Schwabe besteht darauf, das Lamm habe keins gehabt. Der liebe Gott sagt: "ich will den Todten lebendig machen und dich erledigen, wenn du die Wahrheit sprichst". Der Schwab aber ruft: "henkt mich! henkt mich! es hat keins gehabt!" Wie der liebe Gott sieht, daß er nicht zu bewegen ist, so macht er den Todten lebendig und befreit den Schwaben. Darauf theilt er das Geld in drei Theile, alsbald ruft der Schwab "bei Gott und allen Heiligen, ich habs gefressen!" — Darauf bezieht sich das Sprichwort in Berkenmeyers Antiquarius (Hamburg 1746.) S. 549. "der Schwabe muß allezeit das Leberle gefressen haben".

82.

De Spielhansel.

Aus Weitra in Deutschböhmen; eine abweichende Erzählung aus dem Münsterischen theilen wir gleichfalls in der dortigen Mundart mit. Hans Lustig was en rieken Mann, he het all sien Vermögen in Karten verspielt, nu mot he erme Dage lieden. Et begann, dat use Herrgott un sünte Peter up Erden göngen, se keimen auk vör sine Döhr un klopten an un seden: "guten Owend, Hans Lustig, könn wi wull bie di herbergen?" "Worüm nig, seg Hans Lustig, wenn ji mit dat Minige tofrerden sied; men ick un mine Frau hebbet nix anders, asse enen Schauf Straub, wenn ji darup liggen willt, den könn ji wull kriegen". "Worüm nig", sede usse Herrgott un Petrus. — Se sedden sick hen un kührden von ollen Tieden; Heer Petrus segd: "wi hebbet Dorst, Hans Lustig, hahl us 'ne Kruke met Beer, hier hest du Geld". Dat was sien Le-

wen: wu he an dat Wertshues kam, da hörde he dat Kartenspielen, do spielde he wier met; in en Augenblick was sin Geld wier verspielt. "Wu sall ick dat macken, dacht he, wu krieg ick nu Beer för de Lüde, de sittet in Huse un sint so dörstig". He geit no Hues un segd, he wör dedahl (hinab) fallen un siene Krucke wör intwe gohn; do seg Petrus, "vör düt Moel, will ick ju no emol Geld giewen, nu müge ji seihn, dat ji 'ne Krücke kriegt, wi sind erschrecklich dörstig". "Wu will ick dat macken, denkt he, wenn se wier an't Kartenspielen sind!" He geit met sine Krucke weg un stopt sick de Ohren to, dat he dat spielen nig hört un kümmt glücklick met sien Beer to Huse. Asse usse Herrgott un Petrus nu drunken hebt, do krieget he auk Hunger. "Wu sall ick dat anfangen, seg de Frau, ick hebbe kien Mehl, ick mot von Aske enen Pannkoken backen!" Do settet se sick tosamen un eiten wat, Hans Lustig kührt men ümmer von Kartenspielen, dat das so lustig genk; so kührt he so lange, bes öhr de Schlop kümmt. Usse Herrgott un Petrus goht up ene Schauf Strauh liggen un Hans Lustig un sine Frau bie dat Füer. Det Morgens, wu se upstohet, dat usse Herrgott un Petrus weg wilt, do giffet he Hans Lustig drei Deble: een Spiel Karten, wenn he dermet spielt, dann gewinnt he alles; un en Wörpel, wenn he domet wörpelt, so gewinnt he auck alles; un ene Figgeline, wenn he an to spielen fänk, dann sitt alles faste. — Hans Lustig spielet wier lustig derup los, he gewinnt alles, he köfft sick wier Hues un Hoff; sine Karten un sine Figgeline dregt he ümmer bie sick. Endliks werd he krank, do kümmt de Daut un seg: "Hans Lustig, du most sterwen". "O, seg he, du gude Daut, plück mi doch no ene Beere ut den Baum, de vör mine Döre steiht". Do de Daut in den Baum sitt, fänk Hans Lustig an sine Figgeline to spielen, do sitt de Daut in den Baum faste. He spielt wier lustig in Karten un Wörpels, do sterpt ene von sine Verwandten, nu mot he nafolgen; wi de erdet is, do beddet Hans Lustig een so'n andächtig Vader-Unser: "So, seg de Daut, do hebbe ick uplueret, dat du dat bedden söst, nu most du deran". Hans Lustig sterpt un klopt an en Himmel. "Well

is der vör?" — "Hans Luſtig". — "Du moſt no de Helle". — Wi he vör de Helle kümmt, klopt he an. "Well is dar vör?" — "Hans Luſtig". — "Wat wuſt du hier macken?" — "In Karten ſpielen". Wor wuſt du denn üm ſpielen?" — "Uem Seelen" — Hans Luſtig ſpielet un gewinnet hunnert Seelen. He nimmt ſe up'n Nacken un klopt an de Himmels Döhre. "Well is der vör?" — "Hans Luſtig met hunnert Seelen, nig ene weiniger". — "No, gob men wier weg". Kümmt wier vor de Helle un klopt an. "Well is der vör?" — "Hans Luſtig, wi willt wier ſpielen um Seelen". — He gewinnt wier hunnert Seelen, geit der wier met no den Himmel un klopt an. "Well is der vör?" — "Hans Luſtig met twe hunnert Seelen, nig ene weiniger oder mehr, o lotet mi doch emoel in en Himmel kieken!" Do mackt Petrus den Himmel los un do ſchmit Hans Luſtig ſin Spiel Karten der in. "O lotet mi doch mien Spiel Karten wier kriegen", ſegt he; hennig ſettet he ſick up ſine Karten büs to düſſe Tied. — Daß dieſe böhmiſche und niederdeutſche Erzählung mit dem vorhergehenden Märchen vom Bruder Luſtig zuſammenhangen, die letztere ſelbſt ſchon dem Namen nach, iſt deutlich. Es gehört in dieſen Kreis eigentlich auch jenes von dem Jungen, der ausgeht, das Fürchten zu lernen (Nr. 4.). — Eine heſſiſche Erzählung aus den Schwalmgegenden verbindet alle drei. Ein armer Soldat, der die Wandernden aufnimmt und ſein ſchwarzes Brot mit ihnen theilt, erhält dafür: einen Geldbeutel, der nicht leer wird; einen Ranzen, in den alles hinein muß, was er hinein wünſcht, und zum dritten die ewige Seeligkeit. Der Soldat kommt in ein Dorf, wo getanzt wird, die ſchöne Wirthstochter ſchlägt ihm einen Tanz ab, er geht verdrießlich weg und begegnet dem Teufel. Der verſpricht ihm des Mädchens Herz zu ändern, ſo daß es ihn heirathen werde, dafür ſolle er ſich ihm verſchreiben und nach zehn Jahren ſein Eigenthum ſeyn. Der Soldat geht es ein, heirathet das Mädchen, lebt ein paar Jahre vergnügt und hat Geld, ſo viel er wünſcht. Da fällt es ihm ein, daß ihm der König keinen Gnadenſold gegeben, den er doch verdient habe, und geht, ihm darum Rede zu ſtellen.

Die Wachen wollen ihn nicht einlassen, aber er wünscht sie jedesmal in seinen Ranzen und prügelt sie durch. Der König bewilligt ihm nun gern, bei ihm in seinem Schloß zu leben, mit ihm zu essen und zu trinken, doch hofft er heimlich, ihn los zu werden und überredet ihn, daß er eine Nacht in einem verwünschten Schloß, in dem noch jeder umgekommen, zuzubringen bereit ist. Nun geht das Märchen über in jenes, wo einer das Fürchten lernt (s. die dortige Anmerkung), er bezwingt alle Gespenster, indem er sie in seinen Ranzen wünscht. Damit befreit er das Schloß und entdeckt einen großen Schatz, den er mit dem König theilt. Als die zehn Jahre herum sind, kommt der Teufel, der Soldat gibt ihm sein Kind und erhält noch zehn Jahre, als diese herum sind, kommt der Teufel wieder, aber der Soldat wünscht ihn in seinen Ranzen und hat ihn nun gefangen. Er läßt in einer Scheune von sechs Bauern auf ihn los dreschen, und geht, damit noch nicht zufrieden, in eine Schmiede, wo die Schmiedegesellen den Ranzen ausglühen und durchhämmern müssen. Der Teufel ist so zerschlagen, daß er gern verspricht nicht wieder zu kommen, um nur frei zu werden. Indeß merkt der Soldat sein herannahendes Ende; er ordnet an, daß ihm der Geldbeutel und Ranzen mit in den Sarg gelegt werden. Als er nach seinem Tod vor den Himmel kommt, will ihn der hl. Petrus nicht einlassen: ihm sey zwar die Seeligkeit versprochen, aber er habe sich mit dem Teufel verbunden. Der Soldat geht vor die Hölle, der Teufel erschrickt und will ihn auch nicht einlassen; er geht wieder zum Himmel und bittet den hl. Petrus die Thüre zu kiaffen, damit er nur einmal hineinschauen könne. Jetzt wirft er seinen Ranzen hindurch, wünscht sich hinein und ist nun im Himmel. — Das Aushämmern des Teufels, dessen hier schon gedacht wird, führt zu einer andern Bildung der so weit verbreiteten Sage, wornach ein Schmied der Träger derselben ist, Zuerst eine Erzählung aus Tachau in Deutschböhmen nach der besonderen dortigen Mundart. Wöi (wie) der Hr. Jesus nuch mitu Hl. Peita (Petrus) af der Welt imgonga is, sau's (sind sie) a (auch) in a Dorf kumma, wau's lata (lauter) reich Bauen

gebn haut. Sie geihn von Huef zu Huef un begehrn a Her-
birg, un überoll schlogens ihnen d' Thuer voa (vor) der Nasen
zou. Endle kummens a zu'n Schmied, der wor a lustiga
Buegl un niet hart (sehr) frum; haut's oba (aber) denna (den-
noch) einlaua. — Sie hom gessen un trunken un wöi's fröich
san a'gstonden, so sogt der Hr. Jesus dem Schmied, er soll si
drei Dinga asbetn, oba a sein arme Seel niet vergessen un
eppa (etwa) lata zeitliche Sochen begehrn, daß'n niet e mol
der Teufel mögt huln (hohlen). "Dafür loß der Herr no mi
(mir mich) sargen"; sogt der Schmied, "un weilt's sua gout
sad's (seyd) un woults mie drei Wünsch derfüllen, so wünsch i
holt z'erst, daß ma Karstenbam (Kirschenbaum) dras in Garten
immafurt Karsten trägt, un wer asse (hinauf) steigt, nimma
unte koa (kann), bis i's schoff (schaffe, zulasse). Offa (ferner)
wünsch i, daß, wer si'm mein Sessel dau (da) setzt, nimma
asstehin koa, bis i's will. Un z'letzt soll koina as (aus) meina
Schmiedtoschen kinna, wer e mol einkrochen is". Der Hr. Je-
sus thouts, wos er versprochen haut, un drauht (droht) 'n
Schmied mit der Höll, weil er sua leichtsirti is, un geiht mit'n
Hl. Peita furt. — Der Schmied lebt lusti zou, bis endle sein
Zeit as is, daß er starben soll. Dou kinnt der Teufel in sein
Stuben un sogt'n, daß er mit ihn in d' Höll geihn mouß.
"No, weils scho sayn mouß, sogt der Schmied, so will i mit
enk (euch) geihn, oda sads so gout un steigts dras af mein Kar-
tenbam asse un reißts Karsten o (ab), daß me af'n Weg wos
z' essen hobn. Der goute Teufel steigt mie nix die nix afn
Bam, pflockt Karsten un koa nimma unte. Dou locht'n der
Schmied as un loßt'n Teufel af'n Bam sua long zoppeln, bis
er'n verspricht, daß er'n mitnehma will in d' Höll, er soll'n
nea (nur) von Bam untelaua. Der Schmied loußt'n as un der
Teufel geiht heim in d' Höll un erziehlt, woi's 'n ganga haut.
— Uiber a Weil kinnt a andera Teufel in d' Schmiedt un
sogt'n, er sell nie (nur) glei mit ihn geihn, un niet denken,
daß ern a sua oanföien koa (anführen könne), wöi 'n ersten.
"Ho ho! sogt der Schmied, 's mou jo niet glei san (gleich
seyn): warts noa, bis i mi zomgricht (zusammengerichtet, zu-

gerichtet) ho, setzt's enk dawal af'n Sessel durt". S' loußt si der Teufel a wieder oan'schmiern, setzt si in Sessel un koa nimma afstein, bis er'n, wöi der vori (vorige) veripricht, daß 'r aloinz hoim will in d' Höll. — Wöi der Teufel a wieder zun Luzifer kinnt un koin Schmied mitbringt, wird der böis, schändt die Teufel as un sogt: "eiza (jetzt) will i selba geih'n und'n Schmied bringa, mochts noa (nur) d' Höllthür dawal (dieweil) af, bis i mit ihn kum". Der Luzifer kinnt zu'n Schmied un will'n glei oapocken un fortföien (fortführen). Der Schmied sogt: "och, Herr Luzifer, i wa (wäre) jo glei mit'n Teufeln ganga, wenn i mi niet gschamt heit. Sogts noa selbe, obs niet a Schond is, wenn d' Leut schaua, daß mi der Teufel hult. I will jo rech gern in d' Höll geihn; oba, daß 's d' Leut niet sehrn, so kreicht's dou in ma Schmiedtoschen ein, i nim enk am Bugel (auf den Buckel) un trog enk in d' Höll, dietz (ihr) werd's a sua möid sau, un geschehrn (geschehen) koa enk a ner drin". — Der Luzifer denkt: 's is woua, as dere (dieser) Schmiedtoschen koa i, wenn i will, dei (die) behalt mi niet (hält mich nicht fest). Er kreicht ein, der Schmied nimmt'n am Bugel un wöi er durch d' Wirkstod geiht, nimmt er en'n Berlik (d. h. den größten Schmiedhammer) mit un marschirt imma furt, den Weg zu der Höll, woi 'n der Luzifer as der Toschen oasogt (ansagt). Wöi's niet goua (gar) weit von der Höll san, legt der Schmied d' Toschen af'n Stoa (Stein), nimmt sein Berlik un haut koziämmerle af'n Luzifer zou. Der schreit Zitter a Mord, will imma asse un koa niet. Oba der Schmied schert si ner drim un wöi stirker der schreit, wöi stirker schlägt der draf lous. Endle, wöi der Schmied denkt, daß 'r gnoug haut (hat), mocht er d' Schmiedtoschen af un loßt 'n as. Der Luzifer springt, wos er koa, af d' Höll zou, der Schmied mit'n Berlik nau. D' Teufel, wöi sie'n Luzifer schreie heicn (hören) un lafen sehrn sehen), derschrecken un lafen in d' Höll; der Luzifer hinten dran un röift'n Teufeln, sie sellen noa gschwind hinter ihn d' Höllthür zoumachen, daß der Schmied niet nau eine koa. Ve (vor) Schrecken wissen döi niet, wan's 'n Rie-

gel von der Höllthür hinthoun hoben un gschwind steckt ene (einer) sa (seine) longa Nosa statt'n Riegel für.

Der Schmied denkt, weil's mi niet in d' Höll einlaua, sua geih i holt in Himmel. Er puscht (*) (klopft), on der Himmelsthür oa, un wöi der heili Peita zu der Thür nausieht un den lausen (lo'en) Schmied dras derblickt, will er d' Thür wiede zouschlogen; oba der Schmied drängt si dazwischen ein un bittn hl. Peita, er möcht'n nva an Anblick eine schaue laua. Der hl. Peita laußt'n bißl ein, un soat, er soll si glei wieder assepocken (hinauspacken). Jo, wöi der Schmied emol drin is, wirft er san Schurzfell nieda, setzt si draf un sogt: "eitza sitz i af mein Hob un Gout; i will sehrn, wer mi asse thout!" — Dou sitzt er nu imma, — nu, ma Löiba (mein Lieber), wöi wer'n wir uns wunern emol, wenn mie (wir) asse kumme un der Schmied wird nu durt sitzen. — Eine andere Erzählung aus Hessen enthält folgendes. Der Schmied ist durch sein lockeres Leben ganz arm geworden, geht in den Wald sich an einen Baum zu hängen, aber ein Mann mit einem langen Bart, in der Hand ein groß-s Buch, tritt ihm entgegen und sagt: "schreib deinen Namen dahinein, so soll dir's zehn Jahre lang wohlgehen, hernach bist du mein?" "Wer bist du?" Fragt der Schmied. — "Ich bin der Teufel" — "Was kannst du?" — "Ich kann mich so groß machen, als eine Tanne und so klein als eine Maus" — "So thus einmal, daß ichs sehe". Der Teufel zeigt sich groß und klein und der Schmied schreibt sich in das Buch. Von nun an hat dieser Geld im Ueberfluß, der Teufel kommt nach ein paar Jahren, ist zufrieden mit ihm und schenkt ihm einen ledernen Sack, mit der Eigenschaft, daß, was hinein kommt, nicht wieder heraus kann; bis es der Schmied selber heraus holt. Nach zehn Jahren erscheint der Teufel wieder, sein Eigenthum zu holen. Der Schmied zeigt sich bereit,

(*) Vgl. biusche, Schläge. s. altd. Wälder III. S. 87. 88.

geht mit hinaus, verlangt aber, daß der Teufel, zum Beweis, das er der rechte sey, sich in großer und kleiner Gestalt vor ihm zeige. Als er sich nun in eine Maus verwandelt hat, packt ihn der Schmied, steckt ihn in den Sack und prügelt ihn so gewaltig, daß er gern das Blatt mit des Schmieds Namen aus dem großen Buche ausreißen will, wenn er nur wieder von ihm herausgenommen wird. Voll Aerger geht er in die Hölle zurück und der Schmied ist frei. Er lebt nun vergnügt, so lang Gott will; als er krank wird und seinen Tod merkt, befiehlt er, daß ihm zwei gute, lange, spitze Nägel und ein Hammer mit in den Sarg gelegt werden. Als er drüben anlangt, klopft er an die Himmelsthür, aber der Apostel Petrus will ihn nicht einlassen, weil er mit dem Teufel im Bund gelebt habe. Der Schmied dreht sich um und geht nach der Hölle, aber der Teufel begehrt ihn nicht, er fange doch nur Spectakel an. Nun wird der Schmied bös und lärmt, ein Teufelchen wird neugierig und steckt die Nase ein wenig aus der Thüre; aber der Schmied packt es geschwind daran und nagelt es mit dem einem seiner Nägel an das Höllenthor. Das Teufelchen kreischt wie ein Krautlöwe, es kommt ein zweites und guckt, das packt der Schmied beim Ohr und holt den andern Nagel und nagelt es bei das erste. Nun schreien die zwei so entsetzlich, daß der alte Teufel selbst gelaufen kommt; bei dem Anblick wird er so bös, daß er vor Bosheit zu weinen anfängt, zum lieben Gott läuft und ihn bittet den Schmied zu sich zu nehmen: er nagle ihm die Teufel an den Nasen und Ohren an, daß er nicht mehr Herr in der Hölle sey. Will der liebe Gott und der Apostel Petrus den Teufel los werden, muß er den Schmied in den Himmel nehmen; da sitzt er nun in guter Ruhe. — Eine dritte Erzählung aus dem Hannöverischen hat wieder ihr eigenthümliches. Zu einem Schmied, der so arm geworden, daß er kein Eisen und keine Kohlen mehr hat, kommt ein Reiter und will das Pferd beschlagen haben; der Schmied sagt, er wolle nur erst im nächsten Dorf Kohlen und Eisen borgen. "Fehlt dir weiter nichts, sagt der Reiter, so will ich dir bald geholfen haben, unterschreib nur dies Blatt mit deinem Blut".

Der Schmied nimmt es ohne Umstände an, geht damit in die Stube, ritzt sich den Finger und unterschreibt. Als er wieder herauskommt, ist der Hof voll Eisen und Kohlen. Er beschlägt das Pferd, worauf der Mann wieder fortreitet, er aber bekommt große Kundschaft und wird bald wieder ein wohlhabender Mann. Darnach einmal reitet einer auf einem Esel herbei und läßt den beschlagen, als es geschehen ist, sagt der Fremde: "Geld habe ich nicht, aber wünsch dir drei Dinge, so sollen sie erfüllt werden". Nun wünscht sich der Schmied einen Stuhl, worin jeder, der sich hineinsetzt, sitzen bleibt, einen Birnbaum, von dem niemand, der hinaufgestiegen, ohne sein Geheiß wieder herabkann, und einen Sack mit ähnlicher Eigenschaft. Der Mann auf dem Pferd war der Teufel, der auf dem Esel aber der heilige Petrus gewesen; wie jener nun kommt, das unterschriebene Blatt zeigt und den Schmied als sein Eigenthum holen will, läßt dieser ihn auf den Stuhl niedersitzen und peitscht ihn durch, bis er zum Fenster hinausfliegt. Den zweiten Teufel lockt er auf den Birnbaum, den dritten in den Sack und jagt sie beide mit Schlägen fort. Als der Schmied merkt, daß sein Tod sich nähert, läßt er sich sein Schurzfell umbinden. Er klopft an das Höllenthor, aber die Teufel wollen ihn nicht, er kommt vor den Himmel, der Apostel Petrus will ihn auch nicht, doch läßt er ihn hineinsehen. Da wirft der Schmied sein Schurzfell in den Himmel, setzt sich darauf und sagt: er sitze auf seinem Eigenthum, von dem ihn niemand vertreiben könne. — Eine vierte Darstellung der Sage aus dem südlichen Deutschland enthält folgendes Buch: Sittlich und Seelen nutzlich Reiß nach Bethlehem — von R. P. Attanasy von Dilling. Sulzbach 1700. 4. S. 153 (mitgetheilt in den Curiositäten III. 422 - 425.) Der Hr. Christus und der hl. Petrus kehren bei einem Grobschmied ein. Das alte Weib desselben bewirthet sie nach ihren Kräften, dafür wünschen ihr die Scheidenden alles Gute und versprechen ihr das Himmelreich. Indessen will der Hr. Christus dem Mann auch sich dankbar erzeigen und ihm vier Wünsche erfüllen. Nun wünscht sich der Schmied erstlich, daß von dem Birnbaum hinter seinem Hause

niemand gegen seinen Willen herab könne; zweitens, daß von seinem Schmiedstocke niemand, der darauf sitze, ohne seinen Willen aufstehen, und zum dritten, daß aus seinem alten Feuerrohr niemand ohne seinem Willen wieder heraus dürfe. Der hl. Petrus zürnt über diese Forderungen und hatte geglaubt, der Schmied werde sich das ewige Leben ausbitten; auf seine Ermahnungen wünscht sich dieser aber zum vierten, daß seine grüne Kappe ihm immer eigenthümlich verbleibe und daß, wenn er sich darauf niedersetze, keine Gewalt ihn davon vertreiben könne. — Als nun der Tod zu dem Schmied kommt, lockt er ihn auf den Baum und läßt ihn nicht eher herab, als bis er ihm noch zwanzig Jahre Frist verspricht; das zweite Mal setzt er ihn auf den Schmiedstock und erhält noch einmal zwanzig Jahre; zum dritten Mal kommt der Teufel, den läßt er in das Feuerrohr fahren, hämmert ihn dann mit seinen Gesellen nach Herzenslust, so daß der Teufel schreiend verspricht, er wolle in Ewigkeit nichts mit dem Schmied zu schaffen haben. Endlich kommt der Schutzengel des Schmieds und führt ihn zur Hölle, der Teufel guckt aus dem Fensterlädlein, schlägts schnell zu und will nichts von ihm wissen. Nun gehn sie vor den Himmel, der hl. Petrus will aber den Schmied auch nicht einlassen. Dieser bittet: "laß mich nur ein wenig hineinschauen, daß ich sehe, wie es drinnen zugeht". Kaum aber ist die Thüre offen, so wirft er seine Kappe hinein, spricht: "es ist mein Eigenthum, ich muß sie holen". Drinnen aber setzt er sich auf die Kappe und bleibt nun im Himmel.— Eine fünfte Erzählung aus dem Münsterschen macht die Sage zu einer örtlichen und läßt den Schmied zu Bielefeld leben. Der Schluß hat hier nur einige besondere Züge, als nämlich der Schmied auch von den Teufeln abgewiesen ist, geht er zum zweitenmal vor den Himmel und stellt sich vor das Thor, zuzuschauen, wie die Seligen von dem hl. Petrus eingelassen werden. Es kommt ein Reuter mit Stiefeln und Sporn und will geradzu hinein; der Apostel aber sagt ihm: "glaubst du, daß man mit Stiefeln und Sporn in das Himmelreich dringt, du mußt noch warten". Darauf erscheint eine fromme

Jungfrau, der öffnet der hl. Petrus gleich das Thor: der Schmied benutzt die Gelegenheit und wirft sein Schurzfell hinter drein. "Was wirfst du das schmutzige Schurzfell in den Himmel?" sagt der Apostel: "Nun, spricht der Schmied, ich wills wieder herausholen, wenns euch zu schlecht ist". Wie er aber einmal im Himmel ist, breitet er es hinter die Thüre aus und setzt sich drauf. "Nun sitze ich auf meinem Eigenthum und gehe davon nicht herab". Spricht der Apostel: "er hat doch den Armen mit seinem Reichthum viel Gutes gethan, so mag er da hinter der Thüre sitzen bleiben". — Eine sechste Erzählung aus dem Paderbörnischen spricht gleichfalls von dem Schmiedtken von Bielefeld, der Teufel muß sich vor ihm groß machen, wie ein Elephant und klein wie eine Maus, und so packt und steckt er ihn in seinen Handschuh, aus dem er nicht wieder heraus kann, und hämmert ihn auf dem Ambos. Die Teufel wollen ihn hernach nicht in die Hölle einlassen und halten ihr Thor mit Eisenstangen zu, der hl. Petrus versagt ihm auch den Himmel; nun schwebt er zwischen Himmel und Hölle, wie der Spielhans. — Es folgt siebentens die Sage von dem Schmied zu Jüterbock, welche in dem stellenweise recht lebendigen Deutschfranzos sehr gut dargestellt ist. (Leipz. Ausg. von 1736. S. 110-150. Nürnb. von 1772. S. 80-95.). Der fromme Schmied von Jüterbock trug einen schwarz und weißen Rock und hatte eines Abends einen heiligen Mann gern und freudig geherbergt, der ihm vor der Abreise gestattete, drei Bitten zu thun. Er bat erstlich, daß sein Lieblingsstuhl hinter dem Ofen die Kraft bekäme, jeden ungebetenen Gast auf sich festzuhalten, bis ihn der Schmied selbst loslasse. Zweitens, daß sein Apfelbaum im Garten die daraufsteigenden gleicherweise nicht herablasse; drittens, daß aus seinem Kohlensacke keiner herauskäme, den er nicht selbst befreite. Nach einiger Zeit kommt der Tod, geräth auf den Sessel und muß dem Schmied noch zehn Jahre schenken, wenn er herunter will; diese Frist verlaufen, kommt der Tod wieder und steigt auf den Apfelbaum und der Schmied ruft seine Gesellen herbei, die mit Stangen den Tod jämmerlich zer-

schlagen; diesmal wird er nur unter der Bedingung los, daß er den Schmied ewig leben lassen will. Betrübt glieder- und lendenlahm zieht der Tod ab, begegnet unterwegs dem Teufel und klagt dem sein Herzeleid, der ihn auslacht und meint mit dem Schmied bald fertig zu werden. Der Schmied verweigert aber dem Teufel Nachtlager: wenigstens werde die Hausthür nicht mehr geöffnet, er müsse denn zum Schlüsselloch einfahren. Das ist dem Teufel ein leichtes, allein der Schmied hatte den Kohlensack vorgehalten, bindet ihn alsbald zu, wie der Teufel darin ist, und läßt nun auf dem Ambos wacker zuschmieden. Als sie sich nach Herzenslust müde geklopft und gehämmert, wird der bearbeitete arme Teufel zwar wieder befreiet, muß aber zu demselben Loch hinaus seinen Weg nehmen, wodurch er hereingeschlüpft war. — Achtens: ähnliche Sage geht vom Schmied zu Apolda, (vergl. Falk's Groteskken 1806. S. 3-88.) der unsern Herrn sammt St. Petrus über Nacht bewirthet und drei Wünsche frei erhält. Die Wünsche, die er thut, sind: erstlich, daß dem, der in seine Nägeltasche fahre, die Hand stecken bleibe, bis die Tasche zerfalle. Zweitens, daß wer auf seinen Apfelbaum steige, darauf sitzen müsse, bis der Apfelbaum zerfalle. Drittens, desgleichen, wer sich auf den Armstuhl setze, nicht eher aufstehen könne, bis der Stuhl zerfalle. Nach und nach erschienen drei böse Engel, die den Schmied wegführen wollen und die er sämmtliche in die gestellten Fallen lockt, so daß sie von ihm ablassen müssen. Endlich aber kommt der Tod und zwingt ihn zum Mitgehen, doch erhält er die Gunst, daß sein Hammer in den Sarg gelegt wird. Als er sich der Himmelsthür naht, will sie Petrus nicht aufthun, da ist der Schmied her, geht in die Hölle und schmiedet einen Schlüssel, verspricht auch im Himmel mit allerlei Arbeit nützlich an Hand zu gehen, St. Georgs Pferd zu beschlagen u. dgl. und wird zuletzt eingelassen. — Endlich neuntens eine baierische Sage die Schmeller (Mundarten Baierns 493-96) mitgetheilt hat, erzählt von dem Schmied von Mitterbach, dieser hält sich auf einen Kirschenbaum von dem niemand wieder herab kann, einen Sessel, worauf jeder muß sitzen bleiben, wenn er es nicht an

ders will, endlich einen Beutel, aus dem niemand gegen seinen Willen heraus kann.

Zu der vorhin angeführten mündlichen Erzählung aus Hessen stimmt im Ganzen am meisten das gedruckte Volksbuch, betitelt: das bis an den jüngsten Tag währende Elend, wie es scheint aus folgendem französischen übersetzt: histoire nouvelle et divertissement du bon homme Misere. Troyes etc. Garnier. wiederum aber deuten manche Umstände auf einen italiänischen Ursprung des letzteren, oder wenigstens hat sie de la Riviere in Italien erzählen gehört. Peter und Paul gerathen bei schlimmem Wetter in ein Dorf, stoßen auf eine Wäscherin, die dem Himmel dankt, daß der Regen kein Wein, sondern Wasser sey, klopfen bei dem reichen Mann an, der sie stolz abweist, und kehren zu dem armen Elend ein. Dieses thut nur den einen Wunsch mit dem Birnbaum, den ihm gerade ein Dieb bestohlen hatte. Der Dieb wird gefangen und sogar noch andere Leute, die aus Neugierde aufsteigen, um den Jammernden zu befreien. Endlich kommt der Tod und Elend bittet ihn, daß er ihm seine Sichel leihe, um sich noch eine der schönsten Birnen mitzunehmen. Der Tod will als ein guter Soldat seine Waffen nicht aus der Hand lassen, und die Mühe selbst übernehmen. Elend befreit ihn nicht eher, bis er ihm zusagt, er wolle ihn bis zum jüngsten Tag in Ruhe lassen, und darum wohnt Elend noch immer fort in der Welt. — Ein Bruchstück aus einem Märchen der Maingegenden kann hier angeführt werden, weil es in gleichem Geiste ist. Der Teufel kommt, und will einen, der sich ihm verschrieben und dessen Zeit herum ist, abholen; er bringt zugleich eine Menge mit alten Schuhen geladener Wagen herbei. "Was soll das?" fragt der Mensch. "So viel Schuhe haben meine Geister in deinem Dienst zerrissen, jetzt aber bist du mein", antwortet der Teufel. Aber der Mensch verlangt die Handschrift zu sehen, um sie selbst anzuerkennen, der Teufel tritt näher, sie zu zeigen, da fährt jener schnell mit dem Munde

herzu, beißt hinein und verschluckt sie; dadurch wird er frei. — Endlich ist noch zu bemerken, daß Coreb und Fabel in dem lustigen Teufel von Edmonton (Tieck altengl. Theater II.) offenbar die Personen unseres Märchens sind.

Hier ist ein recht vollständiges Beispiel von der Ausbreitung und lebendigen Mannigfaltigkeit einer Sage. An dem Alter darf man nicht zweifeln und denkt man sich unter dem Schmied mit seinem Hammer den Gott Thor, unter dem Tod und Teufel einen plumpen ungefügen Riesen, so gewinnt das Ganze eine wohlgegründete, altnordische Ansicht. Offenbare Verwandschaft hat das Märchen von dem Armen und Reichen (Nr. 87. S. die dortige Anmerkung). Dort thut ein frommer und ein böser die beseligenden und verderblichen Wünsche; hier wird das Mittel bezeichnet, der Schmied ist gut und bös zugleich, geistlich und weltlich, darum er einen schwarzen und weißen Rock trägt; er bewirthet aber den Herrn in seiner Armuth mit Freuden, stopft sich die Ohren zu um nicht zum zweitenmal das zu einem erquickenden Trunk bestimmte Geld zu verspielen und ist von Herzen gut, von Wandel aber leichtsinnig. Darum wird er endlich noch in den Himmel eingelassen, oder im härteren Fall zwischen Hölle und Himmel gestellt. Dieser Schluß knüpft daß Märchen an die Sage von den Landsknechten, die im Himmel kein Unterkommen finden können und welche frei in der Gartengesellschaft Nr. 44. und H. Kirchhof im Wendunmuth I. Nr. 108. erzählen. Die Teufel wollen sie nicht, weil sie das rothe Kreuz in der Fahne führen, und der Apostel Petrus läßt sie auch nicht ein, weil sie Bluthunde Arme-Leut-macher, und Gotteslästerer wären. Der Hauptmann aber wirft dem Petrus seine Verrätherei an dem Herrn vor, daß dieser schamroth wird und ihnen ein Dorf Beit-ein-Weil (Wart-ein-Weil) zwischen Himmel und Hölle anweist, wo sie sitzen, spielen und zechen: mit welcher Sage dann wieder viele andere von dem St. Petrus und den Landsknechten zusammenhängen. — Einen Sessel, von welchem der, welcher sich darauf gesetzt, nicht wieder aufzustehen vermag, kennt schon

die griechische Sage, Hephästus habe einen solchen für die Hexe geschmiedet. S. Gruber mythol. Wörterbuch II. 57. Anmerk. — Die List, die der Schmied gegen den Teufel anwendet um ihn zu fangen, indem er ihn die Gestalt einer Maus anzunehmen bewegt, kommt ebenso im Märchen von dem Geist im Glas (Nr. 99.) so wie in dem französ. Blaubart vor.

83.

Hans im Glück.

Aus mündlicher Ueberlieferung mitgetheilt (von Aug. Wernicke) in der Zeitschrift Wünschelruthe 1818. Nr. 33. Man erinnert sich dabei jenes Schwankes zwischen Block und dem Schneider Bock (im Wunderhorn II. 347.), der sieben Ehlen Tuch kauft zu einem Rock, dann solls ein Wamms geben, dann ein paar Hosen, Strümpfe, Handschuhe, Däumling, endlich einen Gürtel, aber auch diesen bekommt Block nicht heraus.

84.

Hans heirathet.

Aus Prätorius Wünschelruthe S. 148. 149. Die Prahlerei mit dem schönen Heller des Bräutigams haben wir öfters als einen Scherz erzählen hören. Die Frage: bist du auch auf der Hochzeit gewesen? und die Antwort darauf ist aus mündlicher Ueberlieferung zugefügt; dergleichen Scherze werden vielfach, wo sie passen, zum Schluß der Märchen gebraucht.

85.

Die Goldkinder.

Aus den Schwalmgegenden in Heſſen. Im Grunde die Sage von den beiden Brüdern (Nr. 60.) doch mit einer eigenthümlichen Einleitung, welche es mit dem Märchen von dem Fiſcher und ſeiner Frau verbindet (Nr. 19.). Die Anmerkungen zu jenem gehören auch hierher: die wunderbare Geburt, die vollkommene Aehnlichkeit der Brüder bleibt auch in dieſer Erzählung. — Das Meſſer, das dort zum Zeichen in den Baum geſtoßen wird, iſt hier eine Lilie, wie in dem Märchen von den drei Vögelkens (Nr. 96.); vgl. die dortigen Anmerkungen. Doch finden wir in einem indiſchen Volksliede einen ähnlichen Glauben und Gebrauch. Der Mann muß kurz nach ſeiner Heirath ſeine junge, ſchöne Frau verlaſſen. Er pflanzt ein Kewra (Spicanard, Lavendel) in den Garten und heißt ſie darauf achten: ſo lang ſie grüne und blühe, gehe es ihm wohl; welke ſie aber und ſterbe ab, ſo ſey ihm ein Unglück begegnet. (Broughton selections from the popular poetry of the Hindoos. Lond. 1814. p. 107).

86.

Der Fuchs und die Gänſe.

Aus dem Paderbörniſchen. Ein Vexier-Märchen, das man auch ſtatt des gewöhnlicheren vom Schäfer erzählt, der viel hundert Schafe über einen breiten Fluß ſetzen will, in einem kleinen Nachen, worin jedesmal nur ein einziges Platz hat. Dieſes hat bekanntlich in dem Don-Quixote I. Cap. 20. Cervantes vortrefflich angebracht, und Avellaneda in ſeiner Fortſetzung Cap. 2c. durch ein ähnliches von Gänſen, die über

eine schmale Brücke geben, überbieten wollen. An sich ist es viel älter; die novelle antiche n. XXX. erzählen es schon und noch früher das altfranz. castoiement (fabliaux ed. Meon. II, 89-91.) — Eine ähnliche liegt in dem Redner Demades des Aesop (Furia 54. Coray 178.). Noch gehört das Sprichwort hierher: "wenn der Wolf (das ist hier der Fuchs) die Gänse bäten lehrt, frißt er sie zum Lehrgeld (Sailer S. 60.)" und aus dem Wartburger Krieg S. 20, wo Osterdingen spricht: "(ihr habt) gense wän, so si den wolf erkennent und wellent ûs den zîunen gân".

87.

Der Arme und Reiche.

Aus der Schwalmgegend in Hessen. Ein altdeutsches Gedicht in der Wiener Handschrift Nr. 428. (welches Docen dem Stricker zuschreibt und wovon er gleichfalls eine Hs. besitzt) erzählt das Märchen folgender Gestalt. Ein Mann lebt mit seiner Frau in großer Armuth, und sie thun beide vielfache Gebete zu Gott um weltlichen Reichthum. Da schickt Gott endlich einen Engel herab, der ihn vermahnt, nicht um etwas zu bitten, das Gott ihm ebenso mit Recht versage, als er es andern gewähre. Der Mann aber läßt nicht ab: "ich bete so lange, spricht er, bis Gott Gnade an mir erzeigt und meinen Willen thut". Der Engel antwortet: "da du weder dem obersten Gott noch mir glauben willst, so versuche dein Heil, bleibst du hernach arm, so bist du selbst Schuld daran; dir sollen nämlich drei Wünsche gewährt seyn "(habe drier wünsche gewalt)". Der Mann geht nun zu seiner Frau und berätht sich mit ihr: "was soll ich wünschen? einen Berg von Gold, oder einen Schrein voll Pfennige, die nicht abnehmen, wieviel ich davon brauche?" Die Frau verlangt einen Wunsch für sich: "du hast genug an den zweien, du weißt wohl, daß ich meine Beine so viel darum gebogen, und Gott hat es sowohl meines als deines Gebets

wegen gewährt". "Das ist billig, einer von den Wünschen sey dein" antwortete der Mann. Da spricht die Frau: "so wünsch ich, daß ich das beste Gewand jetzt an meinem Leibe hätte, wie es noch an keinem Weibe in der Welt gesehen worden". Kaum hat sie den Wunsch ausgesprochen, so ist er erfüllt. Der Mann wird aufgebracht darüber und ruft: "so wollt ich daß das Gewand in deinem Leib wäre!" Alsbald ist der Wunsch in Erfüllung gegangen. Die Frau fängt an zu schreien und schreit mehr und mehr, daß die Bürger es hören und herbeigelaufen kommen. Sie zucken Messer und Schwert und drohen ihm den Tod, wenn er das Weib nicht wieder von der Qual befreie. Da spricht er: "so wollte Gott, daß sie sanft von dem Ungemach erlöst werde und gesund sey, wie vorher!" Diese dritte geht nun auch in Erfüllung und der Mann ist arm wie zuvor, und obgleich die Frau auch unrecht gehandelt, wird er doch ausgescholten und ihm die Schuld gegeben. Ja, er wird nun gehöhnt und aller Welt zum Spott, so daß er Gott um den Tod bittet und aus Kummer stirbt. — Hierauf bezieht sich wohl eine Stelle beim Reinmar von Zweter (Manesse II. 145.) "unde bet ich drier wünsche gewalt" wie gerade dieselben Worte in der Erzählung vorkommen. Lehmann im erneuerten polit. Blumengarten (Frankf. 1640.) gedenkt der Sage auf eine eigene, doch etwas derbe Weise S. 371. "Oft geschiehts, daß ein Mensch gut Glück hat, aber keinen Segen dabei, wie das Weib, dem St. Peter drei Wünsch zu ihrer Wohlfahrt erlaubt; denn sie wünscht ihr zuerst ein schön gelb Haar, zum andern eine Bürst". Nun thut der Mann der Bürste wegen einen bösen Wunsch, dessen Erfolg er durch den dritten wieder aufheben muß. Diese Darstellung, wo dem Armen die Wünsche misrathen, nähert sich wieder dem Märchen vom Spielhansel (Nr. 82.) und blos diesen Theil erzählt Perrault les souhaits ridicules und die Beaumont nach ihrer Weise; (ganz gemeiner Art ist das altfranzösische Fabliau von den quatre souhaits de S. Martin bei Meon IV. 386.). — Bei Hebel im Schatzkästlein (S. 117.) so gut sonst die Erzählung, ist in der Sage selbst schon vieles ausgefallen: die Frau wünscht sich, ohne

an die Gabe zu denken, als sie mit dem Mann beim Feuer sitzt, ein gebratenes Würstlein, es kommt, der Mann wünscht in der Uebereilung, daß ihr die Wurst an die Nase angewachsen wäre, und muß nun den dritten Wunsch thun, daß sie von da wieder herabfalle.

Der erste Theil unseres Märchens, die bescheidenen Wünsche der Frommen, bei denen Gott gewohnt hat, enthält offenbar die uralte Sage von Philemon und Baucis (Ovid. met. VIII. 617; vgl. die Anmerkung von Voß zu seiner achtzehnten Idylle, der noch andere anführt). Auch die Indier haben sie in eigenthümlicher Gestalt. Der Bramine Soodam und dessen Weib leben in größter Armuth, ohne daß dadurch sein Vertrauen zu Gott geschwächt wird. Sein Geschäft ist das Gebet und dabei bemerkt er nicht, daß die Arbeit seiner Frau nicht mehr zureichen will, ihnen das tägliche Brot zu verschaffen. Eines Tags erinnert sie ihn, daß Chrisnen auf der Schule und beim Lernen sein Gefährte gewesen und räth ihm nach Dwarka zu gehen, weil Chrisnen gewiß, wie er das Elend bemerke, ihm abhelfen werde. Soodam entschließt sich endlich dazu und als Geschenk nimmt er, was er vermag, ein wenig Reis mit, der mühsam in sein durchlöchertes Kleid gebunden wird. Chrisnen, der Mensch gewordene Gott, empfängt den Braminen mit Ehrbezeugungen und als einen alten Freund, forscht selbst nach dem üblichen Geschenk und nimmt das armselige mit Zufriedenheit an; ja er thut ein Korn davon in seinen Mund und theilt das übrige aus. Vergnügt über einen solchen Empfang nimmt der Bramine nach drei Tagen wieder von Chrisnen Abschied, wundert sich aber sehr, ohne ein Zeichen von dessen Großmuth entlassen zu werden. "Vielleicht, denkt er bei sich, will Gott, daß du arm bleiben sollst", unterwirft sich willig und geht ruhig heim. Aber wie erstaunt er, als er anlangt! Chrisnen hatte seinem himmlischen Baumeister aufgetragen ein prächtiges Haus zu bauen, das steht vor ihm und ist mit allem Zubehör und allem, das zu einem bequemen Leben gehört, ausgerüstet. Anfangs glaubt er sich verirrt zu haben,

aber seine Frau mit vielen Dienern kommt ihm entgegen und benachrichtigt ihn von der Freigebigkeit des Gottes. (S. Polier mythologie des Indous II. 66–70.) Man wird die Aehnlichkeit mit dem Märchen nicht verkennen. Die Armuth und Frömmigkeit des Mannes, wozu der Gegensatz in der Frau angedeutet ist, die Reichthümer wünscht und ihn zu der Reise nach Dwarka antreibt. Die Zusammenkunft mit dem Gott Chrisnen (obgleich diesmal umgekehrt der Arme gegangen kommt), der seine arme Gabe gern empfängt und davon ißt. Endlich der daraus fließende Segen, namentlich das neuerbaute Haus. — In einer chinesischen Sage aber ist der ganze Gegensatz und dieselbe Folge unseres Märchens enthalten. So ging oft auf die Erde herab, die Herzen der Menschen zu prüfen. Es trägt sich zu, daß er zur Nachtzeit in schlechtem Gewand vor die Hütte einer Wittwe kommt und als ein Unglücklicher und Verirrter Herberge begehrt. Die Frau bewirthet ihn freundlich und bereitet ihm eine Schlafstätte. So legt sich bald zur Ruhe, sie beleuchtet den Schlafenden mit der Lampe und sieht, daß er kein Hemd anhat, auch sein Kleid zerrissen ist. Da schließt sie ihren Kasten auf und schneidet aus grobem, selbstgesponnenem Linnen ein neues Hemd, näht es die ganze Nacht hindurch und Morgens früh reicht sie es dem Gast, welcher dankbar die Gabe annimmt und spricht: "Gott lohne dir, was du an mir thust, wenn ich geschieden bin, dann müsse dein erstes Beginnen nicht aufhören, bis die Sonne sinkt". Als der Gast fort ist, will sie die Rolle Linnen wieder in den Kasten legen, und indem sie denkt, wie viel Ellen es noch seyn könnten fängt sie an ihrem Arm an zu messen, und die Rolle wickelt sich immer auf, ohne dünner zu werden, und so mißt sie bis die Sonne untergeht, da liegt die ganze Stube voll Linnen, und sie ist eine reiche Frau geworden. Dankbar und voll Freude erzählt sie ihrer Nachbarin von dem Glück, das ihr widerfahren. Diese ist geizig und will desselben theilhaftig werden, darum stellt sie sich, die sonst niemals den Armen etwas gegeben, an ihre Hausthür, um den fremden Gast, wenn er vorüberginge, einzuladen.

Nicht lange, so kommt er, wird mit offenen Armen von ihr empfangen, köstlich bewirthet und Morgens ihm ein feines Hemd angeboten, statt des groben, das er an seinem Leib trägt. So dankt und verläßt das Haus mit denselben Worten, wie bei der ersten. Freundlich begleitet sie ihn eine Strecke und berechnet schon den unendlichen Reichthum, als sie in Gedanken an einen stehen gebliebenen Eimer stößt. Und weil gerade ihr Schwein grunzt, denkt sie: "das Thier bekommt doch den Tag über mein Messen kein Futter, du willst ihm wenigstens das Wasser vorschütten". Aber sie gießt und kann nicht aufhören, der Eimer wird nicht leer und sie muß den langen Tag ewig Wasser gießen bis Sonnenuntergang, so daß die ganze Gegend überschwemmt wird und die Nachbarn spöttisch den Schaden vergütet haben wollen. — In der Frau Naubert Volksmärchen I. 201 : 209. wird diese chinesische Erzählung schön ausgeführt und dem segenreichen Leinwandmessen ein unseliger Spinnenwebwachsthum entgegen gestellt.

Die Sage überhaupt gehört in den Kreis jener von dem Wandern und Reisen der Götter und Heiligen auf Erden. Wo sie gehen, entspringt den Guten, Reinen Heil, den Bösen, Geizigen, Häßlichen Verderben, das Glück das jenen zu Theil geworden, erbitten sich diese plump zu ihrem Unglück; damit prüfen die Götter zugleich das Menschengeschlecht (vgl. altd. Wälder II. 25. Anm. 60. Odyssee XVII. 485. und das eddische Lied von Rigr). So gehört auch das Märchen von den drei Männlein im Walde (Nr. 13.) der Frau Holle (Nr. 24.) und der schwarz und weißen Braut (Nr. 135.) hierher. Ueber das endlose Anwachsen der Leinwand und des Wassers vgl. die Anmerkung zu dem Märchen vom süßen Brei (Nr. 103.)

88.

Das singende, springende Löweneckerchen.

Aus Hessen; Löweneckerchen ist das Westph. Lauberken, niederf. Leverken, altholl. Leeuwercke, Leewerick, Lewerk, Lerk, Lerche. — Eine andere Erzählung aus der Schwalmgegend hat viel eigenthümliches, wie überhaupt dieses Märchen in den mannigfachsten Abweichungen erzählt wird. Ein Kaufmann will auf die Messe ziehen und fragt seine drei Töchter, was er ihnen mitbringen solle. Die älteste will ein schönes Kleid, die zweite ein paar Schuhe, die dritte eine Rose. Diese zu verschaffen hält schwer, da es Winter ist; die Leute als er darnach fragt, antworten lachend: ob er glaube, daß Rosen im Schnee wüchsen! Das thut dem Kaufmann leid, weil die jüngste sein liebstes Kind ist; auf dem Rückweg gelangt er zu einem Schloß mit einem Garten, in welchem es halb Sommer und halb Winter ist; auf der einen Seite liegt ein tiefer Schnee, auf der andern ist es warm und alles blüht, wie ein Frühjahr und eine ganze Hecke von Rosen steht darin. Der Mann geht hinein, bricht eine ab und reitet wieder fort. Bald darauf hört er etwas hinter sich herschnauben, er blickt um und sieht mit Schrecken ein großes, schwarzes Thier das ihm zuruft: "Gib mir meine Rose wieder oder du mußt sterben. Der Mann antwortet: "laß mir die Rose, ich will sie meiner Tochter mitbringen, dem schönsten Mädchen von der Welt! "Meintwegen, spricht das Thier, aber gib sie mir auch zur Frau!" Ach ja, sagt der Mann um das Thier los zu werden, und denkt es wird doch nicht kommen um sie zu holen; aber es ruft noch hinter ihm nach: "in acht Tagen komm ich und hole meine Braut". Der Kaufmann langt zu Haus an und bringt jeder Tochter das gewünschte. Nach einiger Zeit kommt das Thier und holt seine Braut mit Gewalt. Es bringt sie in das Schloß mit dem Sommer- und Wintergarten, wo alles gar schön und wunderbar ist, das Thier aber erzeigt sich freundlich und thut ihr alles zu Liebe

Sie essen zusammen und es will nicht essen, wenn sie ihm nicht vorlegt; so gewinnt sie es allmählig recht lieb. Einmal wünscht sie zu wissen, wie es daheim ihrem Vater und ihren Schwestern gehe, das Thier führt sie vor einen Spiegel; da erblickt sie ihren Vater, wie er krank liegt aus Kummer über sie und ihre Schwestern weinen. Das Herz wird ihr schwer und sie bittet das Thier nach Haus gehen zu dürfen. "Ja, sagt es, doch versprich mir in acht Tagen wieder hier zu seyn". Das thut sie und eilt heim zu ihrem Vater, aber der Kummer hatte schon zu sehr an seinem Herzen gefressen, so daß er, nachdem er noch die Freude gehabt sie zu sehen, stirbt. Da trauert sie und weint, und als sie an das Thier denkt, sind längst acht Tage herum. Sie eilt ängstlich hin, wie sie ankommt ist alles verändert, die Musik still, das Schloß ganz mit schwarzem Flor behängt und der Sommergarten auch vom Schnee bedeckt. Das Thier selbst ist fort, sie sucht es aller Orten, aber sie kann es nicht finden. Voll Leid darüber geht sie in den Garten und sieht einen Haufen Kohlhäupter, die sind schon alt und faul. Sie legt sie herum und wie sie ein paar umgedreht hat, sieht sie ihr liebes Thier unten todt liegen. Sie lauft, schöpft Wasser und gießt das über es hin, da erholt es sich, springt auf und verliert seine alte Gestalt, so daß ein schöner Königssohn vor ihr steht. Nun ist alles in Freuden, der schwarze Flor wird abgerissen, die Musikanten spielen, der Sommergarten blüht wieder und beide feiern ihre Hochzeit. — Eine dritte Erzählung ist aus dem Hannöverischen. Eines Königs drei Töchter werden krank und um zu genesen, sollen sie Wildpret essen. Der Jäger wird in den Wald geschickt, kann aber nirgends ein Stück finden. Da sieht er zuletzt einen Raben, und weil er denkt, das ist auch Wildpret, legt er an, der Rabe aber ruft: "Jäger, schieß nicht, denn wo du mir eine von den Königstöchtern versprichst, will ich dir Wild verschaffen, so viel du verlangst". Der Jäger geht und meldet es dem Könige, der spricht: "du kannst's dem Raben immer versprechen, gehalten brauchts doch nicht zu werden". Der Jäger verspricht also dem Raben die Königstochter, der ihm Wild

herbeijagt, so viel er schießen will. Die drei Königstöchter essen davon und werden gesund. Es wird ein großes Fest angestellt; Abends, wie ein Fenster offen ist, kommt der Rabe herein und verlangt die versprochene Braut. Der König will sie nicht geben, doch sagt er endlich: "ich will meine Töchter fragen, ob eine Lust hat deine Frau zu werden". Die älteste und die zweite sagen nein, die jüngste sagt: "ja ich will mit dem Raben gehen, wenn mich meine Kammerfrau begleiten darf". Der Rabe willigt ein, nimmt die Königstochter unter den einen Flügel, die Kammerfrau unter den andern und bringt sie in ein prächtiges Schloß. In der Schlafkammer der Königstochter hängt ein Spiegel, darin kann sie alles sehen, was in ihrem heimatlichen Schloß geschieht, nur darf sie nicht die Kammerfrau hineinblicken lassen. Die Königstochter trägt darum allzeit den Schlüssel bei sich, einmal aber läßt sie ihn stekken, die Kammerfrau geht hinein und schaut in den Spiegel. Der Rabe zerreißt sie dafür und sagt zur Königstochter: "nun mußt du fort, mußt sieben Jahre dienen und für sieben Mägde Arbeit thun". Und dann erzählt er ihr noch, es würde eine alte Frau ihr begegnen, mit der müsse sie die Kleider tauschen und dann würde sie an ein Haus kommen, und eine Frau herausschauen und sie schelten, aber sie sollte nicht darauf achten. Hierauf zog er sich eine Feder aus und gab sie ihr und sprach: "wenn dir eine Arbeit zu sauer wird, so nimm sie hervor und sprich: "auf des Raben Gedeiß soll es geschehen! und die Arbeit wird gethan seyn". Aber sie muß ihm auch Treue geloben. Nun geht sie fort, vertauscht ihre schönen Kleider mit den schlechten des alten Weibes und kommt vor das Haus, wo die böse Frau herausschaut. Die Königstochter bietet ihr Dienste an; jene antwortet: "ich habe sieben Mägde gehabt, wie willst du mit deinen zarten Händen die Arbeit thun! O doch ich will es versuchen!" Zuerst soll sie einen Stall rein machen, aber bald hat sie Blasen in den Händen, da nimmt sie die Feder und spricht: "auf des Raben Gedeiß soll der Stall so rein seyn, wie er es nie gewesen!" Alsbald ist die Arbeit geschehen. So hat sie sieben Jahre da gedient, und

was ihr zu schwer ward, mit Hülfe der Raben-Feder vollbracht. Diener und Knechte im Haus, die wegen ihrer großen Schönheit sich zu ihr drängten und sie plagten, hat sie geneckt. Einmal spricht der Kutscher: "darf ich heut Nacht zu dir kommen?" Ja antwortet sie; als sie ihn aber kommen hört, holt sie die Feder und spricht: "auf des Raben Geheiß soll er auf den Hof gehen und eine Stunde lang sich aus und anziehen und dann kommen und für das Vergnügen danken". Wie sie alle nach der Reihe zu Narren gehalten, thun sie sich zusammen, und wollen sie mit Ruthen schlagen, aber sie nimmt die Feder und spricht: "auf des Raben Geheiß sollen sie sich ausziehen und einander bis aufs Blut hauen und dann kommen und sich dafür bedanken". So hat sie Ruh, bis die sieben Jahre herum sind, da kommt ein Königssohn in aller Pracht gefahren, und holt sie ab; das war der Rabe, dessen Verwünschung nun ihr Ende erreicht hatte. — In der jungen Amerikanerin, (Ulm 1765. 1, 30-231.) ist das Märchen, aber schlecht, benutzt. Das Thier ist ein Drache, aus dessen Garten (es ist darin kein Winter) der Vater sich eine Rose bricht und dafür seine Tochter versprechen muß. Die Tochter geht selbst in des Drachen Schloß, der stellt sich dumm und ungeschickt, in der Nacht aber träumt sie von einem schönen Jüngling, und allmählig gewöhnt sie sich an ihn so, daß sie ihn endlich lieb gewinnt. Sie besucht ihre Eltern und kommt zurück durch Hülfe eines Rings, der ein- und auswärts gedreht wird. Endlich gesteht sie ihm in einer Nacht, daß sie ihn lieb habe, da ist er am Morgen ein schöner Jüngling und sein Zauber gelöst. Es entdeckt sich auch, daß sie nicht des Kaufmanns Tochter, sondern von einer Zauberin untergeschoben ist.

In der Leipziger Sammlung ist es das siebente Märchen (S. 113-130) verwandt ist das vom Eisenofen (Nr. 127.) und die dort in der Anmerkung noch mitgetheilten. Auch das singende und klingende Bäumchen in der Braunschweiger Sammlung ist hier anzuführen, so wie das schwedische Märchen vom Graumantel (S. unten). Im Pentam. haben meh-

rere Aehnlichkeit: das Zauberkäſtchen (II. 9.), Pinkosmauto (V. 1.) und der goldene Stamm (V. 4.). Bei der Aulnoy der blaue Vogel Nr. 3. Aus den Märchen der Frau von Beaumont gehört das eine von der Schönen und dem Thier in dem 5ten Geſpräch hierher.

Daß überhaupt in dieſer Sage das aus dem Apulejus ſo bekannte Märchen von der Pſyche ausgedrückt wird, iſt einleuchtend. Das Herz wird geprüft und vor der Erkenntniß in reiner Liebe, fällt alles irdiſche und Böſe nieder. Unſere Erzählung ſtimmt auch darin, daß Licht das Unglück bringt und die alles entfeſſelnde Nacht den Zauber jedesmal löſt. Schön iſt hier, daß die Unglückliche durch die Welt zieht und die ganze Natur um Beiſtand bittet, endlich auch die Geſtirne, die in alten Formen und Sprüchen reden. Ihre Thätigkeit und Mitgefühl erſcheint auch in der Erzählung von der Eva in der Weltchronik (Caſſ. Hdſchr. Fol. 21. a). Sie bittet Sonne und Sterne, wenn ſie zum Orient kommen, dem Adam ihre Noth zu ſagen und ſie vollbringen es. — Die Federn und die Blutstropfen, die fallen, erinnern an den Volksglauben von den Feder-Nelken, deren eine Gattung im Herzen einen dunkeln Purpurflecken hat; das, ſagt man, ſey ein Tropfen Blut, welchen der Heiland vom Kreuz habe hineinfallen laſſen. Ferner, die Federn ſollten den Weg weiſen, der Blutstropfen wohl die Gedanken an den Verzauberten ſtets erhalten, der gleichſam abweſend war, und ſo führt es zu der Sage von den Blutstropfen, über welche Parcifal nachſinnt und die ihm ſeine Frau ins Gedächtniß rufen. S. altd. Wälder I. — Roſen im Winter erinnern an ein Lied des Kuhländchens, wo auch drei Roſen an einem Zweig gewachſen, blühend zwiſchen Weihnachten und Oſtern verlangt werden (Meinert I. 95.); das Hegen und Brechen der Blumen an die Roſengärten der Zwerge, die von muthwilligen Helden zertreten werden, wofür die Zwerge ſchwere Strafe fordern.

89.

Die Gänsemagd.

Aus Zwehrn. Dies schöne Märchen stellt die Hoheit der selbst in Knechts-Gestalt aufrecht stehenden königlichen Geburt mit desto tiefern Zügen vor, je einfacher sie sind. Was ihr die Mutter zum Schutz mitgab (aus den Blutstropfen sprechen auch sonst noch Stimmen s. der liebste Roland Nr. 56. Vgl. auch Cl. Brentano's Gründung Prags. S. 106. und Anmerk. 45.) hat sie unschuldig verloren und der gezwungene Eid drückt sie nieder, aber noch weiß sie wind-bannende Zaubersprüche und mit stolz-demüthigen Gedanken wird sie jeden Morgen unter dem finstern Thor durch das Gespräch mit dem auch im Tod treu bleibenden Pferde erfüllt. Redende, kluge Rosse kommen sonst noch vor (vgl. Ferenand getrü Nr. 126.): in dem abgehauenen Kopf (wie in Mimer's) wohnt die Sprache fort. Selbst aus dem Tacitus läßt sich schon etwas anführen (Germ. X.): proprium gentis, equorum praesagia ac monitus experiri — hinnitus ac fremitus observant. Es ist merkwürdig, daß die alten Norden von geopferten Pferden die Häupter aufzustecken pflegten, womit man den Feinden schaden zu können glaubte (Saxo Gramm. L. V. p. 75. Vgl. Suhms Fabelzeit I. 317.). Bei den Wenden herrschte ähnlicher Gebrauch, man wollte mit den aufgesteckten Häuptern Seuchen abhalten (vergl. Prätorius Weltbeschreib. II. 163.). Bekannt ist auch, daß man Menschenköpfe auf die Zinnen oder Stangen steckte; ein Todtenkopf, der singt, in der Eyrbyggia Sage 219. — Ausgebreitet ist der Zug von den goldenen und silbernen Haaren der Schönheit und ein Zeichen königlicher Abkunft (vgl. Nr. 114.); so auch das Kämmen derselben, wie sich die Sonne gleichsam beim Scheinen sträblt. Die unglücklichen Königstöchter kämmen und spinnen eben so häufig, als sie Vieh hüten. — Kärdchen kann aus Conrädchen zusammengezogen seyn, aber

auch an Hirt, Chorder, Horder erinnern. In den Reimen ist etwas abgebrochenes; in gangest, statt gehest, ganz das nordische ganga (wie hangest für hähest); sich schnatzen, von den Haaren gesagt, heißt sie flechten (zu der nordischen Form snua, wenden, winden, schnüren), so ist auch Schnatz das geflochtene Haar; die Braut geht im Schnatz zur Kirche (s. in Estor's teutscher Rechtsgelahrth. von Hofmann Thl. III. das oberhessische Wörterbuch, in der Wetterau wird das Wort überhaupt vom Sonntagsputz gebraucht). Sich aufsetzen und Aufsatz wird gleichfalls vom Schmücken und ordnen des Haars gesagt. (Räthsel gebrauchte die Erzählerin weiblich, wie das frühere Räterich bekanntlich auch vorkommt).

Bei einer eigentlichen Erörterung des kerlingischen Mythus von Berta, Pipins verlobter Gemahlin, die durch ihre Dienstin verdrängt wird und in der Mühle spinnt und webt, würde sich ausführen lassen, daß unser dem Hauptinhalt nach sichtbar damit zusammenkommendes Märchen, doch noch alterthümlicher, schöner und einfacher ist. Man sehe Fr. Wilh. Val. Schmidts reichhaltigen Aufsatz im 3ten Band von Bojardos Roland S. 1–42. Besonders merkwürdig in dieser Beziehung ist der Name Falada (die mittlere Sylbe kurz), weil Rolands Pferd, Valentich, Falerich, Velentin heißt und daraus fast ein äußerlicher Zusammenhang hervorscheint. — Aus dem Pentamerone gehört hierher: die zwei Kuchen (IV. 7.).

90.

Der junge Riese.

Aus der Leinegegend. In diesem Märchen zeigt sich unverkennbar eine Verwandschaft mit der Sage von Siegfried, dessen gewaltige Riesen-Natur in seiner Jugend und überhaupt in seinem Leben die Gedichte ähnlich beschreiben. Er fängt die Löwen, bindet sie an den Schwänzen zusammen und hängt sie

über die Mauer (Rosengr. 3. Siegfr. Lied. 33.). Deutlicher ist sein Arbeiten beim Schmied, dem er hier eben so ungefüg zuschlägt (Lied. 5.), und der wie Reigen goldgierig ist und aus Geiz alles allein besitzen will; ferner, die Hinterlist des gleichfalls habsüchtigen Amtmanns, der ihn los seyn will, welche jener des Reigen entspricht, so wie die gefährliche, verwünschte Mühle dem Drachen-Nest, wohin er, der den Schrecken nicht kennt, (was die nord. Sage recht hervorhebt, denn Brunhild hatte gelobt keinem andern sich zu vermählen, als einem ganz unerschrockenen - s. Sigurdrifa's Lied) furchtlos geht und siegreich zurückkommt. Der Riese erscheint ganz in den Sitten, welche die alten Gedichte beschreiben: eine Eisenstange ist sein Waffen und er versucht die Kraft am Ausreißen der Bäume (vgl. Anmerk. zu den altdän. Liedern S. 493); ein russisches Lied in Fürst Wladimirs Tafelrunde zeigt in Tschurilo einen ähnlichen Helden (S. unten); und im persischen neigt sich Guschtasp dahin (Firdusi von Görres II. 246 ff.). Auch Rusthm reißt einen Baum aus der Wurzel und trägt ihn als Stock. (Das. I. 186.). Das unschädliche Herabwerfen der Mühlsteine erinnert lebhaft an Thors Abenteuer mit Skrimnir (Dämis. 38.), wie diese wieder an die Böhmische vom Riesen Scharmack. Die Erziehung bei Riesen ist gleichfalls ein alter bedeutender Umstand; bei diesen oder bei kunstreichen Zwergen wurden die Helden in die Lehre gethan, wie Sigurd bei Reigin und Widga (Wittich) in der Wilk. S., ebenso, daß der Riese den jungen selber säugt, was auch in Nr. 92 vorkommt. In der Floamanna Sage wird erzählt, daß Thorgil um sein zartes Kind, dessen Mutter ermordet war, zu ernähren, sich in die Brustwarzen schneiden ließ. Zuerst kam Blut, dann Molken, endlich Milch, womit das Kind gesäugt wurde. (s. dänische Uebersetzung von B. Thorlacius. S. 94.) Von einem Manne, der sein Kind selbst gesäugt hat mit Milch s. Humboldt relation historique III. c. 4. — Siegfried und der Eulenspiegel berühren und nähern sich einander, welches unser Märchen vollkommen zur Gewißheit er-

hebt, und man darf den jungen Helden darin so gut einen edleren Riesen-Eulenspiegel, als einen spashafteren, gehörnten Siegfried nennen (ähnliche Helden sind Simson und Morolf und vor allen Gargantua nach den ächten Volkssagen von ihm. Mémoires de l'acad. celtique V. 392). Beide Eulenspiegel und Siegfried wandern in die Welt aus, nehmen Dienste und mishandeln in ihrem Uebermuth die blos menschlichen Handwerker; namentlich ist wichtig, daß Eulenspiegel dem Schmied sein Geräth verdirbt und als Küchenknecht bei den Braten gestellt wird, den er abißt, wie Sigurd das Drachenherz, das er dem Reigen braten soll; er geht auf den Harz, fängt Wölfe, um die Leute damit zu schrecken, wie Siegfried den Bären (Nibel. 3800 ff.). Schon in der Sprache ist der Diener ein Schalk und der Hofdiener fällt mit dem Hofnarren zusammen. Soini, der finnische Riesen-Eulenspiegel hieß gerade auch Kalkki (Diener). Drei Nächte alt, trat er sein Windelband auf und man sah, daß ihm nicht zu trauen war, also wurde er ausgeboten. Ein Schmied nahm ihn in seinen Dienst, dem sollte er sein Kind hüten, aber er griff dem Kind die Augen aus, tödtete es nachher und verbrannte die Wiege. Drauf setzte ihn der Schmied über einen Zaun, den er flechten sollte, da holte er Fichten im Wald und flocht sie mit Schlangen zusammen; nun mußte er Vieh weiden, die Hausfrau aus Rache backte ihm einen Stein ins Brot, so daß er sich sein Messer stumpfte; erzürnt rief er Bären und Wölfe, daß sie die Heerde fräßen, aus den Kübbeinen und Ochsenhörnern aber machte er sich Blashörner und trieb die Wölfe und Bären statt der andern Heerde heim.

Der nordische Grettir, als er Gänse und Rosse hüten soll, spielt ähnliche Streiche (bernsku-braugd, Kinderstreiche). Das Heldenmäßige bricht in der Jugendroheit und Nichtachtung des gewöhnlichen Menschentreibens hervor, wie auch Floren im Octavian dem Clemens die Ochsen verschleudert.

Eine andere Erzählung aus Hessen ist viel unvollständiger, hat aber ihr eigenes. Kürdchen Bingeling hat an seine

Mutter Brust sieben Jahre getrunken, davon er so gewaltig groß geworden und so viel hat essen können, daß er nicht zu ersättigen ist; alle Menschen aber hat er gequält und genarrt. Nun versammelt sich die ganze Gemeinde, will ihn fangen und tödten, er aber merkts, setzt sich unter das Thor und sperrt den Weg, (gerade wie Gargantua den Berg Gargant nicht weit von Nantes schafft), so daß ohne Hacken und Schippen kein Mensch durchkann und er ruhig weiter gebt. Nun ist er in einem andern Dorf, aber noch derselbe Schlingel und da macht sich wieder die ganze Gemeinde auf, ihn zu greifen, er aber, weil kein Thor da ist, das er verrammeln kann, springt in einen Brunnen. Jetzt stellt sich die Gemeinde herum und rathschlagt, sie beschließen endlich ihm einen Mühlstein auf den Kopf zu werfen. Mit großer Mühe wird einer herbeigeholt und hinabgerollt, wie sie meinen, er wäre todt, kommt auf einmal der Kopf aus dem Brunnen, den hat er durch das Loch des Steins gesteckt, so daß dieser ihm auf den Schultern hängt, wobei er ruft: "ach! was hab ich einen schönen Düten-Kragen!" Wie sie das sehen, rathschlagen sie von neuem, und schicken dann hin und lassen ihre große Glocke aus dem Kirchthurm holen, und werfen sie auf ihn hinab, die sollt ihn gewiß treffen (wie beim Riesen Scharmack). Wie sie aber meinen, er liege unten erschlagen und gehen aus einander, kommt er auf einmal aus dem Brunnen gesprungen, hat die Glocke auf dem Haupt, ruft ganz freudig: "ach! was eine schöne Bingelmütze!" und lauft davon. —

Eine dritte Erzählung aus Zwehrn hat andere Abentheuer in der Mühle. Wie er hinein kommt lauft eine Katze auf ihn zu und fragt: "was willst du hier?" "Malen will ich!" Da kommt noch eine und sagt: "wir wollen uns an ihn machen!" und darauf eine dritte und ruft: "ja das wollen wir!" Aber der junge Riese packt sie und schmeißt sie todt. Darauf geht er in eine andere Mühle da kommen Gespenster auf ihn und rufen: "wir wollen den Trichter abnehmen und ihn schleifen". Aber er faßt sie selbst und schleift sie auf den großen Mühlsteinen.

Endlich geht er in eine dritte Mühle, da springen wieder zwölf gräuliche, große Katzen auf ihn zu und umringen ihn, dann machen sie ein groß Feuer an, setzen Wasser auf und sprechen: "in dem Kessel sollst du nun sieden!" "Meintwegen, sagt er, aber macht euch vorher einmal lustig, balgt und beißt euch". Da fangen sie an sich zu balgen und beißen, er aber merkt auf und wie das Wasser siedet, hebt er den ganzen Kessel ab und schüttet ihn über sie aus und brüht sie alle todt. — Endlich aus einer magdeburger Erzählung ist anzumerken, daß der Furchtlose, wie der große Christoph, in die Hölle zum Teufel geht und ihm darin dienen will. Da sieht er viele Töpfe stehen und schmoren und darin stecken gefangene Seelen: er hebt alle Deckel auf und läßt die Seelen heraus; worauf ihn der Teufel sofort Dienstes entläßt. — Nach einer Bemerkung v. d. Hagens in den Wiener Jahrb. XII. Anzeigeblatt S. 58. ist der größte Theil des Märchens auch in der Ukermark im Brandenburg. bekannt, wo der Riese Knecht Sülwendal heißt. Merkwürdigerweise findet es sich auch serbisch (s. unten der Bärensohn).

91.

Dat Erdmänneken.

Aus dem Paderbörnischen. Eine andere Erzählung aus der Gegend von Cöln am Rhein weicht in einigem ab. Ein mächtiger König hat drei schöne Töchter; einmal, bei einem herrlichen Fest, gehen sie in den Garten spaziren und kommen Abends nicht wieder; und als sie am andern Tag auch noch ausbleiben, läßt sie der König durchs ganze Reich suchen, aber niemand kann sie finden: da macht er bekannt, wer sie wiederbrächte, sollte eine zur Gemahlin haben, und Reichthümer dazu für sein Lebelang. Viele ziehen aus, aber umsonst, zuletzt machen sich drei Ritter auf den Weg und wollen nicht ruhen, als bis es

ihnen glückt. Sie gerathen in einen großen Wald, wo sie den ganzen Tag hungrig und durstig fortreiten, endlich sehen sie in der Nacht ein Lichtlein, das sie zu einem prächtigen Schloß leitet, worin aber kein Mensch zu sehen ist. Weil sie so hungrig sind, suchen sie nach Speise, einer findet ein Stück Fleisch, es ist aber noch roh. Da spricht der jüngste: "gebt ihr beyde und schafft einen Trank, ich will derweil das Fleisch braten". Also steckt er den Braten an einen Spieß, und wie er brutzelt, steht auf einmal ein Erdmännchen neben ihm mit einem langen, weißen Bart bis an die Knie, und zittert an Händen und Füßen. "Laß mich beim Feuer meine Glieder wärmen, so will ich dafür den Braten wenden und mit Butter begießen". Der Ritter erlaubt ihm das, nun dreht es flink den Braten, aber so oft der Ritter wegsieht, steckt es seine Finger in die Bratpfanne und leckt die warme Brühe auf. Der Ritter ertappt es ein paarmal und sagt, es sollts bleiben lassen, aber das kleine Ding kann nicht und ist immer wieder mit dem Finger in der Pfanne. Da wird der Ritter zornig, faßt das Erdmännchen beim Bart und zaust es, daß es ein Zetergeschrei erhebt und fortlauft. Die zwei andern kommen indeß mit Wein, den sie im Keller gefunden und nun essen und trinken sie zusammen. Am andern Morgen suchen sie weiter und finden ein tiefes Loch, darin, sagen sie, müssen die Königstöchter verborgen seyn, und losen, wer sich soll hinunterlassen, die beiden andern wollen dann den Strick halten. Das Loos trift den, welcher mit dem Erdmännchen zu thun gehabt. Es dauert lang, bis er auf Grund kommt, und unten ists stockfinster, da geht eine Thüre auf und das Erdmännchen, das er am Bart gezogen, kommt und spricht: "ich sollt dir vergelten, was du mir Böses gethan, aber du erbarmst mich, ich bin der König der Erdmännlein, ich will dich aus der Höhle bringen, denn wenn du noch einen Augenblick länger bleibst, so ists um dich geschehen". Der Ritter antwortet: "sollt ich gleich Todes sterben, so geh ich nicht weg, bis ich weiß, ob die Königstöchter hier versteckt sind". Da spricht es: "sie sind in diesem unterirdischen Stein von drei Drachen bewacht.

In der ersten Höhle sitzt die älteste und ein dreiköpfiger Drache neben ihr, jeden Mittag legt er seine Köpfe in ihren Schoos, da muß sie ihn lausen, bis er eingeschlafen ist. Vor der Thüre hängt ein Korb, darin liegt eine Flöte, eine Ruthe und ein Schwert und die drei Kronen der Königstöchter liegen auch darin, den Korb mußt du dir erst wegtragen und in Sicherheit bringen, dann fasse das Schwert, geh hinein und hau dem Drachen die Köpfe ab, aber alle drei auf einmal, verfehlst du einen, so wachsen alsbald die andern wieder und es kann dich nichts mehr retten". Dann gibt er ihm auch eine Glocke, wenn er daran ziehe, wolle er ihm zu Hülfe eilen. Nach der ältesten erlöst er auch die zweite, die ein siebenköpfiger, und die dritte, die ein neunköpfiger Drache bewacht. Dann führt er sie zu dem Eimer, worin er herabgelassen war und ruft seinen Gesellen zu, sie sollten wieder hinaufwinden. Also zieden sie die drei Königstöchter nach einander in die Höhe; wie sie oben sind, werfen die zwei Treulosen das Seil hinunter und wollen den unten verderben. Er zieht aber das Glöckchen, da kommt das Erdmännchen und heißt ihn auf der Flöte pfeifen und wie er das thut, kommen aus allen Ecken viel tausend Erdmännchen herbeigelaufen. Da heißt sie ihr König eine Treppe für den Ritter machen und sagt ihm, oben sollt er nur mit der Ruthe aus dem Korbe auf die Erde schlagen. Also legen sich die kleinen Männer zusammen und bilden eine Treppe, worüber der Ritter hinaufgeht, oben schlägt er mit der Ruthe, da sind sie alsbald wieder verschwunden. — Eine dritte Erzählung aus dem Hannöverschen enthält folgendes Besondere. Die drei Königstöchter kommen beim Baden fort. Statt des Zwergs, erscheint hier den Dreien, welche ausgehen die Königstöchter zu suchen, ein Alter, den der Dritte, als er Essen von ihm fodert, einen Kiel aus dem gespaltenen Holz ziehen heißt. Wie sich der Alte nun bückt, so zieht jener auch die Art heraus und klemmt ihm mit dem Barte fest, der in die Spalte hineinhing. Der Alte reißt sich den Bart mit Gewalt aus und lauft fort: sie folgen einer blutigen Spur und gelangen auf diese Weise zu der

Erdhöhle, worin die Königstöchter sitzen. Als der dritte allein zurückgeblieben ist und auf einer Flöte bläst, kommt ein schöner Mann, der bringt ihn durch einen langen Gang die Höhle heraus, gibt ihm die Kleider, in welchen die drei Königstöchter gestohlen waren, und die sie mitzunehmen vergessen hatten, und sagt ihm, er solle zum Hofschneider gehen, sich als Geselle bei ihm verdingen und wenn eine von den Königstöchtern das Brautkleid bestelle, das ihrige bringen, so würden sie ihn erkennen. Das führt er aus, jede Königstochter verlangt ein Kleid so gemacht, wie das worin sie ist gestohlen worden. Der Geselle verspricht's zu liefern, lebt aber mit dem Meister lustig, und als dieser Abends endlich an die Arbeit will, sagt er zu ihm, er solle sich nur schlafen legen, er wolle das Kleid schon in der Nacht fertig machen. Die zwei ältesten merken nicht darauf, aber die dritte erkennt ihr Kleid, läßt den Gesellen kommen und hört nun, daß er ihr Erretter ist und vermählt sich mit ihm. — Mit dieser Entwickelung, nur daß sie zusammenhängender dargestellt wird, stimmt eine vierte, sonst mit der Paderbörnischen übereinkommende Erzählung aus Steinau im Hanauischen. Das kleine graue Männchen unterwirft sich dem dritten Königssohn nicht eher, als bis er es zwischen zwei Eichstöcke geschraubt hat. Darauf entdeckt es ihm den Aufenthalt der Königstöchter, die von drei Riesen in einer Höhle gefangen gehalten werden. Er wird hinabgelassen, zwei Löwen werden durch vorgeworfenes Fleisch beschäftigt; er findet die älteste, die aber erst eine Probe seiner Stärke macht, indem er einen Eisenstab aufheben muß. Der Riese nähert sich, sie versteckt den Königssohn unter ihr Bett, macht jenen mit süßem Wein trunken, so daß er einschläft, und winkt dann dem Versteckten, der mit dem Eisenstab auf einen Hieb dem Riesen den Kopf entzwei schlägt. Auf dieselbe Weise werden die andern Riesen getödtet und die drei Jungfrauen befreiet. Sie ziehen ihre seidenen Oberkleider aus und schenken sie ihm, gleichfalls ihre goldnen Ringe vom Finger. Als er hernach unten eingesperrt ist, kommt ein Zwerg mit einer großen Schramme auf dem Backen; es ist das graue Männchen, das

er zwischen die Eichstöcke geschraubt hatte, es zeigt ihm eine Oeffnung, wo ein tiefer Bach fließt, er setzt sich in ein Schiffslein, und gelangt wieder an das Tageslicht. Er wird ein Schneidergesell und als die Königstöchter Kleider verlangen, schickt er ihnen die seidenen Oberkleider, die sie ihm geschenkt hatten dann geht er zu einem Goldschmied und als sie Ringe verlangen, schickt er gleichfalls die goldenen, die er von ihnen in der Höhle bekommen hat. Sie werden dadurch aufmerksam, alles kommt an den Tag, die zwei bösen Brüder werden in einen Sack voll Schlangen eingenäht und in den Abgrund geworfen. — Eine in Schweden aufgefaßte Erzählung stimmt ganz mit der Deutschen (S. unten). — Vgl. die Anmerkung zu dem 35sten Märchen im Pentamerone.

Es ist in unserm Märchen ein Zusammenhang mit der Erlösung der Kriemhild vom Drachenstein: wie dort, verschwindet sie nach der Cöln. Erzählung bei einem Fest, ohne Zweifel als Raub des Drachen, die beiden andern Schwestern sind Ausdehnungen der einen mythischen Gestalt; eben so ist unter den Dreien, die sie zu befreien ausziehen, der jüngste der eigentliche und einzige. Das Erdmännchen ist Euglin und Alberich, den sich der Held gleichfalls durch Gewalt erst geneigt macht (nach der Cöln. Erzähl. zieht er ihn am Bart, wie in den Nibel. 2003.) und dann auch entdeckt es erst den Aufenthalt der drachenbewachten Königstochter (Lied von Siegfr. 57. 58.), der guter der Erde ist (Lied 99.). Es folgt die Erlösung, wie dort, indem die Drachen, welche auf dem Schooße der Jungfrau ruhen (Lied 21.), getödtet werden. Die Hülfe des Königs der Erdmänner entspricht jener, die Euglin (Lied 151. und vorher beim Kampf 89.) dem Siegfried nach dem Streit mit dem Riesen leistet; auch indem er ihm Essen bringt (Lied 119.). Sie sind ihm überhaupt wie dort unterthänig.

92.

Der goldene Berg.

Nach der Erzählung eines Soldaten; eine andere abweichende aus Zwehrn. Ein Fischer soll die Fische liefern, die er schuldig ist, und kann keine fangen. Da kommt der Teufel und er verschreibt ihm für reichen Fischfang seinen Sohn. Am andern Tag führt er ihn hinaus auf eine Wiese, wo ihn der Teufel holen will, aber der Jüngling nimmt die Bibel mit und macht einen Kreis und setzt sich hinein, so daß der Böse sich ihm nicht nähern kann. Der Teufel heißt ihn die Bibel hinwerfen, aber er thut es nicht, da wirft der Teufel ihm den Stuhl um, so daß der Kreis zerbrochen wird und schleppt ihn eine Ecke mit sich; aber jener läßt die Bibel doch nicht fallen, so daß der Böse endlich von ihm weichen muß. Der Jüngling geht fort und kommt in ein großes Haus, darin ist eine Stube, in der es niemand aushalten kann. Er aber legt sich da schlafen, Nachts kommt ein Diener ohne Kopf, der deutet ihm an, es sey eine verwünschte Königstochter in dem Haus, die solle er erlösen, das könne er aber, wenn er sich vor nichts fürchte. Bald kommen Gespenster, die kegeln und packen ihn, ballen ihn zusammen und nehmen ihn zur Kugel und werfen ihn nach den Kegeln. Wies aber vorbei ist, erscheint ein Geist und bestreicht ihn mit Oehl und er ist wieder frisch, wie vorher. Die zweite Nacht kommen die Gespenster abermals, werfen Ball mit ihm, daß ihm alle Glieder knacken und brechen, und wie sie aufhören sagen: "Morgen, wenn du noch da bist, sollst du in Oehl gesotten werden"; aber er hat doch keine Furcht und der gute Geist kommt und heilt ihn wieder. In der dritten Nacht machen die Gespenster ein großes Feuer an, setzen einen Kessel mit Oehl darüber und sagen: "wenn das siedet, so werfen wir dich hinein". Und über ein Weilchen, als es zwölf schlägt, sagen sie: "jetzt ists Zeit!" und fassen ihn und werfen ihn nach dem Kessel, aber er fällt ne-

ben hin und aller Spuck ist vorbei. Es steht aber eine nackte Jungfrau neben ihm, die dankt ihm und sagt: "ich bin eine Königstochter, du hast mich erlöst und sollst mein Gemahl werden". Da reist er fort, sie aber läßt sich überreden und verlobt sich mit einem andern, der eines Königes Sohn ist. Der junge Fischer begegnet auf dem Weg zweien, die schlagen sich um einen Stiefel, wenn man den anzieht, macht man hundert Stunden mit einem Schritt; da sagt er zu ihnen: "den Streit will ich brechen, stellt euch gegeneinander, wem ich den zuwerfe, der soll ihn haben". Sie drehen sich um, er aber zieht den Stiefel an, thut einen Schritt und ist hundert Stunden von ihnen weg. Eben so erwirbt er einen unsichtbar machenden Mantel. Nun zieht er fort und kommt in die Stadt, wo die Königstochter eben ihre Hochzeit feiern will. Er geht mit seinem Mantel in das Zimmer und stellt sich hinter sie, niemand kann ihn aber sehen. Und wie sie essen will, hält er ihr die Hand, da erschrickt sie, blickt sich um und er streift den Mantel ein wenig vom Kopf, so daß sie ihn erkennen kann. Da geht sie mit ihm hinaus und er räth ihr, dem Königssohn zu sagen, wenn man den alten Schlüssel wieder gefunden, bedürfe man des neuen nicht. — Wegen der Theilung der Wundersachen vergleiche das Märchen von den zertanzten Schuhen Nr. 133. nach der in der Anmerkung mitgetheilten paderborn. Erzählung, wo Löwe und Fuchs sich um solch einen Mantel und Stiefel streiten; so wie in der Erfurt. Sammlung das Goldei, wo sich drei in einen Wunschmantel nicht zu theilen wissen. Noch merkwürdiger aber ist die Uebereinstimmung mit einem tartarischen Märchen, das in den Relations of Ssidi Kur vorkommt und im Quarterly review 1819. XLI. p. 106. mitgetheilt ist. Der Sohn des Chans ist mit einem treuen Diener auf der Fahrt und gelangt in einen Wald, da findet er Kleine, die mit einander streiten. "Was habt ihr vor?" fragt er. "Wir haben eine Kappe in dem Wald gefunden und jeder will sie behalten". Wozu dient die Kappe". "Sie hat die Eigenschaft, daß der welcher sie trägt nicht gesehen wird, weder von Gott, noch den Menschen, noch

den bösen Geistern". "Nun geht alle bis ans Ende des Walds, sagt der Chansohn, ich will die Kappe nehmen und sie dem geben, der in dem Weltlauf siegt und zuerst hier anlangt". Wie sie aber weg sind, setzt der Chansohn die Kappe auf den Kopf seines Dieners, und wie die Kleinen wieder kommen, ist sie verschwunden und sie suchen vergeblich darnach. — Der Chansohn zieht weiter mit seinem Diener und kommt wieder in einen Wald, wo böse Geister sich um ein paar Stiefel zanken, wer die anhat, befindet sich gleich in dem Land, in welches er sich wünscht. Der Chansohn heißt auch diese weggehen und herbeilaufen: wer zuerst anlange, solle die Stiefeln haben. Allein er gibt sie seinem Diener unter das Kleid, der die Kappe aufhat, wie also die Geister zurückkommen, sind die Stiefel verschwunden.

Das vorangehende, die Verschreibung des Kindes an den Teufel in Unwissenheit und Uebereilung ist eine häufige Einleitung der Märchen, (S. Anmerk. zu Nr. 55.) hier christlich gestellt. Die Uebereinstimmung mit Siegfried fängt erst da an, wo der Jüngling, wie er, (Wilk. S. Cap. 140. 141. welche diesen Umstand allein hat) auf dem Wasser fortgetrieben wird. Die Königstochter, die er befreit, ist nach der deutschen Sage Kriemhild auf dem Drachenstein, sonst aber, besonders nach der nordischen Sage, Brunhild, denn für Gudrûn (d. i. Grimhild) thut er dort, wie im Nibel Lied, nichts. Der Drache, der sie gefangen hält, kommt darin vor, daß sie selbst in eine Schlange verwandelt worden. (das Ueberwinden der Gespenster durch Schweigen ist ein alter, bedeutender Zug s. altdän. Lieder S. 508.) — Der Goldberg, den der Held gewinnt, ist der Berg mit dem Goldschatze, Hort, welchen, nach dem Lied, Siegfried auch im Drachenstein erwirbt; sogar die Wünschelruthe des Horts (Nib. 4609.) kommt hier als Wunschring vor. — In seiner Verkleidung als Schäfer, wodurch er unerkannt eingehen kann, noch bestimmter hernach in seiner Unsichtbarkeit durch den Mantel und indem er sich in eine Fliege verwandelt hat,

(wie Loki, auch der indische Hanuman bringt so zur Sita, Polier. I. 350) erscheinen die unsichtbar machenden Kräfte der Tarnhaut (Nibel. 1367. u. a.) und die Vertauschung der Gestalt in der nord. Sage. — Am merkwürdigsten ist die fast ganz mit der alten dunkeln übereinstimmende, und sie aufklärende, umständlichere (vgl. Nibel. 358-406.) Erzählung von der Theilung des Schatzes, dort sind, wie hier, Nibelungs-Recken uneinig und rufen ihn als Schiedsmann herbei, der Wunder-Degen ist das herrliche Schwert Balmung. Er bekommt es gleichfalls voraus und geht nun ohne zu theilen mit dem erworbenen fort. Jene Wunderkraft des Schwerts ist bedeutend, denn wie alle Köpfe vor ihm fallen, so erstarren alle Lebendige vor dem Aegirs-Helm (Hildegrein), der wie altd. Wälder I. 261. gezeigt ist) nach der nord. Sage ebenfalls zu dem Hort gehörte.

In seinem Verhältniß zur Königin scheint auch das mit Brunhild durch: sie weiß, wie in der nord. Sage, daß er unglücklich wird, wenn er von ihr geht, und ihre Verbindung mit ihm hat etwas geheimes. Er entdeckt es unbesonnen, wie Siegfried der Chrimhild den früher gewonnenen Gürtel Brunhildens gegeben hat (Nibel. 3415.) und daraus entsteht Unglück, so wie ihre zweite Vermählung mit Gunther vorkommt. Er ist ihr "Erlöser", den sie hernach doch verderben will; wie er hier die Geister besiegt, ist er in der nord. Sage durch die Flammen geritten; in der Wilk. Sage (Cap. 148.) sprengt er blos gewaltsam die Thore; er war vom Schicksal dazu bestimmt und erwartet.

93.

Die Rabe.

Aus der Leinegegend. Auch hier kommt die Befreiung der Brunhild vor. Zuerst wie in dem vorigen (doch aus einer ganz

andern Quelle geflossenen) Märchen der Zank der Riesen über ihre Schätze, nur nicht so deutlich. Das goldne Schloß auf dem Glasberg ist der Flammensaal der nordischen Sage, geradezu übereinstimmend mit dem altdänischen Lied der Elskovsviser (altdän. Lieder und Märchen S. 31. Anmerk. S. 496. 97.), wo Brynhiel auf dem Glasberge sitzt, welchen nur ein besonderes Pferd (Grani) besteigen kann. Die Verwandtschaft und Vertauschung der Flamme und des schimmernden Glases liegt sehr nah. — Der Schlaftrunk, vor dem sie ihn warnt und der ihn überwältigt, ist der Vergessenstrank der nordischen Grimhild.

Eine Annäherung zu den sieben Raben (Nr. 25.) ist sichtbar und doch dieses Märchen neu. In einem der Braunschweiger Sammlung, das sonst ganz anders ist, kommt S. 226 ff. vor, wie die Verwünschte dreimal vorbei fährt und der Ritter, der zu ihrer Erlösung wachen soll, weil er aus einer Quelle getrunken, an einer Blume gerochen oder einen Apfel genossen, eingeschlafen ist; sie legt ihm jedesmal ein Geschenk zur Seite, ihr Bild, eine Bürste, die Geld schafft und ein Schwert mit der Inschrift: "folge mir". Auch ist die Farbe ihrer Pferde jedesmal, wie hier, verschieden. Uebrigens beweist diese Gestaltung den näheren Zusammenhang mit dem vorangehenden Märchen vom goldenen Berg, denn der Ritter hat auch vorher die Verzauberte aus ihrer Schlangengestalt durch Schweigen bei furchtbaren Gespenstern erlöst. — Ueber das Kundgeben durch das Werfen des Rings in den Weinbecher vgl. Hildebrands Lied. S. 79.

94.

Die kluge Bauerntochter.

Aus Zwehrn. Hier hat sich deutliche Spur der alten Sage von Aslaug, Tochter Brynhilds und Sigurds erhalten. Wie-

wohl eine königlich geborne, die durch Unglück in die Hände von Bauern gerathen ist, nicht ausdrücklich genannt, zeigt sich doch klar dasselbe Verhältniß. Sie ist über ihren Stand und ihre Eltern weise und der König wird wie Ragnar auf Kraka (so heißt Aslaug als Bäuerin) durch ihre Klugheit aufmerksam gemacht. Um sie zu prüfen, legt er ihr gleichfalls ein Räthsel vor, das sie durch ihren Scharfsinn glücklich und rasch löst. Der Inhalt des Räthsels selber stimmt nah zusammen und es sind nur verschiedene Aeußerungen desselben Gedankens. Der nord. König verlangt von Kraka (Ragnar Lodbroks S. Cap. 4.), sie solle kommen: "gekleidet und ungekleidet, gegessen und ungegessen, nicht einsam und doch ohne jemands Begleitung". Sie wickelt sich, wie hier, nackt in ein Fischgarn, darüber her ihr schönes Haar, beißt ein wenig in einen Lauch (Zwiebel), so daß man den Geruch davon empfindet und läßt ihren Hund mitlaufen. Zu vergleichen ist auch ein ähnliches Räthsel in andern Erzählungen (*), so daß es überhaupt als ein altes Volksräthsel erscheint.

(*) Nämlich Pauli's Schimpf und Ernst enthält einen Schwank, wornach einem die Strafe erlassen werden soll, wenn er kommt: "halb geritten und halb gegangen, mit seinem größten Feind und größten Freund". Der Schuldige kommt mit seinem Pferd, indem er den rechten Fuß in den Steigbügel setzt, mit dem andern auf der Erde fortstelzt; mit seiner Frau, die ihn auf eine Ohrfeige gleich als Mörder anklagt, (was er ihr fälschlich als ein Geheimniß anvertraut hatte) und sich so als sein größter Feind ausweist; und mit seinem Hund, der sein größter Freund ist, weil er, nachdem er ihn geschlagen, auf sein Locken, wedelnd zurückkehrt. Hans Sachs erzählt auch die Geschichte sehr gut und in der Sache übereinstimmend, ed. 1560. fol. 78. Abweichend die Gesta Romanor. (lat. Ausg, Cap. 124.

Auch in der fortwährenden Klugheit und wie sie sich des Königs Liebe wieder zuwendet, der die Bäuerin zurückschicken will, gleicht sie der Aslaug. Ragnar war in Schweden beim König Eistein, dessen schöne Tochter Ingeborg ihm gefiel, auch seine Leute rathen ihm eines Bauern Tochter nicht länger bei sich zu haben. Als er aber nach Haus gekommen ist, und beide zu Bett gegangen sind, weiß durch ihre Vögel (Raben: Geist) Aslaug schon sein Vorhaben, entdeckt ihm ihre königliche Abkunft und gewinnt dadurch wieder seine Neigung. Cap. 8.

---

deutsche, Cap. 124.), wo auch die Aufgabe etwas anders lautet: der Schuldige bringt nämlich kein Pferd, sondern legt das rechte Bein auf den Hund, und weil er noch ferner seinen besten Spielmann sollte mitbringen, hat er sein Kind mitgenommen: als welches ihm, wenn es vor ihm spiele, die größte Kurzweil mache. — Ferner kommt dasselbe in einer Erzählung der Cento novelle antiche (Torino 1802.) S. 163. vor. Wer zu einem bestimmten Tag "seinen Freund, Feind und Spielmann mitbringt", soll die Gnade des Königs und große Schätze haben, das wird wie dort aufgelöst nur, daß er halb geritten und halb gegangen kommen soll, fehlt. — Endlich gehört noch eine Stelle aus Würdtwein (S. 488.) hierher: "der Sendherr sal kommen mit dritthalben man mit dritthalben Pferd, und sal nit kommen im Wege oder uswendig des Weges". Auch die Lavenburger sollen dem König entgegen kommen, halb geritten und halb gegangen.

95.

Der alte Hildebrand.

Aus dem Oesterreichischen, wo er auch der alte Ofenbrand heißt. Eine andere Erzählung aus Deutschböhmen hat einige geringe Abweichungen. Die Frau will Anfangs den Mann mit der Butte auf dem Rücken durchaus nicht einlassen, sie hat ihre Laden geschlossen und sagt, ihr Mann sey nicht daheim. Aber jener hat durch einen Spalt den Herrn Pfarrer in der Stube sitzen gesehen und spricht endlich: "so mag der ehrwürdige Herr drinnen ein gut Wort für mich einlegen". Da erschrickt die Frau und läßt ihn ein. Der Mann stellt die Butte an die Wand, legt sich oben auf den Ofen und thut, als schlief er. Nun deckt die Frau den Tisch, bringt Essen und Trinken und macht sich mit dem Herrn Pfarrer lustig. Endlich langt die Frau einen großen Becher herbei und spricht: "wer jetzt trinkt, soll erst einen Reim machen". Der Pfarrer fängt an:

"ich hab einen Boten ausgesandt, Alleluja!
auf Padua in Wälschland, Kyrieeleison!"

dann die Frau:

"ich habe ihm drei Gulden Geld gegeben, A.!
und zwei Laib Brot daneben, K.!

Nun soll der Mann mit der Butte auch singen, er weigert sich, endlich singt er:

"Dort steht meine Butte an der Wand! A.!
Drin sitzt der alte Hildebrand! K.!

Dann öffnet er die Thüre an der Butte, der alte Hildebrand steigt zornig heraus und hebt an:

"Jetzt muß ich aussesteigen, A.!
kann ja nimmer drinne bleiben, K.!

und jagt ſie mit Schlägen fort. Hiermit ſtimmt auch eine Erzählung aus Heſſen. Die Frau will ihren Mann, den alten Hildebrand, gern los ſeyn, weil er klein und ſchwarz iſt; ſie ſchickt ihn daher ins Tellerland und der Pfarrer gibt ihm ſein Pferd und hundert Thaler auf den Weg. Sein Gevatterſmann begegnet, ihm öffnet ihm die Augen und nimmt ihn in der Kötze mit zurück. Er fragt die Frau, wo ihr Mann ſey, ſie antwortet:

"ich hab meinen Mann wohl ausgeſandt
in das Tik, Tak, Tellerland!"

Der Pfarrer ſagt:

"ich hab ihn gegeben ein braunes Pferd,
und hundert Thaler auf den Weg".

Da fängt der Gevatter an:

"ach du lieber Hildebrand,
in der Kötze an der Wand".

Nun regt ſich der alte Hildebrand:

"ich kann nicht länger ſtille ſchweigen,
ich muß aus meiner Kötze ſteigen!"

Ohne Zweifel hängt aber dieſer Schwank mit der Sage von dem alten Hildebrand und Frau Ute zuſammen; er iſt der herumgewanderte, heimkehrende, der ſeine Hausfrau bald treu, bald treulos findet, gerade wie Ulyßes nach einigen Sagen auch von der Penelope betrogen wird; vergl. über dieſe Zuſammenſtellung das Hildebrandslied S. 77. So auch im Märchen von der Frau Füchſin hat der unter der Bank liegende, alte liſtige Fuchs einmal blos die Freier, ein andermal Frau und Freier fortzutreiben, und es iſt auch hiermit ein Zuſammenhang nicht zu verkennen.

96.

De drei Vügelkens.

Drei Stunden von Corvei westlich liegt der Keuterberg, Köterberg, Teuteberg (übereinstimmend mit dem nicht weit davon anhebenden Teutoberger Wald), auf dessen Gipfel sich die Corveischen, Hannöverschen und Lippischen Gränzen berühren. Er ist von beträchtlicher Höhe und mag leicht mehr als vierzig Stunden im Umkreis beherrschen, tiefer ist er mit Wäldern bewachsen, die Kuppel selbst ist kahl, hier und da mit großen Steinen besäet und gewährt dürftige Weide für Schaafe. An ihn haben sich natürlich viele Sagen geknüpft und durch ihn erhalten. Rings um den Berg liegen sechs Dörfer, aus einem derselben ist das Märchen ganz in der Mundart mit allen ungleichen zwielichtigen Formen aufgenommen, (denn nur die Schriftsprache hat eine, einzige bestimmte, die lebende so häufig mehrere zugleich) z. B. sebde und segde, graut und grot, bede und beide, derde und dride. Teite für Vater, das alte Tatta, wird nur in diesen sechs Dörfern gesagt, sonst immer Vaer. — Der Eingang hängt noch mit folgender Sitte zusammen: wenn die Kinder, auf den verschiedenen Seiten des Bergs das Vieh hütend, sich etwas sagen wollen, ruft eins: "hela!" oder: "helo! helo! höre mal!" Dann antwortet das andere von drüben: "helo! helo! wat wust du?" — "helo! helo! kumm mal to mie herover!" — "helo! helo! ick kumme glick!" vgl. darüber auch Steinen in der westphäl. Geschichte Thl. I. S. 57.

Unser Märchen stimmt sagenmäßig mit dem der 1091 Nacht von den zwei Schwestern, die auf ihre jüngste eifersüchtig sind (VII. 277. ff.), überein; die arabische Erzählung ist nur mehr ausgedehnt, die deutsche einfacher und auch wohl schöner; beide haben ihre Eigenthümlichkeiten und beweisen ihre Selbstständigkeit damit. Aus jenem allgemein zugänglichen Buch

wäre Auszug und Zusammenstellung bis ins Einzelne überflüssig. Der Derwisch, welchem der Prinz erst Bart- und Augenhaar abschneidet, eh er redet (eins mit dem Gespenst in deutschen Sagen, welches stillschweigend rasirt seyn will), ist hier die hülfreiche alte Frau; sie geht fort und ist erlöst, gleichwie jener stirbt, nachdem er seine Bestimmung erfüllt hat.

Aber nicht blos als arabisches, auch als altitaliänisches erscheint dieses merkwürdige Märchen bei Strapparola (IV. 3.); eine äußere Anleitung von dorther wendet entscheidend der Umstand ab, daß Strapparola längst vor dem Uebersetzer der 1001 Nacht lebte. Manches ist bei ihm sogar besser: den Kindern fallen, wenn sie gekämmt werden, Perlen und Edelsteine aus den Haaren, wodurch ihre Pfleg-Eltern reich werden, dort im arabischen heißt es nur einmal (S. 280.): "die Thränen des Kindes sollten Perlen seyn", aber der mythische Zug selbst ist schon untergegangen und hat nur diese Spur hinterlassen. Die Wunderdinge, welche im ital. verlangt werden, das tanzende Wasser, der singende Apfel und der grüne Vogel kommen mit der 1001 Nacht überein; aber abweichend und begründeter ist, wenn die Schuldigen, von welchen die Kinder ins Wasser geworfen waren, bewirken, daß die Schwester ihre Brüder zu dem gefährlichen Unternehmen reizt, weil sie hoffen, diese sollten dabei umkommen: in der 1001 Nacht bleibt es unerklärt, warum die Andächtige die Neugierde der Schwester rege macht. Dagegen kommt das Verbot sich nicht umzusehen ohne Noth bei Strapparola vor, da die Strafe zu Stein zu werden, nicht darauf steht. Mit dem ital. stimmt bis auf Kleinigkeiten und Ausschmückungen das Märchen der Aulnoy la Belle-Etoile (Nr. 22.).

Wichtiger als diese Abweichungen der arab. und ital. Sage unter sich, ist es, anzuführen, wie unsere Deutsche in einigem mit dieser, in anderm mit jener übereinkommt; der sicherste Beweis ihrer Unabhängigkeit (wiewohl schon jeder, der die Gegend kennte, wo es aufgenommen ist, überzeugt seyn würde, daß jene fremden Erzählungen niemals dorthin gelangt sind). — Mit

Strapparola stimmt es, daß die Kinder einen rothen (goldenen) Stern auf der Stirne (altes Zeichen hoher Abkunft: Flamme auf dem Haupt) (*); mit zur Welt bringen, wovon die arab. Erzählung nichts weiß. Mit dieser dagegen, daß keine böse Stiefmutter, wie bei Strapparola mitwirkt, sondern blos die Schwestern; daß die Kinder in drei Jahren nach einander, nicht auf einmal zur Welt kommen und sich die beiden ersten Male der König besänftigt. Eigenthümlich dem deutschen und schön ists, daß aus dem Wasser jedesmal, wie das Kind hineingeworfen ist, ein Vögelchen aufsteigt, welches andeutet, daß der Geist das Leben sich erhalten, (denn die Seele ist ein Vogel, eine Taube), wie im Märchen vom Machandelboom (Nr. 47.); darauf beziehen sich auch die Worte im Vers (**) "zum Lilienstraus" sie wollen sagen, das Kind war zum Tode bereit (d. i. todt), bis auf weitern Bescheid (Gottes) aber ist es gerettet; die Lilie lebt noch, denn die Lilie ist auch der unsterbliche Geist (s. das Märchen von den zwölf Brüdern Nr. 9. wo statt der Lilie die ihr gleichstehende weiße Studentenblume: Narcisse, verwandelter Jüngling, vorkommt; und das Volkslied im Wunderhorn, wo aus dem Grab, darin Vater, Mutter und Kind liegen, drei Lilien aufsprieſſen). Das Goldwasser und tanzende Wasser ist hier richtiger Wasser des Lebens, dieses wird öfter in den Mythen gesucht (auch in rabbinischen findet es sich) und daß es in der 1001 Nacht nicht anders seyn soll, ist daraus klar, daß die Prinzessin durch Wasser, das sie gleichfalls oben bei dem Vogel gewinnt, die schwarzen Steine zu Prinzen wieder belebt, wie hier den schwarzen Hund; viel natürlicher ist es auch,

(*) Es gibt auch Geschlechter, wo bei jedem Mitglied, wenn es heftig bewegt wird, von Zorn, Schaam, ein scharf gezeichneter rother Blutstreif auf der Stirne sich zeigt.

(**) Dieser Vers geht auch in andere Volkslieder der dortigen Gegend über.

daß es angewendet wird, um die unschuldige Mutter, die im Kerker saß, wieder gesund zu machen. — Zum Ganzen vergl. das folgende Märchen.

97.

Das Wasser des Lebens.

Nach einer hessischen und paderbörn. Erzählung. In jener kommt die erlöste Prinzessin gar nicht vor und es wird zum Schluß gesagt, daß der König, um den Schuldigen aus seinen drey Söhnen zu erforschen, drei Decken machen läßt, eine goldene, eine silberne und eine gewöhnliche: wer über die goldene reiten werde, sey der unschuldige und das ist dann der jüngste. In der paderbörn. abweichend, und überhaupt viel unvollkommener, gibt den drei Prinzen, die zusammen reisen, statt des Zwergs ein Fischer Auskunft. Sie können in das verzauberte Schloß nicht eher gelangen, bis jeder drei Federn von einem Falken hat, der alle drei Tage dreimal geflogen kommt und jedesmal eine fallen läßt. Im Schloß müssen sie mit einem siebenköpfigen Drachen kämpfen, wer ihn nicht in drei Tagen besiegt, der wird in Stein verwandelt, wer ihn aber tödtet, bekommt das Wasser des Lebens. Sie gelangen mit den Falkenfedern ins Schloß; der Kampf wird angeordnet, die Königstochter und der Hof, alles ganz schwarz gekleidet, sehen zu. Die beiden ältesten können dem Drachen nichts anhaben und werden zu Stein; nun kommt der jüngste daran, der in einem Schlag die sieben Köpfe abhaut: die Prinzessin gibt ihm also das Lebenswasser, und auf seine Bitte, den Brüdern das Leben wieder. — In einer dritten Erzählung aus dem hannöverschen verschiedenes Eigenthümliche. Die beiden ältesten Söhne verthun auf der Reise ihr Geld und stehlen in der Stadt, wo sie bleiben mußten, einen Schatz, werden aber ergriffen und ins Gefängniß geworfen. Nun zieht der

jüngste Sohn aus, er kommt in jene Stadt und hört, daß zwei Diebe sollen gehängt werden, da bittet er bis zu seiner Wiederkunft zu warten, reitet weiter und gelangt in einen Wald, wo das Pferd nicht mehr fort kann; da steigt er ab und findet ein Haus, davor liegt ein Riese, der fragt, was er suche. "Das Lebenswasser, weißt du nicht, wo es zu finden ist". "Nein, antwortet der Riese, aber vielleicht wissens meine Hasen und Füchse". Da pfeift er und alsbald kommen von allen Seiten Hasen und Füchse gelaufen, über dreihundert. Der Riese fragt, ob sie nichts von dem Wasser wüßten, aber keiner kennt es, da spricht er: "wissens die nicht, so wirds wohl mein Bruder wissen, der wohnt dreitausend Meilen von hier, aber ich will dich hintragen lassen". Ein alter Fuchs muß den Königssohn auf den Rücken nehmen und in wenig Augenblicken bringt er ihn zu seines Herrn Bruder. Dieser ist noch viel größer, weiß aber auch nichts von dem wunderbaren Wasser, da ruft er sein Feuer und fragt es darnach und dann seine Winde, aber keiner kennt es; nur der Nordwind der zuletzt noch kommt, der sagt: "ja ich weiß, wo es zu holen ist". Er muß den Königssohn zu dem Schloß bringen und zwar zwischen elf und zwölf Uhr, wo es allein zu sehen ist, denn hernach versinkt es ins Wasser, und sagt ihm alles was geschehen würde und was er zu thun hätte. Er kommt in eine prächtige Stube, darin liegt eine schöne Königstochter und schläft, darauf in eine andere noch prächtiger, darin schläft auch eine schöne Jungfrau, endlich in die dritte, die prächtigste, darin liegt die allerschönste und schläft; da schreibt er auf ein Blatt seinen Namen und Tag und Jahr, und legt sich dann zu ihr ins Bett, und als er wieder aufwacht, nimmt er drei Schlüssel unter ihrem Kopfkissen und geht in den Keller hinab und füllt drei Flaschen mit dem Wasser. Nun steigt er eilig hinauf und wie er zum Thor hinaus ist, so schlägts zwölf Uhr und das Schloß verschwindet. Der Nordwind, der auf ihn gelauert, trägt ihn zurück zum alten Fuchs, und dieser wieder zu seinem Pferd bei dem ersten Riesen. Nun reitet der Königssohn in die Stadt und will die Diebe sehen aufhängen, da

erkennt er seine Brüder und kauft sie los. Jetzt folgt übereinstimmend der Verrath der Brüder; die Königstochter schreibt einen Brief und verlangt den zum Gemahl, welcher bei ihr gewesen; die beiden andern melden sich nach einander, aber sie merkt an ihren Reden, daß sie die rechten nicht sind; der jüngste wird nochmals von ihr gefodert, es kommt an den Tag, daß er noch lebt und er geht in den Lumpen, die er hat tragen müssen, zu der schönen Königstochter, die ein Söhnlein geboren hat und ihn mit Freuden empfängt.

Die Verwandtschaft mit unserm vorigen Märchen Nr. 96. und dem arabischen und ital. fällt sogleich in die Augen; am reinsten ist die Sage hier in dem Umstand, daß Lebenswasser gesucht wird, um einen alten kranken König zu heilen. (Im trojan. Krieg, den Conrad von Würzb. bearbeitete, hat Medea um den alten Vater des Jason zu verjüngen, Wasser aus dem Paradies (V. 10651.) "liedt von golde rôt" (10658) darin kocht sie den Zaubertrank). Zu Versteinern ist in der paderborn. wie in der arab. Erzählung Strafe dessen, der nicht siegt. Im plattdeutschen kommt es eigentlich nicht vor, doch der schwarze Hund (denn es sind schwarze Steine in der 1001. Nacht), nach welchem man sich ebenfalls nicht Zumsehen darf, deutet offenbar darauf; er wird auch hernach in einen schönen Prinzen, wie jene Steine verwandelt. Zugleich gibt dieses Versteinern, wozu in der 1001 Nacht kommt, daß die Brüder ihrer Schwester ein Zeichen zurücklassen, namentlich der älteste ein Messer, das bei seinem Leben glänzend, bei seinem Tod sich blutig zeigen wird, eine unleugbare Grundähnlichkeit und Verbindung mit dem Märchen Nr. 60. — Vgl. in der Erfurt. Sammlung das Märchen von der Königin Wilowitte.

98.

Doctor Allwissend.

Aus Zwehrn. Es ist auch im plattdeutschen ein sehr gutes, ähnliches Märchen unter dem Volk, das uns aber nicht vollständig konnte erzählt werden. In der Abendzeitung 1819. Nr. 171. steht eine gereimte Erzählung nach einer andern, aber viel dürftigeren Ueberlieferung. Ein hungriger Köhler hört, daß dem König ein Schatz gestohlen ist und erbietet sich den Dieb zu entdecken. Er soll drei Tage lang gespeist werden, hat er es aber dann nicht heraus, so soll er an den Galgen. Wie nun der erste Tag herum ist und der letzte Trunk ihm gebracht wird, spricht er: das wäre der eine! und so weiter am zweiten und dritten Tag. Die Diener, welche die Diebe sind, glauben sich gemeint und entdecken die That. Verwandt ist ein italiänisches bei Strapparola (XIII. 6.).

99.

Der Geist im Glas.

Aus dem paderbörnischen; als Appenzeller Volkssage, angewendet auf den Doctor Paracelsus, wird sie recht gut im Morgenblatt 1817. St. 231. erzählt. Paracelsus geht einmal im Wald, als er eine Stimme seinen Namen rufen hört, sie kommt aus einer Tanne, in welche der Teufel durch ein kleines Zäpflein mit drei Kreuzen eingekerkert ist. Paracelsus verspricht ihn zu befreien, wenn er ihm eine Arznei verschaffe, die alle Kranke heile und eine Tinktur, die alles in Gold verwandele. Der Teufel sagt ihm das zu, Paracelsus nimmt das Federmesser, faßt damit das Zäpflein und bringt es mit Mühe heraus. Eine häßliche, schwarze Spinne kriecht hervor, die am Stamm hinunter lauft; aber kaum berührt sie den Boden, so verschwindet sie und es richtet sich, wie aus der Erde steigend, ein langer ha-

gerer Mann auf mit schielenden, rothen Augen im rothen Mantel. Er führt den Doctor auf einen hohen, überragenden Felsen, und mit einer Haselruthe, die er unterwegs abgebrochen, schlägt er gegen das Gestein. Der Fels spaltet sich krachend in zwei Stücke und der Teufel verschwindet, bald tritt er wieder hervor und reicht dem Paracelsus zwei kleine Gläser, das gelbe enthielt die Goldtinktur, das weiße die Arznei. Dann schlägt er abermals an den Felsen, worauf er sich augenblicklich wieder zusammenschließt. Sie gehen nun beide zurück, der Teufel will gen Inspruck, den, der ihn gebannt hatte, zu holen. Paracelsus hat Mitleiden mit dem Banner und denkt ihn zu retten; wie sie wieder zu der Tanne gelangen, rühmt er den Teufel, daß es ihm möglich gewesen, sich in eine Spinne zusammenzuziehen. Der Teufel spricht: "ich will vor deinen Augen das Kunststück freiwillig machen", verschwindet und kriecht als Spinne in das bekannte Löchlein hinein. Blitzschnell drückt der Doctor das Zäpflein, das er noch in Händen behalten, wieder drauf, schlägt es mit einem Stein fest und kritzt mit seinem Messer drei frische Kreuze darüber. Wüthend schüttelte der Teufel die Tanne, wie ein Sturmwind, daß die Zapfen haufenweis auf Paracelsus herabprasseln, aber die Wuth ist umsonst; er steckt fest und hat wenig Hoffnung loszukommen, denn der Wald darf wegen der Schneelawinen nicht abgebauen werden, und ob schon er Tag und Nacht ruft, so wagt sich doch eben deshalb niemand in diese Gegend. Paracelsus fand die Fläschchen bewährt und ward dadurch ein berühmter und angesehener Mann. — Beim Fischer (Nr. 19) ward schon die Uebereinstimmung mit der Erzählung der 1001 Nacht (ed. Paris 1806. in 12. Th. I S. 107.) bemerkt, hier ist sie von einer andern Seite noch deutlicher und der lebendige Zusammenhang beider Sagen unläugbar. Dieses Märchen ist also ein merkwürdiges Gegenstück zu dem Simeliberg (Nr. 142.) der Harzsage von der Dummburg (Otmar 235.), die sich ebenfalls in der 1001 Nacht Bd. VI. 342. findet; und zu dem von den drei Bügelkens. — Das Einschließen des Teufels (denn ein böser Geist ist es, so wie in der orient. Erzählung) in eine Flasche,

kommt mehr vor, z. B. in der Sage vom griech. Zauberer Savilon (Zaubulon, Diabolo), wo Virgilius ihn befreit, (s. Reinfr. von Braunschw. Hannöv. Mſ. f. 168 - 171) und im Galgenmännlein. Die Liſt, wodurch er bezwungen wird, iſt dieſelbe, wodurch der unerſchrockene Schmied (Anmerkung zu Nr. 81.) ſich befreit.

100.

Des Teufels rußiger Bruder.

Aus Zwehrn. Die alte Sage von dem Bärenhäuter, welche ſchon im Simpliciſſimus (III. 896.) erzählt wird, als eine Oeſterreichiſche in J. F. hqr. subseciv. IV. 355 seq.; daraus in Happels relat. curios. II. 712. 713. In einer öſterreich. Stadt ſoll auch noch ſein Bild ſich finden; vgl. Arnim's Tröſt Einſamkeit und ſeine Erzählung: Iſabelle von Aegypten. Dort überläßt ihm der Wirth eine ſeiner Töchter, wegen der künſtlichen Bilder, die der Geiſt für ihn gemahlt hatte. Die Idee eines Bärenhäuters gibt ſchon Tacitus (Germ. 31.) an. Et aliis Germanorum populis usurpatum rarâ et privatâ cujusque audentiâ, apud Cattos in consensum vertit, ut primum adoleverint, crinem barbamque submittere, nec nisi hoste caeso, exuere votivum obligatumque virtuti oris habitum. — Ignavis et imbellibus manet squalor. — Auch Balders Rächer wäſcht ſich nicht die Hand, kämmt ſich nicht das Haar, bis er Balders Feind in die Flammen getragen (Völuſpá 33.). Und der junge Harald Haarfager thut nach Snorri das Gelübde, ſich nicht eher das Haar zu ſchneiden und zu kämmen, als bis er ſich ganz Norwegen unterworfen habe. Vergl. P. E. Müller über Snorri's Quellen S 14. 15. — Merkwürdig die gar nicht chriſtliche Anſicht der Hölle, worin der Soldat Muſik lernt, wie dieſe in den Venusberg lockt; er ſelbſt dient dem

Teufel nur eine Zeit, ist dann frei und glücklich. Verwandt ist eine Sage in Harsdörfers Mordgeschichten (Hamb. 1662) S. 672. Der Teufel kommt in Gestalt eines Jünglings zu einem frommen Mann, der drei Töchter hat, und will eine davon heirathen. Der Vater aber antwortet ihm, sie seyen schon an Gott Vater, Sohn und hl. Geist bei der Taufe versprochen. Doch zwei davon gewinnt der Teufel, indem er ihnen große Schätze, Wohlleben und Herrlichkeit anbietet, so daß sie von ihm einen Treuring annehmen; die dritte aber weist ihn ab. Das verdrießt den Teufel und er verklagt sie und den Vater, indem er aber die Anklage von seinem Zettel ablesen will, kommt eine Taube geflogen und zerreißt ihm den Zettel. Da wird er hinabgestoßen zu den zweien Töchtern, die ihn zu lieben versprochen, und fällt mit ihnen in die Hölle. — Vermuthlich Zusammenhang mit dem Märchen hat eine sonst weit verbreitete Volkssage, die sich am vollständigsten, wiewohl überarbeitet und erneuert, erhalten hat im dän. Volksbuch Broder Ruus (s. Nyerups Morskabslæsning S. 239. und danske Digtekonsts Historie I. 115–122.), aber auch in Deutschland gangbar gewesen seyn muß, wie er noch in Brunonis Seidelii paroemiae ethicae (Francof. 1589.) als frater Rauschius angeführt steht. Ueber den engl. friar Rush vergl. Scotts Noten zu s. Gedicht Marmion. p. LXVI. Diese Namen führen freilich mehr auf Rausch, Lärm, könnten aber auch mit dem hier zusammenhängen. Dieser Rausch ist auch aus der Hölle gekommen und wird selbst als ein Teufel dargestellt, er geht in ein Kloster, verdingt sich da zum Koch, wie jener in der Hölle, und stiftet mancherlei Böses. Damit fließt die Sage in die von den alten Helden, die ins Kloster gehen und Dienst thun, bei welchen aber der Drang nach Kriegsthaten immer durchblickt; der Bärenhäuter wird gerade auch als ein aus dem Krieg kommender, entlassener Landsknecht dargestellt. — Fischart im Gargant. Spielverzeichniß Nr. 48. führt an: "der rusig Schultheiß aus Morenland". — Vgl. das folgende Märchen.

101.

Der Grünrock.

Aus dem Paderbörn. Eine selbstständige Abweichung des vorigen Märchens. Der Teufel erscheint hier wie in der Sage, welche Hebel (Alleman. Gedichte 60.) erzählt, als ein Grünrock (Weltkind) und der sich ihm ergibt, braucht auch nur in die Tasche zu greifen, so hat er einen Thaler.

102.

Der Zaunkönig und der Bär.

Aus Zwehrn. Ein schönes Thiermärchen, das in den Kreis von Reinecke Fuchs gehört, wo der Zusammenhang näher angegeben werden soll. Hier nur so viel, daß Zaunkönig, Sperling und Meise eine Idee ausrücken: die kleine List siegt über die große und darum muß selbst das ganze, vom Fuchs angeführte Thiergeschlecht dem kleinen Geflügel weichen, wie im Märchen vom Gevatter Sperling (Nr. 68.) der Fuhrmann dem Vogel. Der Zaunkönig ist der herrschende, weil die Sage das kleinste wie das größte als König anerkennt. Dieß ist wieder der Gegensatz der listigen Zwerge zu den plumpen Riesen, wie man schon zwerghaften, kleinen Leuten den Unnamen Zaunschlüpfer zu geben pflegt. – Aehnlich in Tuhti Nameh's (Erzählung eines Papageien) achter Fabel wird das mächtige Thier von den kleinen bestraft. Ein Elephant wirft einem Sperling die Eier aus dem Nest, indem er sich an dem Baum, worauf jenes gebaut war, heftig reibt. Der Vogel verbindet sich mit einem andern, Langschnabel genannt, einem Frosch und einer Biene zur Rache. Die Biene setzt sich dem Elephant ins Ohr und quält ihn durch Sumsen so lange, bis er wüthend wird, dann kommt Langschnabel und bohrt ihm mit dem spitzen Schna-

bel die Augen aus. Einige Tage nachher, als der blinde Elephant von Durst gequält vor einem Abgrund steht, fängt der Frosch an zu quaken, der Elephant meint es sey ein Teich da, und stürzt sich hinab.

103.

Vom süßen Brei.

Aus Hessen. Einmal die uralte Fabel vom Krüglein, das nie versiegt, und das nur die reine Unschuld in ihrer Gewalt hat; (vergl. zumal die indische Erzählung von dem Kochtopf, in den man blos ein Reißkorn zu thun braucht und der daraus unaufhörlich Speise kocht (Polier. II. 45.); dann die Sage vom Zauberlehrling in Göthes Lied; wiewohl sie eine Darstellung ohne Gleichen dort erhalten, so tritt doch die eigentliche tiefe Mythe nicht so klar hervor und der Nachdruck ruht auf der Herrschaft des Meisters. — Brei wie Brot als ursprüngliche, einfache Speise, bedeutet überhaupt alle Nahrung (vgl. Aristophanes Frösche. 1073.); sonst war es in Thüringen gebräuchlich zur Fastnacht Hirsenbrei zu essen, weil man glaubte, daß dann durchs ganze Jahr kein Mangel entstehen könnte; vgl. Prätor. Glückstopf S 260. So stiftet auch die weise Frau zur Belohnung der Arbeiter ein Fest des süßen Breies.

104.

Die treuen Thiere.

Aus der Schwalmgegend. Eine schöne Verbindung mit dem Thiermärchen, wie sie in Nr. 60. vorkommt. Die Schonung der hernach dankbar helfenden Thiere ist auch in Nr 17. vgl. die dortige Anmerkung. — In einer tartarischen Sage (the rela-

tions of Ssidi Kur) wird erzählt, wie ein indischer Bramine dankbaren Beistand von einer Maus, einem Bär und einem Affen erhält, die er verschiedentlich aus den Händen ihrer Quäler befreit hatte; welche Sage offenbar mit der unsrigen zusammenhängt. vgl. Quarterly review 1819. XLI. p. 99.). Im Pentam. III. 5. ein sehr eigenthümliches Märchen, das jedoch mit diesem nur einige Aehnlichkeit hat, von dem Käfer, der Maus und der Grille. Auch der Hahnenstein (Pentam. IV. 1.) gehört hierher. Zu vergleichen ist das deutsche Märchen bei Carol. Stahl die Gevatterinnen (s. unten). — Merkwürdig ist hier die Thätigkeit der Maus und wie sie den schlafenden Feind beißt; dies erinnert an Loki, der als Fliege die schlafende Freya sticht, damit sie das Halsband ablege. Die Thiere der Fabel sind nichts als verwandelte Helden und Menschen. — Der weiße eirunde Stein ist vielleicht ein sogenannter Weise, isl. Jarknasteinn. Dagegen trägt er in einem offenbar verwandten Märchen der gesta Romanor. lat. c. 119. deutsch 76. die drei Farben weiß. roth und schwarz. — Elbrich gibt dem Otnit auch einen mit Wunderkräften begabten Stein.

105.

Märchen von der Unke.

I. Aus Hessen und an mehreren Orten gehört. Offenbaren Zusammenhang damit hat eine Erzählung der Gesta Romanorum Cap. 68. Ein Ritter wird arm und ist darüber traurig. Da fängt eine Natter, die lang im Winkel seiner Kammer gelebt, zu sprechen an und sagt: "gib mir alle Tage Milch und setze selbst sie mir her, so will ich dich reich machen". Der Ritter bringt ihr nun alle Tage die Milch und in kurzer Zeit wird er wieder reich. Des Ritters dumme Frau räth aber zum Tod der Natter, um der Schätze willen, die wohl in ihrem Lager sich fänden. Der Ritter nimmt also eine

Schüssel Milch in die eine Hand, einen Hammer in die andere und bringts der Natter, die schlüpft aus ihrer Höhle, sich daran zu erlaben. Wie sie nun trinkt, hebt er den Hammer, trifft sie aber nicht, sondern schlägt gewaltig in die Schüssel; worauf sie alsbald forteilt. Von dem Tag an nimmt er an Leib und an Gut ab, wie er vorher daran zugenommen hat. Er bittet sie wieder um Gnade, aber sie spricht: "meinst du, daß ich des Schlags vergessen, den die Schüssel an meines Hauptes statt empfangen, zwischen uns ist kein Frieden". Da bleibt der Ritter in Armuth sein Lebelang. Auch gehört hierher die schweizer. Sage von der Schlangenkönigin (Deutsche Sagen I. 220.). Ein armes Hirtenmädchen wird glücklich, weil es eine Schlange, die verschmachten will, mit Milch labt.

II. Aus Hessen; dieselbe Sage in der Niederlausitz bei Lübenau, mitgetheilt von Jarik in Büschings wöchentlichen Nachrichten III. 344. 345. Man glaubt dort, es gebe einen Wasserschlangenkönig, welcher eine Krone auf dem Haupt trage, die nicht nur an sich köstlich sey, sondern auch dem Besitzer große Reichthümer zuwende. Jemand wagt es und breitet an einem sonnigen Maitag vor dem Schlosse zu Lübenau auf einem grünen Platze ein großes weißes Tuch aus, denn der Schlangenkönig legte gern seine Krone auf reinliche, weiße Sachen, um dann mit den andern Schlangen zu spielen. Kaum ist das Tuch gebreitet, so zeigt sich der König, legt seine Krone darauf und zieht dann mit den Schlangen fort zum Spiel. Jetzt kommt der Mann, der zu Pferd ist, um schnell entfliehen zu können, leis herbei, faßt das Tuch, worauf die Krone sich befindet, an den vier Zipfeln und jagt fort. Er hört das durchdringende Pfeifen der Schlangen hinter sich, entkömmt aber durch die Schnelligkeit seines Rosses auf das Pflaster der Stadt. Bei dem Besitz der köstlichen Krone wird er bald steinreich. —

III Aus Berlin.

106.

Der Müller mit dem Kätzchen.

Aus Zwehrn. In eigener Zierlichkeit das Märchen von dem glücklich gewordenen Dummling, s. Anmerkung zu Nr. 64. Die andern Müllersburschen bringen mit Fleiß und aus großer Verachtung des Dummlings lahme und scheele Pferde, wie die zwei ältesten Königssöhne grobe Leinwand und häßliche Weiber.

Eine andere Erzählung aus dem Paderbörnischen enthält manches Besondere. Der Müller schickt seine drei Söhne aus: wer das beste Pferd bringe, solle die Mühle haben. Der jüngste, der Dummling, begegnet einem grauen Männchen, dient ihm beim Holzhacken ein Jahr treu und ehrlich und erhält dafür das schönste Pferd. Die Brüder begegnen sich auf dem Heimweg, und da von jenen der eine ein blindes, der andere ein lahmes Pferd hat, packen sie den Dummling und stecken ihn in einen Kalkofen. Das graue Männchen kommt aber herzu, zieht ihn heraus und salbt ihn, so daß er Leben und Gesundheit wieder erhält; auch sein Pferd wird ihm wieder gegeben. Er kömmt damit zu seinem Vater, dieser gibt ihm aber die Mühle doch nicht, sondern sagt, der solle sie haben, der das beste Hemd ihm brächte. Der Dummling erlangt es, die Brüder aber binden ihn an einen Baum und schießen ihn todt. Doch das graue Männchen bringt ihn wieder ins Leben, als er aber mit dem Hemd nach Haus kommt, haben seine Brüder dem Vater gesagt, er stehe mit dem Teufel im Bund. Der Vater behauptet nun, sie müßten nochmals ausgehen, und wer das beste Brot heimbringe, solle die Mühle erhalten, denn über Brot habe der Teufel keine Gewalt. Dem Dummling begegnet im Wald ein altes Mütterchen, er theilt sein Essen mit ihr und es gibt ihm dafür eine Wünschelruthe. Den andern Tag, als er auf einer Brücke steht und hungerig ist, hält er die Wünschelruthe über das Wasser, so kommt ein Schildkrötchen heran. Was kann mir das helfen, denkt er, legts aber doch auf die Brük-

kenmauer; wie er nun fort will, ruft es ihm nach: "nimm mich mit! nimm mich mit!" Er steckts in die Tasche; als er hernach wieder von ungefähr hineingreift, findet er ganze Geldrollen darin. Nun geht es ihm wohl, er hält das Schildkrötchen in Ehren, miethet sich in einem Wirthshaus die schönste Stube, legt es da in ein Bett und zieht nun fort, das beste Brot zu suchen. Nach einem Jahr kommt er zurück, ohne es gefunden zu haben; wie er nach dem Schildkrötchen sieht, so hat es zwei weiße, schöne Füße bekommen. Ei was ist das! denkt er, deckts aber warm zu. Eines Abends, wie er so im Bett liegt und nachsinnt, wie er doch das Brot noch erlangen wolle, so sieht er im Schatten, als stände da jemand und knätete Brot in einer Molle; Nachts träumts ihm, es wäre daraus das beste Brot geworden, und wie er am andern Morgen aufwacht, liegt auch wirklich das schönste Brot vor ihm. Er bringt es heim und alle müssen ihm den Sieg zugestehen. Da kehrt er zu seinem Schildkrötchen zurück und findet im Bett eine wunderschöne Königstochter liegen und das Schildkrötchen daneben. Sie sagt ihm, sie sey von ihrer Mutter verwünscht worden und er habe sie erlöst. Darauf verspricht sie ihm, seine Gemahlin zu werden, aber zuvor müsse sie heim zu ihrem Vater: "Geh nur immer nach Haus, wenn du den ersten Kanonenschuß hörst, so ziehe ich mich an, beim zweiten steige ich in den Wagen, beim dritten sieh dich um nach sechs weißen Pferden, damit komme ich gefahren". So trifft alles ein und sie halten Hochzeit und leben lange vergnügt. Da begegnet es ihm unglücklicherweise, daß er das Schildkrötchen, das die Königstochter sorgfältig aufbewahrt, ins Feuer fallen läßt, darüber wird sie so bös, daß sie ihm ins Gesicht spuckt. Da wird er sehr traurig und geht gleich fort und gräbt sich fünf und zwanzig Klafter tief unter der Erde eine Höhle, darin will er sein Leben zubringen und läßt die Inschrift darüber aushauen: hier unter sollte ihn niemand finden, als Gott allein. So lebt er viele Jahre im Gebet. Der alte König aber wird krank, zieht umher und sucht

die Aerzte und braucht alle Mittel, aber umsonst. Da kommt er zufällig zu dieser Höhle und alsbald ist er gesund. Er sieht sich um und liest die Inschrift und läßt nachgraben, bis sie endlich zu der Höhle gelangen. Er will aber von unten nicht herauf, allein zu Gott will er; doch bewegt ihn der alte König endlich, daß er mit heraufsteigt. Da entdeckt sichs, daß es sein Schwiegersohn ist, er versöhnt ihn mit seiner Tochter und sie leben noch lange vergnügt.

107.

Die Krähen.

Aus dem Meklenburg. In Pauli's Schimpf und Ernst Cap. 264. einfach: ein Diener wird von seinem Herrn an einem Baum gebunden, böse Geister, die sich Nachts da versammeln, sprechen, daß ein Kraut, welches unter dem Baum wächst, das Gesicht wieder gebe; nachdem er sich geheilt, macht er damit auch eines reichen Mannes Tochter wieder sehend und erhält sie mit großen Gütern zur Ehe. Sein voriger Herr will sich auch solchen Reichthum verschaffen, geht zum Baum, wo ihm Nachts die Geister die Augen ausstechen. — In der Braunschw. Sammlung mit dem unsrigen übereinstimmender, aber schlecht erneuert. S. 168–180. — Krähen, die auf dem Baume sitzend von Augen ausbacken sprechen, auch in Helwigs jüdischen Legenden Nr. 23.; hier, indem sie dem Blinden sagen, was er thun soll, gleichen sie den Vögeln, die dem Sigurd guten Rath geben (s. Fafnismál und Anmerk. zu Str. 32.). Der frischgefallene Thau, der das Gesicht wieder gibt, ist das Reine, das alles heilt, der Speichel, womit der Herr dem Blinden das Gesicht wieder gab, und das unschuldige Kinder- oder Jungfrauen-Blut, wodurch die Miselsüchtigen genesen; vgl. Altd Wälder II. 208. und armer Heinrich S. 175. ff. — Im Heftpeiger des persischen Dichters Nisami kommt ein

offenbar verwandte Erzählung vor, welche jetzt erst Hammer in der Geſchichte der ſchönen Redekünſte Perſiens (Wien 1818.) S. 116. 117 aus der Handſchrift bekannt gemacht hat. Chair wird von einem treuloſen Reiſegefährten Scheer, den er für ſeinen Freund hält, erſt ſeines Vorraths an Waſſer, dann auch ſeiner Augen beraubt und mißhandelt. So bleibt er liegen, bis ein ſchönes kurdiſches Mädchen ihn findet, verpflegt und heilt. Der Jüngling heilt die Tochter des Weſirs und Sultans und läßt ſichs wohlgehen, bis er eines Tages ſeinem alten Gefährten begegnet dem er verzeiht, der aber von einem Kurden getödtet wird. — Als böhmiſches Märchen in der Sammlung von Gerle Bd. I. Nr. 7. St. Walburgis Nachttraum, oder die drei Geſellen. — Endlich mit beſonderer Eigenthümlichkeit auch ungariſch: die treuen Thiere (ſ. unten).

108.

Hans mein Igel.

Aus Zwehrn; ganz übereinſtimmend wurde es auch in dem an Steiermark gränzenden deutſchen Ungarn gehört. Iſt König Porc bei Straparola (II. 1.), doch hier beſſer, fantaſtiſcher und urſprünglicher, nur ſollte Hans (der wie der Finkenritter reitet), noch einem König den Weg gezeigt haben und betrogen ſeyn, damit er erſt, wie bey Straparola, das drittemal erlöſt würde. Nach Straparola bei der Aulnoy le Prince Marcassin (Nr. 24.), Igel, Stachelſchwein und Schwein ſind hier eins, wie Porc und Porcaril: unten in einer andern einfachen, aber auch guten Darſtellung iſt es ein Eſel (Nr. 144.). Dieſe beiden Märchen machen mit Nr. 1. 88. 127. eine Reihe naher Verwandſchaft aus, an welche ſich wieder andere in entfernterer ſchließen; vgl. die dortigen Anmerkungen. Ueber die zum Grund liegende Idee ſ. eine Anmerkung zu den altdän. Liedern. S. 528. 529.

Leute, welche Gott zu ungestüm um Kindersegen anflehen, werden oft in den Märchen mit solchen Misgeburten bestraft, die sich hernach, wenn die Eltern gedemüthigt sind, noch in Menschen verwandeln. Vgl. Rosenöhl I. 210 — 213. die Geschichte Salomons und der ägypt. Königstochter. — Die Rückkehr des Kinds ins väterliche Haus ist wie jene des jungen Riesen in Nr. 4.

109.

Das Todtenhemdchen.

Aus Baiern. Der Glaube, daß Thränen, dem Todten nachgeweint, auf die Leiche im Grab niederfallen und ihre Ruhe stören, erscheint auch in den Liedern des Kuhländchens (Meinert I. 13.), dann in der Edda im zweiten Helgelied (Str. 44.), so wie in dem dänischen Volkslied vom Ritter Aage und der Jungfrau Else.

110.

Der Jud im Dorn.

Eine mündliche Erzählung aus Hessen leitet anders ein. Der Vater entläßt seine drei Söhne, die auf drei Wegen in die Welt ziehen. Dem einen begegnet der gute Geist und schenkt ihm die drei Wünsche; er wünscht einen Hut, der aus der Irre auf den rechten Weg führt; einen Wünschring; die Geige, die alles zum Tanzen zwingt. Darauf die Begebenheit mit dem Juden und dem Richter. Endlich wünscht er sich an den Scheideweg mit seinen Brüdern zusammen und macht sie alle reich. Diese größere Verwickelung scheint aber den Eindruck mehr zu schwächen und eine andere ganz einfache, mündliche Erzählung aus dem Paderborn. und die alten gedruckten Bearbeitungen, welche hier zu Grund liegen, wissen nichts davon.

Albrecht Dieterich "Historia von einem Bauernknecht und München, welcher in der Dornhecke hat müssen tanzen" s. l. 1618. 8. (auf der Götting. Bibl.) ein Lustspiel, das aber vermuthlich im 16. Jahrh. verfaßt ist.* Etwa gleichzeitig damit: J. Ayrer's Faßnachtspiel von Fritz Dölla mit der gewünschten Geigen im opus theatricum Bl. 97 : 101. Auch bei Dieterich heißt der Bauernknecht Dulla (der Name erinnert an Till oder Dill Eulenspiegel, den lustigen Schalksknecht, s. oben Num. 4. und das schwed. und altnord. Wort: Thulr, homo facetus, nugator, Spielmann) und sonst stimmen beide sehr zusammen, so daß sie aus einer Quelle schöpfen konnten, schwerlich aber sich gegenseitig benutzt haben. Die Wünsche sind wie hier; statt des Juden, haben beide einen klosterentlaufenen Mönch; bei Dieterich hält er die gerühmte Kunst des Knechts für Prahlerei und spricht: "in jener Hecke sitzt ein Rab, trifft du den mit deiner Armbrust, so zieh ich mich nackend aus und hol ihn hervor". Beim Ayrer schießt er einen Vogel vom Baum; vom Kleiderausziehen ist keine Rede. — Nach Diet. Albrecht die dänischen Reime: om Munken og Bondebrengen (Nyerup Morskabsläsning 239-241.) — Vielleicht bezieht sich auf unser Märchen eine sonst unverständliche Anspielung im Parcifal 8539. vom Fasan (Vogel) im Dornach.

Die Sage vom Tanzen in den Dornen ist sehr verbreitet und greift in ein ganz anderes Märchen des ersten Bandes S. 258. ein. Für die mündliche Ueberlieferung wird eine von Otmar in Beckers Erhol. 1797. aufgezeichnete Erzählung wichtig, wo sie aber sehr entstellt und in falschen Ton versetzt ist. Ein auf Tod und Leben gefangener Zauberer hat einen nie fehlenden Pfeil und schießt damit einen Falken aus hoher Luft, der in Sumpf und Dornen fällt. Die Häscher sollen ihn darin suchen, er hebt nun den Schwabentanz zu pfeifen an und sie müssen tanzen, und darnach tanzt das ganze Gericht und alles Volk: so wird er von seiner Hinrichtung befreiet. — Die letzte Bitte und die Rettung aus dem

Tod durch Blasen und Spielen kommt häufig vor, (vgl. oben Nr. 30. das blaue Licht) von Arion bis auf Gunnar, der durch Harfenschlag die Schlangen abhält. Die Kraft Tanz zu erregen lag auch in Oberons Pfeife, besonders merkwürdig ist das Beispiel in der Herrauds ok Bosa Saga S. 49–51. wo gar Tische, Stühle, Messer und Becher mit tanzen müssen. Vielleicht stammt selbst das Wort Geige von dem dort auch vorkommenden Gygiarslag (Zauberschlag von Gygur, Zauberin, Riesin). Ein Lied, das jeden tanzen macht, Menschen und Pferde s. Mambriano III. 62. 63. und Ginguené 259. Man hat vom Fandango eine ähnliche Erzählung, Pabst und Cardinäle, die ihn verdammen wollen, müssen ihn anheben und freisprechen.

111.

Der gelernte Jäger.

Nach zwei Erzählungen aus Zwehrn, in der zweiten (übrigens aus einem andern Munde) ist der Sache nach einiges abweichend: der Schütze, als er in den Thurm, wo er die Schildwache durch einen Schlaftrunk erst eingeschläfert hat, eingedrungen ist, findet er in dem ersten und zweiten Zimmer die Kammerjungfrau der Königstochter schlafend in ihrem Bette; er küßt jede, geht aber weiter und kommt in das dritte Zimmer, wo die Königstochter selbst liegt, aber nackt; er nimmt ein goldenes Halsgehänge, einen Ring und ein Taschentuch von dem Tisch als Wahrzeichen weg und legt sich dann zu ihr. Sie schläft fort und erwacht auch nicht, als er wieder weggeht. Als sich hernach zeigt, daß sie schwanger ist ohne zu wissen von wem, läßt sie ihr erzürnter Vater ins Gefängniß werfen; ein gemeiner Diener gibt sich an und sie soll ihn heirathen. Darauf wird sie in das Wirthshaus gesetzt; das übrige stimmt wieder. — Eine dritte Erzählung aus Hof am Habichtswald,

hat denselben Inhalt, Nebenzüge darin sind, daß bei der schlafenden Königstochter ein Kelch gestanden, aus welchem der Jäger erst zwei Züge thun mußte, um die Kraft zur Führung des Degens zu erlangen; nach drei Jahren kommt er zurück und in das Wirthshaus, wo die Königstochter sitzt und das die Ueberschrift hat: "hier zehrt man umsonst, muß aber seinen Lebenslauf erzählen". Sie hört nun, daß er der Vater des Kindes ist, das sie geboren, und als sie die Wahrzeichen gesehen, entdeckt sie sich. — Aus einer vierten gleichfalls hessischen, ist anzumerken, daß der kunstreiche Schütze mit einem Pfeil dem Riesen gerade in den rechten Daumen schießt.

Die Schützenkünste erinnern sehr an An Bogsweigr, (vgl. Sagenbibliothek II. 542.) er schießt gleichfalls einem ein Stück Fleisch aus der Hand: auch sind zu vergleichen die deutschen Sagen I. St. 255. 256 u. 257; das Aufschneiden und Trennen der Kleider der schlafenden Königstochter an das Zerschneiden des Panzers (slita bryniu) der Brynhild durch Sigurd. — Das Zungenausschneiden kommt oft vor, der Hauptmann ist der Truchseß im Tristan. Am Ende geht das Märchen in den König Drosselbart über (Nr. 52.).

112.

Der himmlische Dreschflegel.

Aus dem Paderborn. Eine andere Erzählung aus dem Münsterischen hat folgende Einkleidung. Der König läßt bekannt machen, wer am besten zu lügen wisse, solle seine Tochter haben; die Hofleute versuchens nach der Reihe, machens aber alle zu fein und können keine tüchtige, ungewaschene Lüge aufbringen. Da stellt sich ein armer Bauernjunge vor den König und erzählt ihm: "Herr König, in unserm Garten stand einmal ein Kohlkopf, der ward groß und immer größer und fing an in die Höhe zu schießen, daß er endlich bis an den

Himmel rührte, da stieg ich hinauf, um einmal hineinzuschauen. Nun war eben das Himmelsthor offen und ich sah eine solche Pracht und Herrlichkeit, daß ich geradezu hineinspringen wollte, aber es fuhr mir vor der Nase zu und ich blieb in den Wolken hangen. Ich ließ mich zwar an einem Strick herunter, aber der brach auf der Hälfte des Wegs und ich fiel herab und gerade in einen Kieselstein, doch besann ich mich bald, lief heim, holte ein Beil und hieb mich wieder los". "Das heißt aufgeschnitten, sagte der König, das sind ja die gröbsten Lügen, die ich mein Lebtag gehört habe". "Desto besser antwortete der Bauer, so ist euere Tochter mein". Dem König ward Angst und er gab ihm ein groß Stück Geld, damit er wieder fortging. Das war dem Bauer eben recht, denn er hatte schon gesehen, daß die Königstochter trübe Augen hatte und gewaltig häßlich war. — Verwandt ist das serbische Märchen von Bartlos und dem Knaben (s. unten). — Münchhausen hat den Schluß unseres Märchens gekannt und in seinen Reisen S. 53. benutzt. Die meisten dieser volksmäßigen Lügen sind nicht von diesem erfunden, sondern uraltes Gut und brauchen nur in einem andern Ton erzählt zu werden, um in weitverbreitete Mythen einzugreifen; z. B. das Winden eines Seiles aus Spreu ganz übereinkommend mit dem: vinda or sandi sima (Harbardsl. 17.) "vinde Reb af Sande og med de Reb op til Maanen löbe" (Danske Viser I. Nr. 43. Anmerk.) und dem latein.: ex arena funem nectere, ähnlich der aus Wasser und Wein gedrehten Peitsche. S. Wunderhorn II. 411, aus dem Dietmarsenlied. Ganz in diesem Geist und ohne Zweifel aus einem Volksmärchen stammend, ist, was Calderone in der großen Zenobia dem Persius in den Mund legt (Gries I. 46, 48.); er sollte Trauben für das Heer in einem Weinberg holen, wo jede Beere so groß als ein Faß war. Um sich vor dem Hüter des Bergs, einem Riesen, zu verbergen, machte Persius listig eine Beere hohl und verkroch sich in die Schaale; der Riese aber bekam Lust zu essen und nahm gerade die Beere, in welcher jener saß und schluckte ihn halbgekaut hinunter. Doch weil er glaubte, der Mensch sey der Kern der Beere,

spie er ihn wieder aus, so daß er in einem Bogen bis zum Heer funfzig Meilen weit geflogen kam. Um auf den Wall zu gelangen, zog er nun mit einem Strick den Gipfel einer davor stehenden Tanne herab, ietzte sich darauf, ließ die Schlinge nach und ward so auf den Wall hinauf geschnellt. — Vergl. auch die rabbin. Mythen bei Helwig Nr. 2 u. 3.

113.

De beiden Künigeskinner.

Aus dem Paderborn. Sehr eigenthümlich, gut und vollständig aufgefaßt. Verwandt mit dem Löweneckerchen (Nr. 88.) wegen des Ueberbietens der falschen Braut; wegen der Verfolgung mit dem Fundevogel (Nr. 51.) dem Liebsten Roland (Nr. 56.) auch wegen des Vergessens mit letzterm. Ueber die Aufgaben vgl. altd. Wälder I. Heft 4. Merkwürdig ist der Ausdruck: "Arweggers berut", denn in den eddischen Zwergnamen (Dverga-heiti) kommt auch Aurvagur vor; wenn gleich eine Variante und die Völu'pá: aurvangur lautet. Der frühwachende ist arvakur ein Stier- und Pferde-Namen (Sigurdrifa's Lied Str. 17.). Vielleicht gibt aber das Angelsächsische die beste Auskunft, wornach Arwegger so viel als Ohrwürmchen wäre, eine scherzhafte Benennung der Zwerge, wegen ihrer kleinen krabbelichten Gestalt. Dort nämlich heißt ear-wigga vermis auricularis, engl. ear-wig. Im Ungarischen ist das Märchen von der gläsernen Hacke sichtbar verwandt (S. unten).

114.

Das kluge Schneiderlein.

Aus der Schwalmgegend in Hessen. Ganz im Geist des tapfern Schneiders (Nr. 20.); das Rathen des Gold- und Silberhaars kommt auch sonst vor.

115.

Die klare Sonne bringts an den Tag.

Aus Zwehrn. Ein tiefes, herrliches Motiv ist hier bürgerlich ausgedrückt. Niemand sah der Mordthat zu, keines Menschen Aug, aber doch die Sonne (Gott), das himmlische Auge. Man hat noch andere Sagen von der Sonne, wie sie sich verhüllt und nicht zuschauen will, wenn eine Mordthat geschehen soll, vgl. Odyssee XX. 356. Beim Boner (Beispiel 61.) kommt dieselbe Sage mit einer anderen Wendung vor. Der König verspricht dem Juden, der viel Gold bei sich trägt, Geleit durch einen unsichern Wald. Der Schenk wird dazu aufgeboten, aber diesen treibt die Goldgier selbst zum Mord. Der Jude, als er das Vorhaben merkt, spricht: "die Vögel, die hier fliegen, werden den Mord offenbaren". Der Schenk lacht darüber, und als er das Schwert gezogen hat und ein Rebhuhn daher kommt, spricht er spottend: "Jude nimm wahr, das Rebhuhn wirds offenbaren!" Darauf mordet er ihn, nimmt das Gold und geht heim. Nicht lange, so wird dem König ein Rebhuhn aufgetragen, der Schenk denkt dabei an des Juden Wort und lacht. Der König fragt nach der Ursache, der Schenk offenbart seine That, und kommt an den Galgen. — Hulderich Wolgemuth erzählt die Fabel in seinem erneuerten Esopus (Frankf. 1623.) II. 465. 66. zwar übereinstimmend mit dem Boner, doch nicht unmittelbar nach ihm. — In den Kranichen des Ibycus

liegt wieder dieselbe Idee. Daß die Worte eines Sterbenden Gewalt haben, wird schon in Fafnismál als alter Glauben bemerkt; s. unsere Edda S. 178. — Das Sprüchwort: "es wird nichts so fein gesponnen, es kommt endlich an die Sonnen", (schon im Boner Beisp. 49. V. 55. und bei Ottokar 663 a.) ist auch hier zu bemerken.

116.

Das blaue Licht.

Aus dem Meklenburgischen. Die Pfeife, woraus der Soldat raucht, ist wohl aus einer Flöten Pfeife entstanden, welcher die Erdmänner sonst zu gehorchen pflegen, wie in Nr. 91. Das blaue Licht ist ein Irrwisch, dän. Vättelys (Geisterlicht) und Lygtemand, der Herr des Zwergleins. Schärtlin's Ausrufung war: "blau Feuer!" welche Worte sich auch mehrmals bei Hans Sachs finden. — Aehnlich ist die Sage vom Albertus Magnus, der Nachts die Tochter des Königs von Frankreich in sein Bett holte; der Vater ließ ganz Paris weiß anstreichen, seine Tochter aber mußte die Hände in rothe Farbe tauchen und das Haus in das sie gebracht wurde damit bezeichnen. So wird der Thäter entdeckt und soll gerichtet werden, aber durch einen Knäuel Garn, in welchem Zauberkräfte stecken, entkommt er; s. Görres Meisterlieder. S. 195–208.

117.

Das eigensinnige Kind.

Hessisch. Das Herauswachsen der Hand aus dem Grabe ist ein weit verbreiteter Aberglaube und gilt nicht blos von Dieben, sondern von Freylern an gebannten Bäumen (Schil-

sers Tell. Act. 3. Sc. 3.), von Vatermördern (Wunderhorn I. 226.). In Schimpf und Ernst ist noch eine andere Erzählung von einem Arme, der aus dem Grabe hervorreckt (dän. Ausg. S. 218.). Es ist nur eine bloße Veränderung der nämlichen Idee, wenn aus dem Hügel und Mund begrabener Blumen oder beschriebene Zettel, ihre Schuld oder Unschuld anzuzeigen, wachsen.

Es ist auch Sage und Glauben, daß dem, welcher seine Eltern schlägt, die Hand aus der Erde wächst; so ist der Fuchsthum auf dem Hausberg bei Jena der kleine Finger eines versunkenen Riesen, der Hand an seine Mutter gelegt hatte.

118.

Die drei Feldscheerer.

Aus Zwehrn. Die Gesta Romanor. (deutsche Ausg. 1489. Cap 37. lat. Cap. 76.) enthalten ein ähnliches Märchen. Zwei geschickte Aerzte wollen, um allen Zank zu schlichten, ihre Kunst an einander erproben; der sich geringer zeigt, soll des andern Jünger werden. Der eine zieht durch Hülfe einer edlen Salbe ohne Schmerz und Verletzung dem andern die Augen aus, legt sie auf den Tisch und setzt sie eben so leicht wieder ein. Der andere will nun dasselbe Kunststück auch vollbringen, zieht jenem mit seinen Salben die Augen heraus und legt sie auf den Tisch. Als er sich aber bereitet, sie wieder einzusetzen, kommt ein Rabe durch das offene Fenster, holt schnell ein Auge weg und frißts. Der arbeitende ist in Noth, denn kann er das Aug nicht wieder einsetzen, wird er dem andern unterthänig; da schaut er sich um und erblickt eine Ziege, dieser nimmt er eilends das eine Auge und setzt es seinem Gesellen für das fehlende ein. Als er ihn fragt, wie es ihm vorkomme, antwortet er, Verletzung und Schmerz habe er nicht gespürt, aber eins seiner Augen schaue

immer über sich zu den Bäumen (wie nämlich die Ziegen nach dem Laub thun), das andere unter sich. — Verwandt ist eine altdeutsche Erzählung "wie ein kunic Isan, einer katzen ouge gewan" (Cod. palat Nr. 341. f. 274. 275. auch Handschr. zu Wien s. Schlegels Museum IV. 416. Nr. 138.). Der König hat ein Auge verloren, ein Meister erbietet sich ihm ein Thierauge dafür einzusetzen; der König wählt ein Katzenaug, das bei Tag und Nacht sehen könne, der Meister setzt es ihm geschickt ein und wird reichlich belohnt. Wenn aber nun der König bei Tisch oder sonst sitzt, so schaut das Katzenauge nur nach den Mäusen in den Winkeln und unter den Bänken sich um, Menschen sieht es nicht an; darüber ist der König höchst ärgerlich. — Im isländischen heißt ein solcher Katzenäugiger freskr von fres, Kater (s. Biörn Haldorson v. freskr und ófreskr). — Das Einsetzen anderer Augen und eines anderen Herzens kommt merkwürdig auch in dem altschottischen Lied von dem jungen Tamlane (Minstrelsy of the scottish Border II. 200.) vor; das Zauberweib, als er aus ihrer Gewalt befreit ist, spricht zu ihm: "hätte ich das gewußt, ich hätte dir deine beiden Augen herausgenommen und dir zwei vom Baum eingesetzt, und ich hätte dir dein Herz von Fleisch genommen und dir eins von Stein eingesetzt"; was auch heißen kann: ich hätte dich in einen Baum und in Stein verwandelt; dir das Leben genommen. Das erinnert auch an Hrugnir's steinernes und das seinen Bruder Mokurkalfr eingesetzte Pferdeherz; an den Teufel, der den Geisen ihre Augen ausstach und seine eigenen ihnen einsetzte s. des Teufels Gethier (Nr. 148.); endlich ist aus dem Wilhelm von Oranse I. 146 eines Bildes zu erwähnen, wie Venus dem Tibald sein Herz ausschneidet und das der Arabele hineinlegt. — Hans Sachs (Bd. II. Thl. 4. S. 148. Kempt. Ausg.) hat einen dem Märchen ähnlichen nur etwas bäurischen Schwank. Einem Bauern wird vom Doctor der Magen gereinigt und von einem Raben unversehens weggeholt. Der Doctor heilt ihm dafür einen Saumagen in den Leib.

119.

Die sieben Schwaben.

Nach einer Erzählung in Kirchhofs Wendunmuth Thl. 1. St. 274. und einem Meistergesang aus der Handschrift, die Arnim besessen (vgl. das daraus entstandene Lied im Wunderhorn II. 445.): an beiden Orten sind es neun Schwaben; endlich nach einem fliegenden Blatt, aus Nürnberg bei Fr. Campe, worauf die sieben Schwaben abgebildet sind und ihre Unterredung in Reimen mitgetheilt ist. Zu Wien sind ihrer drei mit dem langen Spieß vor dem Hasen an ein Haus gemahlt dabei die etwas veränderte Unterschrift:

Veitla, gang du voran,
denn du hast Stiefel an,
daß er dich nit beißen kann.

S. Tartarus und Elysium von Falk. 1806. Nr. 10.

120.

Die drei Handwerksburschen.

Nach einer Erzählung aus Zwehrn und einer andern aus der Leinegend. In der letztern ist abweichend, daß der Wirth den Getödteten begräbt, aber ein Freund desselben kommt, entdeckt sein Pferd im Wirthsstall und sein Hund scharrt unter der Dachtraufe, wo der Ermordete vergraben liegt, einen Arm heraus, dessen Kleidung er wieder erkennt. — Im Pfaffen Amis kommt ein Schwank vor, der daraus entsteht, daß er einen bewegt auf alles nichts zu antworten, als: "das ist wahr!".

121.

Der Königssohn, der sich vor nichts fürchtet.

Aus dem Paderbörnischen; doch ist die Ueberlieferung schon verwirrt oder getrübt. Das ganze erinnert etwas an die Thaten des Herkules.

122.

Der Krautesel.

Aus Deutschböhmen; merkwürdig ist darin die Verwandelung der Menschen in Esel, die man schon aus dem Apulejus kennt. Hierzu stimmt noch näher eine Volkssage, die Prätorius vielfach gehört hat und in der Weltbeschreibung II. 452. 455. (vgl. Zeileri epistolae II. p. 956. seq. ep. 575.) mittheilt. Ein Bürgerssohn aus Brück in Sachsen geht unter die Schweden und liegt eine Zeitlang in einer schlesischen Stadt, wo er eine Liebschaft mit der schönen Tochter einer armen Wittwe anfängt und sich mit ihr verlobt. Als er fortzieht und Mutter und Tochter mit Nachholung vertröstet, merkt jene, daß er es nicht aufrichtig meint und spricht: "dein Bräutigam wird dich wohl sitzen lassen, ich will ihn dafür zum Esel machen". Die Tochter antwortet: "will er so untreu handeln, ist er nichts besseres werth". Der Reuter zieht fort, als er aber ein wenig nachreitet und an einen Strauch kommt, meint er, es sey Noth, einmal abzusteigen; wie er aber abgestiegen ist, wird er alsbald zum Esel, bleibt auch bei seinem Pferde stehen. Nun kommen andere, behalten das Pferd und verkaufen den Esel einem Müller zum Sacktrager. Aber er ist muthwillig und wirft alle Säcke herab, so daß ihn der Müller einem andern Müller verkauft, wo aber der Mensch-Esel sich nicht frömmer verhält, ja er schreit einmal laut, und schlägt

aus, als der Müller mit der Magd scherzen will, und wird nun weiter und gerade in die Stadt verkauft, wo er zum Esel geworden war. Als er einst mit seinem Sacke an dem Hexenhause vorübergeht und eben Mutter und Tochter vor der Thüre stehen, spricht diese: "ei, Mutter, seht da unser Eselchen! könnte der nicht wieder zu einem Menschen werden? "Ja, antwortet die Mutter, wenn die Lilien blühen und er davon ißt, so kann es geschehen". Das hört der Esel und als die Lilien blühen und in der Apotheke ein Topf etwas hoch steht, wirft er im Vorbeigehen seinen Sack zur Erde, springt hinauf, erschnappt die Lilien und wird alsbald wieder zum Menschen, steht aber nackend da. — Nun lassen wir die sehr abweichende Erzählung unseres Märchens aus Zwehrn folgen. Drei Soldaten waren so alt und schwach, daß sie keine Liebesmilch mehr beißen konnten, da schickt sie der König fort ohne ihnen einen Gehalt auszusetzen, also daß sie mußten betteln gehen. Sie kommen durch einen großen Wald, Abends legen sich zwei nieder und der dritte muß Wache halten, damit sie nicht von den wilden Thieren im Schlaf zerrissen werden. Wie jener nun da steht, kommt ein klein Männchen in rothem Kleid und ruft: "wer da?" "Gut Freund" antwortet der Soldat. "Was für Gutfreund?" "Drei alte abgedankte Soldaten, die nichts mehr zu leben haben". Da schenkt ihm das Männlein einen Mantel, der sah alt aus, aber wenn man ihn umhänge und wünschte etwas, ging es in Erfüllung; doch soll er es seinen Kameraden erst bei Tag sagen. Eben so erhält der zweite in der nächsten Nacht einen Beutel voll Geld der nicht leer wird; der dritte in der folgenden ein Horn, wenn man darauf bläßt, kommen alle Völker zusammen. Nun ziehen sie eine Zeitlang in Wohlleben umher, endlich wünschen sie sich ein Schloß und dann einen Wagen mit drei Schimmeln. Wie ferner aller Staat beisammen ist, so fahren sie zu einem König, der nur eine Tochter hat und geben sich für Königssöhne aus. Der eine spielt mit der Jungfrau und sie merkt, daß er einen Wunschbeutel hat, da macht sie ihn trunken, bis er einschläft, dann näht sie einen Beutel, der jenem ganz gleich

sieht und vertauscht ihn damit. Am andern Morgen fahren sie wieder fort und der Betrug kommt bald an den Tag. "Ach, ruft er, nun sind wir arme Leute!" "Laß dir keine graue Haare wachsen spricht der andere, den Beutel will ich bald wieder haben"; hängt den Mantel um und wünscht sich in die Kammer der Königstochter. Die sitzt da und zählt Geld aus dem Beutel, wie sie den Mann sieht, erschrickt sie gewaltig, schreit, Räuber! Räuber! so daß der ganze Hof gelaufen kommt und ihn fangen will. In der Hast springt er zum Fenster hinaus und läßt den Mantel hangen, wie er nun wieder zu seinen Gesellen kommt, haben sie nur noch das Horn, doch damit wollen sie sich helfen. Es wird ein ganzes Heer zusammen geblasen, damit rücken sie in das Königreich und lassen dem König sagen, wenn er nicht Beutel und Mantel herausgäbe, solle von seinem Schloß kein Stein auf dem andern bleiben. Der König redet seiner Tochter zu, aber diese will erst List versuchen, zieht sich an wie ein armes Mädchen, nimmt einen Henkelkorb an den Arm, geht hinaus ins Lager, allerlei Getränk zu verkaufen; auch muß sie ihre Kammerjungfer begleiten. Draußen fängt sie an zu singen, so schön, daß das ganze Heer zusammenlauft, sie zu hören und die Zelte leer werden; auch kommt der, welcher das Horn hat, herbei. Nun gibt sie der Kammerjungfer ein Zeichen, die schleicht sich in sein Zelt, nimmt das Horn und lauft ins Schloß. Mit dem Horn kann die Königstochter leicht das Heer überwältigen und hat alle drei Wunschdinge in ihrer Gewalt. Als die drei Kameraden wieder allein beisammen sind, spricht der, welcher den Beutel hatte: "wir müssen uns trennen, geht ihr dort hinaus, ich will hier hinausgehen". Also geht er allein, kommt in einen Wald und legt sich unter einen Baum schlafen; wie er wieder aufwacht, sieht er, daß es ein Apfelbaum ist voll prächtiger Früchte. Vor Hunger bricht er einen ab und ißt ihn und dann noch einen. Da fängt ihm seine Nase an zu wachsen, wächst und wird so lang, daß er nicht mehr aufstehen kann; und wächst durch den Wald und sechszig Meilen noch hinaus.

Seine zwei Kammeraden gehen aber in der Welt herum und suchen ihn, auf einmal stößt einer an etwas und tritt auf was weiches. Ei, denkt er, was soll das seyn! da regte es sich und war eine Nase. Sprechen sie: "wir wollen der Nase nachgehen", und so kommen sie endlich in den Wald zu ihrem Kammeraden, der liegt da, kann sich nicht rühren noch regen. Sie nehmen eine Stange, wickeln die Nase darum und wollen sie in die Höhe heben, aber es wird zu schwer. Da such'n sie im Wald einen Esel, darauf legen sie ihn und die lange Nase auf zwei Stangen und führen ihn fort, und wie sie ein Eckchen weit gezogen sind, wird er so schwer, daß sie ruhen müssen. Da erblicken sie neben sich einen Baum mit schönen Birnen und hinter dem Baum kommt das kleine rothe Männchen hervor und sagt zu dem Langnasigen: "iß eine von den Birnen, so fällt dir die Nase ab". Das thut er und die lange Nase fällt ab und er behält nicht mehr, als er zuvor hatte. Nun spricht das Männlein weiter: "bereite ein Pulver von den Aepfeln und den Birnen, wer von jenem ißt, dem wächst die Nase, und wer von diesem ißt, dem fällt sie wieder ab; hernach geh zur Königstochter und gib ihr erst von den Aepfeln und von dem Pulver, so wächst ihr die Nase noch zwanzigmal länger als ihr; aber halt dich fest". Da folgt er dem Rath, geht als Gärtnersbursch an des Königs Hof und sagt, er hätte Aepfel, wie in der Landschaft keine wüchsen. Die Königstochter kauft und ißt zwei mit Lust davon, nun fängt ihr die Nase an zu wachsen, so stark, daß sie vom Sessel nicht aufstehen kann, sondern umfällt. Die Nase wächst aber sechzig Ellen um den Tisch, sechzig um ihren Schrank, hundert ums Schloß und noch zwanzig Meilen zur Stadt hinaus. Der König läßt ausschreiben, wer ihr helfen könne, solle reich gemacht werden. Nun meldet sich der alte Soldat als Doctor und gibt ihr von dem Apfelpulver, da fängt die Nase von neuem an zu wachsen und wird noch zwanzigmal größer. Wie die Angst bei ihr nun auf dem höchsten Grad ist, gibt er ihr von dem Birnenpulver, da ward die Nase ein wenig kleiner; aber am andern Morgen, um die falsche recht in Noth zu

bringen, gibt er ihr wieder von dem Apfelpulver, so daß die Nase aufs neue wächst und sie viel mehr zunimmt, als sie gestern abgenommen hatte. Nun spricht er, sie müßte einmal etwas entwendet haben, wenn sie das nicht herausgäbe, helfe kein Rath. Sie will von nichts wissen, er droht ihr mit dem Tod, da sagt der König: "gib Beutel, Mantel und Horn heraus, das du entwendet hast". Da muß die Kammerjungfer die drei Stücke holen, und wie sie der Arzt hat, gibt er der Königstochter von dem Birnenpulver die rechte Menge; alsbald fällt die Nase ab und 250 Männer müssen kommen und sie zerstücken. Er aber geht vergnügt mit seinen wiedererlangten Wunschdingen heim zu seinen Kammeraden. — Es ist hier am deutlichsten die Sage vom Fortunat, die sich auch als eine deutsche ausweist, denn nach dem Volksbuch ist diese Erzählung offenbar nicht gemacht, sondern hier viel alterthümlicher und einfacher. (Vgl. Nr. 36 u. 54.). Der Wünschmantel und das Horn kommen da gar nicht vor, sondern ein Hut und ein Seckel; die Gesta Romanor. haben alles noch viel einfacher: im Fortunat wachsen statt der Nasen Hörner, in den Gestis Romanor. (lat. Ausg. Cap. 120. deutsche Ausg. Cap. 8.) entsteht der Aussatz (eben so kommen in Helwig jüdisch. Geschichten Nr. 38. zwei Aepfelbäume vor, wo die Frucht des einen aussätzig macht, die des andern heilt). Da die Alten schon, wie wir, mancherlei Sprüchwörter von der langen Nase hatten, so mag ihnen auch eine ähnliche Fabel bekannt gewesen sein z. B. bei Martial: nasus, qualem noluerit ferre rogatus Atlas. — Der D. Faust kann sich auf eine wirkliche Person gründen, um die sich viel ältere Sagen gesammelt haben; sein Name ist mythisch und weil er den Wünschmantel besitzt, heißt er der Begabte, das Glückskind, Wünschkind faustus wie fortunatus. — Das gedruckte Buch wurde zuerst im 15. Jahrh. vermuthlich aus Volkssagen spanisch niedergeschrieben, wie schon die Eigennamen darin: Andalosia, Marsepia, Ampedo, beweisen. — Verwandt ist in der Erfurter Sammlung das Vögelchen mit dem Goldei.

123.

Die Alte im Wald.

Aus dem Paderbörnischen; hat Aehnlichkeit mit Joringel und Jorinde (Nr. 69.). Die Alte ist die Hexe im Märchen von Gretel und Hänsel (Nr. 16.) und eine Circe, welche die Menschen einfängt und in Thiere verwandelt. Die Idee von einem sich belebenden Baum auch in einem Liede des Dürner (Manezze II. 209 a)

mir getroumet ein troum
— — — —
wie ein rosenboum
mit zwein bluenden esten
unbevienge mich,
darunter vant ich
viol unt der rosen smac.
Daz erschein (deut) ich mir:
so si nu mac,
daz ir umbevanc
mich bindet halben tac,
gestat ichs ir.

124.

Die drei Brüder.

Aus der Schwalmgegend, doch auch sonst vielfältig gehört, hier am vollständigsten. Es ist ein altes Scherz- und Lügenmärchen und wahrscheinlich sehr verbreitet; wenigstens in Baiern ist es auch bekannt, wie man aus Schmellers baier. Mundarten (S. 484. 485.) sehen kann. Im 16. Jahrh. kam eine Sammlung davon in Frankreich heraus von Philipp d'Alcripe (Picard)

Herr von Neri (rien) in Verbos (Vertbois), wo dieses sich auch unter andern findet. In der neu eröffneten Schaubühne menschlicher Gewohn- und Thorheiten s. l. et a. (wahrscheinlich bald nach dem 30 jähr. Krieg) werden S. 88-92 solche Aufschneidereien zusammengestellt, darin heißt es: "damit ich allhier jenes vierjährigen Kindes, welches mit einem schweren breiten Säbel so meisterlich fechten können, daß ihm in vollem Regen kein einziger Tropfen aufs Haupt gefallen, keine Meldung thue". — "Item: jener Goldschmied, welcher einer Mucken unter jeden Fuß ein güldenes Hufeisen mit 24 Nägeln angeheftet". Vgl. das Märchen von den vier kunstreichen Brüdern (Nr. 129.).

125.

Der Teufel und seine Großmutter

Aus Zwehrn. Abweichend ist eine Erzählung aus Deutschböhmen. Die drei Soldaten waren auf ihrer Flucht unter einen Birnbaum gekommen, wo der eine in der Noth ausgerufen: ich wollte, daß uns der Teufel holte! worauf der Teufel sogleich erschienen war, den Vertrag mit ihnen geschlossen und sie aus ihrer Lage befreiet hatte. Sie mußten nun ein Jahr in der Hölle bleiben, bis die Zeit kam, wo ihnen der Teufel die Räthsel vorlegen sollte; doch durften sie zuweilen in der Gegend spaziren gehen. Dem Lucifer (der stets in der Hölle bleibt und nur die Teufel, seine Boten, aussendet) war aber gleichfalls nicht wohl dabei zu Muthe, und dachte, der Teufel legt den Kerlen keine rechte Räthsel vor und wird von ihnen geprellt. Eines Tages gingen die dreie spazieren, waren betrübt, sonderlich die beiden, die nichts gesprochen hatten, warfen dem einen vor, daß er sie mit dem leichtsinnigen Wort, das ihm entfahren, ins Unglück gebracht. "Du mußt uns nun auch helfen, sprachen sie, sonst soll dirs schlimm ergehen. "Ei was, antwortete er, von den drei Räthseln wird sich eins wenigsten

rathen lassen". Ging darauf ein wenig allein, die Sache mit sich selbst zu überlegen und als er einen hohen Birnbaum bemerkte, stieg er hinauf und besah sich die Gegend. Indem erblickte er den Lucifer und den Teufel, die auch spaziren gingen und sich gerade unter den Birnbaum setzten, da auszuruhen. "Hör einmal, spricht Lucifer, was für Räthsel hast du wohl, die du ihnen aufgeben willst, mir ist bang, sie rathens, so abgedankte Soldaten sind teufelsklug". "Da kannst du ruhig seyn, antwortete der Teufel, das rathen sie nimmermehr. Erstens will ich ihnen eine Bockshaut geben, aber in niederländisch Tuch verwandeln; zweitens will ich auf einem Ziegenbock geritten kommen, der wird ihnen das schönste Pferd dünken; drittens will ich ihnen einen Becher aus Pech zeigen, den sie für den schönsten Goldbecher halten werden". Nun, denkt der oben auf dem Baum, jetzt ists schon gut; sagt aber den zwei andern nichts davon. Am bestimmten Tag kommt der Teufel, die zwei andern werden richtig von ihm genarrt, aber der dritte sagt ihm ins Angesicht: "dein niederländisch Tuch ist eine stinkende Bockshaut, dein Pferd ein alter Ziegenbock, für dich gut, für uns zu schlecht; dein Goldbecher, ein alter Pechkübel, weiter nichts. Nun verlang ich Geld Zeit meines Lebens". Da muß der Teufel im höchsten Aerger Folge leisten und Geld, so viel sie begehren, an den Ort hintragen, wo sie den ersten Vertrag geschlossen hatten. Das Märchen ist im Grund ähnlich dem Teufel mit den drei Goldhaaren (Nr. 29.), wo ihm das Geheimniß abgelauscht wird, wie dem Rumpelstilzchen (Nr. 55.) und dem Fischer in der Hervarar Sage S. 182. — Die Peitsche ist eine bei Gold anschlagende Wünschelruthe. — Das Ganze hat etwas nordisches in seinem Wesen, der Teufel erscheint als ein ungeschickter, überlisteter Jote, vor allem nordisch ist das Räthsel; auch das Verstecken des menschlichen Ankömmlings durch die Riesenfrau, Tochter, ist ein alter Zug s. Hymisquida Str. 8. Anmerk. 20.

126.

Ferenand getrú un Ferenand ungetrú.

Aus dem Paderbörnischen, doch scheint dies schöne Märchen nicht vollständig, es müßte im Zusammenhang stehen, wenn der Schimmel zuletzt ein Königssohn wird. Der ungetreue Ferdinand läßt sich mit dem ungetreuen Sibich der altdeutschen Sage vergleichen, der durch falschen Rath Verderben stiftet; der getreue dagegen dem Sohne Ermenrichs, den jener in böser Absicht ausschickt, des Vaters Braut zu holen; die Braut will ihn auch lieber, als den alten König. Wegen des Schlusses ist die jüdische Sage in der Anmerkung zum Märchen von der Bienenkönigin (Nr. 62.) zu vergleichen. — Der rothe Faden am Hals des wieder lebendig gemachten ist sagenmäßig; s. Armer Heinrich S. 192. — Ueber das Gevatterbitten vgl. den Gevatter Tod (Nr. 44.). — Die Flöte, die rettet, gleicht Arions Laute, das getreue Pferd dem Bayard, Falada, dem Schemik (altdeutsch: Schimmel, Schimming, isl. Skemmingur) der böhmischen Sage und Grani der nordischen. — Zu merken sind die Schriften der Königin, entweder gestickte Kleider, wie das isländ. skript und bókur (Bücher, Zeichnungen, Stickereien) oder Runenstäbe; wenigstens ist die gefundene Schreibfeder gewiß ein solcher. — Die Verse, wie gewöhnlich die Reden der Vornehmen, sind hochdeutsch, das pflegen die Erzähler fast immer so zu halten, wo sie beide Sprachen verstehen, wie dies im Paderbörn. häufig ist, und die höhere Mundart bezeichnet dann die Sprache der Vornehmen und der Poesie. Im Pentam. Corvetto (III. 7.) bei der Aulnoy la belle aux cheveux d'or (Nr. 2.) und Fortunio bei Tabart (II. 148.) sind verwandt.

127.

Der Eisenofen.

Aus Zwehrn; eine andere abweichende Erzählung aus Cassel. Ein Mädchen war einmal in einem großen Wald mutterselig allein, da kommt ein Schwan gegangen, der gibt ihm ein Knauel Garn und spricht: "ich bin ein verzauberter Königssohn, wenn du das Garn abwickelst, an dem ich fortfliege, so kannst du mich erlösen, aber hüte dich, daß es nicht entzwei bricht". Das Mädchen fängt an abzuwickeln und der Schwan steigt in die Luft, es wickelt den ganzen Tag, so daß das Ende des Fadens schon zu sehen ist, da bleibt er unglücklicherweise an einem Dornstrauch hangen und bricht ab. Das Mädchen weint, und da es Nacht wird, geräth es in Angst, nun fängt es an zu laufen und kommt endlich zu einem Haus, dessen Licht es hatte leuchten sehen. Es klopft an, ein altes Mütterchen tritt heraus; "ei, mein Kind, spricht es, wo kommst du so spät her?" Es bittet um Brot und Herberg. "Das ist ein schwer Ding, mein Mann ist ein Menschenfresser, kommt der heim, so frißt er dich, und bleibst du im Wald, so fressen dich die wilden Thiere, doch tritt herein, ich will sehen, ob ich dir durchhelfen kann". Sie gibt ihm ein wenig Brot und versteckt es unter das Bett. Vor Mitternacht, wenn die Sonne ganz untergegangen, kam jedesmal der Menschenfresser, vor Sonnenaufgang ging er wieder hinaus. Wie er eintritt, spricht er gleich: "ich wittre, wittre Menschenfleisch!" greift unter das Bett und zieht das Mädchen hervor: "das ist noch ein guter Bissen!" — "Ach, spricht die Frau, heb dirs zum Frühstück auf, es ist doch nichts da". Er läßt sich überreden und schläft ein, vor Sonnenaufgang kommt die Alte zum Mädchen und spricht: "eil dich und lauf fort, da schenk ich dir ein goldenes Spinnrädchen, ich heiße Sonne". Das Mädchen geht fort, den ganzen Tag bis zur Nacht, da kommt es an ein Haus, worin wieder eine Alte und ein Menschen-

fresser wohnt, und wo es wie am vorigen Abend hergeht. Beim Abschied gibt die Alte ihm eine goldene Spindel und spricht: "ich heiße Mond!" Am dritten Abend wiederum dasselbe; die Alte schenkt ihm einen goldenen Haspel und spricht: "ich heiße Stern". Dann sagt sie ihm auch, der König Schwan, obgleich das Garn nicht ganz abgewickelt worden, wäre doch so weit erlöst, daß er seine menschliche Gestalt wieder erlangt hätte und in großer Herrlichkeit in seinem Reich auf dem Glasberg sitze, wo er sich verheirathet habe; heut Abend werde es an den Glasberg kommen, aber ein Löwe und ein Drache liege davor, die solle es mit Brot und Speck besänftigen, welches sie ihm auch noch gab. Nun geht das Mädchen fort, bis es zu dem Berg kommt, da wirft es den Ungeheuern das Brot und den Speck in den Rachen, damit sie es durchlassen, so langt es bis ans Schloßthor, aber das wollen ihm die Wächter nicht öffnen. Es setzt sich außen hin und spinnt auf dem goldnen Rädchen, die Königin sieht von oben zu und will das Rädchen haben. Das Mädchen verlangt dafür eine Nacht neben dem Schlafzimmer des Königs zubringen zu dürfen. Da singt es nun, als der König im Bett liegt:

"Denkt der König Schwan
nicht an seine versprochene Braut Julian?
die ist gegangen durch Sonne, Mond und Stern,
durch Löwen und durch Drachen:
will der König Schwan denn gar nicht erwachen?"

Aber der König hört es nicht, weil ihm die listige Königin einen Schlaftrunk gegeben hatte. Das Mädchen gibt für die zweite Nacht seine Spindel und für die dritte seinen goldenen Haspel weil es aber den Betrug gemerkt, so bat es den Diener, diesmal dem König den Schlaftrunk mit einem andern zu vertauschen. Wies nun wieder zu singen anfing, hörte es der König, erkannte die Stimme des Mädchens, und am Morgen ließ er sich von seiner bisherigen Gemahlin scheiden, schickte sie zu ihrem Vater zurück und vermählte sich mit dem treuen Mädchen, das ihn erlöst hatte. — Diese Erzählung enthält den

Theil des Märchens, in welchem es mit dem Löweneckerchen (Nr. 88.) und mit dem Schluß der beiden Königskinder (Nr. 113.) auch mit Pintosmauto im Pentamerone (V. 3.) verwandt ist. — Dagegen enthält eine andere, aus den Maingegenden, auf abweichende Art den Eingang unseres Märchens. Ein König verirrt sich auf der Jagd, ein kleines, weißes Männchen erscheint und zeigt ihm den Weg, wofür er diesem seine jüngste Tochter verspricht. "In acht Tagen, ruft es beim Abschied, komm ich und hol meine Braut". Den König reut das in der Angst gethane Versprechen, als der bestimmte Tag kommt, wird die Kuhhirtstochter, mit den königlichen Kleidern angethan, in das königliche Zimmer gesetzt. Ein Fuchs kommt und spricht zu ihm: "setz dich auf meinen rauhen Schwanz, hurleburlebutz! hinaus auf den Wald". Das Mädchen folgt und der Fuchs trägt es auf seinem Schwanz hinaus, wie sie auf einen grünen Platz kommen und die Sonne hübsch warm scheint, spricht er: steig ab und laus mich!" Das Mädchen gehorcht, bei der Arbeit spricht es: "gestern um die Zeit wars schöner im Wald". "Wie bist du in den Wald gekommen" spricht der Fuchs: — "Ei, da hab ich meinem Vater die Kühe gehütet!" — "Also bist du nicht die Königstochter! setz dich auf meinen rauhen Schwanz, hurleburlebutz! zurück in das Schloß!" Der Fuchs verlangt nun die rechte vom König und will in acht Tagen wiederkommen. Sie geben ihm aber die verkleidete Gänsehirtstochter, doch die verräth sich auch beim Lausen, indem sie ausruft: "wo mögen jetzt meine Gänse seyn!" Sie muß wieder auf dem Schwanz des Fuchses zurück, der droht nun dem König, wenn er nicht die rechte Braut in acht Tagen erhalte. Nun wird sie ihm aus Furcht gegeben, draußen als sie den Fuchs lausen muß, spricht sie: "ich bin eines Königstochter und soll einen Fuchs lausen! säß ich jetzt daheim in meiner Kammer, könnte ich in meinem Garten die Blumen sehen!" Da erkennt der Fuchs, daß es die Königstochter ist und verwandelt sich in das weiße Männchen, bei dem muß sie in einer kleinen Hütte wohnen und den Haushalt führen, das Männchen thut ihr aber alles zu Liebe. Einmal spricht es zu

ihr, es würden drei weiße Tauben geflogen kommen, die mittelste solle es ergreifen und ihr den Kopf abschneiden, aber ja die mittelste. Das thut es und alsbald verwandelt sich die Taube in einen schönen Königssohn, der sagt, daß er wäre bezaubert gewesen und sieben Jahre lang habe die menschliche Gestalt verlieren müssen und nur auf diese Art hätte können erlöst werden. — Das Unterschieben der falschen Braut, die sich zu leicht an ihres Vaters unköniglichen Handwerk erinnert, kommt in der Wolsunga-Sage Cap. 21. schon vor; vgl. altd. Wälder I. 71. — Der dunkle und feurige Ofen, worein der Königssohn verwünscht ist, bedeutet ohne Zweifel die Hölle, Unterwelt, den Orcus, wo der finstre Tod haust, aber auch die Schmiedesse steht. Damit erklärt sich die noch jetzt spruchmäßige Redensart: etwas geheimes (in andern Sagen ist es ein Stein oder eine Steinsäule, der man das Geheimniß entdeckt. S Büschings Volkssagen S. 66 u. 363.) dem Ofen sagen, den Ofen um etwas bitten, wie die Alten bei der Unterwelt, wo der gerechte Todten- (Höllen-) Richter wohnt, schwuren. Deswegen spricht das Gänsemägdlein zum Ofen (Nr. 89.) vergl. Erdmännlein (Nr. 91.), und enthüllt ihm die geschehene Unthat, die sie keinem Menschen offenbaren darf. — Auch das Wort Eisenofen ist alterthümlich und nicht sowohl auf einen eisernen zu deuten, als auf das alt: Eitofan, Feuerofen, Camin, zurückzuführen (von Eit, Esse, Feuer. s. gloss. doc. v. eitofan).

128.

Die faule Spinnerinn.

Aus Zwehrn. Aehnliche Idee im Pentamerone IV, 4. und in einer altdeutschen Erzählung: von der Minne eines Albernen, altd. Wälder III. 160-163. Vgl. die drei Spinnerinnen (Nr. 14.) und Cap. 125. in Pauli's Schimpf und Ernst ed. 1535. fol. — Der Baum im Wald ist ein Spindel-Baum,

Spill-Spul-Baum, lat. fusarius, franz. fusain (von fuseau, Spindel) vgl. Gerberts gloss. theotisca p. 139. evonymus, also ein Glück oder Unglück bedeutender Wünschelbaum. Vgl. Björns isländ. Wörterbuch v. besputré und bespulägt-tre.

129.

Die vier kunstreichen Brüder.

Aus dem Paderbörnischen. Verwandt mit dem Märchen von den drei Brüdern (Nr. 124), obgleich dem Inhalte nach ganz verschieden. Näher stehn aber die italiänischen im Pentamerone (V. 7.) und bei Straparola (VII. 5.).

In der persischen Sammlung Tuhti Nameh hat die vierte Erzählung des Papageien Aehnlichkeit. Es sind drei Jünglinge, wovon der erste mit der Eigenschaft begabt ist, zu wissen, wo etwas Verlorenes sich befindet, so wie er auch die Zukunft voraussieht; der zweite hat ein künstliches Pferd von Holz gemacht, womit er nach Gefallen in der Luft herumreiten kann; der dritte ist ein Bogenschütze und sein Pfeil trifft unfehlbar. Sie entdecken durch ihre Künste die schöne Jungfrau, die eine Zauberin auf einen hohen, unersteiglichen Berg gesetzt hat und führen sie fort, aber es entsteht nun Streit, welchem sie angehöre.

130.

Einäuglein, Zweiäuglein und Dreiäuglein.

Aus der Oberlausitz, dies schöne Märchen hat Hr. Th. Peschecke im Büschings wöchentlichen Nachrichten II. 17-26. mitgetheilt, woher wir es entlehnt, doch in unsere Weise umgeschrieben haben. Zweiäuglein ist das Aschenbrödel, die

weise Frau, die sich seiner Noth erbarmt, wahrscheinlich seine rechte, verstorbene Mutter; auch der Gang des Ganzen hat offenbar Aehnlichkeit: der Gold und Silber abschüttelnde Baum, der Freier, dessen Verlangen die rechte Braut allein erfüllen kann. Das Eingeweide der Ziege, welches eingegraben wird und woraus der Wunderbaum sproßt, ist das Herz, das ja auch von jenem Goldvogel (s. die beiden Brüder (Nr. 60.) und Krautesel (Nr. 122.) genommen wird) und das den Reichthum bringt. — Die Idee von einem Aug ist häufig und aus dem Märchen von Polyphem bekannt, aber die griechische Mythe kennt auch einen Jupiter mit drei Augen.

131.

Die schöne Katrinelje.

Aus dem Paderborn.; etwas verschieden in Bremen. Der Vater Bürstenbinder heißt Ohnethee, der Bräutigam Pichelpachelpaltrie, die Mutter Dorothee, der Brüder Ohnestolz, die Schwester Kieselkraut und die Braut Katherliese. Die Begrüßungen Fragen und Antworten wie in unserm Märchen, nur die Reime etwas verschieden:

"Wo ist denn die Mutter Dorothee?"
"Sie ist in der Küche und kocht den Thee".
"Wo ist der Bruder Ohnestolz?"
"Er ist im Stall und hackt das Holz".
"Wo ist die Schwester Kieselkraut?"
"Sie ist im Garten und hackt das Kraut".
"Wo ist die Katherliese?"
"Sie ist im Hanf und pflückt Radiese".

Hernach geht die Mutter zu der Gevatterin und spricht: "guten Tag, Frau Gevatterin". Schönen Dank, Frau Gevatterin, wo will sie hin?" — "Nach Witzenhausen (in Hessen) Frau Gevatterin". — "Was will sie da machen, Frau Gevatterin?" —

"Rosmarin holen, Frau' Gevatterin" — "Was will sie damit machen, Frau Gevatterin". — "Weiß sie nicht, daß meine Tochter eine Braut ist, Frau Gevatterin?" "Wen hat's denn, Frau Gevatterin?" — "Rath sie einmal, Frau Gevatterin". "Einen Doctor?" — "Viel besser" — "einen Professor?" — "noch besser". — "Wohl gar einen Besenbinder?" — "Sie hats gerathen". — "Was kriegt's alle mit, Frau Gevatterin?" — "Eine Metze Hotzeln, eine Metze Schnietzeln, einen Bieterwams-Rock, Schürzenfleckeln, einen Heller an baarem Geld: ist's nicht genug, Frau Gevatterin, kost eine Tochter nicht viel, wenn sie heirathen thut?" — Auch hat man in Bremen noch den Reim:

Bürstenbinders Tochter und Besenbinders Sohn,
die haben sich versprochen, sie wollen einander hon;
die Mutter kam gelaufen und schrie im Laufen laut:
"Victoria! Victoria! meine Tochter ist 'ne Braut!
und wenns erst zusammen sind und haben dann kein Haus,
so setzens sich ins Körbel ein und gucken oben heraus!"

In dieser Weise ist auch ein Volkslied aus dem Kuhländchen bei Meinert I. 241.

132.

Der Fuchs und das Pferd.

Aus Münster. Der Zusammenhang mit der großen Thierfabel wird sich beim Reinhart Fuchs zeigen. Verwandt ist das Ganze mit dem Märchen vom alten Sultan (Nr. 48.).

133.

Die zertanzten Schuhe.

Aus dem Münsterland; der Zug, daß der Soldat einen Schwamm unter das Kinn bindet, in welchen er den Schlaf-

trunk laufen läßt, ist aus einer andern paderbörnischen Erzählung aufgenommen, die noch folgendes abweichende hat. Es sind nur drei Königstöchter, deren Schuhe jeden Morgen entzwei gefunden werden; wer die Ursache herausbringt, soll die jüngste zur Gemahlin haben, wer es aber nicht vermag, das Leben verlieren. Zwölf hangen schon, da meldet sich der Soldat, als der dreizehnte. Er schleicht ihnen nun Nachts durch den heimlichen Gang nach (den unsichtbarmachenden Mantel hat er noch nicht); die drei Fräulein gehen bis zu einem See, da stehen drei große Riesen, jeder nimmt eine von ihnen auf den Nacken und trägt sie durch das Wasser zu einem kupfernen Schloß. Der Soldat kann nicht nach, da erblickt er einen Löwen und einen Fuchs, die haben einen Mantel und ein paar Stiefeln, wenn man die anthut, so kommt man hin, wo man sich hinwünscht. Die beiden streiten sich, wer die Wunschdinge haben soll, da spricht er: "geht dreißig Schritte weit, dann fangt an zu laufen, wer am ersten wieder hier ist, soll sie haben". Kaum sind sie fort, so zieht er beides an und wünscht sich zu den drei Königstöchtern, er setzt sich nun unsichtbar zu der ältesten und ißt ihr alles vor dem Mund weg. Nach dem Essen fängt der Tanz an, und sie tanzen so lang, bis ihre Schuhe Löcher haben, dann tragen die Riesen sie wieder über den See; er wünscht sich in sein Bett, so daß sie ihn wie in tiefem Schlafe finden. In der zweiten Nacht geht es ebenso: das Schloß ist silbern und der Soldat setzt sich zu der zweiten; in der dritten ist es golden und er sitzt bei der dritten, der zugesagten Braut. Am dritten Tag entdeckt der Soldat dem König alles und erhält die jüngste Schwester und nach des Alten Tod das Reich. — Eine dritte Erzählung aus Hessen hat viel Eigenthümliches. Eine Königstochter vertanzt alle Nacht zwölf paar Schuhe, jeden Morgen muß ein Schuster kommen, und zwölf Paar neue anmessen, die Abends abgeliefert werden; dazu hält er zwölf Gesellen. Niemand weiß, wie die Schuhe Nachts zerrissen werden, als nun eines Abends der jüngste von den Gesellen die Schuhe herbei trägt und die Jungfrau gerade

nicht in ihrer Kammer ist, denkt er, du mußt herausbringen, wie die Schuhe zerrissen werden und legt sich unter ihr Bett. Nachts elf Uhr öffnet sich die Fallthüre, es kommen elf Königstöchter herauf, die küssen sich einander, thun die neuen Schuhe an und dann steigen sie zusammen hinab. Der Gesell, der sich unsichtbar machen kann, geht nach, sie kommen an ein Wasser, wo sie ein Schiffer in seinen Kahn nimmt. Dieser klagt, daß das Schiff schwerer sey; "ach sagen die zwölf Jungfrauen, wir haben doch nichts mitgenommen, kein Tuch, kein Päckchen". Sie landen und gehen in zwölf verschiedene Gärten, jeder gehört einer davon; sie brechen da die schönsten Blumen und schmükken sich damit. Nun gehen sie zu einem Schloß, wo zwölf Königssöhne sie empfangen und mit ihnen tanzen; sie sind lustig, nur die eine nicht, die ist leidmüthig, (es ist als habe sie den schönen Schusterbuben gesehen und sich in ihn verliebt). Die kehren wieder zurück, weil die Schuhe durchgetanzt sind; oben werfen sie die zwölf Paar zum Fenster hinaus, wo schon ein ganzer Haufen Schuhe liegt. Der Gesell schleicht sich fort, am andern Morgen kommt der Meister und will der Königstochter die neuen Schuhe anmessen, sie liegt aber noch im Bett und heißt ihn wiederkommen, als er wiederkommt, sagt sie, sie wolle keine Schuhe mehr, sie brauche nur ein Paar, das solle er ihr durch seinen jüngsten Gesellen schicken. Der aber sagt: "ich gehe nicht, erst ist die Reihe am ältesten", dieser putzt sich und spricht wieder: "ich gehe nicht eher, als bis es an mich kommt" so geht der zweite, dritte und alle einer nach dem andern hin bis sie den elften auch zurückgeschickt hat. Da sagt der jüngste "soll ich hin, so geh ich wie ich da bin und ziehe keine bessern Kleider an". Wie er hinkommt, da fällt sie ihm um den Hals und sagt: "du hast mich von den elfen erlöst, in deren Gewalt ich gewesen und von denen ich gereinigt worden bin, ich liebe dich von Herzen, du sollst mein Gemahl werden". — Ueber den Streit bei den Wunschdingen vergl. die Anmerkung zu dem Märchen vom goldenen Berg (Nr. 92.). — Daß auf das Mislingen der Aufgabe Todesstrafe gesetzt wird, kommt ebenso

Räthsel (Nr. 22.) und in den sechs Dienern (Nr. 134.) vor. — Das Märchen ist auch in Pohlen bekannt (s. unten).

134.

Die sechs Diener.

Aus dem Paderbörnischen. Siehe die Anmerkungen zu dem Märchen von den sieben Gesellen, die durch die ganze Welt kommen (Nr. 71.). Zu dem, vor dessen Augen alles zerspringt, gehört eine merkwürdige Stelle in der Hymisquida der Edda (St. 12.) "entzwei sprang die Säule vor dem Anblick der Joten".

135.

Die weiße und schwarze Braut.

Aus dem Meklenburgischen und Paderbörnischen. Nach der einen Erzählung wird der Bruder nicht blos unter die Schlangen gesetzt, sondern wirklich umgebracht und unter die Pferde im Stall begraben. Die Ente kommt Abends ans Gatterloch geschwommen und singt:

macht auf die Thür, daß ich mich wärme,
mein Bruder liegt unter den Pferden begraben:
hauet den Kopf der Ente ab!

wodurch die Handlung des Königs, daß er ihr den Kopf abhaut, woran ihre Lösung gebunden war, besser begründet wird. Am Ende wird der Bruder im Stall ausgegraben und stattlich unter die Erde gebracht; vgl. den singenden Knochen (Nr. 28.). Das ganze Märchen liegt einer modernen, schlechten

Ueberarbeitung in den Sagen der böhm. Vorzeit. Prag 1808. S. 141 : 185 zu Grund. Der Eingang ist von Blumen und Perlenkämmen, wie sonst auch vorkommt. Eigen ist, daß die begabte Schönheit vor freier Luft und Sonnenstrahl gehütet werden muß. Unterwegs nun bricht die böse Hexe das Kutschenfenster, daß Luft und Sonne eindringt, da wird sie in eine goldene Ente verwandelt. Ebenso in der Sammlung von Gerle. Mit viel schönen Zügen kommt es in den Märchen der Aulnoy vor: Rosette Nr. 6. Dagegen hat Blanchebelle in der Samml. les illustres fées (Cabinet des fées T. V.) nur einen schwachen Grund davon. Im Pentamerone IV. 7. findet sich ein eigenthümliches, halb aus idm, halb aus dem Gänsmädchen (Nr. 89.) zusammengesetztes Märchen, wie denn auch unser gegenwärtiges genau an die Fabel von der Königin Berta wieder erinnert. Besonders ist der einfache Gegensatz von Schwärze und Weiße, für Häßlichkeit und Schönheit, Sündlichkeit und Reinheit, zu bemerken, da er an die Mythe von Tag und Nacht (und der Nacht Tochter) denken läßt und Berta (die weiste, biort) schon im Wort den Tag und das Tagesbrehen, Anbruch, ausdrückt. Indem die ins Wasser gestoßene als schneeweiße Ente aufsteigt und fortlebt, erscheint sie als Schwanen-Jungfrau. Ebenso ist auch die nordische Schwanbild weiß und schön wie der Tag, im Gegensatz zu ihren raben-schwarzen Stiefbrüdern; auch gibt es eine altdeutsche Erzählung von einem weißen und schwarzen Dieterich, Zwillingsbrüdern, und eine schwarze und eine weiße Tochter kommen in einem schwedischen Volkslied (Samml. von Geyer und Afzelius I. 31.) vor. Der Name Reginer ist vermuthlich schon alt in dieser Geschichte; aus den alten Marschällen, Stallmeistern und Wagenführern sind in der spätern Volksansicht Kutscher geworden, wie aus den Helden Soldaten. Darum, daß der Bruder bei den Pferden und unter ihnen begraben wird, erinnert er an das Roß Falada dessen Stelle er im Märchen vertritt. Der Küchenjunge ist wie dort der Hirtenjung.

136.

Der wilde Mann.

Aus dem Münsterland. Merkwürdig ist in dem schönen Märchen, daß hier ganz eigentlich ein männlicher Aschenputtel auftritt, wie es in den älteren Sagen auch scheint gewesen zu seyn. Der schlechte Kittel, weshalb er wie Allerleirauch (Nr. 65.) allein schlafen muß, sogar die gemeine Küchenarbeit kommen vor, und eben so kehrt er heimlich nach dem königlichsten Leben in seinen alten Zustand zurück, so daß er nur an einem äußeren Zeichen erkannt wird. In Oestreich gibt es ein Märchen von einem Stiefelstoß, der in einen Bär verwandelt, unter der Treppe liegt: wer ins Haus geht, stößt und tritt ihn und putzt sich die Stiefel an seinem Fell ab. — Wie hier der wilde Mann so wird nach den jüdischen Sagen Aschmadai mit List gefesselt. s. Majer Mythol. Wörterb. I. 119. 120. Deutsch kommt das Märchen in der Samml. von Vulpius vor, und ital. bei Straparola V. 1. Ueberraschend wird von dem berühmten norweg. König Harald dem Haarschönen nicht bei Snorri sondern in dem Flatöbuch eine unserm Märchen ähnliche Geschichte erzählt. An dem Hofe seines Vaters war ein Jote gefangen gehalten, weil er den Schatz des Königs bestehlen wollte, Harald als funfzigjähriges Kind befreite ihn, dafür nahm ihn der Jote mit sich und erzog ihn bis zum 15ten Jahr. (P. E. Müller über Snorri's Quellen S. 13.)

137.

De dre: schwatten Princessinnen.

Aus dem Münsterland. Der Zauber in seiner Entwicklung oder im Gang zu seiner bestimmten Auflösung durch übermächtige Eingriffe gestört, zieht Verderben oder gänzliche Vernich-

kung nach sich; vgl. die Anmerkung zum Eselein (Nr. 58.). Er will heimlich bleiben, scheut Licht (darum sind die drei schwarz und werden allmählich weiß. s. auch die abweichende Erzählung vom Marien-Kind Nr. 3.) und Rede: und es ist ganz dasselbe, wenn beim Heben des Schatzes das erste gesprochene Wort ihn siebenmal tiefer zu versinken zwingt.

138.

Knoist un sine dre Sühne.

Aus dem Sauerland und in der dortigen Mundart. Wird singend und mit sehr lang gezogenen Sylben erzählt. Werrel (Werl) ein Wallfahrtsort in Westphalen, Soist ist Soest. Es wird auch als Räthsel angegeben und wenn man lang gerathen hat und nach der Auflösung fragt, geantwortet: "eine Lüge". Nach einer andern Erzählung gehen sie, nachdem der nackende den gefangenen Hasen in die Tasche gesteckt hat, in die Kirche, wo der "böcken Pastor" und der "hageböcken Köster" das Weihwasser austheilen: "darauf keimen se bie een graut, graut Waater, dat was so breed, dat en Haan darövet schret, do wören drei Schippe up, dat eene was leck, dat annere was leck, dat derde was kien Boaden in, in dat, wo kien Boaden was, setten se sick alle drei in, de eene versop, de annere verdrank, de derde kam der gar nig wier ut". — Das Lügenmärchen, das unter der Ueberschrift von den Wachteln sich in einer Wiener Handschrift (Nr. 119. auch in der Coloczer) befindet, hat eine mit unserm Märchen merkwürdig übereinstimmende Stelle:

die hunde sint mit miusen behuot,
dâ sint (die) kirchtür guot
gemüret ûz butern, got weiz!
unt schinet diu sunne allez heiz,
daz schat in (nit) umb ein hâr.

ein eichin pfaffe, daz iſt wär,
ein buechin meſſe ſinget
— — — — — —
der antlaz im geben wirt,
daz im der rücke ſwirt;
den ſegen man mit kolben gap.
ze hant duop ich mich herap,
von dem antlaz ich erſchrac:
ſiben wachteln in den ſac!

uch bei Chaucer (the poetical works Vol. IV.) the Coke's le of Gamelyn V. 996.

Gamelyn sprenith holi watir
all with on okin spire.

ergl. auch das Märchen vom Schlauraffenland (Nr. 158.)

139.

Dat Mäken von Brakel.

Aus dem Paderbörniſchen. St. Anna nämlich iſt die Schutzpatronin von Brakel und ihre Capelle liegt nicht weit von der Stadt. Mudder iſt aus dem Hochdeutſchen herüber-gekommen, Möhme aber der gemeine Ausdruck. Man hat dort noch einen andern Spottvers:

"O hilge ſünte Anne,
help mie doch bald tom Manne!
O hilge ſünte Viet,
et is ietz de bogeſte Tied!"

St. Vitus iſt der Schutzpatron des nahliegenden Corvei. — Im Hannöverſchen wird erzählt, daß als das Mädchen Gott um ein Zeichen bittet, ein Hirt, der das ganze Gebet hinter einer Hecke mit angehört, einen alten Schuh herüber-wirft; wofür es Gott freudiglich dankt. — Eine ähnliche Ge-

schichte wird von einem Küster in einem nordholländischen Dorfe Wormer erzählt, und in den Oudheden van Zaanland, Stavoren, Vronen en Waterland door Hendrik Soeteboom Thl. 1. S. 376. 77. (Amsterd. 1702.) mitgetheilt. Ein Becker in dem Dorf war dafür bekannt, daß er sein Brot zu leicht machte, weshalb er seine Nahrung verlor. Er ging nun oft in die Kirche und verrichtete vor der Jungfrau Maria, die mit dem Jesuskind im Arm an einem Pfeiler stand, seine Andacht und bat sie um ihre Hülfe, damit seine Nahrung wieder besser würde. Der Küster, der das bemerkte, stellte sich einmal hinter den Pfeiler und als der Becker wieder sehr eifrig seine Bitte vortrug, rief jener mit einer feinen Kindersprache: "Bäcker, ihr müßt euer Brot was schwerer machen!" Darauf antwortete der Becker schnell: "schweig, Junge, und laß deine Mutter sprechen!" und ging damit fort. — Von dem hl. Bernhard Abt von Clairvaux hat man eine ähnliche Sage (Vorzeit Taschenb. 1819.). Einmal, als er zu Speier war, ging er in den Dom um dem Marienbilde seine Verehrung zu bezeigen. Er fiel dreimal vor ihm auf die Knie und brach voll Andacht in die Worte aus: "o du huldreiche, du milde, du holdseelige Mutter Gottes!" Das Bild fing hierauf an zu reden: "sey mir willkommen, mein Bernhart!" der Heilige aber, den das verdroß, verwies der Himmelskönigin das Reden, mit den Worten: "schweig, ein Weib soll nicht reden in der Gemeinde!" Das Bild ist noch im Dom zu sehen, und auch die drei metallenen Platten, welche die drei Stellen bezeichnen, wo der heil. Bernhard kniete. — Auch eine Sage aus Westphalen gehört hierher. Et was mohl en Meken in Sauste (Soest), dat kneide sick alle Morgen, wenn de Lühe olle uidt de Kerke wühren, führ dat graute steinerne Herrgotts-Bild un behede. Da was dei Küster nigelig un gink mohl hinner dat Bild stohen. Da seh dat Meken:

"o du graute, leiwe Gott von Sauste,
bescher mie doch usen Knecht den Jausten! (Jost)"

Da seh dei Küster: "Meken du krigst en nu nig!" Da seh dat

Meken: "o du graute, leime Gott, so beit (beiß) mic doch nig!"

130.

Das Märchen vom Hausgesinde.

Aus dem Paderbörnischen. Die vielerlei Abweichungen dieses alten Märchens (gleichsam ein Gespräch mit dem Widerhall) anzuführen, würde hier zu weitläuftig seyn und noch unpassender, die meistentheils in die alte Sprache und Fabel reichenden, immer sehr poetischen Namen zu erklären. Der Hel (Hölle) Saal heißt in der Edda Eliud, ihr Tisch Hungur, ihr Messer Sultur, ihr Knecht Ganglâti, ihre Magd Ganglôt, ihre Schwelle Fallandi-forrad, ihr Bett Kaur, ihre Decke Blikandi-haul, ihr Acker Hnipinn. In der Gothreks Sage sind andere bedeutsame Familiennamen, der Vater Skapnarkunagur, die drei Söhne: Fiolmodi, Ymsigull, Gillingr, die Mutter sammt den drei Töchtern: Totra, Snotra, Hiotra, Fiotra und in einer andern Sage der Mann Stedie, die Frau Grynia, die Tochter Smidia, der Sohn Thôllur; man findet in den mythischen Geschlechtsnamen lauter Verwandschaften. So zählt Vidrich im Lied von Riese Langbein Str. 8. 19. 20. die Namen von Vater, Mutter, Schild, Helm, Schwert und Pferd auf. In einem altdeutschen Gedicht vom Haustath heißt der Hund Grin, die Katze Zise, der Knecht Wise, das Pferd Kerne, die Magd Meye. Musäus (Volksm. V. 130.) hat aus einem Volkspilgerlied folgende schöne Stelle aufbehalten: aus welcher Gegend kommt ihr? "von Sonnenaufgang". wohin gedenkt ihr? "nach Sonnenuntergang". in welches Reich? "in die Heimath". Wo ist die? "hundert Meil ins Land hinein". Wie heißt du? "Springinsfeld grüßt mich die Welt, Ehrenwerth heißt mein Schwert, Zeitvertreib nennt sich mein Weib, Spätestagt ruft sie die Magd, Schlechtund-

recht nennt sich der Knecht, Sausewind tauft ich mein Kind, Knochenfaul schalt in den Gaul, Sporenklang heißt sein Gang, Höllenschlund lock ich den Hund, Wettermann kräht (heißt) mein Hahn, Hupf ins Stroh heißt mein Floh. Nun kennst du mich mit Weib und Kind und allem meinem Hausgesind". — Aus dem Paderbörnischen mündlich folgendes. Wie heißt der Wirth? — "Schmuckelbart, er steht vor'm Spiegel, putzt seinen Bart". — Die Frau? — "Juckelpelz, sie steht hinterm Ofen und laust ihren Pelz". — Der Koch? — "Smorlilus, er steht in der Küche und rührt sein Mus". — Der Soldat? — "Reicherheld, er sitzt im Wirthshaus und hat viel Geld". — Der Schreiber? — "Federkiel, der sitzt am Tisch und schreibt nicht viel". — Der Knecht? — "Kinkelwurst, er steht im Keller und löscht seinen Durst". — Die Tochter? — "Agnes, sie sitzt in der Kammer und macht die Käs". — Die Magd? — "Flederwisch, sie steht in der Stube und scheuert den Tisch". — Der Junge? — "Galgenstrick, er steht im Stall und streicht sein Vieh". — Schütze im hollst. Id. 2. 117 und 4. 156. führt an: Hebberecht so heet min Knecht, Snakfordan so heet min Man, Tiedvördrief so heet min Wif, Luusebung so heet min Jung. In den Kinderliedern, Anhang zum Wunderhorn S. 41-43. Bibberlein heißt mein armes Hühnelein, Enteauentlein die Ente, Wackelschwänzlein die Gans, Schmortopf das Schwein, Klipperbein die [illegible]ge, Gutemuh die Kuh, Guckheraus das Haus, Ke[illegible]ahn der Mann, Goldenring das Kind, Hat er [illegible]agt die Magd, Haberecht der Knecht, Wetterma[illegible] der Hahn, Hüpf ins Stroh der Floh. — Stilling in [illegible] Leben I. S. 62. führt nur eine Zeile an: "Gerberli hieß mein Hüneli", und ein holländ. Volkslied beginnt: koekeloery heet myn haan, prys heet myn hennetjen. Vergl. auch die Oestreichischen Lieder von Schottky. S. 40. Wenn der Tannhäuser II. 67. sein Gesinde Zadel, Zweifel, Schade und Unbereit nennt, so ist das schon der Uebergang der epischen Namen in die bewußte Allegorie, wie z. B. in dem Spruch:

Vielhorgen hat eine Stiefmutter, heißt: Verkaufdeingut, die gebiert eine Tochter, heißt: Gibswohlfeil, dieselbige Tochter hat ein Bruder der heißt: zum Thorhinaus. In der Mitte steht noch das bekannte: "Sparebrot (Vater) ist tod, Schmalhans heißt der Küchenmeister". Einzelne Namen, wie der des Weibes: Zeitvertreib und Leidvertreib lassen sich in vielen alten Beyspielen darthun, z. E. Morolf 159. 1145. Auch der "Kupr-dt mein Knecht" aus dem Wartburger Krieg gehört hierher. Vergl. die Namen, die in der schönen Katrinelje (Nr. 131.) vorkommen.

141.

Das Lämmchen und Fischchen.

Aus dem Fürstenthum Lippe. Das Ende wohl unvollständig und es schwebte nur vor: die Stiefmutter glaubt das Lämmchen gegessen zu haben und verlangt nun vom Koch auch noch das Fischlein zubereitet. Der Koch aber tödet es auch nicht, wie es anfängt zu sprechen und zu klagen, bringts zum Lämmchen und täuscht die Stiefmutter wieder, deren Bosheit dem Vater zu Ohren kommt und die bestraft wird. S. die weiße und schwarze Braut (Nr. 135.) und die Anmerkung dazu — der Eingang vom Abzählen kommt auch in dem Lied der Gräfin von Orlamünde (im Wunderhorn) vor.

142.

Simeliberg.

Merkwürdig, daß dieses im Münsterland erzählte Märchen auch am Harz von der Dummburg (Otmar S. 235-238.) oder Hochburg vorkommt und genau mit dem orientalischen

von den vierzig Räubern einstimmt (1001 Nacht VI. 345.), wo sogar der Felsen Sesam auffallend an die Namen Semsi und Semeli, wie der Berg in den deutschen Sagen heißt, erinnert. Gerade diese Bergbenennung ist uralt in Deutschland, nach einer Urkunde bei Pistorius III. 642. heißt ein Berg im Grabfeld Similes und in einem Schweizerlied (Kuhns Kühreihen, Bern 1810. S. 20. und Spaziers Wanderungen, Gotha 1790. S. 340. 341.) wird ein Simeliberg wiederum erwähnt. Man kann dabei an das schweizerische simel für sinbel: rund denken. (s. Stalders Wörterbuch.) — Es gibt auch ein ähnliches polnisches Märchen. (S. unten).

143.

Up reisen gohn.

Aus dem Münsterland; eine andere Erzählung aus dem Paderbörnischen enthält neue Scherze. Et was wol en dummer Jungen, de däh jummer wat em sine Möhme heiten hadde, men jummers unrecht. As he sick nu vermehet (vermiethet) hadde, segde em sin Heer, he mög up't Feld gahn un säen un seggen dabie: "alle Jahre hundertfältige Früchte!" He gänk hen, da kaimen da grade Luhe met ener Lieke (Leiche), do segde he: "alle Jahre hundert!" As dat de Luhe hören, gaven se em wat drup. He quam to Huus un säe to de Möhme: "o Möhme, wo hät mie gahen! ick beve dohn, wat mie min Heer heiten hät!" Do sehde de Moder: "häddest mötten seggen: sie ruhe in Frieden!" He gänk wedder hen, darup quam da en Filler her met en daut Perd, do segde he wedder: "sie ruhe in Frieden!" De Filler verstand dat unrecht un gav em wat drup. He gänk wedder na Hues un klaget sine Möhme, do säe se: "du hättest müssen sagen: weg mit dem Aas!" He gank up en andermal wedder up't Feld, as do grade Hochtitsluhe herkeimen, do fänk he an: "weg met

dat Aes!" Se prugelnt en dugent dur. "O, Möhme, säg be wedder, wo ist mie gahen" un vertelde. Se säg: "hättest müssen sagen: hier ist Lust und Freude". He gänk hen, up finen Wege säh be, dat en Hues brenne, do fänk he wedder an: "hier ist Lust und Freude!" Do kregens'n her un prügeln en, do he dat sine Moder klaget hadde, säe se: "hättest müssen einen Eimer voll Wasser nehmen und ausgießen helfen". Do dachte he, as he do bie de Immenkörbe kam an den Emmer mit Water un gütt se daut. De Herr van de Immen, nahm en Stoek un fegede em, dat he leip. "O Möhme, wo schlecht ist mie gahen". Se säe: "hättest müssen sagen, gib mir was mit!" Do quam he mol bie enen Kohstall vorbie, de wurde juste utemistet, do nahm he finen Petzel af un säe: "giv mie wat met". — Aehnlich sind die Volksscherze von dem Harthörigen, der alles verkehrt auslegt, oder von der Schneidersfrau, welche absichtlich ihres Mannes Worte mißversteht, statt Faden, Fladen; statt Zwirn, Birn kauft u. s. w., worüber im Rollwagenbüchlein eine Erzählung steht; auch ist der englische Jann Posset (Fastnachtsspiel bei Airer Bl. 106 - 114.) zu erwähnen, der es seinem Herrn nicht besser macht.

144.

Das Eselein.

Nach einem lateinischen Gedicht in elegischem Sylbenmaß aus der zweiten Hälfte des 15ten Jahrhunderts in einer Straßburg. Handschrift (MSS. Johann. c. 106. 5 Blätter) unter dem Titel Asinarius. Die Erzählung ist wie in dem Raparius (Nr. 146.) breit, doch nicht ungefällig. Anfang:

Rex fuit ignotae quondam regionis et urbis,
sed regis nomen pagina nulla docet.
Is sibi consortem regni talamique sodalem
sortitus fuerat nobilitate parem.

Schluß:

post haec preterea patris sortitur honorem
sicque regit regum rex duo regna duum.

Ueber den Inhalt vergl. die Anmerkung zu Hans mein Igel, Nr. 108. Eigentlich müßte nach der Belauschung des geheimnißreichen Zaubers Unglück erfolgen, wenigstens Störung des irdischen Glücks, (wie es erfolgt, nachdem Psyche den Amor beleuchtet hat, bei der Melusine, dem Schwanenritter u. a.); bei dem Hans mein Igel ist die Spur in dem Umstand, daß er schwarz wird und erst muß geheilt werden, hier darin zu erkennen; daß der Jüngling ängstlich entfliehen will, im Lateinischen:

ergo genet mane surgit, somno satiatus,
pelle volens asini sicut et ante tegi;
quam non inveniens, multo stimulante dolore,
de sola cepit anxius esse fuga.

Und indem er dem Alten antwortet:

— — ita faciam tecumque manebo
et precor ut finem dent bona cepta bonum.

Ein indisches Märchen, das diesem ganz nah kommt, ist in den Altd. Wäldern I. 165 - 167. mitgetheilt; auch scheint es sich auf ein gängiges Sprichwort: "welcher Esel nicht kann Pantken (oder Lauken) schlagen, muß die Säck zur Mühle tragen", zu beziehen. Im persischen ist es gleichfalls bekannt, wie der Firdusi (Görres II. 381. 382.) zeigt.

115.

Der undankbare Sohn.

Aus Schimpf und Ernst Nro. 413. Ganz in der Art wie Großvater und Enkel (Nr. 78.), der zarten Kindheit vor allen

nahliegend und eindringlich. Aelter und mehr legendenmäßig bei dem Dominikaner Thomas von Cantimpre aus dem 13ten Jahrhundert, der das Märchen als mündliche Ueberlieferung mittheilt; vergl. Büsching in Schlegels Museum IV. 52. 53. der noch ein anderes Buch anführt, wo es vorkommt.

146.

Die Rübe.

Der äußern Form nach eins der ältesten Märchen, nämlich aus einem lateinischen Gedicht des Mittelalters übersetzt, und zwar nach der in Straßburg vorhandenen Papierhandschrift (MSS. Johann. C. 102. aus dem 15. Jahrh.) worin es 394 Zeilen in elegischem Versmaß enthält und Rapparius übergeschrieben ist. Eine andere, gleichzeitige, wird zu Wien aufbewahrt, (Denis II. 2. p. 1271. Cod. DLXII. K. 3356.). Das Gedicht selbst mag indessen bereits im 14. Jahrh. verfaßt worden seyn, ohne Zweifel nach mündlicher Volkssage, vielleicht eben aus dem Elsaß. Denn die große Rübe gehört zu den Volksscherzen, Fischart in der Vorrede zum Ehezuchtbüchlein gedenkt der Rüben zu Straßburg. In dem Volksbuch von dem lügenhaften Aufschneider (auch ins Schwedische übersetzt. Lund 1790.) heißt es: "Als ich nun weiter fortwanderte und nach Straßburg kam, sah ich daselbst auf dem Feld eine solch große Rübe stehen, als ich noch niemals eine gesehen und ich glaube, daß einer mit einem Roß in drei langen Sommertagen dieselbe nicht umreiten könne", und in dem eben herausgekommenen Lustspiel in straßburg. Mundart der Pfingstmonat wird S. 177. das Straßb. Gemüs gerühmt: "Krutkipf vierdelszentnerschwer und zwölfpfündige Rettich". Dem Märchen selbst fehlt es nicht an merkwürdigen Beziehungen. Der mißrathene Versuch, den Blindgeborn zu überbieten, da doch das unschuldige Herz fehlt, in vielen andern Mär-

chen. Die Erlösung aus dem Sack ist genau die aus dem Brunnen-Eimer in der Thierfabel, wo der Fuchs den dummen Wolf berückt, hinunter ins Himmelreich einzugehen, damit ihn dieser herausziehe; als sie sich unterwegs in den Eimern begegnen, spricht der Fuchs die bekannten spöttischen Worte: "so gehts in der Welt, der eine auf, der andere nieder!" Dieser Sack und Eimer sind ferner wiederum die Tonne, worin der kluge Mann von den dummen Bauern ersäuft werden soll (s. Nr. 61. und Scarpafico bei Strapparola), der aber einem vorbeigehenden Hirten weiß macht, daß wer sich hinein lege, zu einer Hochzeit und großen Würde abgeholt werden sollte; gerade wie Cassandrin der listige Dieb, als Engel verkleidet einen Sack des Ruhms vorhält und den Severin hinein kriechen läßt (Strapparola II. 2.). In allen diesen Märchen ist der Wünschelsack oder das Glücksfaß von der komischen Seite dargestellt, denn die Sage wandelt gern den Ernst in Schimpf um. An die ernsthafte Seite erinnert aber unser Raparius am bedeutendsten: wie hier der Mann am Baum hangend Weisheit lernt, schwebt der nordische Weise in der Luft und lernt alle Wissenschaft (Runacapituli)

veit ek, at ek hiek vindga meidi a
nätur allar niu.
(weiß ich, daß hing am winddurchwehten Baum
ganzer neun Nächte lang.)
tha nam ek frevaz ok frodr vera.
(Da begann ich berühmt und klug zu werden.)

Odin setzt sich unter die Galgenbäume, redet mit dem Hangenden und heißt darum hanga-god (-tyrdrottinn). Dieser mythischen Wichtigkeit wegen möge die darauf bezügliche Stelle des Originals zugleich eine Probe des Stils geben:

Tunc quasi socraticus hunc laeta voce salutat
et quasi nil triste perpatiatur ait:
"salve! mi frater, hominum carissime salve!
huc ades, ut spero, sorte favente bona".
Erigit ille caput stupidosque regirat ocellos,
ambigit et cujus vox sit et unde sonet.

Dum super hoc dubitat, utrum fugiat maneatve,
huc movet ire timor et vetat ire pudor.
Sic sibi nutantem solidat constantia mentem,
dixit: "item resonet vox tua, quisquis es hic?"
De sacco rursus auditur vox quoque secundo:
"si dubitas, quid sim, suspice, tolle caput;
in sacco sedeo, sedet sapientia mecum,
hic studiis didici tempore multa brevi.
Pape! scolas quaerunt longe lateque scolares,
hic tantum veras noveris esse scolas.
Hic, phas si sit adhuc hora subsistere parva,
omnia nota dabit philosophia michi,
ac cum prodiero, puto me sapientior inter
terrigenas omnes non erit unus homo.
Pectore clausa meo latet orbita totius anni,
sic quoque siderei fabrica tota poli,
lumina magna duo complector vi rationis,
nec sensus fugient astra minora meos.
Sed neque me signa possent duodena latere,
quas vires habeant, quas et arena maris.
Flatus ventorum bene cognovi variorum,
cuilibet et morbo quae medicina valet (*);
vires herbarum bene cognovi variarum,
et quae sit volucrum vis simul et lapidum.
Septem per partes cognovi quaslibet artes;
si foret hic Catho cederet atque Plato.
Quid dicam plura? novi bene singula jura,
caesareas leges hic studui varias.
Qualiter et fraudes vitare queam muliebres (**),
gratulor hoc isto me didicisse loco.

(*) S. Runacap. 9.
(**) S. Runacap. 24. 25.

Hic totum didici, quod totus continet orbis,
hoc totum saccus continet iste meus;
nobilis hic saccus precioso dignior ostro,
de cujus gremio gratia tanta fluit.
Si semel intrares, daret experientia nosse,
hic quantum saccus utilitatis habet".

147.

Das junge geglühte Männlein.

Von Hans Sachs erzählt. Kempt. Ausg. IV. 3. 152–153. Neigt sich zu den Volksscherzen. Das Verjüngen alter Greise sammt dem mißglückenden Nachahmen erinnert gänzlich an die griechische Fabel von Medea, Aeson und Pelias.

148.

Des Herrn und des Teufels Gethier.

Von Hans Sachs erzählt im Jahr 1557. Kempt. Ausg. I. 5. S. 1006–1007. Die Wölfe als Gottes Hunde sind allen merkwürdig zu den odinischen Hunden (Vidris grey) gleichfalls Wölfen. Ueber das Einsetzen anderer Thiergen vgl. die drei Feldscherer, (Nr. 118.). Die Zeitbestimmung "wenn das Laub abfällt" d. h. im Herbst, ist noch jetzt in der Schweiz üblich; dort heißt es: "bis zur Laubriesete". Stalder Idiotikon II. 159. Ein uralter Grund bricht allerdings durch diese Fabel.

149.

Der Hahnenbalken.

Von Fr. Kind in Beckers Taschenbuch von 1812. in einem Gedicht erzählt, doch kennen wir es auch nach einer mündlichen Ueberlieferung aus dem Paderbörnischen, wo indessen die Rache des Zauberers fehlt. Er hatte darnach dem Hahn einen Strohhalm ans Bein gebunden und in den Augen der Menschen schien es ein groß Stück Holz. Doch ein Mädchen, das eine Tracht Klee auf dem Kopf hatte, sah daß es nur Strob war, denn es lag ein doppeltes Kleeblatt unter dem Klee, wodurch es vom Zauber frei gehalten wurde. Das Ganze hat Aehnlichkeit mit Rübezahls Neckereien. — Der oberste Gipfelbalken im Dachwerk heißt Hahnenbalken, weil der Hahn darauf zu sitzen pflegt (Parcisal 5758.).

150.

Die alte Bettelfrau.

Ein Bruchstück und verworren. Wird in Stillings Jünglingsjahren erzählt, scheint aber ein altes Volksmärchen, wobei die es vortragende Amme oder Mutter den zuhörenden Kindern vielleicht auch den Gang der krummen, gebückten Alten mit dem Stock in der wackelnden Hand vormacht. Der Schluß fehlt, vermuthlich rächt sich das Bettelweib durch eine Verwünschung, wie man mehr Sagen von eintretenden vilgerenden Bettlerinnen hat, die man nicht ungestraft beleidigt (S. das Bettelweib von Locarno in Heinr. Kleists Erzählungen). Es ist merkwürdig, daß der in Bettlergewand verhüllte Odin unter dem Namen Grimnir in die Königshalle einkehrt und ihm die Kleider am Feuer zu brennen anfangen. Der eine Jüngling

bringt ihm ein Horn zu trinken, während ihn der andere hatte zwischen die Flamme sitzen lassen. Zu spät merkt der des Pilgers Göttlichkeit, will ihn aus der Flamme ziehen, fährt aber in sein eigen Schwert.

151.

Die drei Faulen.

Schimpf und Ernst Cap. 243. Die Gesta Romanor. (deutsche Ausg. Cap. 3. lat. Cap. 91.) haben das Märchen auch, doch so, daß der, welcher sich lieber verbrennen will, der erste ist; welcher sich lieber will aufhenken lassen, der zweite; der dritte aber spricht: "läge ich in meinem Bett und mir fielen die Dachtropfen in beide Augen, ehe ich mich auf eine Seite wendete, ehe ließ ich mir die Tropfen die Augen ausschlagen". — In der Bürgerlust Thl. 1. St. 48. Drei faule Gesellen stellten mit einander eine Wette an, wer unter ihnen der faulste wäre. Der erste sprach: "wenn man mir das Essen auf den Tisch setzte, ich möchte nicht essen". Der andere: "und wenn man mirs in den Mund steckte und kaute mirs, ich möchte es nicht hinunterschlucken". Der dritte wollte vor Faulheit kaum den Mund aufthun, und sprach gleichwohl: "ach! wie mögt ihr reden!" und dieser behielt, wie billich, das Gewett. — Dasselbe erzählt Abraham a St. Clara (Auserlesene Gedanken. Wien 1812. Thl. 1. 150.), nur daß der zweite spricht: "wenn man mir auch die Speisen mit Gewalt in den Mund steckte, so würde ich sie doch nicht hinunterschlucken". Mündlich haben wir es auch gehört: drei faule Mädchen sitzen unter einem Nußbaum, das erste spricht, "wenn euch alle die reifen Nüsse herabfielen, ich möchte kein Reis schütteln"; das zweite: "wenn sie auch da lägen, wer wollte sie aufklauben!" das dritte: "ach! wer mag davon reden". — Abraham a St. Clara hat aber das Märchen noch einmal ganz anders gefaßt und unserm ähnlicher (Daf. 1. 40. 41.).

Ein menschliches Faulthier hatte drei Söhne und erklärte in seinem letzten Willen denjenigen zum Haupterben, welcher der trägste seyn würde. Nach des Vaters frühem Tod werden sie vor Gericht geladen, um wegen der Faulheit ins Verhör genommen zu werden. Der Erste gestand, daß wenn sein Fuß auch auf glühenden Kohlen läge, er ihn nicht einmal zurückziehen würde; der Zweite äußerte sich, daß er auf der Leiter, welche zum Galgen führt, stehen bleiben und selbst den Strang am Halse nicht abschneiden würde und zwar blos darum, weil er zu träg wäre, ein Messer aus der Tasche hervor zu holen. Der Dritte gab vor, daß er zu träge wäre, die Augen zu schließen, geschweige die Hand vorzuhalten, wenn es Nadeln regnete und er auf dem Rücken läge. — Fischart im Gargantua 79b erzählt einen andern Fall von dem faulen Heinz: "eben wie jener Knecht, da man ihn früh weckt: o de Vägelken pipen schun in de Rörken! oh, lat pipen, sahd he, lat pipen, de Vägelkens hefen klene Höfdken, hefen bale utgeslapen, averst min Höfdken is tomal gar grot, deit ime Noht me to slapen".

152.

Das Hirtenbüblein.

Aus Baiern. Aehnliche Fragen in dem altdeutschen Gedichte Strickers vom Pfaffen Amis, nach der heidelberg. Handschrift. Der Bischoff fragt 1): "wie viel des Meeres?" "Ein Fuder". — "Wer beweist euch das?" "Heißt alle Wasser erst still stehen, die ins Meer fließen, so will ichs messen und euch zeigen". 2) "Wie viel Tage sind seit Adam verflossen?" "Siebene; sind die zu Ende, so heben sie wieder an und das wird fortgehen, so lange die Welt stehet". 3) "Wo ist die Mitte der Erde?" — "Wo meine Kirche stehet, laßt euere Knechte mit einem Seil nachmessen, und reicht es an einem Ende halmsbreit vor, will ich die Kirche verloren haben". 4) "Wie

weit ist von der Erde zum Himmel?" "So weit ist vom Himmel zur Erde, daß ein Mann gar wohl hinaufrufen könnte, steigt hinauf und wenn ihr nicht meinen Ruf hört, so kommt wieder herab und nehmt meine Kirche zurück". 5) "Wie breit ist der Himmel?" "Tausend Lachter und tausend Ellen, denn nehmt ihr Sonne und Mond ab und was der Himmel an Sternen hat, und rückt ihn dann überall zusammen, so wird er nicht breiter seyn". — Im Eulenspiegel, der ohnehin mit dem Pfaffen Amis zusammenhangt, kommen Cap. 21. dieselben Fragen und Antworten vor; jene werden ihm von dem Rector der Universität vorgelegt. Verwandt ist damit das altenglische Lied vom König John und dem Abt von Canterbury (bei Percy II. p. 305, 311). Der König legt ihm drei Fragen vor, die er in drei Wochen bei Verlust von Land und Leben beantworten soll: 1) Was er, der König, mit der goldnen Krone auf dem Haupt, bis zu einem Pfennig werth sey? 2) wie bald er um die ganze Welt reiten könne? 3) was er gerade denke? Der Abt weiß sich nicht zu helfen, da verspricht ein Schäfer seinen Beistand, kleidet sich als Abt, tritt vor den König und gibt nun die Antworten: 1) da der Herr Jesus für dreißig Silberlinge verkauft worden, sey der König nur neun und zwanzig werth; 2) wenn er mit der Sonne ausziehe und reite, komme er in vier und zwanzig Stunden um die ganze Welt; 3) der König denke, er sey der Abt von Canterbury und sey doch nur ein armer Schäfer. — In Scherz und Ernst wird erzählt, daß dem Abt von seinem Mogt die Fragen vorgelegt worden: 1) wie hoch er ihn schätze? 2) wo die Mitte der Erde und 3) wie weit Glück vom Unglück entfernt sey? Der Hirt kommt in dem Kleide des Abts, und antwortet: 1) acht und zwanzig Silberlinge, weil unser Heiland für dreyßig verkauft worden und er den Kaiser zu neun und zwanzig schätze; 2) in seinem Haus, wie beim Pf. Amis; 3) nicht länger als eine Nachtzeit sey Glück und Unglück von einander entfernt, denn gestern sey er ein Hirt gewesen, heute aber ein Abt. — Wir haben auch die Geschichte von einem König von Frankreich gelesen, die erste und dritte Frage war

wie im altenglischen Lied, nur die zweite lautete gleich der in unserm Märchen, wie viel Sterne am Himmel seyen? Ein Müller, der hier die Antwort gibt, nennt eine große bestimmte Zahl und beißt den König nachzählen. — Endlich kommt auch im jüdischen Maasebuch Cap. 126. (in Hefwigs jüdischen Historien Nr 39.) die Sage vor. Einem Rath des Königs werden die drei Fragen vorgelegt, wovon die zwei ersten etwas abweichen: 1) wo die Sonne aufgehe? 2) wie weit es vom Himmel bis zur Erde sey (wie beim Amis)? Hierauf folgen durch einen Schäfer die schwachen Antworten: die Sonne gehe gen Morgen auf und gen Abend nieder, und vom Himmel sey es gerade so weit zur Erde, als von der Erde zum Himmel. — In ähnlichem Geiste enthalten auch die Gesta Romanor. eine Erzählung (S. unten den Auszug Nr. 14.).

153.

Die Sternthaler.

Nach dunkeler Erinnerung aufgeschrieben, möge es jemand ergänzen und berichtigen. Jean Paul gedenkt seiner in der unsichtbaren Loge I. 214. Auch Arnim hat es in den Erzählungen S. 231. 232. benutzt.

154.

Der gestohlene Heller.

Aus Cassel.

155.

Die Brautschau.

Aus der Schweiz, mitgetheilt von Voß in seinen Sagen S. 321. Etwas ähnliches hat Schütze holst. Idiot. I. 334. 35. Ein junger Mann besuchte drei Schwestern und fand ihre Wokken voll Flachs. Heimlich steckte er einen Schlüssel in den Flachsüberzug der ältesten und fand ihn am folgenden Tage im Flachs wieder. Eben so gings ihm bei der zweiten Die dritte aber sagte ihm am nächsten Tage: "se hebben eeren Slötel in minen Wokken steeken laten". "Du bist die rechte" sprach er und nahm die Fleißige zur Frau. — Ganz anders ist die Weise womit vier Jungfrauen in einer persischen Erzählung (Reise der Söhne Giaffars) geprüft werden: der einen wirft der Liebhaber Rosenblätter an die Brust und da ein Rosenästchen dabei ist, das ihr ins Gesicht springt, so stellt sie sich ohnmächtig; die zweite hält die Augen vor die Hände aus verstellter Schamhaftigkeit, um die Statüe eines Mannes nicht zu sehen; die dritte ruft: "Herr, geht weg, denn eure Haare am Pelz stechen mich"; die vierte wie sie an einen See Fische springen sieht, bedeckt ihr Gesicht, weil Männlein unter den Fischen seyn könnten.

156.

Die Schlickerlinge.

Aus dem Meklenburgischen. Gehört zu den Märchen, die auf einfache Art eine alte Lehre geben, wie jenes von der Brautschau (Nr. 165.). — Das Spinnen ist die eigentliche Arbeit der Hausfrau nach alten Sitten, ihr Leben und Weben.

157.

Der Sperling und seine Kinder.

Aus Schuppii Schriften (Fabelhans. S. 837. 33.), steht aber früher schon im Froschmeuseler. Magdeb. 1596. A. a. V. — Bb. 1.

158.

Schlauraffenland.

Die Fabel vom Affen- oder Schlauraffenland (s. Glaraff bei Stalder I. 451; die schlauen, klugen sind den dummen Affen, apar ósvinnir, entgegen gesetzt) steigt ohne Frage in ein hohes Alter auf, da schon das gegenwärtige Märchen aus einem altdeutschen Gedicht des 13ten Jahrhunderts herrührt. Bald wird sie spaßhaft, wie hier und meistentheils, gewendet, aber im Märchen von dem Zuckerhäuschen, das mit Fladen gedeckt, mit Zimmt gebalkt ist (Nr. 15.), erscheint sie in gläubigem Kindesernst, gleichwohl dieselbe, und schließt sich an die noch tieferen Mythen von dem verlorenen Paradies der Unschuld, worin Milch und Honig strömen. Zu der ersten Art blos gehört Hans Sachsens bekannter Schwank (s. Häsleins Auszug S. 391.) und Fischarts Anspielung im Gargantua S. 96a "in dem Land kann ich nicht mehr bleiben, die Luft thut mich in Schlauraffen treiben, drei Meil hinter Weihnacht, da sind die Lebkuchenwände, Schweinebratenbalken, Malvasirbrunnen, Milchramregen, Zuckererbsenhagel, da wird der Spaß bezahlt und der Schlaf belohnt, da gibts Bratwurstzäune, Honigapps und Fladendächer". Eben so hat man ein altfranzös. Fabliaux von dem pays de Cocagne (Méon. 4. 176.). Im Engl. heißt das Land Cockeney. Von Pasili gibt es in sicilian. Mundart: la Cuccagna conquistata. Palermo 1674. Die Beschreibung der alma città di Cuccagna beginnt:

Sedi Cuccagna sutta una montagna
di furmaggiu grattatu, et havi in cima
di maccaruni una caudara magna.

(Vgl. Fr. Wilh. Val. Schmidt Beitr. zur Geſch. der romant. Poeſie. S. 85.). — Auf der andern Seite ſchlägt das Märchen in vielen Sagen von den unmöglichen Dingen (Nr. 159.) und die gleichfalls alte Geſchichte vom Finkenritter ein, deſſen Fiſchart mehrmals gedenkt und woran er vielleicht ſelbſt mitgearbeitet hat (über das Volksbuch vgl. Kochs Grundriß 2.). Im Bienenkorb St. 4. Cap. 4. heißt es unter andern: "zur Zeit, da die Häuſer flogen, die Thiere redten, die Bäche brannten und man mit Stroh kochte, die Bauern bollen und die Hunde mit Spießen herausliefen, zur Zeit des ſtrengen Finkenritters". Manches in der Zuſammenſtellung dieſer unmöglichen Dinge deutet auf geheime, verloren gegangene Berührungen derſelben dennoch hin und es iſt hier, wie in den Traumdeutungen, die Reihe ſolcher ahnungsvollen Verwandtſchaften von den rohen und groben Lügen zu unterſcheiden. Ein holländiſches Volkslied "de droomende Reyziger" wiewohl moderniſirt hat aber noch viele alte Stropben und Uebereinſtimmung mit dem Altdeutſchen Gedicht, vgl. die Samml. Toverlantarn. S. 91–92. Vgl. das Dietmarſiſche Lied von den unmögl. Dingen, Walafrieds Strabo similitudo impossibilium (Canis. II. p. 2. p. 241.) und Stellen bei Tanhäuſer 2. 66. Marner 2. 172. Boppo 2. 236. und die verkehrte Welt in Görres Meiſterliedern S. 221. — Noch fügen wir ein hierhergehöriges Märchen aus dem Paderbörniſchen an. Ick gink mol ſpatzeiern, da kam ick in grauten Wald, do entmote mie (begegnete mir) ſo en graut Dinges, dat hadde ſo en langen, langen Stert, de ſchlörde wall tegen Ellen da hinner her, da was ick ſo wellmök (muthwillig) un pecke an den dicken Toſt Hore un leit der mie ſo hinnerher ſchlüren. Dat dürde nig lange, da keimen wie an en graut Schlot, da gink dat Dinges herinner: ick ſeg nie (nicht) mol, wo et bleif, et gink dür ſo vele Zimmers un ſchlürde mick in olle Ecken herümer, dat olle de Brudlacken (Spinngewebe) an mie ſitten bleiwen. Up einmol bleif ick in

eine Ecke hangen un ose ick tosach, do hadde ick en grauten Tost Hore in de Hand, de hadde ick den Dinges utritten, da leh ick sei so gigen mie un bleif do sitten, un de Dören wö-ren up einmol olle ümme mick tau, un ick wuste nie wo dat Ding bliefwen was. Up einmol stund do so'n klein Männeken fur mie, dat segde: "guden Obend!" Da seh ick: "grauten Dank!" "Worümme küm gi hie her?" Ick seh: "für min Pla-seier". Da seh dat Männeken: "wat de gi anrichtet, gi bewet usen Heren de Macht benumen!" "Ick? seh ick, et wulle gor nie nobegiewen, da bewe ick en betten von Schwanz utr:eten". "Dat wert mol en Unglücke beduen, et liegt do un randeirt (ringt) mit den Liewen, et wille olle Fingerlank verrecken". "Wat schert mie den dat, ick wull ment dat ick ut dusen Din-ges weder heruter würe". Da seh dat Männeken: "ick sin Kü-nig von 16 Twergen, wat gifst du mie, wenn ick die wedder herut bringen lote? Sei sind olle up Scholen west un bewet olles dur studeiert". Da seh ick: "mine Möhme hät ne Koh un ick bewe Siee (Ziege), eint von den Deilen salst du be-wen". Da gingen 8 Twerge mit mie, ose wie fur de Döre keimen, da lag do en grauten Hund, do macken sei en Stock von Höppertänen (Froschzähnen) da schlögen sei em einmol up de Schnute, dat bei wit trüge stauf (zurück stob, fuhr). Da gingen wie ne ganze Ecke Wegs, da keimen wie an en graut Water, da mackten de Twerge en Seil, un dat was macket von Frugen-Bart un Fischhare, un da tröken sei mie mit herömer. Da gingen wie olltied dür den grauten Walt, un sei wüsten ackrot (accurat), wo ick mit den Dinges her schlürt was. Up den sülvigen Weg was ick bis für miner Möhme Dör, da vet-telde ick ur, wo ick west was. Da gaf sei mie de Siee, da sette ick de Twerge na de Rige up, de grötesten eist, bis to lest den klennesten, do seyten sei na der Rige ose Dergelpi-pen, un da gaf ick der Siee en Schub, dat sei da binnen bönne stauf un ick bewe sei min lewe Dage nie wier seien! — In einer Sammlung schweizer Kuhreihen (3te Aust. Bern 1818. S. 77.) auch die Reise ins Schlaraffenland. Der Flob kommt ins Schlaraffenland, die Küh gehen auf Stelzen, die Gais ha-

ben Stiefeln angelegt, der Esel tanzt auf einem Seil, die Bauern haben ihre Weiber feil von Weihnachten bis May, die Küh fliegen ins Storchnest und brüten die Eier. Es war ein heißer Sommer, alles ist erfroren; Stuhl und Bänke schlagen sich, der Schrank schreit mörderlich, dem Tisch grauft deshalb, der Ofen spricht zur Thüre: "wären wir drauſſen!"

159.

Das Dietmarsische Lügen-Märchen.

Nach Vieths Chronik. Vgl. Alterthumszeitung 1813. Nr. 6. S. 29. Ein altes Gedicht von einem Lügener in einer Wiener Hs. (Nr. 428. Bl. 181.) ist ganz in diesem Geist.

160.

Räthsel-Märchen.

Aus einem Volksbuche mit Räthseln. Die Verwandlung in Blumen auf dem Felde kommt auch im Liebsten Roland vor (Nr. 56.) und die Auflösung hier erinnert an die Bienenkönigin, die den Honigmund heraus findet (Nr. 62.).

161.

Der goldne Schlüssel.

Aus Hessen.

Anmerkungen zu den Kinder-Legenden.

Die ersten sieben dieser Erzählungen haben wir aus dem Paderbörnischen durch die Güte der Familie Harthausen, der wir so manches in dieser Sammlung verdanken, erhalten. Es sind hier Märchen auf die heilige Geschichte angewendet, die auf ähnliche Weise von der lebendigen Volksdichtung in manchem einzelnen Glauben fortgebildet wird. Z. B. Jeden Sonnabend glaubt man scheine einmal die Sonne. Alle Freitage nämlich geht die Mutter Gottes durch das Fegfeuer, dann kommen die armen Seelen und küssen den Saum ihres Kleides und weinen so viel auf den Schlepp desselben, daß er ganz naß wird. Darum scheint am Sonnabend immer einmal die Sonne, damit er wieder trockne. — Um die Zeit, wann Maria übers Gebürge geht, wächst reichlich eine Art kleiner Blumen, die heißen Mutter-Gottes Pantöffelchen, weil sie damit über das Gebürge geschritten ist. — Gott schauet alle Jahr dreimal vom Himmel herab, wen er dann müßig sitzen sieht, der kann auch müßig sitzen so lange er lebt, er hat doch etwas zu leben und braucht nicht für den kommenden Tag zu sorgen; wer aber gerade arbeitet, der muß auch sein Lebtage arbeiten. Darum sagt man: "wo einen unser Herr Gott bei sieht, da läßt er einen auch bei!"

1) Der hl. Joseph im Walde ist eigentlich das Märchen von den drei Männlein im Walde (Nr. 13.).

2) Die zwölf Apostel ist verwandt mit den Sagen von den in Bergen schlafenden Helden, die erst zu der bestimmten Zeit

wieder erwachen. (Vgl. die drei Telle in den deutschen Sagen I. 297.).

3) Die Rose. Sie wird, namentlich die weiße, auch sonst als das Vorbild des Todes, ihr Aufblühen als das Eröffnen des ewigen Lebens betrachtet. (S. die Sage von dem Dom zu Lübeck d. Sagen I. 24.).

4) Armuth und Demuth führen zum Himmel. Der Geduldige, unter der Treppe liegende Aschensohn erwirbt sich die ewige Freude des Himmels. Wie diese Erzählung mit der Legende vom heil. Alexius zusammenhangt, kann man bei Kolegarten I. 214 - 230 nachlesen.

5) Gottes Speise. Erinnert an ein Lied von zwei unbarmherzigen Schwestern in Brabant.

6) Die drei grünen Zweige. Auch der Tannhäuser sollte nach dem bekannten Lied seine Sünden gebüßt haben, sobald ein weißer Stecken sich zu belauben anfinge.

7) Mutter Gottes-Gläschen. Wie in vielen Märchen wird hier der Lohn der Liebe und Milde gezeigt.

8) Das alte Mütterchen. Aus Hessen, ist mit der Sage von der Geisterkirche (deutsche Sagen. I. 175.) verwandt.

9) Die himmlische Hochzeit.

Aus dem Meklenburgischen; doch wird es auch im Münsterland erzählt. Hat merkwürdige Uebereinstimmung mit einem indischen Mythus von einem Götterbild, welches verzehrt, was ihm auch ein unschuldiger Knabe vorsetzt, (Polier II 302. 303.). Aehnliches erzählt man in der Schweiz von einem frommen Knaben, der im Kloster diente. Er ward geheißen Wasser in einem Sieb zu tragen und weil er unschuldig war, that ers und kein Tropfe floß durch. Ebenso trägt die indische Mariatale, so lang ihre Gedanken rein sind, das Wasser ohne Gefäß, zu Kugeln gebaut.

Bruchstücke.

1.

Der Mann vom Galgen.

Eine alte Frau bekommt spät Abends Gäste und hat nichts mehr von Speise über, weiß nicht, was sie ihnen kochen soll, geht zum Galgen, wo ein Todter hängt, schneidet ihm die Leber aus und brät sie den Fremden, welche sie aufessen.

Um Mitternacht klopfts an der Hütte, die Frau macht auf, es ist ein Todter mit kahlem Haupt, ohne Augen und mit einer Wunde im Leib.

"Wo sind deine Haare?"
Die hat mir der Wind abgeweht.
"wo sind deine Augen?"
Die haben mir die Raben ausgehackt.
"Wo hast deine Leber?
Die hast du gefressen.

2.

Die Laus.

Es war einmal eine Königstochter, die war so reinlich, daß es gewiß keine reinlichere auf der Welt gab: sie duldete nicht den kleinsten Schmutz oder Flecken an sich. Doch ihrer Reinlichkeit zum Trotz geschah es, daß man zu einer Zeit eine Laus auf ihrem Kopfe fand. Ein jeder rief: "das ist ein großes

Wunder, die Laus darf nicht getödtet, sondern muß mit Milch groß gefüttert werden". Sie ward also mit Sorgfalt herabgenommen, und von der guten Nahrung wuchs sie und ward viel größer, als sonst wohl eine Laus wird, ja am Ende so groß, wie ein Kalb. Als sie gestorben war, ließ ihr die Königstochter das Fell abziehen, es gerben und zubereiten, und sich ein Kleid daraus machen. Kam nun ein Freier, um sie zu werben, so gab sie ihm auf zu rathen, von welchem Thier das Fell wäre, das sie zum Kleid trug; da aber keiner so glücklich war, es herauszubringen, so mußten sie nach einander wieder abziehen. Endlich aber kam einer doch hinter das Geheimniß.

Ohne Zweifel aus einem Märchen, das mit dem ital. vom Floh im Pentam. (I. 6.) verwandt ist.

3.

Der starke Hans.

Der starke Hans kommt zum Teufel in die Hölle und will ihm dienen, da sieht er die Töpfe beim Feuer stehen, worin die Seelen stecken. Mitleidig hebt er die Deckel auf und erlöst sie, worauf ihn der Teufel wegjagt. Zu vergleichen: deutsche Sagen Nr. 52.

4.

Der gestiefelte Kater.

Das Märchen wird gewöhnlich nach Perraults französischer Darstellung erzählt, und unter dem Volk scheint es nicht bekannt, indessen kommt doch in einem östreichischen Volkslied (bei Schottky und Zischka S. 12.) die Idee vor.

hop, hop, Heſerlman,
unſe Kaz hat Schtiferln an,
rennt damid af Hollabrun (*),
ſind't a Kindl in de Sunn.
wiä ſoll's hoaßen?
Kizl oda Goaßl.

5.

Die böſe Schwiegermutter.

Es war eine alte böſe Königin, die ließ während ihr Sohn in den Krieg gezogen war, ihre Schwieger ſammt ihren beiden Kindern in einen Keller ſperren, darnach ſprach ſie eines Tages zum Koch: "geh und ſchlachte eins von den Kindern und bereite es mir zu, ich will es eſſen". "Mit was für einer Brühe?" "Mit einer braunen", ſprach das böſe Weib. Der Koch konnt's aber nicht übers Herz bringen, das ſchöne Kind zu tödten und die Mutter bat ſo flehentlich, da nahm er ein Schweinchen und bereitete es zu, und die Alte aß die Speiſe mit Begier. Nicht lang darauf rief ſie den Koch abermals und ſprach: "das Kinderfleiſch ſchmeckt ſo zart, richte mir auch den andern Knaben zu". "Mit was für einer Brühe" — "Mit einer weißen" ſagte das Weib. Der Koch that aber wie das erſtemal und ſetzte ihr ein Spanferkel vor, das ſie mit noch größerer Luſt verzehrte. Endlich will die Alte auch die junge Königin eſſen, der Koch ſchlachtet dafür eine Hirſchkuh. Nun hat die junge Königin ihre Noth, die Kin-

(*) Markt-Flecken in Unteröſtreich.

der vom Schreien abzuhalten, damit die Alte nicht hört, daß sie noch am Leben sind. — —

Das ital. und französ. Märchen vom Dornröschen bei Perrault und Basile (Pentam. V. 5.) stimmen in ihrem Schluß hiermit überein, welcher aber im deutschen fehlt. (Vgl. Anm. zu Nr. 60.).

Zeugnisse.

1) Aristophanes. In der Lysistrata fängt der Chor der Greise damit an: "Ich will euch ein Märchen (μῦθον) erzählen", und dann wird von Melanion erzählt, der die Frauen nicht geliebt, sondern auf den Bergen nur an der Jagd seine Lust gehabt habe. In der Gegenstrophe der Weiber, wo der Ausdruck sich wiederholt, wird die Geschichte von dem Menschenhasser Timon erzählt.

2) Strabo I. 2. (p. 51. ed. Siebenkees). Wir erzählen den Kindern liebliche Märchen zur Ermunterung (τοῖς τε γὰρ παισὶ προσφέρομεν τους μύθους εἰς προτροπήν); aber um sie abzuhalten schreckliche, wie jene von der Lamia, der Gorgone, von Ephialtes und Mormolyk (*).

3) Plutarch im Theseus. Bei dem Fest Oschophoria wurden allerlei Märchen (μῦθοι) erzählt, weil jene Mütter dergleichen ihren (nach Creta durch das Loos bestimmten) Kindern vor der Abreise erzählten, um ihnen Muth zu machen.

4) Quinctilianus, (Instit. I. 9.) Igitur Aesopi fabellas, quae fabulis nutriculārum proxime succedunt, narrare sermone puro et nihil se supra modum extollente . . . condiscant.

(*) Lamia, eine Frau, welche Kinder fraß. Gorgone, eine Frau mit Schlangenhaaren, ehernen Händen und Zähnen, so groß wie Eberhauer; ihr Anblick tödtete und versteinerte. Ephialtes, ein himmelstürmender Riese, der den Ossa auf den Olymp, den Pelion auf den Ossa setzte. Die Mormolyken sind Geister und Gespenster.

5) Apulejus, (metamorph. IV.)
sed ego te narrationibus lepidis anilibusque fabulis protinus evocabo.

6) Tertullianus, (adversus Valentinianos liber. ed. Paris. 1566. T. I. p. 644.)
jam etsi in totam fabulam initietur, nonne tale aliquid dabitur te in infantia inter somni difficultates a nutricula audisse, lamiae turres et pectines solis?

Das Märchen von der Jungfrau, welche die Hexe im Thurm gefangen hält und welche ihre goldgelben Haare heraushängen läßt, daß die Sonne sie bestrahlen (kämmen, strählen) kann, wie es in dem Märchen von der Rapunzel (Nr. 12.) vorkommt?

Ibid. p. 589 fabulae pueriles apud Carthaginem.

7) Odofredus, (summa codicis. Lugd. 1519. fol. 134 c.)
In lege ista ponitur quaedam fabula, quae esset dicenda apud ignem, cum familia sua de sero.

8) Gudrun, (zwei und zwanzigste Abentheure).
Die Hegelingen rüsten sich, um Gudrun, die Tochter ihrer Königin Hilde aus der Gefangenschaft in der Normandie zu befreien. Horand von Dänemark ist Anführer, Wate, der alte, und Frut sind Wegeweiser. Als sie auf der Fahrt sind, erheben sich Winde und treiben die Schiffe nördlich in das finstre Meer, nach Givers an den Magnetfelsen. Das Volk jammert, aber Wate spricht tröstend:

4615. ich hôrt ie sagen von kinden (kinde?) fur ein wazzermaere,
daz ze Givers in dem berge ein witez kunicriche erbûwen waere.
Dâ leben die liute schône, so riche sî ir lant:
dâ diu wazzer verliesen (?), dâ sî silberin der sant,
dâmite mûren sî burge; daz sî dâ habent fur steine
daz ist golt daz beste: jâ ist ir armuot kleine.
Unde sagent maere, got würket manigiu were:
wen die magneten bringen fur die (den) bere,

daz lant hât die winde, wer ir mac erbiten,
der ist iemer riche mit allem sîme künne nâch den ziten.

D. h. Schiffer erzählten: in dem Berg zu Givers liege ein ein großes Königreich, wo die Leute in Glück und Reichthum lebten. Der Meeressand sey silbern und damit mauerten sie ihre Häuser, während die Steine dazu aus reinem Gold bestänben. Ferner: wenn die Magneten iemand zu dem Berge zögen (so mannigfach sind Gottes Wunder), und er könne dort auf die günstigen Winde warten, so bringe er Schätze heim, die ihn und seine Nachkommen auf immer reich machten. — Givers lag demnach in dem dunkeln Lebermeer, stand aber unter der Herrschaft Horands, wie sich aus V. 2257. ergibt. In dem Gedicht wird dann weiter erzählt, daß die Nebel sich in die Höhe gezogen hätten und die Sonne durch die Finsterniß gebrochen sey, worauf ein Westwind die Schiffe frei gemacht und glücklich nach der Normandie getrieben habe.

9) Des Spiegels Abentheuer. (Handschriftliches Gedicht aus dem 15ten Jahrh.)

Im Eingang: die tumben hörten lieber ein märe
von eime tursen sagen.

Gegen das Ende: von enten swarz unde grâ
kan ich nit vil sagen.

10) Luther hat gesagt:
"Ich möcht' mich der wundersamen Historien, so ich aus zarter Kindheit herübergenommen, oder auch, wie sie mir vorkommen sind in meinem Leben, nicht entschlagen, um kein Gold".

11) Schuppii Schriften. Fabulhans. S. 530.
Doctor Luther hat seine Mühe an den alten und verunreinigten Esopum legen und seinen Deutschen ein verneuertes und geschwertes Märleinbuch zurichten wollen, daran der Zeit viel guter Leut ein sonderes Gefallen trugen, — aber, weil sich der theure Mann an der Biblia neben viel Predigten und Schreiben abgearbeitet, verblieb dies angefangene Werk, welches Anfang gleichwohl Magi-

ser Georg Rörer hernachmals in den neunten Theil der deutschen Bücher Lutheri hat bringen lassen. — Im schönen Hofpsalm . . . gedenkt der Doctor des Affen, so Holz spalten wollte und des Keils vergaß und da er die Axt auszog darüber zu Schanden kam. Er gedenkt auch des Frosches, so auf dem Heller saß und sich rühmet, Geld brächte Ehre.

Ueber Tisch habe ich etliche gute Fabeln von ihm gehört, als von der Krähe, so die Affen strafte, die aus einem Johanniswürmchen Feuer blasen wollten, und darüber ihren Kopf verlor (*).

12) Der Hausstand, (Roman aus dem 18ten Jahrh.)
Wenn mir einen Tag über alles fehlgeschlagen und des Abends meine Seele so trüb, wie dieser Herbsttag ist, erzähle ich meinem Knaben Märchen und indem ich in sein heiteres Gesicht blicke, geht mir ein neuer Sternenhimmel voll Muth auf. O was liegt doch in einem heitern Kindergesicht für ein Zauber!

13) Allgem. deutsche Bibliothek. Band 63. (Berl. 1785.) S. 129. Recension von dem dritten Bande des Musäus.
Unsere wahre Volksmärchen hat Rec. immer mit der Mythologie der Griechen verglichen.

14) Johannes Müller, Histor. Critik. I. 245.
"Man sollte die Weisheit der Völker, bei denen man lebt, in ihrer mannigfaltigen Gestalt, selbst in Liedern,
quas ad ignem aniculae
narrant puellis,
aufspüren und in Umlauf bringen".

15) Akenside, Vergnügen der Einbildungskraft (übersetzt von August v. Rode. S. 14.)
— Darum fesselt
Das Mütterchen zu Nacht beim hellen Heerd

(*) Eine nicht unbekannte Fabel, die z. B. in Walchs decas fabb. steht.

Der Kinder willig Ohr durch schauervolle
Geschichtchen von Bezauberungen, und
Von bösen Geistern, von der Todtenuhr,
Die fürchterlich dem Bösewichte tönet,
Durch die die Witwe darbt, die Waise weint;
Von Seelen, die, gebeime Schuld zu mildern,
Rastlos dem Grab entstiegen: von Gespenstern,
Die Ketten schleppend, Höllenbrände schwingend,
Um Mitternacht des Mörders Bett umspuken.
Bei jeder Pause weichen schüchtern alle
Zurück und sehn sich an; mit kalter Angst
Durchrieseln Schauer sie; doch nach dem Ausgang
Begierig, dringen bald zum Mütterchen
Sie wieder hin, vor süsser Furcht kaum athmend.

5) W. Scott. In den Anmerkungen zu seinem Gedicht Lady of the lake Edinb. 1810. p. 392.

"A work of great interest might be compiled upon the origine of popular fiction and the transmission of similar tales from age to age and from country to country. The mythology of one period would then appear to pass into the romance of the next century, and that into the nursery-tale of the subsequent ages. Such an investigation, while it went greatly to diminish our ideas of the richness of human invention would also shew, that these fictions, however wild and childish, possess such charms for the populace, as enable them to penetrate into countries unconnected by manners and language and having no apparent intercourse to afford the means of transmission. It would carry me far beyond my bounds, to produce instances of this community of fable, among nations, who never borrowed from each other any thing intrinsically worth learning. Indeed the wide diffusion of popular fictions may be compared to the facility, with which straws and feathers are dispersed abroad by the wind, while valuable metals cannot be transported without trouble

and labour. There lives, I believe, only one gentleman, whose unlimited acquaintance with this subject might enable him to do it justice; I mean my friend, Mr. Francis Douce, of the british museum, whose usual kindness will I hope pardon my mentioning his name, while on a subject so closely connected with his extensive and curious researches.

17) Eloi Johanneau. (Mem. de l'acad. celtique. I. 162.)
On connait aussi les contes de fées, du chat botté et du petit Poucet avec ses bottes de sept lieues, contes populaires de la plus haute antiquité, qui ne sont point de l'invention de Perrault.

18) Francis Cohen, (Quarterly review 1819. May No. XLI. p. 94.)
Kinder- und Hausmärchen: a collection of German popular stories singular in its kind, both for extent and variety, an from which we have acquired much information.

19) The new monthly Magazine. Lond. 1821. August. Nr. VIII. p. 148.
Among the most venerable remains of ancient teutonic literature we should rank the abundant stores of popular legends and traditions, which often preserve most curious illustrations of heathen mythology and still more frequently exhibit it in a most incongruous combination with the christian faith.
Under this last head we may also notice the beautiful collection of Nursery Literature, which has lately been edited with so much care by Messrs. Grimm. These, too, have attracted great attention: though we have long left our nurseries, we retain our best relish for these tales, and hardly know whether to admire most their interest as works of fiction, or their literary value as bearing on ancient mythos and superstition.

Litteratur.

A. Italien.

a) Die Nächte des Strapparola.

Im Jahr 1550. kam in Venedig zuerst eine hernach oft wieder abgedruckte Sammlung von Erzählungen, Schwänken und Räthseln, auf ähnliche Art wie im Boccacio verbunden, unter dem Titel ergötzliche Nächte (Notti piacevoli) heraus. Sie enthält im Ganzen 74, in dreizehn Nächte vertheilte Stücke, unter welchen sich auch 21 Märchen befinden. Der Verfasser Joh. Franz Strapparola, aus Caravaggio im Mailändischen, muß von dem Ausgang des 15ten bis in die Mitte des 16ten Jahrh. gelebt haben, da schon im Jahr 1508. zu Venedig eine Ausgabe seiner Gedichte erschien; näheres läßt sich nicht sagen, indem weder sein Geburts- noch Sterbe Jahr bekannt ist, noch sonst über sein Leben irgend etwas angemerkt worden. Den Stoff zu den Nächten hat er an verschiedenen Orten geholt, jedoch fällt ihm das Verdienst der Einkleidung und Darstellung zu. Diese ist zwar weder gleichartig, noch in den besten Stücken von ungewöhnlicher Trefflichkeit, allein vieles ist doch angenehm, natürlich und nicht ohne Zierlichkeit erzählt; dagegen ist anderes nicht blos unanständig, sondern bis zum schamlosen unzüchtig, so daß es sich mit den natürlichen und freien Sitten Italiens und jener Zeit überhaupt nicht entschuldigen läßt. Das Buch kam deshalb zu Rom 1605. in das Verzeichniß der verbotenen und anderwärts wurde eine abgekürzte

und gereinigte Ausgabe veranstaltet. Von jenem Schmutz sind indessen die Märchen ziemlich frei, so wie sie ohnehin den besten Theil des ganzen Werks ausmachen. Strapparola hat sie, wie es in der Vorrede zu dem zweiten Bande (vor der 6ten Nacht) heißt: "aus dem Munde zehn junger Fräulein aufgenommen", und ausdrücklich erklärt, daß sie nicht sein Eigenthum seyen. Die besten litterarischen Nachweisungen liefert eine deutsche Uebersetzung (Die Nächte des Strapparola von Caravaggio. Wien 1791. 8. zwei Theile), in deren Vorrede nämlich eine Abhandlung über Strapparola aus dem handschriftlichen Nachlasse des gelehrten Mazzuchelli zur Fortsetzung seines großen Werks mitgetheilt wird; zugleich findet man daselbst, was Quadrio in seiner Geschichte der Poesie und andere über ihn sagen. Einen Auszug von den Märchen zu geben, ist unnöthig, da sie vor kurzem durch eine gute, jene ohnedin nur die sechs ersten Nächte enthaltende Wiener weit hinter sich lassende Uebersetzung mit fleißigen und schätzbaren Anmerkungen von Friedr. Wilh. Val. Schmidt (Märchen-Saal. Erster Band. Berlin 1817.) sind zugänglich gemacht worden. Schade, daß er eine castrirte Ausgabe (Venet. 1608.), ohne dies zu wissen, gebraucht hat. Wir begnügen uns also damit, die Märchen in der Ordnung des Originals, die Schmidt nicht beachtet, anzuführen, und blos die bei ihm fehlenden im Auszuge mitzutheilen. Wir haben die vollständige Ausgabe Venedig 1573. vor uns und eine franz. Uebersetzung (Lion, 1611. von Mazzuchelli nicht gekannt), die damit übereinstimmt und insoweit noch vollständiger ist, als bei ihr die kurze Vorrede zu dem zweiten Bande nicht fehlt.

I. 1. Die drei Verbote des Vaters. Schmidt. S. 70.

2. Der Gauner. Er löst drei Aufgaben. Zuerst stiehlt er dem Probst das Bett, auf dem er liegt. Dann führt er das Pferd weg, auf dem der Stallknecht sitzt, ohne daß es dieser merkt. Endlich bringt er einen andern geistlichen Herrn in einem Sack. Wiener Uebers. S. 32, doch hier unvollständig. Ist bei Schmidt

mit Unrecht übergangen, denn es steht auch in der castrirten Ausgabe, obgleich abgekürzt.

3. Meister Scarpacifico. Wird betrogen und betrügt wieder. Schmidt S. 133. Mit dem deutschen Märchen vom Bürle Nr. 61. verwandt.

4. Das Mädchen im Schrein. Schmidt S. 115. Ein eigenes, schönes Märchen, dem nur in Einzelnheiten andere ital. und deutsche entsprechen.

II. 1. König Schwein. Schmidt S. 249. Deutsch: Hans mein Igel. Nr. 108.

III. 1. Der dumme Peter. Schmidt. 231. Im Pentamerone ist Pervonto Nr. 3. märchenhafter.

2. Das Zauberpferd. Schmidt 1. Im deutschen verwandt: die weiße Schlange Nr. 17.

3. Die Schlange. Schmidt 24.

4. Das Geschenk der drei Thiere. Schmidt 158.

5. Der Wahrhafte. Schmidt 147.

IV. 1. Prinzessin als Ritter. Schmidt 195.

3. Die drei Königskinder. Schmidt 144. Deutsch: de drei Vügelkens Nr. 96.

V. 1. Der Waldmann. Schmidt 92. Deutsch: der wilde Mann. Nr. 136.

2. Die Puppe. Fehlt bei Schmidt. In der Wiener Uebers. II. 105. wo aber aus der Puppe eine Elster gemacht ist, die sich auf die Schulter des Königs setzt und mit dem Schnabel sich so festhackt, daß sie niemand als die jüngste Schwester wegnehmen kann. Im Pentamer. Nr. 41. nur ist es statt der Puppe eine Gans, sonst im Ganzen übereinstimmend, weshalb dorthin verwiesen wird.

II. 5. Die drei Brüder. Schmidt S. 262. Vollständiger und besser im Pentam. die fünf Söhne Nr. 47. und im deutschen: die vier Brüder Nr. 129.

VIII. 5. Der Zauberlehrling. Im deutschen der Gaudeif Nr. 68. Fehlt in der castrirten Ausg. des Straparola, mithin auch bei Schmidt, (wo gleich der Schwank von den beiden Aerzten folgt, welches in der vollständigen Ausgabe die 6te Fabel ist). Wir geben also einen Auszug.

Lactantius, ein heimlicher Zauberer, treibt äußerlich das Schneiderhandwerk, sein Lehrling beborcht ihn, und hat nun keine Lust mehr an der Schneiderei, weshalb der Vater ihn wieder zu sich nimmt. Der Zauberer gestattet ihm abermals Zutritt, aber nun muß er gemeine Dienste thun, so daß der Vater selbst ihn wieder wegholt. Da sie arm sind, sagt der Jüngling: "Vater ich will mich in ein schönes Pferd verwandeln, verkauft mich, aber haltet euch den Zaum aus und gebt mich nicht damit weg, sonst kann ich nicht wieder kommen". Lactantius erkennt das Pferd, kauft es dem Vater ab und beschwätzt ihn, daß er ihm auch den Zaum läßt. Nun bindet er es an, schlägt und mißhandelt es. Aber die Töchter des Zauberers führen es eines Tags zum Wasser, da verwandelt es sich gleich in einen kleinen Fisch und taucht unter. Der Zauberer eilt nach und verwandelt sich in einen Raubfisch und macht Jagd auf den kleinen. Dieser springt aber als ein in einen goldnen Ring gefaßter Rubin in den Korb der Königstochter, die da Steinchen aufliest. Sie nimmt ihn mit, er zeigt sich ihr in seiner wahren Gestalt als schöner Jüngling, den sie lieb gewinnt und als Ring bei sich bewahrt. Der alte König wird krank, Lactantius als Arzt heilt ihn und fordert zur Belohnung blos einen Rubinring, den seine Tochter haben müsse, und den er wohl kennt. Sie will ihn nicht herausgeben, als sie endlich gezwungen wird, sagt ihr der Jüngling, sie solle den Ring vor dem Zauberer an die Wand werfen. Sobald der Ring auf die Erde fällt, verwandelt er sich in einen Granatapfel, der zerspringt und seine Körner überall hinrollen läßt. Der Meister verwandelt sich in einen Hahn, um die Körner aufzupicken; eins aber verbirgt sich und wird von ihm nicht be-

merkt. Dies eine Körnchen verwandelt sich in einen Fuchs, der den Hahn beim Hals packt und todt beißt. Der König gibt ihm darauf seine Tochter zur Gemahlin.

X. 5. Die treuen Thiere. Schmidt 215. Vollständiger im Deutschen: die beiden Brüder Nr. 60. Einige Aehnlichkeit hat im Pentam. Nr. 7.

XI. 1. Der Kater. Schmidt 180. Vollständiger, als Gagliuso im Pentam. Nr. 14. Der gestiefelte Kater des Perrault.

2. Der Dummling. Fehlt in der castrirten Ausg. und bei Schmidt. Hier folgt ein Auszug.

Bertuccio, ein Dummling, soll sein väterliches Vermögen erst im dreißigsten Jahre erhalten, doch soll ihm seine Mutter dreihundert Ducaten auszahlen, wenn er sie verlangt. Er läßt sich hundert geben, geht damit fort und findet einen Mörder, der auf einen, den er ermordet hat, auch im Tode noch schlägt. Mitleidig gibt ihm der Dummling achtzig Goldstücke und kauft damit die Leiche los, die übrigen zwanzig wendet er an, damit sie ehrlich begraben wird. Seine Mutter ärgert sich über die Dummheit, er fordert die andern zweihundert Ducaten, geht aus und befreiet mit dem Geld des Königstochter aus den Händen von Räubern. Als sie hernach an ihres Vaters Hof wieder abgeholt wird, so sagt sie ihm, sie wolle keinen andern heirathen, als ihn; wenn er komme, möge er die rechte Hand auf den Kopf halten, daran wolle sie ihn erkennen. Er reitet auf einem elenden Thier fort, unterwegs begegnet ihm ein Ritter, der ihm sein schönes Pferd und seine prächtige Kleidung gibt, wofür der Dummling ihm versprechen muß, bei der Rückkehr alles was er erworben mit ihm zu theilen. Der schöne Ritter gefällt dem König und Bertuccio erhält demnach seine Geliebte. Auf dem Heimweg begegnet ihm jener Ritter und verlangt nun die Hälfte von allem. Der Dummling theilt sogleich alles, was er zur Verheirathung bekommen hat. Jetzt verlangt der fremde Ritter auch die Hälfte der Frau. "Wie

soll das geben?" fragt Bertuccio. "Wir müssen sie zerschneiden". "So nimm sie lieber ganz, sagt der Dummling, ich habe sie viel zu lieb als daß ich dazu einwilligen könnte". Da sagt der fremde Ritter: "behalte alles und nimm alles wieder, ich bin der Geist jenes Ermordeten und habe dir vergelten wollen, was du an mir gethan hast".

XII. 3. Guter Rath. Ein Hahn gibt guten Rath, wie eine böse Frau in Ordnung zu halten sey. Schmidt 188.

XIII. 6. Die guten Tage. Schmidt 246. Verwandt im Deutschen: der Doctor Allwissend. Nr. 98.

b) Pentameron des Basile.

In dem folgenden 17ten Jahrhundert erschien zu Neapel in neapolitanischer Mundart eine Sammlung von lauter Märchen, in Nachahmung des Decameron il Pentamerone genannt, durch Giambattista Basile; ein im Auslande fast ganz unbekanntes Buch, dessen Fernow zuerst unter uns gedacht hat (*). Der Verfasser (mit Versetzung der Buchstaben auch Gian Alesio Abbatutis genannt), lebte im Anfang des 16ten Jahrhunderts. Nachdem er seine erste Jugend auf der Insel Creta zugebracht, wurde er mit den Venetianern bekannt und in die academia degli stravaganti aufgenommen; er folgte seiner Schwester Adriana, einer berühmten Sängerin, nach Mantua und trat in die Dienste des Herzogs, dessen Gunst er sich erfreute. Er zog viel in Italien herum, kam auch wieder nach Neapel, wo er um das Jahr 1637 muß gestorben

(*) Römische Studien III. 316. 17. 462. 475. 76. 536. 39. Die verschiedenen seltenen Ausgaben, die Fernow gesammelt, befinden sich jetzt in der großherzogl. Bibliothek zu Weimar.

seyn (*). Der ersten Ausgabe des Pentamerone, die man kennt, mag, da sie von eben dem Jahr 1637. ist, eine frühere, ganz vergriffene vorausgegangen seyn. Die Reihe von Auflagen (**), die das Buch seitdem erlebt hat, würde schon im Voraus einen gewissen Werth verbürgen, allein diese Märchensammlung ist wirklich unter allen, die bei irgend einem Volk veranstaltet worden, die beste und reichhaltigste. Nicht nur war damals die Ueberlieferung an sich noch vollständiger, sondern der Verfasser besaß auch, neben der genauen Kenntniß der Mundart, eine eigene Geschicklichkeit im Auffassen derselben; der Inhalt ist fast ohne Lücke, und der Ton, wenigstens für die Neapolitaner, vollkommen getroffen, worin gleichfalls ein Vorzug vor Strapparola liegt, der nach der gewöhnlichen, ausgebildeten Erzählungsart strebte und eine neue Saite anzuschlagen nicht verstand. Man kann demnach diese Sammlung von Märchen bei ihrem reichen Inhalt als Grundlage der übrigen betrachten und diese darnach messen; denn ob sie es gleich in der That nicht war, im Gegentheil außer dem Lande nicht bekannt, nicht einmal in das französische übersetzt wurde, so hat es doch bei dem Zusammenhang

---

(*) Eustach. d'Afflitto memorie degli scrittori del regno di Napoli. Nap. 1794. I. 68-72.

(**) Nach Fernow und Galiani (del dialetto napoletano. Nap. 1779.). Zu Neapel außer jener von 1637. noch ferner: 1644. 1645. 1674. 1714. 1722. 1728. 1788 (in der Collezione di tutti li poeti in lingua napoletana. T. 20 und 21.), wozu eine noch nirgends bemerkte vom Jahr 1749. kommt, die Cl. Brentano besitzt. — Zu Rom 1679. Sämmtlich in 12. — Außerdem erschien eine etwas abgekürzte Uebersetzung in das gewöhnliche italienisch. Neapel 1769. und eine andere in bolognesischem Dialect. Bolog. 1742.

der Ueberlieferung das Ansehen davon. Zwei Drittel finden sich den Grundzügen nach im Deutschen und noch zu jetziger Zeit lebendig. Basile hat sich keine Veränderung, schwerlich einen bedeutenden Zusatz erlaubt, und das gibt auch von dieser Seite seinem Werk einen besondern Werth. Den frühern Strapparola hat er nicht benutzt, wahrscheinlich nicht einmal gekannt; beide haben nur vier Stücke gemeinschaftlich (Nr. 3. 14. 41. 45. bei Strapp. III, 1. X, 1. V, 2. VII, 5.) und aus der Vergleichung ergibt sich klar, daß er unabhängig davon schrieb. Merkwürdig ist in dieser Hinsicht das Märchen von der Puppe (bei Strapparola V. 2.): Basile erzählt es, sonst ziemlich übereinstimmend, von einer Gans, was in der That weniger paßt, und offenbar hat Strapparola das richtigere, wie auch sonst ein paar Züge mehr; die seltsame Abweichung erklärt sich aber aus der Aehnlichkeit, welche die beiden, von der mündlichen Ueberlieferung verwechselten Wörter: papara, Gans, und pipata, Puppe, im Klang mit einander haben. — Basile hat ganz im Geiste eines lebhaften, witzigen und scherzhaften Volks erzählt, mit beständigen Anspielungen auf Sitten und Gebräuche, selbst auf alte Geschichte und Mythologie, deren Kenntniß bei den Italienern überhaupt ziemlich verbreitet ist, darin erscheint der Gegensatz zu dem ruhigen und einfachen Styl deutscher Märchen. Er ist überreich an bildlichen und sprüchwörtlichen Redensarten und witzigen Wendungen, die ihm jeden Augenblick zur Hand sind und meist den Nagel auf den Kopf treffen; nicht selten ist auch der Ausdruck nach des Landes Art, keck, frei und unverhüllt und in so weit für unser Gefühl anstößig, wie z. B. eben jenes Märchen von der Puppe nicht gut in seiner Ausführlichkeit bei uns zu erzählen wäre, doch kann man ihn nicht eigentlich, wie den Strapparola, unzüchtig nennen. Natürlich ist ihm auch ein gewisser Ueberfluß und das Ausströmen der Rede, wie z. B. in dem 23sten Märchen die Klage der Renza durch zwei Seiten hindurch geht, doch ist es blos jene den südlichen Völkern eigene Lust an dem immer neuen Ausdruck und an dem Verweilen bei dem Gegenstand, nicht aber Armuth in der Sache selbst, die sich zu bedecken sucht. Da die Ueberfülle von

Gleichnissen meist von Scherz und Witz hervorgetrieben wird, so können die seltsamsten und lächerlichsten hier, ohne abgeschmackt zu seyn, gebraucht werden; so ruft z. B. in dem 23sten Märchen der Liebhaber seiner Geliebten zu: "Lebewohl, Protocoll aller Privilegien der Natur, Archiv aller Gnadenbewilligungen des Himmels, Tafel mit allen Titeln der Schönheit beschrieben!" – Einige Ausbildung erscheint in dem 38sten; das 32ste ist nicht recht märchenhaft, sondern sieht eher einem Lehrgedicht ähnlich: das 20ste ist ein Schwank, und das 26ste Inhalt und Ausführung nach das schwächste.

Eine besondere Bemerkung verdient die Aehnlichkeit, die das 35ste Märchen lo Dragone mit der Sage vom Siegfried hat. Die heimliche Geburt des Knaben, der geringe Dienst bei dem Koch, erinnern an Siegfrieds Kindheit. Dann sehen wir ihn von einem hülfreichen Vogel unterstützt, der an jene Vögel erinnert, deren Sprache der nordische Sigurd versteht und von welchen er Rath erhält und annimmt. Die zornige Königin trift dann mit Brynhild zusammen, und ist zugleich der zum Kampfe mit dem Drachen anreizende Reigen; der Drache ist auch hier der Bruder der Königin und ihr Leben mit dem seinigen verbunden. Sie will geradeso mit seinem Blut bestrichen werden, wie Reigen nach dem Herzblut Fafners strebt.

Ein genauer, etwas weitläuftiger Auszug war bei der mehrfachen Schwierigkeit zu diesem Buch und seinem Verständniß zu gelangen, unerläßlich. Es ist dabei die Ausgabe in der Sammlung neapol. Dichterwerke von 1788. gebraucht, womit die alte von 1674, wenigstens in allen verglichenen Stellen, übereinstimmt. Wo Galianis vocabulario delle parole del dialetto napolitano (nach der von Mazarello-Farao besorgten und vermehrten Ausg. in dem 26. u. 27. Bde der genannten Samml.) bei einem dunkeln Wort nicht aushalf, war kein anderes Mittel, als nach den verwandten Sprachen zu erklären und auf gutes Glück zu hoffen; die Uebersetzung in die gewöhnliche Schriftsprache, welche die Arbeit sehr erleichtert hätte, war aller Bemühungen

ungeachtet nicht aufzutreiben. Größere Kenner des neapolitanischen Dialects werden es daher entschuldigen, wo gefehlt seyn sollte. Ueberhaupt aber ist wegen der vielen Sprüchwörter und Redensarten, der seltsamen Anspielungen, ein alles Einzelne umfassendes, ganz genaues Verständniß äußerst schwierig, und eine Uebersetzung ins Deutsche eine der mißlichsten Aufgaben, die vielleicht nur gelöst werden könnte, wenn die größte Freiheit gestattet würde und jemand Lust und Lebendigkeit genug hätte, mit dem Original wie Fischart mit dem Rabelais zu verfahren.

Einleitung.

Ein König hat eine einzige Tochter, die zu seinem Herzeleid noch niemals gelacht hat. Nichts kann sie bewegen, endlich läßt er vor dem Palast einen Brunnen bauen, aus welchem Oehl springt. Eine Alte kommt herbei, ein Junge zerbricht ihr den Krug, sie schimpft und der Junge zahlt mit gleicher Münze. Sie geräth endlich so in Wuth, daß sie ihren Rock anpackt und den Vorhang vor dem Gemälde wegbebt. Darüber lacht die ernsthafte Zoza, die zornige Hexe aber wendet sich zu ihr und verwünscht sie. Zoza soll keinen Mann haben, wenn sie nicht ein Königssohn nimmt, der jetzt verzaubert ist und vor seiner Stadt in einem Sarg, wie ein Todter liegt und nicht eher erweckt werden kann, als bis ein Weib einen Krug, der bei dem Grab an einem Hacken hängt, vollgeweint hat. Welche aber diese Bedingung erfüllt, die nimmt er zur Gemahlin. Zoza macht sich auf den Weg und kommt zu einer Zauberin, die gibt ihr beim Abschied eine Nuß, in der höchsten Noth zu öffnen und schickt sie zu einer andern Zauberin. Diese schenkt ihr eine Castanie, und eine dritte eine Haselnuß unter gleicher Bedingung. Zoza gelangt endlich zu dem Grabe, sie weint zwei Tage lang in den Krug, und beinahe ist er schon mit ihren Thränen angefüllt, als sie vor Ermattung einschläft. Eine schwarze Sklavin kommt, nimmt ihr den Krug weg und weint

ihn voll, alsbald erhebt sich der Königssohn aus dem Todesschlummer, führt die Schwarze in seinen Palast und heirathet sie. Zoza erwacht und sieht was geschehen ist, sie geht in die Stadt und miethet sich ein Haus, dem Königssohn gegenüber. Dieser bemerkt sie, aber die schwarze Fledermaus umfliegt ihn beständig und droht, wenn er nicht das Fenster wegnehmen lasse. Zoza öffnet jetzt die Nuß, ein Püppchen kommt hervor, sie setzt es ins Fenster und es singt aufs lieblichste. Die Schwarze verlangt und erhält es. Zoza öffnet die Castanie, es kommt eine Glucke mit zwölf Küchlein von Gold heraus. Die Schwarze bekommt sie auch. Endlich öffnet Zoza die Haselnuß, es kommt eine Puppe heraus, die Gold spinnt. Auch dieses Wunderwerk muß die Schwarze haben, es erweckt aber in ihr die Begierde Märchen zu hören. Es werden zehn Jungfrauen erwählt, darunter ist auch Zoza, von denen eine jede ein Märchen erzählen muß und diese Unterhaltung dauert fünf Tage.

Erster Tag.

I, 1. (1) Vom wilden Manne (Dell huerco).

Antonio ist einfältig, seine Mutter wäscht ihm den Kopf ohne Seife und er lauft aus dem elterlichen Haus fort. Er kommt auf einen Berg, wo ein wilder Mann seine Höhle hat, und dient ihm. Nach ein paar Jahren verlangt ihn wieder heim, der wilde Mann schenkt ihm beim Abschied einen Esel, zu dem er aber nicht sagen dürfe: Bricklebrit! Antonio ist noch nicht hundert Schritte fort, so sagt er schon zu seinem Thier: Bricklebrit! und alsbald speit der Esel hinten Perlen und Edelsteine aus. Fröhlich kehrt er in ein Wirthshaus und sagt zu dem Wirth: "führt den Esel in den Stall, sprecht aber

nicht dabei: Bricklebrit!" Der listige Wirth thut es doch und da er den Erfolg sieht, vertauscht er den Wunder-Esel mit einem Gewöhnlichen. Mit diesem zieht Antonio heim, schreit seiner Mutter entgegen: "wir sind reich, reich!" Sie breitet Tücher unter, er spricht Bricklebrit! aber vergebens, der Esel thut nichts, als die Tücher beschmutzen. Die Mutter mishandelt darauf den Antonio, der zu dem wilden Mann zurücklauft. Dieser, bös von Ansehen und gut von Herzen, hält ihm seine Unvorsichtigkeit vor, schenkt ihm aber ein Tellertuch, zu dem soll er sagen: Tüchlein öffne dich und schließe dich! aber nicht eher, als bis er zu Haus angekommen sey. Antonio versuchts aber schon in der Nähe der Höhle und das Tüchlein bedeckt sich mit den köstlichsten Dingen. Er nimmts mit ins Wirthshaus und wird ebenfalls darum betrogen. Er lauft zum drittenmal zum wilden Mann und dient ihm wieder drei Jahre, als ihn das Verlangen nach seiner Heimath überfällt. Der wilde Mann gibt ihm einen schönen Knüttel, zu dem er aber nicht sagen solle: rühr dich Knüttelchen! leg dich Knüttelchen! Unterwegs sagt er aber doch: rühr dich Knüttelchen! alsbald hebt sich der Knüttel und prügelt auf ihn los und hört nicht eher auf, als bis er ruft: leg dich, Knüttelchen! Nun geht er zum Wirth, gibt ihm den Knüttel aufzuheben und verbietet ihm zu sagen: rühr dich Knüttelchen! Dieser aber hebt gleich an das Verbotene zu thun, das Knüttelchen fällt ihn an und prügelt ihn so erbärmlich, daß er den Antonio um Hülfe anruft. Dieser bedingt sich erst die Zurückgabe des Esels und des Tellertuchs und wie er beides hat, ruft er erst: leg dich Knüttel! Darauf zieht er in Freuden heim.

I, 2. (2) Der Heidelbeerstrauch. (La mortella).

Ein paar Eheleute leben kinderlos. Die Frau betet: "ach Gott, brächte ich nur etwas zur Welt und wär es nur ein Zweig von einem Heidelbeerstrauch". Sie gebiert nach neun

Monaten wirklich einen Zweig von einem Heidelbeerstrauch, pflanzt ihn mit großem Vergnügen in einen schön gearbeiteten Topf und setzt ihn ans Fenster. Der Königssohn als er auf die Jagd zieht, erblickt ihn und will ihn kaufen, sie schlägt es lange ab, bis sie endlich einwilligt. Sie bittet ihn den Strauch wohl zu halten, er läßt ihn in sein eigenes Gemach tragen und pflegt und begießt ihn selbst. In einer Nacht, als alle Lichter ausgelöscht sind und jedermann im ersten Schlaf liegt, kommt eine Jungfrau zu ihm ins Bett und geht frühmorgens wieder weg. So kommt sie sieben Nächte, in der achten bindet er sie mit einer ihrer Haarflechten an seinen Arm, so daß sie nicht fort kann, ruft nach Licht und erblickt die größte Schönheit von der Welt. Er verspricht ihr, daß sie seine Gemahlin werden solle. Bald darnach muß er auf die Jagd nach einem wilden Schwein, welches das Land verwüstet; er sagt ihr, er müsse sie drei Tage verlassen. Sie bittet ihn an die Spitze des Strauchs einen Seidenfaden mit einem Glöckchen zu binden, daran solle er ziehen und klingeln, so werde sie kommen. Der Königssohn ruft darauf seinen Diener: "thue deine Ohren auf in der Zeit, wo ich weg bin, mache dies Bett, als schliefe ich darin und begieße diesen Strauch, dessen Früchte gezählt sind; fehlt eine, so kostet es dein Leben". Darauf reitet er fort. Es waren sieben Dirnen, mit denen der Prinz sonst Umgang gehabt, die konnten sich seine Kälte nicht erklären; sie gaben einem Maurer Geld, der mußte ihnen einen unterirdischen Gang zu des Prinzen Kammer machen. Sie fanden aber darin nichts als den schönen Heidelbeerstrauch, jede brach sich eine Beere davon ab ausgenommen die Jüngste, die nahm die ganze Spitze, woran das Glöckchen hing. Wie es berührt wurde, fing es an zu klingen. Die Fee glaubte, der Prinz habe es gethan und erschien. "Also du bists, die das Wasser von unserer Mühle ableitet rufen die Dirnen, du sollst gut ankommen". Sie fallen über sie her, und zerschneiden sie; jede nimmt sich ein Stück, nur die jüngste will nicht, ob ihr gleich die andern zureden und nimmt nur eine Locke von dem Goldhaar. Darauf entfernen sie sich wieder.

Wie der Diener kommt, das Bett zu machen und den Strauch zu begießen, sieht er das große Unheil. Er hebt auf, was von Fleisch und Knochen übrig ist, kratzt das Blut von der Erde und legt alles zusammen auf einen Haufen in den Topf. Der Königssohn kommt von der Jagd heim, zieht an dem Faden, aber seine Liebste erscheint nicht. Er öffnet das Fenster und sieht den Topf zerstört; da jammert er, daß es einen Stein erbarmen möchte, ißt nicht und trinkt nicht. Endlich erscheint ihm die Fee wieder, die sich aus den Ueberresten im Topf wieder erholt hatte und erzählt ihm alles. Die Hochzeit wird festlich begangen, die sieben Dirnen sind auch eingeladen. Der Prinz fragt, indem er auf seine schöne Braut weist, was diejenigen verdienten, die ihr ein Leid anthäten? Sie antworten: bei lebendigem Leibe in das heimliche Gemach geworfen zu werden. Der Ausspruch wird vollzogen, nur die jüngste wird begnadigt und mit dem Diener verheirathet.

I, 3. (3) Pervonto.

Pervonto, grundhäßlich und ein Tagedieb, wird von seiner Mutter ausgeschickt, ein Bündel Wellenholz zu hauen. Unterwegs findet er drei Jungfrauen, die sich von Kräutern ein Lager gemacht und einen Kieselstein zum Kopfkissen hatten und in der Sonnenhitze schliefen. Aus Mitleiden nimmt er sein Beil, haut Büsche ab und macht eine hübsche Laube um sie herum. Inzwischen erwachen sie und über die Artigkeit erfreut, thun sie, da sie Töchter einer Fee sind, den Ausspruch, daß alles geschehen solle, was er nur verlange. — Pervonto geht darauf in den Busch und haut eine Welle Holz, und da sie ihm schwer zu tragen wird, so ruft er aus: "ei so wollt ich, daß mich der Bündel wie ein Pferd heim trüge". Alsbald fängt der Bündel an zu traben wie ein Pferd. Vastolla, die Königstochter, sieht aus ihrem Fenster die wunderliche Reiterei und fängt darüber an zu lachen, ob sie gleich ihr Lebtag vor

Traurigkeit noch nicht gelacht hatte. Pervonto hebt den Kopf in die Höhe und sagt: "o, Vastolla, du kannst von diesem Pferde schwanger werden!" Darauf gibt er seinem Bündel die Sporn und wenn seine Mutter nicht eilig die Thüre aufgeschlossen hätte, so wäre er so heftig dawider gerennt, daß sie ihn todt geschlagen hätte. — Vastolla aber nimmt zu und wird schwanger, der König ruft seine Räthe zusammen, sie rathen ihm erst den weitern Erfolg abzuwarten. Sie gebirt zwei Knaben schön wie Goldäpfel. Wie sie sieben Jahr alt sind, schlagen die Räthe dem Könige vor, ein großes Fest zu geben und alle Edle seines Reichs einzuladen, vielleicht fänden die Knaben ihren Vater heraus. Es geschieht, aber man entdeckt nichts. Zu einem zweiten Fest werden Bürger und Kaufleute eingeladen, aber wieder umsonst. Endlich noch ein Fest, wozu alle geringe und arme Leute berufen werden, auch Pervonto kommt dahin und wie er sich blicken läßt, laufen die beiden Knaben auf ihn zu und herzen ihn. Der König, wie er das sieht, reißt sich vor Zorn den Bart aus und läßt den Pervonto und seine Tochter und die zwei Kinder aufs Meer aussetzen. Einige Jungfrauen geben ihr aus Mitleiden ein Fäßchen Rosinen und trockene Feigen ins Schifflein, welches fortfließt, wie es der Wind treibt. Vastolla weint und jammert: "sag mir an, Grausamer, wie hast du mich nur bezaubert und ins Unglück gebracht?" Er antwortet: "gib Feigen und Rosinen, so will ich dir dienen" (si vuoie che te lo ddico, tu damme passe e ffico). Sie gibt ihm von beiden eine Handvoll, wie er die im Leib hat, so erzählt er ihr alles, was ihm begegnet war. Sie faßt sich ein Herz und sagt: "aber Cammerad, sollen wir unser Leben in dem elenden Schiffchen bleiben? wünsch uns doch ein schönes Schiff; und mach, daß es uns nach dem Hafen treibt". Er antwortrt: "gib Feigen und Rosinen, so will ich dir dienen". Er verwandelt darauf das Boot in ein prächtiges Schiff mit Mannschaft und allem, was nöthig ist, wohl versehen. Nun sagt sie: "lieber Schatz; verwandle das Schiff in ein prächtiges Schloß" er sagt seinen Spruch und thut, was sie will. Hernach verlangt sie, daß sie Königin

werde und daß er statt seiner häßlichen eine schöne Gestalt annehme. Alles geschieht und sie leben vergnügt zusammen. Der alte König verirrt sich auf der Jagd kommt dahin, die zwei Knaben rufen ihn Großvater, Großvater! an, er wird prächtig bewirthet und versöhnt sich mit Pervonto und Vastolla.

I, 4. (4) Vardiello.

Eine kluge Frau hatte einen Sohn, Namens Vardiello, der war der dummste Lauer im ganzen Land, aber sie hielt ihn für den schönsten Jungen in der Welt. Sie hatte ein Huhn, das auf Eiern brütete und als sie eines Tages ausgehen mußte, sprach sie: "Herzenskind, hab acht auf die Henne, daß sie nicht vom Nest geht, sonst werden die Eier kalt und wir kriegen keine Piephühner" — "Ich will schon acht haben, ich hab ja Ohren und alles wohl gehört". — "Sie geht weg, der dumme Lauer kommt an das brütende Huhn und treibts so lange mit ihm, bis er es tödtet. Er denkt du mußt den Schaden wieder gut machen, die Eier dürfen nicht kalt werden, du mußt selbst brüten. Wie er sich darauf setzt, brechen sie sämmlich entzwei. Es war, um mit dem Kopf an die Wand zu rennen, zuletzt murrt ihm der Magen, er beschließt die Henne zu essen. Er rupft sie und steckt sie an einen Spieß, macht ein hübsches Feuer an und läßt sie braten, Um alles zu rechter Zeit zu thun, will er sich jetzt Wein zapfen, wie er den Zapfen gedreht hat und der Wein lauft, hört er einen gewaltigen Lärm. Er guckt, was oben vor ist und sieht die Katze, die das Huhn von dem Spieß geholt hat. Er lauft ihr nach, um ihr die Beute wieder abzujagen, vergißt aber den Zapfen umzudrehen, und aller Wein lauft aus. Die Mutter soll das nicht sehen, darum nimmt er einen bis oben vollen Sack Mehl und schüttet es darüber. Dennoch wird ihm Angst und er will nicht lebendig in die Hände seiner Mutter gerathen. Er beschließt also von den eingemachten Nüssen zu essen, wovon ihm die Mutter gesagt hat, sie wären Gift, und nachdem er den Leib damit an-

füllt, kriecht er in einen Ofen. — Die Mutter kommt heim, sieht ihr Söhnchen nicht und ruft, endlich antwortet er kleinmüthig: "Mutter, ich lieg im Ofen und bin vergiftet". Sie fragt weiter, nach und nach erzählt er alles. Sie nimmt ihm seine Einbildung und sagt, die Nüsse wären nicht giftig, sondern eine Magenstärkung und zieht ihn aus dem Ofen. Dann gibt sie ihm ein Stück schönes Tuch, das solle er verkaufen, sich aber nicht mit Leuten einlassen, die viel Worte machten. Er geht in die Stadt und ruft: "Tuch, Tuch feil!" wie aber einer fragt: "was für Tuch?" so will er nicht mit ihm handeln, weil er zu viel Worte mache. Endlich sieht er in einem Hof eine Bildsäule von Gips und weil er müd ist, setzt er sich darunter. Er fängt mit ihr an zu reden und spricht: "sag an, guter Freund, ist hier niemand zu Haus?" Da er keine Antwort erhält, so denkt er, das ist ein Mensch von wenig Worten und spricht: "willst du nicht dieses Tuch kaufen? du sollst es zu einem billigen Preis haben". Da das Bild abermals schweigt, so glaubt er den rechten Käufer gefunden zu haben, legt das Tuch hin und sagt: "gib mir, was du willst, morgen komm ich wieder und hols ab". Darauf geht er heim und der erste beste nimmt das Tuch mit. Bardiello vertröstet seine Mutter auf Morgen und macht sich mit dem frühsten auf und zu dem Bild und verlangt seine Bezahlung. Da es aber nicht antwortet, so nimmt er einen Prügel und schlägt ihm mit aller Gewalt an die Brust, so daß sie entzwei bricht, und findet darin einen ganzen Topf voll Goldstücke. Vergnügt lauft er damit heim und schreit: "Mutter, Mutter, rothe Batzen, ach, wie viele!" Die Mutter, die einen Streich seiner Art merkt, sagt ihm, er solle sich unter die Hauethüre setzen, und geht hinauf und wirft ihm über eine halbe Stunde lang Rosinen und trockne Feigen herab. Der dumme Lauer ruft: "Mutter, ach Mutter! stell doch was unter, breit Tücher aus, wenn der Regen anhält, so werden wir reiche Leute". Sobald er sich satt gegessen hat, legt er sich schlafen. — Es trägt sich zu, daß eines Tages zwei Arbeitsleute über ein in der Erde gefundenes Goldstück Proceß führen. Bardiello kommt hinzu und sagt:

"was seyd ihr Narren, um so ein Ding zu streiten! neulich hab ich einen ganzen Topf voll rother Batzen gefunden". Der Richter macht Augen und fragt: "wie? wo? wann?" Er antwortet: "bei einem Palast, in einem stummen Mann, als es Rosinen und trockene Feigen regnete". Der Richter, wie er das vernimmt, thut den Ausspruch, daß Bardiello in ein Narrenspital gehöre. Also machte die Dummheit des Sohns die Mutter reich.

I, 5. (5) Der Floh (Lo polece).

Ein König wird von einem Floh gebissen, greift ihn geschickt und weil er so schön ist, macht er sich ein Gewissen daraus, ihn zu knacken und setzt ihn in einen Käfich. Er nährt ihn ein paar Tage mit seinem eigenen Blut, davon wächst er so sehr, daß er ihn in einen größern Bauer einsperren muß. Er wird immer noch größer, so daß ihn der König endlich tödten und die abgezogene Haut gerben läßt. Darauf macht er bekannt, wer ihm sagen könne, von welchem Thier diese Haut sey, der solle seine Tochter zur Frau haben. Die Freier kommen von allen Enden der Welt herbei, der eine sagt, es sey die Haut von einem Wolf, der andere von einem Crocodill und so weiter. Endlich kommt ein Menschenfresser und sagt, die Haut sey von dem Großhans aller Flöhe. Der König kann sein Wort nicht brechen und gibt ihm seine unglückliche Tochter mit. Der Menschenfresser führt sie in sein finsteres Haus, das in einer abgelegenen wilden Gegend liegt und mit Menschenknochen ausgeziert ist. Bald trägt er auch vier ermordete Menschen zum Essen herbei. Wie er wieder im Wald ist, sieht sie eine Alte vorübergehen, der sie ihr Unglück klagt, so daß diese gerührt wird und ihr mit ihren sieben Söhnen zu Hülfe kommen will. Diese sieben Söhne haben wunderbare Eigenschaften. Mase, so oft er das Ohr auf die Erde legt, hört alles was dreißig Meilen im Umfang geschieht. Nardo, so oft er speit, macht ein großes Seifenmeer; Cola, so oft er ein Ei-

sen hinwirft, macht ein Feld voll geschliffener Scheermesser; Micco, so oft er ein Reiß zieht, einen dichten Wald; Petrullo, so oft er etwas Wasser ausgiest, einen schrecklichen Strom; Ascaddeo, so oft er einen Stein wirft, einen festen Thurm, und Ceccone endlich trifft mit seiner Armbrust alles einer Meile weit. Am andern Morgen kommt die Alte mit diesen sieben Söhnen und holt die Königstochter ab. Kaum sind sie eine halbe Meile geflohen, so hört der lauschende Mase den Menschenfresser, der heim kehrt, nichts findet und sie verfolgt. Nardo speit und macht ein Seifenmeer, aber der Menschenfresser arbeitet sich durch. Cola macht das Feld von schneidenden Messern, aber der Menschenfresser kleidet sich von Kopf bis zu Füßen in Eisen und geht darüber weg. Micco macht jetzt den fürchterlichen Wald, aber der Feind haut sich durch. Petrullo macht den großen Strom, aber der Menschenfresser zieht seine Kleider aus und schwimmt durch. Ascaddeo macht den Thurm, in welchen sich alle flüchten und einschließen, aber der Menschenfresser holt eine Leiter und will hinaufsteigen. Ceccone ist die letzte Zuflucht, der aber erschießt den Menschenfresser, daß er von der Leiter herabstürzt. Darauf schneiden sie ihm den Kopf ab und bringen ihn dem König, der in große Freude geräth über sein wiedergewonnenes Kind. Er findet bald einen schönen Gemahl für sie und belohnt die sieben Söhne nebst ihrer Mutter reichlich.

I, 6. (6.) Aschenkätzchen. (La gatta cennerentola).

Ein Wittwer hat eine Tochter, die er sehr liebt und der er eine besondere Pflegerin hält. Als er sich wieder verheirathet, klagt das Mädchen der Pflegerin ihr Leid über die harte Behandlung der bösen Stiefmutter. "Ja, sagt die Pflegerin, wenn ich deine Mutter wäre, ich wollte dich lieb haben wie meinen Augapfel". "Ach, spricht das Mädchen sage mir was ich

thun soll". "Wohlan, spricht sie, verlange von deiner Stiefmutter ein altes Kleid, um das zu schonen, das du trägst, und wenn sie über den Kasten geht, so wird sie zu dir sagen: halt den Deckel, und wenn sie sich hinein bückt, so laß ihn mit Gewalt zufallen, so schlägt er ihr den Kopf ab; und dann laß deinem Vater keine Ruhe, bis er mich heirathet". Das Mädchen thut, was sie verlangt, und der Vater der ein Fürst ist, heirathet endlich auch die Pflegerin. Auf der Hochzeit bemerkt das Mädchen ein Vögelchen, das über die Mauer fliegt und zu ihm spricht: "hast du irgend ein Verlangen, so sag es dem Vogel der Fee auf der Insel Sardinien, so soll es alsbald erfüllt werden". Die neue Stiefmutter behandelt das Mädchen sechs Tage lang gut, setzt es an den besten Platz bei Tisch, gibt ihm die besten Bißlein, aber hernach läßt sie ihre sechs Töchter erscheinen und wendet ihnen die Gunst ihres Mannes zu, so daß das arme Kind in die Küchenkammer gesteckt wird und alle niedrige Arbeit thun muß, und nur das Aschenkätzchen genannt wird. Es trägt sich zu, daß der Fürst nach Sardinien reisen muß. Zuvor fragt er die sechs Stieftöchter, was sie wollten mitgebracht haben, sie verlangen kostbare Kleider und dergleichen. Er fragt auch das Aschenkätzchen, was es wünsche? Es antwortet: er möge den Vogel der Fee grüßen, und ihn bitten, ihm etwas zu schicken. "Vergiß es aber ja nicht", setzt es hinzu. Der Fürst thut sein Geschäft in Sardinien ab, kauft seinen sechs Stieftöchtern das Verlangte, vergißt aber sein eigenes Kind. Er will nun heim fahren, aber das Schiff ist nicht aus dem Hafen zu bringen. Der Schiffspatron geräth in Verzweifelung, eine Zauberin entdeckt ihm, daß der Fürst daran schuld sey, weil er das seiner Tochter gegebene Versprechen nicht gehalten, sonst an alles gedacht, aber sein eigenes Blut vergessen habe. Dieser eilt zur Höhle der Fee, grüßt sie von seiner Tochter, und bittet sie, ihr etwas zu schicken. Die Fee kommt als eine schöne Frau hervor, dankt für das Andenken des Mädchens und freut sich über seine Liebe. Sie schickt ihm eine Dattel, einen Spathen, eine Gießkanne von Gold und ein Tüchlein von Seide und

sagt, das eine solle sie pflanzen und mit dem andern die Pflanze pflegen. Der Fürst bringt die Geschenke heim. Das Aschenkätzchen pflanzt die Dattel in eine schöne Scherbe, lockert die Erde mit den Spathen, begießt sie aus der goldnen Gießkanne, beschattet sie mit dem Tüchlein von Seide und in vier Tagen wächst die Dattel so sehr, daß sie groß wird, wie eine Frau, und eine Fee kommt heraus und spricht: "was verlangst du?" "Ich verlange, daß jedesmal, wenn ich aus dem Haus gehe, meine Schwestern es nicht wissen". Die Fee spricht: "so oft du etwas wünschest, so komm zu der Scherbe und sprich: meine vergoldete Dattel, mit dem goldenen Spathen habe ich dich gehackt, mit der goldenen Gießkanne begossen, mit dem Tüchlein von Seide dich beschattet, zieh dich aus und bekleide mich. Und wenn du dich willst ausziehen, so sprich nur: zieh mich aus und bekleide dich". Es wird ein großes Fest gegeben, die sechs Stiefschwestern gehen hin, Aschenkätzchen eilt zu seiner Scherbe, wird wie eine Königin geputzt und erscheint auf dem Fest. Der König von der Schönheit des Mädchens betroffen, heißt seine Diener nachgehen und sich erkundigen, wo sie wohne. Aber sie wirft Gold aus, das sie sich von dem Dattelbaum hatte geben lassen, und gelangt auf diese Art unbemerkt nach Haus. Zu dem zweiten Fest fährt sie, noch reicher geschmückt und schön wie die Sonne, in einem Wagen mit sechs Pferden, von großer Dienerschaft begleitet. Der König schickt wieder seine Leute hinter ihr her, aber sie wirft Schmuck und Edelsteine aus und entkommt abermals. Zu dem dritten Fest fährt sie in einem Wagen von Gold und eine noch größere Dienerschaft begleitet sie. Der König hat seinen Leuten mit harter Strafe gedroht, wenn sie diesmal sich aufhalten ließen und keine Nachricht brächten. Sie heißt den Kutscher in der größten Eile fortjagen, so daß ihr niemand folgen kann, sie verliert aber dabei einen Schuh, den die Diener aufheben und dem König bringen. Dieser läßt ausrufen, daß alle Frauen des Landes bei einem Fest erscheinen sollten. Es kommen alle Frauen und Jungfrauen, edle und unedle,

schöne und häßliche, alle probiren den Schuh, aber er will an keinen Fuß passen. Der König fragt, ob auch alle zugegen und keine daheim gelassen wäre. Da sagt der Fürst, er habe noch eine Tochter, die aber ein Aschenbrödel wäre und hier sich nicht zeigen dürfte. Der König verlangt sie zu sehen, der Schuh paßt ihr vollkommen, worauf der König sie in seine Arme nimmt und ihr die Krone aufs Haupt setzt. Die Stiefschwestern eilen voll Aerger heim.

I, 7. (7) Der Kaufmann (Lo mercante).

Ein reicher Kaufmann hat zwei Söhne, die einander so ähnlich sind, daß man sie nicht von einander unterscheiden kann. Cienzo, der älteste, beleidigt den Sohn des Königs. Sein Vater gibt ihm ein gesatteltes Pferd und einen gesatteten Hund, damit reitet er fort. Er reitet den ganzen Tag und kommt Abends in einen Wald, wo bei einem Thurm ein zerfallenes Haus steht. Der Herr des Thurms will ihm, weil es schon Nacht ist, nicht öffenen, Cienzo wirft sich auf etwas Stroh in dem Haus, um zu schlafen, kaum hat er aber die Augen geschlossen, so beult der Hund und er fühlt, daß jemand an ihm zieht. Er schlägt in der Dunkelheit um sich, und schläft dann wieder ein. Es zieht ihn zum zweitenmal am Fuß, da schimpft er und ruft dem Unsichtbaren zu sich sehen zu lassen. Ein Gelächter erfolgt und eine Stimme ruft: "steig herab, so will ich dir sagen, wer ich bin". Cienzo findet eine Leiter und steigt in einen Keller hinab, und sieht da dreie, die sitzen bei einem angezündeten Licht über einem Schatz. Sie heißen ihn davon nach Lust nehmen. Er sieht den Tag und will heraufsteigen, kann aber die Leiter nicht finden; er fängt an zu schreien, der Herr des Thurms hört ihn, kommt und hilft ihm heraus. Als er den großen Schatz findet, will er dem Cienzo seinen Theil geben, der will aber nichts, nimmt seinen Hund und reitet fort. Bald darauf befreit er eine schlafende

Fee aus einer ihrer Ehre drohenden Gefahr, dankbar lädt sie ihn in ihr nahes Schloß ein, aber er sagt, diese Gunst wolle er ein anderesmal annehmen und zieht weiter. Er kommt zu dem Schloß eines Königs, das ganz in Trauer steht, weil ein Drache mit sechs Köpfen ins Land gekommen ist, der jeden Tag einen Christen verzehrt und die Tochter des Königs verlangt. Cienzo haut ihm die sechs Köpfe ab, schneidet die Zungen heraus und nimmt eine Hand voll Drachenkraut; die Königstochter aber läßt er heim eilen, und geht selbst in ein Wirthshaus, um sich auszuruhen. Der König läßt bekannt machen, wer den Drachen getödtet habe, der solle seine Tochter zur Gemahlin erhalten. Ein gemeiner Mensch packt die Häupter des Drachen auf, bringt sie dem König und verlangt seine Tochter. Der König nimmt sich die Krone vom Haupt und setzt sie diesem auf. Cienzo hört von dem Betrüger und schreibt der Königstochter einen Brief, den sein Hündchen bestellen muß. Er wird hierauf berufen, beweist durch die Drachenzungen, daß er der Sieger gewesen und wird mit der Königstochter vermählt. Am Morgen nach der Hochzeit erblickt er aber eine andere Schönheit, in deren Haaren eine solche Zauberkraft lag, daß sie jeden, den sie wollte, damit bannen und binden konnte. Er geht ihr nach, kaum hat er den Fuß in ihr Haus gesetzt, so bleibt er unbeweglich stehen. — Meo, der zweite Bruder, hat keine Nachricht, wie es ihm geht, und will ihn aufsuchen. Der Vater gibt ihm gleichfalls ein zauberhaftes Pferd und einen Zauberhund. Damit kommt er zu dem Herrn des Thurms, der ihn weil er ihn für Cienzo hält, mit der größten Artigkeit empfängt und ihm Geld geben will. Ebenso findet er die Fee, die ihn willkommen heißt. Er entschuldigt sich aber mit Eile, verspricht bei dem Rückweg einzukehren, und gelangt an demselben Morgen bei dem König an, wo Cienzo von den Haaren der Fee ist bezaubert worden. Er wird von der Dienerschaft mit großen Ehren empfangen und von der Königstochter als ihr Gemahl umarmt. Nachts theilt er das Bettuch, so daß sie getrennt sind, und gibt vor, er sey nicht ganz wohl. Morgens sieht er die Fee mit den Zau-

verhaaren, Meo geht nach ihrem Haus, nimmt aber seinen Hund mit. Wie er eintritt, sagt sie: "Haare, bindet diesen!" Er aber ruft: "Hund, friß diese!" Dann geht er hinein, legt zwei Haare von dem Hund auf Cienzo, wodurch er aus seinem Schlaf erwacht. Meo erzählt ihm alles, wie er daran kommt, daß die Königstochter an seiner Seite geruht und eben sagen will, daß er das Linnen getheilt habe, haut ihm der eifersüchtige Cienzo den Kopf ab. Cienzo geht heim, seine Frau entdeckt bald die Unschuld des Getödteten. Er bereut es schwer, erinnert sich aber des Drachenkrauts, und macht damit den Meo wieder lebendig und heil nnd alles geht gut aus.

I, 8. (8) Das Ziegengesicht (La facce de crapa).

Ein armer Bauer hat zwölf Kinder und es wird ihm sauer das Brot herbeizuschaffen. Eines Tags arbeitet er an dem Fuße eines Bergs, da kommt aus einer dunklen Höhle eine grüne Eidexe, die hebt an vor dem erschrockenen Bauer zu reden und sagt: "fürchte dich nicht, ich komme zu deinem Glück". "Was verlangt ihr? sagt der Bauer, habt Mitleiden mit einem armen Schlucker, der zwölf Kinder ernähren muß". Sie antwortet: "bring mir dein kleinstes Kind, ich will das Mädchen aufziehen und lieben, wie mein Leben". Der Bauer gehorcht und bringt ihr am folgenden Morgen mit dem frühsten das Kind in die Höhle. Die Fee erzieht es in einem Palast, wie eine Königstochter. Es trägt sich zu, daß der König einmal in dem Wald jagt, sich verirrt und von dem Licht geleitet in den Palast kommt, wo er sich in das schöne Mädchen verliebt. Sie wird ihm gegeben und geht mit ihrem Gemahl fort, ohne der Fee nur mit einem Worte zu danken. Die Fee über diese Undankbarkeit aufgebracht, verwünscht sie, so daß sie ein Ziegengesicht bekommt, ordentlich mit einem Bart und mit Hörnern. Der König erschrocken über diese Verwandelung setzt sie

in seinem Palast in eine Kammer mit einer Magd und heißt beide spinnen. Die Magd gehorcht, die Königin, die nichts von ihrer Veränderung merkt, arbeitet aus Uebermuth nicht. Als aber die bestimmte Zeit kommt, wo die Arbeit soll gethan seyn, wird ihr doch Angst, sie lauft zu der Fee und erzählt ihr das Unglück, das sie betroffen hat. Diese umarmt sie aus grosser Liebe und gibt ihr einen ganzen Sack voll gesponnen Linnen. Sie nimmt ihn, ohne ein Wort von Dank zu sagen. Der König gibt ihr und der Magd darauf zwei Hunde zu pflegen; die Magd gehorcht, die stolze Königin aber wirft ihren Hund zum Fenster hinaus und eilt zur Fee, an der Thüre aber steht ein Alter, der sie nicht einläßt und fragt, wer sie wäre? Sie antwortet: "du Ziegenbart, kennst du mich nicht?" "Ich Ziegenbart? sagt er, du bist ein Ziegenbart!" gebt und holt ihr einen Spiegel. Als sie sich in der häßlichen Gestalt sieht, erschrickt sie und ist außer sich vor Schmerz. Der Alte hält ihr die Undankbarkeit gegen die Fee vor, die sie als ein armes Bauernkind zu sich genommen habe und allein Ursache gewesen, daß sie der König zu seiner Gemahlin gemacht. Sie besinnt sich, eilt zur Fee und bittet sie um Verzeihung. Die Fee gewährt sie und gibt ihr die schöne menschliche Gestalt zurück, und läßt sie aufs prächtigste geschmückt zu dem König hinfahren, der sie mit großer Freude und Liebe aufnimmt.

I, 9. (9) Die verzauberte Hirschkuh (La cerva fatata).

Es war ein König, der wünscht sich Kinder, ohne daß sein Wunsch in Erfüllung geht. Er thut den Pilgern vergeblich alles gute an, bis er unwillig sein Thor schließen läßt. Endlich gibt ihm ein Alter den Rath, er solle das Herz eines Seedrachen nehmen und von einer reinen Jungfrau kochen lassen, so werde diese alsbald von dem bloßen Geruch, die Königin aber von dem Genuß desselben schwanger werden.

Der König läßt das verlangte herbeischaffen, eine schöne Jungfrau kocht in einem abgelegenen Gemach das Herz und es geschieht, daß nicht sie allein schwanger wird, sondern auch das ganze Stubengeräth. Die Königin aber ißt davon und nach vier Tagen gebiert sie und die Jungfrau in demselben Augenblick jede einen schönen Knaben, und einer ist dem andern so ähnlich, daß sie gar nicht zu unterscheiden sind. Auch das Stubengeräthe bringt seine Jungen zur Welt. Bett, Stuhl, Tisch, ein Bettchen, Stühlchen, Tischchen, u. s. w. Die beiden Knaben wachsen zusammen auf und haben einander so lieb, daß sie nicht von einander zu trennen sind. Der Königssohn heißt Fonzo, der andere Canneloro. Die Königin wird neidisch auf den Canneloro, weil Fonzo ihn mehr liebt, als sie selbst. Sie sinnt daher auf seinen Tod, und als sie ihn einmal allein findet, fährt sie ihm mit einem glühenden Eisen ins Gesicht, doch trifft sie nur eine Augenbraune und muß ablassen, da Fonzo sich nähert. Canneloro streicht eine Haarlocke über das Mal, und ohne dem Fonzo etwas über die wahre Ursache zu entdecken, bittet er den König um die Erlaubniß, fortgehen zu dürfen. Er nimmt sich eine Rüstung und ein Schwert, das zur Zeit, wo das Drachenherz gekocht wurde, mit ihm jung geworden war; dazu ein Pferd. Fonzo bittet ihn um ein Zeichen seiner Liebe, Canneloro stößt seinen Dolch in die Erde, davon springt ein schöner Brunnen auf; dann sagt er: "so lange der klar ist, so geht mirs gut, wird er trüb, so geht mirs schlimm, bleibt er aus und wird trocken, so bin ich todt". Hierauf haut er mit dem Schwert in die Erde, davon wächst ein Heidelbeerstrauch: daran solle er sein Schicksal erkennen, je nachdem der Strauch grün, welk oder verdorrt sey. — Canneloro kommt in ein Reich, wo die Tochter des Königs dem versprochen wird, der in dem Ritterspiel den Preis davon tragen würde. Er gewinnt sie vor allen und die Hochzeit wird gefeiert, nach vier Monaten aber überfällt ihn unwiderstehliche Lust auf die Jagd zu gehen. Der König warnt ihn vor einem Menschenfresser, der in dem Walde sein Wesen treibe. Canneloro

achtet aber nicht darauf und wird von einer schönen Hirschkuh, in die sich der Zauberer verwandelt hat, den ganzen Tag verlockt und geräth Abends in seine Höhle. Da ihn friert, macht er sich darin ein Feuer an, die Hirschkuh spricht: "ach, Herr, erlaubt mir doch, daß ich mich auch ein wenig wärme, ich zittere vor Frost". "Komm nur", sagt Canneloro gutherzig. "Ja, antwortet sie, aber ich fürchte, daß ihr mich tödtet". "Komm nur auf mein Wort" spricht er. Sie bittet ihn aber, er möge erst seine Hunde und sein Pferd binden; dann auch sein Schwert fest machen. Wie er es gethan hat, nimmt der Menschenfresser seine wahre Gestalt an, packt den Canneloro und wirft ihn in eine Grube, um sich den guten Bissen aufzuheben. — Fonzo, der jeden Morgen und Abend nach dem Brunnen und Heidelbeerstrauch sieht, findet diesen welk jenen trüb, und ohne um Erlaubniß bei seinen Eltern zu fragen, eilt er fort, nimmt aber zwei Zauberhunde mit. Er gelangt in das Reich von Cannelo-ros Schwiegervater, wo alles in Trauer ist, Fonzo wird von jedermann für den todtgeglaubten gehalten, die Königstochter umarmt ihn: "liebes Herz, wo bist du so lang geblieben? die verwünschte Jagd hat dich in so große Gefahr gebracht!" Fonzo merkt gleich den Zusammenhang, legt in der Nacht ein Schwert zwischen sich und die junge Frau und eilt mit dem ersten Sonnenstrahl hinaus in den Wald. Ihn lockt wieder die schöne Hirschkuh, er sieht bei der Höhle die Rüstung des Canneloro liegen, die Hunde und das Pferd gebunden und erlöst ihn. Beide kehren zurück, die Königstochter kann sie nicht unterscheiden, bis Canneloro das Haar aufhebt und das Zeichen an der Stirne sehen läßt.

I, 10. (10) Die geschundene Alte (La vecchia scortecata) (*).

Zwei alte grundhäßliche Weiber befinden sich in einem Gebüsch unter den Fenstern des Königs, sie machen sich falsche Schultern und Hüften und der König, der gerade nicht mehr sehen kann, als was ausgestopft ist, glaubt himmlische Schönheiten entdeckt zu haben. Lüstern darnach steht er um ihren Anblick und ihre Gunst. Sie wollen den Vogel nicht entwischen lassen, eine ruft ihm durch das Schlüsselloch des Thors zu, heut über acht Tagen wolle sie ihm einen Finger von ihrer Hand zeigen. Als endlich der ersehnte Augenblick kommt, streckt die eine von den Vetteln ihm den Finger durch das Schlüsselloch hinaus. Der König in größtem Entzücken, entdeckt ihr, wer er sey und bittet um ihre Gunst. Sie zeigt sich bereit, hält sich aber aus, daß sie Nachts in sein Bett gebracht werde und kein Licht brenne, sie könne es nicht ertragen, daß jemand sie so gewandlos erblicke. Der König verspricht ihr alles, kaum ist sie aber an seiner Seite eingeschlafen, als er ein Licht anzündet und sie beleuchtet. Bei dem Anblick ihrer Häßlichkeit geräth er in die größte Wuth, ruft Leute und läßt sie ohne Umstände zum Fenster hinauswerfen. Glücklicherweise bleibt sie mit den Haaren an einem Feigenbaum hangen und nimmt weiter keinen Schaden. Früh Morgens wandeln drei Feen vorüber und gerathen über diesen Anblick in das größte Lachen, und in der guten Laune machen sie die Alte zu einem jungen, schönen, reichen und edlen Mädchen von funfzehen Jahren, das auf einem Sammtsessel da sitzt. Der König verliebt sich jetzt wirklich und feiert die Vermählung in einem prächtigen Fest, wozu jedermann eingeladen

---

(*) In der neuesten Ausg. von 1788 steht la vecchia scoperta, die entdeckte Alte.

wird. Die andere Alte kommt auch hin und fragt immer ihre Schwester: "wie hast du es nur angefangen? wie hast du es angetangen?" Sie weicht ihr aus, endlich, als sie immer mehr zusetzt, und immer mit der Frage wieder kommt, wie eine fortgejagte Fliege, so antwortet sie: "ich habe mir die Haut abziehen lassen". Nun sagt die andere, so will ich auch mein Glück versuchen", lauft zu einem Barbier, gibt ihm funfzig Goldstücke und nötbigt ihn, ihr die Haut abzuziehen. Er setzt sie auf einen Schemel und schindet sie, bis das Blut an ihr herabfließt und sie kraftlos hinsinkt.

Zweiter Tag.

II, 1. (11) Petrosinelle.

Eine schwangere Frau sieht aus ihrem Fenster in dem Garten einer Hexe ein schönes Beet mit Petersilie und bekommt ein so großes Gelüsten darnach, daß sie, als die Hexe aus ist, hingeht und sich davon holt. Die Hexe kommt heim und weiß nicht, wer ihr Kraut geholt hat. Die Frau fährt fort, Petersilie zu holen, bis sie einmal von der Hexe ertappt wird. Sie entschuldigt ihr Gelüsten mit ihrem Zustand, die zornige Hexe will aber nichts hören: "dein Leben ist verwirkt, wenn du mir nicht das Kind versprichst, das du zur Welt bringst". Die Frau verspricht in der Angst alles und gebiert dann ein schönes Mädchen, das auf der Brust einen Petersilienschößling hat und darum Petrosinelle genannt wird. Als es sechs Jahr alt ist, nimmt es die Hexe und trägt es an den Haaren in einen dunkeln Wald, und setzt es da in einen Thurm ohne Thüre und Treppe mit einem Fensterlein, aus welchen das Mädchen seine prächtigen langen Haare muß herabhängen las-

sen, an welchen sie dann auf und absteigt. Eines Tags, als die Hexe fort ist, blickt das Mädchen zum Fenster heraus und sieht einen Königssohn vorbeiziehen. Er verliebt sich und nach ein paar Tagen sind sie schon einig und da sie doch gern bei einander seyn wollen, so zieht sie ihn Nachts mit ihren Haaren herauf und läßt ihn Morgens wieder hinab. Eine alte Frau verräth den Liebeshandel. "Ich danke euch für die Nachricht, sagt die Hexe, aber sie können mir nicht fort, ich habe einen Zauber gemacht, in einen Kuchenbalken liegen drei Galläpfel, so lange sie diese nicht haben, können sie nicht entfliehen". Das Mädchen hat alles mit angehört und entdeckt in der folgenden Nacht ihrem Liebhaber das Geheimniß. Sie finden glücklich die drei Zauberäpfel, machen eine Strickleiter und entfliehen nach der Stadt. Die alte Frau entdeckt der Hexe die Flucht, sie steigt auf derselben Strickleiter herab und verfolgt sie. Petrosinelle, die ihre Feindin kommen sieht, wirft einen von den Galläpfeln auf die Erde. Alsbald wird ein fürchterlicher Hund daraus, der die Hexe anfällt, aber sie wirft ihm ein Stück Brot entgegen und besänftigt ihn damit. Das Mädchen wirft jetzt den zweiten hin, daraus springt ein wilder Löwe hervor, der mit dem Schweif die Erde schlägt, aber die Hexe kehrt um, zieht einem Esel die Haut ab und hängt sie über. Bei diesem Anblick fürchtet sich der Löwe und entflieht. Jetzt wirft Petrosinelle den letzten Gallapfel zur Erde, ein Wolf springt heraus, der die Hexe, welche die Eselshaut noch um hat, zerreißt. Die beiden eilen zu dem König und erhalten seine Einwilligung zu ihrer Vermählung.

II, 2. (12) Die grüne Wiese (Verde prato) (*).

Eine Frau hat drei Töchter, davon haben die beiden ältesten kein Glück und Geschick, dagegen der jüngsten, die Nella

(*) Die Ueberschrift scheint unpassend, doch stimmen drei Ausgaben darin überein.

heißt, gelingt alles, was sie unternimmt; sie wird aber deshalb von ihren Schwestern ebenso sehr beneidet, als von andern geliebt. Der Königssohn, der Zauberkunst versteht, verliebt sich in Nella und gewinnt sie, und damit sie ohne Vorwissen der bösen Mutter bei einander seyn können, hat er einen Gang von Cristall gemacht, der von seinem Palast bis unter ihr Bett führt und acht Meilen lang ist. Auch hat er ihr ein Pulver gegeben, wenn sie ihn herbei wünscht, so streut sie etwas davon auf Kohlen und alsbald kommt er. Die neidischen Schwestern belauschen das Geheimniß, zerbrechen den Glasgang und werfen dann von dem Pulver auf die Kohlen. Der Geliebte macht sich gleich auf den Weg, da er aber keine Kleider an hat, zerschneidet er sich jämmerlich in dem Glas und muß sich ins Bett legen. Die Hülfe der Aerzte ist vergeblich, da läßt der König bekannt machen, wer seinen Sohn heile, der solle, wenn es ein Mann sey, die Hälfte des Reichs, sey es ein Weib, den Genesenen zum Gemahl haben. Nella macht sich auf den Weg und bringt die Nacht in einem Walde zu, nicht weit von einer Hütte, in der ein Menschenfresser wohnt; sie steigt, um gesichert zu seyn, auf einen Baum. Der Menschenfresser sitzt mit seiner Frau beim Nachtessen, Nella hört, was sie mit einander sprechen, die Rede kommt auch auf die Krankheit des Königssohns, die kein Arzt heilen kann. Der Menschenfresser sagt, er wisse das einzige Mittel, das anschlage, will es aber nicht nennen. Als die Frau in ihn dringt, entdeckt er es endlich, es ist nämlich sein und seiner Frau eigenes Fett. Nella wartet, bis sie mit dem Essen fertig sind, dann steigt sie ab, klopft an das Haus und bittet, man möge sie aus Mitleiden aufnehmen. Die Frau hat gleich Lust, den guten Bissen aufzuessen, der Mann aber macht, daß sie eingelassen wird. Kaum sind sie eingeschlafen, so schneidet ihnen Nella die Hälse ab, thut ihr Fett in ein Geschirr und geht damit zu dem König. Er läßt sie in das Gemach des Prinzen treten, sie salbt seine Wunden, die sich alsbald schließen, so daß er gesund ist, wie ein Fisch. Der König verlangt nun, daß er sie zu seiner Gemahlin nehme, der Prinz willigt aber nicht eher ein, als bis

Nella sich das Gesicht rein gewaschen hat und er seine Liebste erkennt. Die Schwestern werden zur Strafe in einen Feuerofen gesteckt.

II, 3. (13) Viola.

Ein Mann hat drei Töchter, davon ist die jüngste Namens Viola so schön, daß sie alle Herzen gewinnt. Auch der Königssohn verliebt sich und so oft er da vorüber geht, wo die drei Schwestern arbeiten, sagt er zu ihr: "guten Tag, guten Tag, Viola". Sie antwortet: "guten Tag, Königssohn, ich scheer mich nichts um dich" (bonnì, figlio de lo Rrè, io sacchio cchiù de te). Die Schwestern verweisen ihr die Unart, womit sie den Prinzen noch aufbringen werde und sagen es dem Vater, der sie zu einer alten Baie wegthut. Der Prinz, als er das Nest leer findet, jammert; kundschaftet sie aber aus und besticht die Alte, daß sie ihn in eine Kammer versteckt, in welche sie die Viola unter einem Vorwande schicken will. Dann sagt sie zu ihr: "geh hinab und hol mir die Elle". Viola thuts und so behend, daß sie wie eine Katze entwischt. Abermals spricht sie: "hol mir das Garnknäuel", sie thuts und entschlüpft wie ein Aal. Endlich: "hol mir die Scheere". Sie bringt sie auch, ohne daß sie der Prinz hat fassen können, sie schneidet aber der Alten damit das Ohr ab: "das hast du zum Lohn für dein Gewerbe, und wenn ich dir die Nase nicht abschneide, so geschichts blos, damit du riechen kannst, was du für einen Ruf hast". Darauf kehrt sie zu ihrem Vater zurück, der Prinz geht wieder vorüber, sagt seinen Gruß und sie ihre schnippische Antwort. Die bösen Schwestern denken auf einen neuen Streich, ihr Fenster geht in den Garten eines Ungeheuers, dem wollen sie die Kleine überliefern. Sie lassen einen Strang Garn, der zu einer köstlichen Arbeit für die Königin gehört, hinabfallen und sagen: "wenn sich nicht Viola, als die Kleinste von uns, an einem Seil in den Garten hinabläßt und das Garn wieder holt, so können wir nicht zu rechter

Zeit fertig werden". Sie ist bereit, und wird hinabgelassen, gerade geht der wilde Mann in seinem Garten und stößt einen so gewaltigen Wind aus, daß Viola von dem Krach zusammenfährt. Indem dreht sich das Ungethüm und sieht das hübsche Mädchen und denkt, das Geschöpf muß der Wind eben mit irgend einem Baum erzeugt haben, freut sich sehr und umarmt es ganz liebreich und sagt: "meine liebe Tochter, wer sollte denken, daß ich der Vater von so einem schönen Gesicht wäre?" Dann übergibt er es drei Feen, die sollen für es sorgen. — Der Königssohn, als er die Viola nicht mehr sieht, glaubt sie wäre gestorben und verfällt in solche Traurigkeit, daß er krank wird. Endlich erfährt er ihren Aufenthaltsort, läßt den wilden Mann rufen und sagt ihm, er sey krank und müsse, um sich an frischer Luft zu erholen, einen Tag und eine Nacht in seinem Garten zubringen. Der wilde Mann als Vasall des Königs, muß es erlauben, der Prinz erhält Nachts ein Gemach, das gerade neben dem ist, in welchem der wilde Mann und Viola schlafen. In der Dunkelheit schleicht der Prinz hinüber und gibt der Viola zwei Nadelstiche in die Seite. Sie fährt auf und schreit: "ach Vater, was für ein Floh!" Der wilde Mann legt sie in ein anderes Bett; der Prinz kommt wieder und sticht sie, sie ruft aufs neue: "ach Vater, was für ein Floh!" Der wilde läßt das Unterbett und die Laken wechseln, aber der Prinz kommt immer wieder und so gehts die ganze Nacht durch. Am andern Morgen geht der Prinz an dem Haus des Mannes vorüber, Viola steht in der Thüre, er grüßt sie und sie antwortet ihm, wie gewöhnlich. Da ruft er ihr zu: "ach, Vater, was für ein Floh!" Viola merkt gleich, was geschehen ist, lauft zu den Feen und erzählt alles. Sie sagen: "wart, den wollen wir mit guter Münze bezahlen, laß dir von dem wilden Mann die Schellenschuhe geben". Sie gehen damit in der Dunkelheit und von niemand bemerkt in das Haus und Schlafzimmer des Prinzen, und kaum hat er die Augen zugethan, so machen die Feen einen entsetzlichen Lärm und Viola schlägt die Schellenschuhe aneinander. Der Prinz fährt mit großem Schrecken auf und schreit: "ach, Mutter, Mutter,

hilf mir!" Worauf sie sich fortschleichen. Am andern Morgen erfolgen wieder die Stichelreden, als aber der Prinz gesagt hat: "ach, Vater, was für ein Floh!" antwortet Viola: "ach, Mutter, Mutter hilf mir". Da erklärt er sich für überwunden und begehrt sie zur Frau. Der wilde Mann, als er erfährt, wer Violas natürlicher Vater ist, gibt endlich die Meinung auf, daß sie von seinem Winde sey geboren worden.

II, 4. (14) Gagliuso.

Ein armer Mann auf dem Sterbebett liegend läßt seine beiden Söhne kommen und sagt zu ihnen: "ich kann euch nichts hinterlassen, als ein Zeichen meiner Liebe. Dem ältesten, Oratiello, vermache ich das Sieb, das dort an der Mauer steht, der jüngste, Pippo, kann sich die Katze nehmen". Oratiello sucht mit dem Sieb seinen Unterhalt zu verdienen. Pippo betrachtet seine Katze und sagt: "was für eine traurige Erbschaft hat mir der Vater hinterlassen!" Die Katze hebt an und spricht: "du kennst dein Glück nicht; ich kann dich zu einem reichen Mann machen!" Sie geht darauf jeden Morgen ganz früh nach dem Meer, holt dort irgend einen kostbaren Fisch, bringt ihn dem König und sagt: "der Herr Gagliuso schickt seiner Majestät das kleine Geschenk". Der König dankt aufs verbindlichste. Ein andermal bringt sie von der Jagd einen feinen Vogel, und so fort, daß der König endlich den Wunsch äußert, den Geber zu sehen, um ihm selbst danken zu können. "Mein Herr wünscht nichts mehr, erwidert die Katze als Leben und Blut für die Krone des Königs zu lassen; Morgen mit dem frühsten wird er aufwarten". Am andern Morgen aber kommt sie gelaufen und sagt, ihr Herr lasse sich entschuldigen, diese Nacht habe ihm sein Kammerdiener bestohlen bis aufs Hemd. Der König schickt ihm sogleich Kleider aus seiner eigenen Garderobe. Nun zieht Gagliuso sich königlich an und wird an die Tafel zu dem König gesetzt. Alles

ungeschickte, das er spricht, bemäntelt die Katze und streicht dem König, die Klugheit, Tapferkeit, vor allem aber den großen Reichthum des Herrn Gagliuso heraus. Wenn der König Verlangen trage diese Reichthümer näher kennen zu lernen, die ihres gleichen schwerlich in der Welt fänden, so möge er nur sichere Leute ausschicken, die sich darnach erkundigten. Unter einem Vorwande macht sich aber die Katze zuerst hinaus und jedermann draußen im Feld, Hirten und Schäfern, befiehlt sie, bei Leib und Leben zu sagen, alles das gehöre dem Herrn Gagliuso. Die Diener des Königs bekommen daher aller Orten dieselbe Antwort und machen daheim Bericht von den großen Reichthum des Herrn Gagliuso. Der König verspricht der Katze einen hübschen Lohn, wenn sie zwischen ihrem Herrn und seiner Tochter eine Vermählung unterhandle. Sie kommt zu Stand, die Königstochter erhält eine schöne Aussteuer und Gagliuso kauft sich dafür auf den Rath der Katze im Ausland Güter und läßt sich adeln. Nachdem also sein Glück gemacht ist, dankt er der Katze und sagt ihr, wenn sie endlich nach hundert Jahren sterbe, wolle er sie einbalsamiren lassen und in einem goldenen Sarg in sein Gemach stellen, um immer an sie zu denken. — Nach drei Tagen thut die Katze, als wäre sie todt. Die Frau ruft: "ach, lieber Mann, sie ist gestorben! was sollen wir anfangen?" "Ei, pack sie am Bein und schmeiß sie zum Fenster hinaus". Bei diesen Worten erhebt sich die Katze, wirft dem Gagliuso seine Undankbarkeit vor, lauft ohne Umblicken fort und ruft: "ärger kein Messer schiert, als wenn ein Bauer ein Edelmann wird!"

II. 5. (15.) Die Schlange (Lo serpe).

Eine Frau wünscht sich ein Kind, wie der Kranke einen Trunk Wasser, aber ihr Wunsch will nicht in Erfüllung gehen. Ihr Mann, der im Walde arbeitet, bringt eines Tags ein Bündel von dem Berge heim, sie findet darin eine schöne,

kleine Schlange: bei dem Anblick fasst sie und spricht: "die Schlangen kriegen kleine Schlänglein, ich bin nicht so glücklich, mein Mann ist ein Gärtner, aber er kann kein Reis pflanzen". Da spricht das Thierchen: "da du keine Kinder bekommst, so nimm mich zum Sohne an, es wird dein Schaden nicht seyn". Sie weist ihm eine Ecke im Zimmer an, gibt ihm Essen und hat es sehr lieb. Es wächst von Tag zu Tag, wie es groß geworden, spricht es zu dem Mann: "Vater, ich will eine Frau haben". "Nun, sagt er, ich will gehen und dir eine andere Schlange suchen". — "Ei was, ich will die Tochter des Königs, geh und sag dem König, eine Schlange begehre seine Tochter zur Frau". Der Mann macht auch wirklich den Antrag. Der König denkt, es ist ein Hans Narr, und um ihn los zu werden, spricht er: "geh und sag der Schlange, sie sollte erst alle Früchte meines Gartens in Gold verwandeln, dann wollte ich ihr meine Tochter geben". Die Schlange spricht zu dem Mann: "nun geh und sammle Obstkerne, so viel du kriegen kannst und säe sie in dem Garten des Königs". Er gehorcht und es wachsen alsbald Bäume auf mit Früchten von glänzendem Golde. Der König will aber seine Tochter noch nicht geben: "erst soll die Schlange die Mauer und den Boden ganz mit Edelsteinen pflastern". Sie sagt zu ihrem Pflegevater: "alle Scherben, die du nur auftreiben kannst, die nimm und wirf an die Mauer und auf den Boden des Gartens". Er thut es und sie verwandeln sich in die köstlichsten Edelsteine: Smaragde, Rubinen, Granaten. Der König willigt dennoch nicht ein und verlangt zum dritten, daß sein ganzer Palast mit Gold überzogen werde. Der Schlange fällt das auch nicht schwer: der Pflegevater muß mit einem Bündel Kräuter den Palast überstreichen und alsbald steht er in Gold da. Jetzt kann der König nicht länger ausweichen, die Schlange kommt in einem goldenen Wagen, von vier goldenen Elephanten gezogen an den Hof die Gemahlin zu holen. Alles zittert, der König und die Königin verstecken sich, nur die Braut bleibt; die Schlange umfaßt sie mit ihrem Schwanz und trägt sie ins Schlafgemach. Dort wirft sie die Haut ab und ist ein schöner

Jüngling mit goldenem Haar, den die Königstochter lieb gewinnt. Der König, der gesehen, daß die Schlange sich mit seiner Tochter eingeschlossen hat, sagt zur Königin: "der Himmel sey unserm armen Kinde gnädig!" Sie sehen durchs Schlüsselloch hinein und erblicken den schönen Jüngling in dem Bett, die Schlangenhaut aber auf der Erde liegen. Da drücken sie das Schloß auf, treten hinein, ergreifen die Haut und werfen sie in das Feuer, daß sie verbrennt. Wie der Jüngling das gewahr wird, ruft er aus: "ach, was habt ihr gethan!" verwandelt sich alsbald in eine Taube und will entfliehen; er stößt mit dem Kopf gegen das Fenster, daß es springt, aber, indem er sich hinausdrängt, schneidet ihn das Glas heftig. Die Königstochter ist ein und demselben Augenblick von dem größten Glück und Unglück getroffen, weiß sich nicht zu trösten. Sie nimmt alle ihre Edelsteine und macht sich fort und will so lange wandern, bis sie findet, was sie sucht. Draußen im Mondschein begegnet sie einer Füchsin, die spricht: "ich will mit dir gehen". Sie kommen in einen Wald und ruhen sich darin aus. Die Königstochter ergötzt sich an dem Gesang der Vögel. "Ja, spricht die Füchsin, wenn du verstündest, was sie sagen, wie ich, es würde dir ein noch größeres Ergötzen seyn". Die Königstochter bittet sie, es ihr zu entdecken, nach einigem Zaudern sagt die Füchsin: "die Rede sey von einem Königsohn, den eine Zauberin wegen seiner großen Schönheit lieb gewonnen, weil er aber ihren Wünschen nicht Gehör gegeben, habe sie ihn auf sechs Jahre in eine Schlange verwandelt. Schon sey er dem Ziel nah gewesen, da hätten die Eltern seiner Liebsten die Schlangenhaut, die er auf Erde geworfen, weggenommen und verbrannt. Er sey darauf in Gestalt einer Taube zum Fenster hinausgeflogen, das Zerscherbte Glas habe ihm aber so den Kopf zerschnitten, daß alle Aerzte an seinem Aufkommen zweifelten". Die Königstochter merkt gleich, daß von ihrem Liebsten die Rede gewesen, erkundigt sich vor allen Dingen, wo sein Vater wohne und fragt dann, ob es gar kein Mittel gebe, ihn zu heilen?

"Nur eins, sagt die Füchsin, wenn man die Wunden mit dem Blut eben jener Vögel bestreicht". Die Füchsin soll nun die Vögel fangen, sie wartet bis es dunkel ist und die Vögel eingeschlafen sind, dann holt sie einen nach dem andern herab und sie sammeln ihr Blut in ein Fläschchen. Wie es geschehen ist, sagt die Füchsin: "ach du Unglückliche, dies hilft dir zu nichts, wenn nicht noch mein Blut zu jenem gemischt wird!" und wie sie das gesagt hat, hebt sie an zu fliehen. Jene greift zur List: "liebe Gevatterin, bleib doch, du brauchst um deine Haut nicht zu sorgen, es gibt noch mehr deines gleichen in der Welt, du kannst dich darauf verlassen, daß ich dir nichts thue, bleib bei mir und zeige mir den Weg". Die Füchsin läßt sich berücken, kaum haben sie funfzig Schritte gemacht, so gibt ihr die Königstochter mit einem Stock einen Schlag, der sie niederstreckt. Darauf nimmt sie von dem Blut der Füchsin und thut es in das Fläschchen und eilt, daß sie zu dem Vater ihres Liebsten kommt. Sie verspricht seinen todtkranken Sohn zu heilen, wenn er ihr Gemahl werden solle. Der König antwortet: "gibst du mir ihn frei und gesund, so will ich dir ihn frei und gesund zurückgeben, gibst du mir einen Sohn, so will ich dir einen Gemahl geben". Kaum hat sie ihn aber mit dem gemischten Blut bestrichen, so ist er gesund, als hätte ihm nie etwas gefehlt. Der König verlangt jetzt, er solle die heirathen, die ihn geheilt habe, aber er will nicht: "eine andere habe sein Wort". Da gibt sie sich, erfreut über seine Treue, zu erkennen, und die Hochzeit wird gefeiert.

II. 6. (16.) Die Bärin (L' orza).

Eine Königin läßt sich auf dem Todtbett von ihrem Gemahl das Versprechen geben, nicht wieder zu heirathen, wenn er nicht jemand fände, der an Schönheit ihr gleich käme. Da er niemand findet, so will er endlich seine eigene Tochter heirathen, die allein ebenso schön ist, als ihre Mutter war. Sie

weiß sich in der Noth nicht zu helfen, als eine Alte zu ihr eintritt: "nun, sagt diese, außer für den Tod, sonst ist für alles ein Kraut gewachsen". Sie gibt ihr ein Stückchen Holz: sobald sie das in den Mund stecke, werde sie in eine häßliche Bärin verwandelt werden, sobald sie es herausnehme, wieder ihre menschliche Gestalt haben. Abends, als der König sie mit Gewalt holen will, thut sie das Holz in den Mund und eine fürchterliche Bärin steht da und erschreckt ihn. Er eilt davon, daß Mädchen aber geht in einen Wald und lebt in der Gesellschaft anderer Thiere. Ein Königssohn findet sie dort, nimmt sie mit, thut die Bärin in einen Garten und heißt ihrer wohl pflegen. Zu einer Zeit, als jedermann fortgegangen und er allein zu Haus geblieben ist, sieht er aus dem Fenster nach seiner Bärin und sieht ein wunderschönes Mädchen, das sich seine goldenen Locken kämmt, denn es hatte, um die Haare einmal in Ordnung zu bringen, das Holz aus dem Mund gethan. Mit Erstaunen eilt er hinab, aber wie er in den Garten kommt, hat es die Bärengestalt schon wieder angenommen. Er verfällt in Schwermuth und Krankheit und ruft beständig: "meine Bärin! meine Bärin!" Seine Mutter glaubt, die Bärin habe ihm irgend ein Leid angethan und befiehlt, sie zu tödten; allein die Diener haben Mitleid und bringen sie nur hinaus in den Wald. Der Prinz, als er von dem Tod der Bärin hört, erhebt sich aus dem Bett, erforscht von den Dienern die Wahrheit, und eilt hinaus in den Wald, wo er so lange sucht, bis er seine Bärin wiederfindet. Er redet sie an, als eine himmlische Schönheit und bittet sie die häßliche Haut von sich zu werfen. Als sie aber nicht antwortet, verfällt er aufs neue in seine Krankheit und die Aerzte verkündigen seinen Tod. Die Königin forscht ihn aus und fragt, ob ihm denn nichts Linderung verschaffen könne? Er antwortet: "nichts kann mich trösten, als der Anblick der Bärin, laßt sie in mein Gemach kommen, ich verlange, daß sie allein für mich sorge, mir koche und das Bett mache". Die Königin glaubt er rede irr, doch will sie ihm seinen Willen thun. Die Bärin kommt herein, tritt ans Bett des Kranken,

hebt die Tatze und fühlt ihm den Puls. Dann bereitet sie ihm auf seinen Wunsch in dem Camin etwas zu essen, macht ihm das Bett und holt Rosen aus dem Garten, um sie ihm unter das Kissen zu legen, so daß die Königin ganz in Erstaunen geräth. Nun verlangt der Kranke, die Bärin solle ihn auch küssen. Die Königin sagt: "liebes Thier, thue es doch". Bei dem Kuß aber fällt ihr das Hölzchen aus dem Mund und der Königssohn hält das schönste Mädchen von der Welt in seinem Arm.

II. 7. (17.) Die Taube (La palomma).

Eine Alte voll Runzeln wohnt in einen Wald, und will einmal Bohnen essen. Sie holt einen alten, wurmstichigen Kessel herbei, reinigt die Bohnen, thut Kräuter dazu, und setzt das Gefäß vor ihr Fenster; dann geht sie etwas Reisig zu suchen, um das Gericht zu kochen. Indessen kommt der Königssohn mit seinem Jagdzug vorüber, er sieht das Geschirr da stehen und der Muthwille treibt ihn, daß er es umstößt. Wie die Alte zurückkehrt, geräth sie darüber in den größten Zorn und stößt die Verwünschung aus, daß der, welcher ihre Bohnen zerstreut habe, in die Tochter einer Hexe sich verlieben und von dieser alle Pein erdulden solle. Die Verwünschungen fliegen auf, der Königssohn verirrt sich im Wald und begegnet, ganz allein, einer schönen Jungfrau, die Schnecken sammelt und dazu spricht: "streck, streck die Hörner heraus, die Mutter schneidet sie ab, mitten im Sonnenschein, so kriegt sie ein Knäbelein". Er hält ihr ein Liebesgespräch und sie zeigt sich ihm auch geneigt. Da kommt die Mutter wie ein wildes Thier, der Königssohn will sein Schwert ziehen, aber die Kraft weicht; er bleibt gebannt stehen, wie das Schaf, wenn es den Wolf erblickt, und die Alte führt ihn heim. Darauf spricht sie: "du sollst arbeiten wie ein Hund, und ein Stück Land noch heute urbar machen und besäen, und wenn

ich wiederkomme und finde es nicht gethan, so geht dirs übel". Sie eilt darauf in Wald, wo sie mit einer andern Hexe Verkehr hat. Die Jungfrau tröstet ihren Liebsten und vollbringt die Arbeit für ihn. Als die Hexe am Abend wieder kommt, ruft sie von außen ihrer Tochter zu: "laß deine Haare herab!" denn da keine andere Treppe da ist, steigt sie immer an diesen goldnen hinauf. Sie sieht mit Verwunderung die Aufgabe gelöst, denn es schien ihr unmöglich, daß ein so zarter Jüngling eine so schwere Arbeit vollbringen könnte. Am andern Morgen gibt sie ihm auf, sechs Klaftern Holz zu spalten, jedes Stück viermal. Die Jungfrau verrichtet auch dieses. Bei der Sonnenneige kommt die Alte auf der gewohnten Treppe wieder herauf; als sie das Holz gespalten sieht, so faßt sie Verdacht und befiehlt am dritten Tag, der Königssohn solle einen ausgetrockneten Brunnen wieder mit tausend Eimer Wasser anfüllen. Die Jungfrau sagt: "hier geht meine Kunst zu Ende, wir müssen entfliehen". Durch eine Oeffnung im Garten gelangen sie hinaus. Nicht weit von der Stadt spricht er: "hier warte ein wenig, du sollst zu Fuß nicht in den königlichen Palast eingehen, ich will dich mit Pracht und Gefolge abholen". Indessen kommt die Alte heim, sie ruft, aber die Tochter antwortet nicht; sie findet die Oeffnung, wo sie durchgebrochen sind, und als sie sich von ihrer Flucht überzeugt hat, spricht sie die Verwünschung über ihre Tochter aus, daß ihr Liebster bei dem ersten Kuß, den er empfange, sie vergessen solle. Der Königssohn wird von seiner Mutter mit großer Freude und Zärtlichkeit aufgenommen, bei dem ersten Kuß aber, den sie ihm auf die Lippen drückt, geht der Fluch der Hexe in Erfüllung. Die Mutter kann ihn jetzt leicht zu einer Vermählung bereden. Die verlassene Jungfrau aber legt Mannskleider an, geht an den Hof und läßt sich als Küchenjunge annehmen. Auf dem Hochzeitsfest schneidet der Königssohn ein Backwerk auf, das sie bereitet hat, und es fliegt eine so schöne Taube heraus, das jedermann sie bewundert. Sie fängt an zu reden und erinnert ihn an seine Liebste und an die Dienste, die sie ihm geleistet hat; dann fliegt sie zum

Fenster hinaus. Dem Königssohn kehrt alles wieder in das Gedächtniß zurück, er läßt den Küchenjungen kommen, der das Backwerk zubereitet hat, und dieser gibt sich als seine Liebste zu erkennen. Darauf hält er Hochzeit mit ihr und während des Festes erscheint der Geist der Alten, welcher er das Geschirr mit den Bohnen zerbrochen hatte, und die Hungers gestorben war. Sie erklärt ihm den Zusammenhang deſſen, was sich begeben hat.

II. 8. (18.) Die Küchenmagd (La schiavottella).

Mädchen spielen und wetten, wer über einen Rosenstrauch springen könne, ohne ihn zu berühren. Keine kann es, nur Cilla springt darüber, stößt aber doch ein Blatt ab, welches sie schnell und unbemerkt aufhebt und verschluckt, damit sie die Wette gewinnt. Allein nach drei Tagen fühlt sie ihren Zustand verändert, sie eilt zu guten Feen, die sagen ihr, das verschluckte Rosenblatt sey die Ursache davon. Sie gebiert insgeheim eine schöne Tochter, die sie den Feen bringt, jede begabt das Kind, die letzte bricht im Herbeieilen unglücklicherweise den Fuß und stößt in dem Schmerz die Verwünschung aus, daß im sechsten Jahre die Mutter das Kind kämmen, der Kamm sich in den Haaren verwickeln und stecken bleiben werde, und davon müsse es in Todesschlaf sinken. Alles trifft ein. Die Mutter schließt die Leiche in sieben in einander gesteckte Glaskisten und stellt sie in das verborgenste Gemach des Palastes, zu dem sie allein die Schlüssel hat. Und da sie bald darauf die Annäherung ihres Todes fühlt, gibt sie ihrem Bruder den Schlüssel, der ihr versprechen muß, dieses Gemach niemals zu öffnen. Eines Tages geht dieser auf die Jagd und übergibt seiner Frau das Haus, bittet sie aber inständigst, nur nicht das Gemach zu öffnen, wozu der Schlüssel in seinem Schrein liege. Eifersüchtig thut sie es doch und als sie das schöne Mädchen erblickt, das da in den Glaskisten, die mit ihm gewachsen waren, zu schlafen scheint, glaubt sie, das sey

die heimliche Liebste ihres Mannes, geräth in Zorn und zieht sie an den Haaren heraus. Darüber geht der Kamm los und das Mädchen erwacht ins Leben. Die Frau mißhandelt es, thut ihm schlechte Kleider an und stößt es wie eine gemeine Magd in die Küche; als der Mann bei seiner Heimkehr sich erkundigt, wer das Mädchen sey, antwortet sie: "nichts besseres als eine gemeine Küchenmagd". Es trägt sich zu, daß der Herr auf einen Markt verreist, und beim Abschied einen jeden Hausgenossen fragt, was er wünsche mitgebracht zu haben? Die Reihe kommt endlich auch an das arme Mädchen, da wünscht es sich eine Puppe, ein Messer und einen Wetzstein: und wenn er das vergesse, so werde er nicht über den ersten Fluß setzen können. Er vergißt es wirklich, als er aber an das erste Wasser kommt, und nicht hinüber kann, fällt ihm die Verwünschung des Mädchens ein, er eilt zurück, kauft, was es verlangt hat und setzt nun seine Reise ohne Hinderniß fort. Daheim gibt er ihm die drei gewünschten Dinge, es eilt damit in die Küche, stellt die Puppe vor sich hin und fängt an, ihr seine ganze Leidensgeschichte zu erzählen, als wäre es jemand Lebendiges. Als es aber keine Antwort bekommt, nimmt es das Messer, wetzt es an dem Stein und spricht: "wenn du mir nicht antwortest, so bringst du mich dahin, daß ich mich todtsteche". Da hebt endlich die Puppe an zu sprechen: "nun, nun, ich hab's ja gehört, ich bin gottlob nicht taub!" Der Hausherr hat ein Ruhegemach neben der Küche und hört eines Tags die wunderliche Unterhaltung an, er guckt durchs Schlüsselloch und sieht das Mädchen, das der Puppe sein ganzes Schicksal erzählt, von dem Augenblick, wo seine Mutter das Rosenblatt verschluckt hat, bis zu seiner Erniedrigung als Küchenmagd. "Und antwortest du nicht, Puppe, so stech ich mir dies Messer ins Herz". Damit fängt es an und wetzt das Messer an dem Stein. Der Herr springt hervor, umarmt es als seine liebe Schwestertochter, verstößt seine hartherzige Frau und vermählt es mit einem schönen Manne.

II. 9. (19.) Das Zauberkästchen (Lo catenaccio).

Eine arme Frau mit drei Töchtern will etwas kochen und heißt die beiden ältesten hingehen und Brunnenwasser dazu holen, sie schlagen es ihr ab: da will sie sich selbst aufmachen, aber die jüngste sagt: "nein, ich will das Wasser holen, so stark bin ich schon, das zu tragen". Sie nimmt den Krug und geht hinaus vor die Stadt, zu dem Brunnen, da findet sie einen Diener, der sagt zu ihr: "mein Kind, willst du mit mir gehen in meine Höhle, so will ich dir schöne Sachen geben?" — "Ich will nur der Mutter den Krug Wasser bringen, dann komm ich gleich zurück". Das thut sie auch und wird von dem Diener durch die Höhle zu einem prächtigen, unterirdischen Palast gebracht: alles ist von Gold und Silber, ein Tisch mit köstlichen Speisen wird hingestellt, Abends wird sie in ein Bett gebracht, dessen Decken mit Perlen gestickt sind. Als die Lichter alle weggetragen sind, legt sich jemand an ihre Seite. Das dauert eine Zeit lang, da bekommt sie Lust, ihre Mutter zu sehen. Sie sagt es dem Diener, er gibt ihr Gold zum Geschenk für die Mutter, sagt ihr aber, sie müsse bald wiederkommen und dürfe niemand etwas von ihrem Aufenthalt entdecken. Sie befolgt alles genau, die Mutter und die Schwester wollen sie bei ihrer Rückkehr begleiten, aber sie schlägt es ihnen ab. So kommt sie noch ein paarmal und bei den Schwestern wächst der Neid über ihr Glück immer mehr. Durch eine Hexe erfahren sie endlich alles und bei dem nächsten Besuch entdecken sie ihr das Geheimniß, wie Nachts der schönste Jüngling von der Welt an ihrer Seite liege, aber wenn sie vollkommen glücklich seyn wolle, müsse sie ihrem Rathe folgen. Nämlich wenn sie Abends im Bett liege und der Diener bringe ihr den Nachttrank, so müsse sie ihn heißen ein Taschentuch holen, in seiner Abwesenheit aber den Becher ausschütten, sie werde dann wach bleiben und sobald ihr Gemahl eingeschlafen sey, solle sie da das Zauberkästchen (catenaccio,

Schloß) öffnen und dadurch werde sie die glücklichste Frau von der Welt. Sie merkt nichts von der Falschheit und thut alles, wie sie ihr gesagt haben, sie zündet sich ein Licht an und sieht, daß der schönste Jüngling blühend wie eine Rose neben ihr schläft. Sie öffnet das Zauberkästchen; sogleich kommt eine Anzahl Weibchen hervor, die tragen auf ihrem Kopf das schönste Garn, eine davon läßt ein Gebind fallen, da ruft die Unbedachtsame ganz laut: "liebe Frau, hebt doch das Garn auf!" Von dem Geschrei wacht der Jüngling auf, wird zornig und läßt sie durch seine Diener in den alten Lumpen, in welchen sie gekommen war, zu dem Palast wieder hinausführen. Sie geht heim, aber die Schwestern jagen sie fort. Sie irrt in der Welt umher, endlich kommt sie zu einem königlichen Palast, wo sie sich auf einem Bündel Stroh ausruht und wo eine von den Jungfrauen der Königin sich ihrer annimmt. Sie bringt einen wunderschönen Knaben zur Welt; Nachts, wie alles schläft, kommt ein Jüngling in die Stube und spricht: "o mein lieber Sohn, du solltest aus einem goldenen Becken gewaschen werden und in goldgewirkte Windeln gewickelt, wenn nie mehr ein Hahn schrie!" Bei Hahnenschrei verschwindet er auch. Die Jungfrau sagt das der Königin, die befiehlt bei hoher Strafe alle Hähne im Land zu tödten. Die nächste Nacht kommt der Jüngling, die Königin erkennt darin ihren Sohn und umarmt ihn. Da hört die Verwünschung auf, die über ihn geworfen war, daß er umher irren sollte fern von seinem väterlichen Haus, bis ihn seine Mutter umarmt habe und kein Hahn mehr krähe.

II. 10. (20.) Der Gevatter (Lo compare).

Ein Mann hat einen lästigen Gevatter, der ihm beständig auf dem Hals liegt, sich mit zu seinem Tische setzt und den er auf eine gute Manier nicht los werden kann. Als er hört, daß der Gevatter über Land gegangen ist, spricht er: "Gott sey

gelobt, daß wir von dem Plagegeist einen Tag frei sind, wir wollen einmal uns was zu gut thun!" Geht und kauft einen hübschen Aal und eine Flasche Wein und die Frau muß einen Kuchen dazu backen. Wie alles in Ordnung ist, setzen sie sich zu Tisch, aber kaum haben sie sich niedergesetzt, so hören sie den Gevatter auch schon an der Thüre klopfen. "Geschwind, sagt der Mann, versteck erst was da auf dem Tisch steht, dann kannst du ihm öffnen; wenn er den Leerhof siebt, so macht er sich wohl wieder davon". Sie stellt eilig den Aal in einen Schrank, die Flasche unter das Bett, den Kuchen unter die Bettdecke, und der Mann selbst kriecht unter den Tisch und guckt durch ein Loch im Teppich. Der Gevatter aber sieht durchs Schlüsselloch alles was geschieht. Als er eingetreten ist, thut er ganz bestürzt und erschrocken. Die Frau fragt nach der Ursache. "Ach, sagt er, wie ich so draußen stand und wartete, daß mir geöffnet würde, kam mir eine Schlange zwischen die Füße, was war sie so wild! so groß etwa wie der Aal, den ihr in den Schrank gestellt habt. Ich fürchtete mich und hob einen Stein auf, etwa von dem Caliber, wie die Flasche unter dem Bett ist, und warf ihn dem Thier an den Kopf, daß es eine Wunde bekam, nicht kleiner als der Kuchen, den ihr dort unter der Bettdecke habt. Und dieweil die Schlange starb, stand ich und sah zu und lauschte, wie der Gevatter dort unter dem Tisch. Ich habe aber keinen Tropfen Blut mehr im Leib, so bin ich erschrocken". Bei diesen Worten kann sich der Mann nicht länger zurückhalten, er steckt den Kopf zwischen dem Teppich hervor und äußert seinen Zorn in einem langen Strom von Vorwürfen über eine so große Unverschämtheit, worauf endlich der Gevatter mit rothem Gesicht abzieht.

Dritter Tag.

III. 1. (21.) Cannetella.

Ein König wünscht sich eine Tochter lange umsonst, endlich wird sein Wunsch erfüllt und er gibt ihr den Namen Cannetella. Als sie erwachsen ist, fragt er sie, was sie für einen Mann wolle? Sie will gar keinen. Der König läßt sich aber damit nicht abweisen. Da sagt sie: "es müsse ein Mann seyn, wie es sonst keinen auf der Welt gebe". Der König stellt sich jetzt ans Fenster und gibt auf die Vorübergehenden Acht und wenn er einen auf das Korn genommen hat, ruft er jedesmal die Tochter, sie solle ihn ansehen; allein die will den Ausgewählten doch nicht. Darauf stellt er zu gleichem Zweck Feste an, aber auch ohne Erfolg. Cannetella sagt endlich; "wenn ich einen Mann nehmen soll, so muß er Kopf und Zähne von Gold haben". Darauf läßt der König bekannt machen, wer den Wunsch seiner Tochter erfülle, solle sie zur Gemahlin und das Reich dazu erhalten. Der König hat einen wilden Mann zum Feind, der Scioravante heißt, wie der davon hört, läßt er sich durch einem Zauberer Kopf und Zähne in Gold verwandeln, zeigt sich vor den Fenstern des Königs und erhält die Cannetella. Er führt sie auf seinem Roß fort und bringt sie Abends in einen Pferdestall. "Hier ist dein Aufenthalt spricht er, während meiner Abwesenheit, sechs Jahre lang sollst du keinen Menschen sehen und sollst von dem Brot leben, das die Pferde übrig lassen". Sie beklagt ihr Geschick, daß sie den königlichen Palast mit einem Pferdestall, die feinen Decken mit Stroh, die guten Bissen mit Pferdebrot habe vertauschen müssen. Einmal sieht sie durch eine Oeffnung in einen schönen Garten, voll der köstlichsten Früchte. Sie bekommt die größte Lust darnach. Wer kann es verrathen? denkt sie und geht

hinein und erquickt sich einmal nach so großem Hunger. Doch als ihr Mann zu der bestimmten Zeit wiederkommt, wird eins von den Pferden der Verräther und sagt ihm, daß sie von den Weintrauben gegessen habe. Der wilde Mann geräth in Wuth, nimmt ein Messer und will sie tödten, sie bittet ihn auf den Knieen um Schonung: der Hunger allein habe sie verführt. Endlich will er ihr für diesmal das Leben schenken: "ich geh wieder auf sechs Jahre fort, spricht er, laß dir nichts zu Schulden kommen, sonst ists um dich geschehen, ich weiß alles, was du thust". Cannetella klagt laut über ihr Unglück, das sie als eine Züchtigung des Himmels betrachtet. Sie weint so, daß zwei Bächlein stets aus ihren Augen fließen und sie ganz mager wird. Es trägt sich zu, daß nach einigen Jahren der Kämmerer ihres Vaters vorbei geht, sie ruft ihn an, er erkennt sie nicht, bringt sie aber zu ihrem Vater heim. Dieser küßt sie tausendmal, gibt ihr zu essen und fragt sie nach ihrem Schicksal. Sie erzählt ihm, was ihr widerfahren ist: "es ist mehr, spricht sie, als ein Mensch glaubt. Lieber Vater, ich gehe nicht mehr von deinen Füßen weg und will lieber hier deine Magd, als anderwärts Königin seyn". Indessen kehrt der wilde Mann heim und die Pferde erzählen ihm die Flucht der Cannetella. Wüthend eilt er ihr nach, dem Palast des Königs gegenüber wohnt eine Alte, der gibt er hundert Ducaten, damit sie ihn in ihr Haus steigen und nach der Königstochter sehen läßt. Er erblickt wirklich Cannetella, wie sie sich die Haare kämmt. Diese, als wüßte ihr Herz die bevorstehende Gefahr, lauft zu ihrem Vater und bittet ihn, sie hinter sechs Thüren von Eisen zu verschließen, sonst sey sie verloren. Er gewährt ihr die Bitte und der Mann geht wieder zu der Alten, und sagt: "mache dir im königlichen Palast ein Geschäft und stecke dieses Blatt unbemerkt in die Betten der Königstochter". Sie läßt sich durch hundert Ducaten gewinnen und kaum steckt das Zauberblatt im Bett, so fällt jedermann im Palast in den tiefsten Schlaf, nur Cannetella bleibt wach. Scioravante bricht alle sechs Thüren ein, sie schreit, aber niemand hört es; wie er in der Schlafkammer

ist, hebt er Cannetella sammt den Betten auf, um sie fortzutragen, glücklicherweise aber fällt das Zauberblatt heraus. Die Leute erwachen alsbald, eilen dem Ungeheuer nach, befreien die Königstochter und geben ihm den verdienten Lohn.

III. 2. (22.) Das Mädchen ohne Hände (La Penta manomozza).

Ein König hat eine schöne Schwester Namens Penta und sagt ihr, er wolle sie heirathen. Sie erschrickt und spricht: "wie kann ein solches Wort aus deinem Munde kommen!" Er läßt sich aber nicht abweisen und äußert immer von neuem seine verbotene Neigung. "Du bist schön von Kopf bis zu Füßen, spricht er, aber vor allem bin ich in deine schönen Hände verliebt". "Warte einen Augenblick", sagt sie, geht in ihre Kammer und läßt sich von einem Diener unter dem Vorwand, etwas geheimes damit zu vollbringen, beide Hände abhauen, die sie ihm auf einem Teller, mit einem seidenen Tüchlein zugedeckt, sendet. Der König geräth bei diesem Anblick in Zorn, läßt sie in einen ganz verpichten Kasten stecken und ins Meer werfen. Seeleute fangen den Kasten auf und der Anführer derselben, Masiello, bringt sie in sein Haus zu seiner Frau Namens Nuccia, die soll sie pflegen. Nuccia aber aus Eifersucht wirft sie wieder in das Meer. Die Wellen treiben den Kasten hin und her, bis ihn ein König von seinem Schiff bemerkt und auffischen läßt. Er erstaunt über die Schönheit des Mädchens, nimmt es mit und übergibt es seiner Gemahlin. Es verrichtet alle Arbeit mit den Füßen, näht, kämmt die Königin. Bald hernach fühlt die Königin die Annäherung ihres Todes und sagt zu dem König: "wenn ich getröstet sterben soll, so versprich mir, die Penta zu heirathen". Der König erfüllt ihren Willen, nach der Hochzeitsnacht muß er Penta verlassen und eine Fahrt unternehmen. Sie gebiert zu rechter Zeit einen schönen Knaben und die Räthe senden einen Boten mit dieser

Nachricht an den König. Dieser geräth auf seinem Weg zu der Nuccia und erzählt, er bringe dem König einen Brief, der ihn von der Geburt eines Sohns benachrichtige; die Königin habe aber der König als ein schönes Mädchen, doch ohne Hände, in einem Kasten auf dem Meer gefunden. Nuccia merkt gleich, daß es dieselbe Penta ist, die sie wieder ins Meer geworfen hat; sie macht den Boten trunken, nimmt ihm den Brief und läßt einen falschen schreiben, worin steht, daß die Königin einen Hund zur Welt gebracht habe und diesen steckt sie wohlversiegelt in den Ranzen des Boten. Der König erhält den falschen Brief, betrachtet das Unglück aber als eine Fügung des Himmels und antwortet, man solle die Königin wohl pflegen. Auf dem Heimweg kehrt der Bote wieder bei der Nuccia ein, sie nimmt ihm, als er schläft, abermals den Brief weg und legt einen falschen dafür hin, in welchem steht, man solle die Königin sammt dem Kind ohne weiteres verbrennen. Die Räthe glauben der König müsse den Verstand verloren haben, da er eine Perle von Weib und einen Edelstein von Erben zum Tod verurtheile, und lassen sie beide entfliehen. Penta kommt in ein Land, wo ein guter Zauberer König ist, sie erzählt ihm ihr Unglück, da sagt er zu ihr: "meine Tochter du sollst an mir Vater und Mutter gefunden haben". Er gibt ihr und dem Kinde Wohnung in seinem Palast und läßt bekannt machen, jeder der zu ihm komme und sein Unglück erzähle, solle eine Krone und einen Scepter von Gold als Geschenk erhalten. Hierauf eilen die Unglücklichen aus allen Welttheilen nach seinem Reich. Inzwischen kommt der Gemahl der Penta heim und vernimmt das Unglück: er sieht den falschen Brief und die That bleibt auf der bösen Nuccia haften. Er läßt sie holen und als sie verbrennt ist, segelt er fort um Penta zu suchen. Auf dem Meer begegnet ihm ein anderer König, der Penta Bruder, welcher zu dem Zauberer reisen und ihm sein Leiden erzählen will. Beide schiffen dahin, der Zauberer empfängt sie wohl und setzt sie unter den Baldachin. Jeder erzählt sein Unglück und er merkt wohl, daß der eine der Bruder, der andere der Gemahl der Penta ist. Er läßt den

auf den Knaben kommen und sagt zu ihm: "geh und küsse dem Vater die Hand". Der König hat eine so große Freude an dem Kind, daß er ihm eine goldene Kette um den Hals thut. "Nun küsse auch dem Oehm die Hand!" Da fragen sie: "wem doch das Kind gehöre?" Penta, die hinter der Thüre gestanden, springt in der größten Freude hervor, der Zauberer sagt: "da hab ich euch in Mutter und Kind die versprochene Krone und Scepter gegeben", und damit Penta auch etwas erhalte, läßt er ihr neue Hände, noch schöner als die ersten, wachsen.

III. 3. (23.) Das Gesicht (Lo viso).

Ein König wünscht das Schicksal seiner Tochter zu erfahren und läßt alle Sternseher zusammenkommen; sie verkündigen, daß ihr durch einen Knochen Gefahr bevorstehe. Hierauf schließt sie der König mit zwölf Jungfrauen in einen Thurm ein und gibt den strengsten Befehl, daß ihr alles Fleisch ohne Knochen solle gebracht werden. Als Renza, so heißt sie, einmal durch ihr Gitterfenster schaut, zieht Cecio ein Königssohn vorüber, und bald rufen sie sich die zärtlichsten Worte zu. Er schlägt ihr vor, mit ihm in sein Königreich zu entfliehen, wo sie seine Gemahlin werden solle. Renza denkt nach, wie die Flucht möglich sey, als ein Hund, der zur Bewachung des Thurms bestimmt war, mit einem großen Knochen im Maul in ihre Kammer gelaufen kommt und sich unter ihr Bett legt. Sie nimmt den Knochen weg, jagt den Hund hinaus und findet den Knochen hart genug, damit ein Loch in die Mauer zu brechen, durch welches sie mit ihrem Geliebten entfliehet. Abends gelangen sie in eine Gegend, die das Gesicht (Aussicht? Viso) genannt wird, wo ein schöner Palast steht, in welchem sie ausruhen. Das Glück dauert nicht lang, Cecio erhält einen Brief von seiner Mutter: wenn er sie noch am Leben finden wolle, müsse er ohne Verzug sich aufmachen. Er sagt zur Renza: "weile hier fünf bis sechs Tage, dann komme ich und hole

dich ab". Darauf reitet er fort, doch Renza nimmt ein Pferd, das sie auf einer Wiese weidend findet, setzt sich auf und eilt ihm nach. Unterwegs trifft sie auf den Knaben eines Einsiedels, sie gibt ihm ihr goldgesticktes Kleid und nimmt dafür seinen Sack und seinen Strick, gürtet sich damit, reitet dann weiter und holt bald den Cecio ein. Sie grüßen sich, er fragt: "mein Väterchen, wo kommst du her und wo willst du hin?" Renza antwortet mit einem Lied:

"Von dorten komm ich, wo in Leid beklommen,
ein Fräulein harrt und klagt: o schönes Angesicht (*),
ach, wer hat dich von mir hinweggenommen?"

Cecio hält sie wirklich für einen Knaben und sagt: "deine Gegenwart ist mir so lieb, daß ich dich bitte, nicht von meiner Seite zu weichen". Sie langen zusammen bei der Königin an, die ihren Sohn nur berufen hatte, um ihm eine für ihn schon ausgesuchte Frau zu geben. Cecio bittet seine Mutter, den Knaben wie seinen Bruder anzusehen und zu halten. Er muß ihm singen und mit ihm und der Braut an einem Tisch essen. Erst in einem einsamen Garten kann Renza über ihr hartes Geschick und großes Leid und über die Untreue des Cecio, der sie vergessen hat, klagen. Sie muß wiederum aufgehen, ißt aber keinen Bissen und trinkt keinen Tropfen. Cecio fragt: "fehlt dir etwas?" "Mir ist nicht wohl" antwortet sie. Indeß kommt Schlafenszeit, auf Cecios Befehl muß dem Knaben in der Hochzeits-Kammer ein Ruhebett bereitet werden, damit er sich an seinem Gesang erfreuen könne. Renza muß nun die Worte wiederholen, die ihr Dolchstiche in das Herz sind. "Ach, sagt die Braut, was ist das für ein trauriges Lied!" und macht dem Cecio Vorwürfe, daß er nicht auf sie achte. Da küßt er sie, aber als Renza den Schall des Kusses hört, bricht ihr das Herz und sie stirbt. Cecio ruft den Knaben an: "fahre doch fort in dem Lied, es macht mir

(*) O bianco viso, wohl mit Anspielung auf die Gegend Viso, wo Renza verweilen sollte.

ſo großes Vergnügen". Als immer keine Antwort erfolgt, ſteht er ſachte auf und faßt ihn am Arm, aber der Knabe bleibt ſtill, da legt er die Hand auf ſein Geſicht und fühlt, daß es kalt iſt. Er ruft nach Lichtern und als er den Todten betrachtet, ſieht er, daß es Renza iſt, und erkennt ſie an einem Mal mitten auf der Bruſt. Darauf ſticht er ſich ſelbſt ins Herz. Als die vor Schrecken erſtarrte Braut wieder zu ſich ſelbſt kommt, ruft ſie die Königin herbei, dies Unglück anzuſehen; bald langt auch der Vater des Renza an und ſieht die traurige Erfüllung der Weiſſagung.

III. 4. (24.) Sapia Liccarda.

Ein reicher Kaufmann hat drei Töchter, Bella, Cenzolla und Sapia Liccarda. Einmal, bevor er abreiſt, ſchließt er ihnen die Fenſter zu und gibt jeder einen Ring mit einem Stein, der fleckig wird, ſo bald der, welcher ihn trägt, ſich etwas Unrechtes zu Schulden kommen läßt. Kaum iſt er aber zum Thor hinaus, ſo laſſen ſie die Fenſter öffnen und zeigen ſich vor der Thüre. Gegenüber aus dem königlichen Palaſt liebäugeln die drei Königsſöhne mit den Mädchen und kommen bald näher. Die beiden älteſten Ceccariello und Grazullo haben auch bald die Bella und Cenzolla gewonnen und ſchleichen Abends in das Haus. Nur die jüngſte Liccarda iſt klug und läßt ſich von dem dritten, der Tore heißt, nicht berücken; ſie entſchlüpft wie eine Schlange in ihre Kammer und er verſucht vergeblich ſie zu öffnen. Bella und Cenzolla werden ſchwanger und vereinigen ſich mit Tore, um auch Liccarda zu berücken. Sie ſagen zu ihr: "habe doch Mitleiden mit unſerm Zuſtand, wir tragen ſo großes Gelüſten nach einem Stück Brot, wie es der König ißt; du kannſt es uns verſchaffen". Liccarda thut ein lumpiges Kleid an, geht in den königlichen Palaſt und erbettelt ein Stück Brot, Tore paßt ihr auf und will ſie feſthalten, allein ſie kehrt ihm den Rücken zu und ſtößt ihn geſchickt weg. Da der Streich mißlungen iſt, geben die Schweſtern

nach ein paar Tagen ein neues Gelüsten vor und zwar nach Birnen aus des Königs Garten. Liccarda, wieder als Bettlerin verkleidet, geht in den Garten, der König ist gerade darin und ihm wässert der Mund, als er das schöne Mädchen erblickt, er steigt selbst auf den Baum und holt ihr die Birnen; als er aber wieder herab will, hebt sie geschwind die Leiter weg und der König hätte die Nacht müssen oben zubringen, wäre nicht noch ein Gärtner gekommen und hätte ihm herabgeholfen. Die Bella und Cenzolla bringen zwei schöne Knaben zur Welt, sie sagen zur Liccarda: "trage sie doch zu ihren Vätern". Sie übernimmt das auch und legt sie den beiden Prinzen in ihre Betten, dem Tore legt sie aber einen großen Stein hinein. Ceccarillo und Grazullo als sie die schönen Kinder finden, freuen sie sich, Tore aber stößt sich an dem Steine wund. Inzwischen kommt der Kaufmann heim und sieht an dem gefleckten Ringe seiner beiden ältesten Töchter was sie verbrochen haben und will sie tödten; indessen da die Königssöhne erscheinen und um sie anhalten, so gibt er sich zufrieden und bestimmt den Abend zur Hochzeit. Liccarda macht aus Zuckerteig ein schönes Bild, legt es in einen Korb und deckt es mit Kleidern zu. Sie läßt den Korb zur Schlafenszeit in die Kammer tragen, legt das Bild zwischen die Linnentücher und versteckt sich hinter dem Bettvorhang. Tore kommt und glaubt es sey Liccarda, und ruft verächtlich: "jetzt mag ich dich nicht mehr, du bist mir zuwider: was soll ein Elephant mit einer Grille!" nimmt den Dolch und durchbohrt das Bild. Nicht zufrieden will er auch der Liccarda Blut saugen, zieht den Dolch heraus und hält ihn an die Zunge. Als er den süßen und gewürzigen Geschmack empfindet, und nun daran denkt, ein so süßes Mädchen ermordet zu haben, bereut er seine Wuth und geräth in Verzweifelung, so daß er die Hand hebt, um sich mit demselben Dolch umzubringen. Da springt Liccarda hervor, hält ihm die Hand und sagt, daß sie mit allem, was sie gethan, blos seine Treue habe prüfen wollen.

III. 5. (25.) Der Käfer, die Maus und die Grille (Lo ſcarafone, lo ſorece e lo grillo).

Nardiello iſt ein Taugenichts. Sein Vater gibt ihm hundert Ducaten, damit ſoll er nach Salerno auf das Markt gehen und einkaufen. Unterwegs findet er bei einem Felſenborn eine Fee, die einen Käfer hat, der auf das lieblichſte die Zitter ſpielt. Er gibt ihr ſeine hundert Ducaten, thut das Thierchen in eine Schachtel und lauft heim, ſeinem Vater den Schatz zu zeigen. Der Vater denkt es wären Diamanten in der Schachtel, als er den Käfer ſieht, ſchilt er den Nardiello aus, gibt ihm aber aufs neue hundert Ducaten. Dieſer findet an demſelben Ort eine andere Fee mit einer Maus, die ſehr ſchön tanzt; er kauft ſie für das Geld und bringt ſie heim. Er wird abermals ausgeſcholten und erhält abermals hundert Ducaten. Er gibt ſie der dritten Fee für eine Grille, die ſo ſüß und lieblich ſingt, daß jedermann dabei einſchläft. Jetzt aber bekommt er Schläge von ſeinem Vater und entflieht, indem er die drei lieben Thierchen mitnimmt. Er geräth in ein Land, wo die Tochter des Königs aus Trübſinn in ſieben Jahren nicht gelacht hat, ſo daß der Vater, wie alle Mittel vergeblich angewendet ſind, bekannt machen läßt: wer ſie zum Lachen bringen könne, ſolle ihr Gemahl werden. Nardiello meldet ſich, wird vorgelaſſen und nimmt ſeine drei Thiere, die ſo anmuthig und luſtig ſpielen, tanzen und ſingen, daß die Königstochter dadurch wirklich zum Lachen gebracht wird. Den König verdrießt es, ſie einem ſo gemeinen Manne hinzugeben, und macht daher die Bedingung, daß, wenn er nicht in drei Tagen die Ehe vollziehe, er den Löwen ſolle vorgeworfen werden. Nun läßt er ihm boshafterweiſe die drei Abende jedesmal einen Schlaftrunk reichen, Nardiello verſchläft alſo die drei Nächte und wird in die Löwen-Grube geworfen. Hier öffnet er die Schachtel und ſagt: "ihr lieben Thierchen, da es alſo gekommen iſt, daß ich ſter-

ben muß, so lasse ich euch frei: geht, wohin ihr wollt!" Die Thiere machen aber so viel tolles Zeug und Narrenspossen, daß die Löwen wie Bildsäulen stehen und die Maus spricht: "lustig, lieber Herr, da du uns freigelassen, wollen wir dir mehr dienen als je: du hast uns immer lieb gehabt und Sorge für uns getragen. Wir haben Zauberkräfte und wollen dir aus der Gefahr helfen". Die Maus bohrt auch bald ein Loch so groß, daß Nardiello entschlüpfen kann; worauf ihn die Thiere in eine Hütte bringen und fragen, was zu seinen Diensten stehe? Nardiello antwortet: "wenn der König seine Tochter mit einem andern Mann verheirathet hat, so wollte ich, daß dieser auch die Ehe nicht vollziehen könnte". Das ist eine Kleinigkeit sagen die Thiere. Der König hat wirklich seine Tochter einem mächtigen Herrn gegeben. Die Thiere machen sich geschickt in das Brautgemach, Abends als die Neuvermählten sich niedergelegt haben, schläft der Bräutigam gleich ein. Der Käfer hört ihn schnarchen, kriecht ins Bett und macht, daß er es verunreinigt. Die Braut lärmt, er muß aus dem Bett heraus und die Aerzte erklären den Zufall von dem Hochzeitsschmaus. In der folgenden Nacht räth ihm der Kammerdiener sich wohl in Tücher einzuwickeln. Er schläft also gut verwahrt ein, der Käfer findet den Zugang versperrt und ruft die Maus, welche ihm erst die Tücher zernagt, worauf er wieder sein Amt thut. Der Bräutigam muß abermals aus dem Bett. In der dritten Nacht nimmt er sich vor, wach zu bleiben und hat sich auf Anrathen ein hölzernes Gehäus (? tappo de ligno) um den bedrohten Theil machen lassen, darin liegt er, ohne sich zu regen und ohne zu schlafen. Der Käfer sagt: "jetzt geht unsere Kunst zu Ende". Die Grille aber hebt an so lieblich zu singen, daß der Bräutigam doch entschläft. Da aber das Festungswerk zu stark ist, so verfällt die Maus auf etwas anderes. Sie dreht ihren Schwanz in einem Senftopf herum, schleicht dann in das Bett zu dem Schlafenden und bestreicht ihm damit die Nase. Davon hebt er an heftig zu niesen, das hölzerne Gehäus springt von der Bewegung los und fährt so stark gegen die Braut, daß sie nicht anders glaubt, als der Bräutigam wolle sie um-

bringen. Auf ihr Geschrei kommt der König herbei geeilt und der verdächtige Bräutigam wird aus dem Land gejagt. "Das ist die Folge von unserm schlechten Betragen gegen den armen Nardiello!" sagt der König. Der Käfer antwortet darauf: "tröste dich, er lebt noch und verdient wegen seiner guten Eigenschaften dein Schwiegersohn zu werden". Die Thiere holen ihn herbei, der König umarmt ihn und gibt ihm seine Tochter.

III. 6. (26.) Die Dienstmagd (La serva d'aglie).

Ein armer Bauer hat sieben Töchter und ein reicher Bauer sieben Söhne. Der Arme besucht einmal den reichen, dessen ältester Sohn krank liegt. Der reiche fragt ihn, wie viel Kinder er habe? dieser schämt sich der vielen Mädchen und sagt: "siebene, vier Söhne und drei Töchter". "So laß doch einen von deinen Söhnen hierher kommen, spricht jener, damit er dem kranken Gesellschaft leiste". Der arme weiß nicht, wie er sich heraushelfen soll, er geht heim und fragt seine Töchter nach der Reihe: welche sich wolle die Haare abschneiden lassen und Mannskleider anthun? Die sechs ältesten schlagen es ihm mit naseweißen Worten ab, die jüngste allein antwortet: "Vater, dir zu lieb, wollt ich mich nicht blos in einen Mann, sondern auch in ein Thier verwandeln". Es werden ihr also die Haare abgeschnitten und Mannskleider angethan und sie geht zu dem kranken Jüngling und verpflegt ihn wohl. Dieser vermuthet bei dem Anblick so großer Schönheit ihr Geschlecht und verliebt sich heftig. Er eröffnet seiner Mutter seine Gedanken. Sie sagt: "das wollen wir bald erfahren!" und heißt das Mädchen in den Stall gehen und ein wildes Füllen reiten. Es gehorcht und benimmt sich ganz männlich. Der Sohn will seine Meinung nicht aufgeben und die Mutter macht eine zweite Probe. Es soll eine Flinte nehmen und losschießen; das Mädchen schießt wie ein Mann. Der Sohn hegt doch noch Zweifel und da ihn die Mutter so hartnäckig sieht, so

schlägt sie endlich vor, er solle mit dem vorgeblichen Mädchen zum Bad gehen. Dieses merkt aber, was vor ist, und läßt sich nach Haus abrufen. Der Reiche geht darauf zu dem Armen, alles kommt heraus, und nicht blos dies eine, sondern auch die andern sechs Paare halten Hochzeit miteinander.

III. 7. (27.) Corvetto.

Corvetto dient dem König und wird von ihm vorgezogen, eben darum von den Hofleuten gehaßt. Sie suchen ihm eine Falle zu stellen, aber er behält Augen und Ohren offen, überdies ist er mit Zauberkräften ausgerüstet. In einem wüsten Wald auf einem Berge wohnt ein wilder Mann, ein Feind des Königs, der ein Pferd hat, das schönste von der Welt und außerdem mit menschlicher Sprache begabt. Die Hofleute wissen es dahin zu bringen, daß der König von Corvetto verlangt, er solle ihm dieses Pferd holen. Corvetto schleicht sich in den Stall des wilden Mannes, sattelt das Pferd und reitet es fort. Es fängt zwar an zu schreien: "geschwind herbei! Corvetto führt mich weg!" und der wilde Mann mit Löwen, Bären und Wölfen eilt nach, aber Corvetto ist schneller und bringt es glücklich heim. Jetzt treiben seine Feinde den König an, auch den köstlichen Schmuck des wilden Mannes zu verlangen. Corvetto macht sich hinauf und Nachts, als der Mann mit seinem Weib sich niedergelegt hat, zieht er sachte den Schmuck herab; der Mann fährt auf und ruft: "Weib, Weib, was hast du vor?" "Nichts, antwortet sie, ich liege ruhig". Er fährt mit der Hand auf die Erde und greift dem Corvetto ins Gesicht. "Der Kobold! der Kobold! schreit er, ihr Leute, bringt Licht herbei". Aber Corvetto, der den Schmuck schon zum Fenster hinausgeworfen, macht einen kühnen Sprung und entkommt glücklich mit seiner Beute. Noch ist's nicht genug, er soll zum dritten dem König auch den Palast des wilden Mannes verschaffen. Corvetto geht hinauf und findet die Frau allein; sie ist im

Kindbett gewesen und der Mann ist ausgegangen, die Gevattersleute zu bitten. Corvetto bietet sich an, ihr bei den Vorbereitungen zum Fest behülflich zu seyn, sie ist das gern zufrieden, und verlangt, er solle ein paar Stücke Holz spalten; er nimmt zwar das Beil, schlägt ihr aber damit auf den Kopf, daß sie hinstürzt. Dann lauft er vor das Thor und gräbt da eine tiefe Grube, die er mit grünen Zweigen zudeckt. Darauf stellt er sich hinter die Thüre und als er den wilden Mann kommen sieht, fängt er an zu rufen: "es lebe der König!" Jener, aufgebracht über diesen Trotz, lauft auf ihn zu, stürzt aber in die Grube. Corvetto schließt nun das Thor und bringt dem König den Schlüssel, der ihn mit der Hand seiner Tochter belohnt.

III. 8. (28.) Der Dummling (Lo gnorante).

Ein reicher Mann hat einen Sohn, der aber dumm und einfältig ist. Er gibt ihm eine gute Hand voll Ducaten und sagt ihm, er solle ausziehen und Handel treiben. Unterwegs findet der Dummling einen, der Blitzschnell (Furgolo) heißt, weil er wie der Blitz laufen kann, und der zur Probe eine Hirschkuh in ein paar Schritten einholt. Er nimmt ihn in seine Dienste und vier Meilen weiter stößt er auf einen andern, Namens Hasenohr (Aurecchia a lleparo), der nur das Ohr auf die Erde zu halten braucht, um alles zu hören, was auf der ganzen Welt sich zuträgt. Hernach auf einen dritten: Trift-den-Punct (Ceca deritto), der aus der Ferne mit einem Pfeil eine Erbse von einem Stein schießt. Er findet einen vierten: Bläser (Sciosciariello), der aus seinem Mund jeden Wind blasen kann, endlich einen fünften: Stark-Rücken (Forte-schena), von solchen Kräften, daß er einen Berg auf die Schultern nimmt, als wäre es eine Feder. Er trägt zur Probe Felsenstücke und Baumwurzeln, so viel, daß tausend Wagen sie nicht fortbringen könnten. Der Dummling nimmt sie sämmtlich in seine Dienste

und kommt in ein Reich, wo die Königstochter so schnell laufen kann wie der Wind. Der König hat ausrufen lassen: wer sie in einem Wettlauf überwinde, solle sie zur Frau haben, werde er aber besiegt, so müsse er seinen Kopf lassen. Der Dummling meldet sich, hält aber aus, daß ein anderer für ihn laufen dürfe. "Meintwegen kann kommen wer will", sagt die Königstochter. Blitzschnell tritt nun an den Platz des Dummlings, lauft wie der Blitz und trägt den Sieg davon. Da aber ein zweiter Wettlauf statt finden soll, so schenkt die Königstochter dem Blitzschnell einen verzauberten Ring, wovon dem, der ihn am Finger trägt, die Beine wanken und er nicht geben kann, geschweige laufen. Indessen hört Hasenohr die Unterredung, die sie deswegen mit ihrem Vater hält. Wie nun am andern Tag der Lauf beginnen soll und Blitzschnell keinen Schritt thun kann, so nimmt Trift-den-Punct, von Hasenohr benachrichtiget, seine Armbrust und schießt den Stein von dem Ring, den Blitzschnell an dem Finger hat, und woran der Zauber gebunden war, daß er zerspringt. Dadurch erhält Blitzschnell seine Kraft wieder, holt in vier Sprüngen die Königstochter ein und erreicht vor ihr das Ziel. Den König kränkt es, daß er seine Tochter dem Dummling geben soll, und will sich mit Gold loskaufen. Der Dummling verlangt nicht mehr, als einer seiner Gesellen auf den Schultern forttragen könne; das wird bewilligt, und Stark-Rücken trägt alle Schätze des Reichs fort. Den König reut es, er schickt Leute bewaffnet nach, die es ihm wieder abnehmen sollen: aber Hasenohr hat alles mit angehört, und als sie heranrücken, so bläst sie der Bläser mit einem Nordwind so gewaltig an, daß sie in die Luft auseinander fahren. Der Dummling gelangt also mit seinem Reichthum glücklich nach Haus.

III. 9. (29.) Rosella.

Der große Türke ist aussätzig und die Aerzte rathen ihm, sich in dem Blut eines großen Fürsten zu baden. Er schickt

ein Heer aus und es gelingt den Sohn eines Königs gefangen zu nehmen. Die Aerzte aber, die über den Erfolg doch zweifelhaft sind und Strafe fürchten, verschieben die Cur unter dem Vorwande, das Blut des Jünglings sey noch nicht rein, und durch seine Traurigkeit und seinen Kummer getrübt. Er wird also wohl gehalten und in einen schönen Garten zu der Tochter des Türken, Rosella, gethan, wo sich aber beide in einander verlieben. Als nun das Frühjahr kommt, wo das Blut am frischesten seyn soll, sagt das Mädchen, welches von seiner Mutter her mit Zauberkräften begabt ist und weiß, was ihrem Geliebten bevorsteht: "nimm dieses schöne Schwert und eile damit zum Meer, dort wirst du ein Schiff finden, in welches du eben wegen dieses Zauberschwertes mit großer Ehre wirst aufgenommen werden, als wärst du der Kaiser selbst". Sie schreibt einen Zauber und steckt ihn in die Tasche ihrer Mutter, die davon in tiefen Schlaf verfällt. Darauf nimmt sie einen Sack voll Edelsteine, eilt ihrem Liebsten nach und sie segeln ab. Indessen kommt der große Türke zufällig in den Garten, und als er die beiden vermißt, erhebt er einen gewaltigen Lärm; die Frau aber wacht nicht auf und kann auf keine Art aus dem Schlaf gebracht werden, bis der Zauber endlich gefunden und weggethan wird. Da sie gleich alles weiß, rennt sie zum Meer, wirft einen Baumast hinein, der zu einem Schifflein wird, in das sie sich setzt, um den Flüchtigen nachzueilen. Zwar ist sie unsichtbar, aber von der Rosella wird sie doch entdeckt. Rosella gibt ihrem Liebsten eine Kette mit einer Zwickscheere und zeigt ihm, nach welcher Gegend er sie auswerfen müsse. Es trifft sich, daß er damit gerade die Hände der Alten packt und sie abschneidet. Sie erhebt ein großes Geschrei und stößt die Verwünschung über Rosella aus, daß der Königssohn, so wie er den Fuß aufs Land setze, sie vergessen solle. Mit den blutigen Stumpfen eilt sie heim, erzählt, was ihr begegnet ist und gibt das Leben auf, das sie so lange noch durch Kunst erhalten hatte; auch den großen Türken bringt die Verzweifelung um. Indessen gelangen die beiden in die Heimath, er heißt die Rosella im Schiff warten,

damit er sie mit Gepränge abholen und in seines Vaters Palast einführen könnte. Sie wartet drei Tage, aber er kommt nicht, da der Fluch in Erfüllung gegangen ist und er sie gänzlich vergessen hat. Rosella steigt nun ans Land und miethet ein Haus, dem königlichen Palast gegenüber. Die Herrn vom Hofe bemerken die neue Schönheit bald und werben um ihre Gunst; sie führt sie eine Zeitlang am Narrenseil, endlich sagt sie dem einen, wenn er tausend Ducaten und ein prächtiges Kleid bringe, dürfe er die Nacht bei ihr zubringen. Wie er damit kommt, liegt sie schon zu Bett und sagt ihm, er müsse erst die Thüre zuriegeln, was sie vergessen habe. Kaum aber hat er sie zugeschlossen, so springt sie wieder auf und er hat die ganze Nacht nichts zu thun, als die Thüre zuzumachen, so daß er bei Tagesanbruch beschämt davon eilt. Den folgenden Abend kommt der zweite mit gleichem Geschenk, sie sagt ihm, eh er sich nieder lege, möchte er erst das Licht ausblasen. Je mehr er aber darauf bläst, desto heller flackert es auf, und er stebt wie der andere die ganze Nacht und verschwendet seinen Athem. Dem dritten geht es nicht besser, sie heißt ihn, erst ihre Haare kämmen, je mehr er aber daran arbeitet, desto mehr verwirren sie sich und so kämmt er vergeblich, bis der Tag anbricht. Die drei Herren erzählen einander, wie sie sind genarrt worden und bringen es endlich vor den König. Er läßt die Rosella rufen und hält ihr vor, was sie gethan hat. Sie sagt: "einer von euerm Hof hat mir das allergrößte Unrecht angethan"; und erzählt, daß sie ihm bei dem großen Türken, dessen Tochter sie sey, das Leben gerettet, ihn aus der Gefangenschaft befreit und glücklich heim gebracht habe. Der König heißt sie gleich mit großer Ehre niedersitzen und fragt, wer der sey? Sie zieht einen Ring vom Finger: "der, zu dem dieser Ring springen wird, ist der Ungetreue!" Der Ring schlüpft an den Finger des Königssohns, und da dieser durch die Kraft dieses Ringes, sein Gedächtniß wieder erhält, so eilt er auf seine geliebte Rosella zu und nimmt sie in seine Arme. Sie wird getauft und darnach mit ihm vermählt.

III. 10. (30.) Die drei Feen (Le tre Fate).

Eine Wittwe Namens Caradonia, ein böses neidisches Weib, hat eine erzhäßliche Tochter, Grannizia genannt. Sie heirathet einen Wittwer, den Antonio, der gleichfalls aus erster Ehe eine Tochter hat, die Cecella heißt, und ein Muster der Schönheit und Güte ist. Sie wird aber von ihrer Stiefmutter hart behandelt, muß alle gemeine Arbeiten thun, kehren, die Schweine füttern, den Esel besorgen. Das gute Glück will, daß, als sie einmal den Unrath zwischen altes Gemäuer, das nicht weit von ihrem Haus liegt, trägt, ihr der Korb hinabrollt. Während sie schaut, wie sie ihn wieder heraufbekäme, erblickt sie in der Tiefe einen Kobold, sie ruft ihm zu: "gib mir doch meinen Korb wieder, der mir hinabgefallen ist". Er antwortet: "komm und hol ihn". Sie krappelt zwischen Baumwurzeln und Steinen hinab und findet unten drei Feen, eine immer schöner, als die andere, die Haare haben wie gesponnen Gold. Sie nehmen das Mädchen bei der Hand und führen es in einen herrlichen Palast. Da setzen sie sich nieder, legen ihm den Kopf in den Schoos und es muß ihnen die Haare kämmen. Das thut es mit Sorgfalt und Geschicklichkeit. Sie fragen: "was findest du auf dem Kopf?" — "Weder Unreinliches noch Ungeziefer, nur Perlen und Granaten", antwortet es mit Artigkeit. Sie führen es hernach herum und zeigen ihm die Schätze und Reichthümer in diesem Zauberpalast. Zuletzt kommen sie auch in eine Kammer, wo die kostbarsten Kleider aller Art hangen. Sie sagen ihm, es solle sich ein Stück auswählen. Cecella ganz bescheiden, nimmt sich das geringste, was vorhanden ist, einen gewürfelten Unterrock. Sie fragen zuletzt, durch welche Thüre es hinausgehen wolle? Sie antwortet wiederum ganz demüthig: "durch die Stallthüre". Sie thun ihm ein köstliches Kleid an und führen es zu dem goldenen Thore und sagen: "geh und wenn du darunter zu stehen kommst, so schau einmal in die Höhe". Es thut was sie ihm geheißen haben, und wie es den Kopf hebt,

fällt ein goldener Stern ihm auf die Stirne. Mit diesem Schmuck eilt es nun heim und erzählt der Stiefmutter alles, was ihm begegnet ist. Diese schickt gleich ihre Tochter, die Grannizia hinab. Sie muß die Feen kämmen, auf die Frage: was sie auf dem Kopf fände? antwortet sie grob: "was sonst als Ungeziefer?" Als ihr die Kostbarkeiten gezeigt werden und sie sich etwas nehmen soll, rafft sie mit beiden Händen das Beste zusammen. Auf die Frage: durch welches Thor sie hinaus wolle, durch das goldene oder das Gartenthor? antwortet sie: "durch das beste, das da ist". Sie heißen die Grannizia unter dem Thor aufzuschauen, sie thuts und ein Schandzeichen (no testiculo d'Aseno) fällt ihr auf die Stirne und bleibt sitzen. Wie sie damit heim kommt, schäumt die Mutter vor Wuth, reißt der Cecella die schönen Kleider ab und läßt sie wieder die gemeinste Arbeit verrichten, was diese mit großer Geduld erträgt. Es begibt sich, daß ein vornehmer Herr, Namens Cuosemo, diesen im Schmutz liegenden Edelstein erblickt, er verliebt sich heftig und verlangt von der Stiefmutter die Cecella zur Ehe. Sie heißt ihn in der Nacht wiederkommen und gibt ihm statt der wahren Braut eine falsche, die Grannizia. Cuosemo erschrickt über die Veränderung, führt die Braut zwar heim, aber ohne sie anzurühren bringt er sie den andern Morgen wieder zurück. Caradonia ist nicht da, sondern in den Wald gegangen, Reisig zu holen; wie er nach ihr ruft, fängt ein Kätzchen bei der Asche an und spricht: "miau, miau, im Faß steckt die Jungfrau!" Cuosemo geht an das Faß heran und hört, daß sich etwas darin regt und klopft; er nimmt also eine Axt und schlägt es auf, und findet die schöne Cecella darin. Außer sich vor Freude nimmt er sie als die rechte Braut in seine Arme: "liebes Herz, wie kommst du in das garstige Faß?" Sie erzählt ihm nun alle Mishandlungen, die sie von der bösen Stiefmutter hat erdulden müssen. Cuosemo nimmt die Grannizia, steckt sie ins Faß, schlägt es zu, setzt dann die Cecelia aufs Pferd und reitet mit ihr fort. Caradonia kommt darauf mit einem gewaltigen Bündel Reisig heim, macht ein Feuer an, stellt einen großen Kessel mit Wasser dar

über und wie es siedet, wirft sie das Faß hinein. Wie sie denkt, Cecella sey nun todt, öffnet sie es, da findet sie ihre eigene Tochter, die sie ermordet hat. Voll Verzweifelung lauft sie zu dem Brunnen und stürzt sich hinein.

IV. 1. (31.) Der Hahnenstein (La preta de lo gallo).

Minecaniello, ein armer Mann, hat nichts mehr übrig, als einen kurzbeinigen Hahn, der Hunger zwingt ihn auch diesen zu verkaufen; er trägt ihn auf den Markt, wo ihn zwei Männer erhandeln und ihn wollen in ihr Haus gebracht haben. Es sind aber Zauberer und er hört, wie einer zu dem andern spricht: "der Hahn hat einen Stein im Kopf, wenn wir den herausnehmen und in einen Ring fassen, so können wir wünschen, was wir immer wollen, es geschieht". Minecaniello lauft mit dem Hahn heim, nimmt ihm selbst den Stein aus dem Kopf und läßt ihn in einen Ring fassen; um auch gleich von seiner Tugend eine Probe zu machen, wünscht er, daß er ein schöner Jüngling von achtzehn Jahren wäre und den prächtigsten Palast von der Welt hätte. Die Wünsche gehen sogleich in Erfüllung und der König nimmt keinen Anstand, ihm seine Tochter zur Gemahlin zu geben. Indessen entdecken jene beiden Zauberer das Glück des Minecaniello und suchen ihn darum zu betrügen. Sie machen eine Puppe, die musicirt und tanzt, locken damit die Tochter des Minecaniello, so daß sie wünscht, das seltene Stück zu besitzen. Sie verlangen nichts dafür, als den Ring des Vaters näher betrachten zu können, um sich einen ähnlichen darnach machen zu lassen. Sobald er beim kommt, schmeichelt sie ihm den Ring ab, ein wenig damit zu spielen. Als ihn die Zauberer in der Hand haben, eilen sie damit fort und das erste ist, daß sie das Glück des Minecaniello zerstören, der wieder alt wird, und dessen

Palaſt verſchwindet, weshalb ihn der König ſchimpflich fortjagt. Er verwünſcht die Dummheit ſeiner Tochter und geht in der Verzweifelung in die weite Welt, auf dieſer Wanderung gelangt er auch in das Reich der Mäuſe. Er wird als ein Spion der Katzen angeſehen und vor den Mäuſekönig gebracht, dem er eine Speckſchwarte ſchenkt und ſein Schickſal erzählt. Zwei erfahrene Mäuſe werden herbeigerufen; ſie heißen ihn gutes Muthes ſeyn, ſie haben die Zauberer von dem Ring reden hören: der eine trägt ihn am Finger und will ihn niemals ablegen. Sie machen ſich mit dem Minecaniello auf. In der Nacht ſchleichen die Mäuſe in die Schlafkammer des Zauberers, die eine nagt ihm an dem Finger, an welchen der Ring angeſteckt iſt, er meint, dieſer drücke ihn, zieht ihn ab und legt ihn neben ſich auf den Nachttiſch. Sogleich nimmt ihn die andere Maus in den Mund, lauft fort und bringt ihn dem Minecaniello, der die beiden Zauberer in Eſel verwandelt, ſich aber wieder in ſeine Jünglingsgeſtalt und ſein voriges Glück zurückwünſcht. Jetzt wird er auch vom König wieder gnädig empfangen.

IV. 2. (32.) Die zwei Brüder (Li duje fratielle).

Ein ſterbender Vater gibt ſeinen beiden Söhnen gute Lehren. Marcuccio nimmt ſie zu Herzen und führt ein fleißiges, tugendhaftes Leben, iſt aber bei aller Gelehrſamkeit arm und unglücklich. Parmiero verſchlemmt was er hat, und iſt dabei noch unnütz gegen ſeines Bruders Rath; dieſer, aus Traurigkeit darüber, geht auf einen hohen Berg und will ſich in den Abgrund ſtürzen, da erſcheint ihm eine ſchöne Frau mit einem Lorbeerkranz auf goldenem Haar, tröſtet ihn und ſagt ihm, er ſolle in ein gewiſſes Reich gehen, wo die Königstochter todt krank liege, und ihr ein friſches Ei eingeben, ſo werde ſie plötzlich geſund werden. Er thut, was ſie ſagt, wird vom König reich belohnt und erſter Rathgeber deſſelben. Parmiero

kommt durch sein Geschick auch in dieses Land, aber so hungrig, matt und elend, daß er in einer alten Hütte vor der Stadt sich aufzuhängen beschließt. Der Stein, woran er den Strick befestigt hatte, reißt los und ein versteckter alter Schatz kommt zum Vorschein. Nun fängt er wieder ein üppiges Leben an, wird aber darum verdächtig und vor den Richter geführt. Marcuccio ist der oberste Richter und erkennt ihn, ein Zufall bringt seine Unschuld an den Tag. Marcuccio nimmt ihn zu sich ins Haus und läßt ihn an seinen Glücksgütern Theil nehmen.

IV. 3. (33.) Die drei Könige (Li tre' rri).

Ein König hat drei schöne Töchter, ein anderer hat drei Söhne, welche jene heirathen wollen, aber ihr Vater will sie nicht geben, weil die drei Freier durch Zauberei in Thiere verwandelt sind. Der eine, ein Falke, beruft alsbald alle Vögel des Himmels und heißt sie alles was grün ist so verderben, daß kein Blatt übrig bleibe. Der zweite, ein Hirsch, beruft die vierfüßigen Thiere, die alle Felder verwüsten müssen. Endlich der dritte, ein Delphin, läßt durch Seeungeheuer einen solchen Sturm erregen, daß kein Schiff mehr ganz bleibt. In dieser Noth entschließt sich der König seine Töchter hinzugeben; beim Abschied reicht die Königin noch jeder einen Ring, um sie daran wieder zu erkennen, und sagt, wenn einer mit einem solchen Ring zu ihnen komme, so wäre er von ihrem Blut. Der Falke bringt seine Frau auf ein prächtiges Bergschloß; der Hirsch führt sie in einen Wald, wo ein Haus mit dem schönsten Garten für sie bereitet ist; der Delphin endlich trägt sie auf seinem Rücken über das Meer auf einen Felsen, wo sein Schloß steht. Indessen bringt die Königin noch einen schönen Knaben zur Welt, welcher, als er funfzehen Jahr alt ist und die beständige Klage seiner Mutter über die drei verheiratheten Töchter hört, den Entschluß faßt, sie aufzusuchen. Sie gibt ihm einen Ring, ganz gleich denen, welche seine Schwe

stern erhalten hatten, damit sie ihn erkennen möchten. Er zieht aus und kommt auf das Bergschloß des Falken und indem er steht und dessen Schönheit betrachtet, wird er von seiner Schwester bemerkt und hereingerufen. An seiner Erzählung, welcher der Ring zum Zeugniß dient, erkennt sie ihn. Als der Falke heim kommt, versteckt sie den Bruder; anfänglich will er nichts von einem Schwager wissen, doch hernach wird er milder, und als jener sich vor ihm zeigt, behandelt er ihn aufs beste und gibt ihm sogar, als er nach funfzehn Tagen Abschied nimmt, eine von seinen Federn und sagt: "bewahre sie sorgfältig, wenn du mich nöthig hast, so wirf sie auf die Erde und sprich: komm! komm! ich werde dann nicht ausbleiben". Der Jüngling zieht weiter und findet noch seine beiden andern Schwestern, die eine bei dem Hirsch und die jüngste bei dem Delphin auf der Insel. Jener gibt ihm beim Abschied ein Haar; dieser eine Schuppe, mit gleichen Worten. — Auf seiner weitern Fahrt kommt er in einen Wald, wo in einem See ein großer Thurm steht. An dem Fenster desselben sieht er eine schöne Jungfrau zu den Füßen eines wilden Drachen, der gerade schläft. Sie ruft ihn an, er möge sie aus den Händen des Ungeheuers befreien. Er sinnt über die Mittel nach, da fallen ihm die Geschenke seiner Schwäger ein. Er wirft Jeder, Haar und Schuppe zugleich zur Erde und ruft: "komm! komm!" Alsbald erscheinen Falke, Hirsch und Delphin und fragen, was er verlange? "Nichts anders, als daß ihr diese Jungfrau aus den Klauen des Ungeheuers befreit". Der Falke läßt Greife herbeikommen, die hinfliegen, die Jungfrau fassen und über den See her zu dem Jüngling tragen. Indem erwacht der Drache, sieht, was geschehen ist, erhebt sich, und will den Jüngling zerreißen, aber der Hirsch läßt gleich Löwen, Tieger, Bären, Panther kommen, welche auf den Drachen losgehen und ihn besiegen. Der Delphin, um auch etwas zu thun, läßt einen solchen Sturm auf dem See entstehen, daß der Thurm bis in seine Grundfesten erschüttert wird und zusammenfällt. Nachdem dies geschehen ist, erhalten Falke, Hirsch und Delphin ihre menschliche Gestalt wie-

der und werden zu schönen Jünglingen, denn der Zauber war gelöst, sobald sie eine Königstochter aus ihrer Noth befreit hatten. Die vier Paare eilen darauf in Freuden zu den Eltern heim.

IV. 4. (34.) Die sieben Speckschwarten (Le sette cotenelle).

Eine alte Hexe bringt sieben erbettelte Speckschwarten heim und gibt sie ihrer Tochter zu kochen, diese aber, während die Alte weg geht, noch etwas Kräuter zu holen, kann ihrem Gelüsten nicht widerstehen und ißt eine nach der andern auf. Aus Furcht vor der Strafe zerschneidet sie eine alte Schuhsohle in sieben Stücke und wirft diese Striemen in den Topf. Die Alte kommt heim, das Gericht wird fertig gemacht, sie fängt an zu essen, kann aber die Schwarten nicht kauen. Die Tochter leugnet, doch das hilft ihr nicht, die Alte ergreift den Besenstiel und schlägt auf sie los. Ein Kaufmann der vorübergeht, erbarmt sich des Mädchens, verlangt sie zur Frau und führt sie in sein wohlbestelltes Haus. Montags steigt er früh auf, gibt ihr zwanzig Kauten Flachs: den solle sie in zwanzig Tagen, wo er von seiner Reise wieder heim kommen werde, gesponnen haben; dann wolle er ihr ein schönes Geschenk dafür geben. Wie er aber weg ist, denkt sie an nichts, als Pfannekuchen und Eier backen, an langschlafen und faullenzen. Indessen nähert sich die Zeit, wo der Mann kommen soll, da denkt sie, etwas mußt du doch thun, holt eine lange Stange und macht gewaltige Zurüstungen zum spinnen. Zauberweiber gehen zufällig vorüber und müssen darüber lachen, in gutem Muth begaben sie die Faule, daß aller Flachs, den sie im Hause habe, plötzlich solle gesponnen, gewebt und gebleicht seyn. Darauf legt sie sich, wie der Mann kommt, ins Bett und stellt sich an, als wäre sie von der schweren Arbeit ange-

griffen und krank; während der Mann aber nach dem Arzt geht, beißt sie Nüsse auf und wirft die Schalen zum Fenster hinaus. Der Arzt erklärt die Krankheit aus einem faulen Leben, der Mann glaubt ihm aber nicht und sie sagt ihm, durch seinen bloßen Anblick sey sie schon geheilt.

IV. 5. (35.) Der Drache (Lo Dragone).

Ein grausamer König reist mit seiner Gemahlin auf ein weit entlegenes Schloß, in der Zeit bemächtigt sich eine Zauberin seines Throns. Er befragt ein weissagendes Holzbild, welches ihm antwortet: erst dann werde er sein Reich wieder erlangen, wenn die Zauberin ihre Augen verliere. Da sich diese aber wohl vor einem solchen Unglück zu wahren weiß, so geräth der König ganz in Wuth über die Weiber und einer jeden, die in seine Gewalt kommt, raubt er erst die Ehre und hernach das Leben. Ein solches Schicksal steht auch der Porziella vor, einer Jungfrau, dergleichen an Schönheit nicht mehr auf Erden ist. Schon hat er den Dolch gezückt, als ein Vogel etwas auf seinen Arm fallen läßt, daß der Stahl ihm aus der Hand fällt. Dieser Vogel war aber eine Fee, die von der Porziella einmal aus einer drohenden Gefahr errettet worden. Der König von dem Vorfall betroffen, tödtet sie nun nicht, schließt sie aber in ein Verließ ein, ohne ihr Essen und Trinken zu geben. Doch der Vogel kommt, tröstet sie mit menschlicher Rede und trägt ihr durch eine Oeffnung in dem Winkel des Fußbodens, die gerade auf die Küche stößt, Speise zu, auch Weintrauben für den Durst. Indessen bringt Porziella einen schönen Knaben zur Welt, den sie Miuccio nennt. Wie er erwachsen ist, räth der Vogel noch einige Tafeln aus dem Boden auszubrechen, damit die Oeffnung für Miuccio groß genug werde, und dann läßt ihn seine Mutter mit Seilen, die der Vogel herbeischaft, in die Küche herab, als einmal der Koch gerade nicht zugegen ist. Doch soll er

seine Abkunft nicht verrathen, sondern nur sagen, daß er als ein verlaufener Knabe einen Herrn suche. Der König der ihn sieht und dem er wegen seiner Schönheit sehr gefällt, nimmt ihn in seine Dienste und liebt ihn, wie sein Kind, ohne zu ahnen, daß er es wirklich ist; die Königin aber haßt ihn, weil ihn der König so hoch hält und sucht ihn ins Verderben zu stürzen. Sie sagt daher dem König, Miuccio habe sich berühmt, drei Schlösser in die Luft bauen zu können; worauf er ihm befiehlt bei Lebensstrafe, dieses ins Werk zu setzen. Miuccio weiß sich nicht zu helfen, und jammert, da kommt der Vogel und hilft: er läßt drei Schlösser von Pappdeckel machen und drei Greife müssen kommen und sie in die Luft tragen, so daß der König, der mit dem ganzen Hof zugesehen hat, ihn nur noch lieber gewinnt. — Der Neid der Königin wird dadurch noch größer, sie sinnt etwas neues aus und gibt bei dem König vor, Miuccio habe sich erboten, jene Zauberin zu blenden und das verlorene Reich wieder zu verschaffen. Der König verlangt nun auch dieses. Der Vogel weiß aber auch in dieser Noth Rath, läßt eine große Menge Vögel zusammenkommen und fragt, welcher sich getraue einer Zauberin das Gesicht zu nehmen. Eine Schwalbe, die ihr Nest an den königlichen Palast gebaut hat und die Zauberin haßt, nimmt es auf sich. Sie eilt hin und da die Zauberin eben sich auf ein Ruhbett gelegt hat, so setzt sie sich über ihren Kopf und läßt Unrath auf ihre Augen fallen, wovon sie erblinden. Aus Verzweifelung lauft die Hexe in eine Höhle und stößt sich den Kopf an der Wand ein. Der König kommt nun wieder in den Besitz seines ganzen Reichs. — Die Königin denkt zum drittenmal etwas gegen den Miuccio aus. Nicht weit von dem Schloß haust ein wilder Drache, der zugleich mit der Königin zur Welt gekommen und an dessen Leben das ihrige gebunden ist, so wie auch umgekehrt er nach ihrem Tod nicht mehr länger leben kann. Nur etwas kann sie erretten: wenn ihr nämlich Schläfe, Herzgrube, Nasenlöcher und Backengruben mit dem Blute des Drachen bestrichen werden, so kommt ihr das Leben wieder zurück. Sie sagt nun dem König, Miuccio, sein Liebling, rühme sich den

Drachen tödten zu können, und ob dieser zwar ihr Bruder sey, so sey er doch ihr Feind und sie wolle lieber ihren Gemahl, als hundert Brüder erhalten haben. Der König, der den Drachen tödtlich haßte, aber nicht wußte, wie er sich von ihm befreien wollte, ruft nun den Miuccio und heißt ihn die That vollbringen, sonst müsse er den Kopf hergeben. Der Vogel verläßt ihn nicht und gibt ihm ein Kraut: "geh damit nach der Drachenhöhle und wirf es hinein, so wird er alsbald in einen tiefen Schlaf verfallen und dann schneid' ihm den Hals ab". Miuccio versieht sich also mit einem scharfen Messer und als das Unthier schläft, fängt er an, es zu zerschneiden. Bei jedem Schnitt, den er thut, fühlt auch die Königin ihr Leben weichen, sie ruft den König und sagt ihm, sie fühle, daß Miuccio den Drachen tödte und bittet ihn sterbend, sie, bevor sie begraben werde, mit dem Blute ihres Bruders zu bestreichen. Wie nun Miuccio ankommt und die vollbrachte That meldet, heißt ihn der König zurückkehren und das Blut des Drachen holen. Auf dem Weg dahin kommt ihm der Vogel entgegegen und fragt, was er vorhabe? Miuccio sagt es ihm. Da spricht der Vogel: "dies Drachenblut wird dein Verderben seyn!" und klagt, daß der König in Miuccio sein eigenes Blut nicht kenne, und seine Mutter in einem Gefängniß lebe. Der König aber, der dem Miuccio nachgegangen war, hört alles mit an. Porziella wird befreit und seine Gemahlin, der Vogel verwandelt sich in eine schöne Jungfrau, die Miuccio heirathet.

IV. 6. (36.) Die drei Kronen (Le tre corune).

Ein König wünscht sich Kinder und als er einmal in einem Garten diesen Wunsch laut ausspricht, ruft eine Stimme aus einem Busch: "König, was willst du? eine Tochter oder einen Sohn?" Er überlegt die Sache mit seinen Räthen und wählt endlich eine Tochter und ruft die Antwort in den Busch zurück. Nach neun Monaten bringt auch seine Gemah-

lin eine Tochter zur Welt. Sie wird in eine starke Burg eingeschlossen und wohl bewacht; als sie herangewachsen ist, wird sie einem König bestimmt. Sie soll zu ihrem Gemahl gebracht werden und verläßt bei dieser Gelegenheit zum erstenmal ihren Aufenthaltsort. Kaum aber hat sie den Fuß herausgesetzt, so faßt sie der Wind und trägt sie in einen Wald und vor das Haus einer Menschenfresserin. Sie findet dort eine Alte, die zu ihr sagt: "ach, unglückliche, es ist um dich geschehen, wenn die Menschenfresserin heimkommt und dich sieht! Ich weiß nur eins, ech hinein in das Haus und räume darin alles auf und bring es in Ordnung, und verstecke dich dann". Die Menschenfresserin, wie sie heim kommt, freut sich über die ungewöhnliche, schöne Ordnung und Einrichtung, ruft die Alte, und lobt alles gar sehr. Sie geht wieder fort und die Alte sagt zur Marchetta (so heißt die Königstochter): "jetzt bereite etwas Gutes, aber erst wann sie bei ihren drei Kronen schwört, dir nichts zu thun, darfst du ihr vertrauen, dann erst laß dich sehen". Marchetta schlachtet eine Gans und bereitet ein vortreffliches Gericht. Die Menschenfresserin kommt und fragt: "wer hat das gekocht?" — "Iß nur, spricht die Alte, und bekümmere dich nicht darum". Sie ißt und findet es so köstlich, daß sie bei vielen Dingen schwört, wer das gekocht habe, dem wolle sie ihre volle Gunst schenken. Marchetta hört es in ihrem Hinterhalt, regt sich aber nicht. Endlich ruft sie: "ich schwöre bei meinen drei Kronen, daß ich ihm alles zu Liebe thun will". Da springt Marchetta hervor und zeigt sich. Die Menschenfresserin bleibt bei der geäußerten Gesinnung: "ich will dich wie meine Tochter halten, ich übergebe dir die Schlüssel zu allen Kammern, du darfst sie alle öffnen, nur die letzte nicht; wenn du mir gut dienst, so verspreche ich dir bei meinen drei Kronen, daß ich dich reichlich versorgen will". Wie aber die Menschenfresserin fort ist, wird Marchetta doch von der Neugierde gequält, so daß sie die verbotene Kammer öffnet. Drei Mädchen, ganz in Gold gekleidet, sitzen auf drei Stühlen und scheinen zu schlafen. Sie waren alle von ihrer Mutter bezaubert worden, weil ihnen ein großes Unglück bevorstand,

wo nicht eine Königstochter kam und sie aufweckte. Von dem Geräusch, das die eintretende mit ihren Füßen macht, erwachen sie und wollen etwas zu essen. Marchetta kocht jedes drei Eier in der Asche, sie gehen hinaus vor die Thüre, um einmal frische Luft zu schöpfen, indem kommt die Menschenfresserin heim und wird so bös auf Marchetta, daß sie ihr eine Ohrfeige gibt. Die nimmt das übel und sagt ihr den Dienst auf und will in die weite Welt gehen. Dabei beharrt sie, so gute Worte wie ihr auch die Menschenfresserin gibt. Beim Abschied verehrt ihr diese einen Ring, den solle sie tragen, doch den Stein nach innen gekehrt, und nicht darauf achten, bis sie in einer großen Gefahr ihren Namen (Orca) von dem Widerhall rufen höre. Außerdem gibt sie ihr Mannskleider. In dieser Tracht begegnet sie einem König auf der Jagd, der sie als einen schönen Knaben zum Pagen annimmt. Die Königin aber verliebt sich heftig und macht ihm Anträge. Marchetta weicht aus und wird nun aus Rache beschuldigt, die Königin mit unerlaubter Liebe verfolgt zu haben. Auf dem Weg zum Tode ruft sie aus: "wer wird mich von diesem Galgen erretten?" Das Echo nennt da die Menschenfresserin ("chi mme libera de sta forca?" — "Orca"). Da erinnert sich Marchetta des Rings und sieht auf den Stein, sogleich ruft es in der Luft dreimal mit gewaltiger Stimme: "laßt sie gehen, sie ist ein Mädchen!" Der König läßt die falsche Königin ins Meer werfen und Marchetta wird seine Gemahlin.

IV. 7. (37.) Die zwei Kuchen (Le doje pizzelle).

Zwei Schwestern Luceta und Troccola haben zwei Töchter: Marziella und Puccia. Marziella ist schön und gut, Puccia häßlich und bös, und so sind auch die Mütter. Einmal sagt die Luceta zur Marziella: "geh zum Brunnen und hol mir einen Eimer Wasser", und gibt ihr dazu einen kleinen Ku-

chen. Während sie den bei den Brunnen verzehrt, kommt eine Alte daher und hält um ein Stückchen an. "Da, sagt Marziella, hast du etwas, ich wollt es wär Zuckerkuchen". "Der Himmel belohne dein gutes Herz", sagt die Alte und begabt sie, daß wenn sie athme, Rosen und Jasmin ihr aus dem Mund fallen sollen, wenn sie sich kämme, Perlen und Granaten aus den Haaren; endlich, wo sie den Fuß hinsetze, sollen Lilien und Violen aufsprießen. Das Mädchen dankt ihr und wie es heim kommt, geht schon alles in Erfüllung, was die Alte gesagt hat. Troccola, sobald sie das große Glück erfährt, will ihrer Tochter ein gleiches verschaffen. Sie schickt sie ebenfalls mit einem Kuchen an den Brunnen. Die Alte zeigt sich auch wieder und bittet um ein Stückchen. "Es steht mir gar nicht an, dir Kuchen zu geben" antwortet Puccia höhnisch und schlingt in vier Bissen alles was sie hat hinunter. Die zornige Alte verwünscht sie: "wenn du athmest, soll dir Schaum aus dem Mund gehn, wie einem Maulthier, wenn du dich kämmst, Ungeziefer aus den Haaren fallen, und wo du gehst, sollen stinkende Blumen aufwachsen". Wie Puccia heimkommt, wirkt gleich die Verwünschung, und der Neid gegen die Marziella wird dadurch im Herzen der Mutter und Tochter nur noch mehr angefacht. — Indessen kommt Ciommo, der Bruder der Marziella, in Dienste des Königs und als einmal die Rede ist von der Schönheit der Weiber, so erhebt er seine, auch noch durch die Gaben der weißen Frau ausgezeichnete Schwester über alle andere. Der König verlangt sie zu sehen; wenn alles so sey, wie er sage, wolle er sie zur Frau nehmen. Ciommo läßt seiner Mutter verkündigen, sie möge eilig mit seiner Schwester kommen. Luceta die krank ist, bittet ihre Schwester Troccola doch ihre Stelle zu vertreten und Marziella hinzubringen, diese ist sehr bereitwillig und nimmt auch noch die Puccia mit; sie gehen zu Schiffe, auf der hohen See aber, wie einmal die Schiffsleute schlafen, wirft die boshafte Troccola ihre unschuldige Nichte ins Wasser. Ein schönes Meerweib erhebt sich alsbald, nimmt die Marziella in ihre Arme und trägt sie davon. Troccola bringt nun die Puccia als

Braut zu dem König, doch als dieser den Versuch macht, und statt der Perlen Ungeziefer aus den Haaren fällt und stinkendes Unkraut statt der Lilien unter ihren Füßen aufwächst, so jagt er Mutter und Tochter fort und läßt den Ciommo zur Strafe Gänse hüten. Dieser treibt sie an das Gestade, wo sie ihr Futter suchen, während er in einer Schäferhütte sein Schicksal bejammert; Abends holt er sie dort wieder ab. Es trägt sich aber zu, daß Marziella aus dem Wasser hervorsteigt und die Gänse mit Königsbrot füttert und mit Rosenwasser tränkt. Wenn nun die Gänse Abends in einen kleinen Garten gesperrt wurden, der unter den Fenstern des Königs war, so begannen sie zu singen: "pire, pire, pire, schön ist die Sonne mit dem Mond, noch schöner ist die, welche uns füttert". Der König wird aufmerksam, ruft den Ciommo und fragt ihn, was die Gänse auf der Weide bekämen? "Nichts als frisches Gras". Der König schickt einen treuen Diener nach, der soll aufpassen, der sieht die Marziella kommen und berichtet seinem Herrn alles wieder. Den andern Tag macht sich der König selbst auf, lauscht und erblickt die Marziella, wie sie aus den Wellen steigt und die Gänse füttert, dann sich nieder setzt und ihre Haare strählt, wobei Perlen und Granaten herabfallen; zugleich wächst unter ihren Füßen ein Teppich von Lilien und Violen. Der König läßt den Ciommo aus seiner Strohhütte herbei holen und fragt, ob er das schöne Mädchen kenne? Er lauft gleich darauf zu, umarmt und küßt es als seine Schwester; Marziella erzählt den Verrath, der Troccola und ihrer Tochter. Der König in großer Freude bittet sie ihm zu folgen, sie kann aber noch nicht, denn das Meerweib hält sie mit einer goldenen, an ihrem Fuß befestigten Kette und zieht sie daran hinab, wenn sie zu lang oben in der Luft verweilt. Der König muß sie den andern Tag eigenhändig von der Kette losfeilen, worauf sie in den königlichen Palast geführt und mit ihm vermählt wird.

IV. 8. (38.) Die sieben Tauben (Li sette palommielle).

Eine Frau bringt jedes Jahr einen Knaben zur Welt, bis sie ihrer sieben hat. Sie wird wieder schwanger, da droben die sieben Söhne: "wenn du jetzt nicht eine Tochter zur Welt bringst, so gehen wir auf und davon". Als die Stunde herankommt, sagen sie zu ihr: "wir wollen auf die Bergspitze gehen, die da gegenüber liegt, kriegst du einen Sohn, so stelle ein Tintenfaß und eine Feder vors Fenster, ists aber eine Tochter, eine Spindel (? cocchiara) und einen Spinnrocken". Glücklicherweise ists eine Tochter, aber die dumme Amme, die das Zeichen ausstecken soll, nimmt das unrechte und die sieben Söhne glauben, es wäre ein Knabe. Sie ziehen also fort und gerathen in einen dicken Wald vor das Haus eines wilden Mannes. Da ihm einmal im Schlaf eine Frau die Augen ausgestochen hatte, so war er so aufgebracht über das ganze weibliche Geschlecht, daß er eine jede, deren er habhaft werden konnte, selbst aufaß. Müd und hungrig bitten ihn die sieben Brüder um einen Bissen Brot, er verspricht ihnen Nahrung, wenn sie bei ihm in Dienste treten wollten: sie sollten nichts zu thun haben, als immer einer ihm aufwarten. Sie bleiben darauf bei ihm. Indessen wächst die Schwester heran, und als sie hört, daß ihrentwegen die sieben Brüder in die Welt gegangen sind, geräth sie auf den Gedanken, sie aufzusuchen. Als eine Pilgerin zieht sie von Ort zu Ort bis sie endlich auch in den Wald kommt, wo ihre Brüder sind, die sie mit großer Freude aufnehmen. Sie geben ihr eine Kammer, wo der wilde Mann sie nicht wittern kann und befehlen ihr als das wichtigste an, von allem, was sie esse, einer Katze, die da im Haus ist, ein Stück zu geben. Cianna, so heißt das Mädchen, nimmt das wohl in Acht und hält gute Freundschaft mit der Katze. Es trägt sich zu, daß die Brüder einmal für ihren Herrn auf die Jagd müssen und ihr zuvor eine Schüssel

mit Erbsen reichen, die solle sie kochen. Sie findet darin eine Haselnuß und ißt sie allein, ohne der Katze ihr Antheil zu geben. Diese, in voller Bosheit, springt gleich auf den Heerd und näßt ihn so, daß alles Feuer ausgeht. Cianna weiß nicht, wie sie sich helfen soll, sie lauft aus ihrer Kammer und geräth in das Gemach des wilden Mannes, wo sie nach Feuer sucht. Dieser merkt gleich die Stimme eines Mädchens und ruft: "willkommen, warte nur ein wenig, ich habe das gesuchte gefunden". Dabei langt er nach einem Wetzstein, bestreicht ihn mit Oehl und fängt an sich die Zähne zu wetzen. Cianna eilt in ihre Kammer zurück und verrammelt sie, so gut sie kann, mit Bänken, Bettgestell und Steinen und was sonst zur Hand ist. Der Menschenfresser, als er nicht hinein kann, lärmt und will die Thüre sprengen, indem kommen die sieben Brüder heim und merken das Unheil. "Wir wissen von nichts, während wir auf der Jagd waren, mag das gottlose Weibsbild hereingewischt seyn! aber komm nur mit, ich will dich an einen Ort führen, wo wir es bald kriegen werden". Somit nehmen sie ihn bei der Hand, führen ihn an eine Grube und stürzen ihn hinein: dann bedecken sie ihn mit Erde. Jetzt öffnen sie ihrer Schwester die Kammer und sagen ihr, sie solle sich nur hüten, je ein Hälmchen abzubrechen, das auf dem Grab des wilden Mannes gewachsen sey, sonst würden sie alle siebene in Tauben verwandelt. Sie wollen noch den Winter in dem Haus zubringen und dann in ihre Heimath zurückkehren. Einmal sind sie ausgegangen, Holz zu holen, da kommt ein armer Pilgrim des Weges, sieht einen Affen auf einer Fichte sitzen und neckt ihn, dieser wirft einen Tannenzapfen nach ihm und macht ihm einen gewaltigen Schmarren ins Gesicht. Der Verwundete schreit so jämmerlich, daß es Cianna hört und aus Mitleiden lauft sie und holt Rosmarin, der auf dem Grab des wilden Mannes wächst, und macht daraus und aus gekautem Brot und Salz ein Pflaster, das sie auf die Wunde auflegt. Sie erwartet ihre Brüder zum Essen, da kommen sie als sieben Tauben geflogen, machen ihr Vorwürfe, daß sie die Warnung vergessen, und sagen: "es wäre besser, dir wäre

die Hand abgehauen, als daß du damit den Rosmarin abgebrechen hättest. Wir müssen jetzt fliegen und fliegen und es gibt keine Hülfe für uns, wenn du nicht die Mutter der Zeit findest". Cianna bittet ihre Brüder um Verzeihung und sagt, sie wolle über die ganze Erde gehen, bis sie die Alte gefunden. Sie bittet sie auch immer in dem Haus zu bleiben und macht sich auf den Weg. Sie gelangt ans Meer und sieht einen großen Wallfisch, der fragt: "schönes Mädchen, was suchst du?" — "Ich suche das Haus von der Mutter der Zeit". "Geh immer am Meer fort, und bei dem ersten Fluß, auf den du stößest, schau auf und du wirst einen finden, der dir den Weg zeigt. Aber thue mir auch einen Gefallen, wenn du zu der Alten kommst, so frage sie doch, wie ich es anfangen müßte, daß ich nicht mehr an die Klippen im Meer anstieße und auf keine Sandbänke geriethe". Als sie an dem Fluß angelangt ist, geht sie daran hinauf und kommt in ein schönes Land, wo sie eine Maus findet: die sagt ihr: "wenn du zu der Mutter der Zeit willst, so hast du noch weit zu gehen, aber verliere den Muth nicht und wandere immer nach dem Berg. Aber wenn du angelangt bist, so frag doch die Alte, wie wir es anfangen sollen, um der Tyrannei der Katzen los zu werden". Sie strengt sich an und geht immer zu, und als sie sich ganz wegemüd auf einen Stein setzt, sieht sie da einen Haufen Ameisen die einen großen Vorrath von Körner zusammentragen. An eine derselben richtet Cianna ihre Frage. "Nur immer weiter, antwortet sie, wenn du die Mutter der Zeit suchst. Aber erzeige mir den Gefallen und frage sie, wie wir Ameisen eine etwas längere Lebenszeit gewinnen können". Cianna geht weiter und findet einen großen, uralten Baum, der spricht zu ihr: "komm unter meinen Schatten und ruhe dich aus". Das Mädchen entschuldigt sich: "es suche die Mutter der Zeit". — "Du bist nicht mehr weit vom Ziele, sagt der Baum, auf dem Berg oben wirst du ein Haus finden, darin sitzt sie, aber frag sie doch auch, wie ich wieder zu meiner verlorenen Ehre gelange?" Endlich kommt Cianna bei dem Fuße des Berges an und findet da einen Alten, der sich vor

Müdigkeit auf einen Haufen Heu niedergestreckt hat. Sie erkennt darin den alten Pilgrim, dessen Wunde sie geheilt hat. Er sagt: "ich bringe der Zeit den Zins der Erde, sie ist ein Tyrann, der alles an sich reißt und von allem Tribut verlangt; zumeist von den Menschen meines Alters. Da ich von deiner Hand Wohlthaten empfangen habe, so will ich dirs vergelten und dir Nachricht von allem geben. Auf dem Gipfel des Berges wirst du ein zertrümmertes Haus finden, nur das Wappen über dem Thor ist noch unverletzt: eine Schlange die sich in den Schwanz beißt, ein Hirsch, ein Rabe und ein Phönix. Innen siehst du dann die Uralte sitzen, mit einem Bart, der bis auf die Erde reicht, während die Haupthaare ihr die Ferſen bedecken. Sie sitzt auf einer Uhr und da ihre Augenbrauen so groß sind, daß sie über die Augen gehen, so kann sie dich nicht sehen, wann du kommst. Du mußt gleich, wie du eintrittst, die Gewichte an der Uhr wegnehmen, dann erst rufe sie an und sage ihr, was du von ihr haben willst. Sie wird ihren Sohn (Lo tiempo) rufen, damit er komme und dich fresse; aber da die Gewichte an der Uhr fehlen, so kann er nicht gehen und sie ist gezwungen deinen Willen zu thun. Glaube ihr aber nicht eher, als bis sie bei den Flügeln ihres Sohns schwört, aber dann thue alles, was sie sagt". Nachdem der Alte dieses gesprochen hat, zerfällt er in Staub und Cianna bestattet ihn. Sie steigt nun den Berg hinauf, wartet aber, bis der Sohn der Alten aus dem Haus fortgeht. Er kommt als ein Alter mit einem langen Bart und alten Mantel und hat große Flügel, er lauft so schnell, daß sie ihn bald aus den Augen verliert. Voll Angst tritt sie nun in das Haus und nimmt gleich die Gewichte von der Uhr. es trifft alles so ein, wie der Pilgrim ihr gesagt hatte. Die Alte schwört endlich bei den Flügeln ihres Sohnes, ihre Wünsche zu erfüllen, darauf gibt Cianna die Gewichte der Uhr her und bald erscheint der Sohn (Lo tiempo) und beantwortet die vorgelegten Fragen. Der Baum kann den Menschen nicht lieb seyn, so lange er einen Schatz unter seinen Wurzeln hat. Die Maus wird nicht eher sicher vor der Katze,

als bis sie dieser eine Schelle ans Bein bindet, dann hört sie, wann sie kommt. Die Ameise kann hundert Jahr alt werden, wenn sie nicht fliegen will, denn wenn sie bald stirbt, bekommt sie Flügel. Der Wallfisch wird ungestört herumfahren, wenn er sich gut Freund schreibt mit der Wassermaus, denn die kann ihm als Führer dienen. Endlich die Tauben werden ihre menschliche Gestalt wieder erhalten, wenn sie sich auf die Säule des Reichthums setzen". — Cianna steigt nun den Berg wieder herab, da kommen eben die sieben Tauben, die ihr nachgefolgt waren und müde von dem vielen Fliegen, lassen sie sich auf die Hörner eines todten Ochsen, der da liegt, nieder, indem aber erhalten sie ihre menschliche Gestalt wieder, denn das Horn war als Füllhorn die Säule des Reichthums. Sie geben zusammen zurück und bringen dem Baum die Antwort. Ein großer Schatz unter seinen Wurzeln wird hervorgegraben und die acht Geschwister theilen ihn und nehmen ihn mit. Als sie einmal müd von der Reise in ein Gesträuch sich niederlegen und einschlafen, nahen Räuber, binden ihnen Hände und Füße und nehmen ihnen den Schatz weg. Sie wären Hungers gestorben, wenn nicht die Maus gekommen, die, als sie die Antwort auf ihre Frage gehört, aus Dankbarkeit ihre Banden zernagte. Die Ameise erscheint auch wieder, hört den Bescheid, und zeigt ihnen dafür die Höhle, wo die Räuber den Schatz hingelegt haben. Sie finden all das Ihrige wieder, machen sich damit auf und kommen zum Meer, wo sie der Wallfisch erwartet und den guten Rath empfängt. Indem erscheinen die Räuber, die mit Waffen in der Hand ihnen nachsetzen. Der Wallfisch aber errettet sie, indem er sie alle achte auf seinen Rücken nimmt und über das Meer zu ihrer Heimath trägt, wo sie glücklich und mit ihren Schätzen anlangen.

IV. 9. (39.) Der Rabe (Lo cuorvo).

Der König Milluccio liebt die Jagd über alles, er findet einmal im Wald auf einem Marmor einen frisch getödteten Raben, und indem er das rothe Blut über den schneeweißen Stein fließen sieht, seufzt er und ruft: "hätte ich doch eine Frau, so weiß als der Stein, so roth als das Blut und wären ihre Haare so schwarz, als die Federn dieses Raben". In diese Gedanke vertieft findet ihn sein Bruder Jennariello wie eine Bildsäule unbeweglich da stehen. Er lockt endlich heraus, was ihm fehlt, und verspricht ihm durch die ganze Welt zu ziehen, bis er eine solche Frau für ihn gefunden habe. Er reist weg, in einer großen Stadt kauft er für seinen Bruder einen schönen Falken und ein prächtiges Pferd und sucht dann weiter nach der unbekannten Schönen. Ein Bettler, dem er erst nicht Rede stehen will, endlich aber doch den Grund seiner Reise erzählt, sagt: "ich will dir die Tochter eines Zauberers zeigen, die ist es, welche du suchst". Er klopft darauf an das Thor eines Hauses, Liviella zeigt sich, indem sie dem Armen ein Stück Brot herausreicht. Jennariello überzeugt sich gleich, daß sie die rechte ist, gibt dem Bettler ein reichliches Almosen and schafft sich einen Kasten mit allerhand schönen Waaren an. Damit geht er, laut sie ausrufend, vor dem Haus der Liviella auf und ab, bis sie kommt und die schönen Dinge betrachtet. "Das ist noch nichts, sagt er, ganz andere Kostbarkeiten habe ich auf meinem Schiffe, kommt nur sie zu sehen". Neugierig eilt sie, sobald ihr Vater ausgegangen ist, mit ihrer Amme aufs Schiff. Während sie alles betrachtet, läßt Jennariello die Anker lichten und abstoßen; sie erschrickt, als sie den Betrug merkt, doch als er ihr alles entdeckt und ihr die Schönheit des Königs beschreibt, gibt sie sich bald zufrieden. Während der Fahrt erheben sich auf einmal die Wellen und am Himmel ziehen sich Wolken zusammen. Jennariello steigt auf den Mastkorb, ob er kein Land sehe, wo sie ankern möchten, indem bemerkt er ein paar Tauben, Männchen und

Weibchen, die vorüberziehen. Das Männchen klagt: "rucke! rucke!" "Was hast du?" fragt das Weibchen. "Ach, antwortet es, der arme Königssohn hat einen Falken gekauft, so bald er aber seinem Bruder auf der Hand sitzt, hackt er ihm die Augen aus. Und bringt er ihm das Thier nicht, oder entdeckt er es ihm, so wird er zu Stein". Abermals klagt das Männchen: "rucke! rucke!" — "Was hast du?" fragt das Weibchen. "Der arme Königssohn hat ein Pferd für seinen Bruder gekauft. Das erstemal, daß sich dieser darauf setzt, stürzt er herab und bricht den Hals. Aber wenn er es nicht bringt oder ihn davon benachrichtigt, so wird er zu Stein". Endlich zum drittenmal klagt das Männchen: "rucke! rucke!" und sagt: "er bringt seinem Bruder eine schöne Frau, aber in der ersten Nacht, wenn sie sich niederlegen, wird ein wilder Drache kommen und sie verschlingen; bringt er sie aber nicht, oder entdeckt es ihm, so wird er zu Stein". Darauf besänftigt sich das Meer und der Wind legt sich. Jennariello wird über das, was er gehört hat, sehr traurig. Milluccio hat das Schiff von weitem gesehn, steht am Meer und freut sich sehr über die Rückkehr seines Bruders. "Was ist das für ein Falke?" fragt Milluccio. "Ich habe ihn gekauft, um ihn dir zu schenken". "Der größte Schatz hätte mir so keine Freude gemacht", sagt der König und will ihn auf seinen Arm nehmen. Aber Jennariello zieht ein großes Messer und schneidet dem Vogel den Hals ab. Milluccio erstaunt, will aber nicht die Freude stören und fragt nach dem Pferd. Jennariello antwortet wie vorhin, der König will aufsteigen, aber in demselben Augenblick schneidet jener dem Pferd in die Beine. Milluccio hält sich auch diesesmal noch zurück aus Freude über die schöne Jungfrau, die er ihm zugeführt hat. Die Hochzeit wird mit Pracht gefeiert, wie sich die beiden niedergelegt haben und eingeschlafen sind, so schleicht sich Jennariello hinter das Bett, und wie der Drache kommt, kämpft er mit seinem Messer gegen ihn, sticht aber einmal fehl und in eine Säule des Betts. Davon erwacht der König und der Drache verschwindet. Milluccio aber, wie er das Messer in der

Hand seines Bruders sieht und die in der Mitte gespaltene Säule, schreit um Hülfe und glaubt nicht anders, als daß Jennariello ihn habe ermorden wollen. Am andern Morgen beruft er ein Gericht, das ihn zum Tod verurtheilt; jetzt entdeckt Jennariello dem Milluccio alles, aber wie er von dem Falken gesprochen hat, werden seine Füße zu Stein; von dem Pferd, der halbe Leib; von der Liviella, da ist er ganz versteinert. Umsonst weint der König über seinen Irrthum. Indessen gebiert die Königin zwei schöne Knaben; einmal ist sie ausgegangen und Milluccio steht mit den beiden Kleinen im Saal vor der Bildsäule seines treuen Bruders, da kommt ein Greis herein mit langem Haar und Bart und sagt ihm, er könne seinen Bruder wieder lebendig machen, wenn er ihn mit dem Blute der Kinder bestreiche. Er entschließt sich dazu und das steinerne Bild wird wieder lebendig. Der König läßt die beiden unschuldigen Opfer in einen Sarg legen, indem kommt die Königin zurück und bei diesem Anblick außer sich vor Schmerz, will sie sich zum Fenster hinausstürzen, als eben ihr Vater, der Zauberer, auf einer Wolke zu dem Fenster hereinschwebt, den Kindern wieder das Leben gibt und alle glücklich macht.

IV. 10. (40.) Der bestrafte Hochmuth (La soperbia castecata).

Ein König hatte eine Tochter, die war eben so übermüthig, als sie schön war und kein Freier war ihr gut genug. Unter diesen war auch ein König, der ihr lange Zeit seine treue Liebe antrug, aber umsonst: alle seine Worte waren in den Wind gesprochen. Er geht also weg, läßt sich den Bart wachsen und macht sich sonst unkenntlich, dann kommt er wieder zurück und dient als Gärtner. Eines Tages breitet er unter den Fenstern der Cintiella, wie sie heißt, ein überköstliches, goldenes, Kleid aus; sie will es haben, der Gärtner verlangt dafür, daß er eine Nacht in ihrem Saale schlafen dürfe, was

sie zugesteht. Am andern Morgen breitet er ein nicht weniger prächtiges Unterkleid aus, sie erhält es auch und er schläft dafür eine Nacht in ihrem Vorzimmer. Am dritten Morgen breitet er einen wunderschönen, zu dem übrigen noch gehörigen Rock aus, will ihn aber nicht eher geben, als bis sie ihm erlaubt, eine Nacht in ihrer Schlafkammer zuzubringen, wozu sie sich endlich auch entschließt. Sie heißt ihn auf einen Stuhl sitzen und zieht mit Kohle einen Strich auf dem Boden, welchen er nicht überschreiten dürfe. Sie legt sich darauf zu Bett und schläft ein, er aber kehrt sich nicht an das Verbot. Als sie hernach schwanger wird, kann sie nicht anders, sie muß mit ihm entfliehen, er bringt sie in einen Stall bei seinem Palast, wo sie ein trauriges, armseliges Leben führt. Die Mägde, die das Brot backen, sagen ihr, sie könne ihnen helfen und füllen ihr einen Topf mit Speise, den sie in einen Sack steckt. Da kommt der König, aber ihr unkenntlich in seiner königlichen Kleidung, und sagt: "was ist das für ein Geschöpf? der steht die Betrügerin auf dem Gesicht geschrieben; untersucht nur ihren Sack, so werdet ihr es finden". Der König verkleidet sich wieder und findet Cintiella aufs äußerste betrübt über die erlittene Beschimpfung, denn man hatte den Topf mit Speise bald aus dem Sack gezogen. Da indessen ihre Niederkunft bevorsteht, so sucht sie einiges Kinderzeug zu erhalten, der König aber, in seiner königlichen Gestalt, zieht es ihr unter der Schürze hervor und mit der Beschuldigung gestohlen zu haben, muß sie in den Stall zurück. Doch verkleidet eilt er zu ihr und tröstet sie, damit die Traurigkeit bei ihr nicht Ueberhand nehme. Er sagt ihr, die Königin habe ihren Sohn mit einer auswärtigen Dame versprochen und lasse ihr ein Kleid von Goldbrocat machen, da sie von gleicher Figur sey, solle an ihr das Maas genommen werden. Cintiella erscheint also in einem solchen Kleid vor dem König, der plötzlich als Gärtner sich ihr naht, sie tröstet und küßt; sie denkt nicht anders, als der Himmel schicke ihr das, um sie wegen ihres vorigen Hochmuths recht zu demüthigen. Allein die Mut-

ter des Königs läßt sie zu sich kommen, und nimmt Antheil an ihrem Zustand; sie wird in ein königliches Bett gelegt und bringt zwei schöne Knaben zur Welt. Hierauf kommt der König, umarmt und küßt sie und entdeckt ihr, daß er der Gärtner gewesen.

V. 1. (41.) Die Gans (La papara).

Zwei Schwestern leben in der äußersten Armuth und ernähren sich mit Spinnen. Einmal gehen sie auf den Markt ihr Garn feil zu bieten und kaufen sich mit dem gelösten Gelde eine Gans, die sie aber so lieb haben, daß sie sie zu sich ins Bett nehmen. Statt sich zu verunreinigen, bescheert das gute Thier lauter Goldstücke in das Bett, und die armen Schwestern werden bald reich. Ihr Wohlstand fällt zwei Nachbarinnen auf, sie machen ein Loch in die Wand und sehen, wie die Gans auf ein Bettuch gesetzt wird und lauter Goldstücke darauf fallen läßt. Darauf geht die eine hinüber und bittet, sie möchten ihr doch nur auf zwei Stunden die Gans leihen, sie hätte junge Gänslein gekauft und wollte sie ans Haus gewöhnen. Gutmüthig gewähren sie die Bitte und jene beiden breiten ein Tuch aus und treiben die Gans darauf, aber die füllt es statt des Goldes mit Unrath, ebenso auch ein zweites, daß sie es vor Geruch nicht aushalten können. Voll Zorn und Wuth drehen sie der Gans den Hals um und werfen sie zum Fenster hinaus. Der Zufall will, daß der Königssohn gerade vorbei auf die Jagd reitet, und da ihn ein natürliches Bedürfniß drängt, so steigt er ab und will zuletzt die frisch getödtete Gans, die neben ihm in der Ecke liegt, nach seiner Bequemlichkeit brauchen. Diese ist aber nicht todt, sondern beißt sich an ihm fest, so daß er laut vor Schmerzen schreit. Auch kann sie niemand wegschaffen; er läßt endlich bekannt machen, wer ihn von dieser Qual befreie, solle sein halbes Reich haben und sey es ein Mädchen, wolle er es

zu seiner Frau nehmen. Der jüngsten von den Schwestern gelingt es unter allen allein, denn sie braucht nur die Gans anzurufen, so läßt sie ab und kommt zu ihr gelaufen. Sie wird also Königin und ihre Schwester gut versorgt.

V. 2. (42.) Die Monate (Li mise).

Es sind zwei Brüder, Cianne ist reich aber bös, Lise arm aber gut. Lise will in die Welt gehen, Abends kommt er in ein Wirthshaus, wo zwölf Jünglinge beisammen an einem Feuer sitzen und sich wärmen. Da sie sehen, daß seine Kleider zerrissen sind und er vor Frost zittert, so laden sie ihn zu sich ein. Der eine fragt: "wie gefällt dir diese Jahrszeit?" Lise antwortet: "jeder Monat thut seine Schuldigkeit", und lobt die Verschiedenheit derselben. "Aber du mußt gestehen, der März ist doch ein schlimmer Monat", und tadelt Nässe, Frost u. s. w. Lise dagegen lobt ihn als die Zeit, wo sich das neue Leben bilde. Darüber freut sich der Jüngling, welcher gerade der März selbst war, und schenkt ihm ein schönes Hütchen (cascetella), womit er sich jeden Wunsch erfüllen kann. Lise dankt, setzt es auf den Kopf, wünscht sich eine Sänfte, worin er heim getragen wird, unterwegs ein köstliches Essen, und langt in größter Herrlichkeit zu Haus an. Sein Bruder Cianne, wie er das Geschenk sieht, will sich dasselbe Glück verschaffen, er jagt in das Wirthshaus, wo die zwölf Monate versammelt sind, der März legt ihm dieselbe Frage vor, aber Cianne schimpft auf ihn und erhält dafür zum Geschenk einen Knüppel, zu dem er sagen soll: "gib mir hundert!" Cianne eilt heim, denkt nicht anders, als es wären hundert Thaler gemeint, spricht also: "gib mir hundert!" bekommt aber Schläge. Lise lauft bei dem Geschrei herbei, setzt den Knüppel in Ruhe und besänftigt seinen Bruder.

V. 3. (43.) Pintoſmauto (? Schmelz gemahlt).

Betta, die Tochter eines Kaufmanns, will ſich nicht verheirathen. Als ihr Vater einmal auf den Markt verreiſt, beſtellt ſie Zucker, Gewürz, wohlriechendes Waſſer und dergleichen, ferner Perlen, Rubine, Granaten, zwei Saphire, etwas geſponnen Gold, endlich auch einen Backtrog und ein Meſſer von Silber. Wie ſie alles beiſammen hat, fängt ſie an, arbeitet es zuſammen und bildet daraus einen Jüngling von der höchſten Schönheit, ſeine Haare ſind geſponnen Gold, ſeine Augen Saphire, die Zähne Perlen, die Lippen Rubine. Endlich erhält er auch Leben. Voll Freude führt ſie ihn zu ihrem Vater und ſagt, das ſoll mein Mann ſeyn. Es wird ein prächtiges Feſt gehalten, eine Königin kommt auch dahin und entführt den Pintoſmauto, wie er heißt, heimlich in ihr Reich. Betta macht ſich auf ihn zu ſuchen, ſie kommt in die Hütte einer weiſen Frau, die über ihren Zuſtand, zumal ſie ſchwanger iſt, Mitleiden empfindet und ihr drei Sprüche gibt: in der Noth ſolle ſie einen davon herſagen, ſo werde ſie Hülfe empfangen. Betta gelangt endlich in den Palaſt, wo Pintoſmauto iſt. Sie ſagt den erſten Spruch (tricche varlacche, ca la casa chiove!). Darauf erſcheint ein köſtlicher mit Edelſteinen beſetzter Wagen, der von ſelbſt fährt. Die Königin will ihn haben, Betta aber nur geben, wenn ſie eine Nacht in der Schlafkammer des Königs zubringen darf. Die Königin willigt ein, gibt aber dem Pintoſmauto einen Schlaftrunk, ſo daß Betta vergeblich die ganze Nacht ihre Leiden erzählt. Für den zweiten Spruch (anola tranola, pizze fontanola!) erhält ſie einen golden Vogelbauer mit einem Vogel von Edelſteinen, der gleich einer Nachtigal ſingt; ſie gibt ihn für eine zweite Nacht, aber der König hat wieder den Schlaftrunk bekommen und hört nichts. Doch am andern Morgen geht er in den Garten und da erzählt ihm ein Alter, deſſen Haus gerade an ſeine Kammer ſtößt, alles, was er die Nacht über

gehört hat. Betta erhält bei dem dritten Spruch (tafaro, e tammurro, pizze ngongola e cemine!) ein kostbares Zeug von Gold und Seide. Sie gibt es für die dritte Nacht hin; Pintosmauto hat den Schlaftrunk nicht genommen, bleibt wach und hört genau an, was Betta sagt. Nun fällt ihm alles ein, wie ein vergessener Traum, er springt auf, umarmt die unglückliche Betta, schleicht zu der schlafenden Königin, nimmt die drei Kostbarkeiten wieder und alle ihre Edelsteine und eilt mit der Betta fort, die einen schönen Knaben zur Welt bringt.

V. 4. (44.) Der goldene Baumstamm (Lo turzo d'oro).

Ein armer Gärtner kauft für iede seiner drei Töchter ein Schweinchen. Die beiden ältesten treiben das Thier auf eine gute Weide, erlauben aber der jüngsten nicht, auch dahin zu kommen. Sie geht also damit in einen Wald und findet einen Brunnen und einen Baum mit goldenen Blättern. Sie bringt ihrem Vater einige davon mit, der viel Geld dafür erhält und nach und nach holt sie die übrigen auch, so daß der Baum ganz kahl da steht und da sie bemerkt, daß auch der Knorz von Gold ist, so holt sie eine Axt und hackt ihn von der Erde los. Unter dem Baum entdeckt sie eine Treppe, geht hinab und kommt in einen prächtigen Palast. Es steht da ein gedeckter Tisch, Parmetella, so heißt das Mädchen, setzt sich daran, während sie ißt, tritt ein schöner Jüngling zu ihr herein, der sagt: "du sollst meine Frau werden und die Glückseligste auf der Welt seyn". Sie wird in einen Wagen von Edelsteinen gesetzt und vier goldene Pferde führen sie fort. Abends sagt er zu ihr: "wenn du zu Bett liegst, so lösche die Lichter aus". Kaum aber hat sie die Augen geschlossen, so legt er sich zu ihr und geht Tages anbruch wieder fort. In der zweiten Nacht steht sie auf

zündet ein Licht an und sieht die bewunderungswürdige Schönheit des Jünglings, darüber erwacht er, beklagt ihre unseelige Neugier, derentwegen er abermals sieben Jahre verwünscht sey und verschwindet vor ihren Augen. Sie geht darauf fort und findet in einer Höhle eine weise Frau. Mitleidig gibt ihr diese eine Spindel und sieben Feigen und einen Topf Honig und ein paar Eisenschube und spricht: "geh ohne dich aufzuhalten, so lange bis diese Schube durchgetreten sind, du wirst dann sieben Frauen finden, die in der Höhe sitzen und spinnen und der Faden hängt herab und ist um einen Todenknochen gewickelt. Schleiche dich ungesehen herzu, nimm den Knochen weg und befestige an den Faden die Spindel, die du mit Honig bestreichen und an welche du die Feigen stecken mußt. Wenn sie das hinaufziehen und die Süßigkeit kosten, so werden sie den, der es gethan, zu sehen wünschen. Sie werden allerlei Betheuerungen aussprechen, aber glaube ihnen nicht und tritt nicht eher hervor, als bis sie bei Donner und Blitz (pe Truone e Lampe) schwören, daß sie dich nicht fressen wollen. Alles trifft ein wie Parmetella zum Vorschein kommt, sagen sie: "bist du es, Verrätherin, die Schuld ist, daß unser Bruder sieben Jahre ein Sklave seyn muß". Doch da sie einmal ihre Zusage hat, so entdecken sie ihr, wie sie es anfangen müsse, um sich vor ihrer Mutter zu sichern. "Verbirg dich hinter diesem Backtrog, wenn sie kommt, so ergreif von hinten ihre Brüste, die sie wie einen Tornister auf den Rücken geworfen hat, und ziehe sie so lange daran und laß nicht los, bis sie bei Donner und Blitz (so heißt ihr Sohn) schwört, dir kein Uebel zuzufügen. So thut das Mädchen auch, wird aber dafür von der Alten gequält. Sie wirft zwölferlei Kräuter untereinander und sagt: "Elende, die suche mir auseinander, sonst soll dirs schlimm ergehen!" Parmetella kann es nicht und jammert, da kommt Donner und Blitz (der schöne Jüngling) und heißt sie alle Kräuter auf die Erde werfen und läßt eine gewaltige Menge Ameisen kommen, die müssen sie auseinander lesen. Die Alte wird bös, wie sie die Arbeit gethan findet, sie gibt ihr jetzt

zwölf Bettdecken, um sie mit Federn zu füllen. Donner und Blitz hilft, er sagt, sie solle nur laut rufen: "der König der Vögel ist todt!" Wie sie es thut, kommen Wolken von Vögeln, daß die Luft sich verdunkelt, sie schlagen die Flügel, wovon so viel Federn herabfallen, daß die Decken alle voll werden. Die Alte sinnt etwas anderes aus: "eile zu meiner Schwester, sie möge mir die Musik schicken, ich will Donner und Blitz verheirathen und will ihm ein königliches Fest geben". Durch einen andern aber läßt sie ihrer Schwester sagen, sie möge die Parmetelle tödten und kochen, sie wollten sie zusammen auffessen. Aber Donner und Blitz begegnet ihr auf dem Weg und gibt ihr ein Brot und ein Bündel Heu und einen Stein und sagt: "du wirst in dem Haus einen Hund finden, dem wirf das Brot vor, dann ein Pferd, dem gib das Heu, zuletzt kommst du an eine Thüre, die immer zuschlägt, die stelle mit diesem Stein fest. Oben wird die Menschenfresserin sitzen, mit ihrem Kind im Arm, sie hat einen Ofen geheizt, um dich darin zu rösten. Sie wird dir sagen: "halt mir die Kleine und warte, ich will hinauf steigen und die Musik holen"; aber wisse, sie will sich nur die Zähne wetzen, um dich in Stücke zu zerreißen. Wirf du ohne Barmherzigkeit das Kind in den Ofen, es ist die Brut einer Menschenfresserin, und nimm die Musik, die hinter der Thüre steht, und eile fort, eh sie wiederkommt. Aber ich sage dir, öffene die Schachtel nicht, worin die Musik steckt". Alles trifft ein, nur ist Parmetella zu neugierig und öffnet auf dem Rückweg die Schachtel, alsbald fliegt die Musik heraus und klingt mächtig durch die Lüfte. Wie die Menschenfresserin sie hört, kommt sie gelaufen, und als sie das Mädchen nicht findet, ruft sie zum Fenster hinaus: "tödtet mir die Verrätherin!" Die Thüre aber antwortet: "soll ich der Uebels thun, die mich in Ruhe gestellt hat?" Das Pferd: "soll ich die tödten, die mir Heu zu fressen gegeben?" Der Hund: "ich laß die Unglückliche geben, die mir Brot gereicht hat!" Parmetella läuft weinend hinter den Tönen her, Donner und Blitz begegnet ihr wieder und macht ihr Vorwürfe über ihre Neu-

gierde; doch ruft er die Töne wieder herbei und sperrt sie in die Schachtel. Wie sie damit heim kommt, klagt die Alte über ihre Schwester, die ihr entgegen handle, indessen langt die Braut an, die alle böse Eigenschaften zusammen hat. Ein großes Fest wird angestellt, Parmetella wird an den Rand einer Grube gesetzt, weil die Alte hofft, sie stürze hinein. Donner und Blitz verlangt einen Kuß von ihr, sie verweigert ihn, die Braut sagt: "was weigerst du dich einen so schönen Jüngling zu küssen, für zwei Kastanien habe ich mich von einem Schäfer abküssen lassen". Nach Tisch, beim Schlafengehen sagt sie abermals: "für zwei Kastanien habe ich mich von einem Sauhirten küssen lassen". Da kann sich Donner und Blitz nicht länger zurückhalten, er tödtet sie mit einem Messer und dann umarmt er Parmetella und sagt: "du bist meine Frau und die Blume aller Weiber". Sie legen sich nieder, am Morgen kommt die Alte und als sie ihren Sohn in den Armen der Parmetella sieht und den ganzen Hergang erfährt, lauft sie zu ihrer Schwester, um sich mit der zu berathschlagen. Allein die hat sich aus Schmerz über den Verlust ihres Kindes ebenfalls verbrannt, so daß der Alten nichts mehr übrig bleibt, als mit dem Kopf gegen eine Mauer zu rennen.

V. 5. (45.) Sonne, Mond und Talia (Sole, Luna e Talia).

Einem König wird bei der Geburt einer Tochter von den Weisen verkündigt, daß sie durch eine Agen von Flachs in große Gefahr gerathen werde. Er verbietet daher das Spinnen, aber als Talia erwachsen ist, und einmal eine Alte vorübergehen sieht, die spinnt, so springt sie herab, nimmt den Spinnrocken in die Hand und fängt an zu spinnen; bald aber stößt sie sich eine Agen unter den Nagel am Finger und fällt auch sogleich wie todt hin. Der König läßt sie auf einen

prächtigen Stuhl setzen und verläßt dann das einsam liegende Haus mit seinem Hof für immer. Es trägt sich zu, daß nach einiger Zeit ein anderer König in der Gegend jagt, ein Falke fliegt zu einem Fenster in das Haus hinein, er läßt an der verschlossenen Pforte klopfen, aber niemand kommt zu öffnen. Endlich steigt er auf einer Leiter selbst hinein und findet zu seinem Erstaunen kein lebendes Wesen darin. Zuletzt kommt er auch in die Kammer, wo Talia in voller Schönheit sitzt; er glaubt sie schlafend und ruft sie an da, sie aber nicht hört, so hebt er sie auf, trägt sie in ein Bett, verweilt bei ihr und steigt darnach wieder hinab. Nach neun Monaten bringt Talia, noch immer in Zauberschlaf liegend, unter dem Beistand zweier Feen Zwillinge, einen Knaben und ein Mädchen, zur Welt. Die Feen legen ihr die Kinder an die Brust und als das eine auch einmal verirrt und an dem Finger der Mutter saugt, so zieht es die Agen heraus. Alsbald erwacht auch Talia, wie aus einem Schlaf, sie hat große Freude an den Kindern und ihr wird Speise von unsichtbaren Händen zugetragen. Der König erinnert sich in dieser Zeit des Abentheuers, sucht das Haus wieder auf und findet Talia mit zwei wunderschönen Kindern. Er entdeckt sich, tröstet sie und verläßt sie mit der Zusage bald wieder zu kommen und gibt den Kindern den Namen Sonne und Mond. Indessen schöpft die Königin Verdacht und durch Versprechungen und Drohungen bringt sie einen Diener des Königs dahin, daß er alles entdeckt. Sie schickt ihn darauf im Namen des Königs zu der Talia hin und läßt die Kinder abfordern. Dann übergibt sie beide dem Koch, der soll sie tödten und ein Gericht davon bereiten. Weil sie aber so schön sind, tödtet er sie nicht und schlachtet zwei junge Ziegen an ihrer Stelle. Wie der König davon ißt, sagt sie immer: "eine schöne Speise, du issest das Deinige"! Da sie die Worte wiederholt, geht der König unwillig fort. Sie aber läßt auch die Talia rufen, als erwarte sie der König, wie sie ankommt, läßt sie einen großen Ofen heizen und kündigt ihr den Tod an. Talia bittet nur noch ihre Kleider selbst ablegen zu dürfen; bei jedem Stück, das sie abzieht, thut sie ei-

nen lauten Schrei, wie sie eben den Unterrock abnimmt und zum letztenmal gerufen hat, erscheint der König. Er läßt das böse Weib sammt dem falschen Diener in den Ofen werfen, belohnt den Koch, der ihm die Kinder erhalten hat, und heirathet die Talia.

V. 6. (46.) Sapia.

Ein Königssohn ist so hartköpfig, daß er nichts lernt, nicht einmal das A. B. C. Eine Edelfrau hat eine schöne und kluge Tochter, Namens Sapia, die muß den Klotz in die Lehre nehmen. Sie weiß es auch so geschickt anzufangen, daß er endlich der klügste im ganzen Reich wird. Doch kann er die Schläge nicht vergessen, die er bei der Lehre empfangen hat und beschließt sich zu rächen. Er geht also zu seinem Vater und sagt, er wolle die Sapia aus Dankbarkeit heirathen, und bittet sich besondere Gemächer für sich und seine Gemahlin aus. Hier hält er sie hart, und gibt ihr schlechte Speisen, die ihr kaum das Leben fristen. Sie sagt: "hast du vergessen, was ich für dich gethan habe, weil du mich wie eine Sklavin hältst". Er antwortet: "eben darum habe ich dich geheirathet, damit ich dir vergelten kann, wie du mich behandelt hast, als ich lesen lernte". — Doch nachdem sie drei Kinder geboren hat und durch die kluge Anstalten ihrer Mutter kommt es dahin; daß er sie als seine Gemahlin öffentlich erkennt und zu Gnaden annimmt.

V. 7. (47.) Die fünf Söhne (Li cinco figlie).

Ein Mann hat fünf Söhne, da er sie nicht ernähren kann, so spricht er zu ihnen: "geht in die Welt und lernt irgend eine Kunst, in einem Jahr müßt ihr wieder hier seyn". Sie finden sich auch zu der bestimmten Zeit wieder ein. Wie sie beim Essen sitzen, läßt sich ein Vogel hören; der jüngste eilt

hinaus um zu horchen. Wie er wieder da ist, fragt der Vater einen jeden nach seiner Kunst. Der älteste hat das Stehlen gelernt und ist ein Meisterdieb geworden. Der zweite das Schiffbauen. Der dritte das Bogenschießen. Der vierte kennt die Kräuter, die einen Todten wieder lebendig machen. Der fünfte endlich versteht die Vogelsprache. "Wohlan, spricht der Vater, was hat der Vogel draußen gesagt?" "Er hat gesagt, daß dem König seine Tochter von einem Ungeheuer geraubt ist, das sie auf eine Felsenspitze gesetzt hat. Wer sie zurück bringt erhält sie zur Frau". "Nun sind wir geborgene Leute"! rufen die Brüder. Der zweite baut ein Schiff, darauf fahren sie zu dem Felsen. Das Ungeheuer schläft und hat den Kopf auf dem Schoos der Jungfrau liegen; sie machen ihr ein Zeichen, still und ruhig zu seyn. Dann wird ein großer Stein unter den Kopf des Schlafenden gelegt und die Jungfrau unter ihm weggenommen (*). Darauf fahren sie mit ihr fort, aber das Ungethüm erwacht und fliegt ihnen in einer Wolke nach; da nimmt der dritte Bruder, der Schütz, seinen Bogen und schießt ihm einen Pfeil durch die Augen. Die Jungfrau ist vor Schrecken todt niedergefallen, der vierte Bruder aber rettet sie, indem er ein Kraut sucht und es ihr in den Mund steckt, wovon sie wieder lebendig wird. Der König in großer Freude weiß doch nicht, wem er von den fünf Brüdern die Jungfrau geben soll, da jeder gleichen Anspruch darauf hat. Endlich verlangt sie der Vater für sich selbst, weil es seine Söhne wären, die er hätte die Künste lernen lassen, und der König spricht sie ihm auch zu.

(*) Dies müßte der älteste, der Dieb, thun, der auch sonst seine Kunst nicht anwenden könnte; es wird aber nicht ausdrücklich gesagt.

V. 8. (48.) Nennillo und Nennella.

Ein Mann hat zwei Kinder von seiner ersten Frau, Nennillo und Nennella, die er sehr liebt, aber die Stiefmutter ist ein böses Weib, die den Kindern nicht satt zu essen gibt und sie so quält, daß der unglückliche Vater auf ihr Antreiben endlich sie hinaus in den Wald führt, ihnen ein Stück Brot gibt und sie mit den Worten verläßt: "wann ihr heim wollt, so folgt dem Weg von Asche, den ich gestreut habe". Die Kinder finden sich auch wirklich zurecht und kommen spät zu Hause an. Die Stiefmutter schreit und tobt und der Vater führt sie abermals in den Wald, und sagt ihnen, wenn sie zurück wollten, sollten sie den Weg von Kleie suchen, den er gestreut habe. Allein die Kleie wird verwehrt und sie verirren sich, und laufen ein paar Tage im Walde herum, essen Eicheln und Kastanien. Doch Gott will sie erhalten; ein König jagt in dem Wald, Nennillo wie er das Gebell der Hunde hört, flüchtet sich in einen hohlen Baum, Nennilla aber entflieht und kommt ans Meer, wo ein Fischer und seine Frau das arme Kind aufnehmen. Die Hunde laufen zu dem Baum und schlagen an, der König findet den schönen Knaben und nimmt ihn mit sich; als er groß ist, wird er ein kunstreicher Messerschmied. Indessen Nennella muß mit ihren Pflegeltern vor Seeräubern flüchten, und mitten auf dem Meer schlägt ihr schwaches Schiffchen um. Nennella wird von einem Zauberfisch verschlungen, in dessen Bauch sie eine ordentliche Haushaltung findet; er schwimmt mit ihr nach einem Felsenufer, wo grade Nennillo steht und Messer schleift. Sie sieht ihn durch den Rachen des Thiers und ruft ihm zu: "ach Bruder, Bruder! die Messer sind geschliffen, die Tafel ist gedeckt, doch ohne dich muß ich in einem Fisch mein Leben beschließen!(*)". Er hört nicht

(*) Frate, mio frate!
li cortielle so ammolate,
le tavole apparecchiate,
ed a mme la vita ncresce,
senza te drinto a sto pesce.

darauf, aber der König sieht den Fisch und hört das wiederholte Rufen: "ach Bruder, Bruder!" Der Fisch kommt heran, legt den Kopf ans Land und Nennella springt in voller Schönheit ans Land. Der König läßt bekannt machen, wer zwei Kinder Nennillo und Nennella in einem Wald verloren habe, solle in dem königlichen Palast erscheinen. Der Vater kommt und erkennt sie mit Freuden, die Stiefmutter wird geholt und gefragt, was der verdiene, der so ein paar schöne Kinder der Todesgefahr aussetze? Sie antwortet: "in ein Faß eingeschlossen, einen Berg herabgewälzt zu werden". Dies selbstgesprochene Urtheil wird vollzogen. Die beiden Geschwister aber versorgt der König.

V. 9. (49.) Die drei Citronen (Le tre cetre).

Ein König hat einen Sohn, den er wie seinen Augapfel liebt, der aber zu seinem Leidwesen nichts von einer Frau hören will. Einmal sitzt er bei Tisch und schneidet sich in den Finger, so daß zwei Tropfen Blut herab in die Milch fallen, die er vor sich hat. Und indem er die schöne Mischung von roth und weiß ansieht, entspringt in ihm der Gedanke, eine Frau zu suchen, die so weiß sey, als die Milch, und so roth, als die beiden Blutstropfen. Er macht sich auf und durchzieht die Welt umsonst, endlich gelangt er auf eine Insel und findet da ein altes Mütterchen, dem er sein Schicksal erzählt und das ihn fortgehen heißt, so werde er sein Glück finden; ein zweites Mütterchen sagt ihm ein gleiches; er kommt zu einem dritten, das auf einem Rad sitzt und allerlei Speisen neben sich hat. Es gibt ihm drei Citronen und dazu ein schönes Messer und heißt ihn heimkehren in sein Reich, in einem Wald werde er einen Brunnen finden, und sagt ihm, was er dann mit den Citronen thun müsse und wie alles kommen werde. Er findet wirklich den Brunnen, da nimmt er das Messer hervor und zerschneidet eine von den Citronen, alsbald erscheint das schönste

Frauenbild und ſpricht: "gib mir zu trinken". Er aber, in ihrem Anſchauen ganz verloren, hört nicht darauf und in demſelben Augenblick verſchwindet ſie auch wieder vor ihm. Mit der zweiten Citrone geht es ebenſo. Bei der dritten endlich reicht er eilig das Waſſer hin und hält nun ein Mädchen von wunderbarer Schönheit, ſo weiß als Milch, ſo roth als Blut, in ſeinen Armen. Er ſagt dann: "ich will heim gehen und Kleider ausſuchen und dich mit Pracht abholen, ſteige einſtweilen auf dieſen Baum, der mit ſeinen Aeſten eine Laube bildet". Indeſſen wird eine gemeine Magd geſchickt, Waſſer in dem Brunnen zu ſchöpfen. Sie erblickt die Fee in dem Waſſerſpiegel, meint es wäre ihr eigenes Bild und in Verwunderung über ihre Schönheit zerbricht ſie ihren Krug und eilt heim. Ihre Frau gibt ihr einen andern Krug, es geht wie das erſtemal. Sie wird tüchtig ausgeſcholten und erhält jetzt einen Schlauch, den ſie füllen ſoll. Wie ſie ſich abermals in ſo großer Schönheit zu erblicken glaubt, nimmt ſie einen Stift aus den Haaren und zerlöchert den Schlauch, daß das Waſſer aus hundert Oeffnungen herausſpringt. Die Fee fängt nun an gewaltig zu lachen. "Ach, du biſt es, ruft die Magd, die mich irr geführt hat, aber was machſt du hier, ſchönes Mädchen?" Die Fee erzählt ihr alles, die Schwarze ſagt, komm, ich will dich kämmen und die Haare zurecht machen, bis dein Bräutigam zurückkehrt". Die Fee willigt ein, und ſteigt herab, aber die ſchändliche ſticht ihr den Stift in die Bruſt. "Taube! Taube!" ruft die Fee, verwandelt ſich in eine Taube und fliegt davon. Der Königsſohn kommt bald darauf, ſeine Braut zu holen, er iſt außer ſich, als er die Schwarze findet; ſie weiß es aber doch dahin zu bringen, daß er ſie für die rechte hält und mit ſich nimmt. Es werden große Zubereitungen zu dem Hochzeitsfeſt gemacht, in der Küche wird geſchlachtet und zugerichtet. Da kommt an das Küchenfenſter eine ſchöne Taube und ſpricht: "Koch in der Küche, was macht der König mit der ſchwarzen Braut?" Der Koch achtet nicht darauf, als ſie aber zum zweiten und drittenmal kommt und fragt; ſo geht er hinauf und ſagt es der Braut. Sie verſteht es wohl und heißt ihn

die Taube schlachten und zubereiten. Der Koch also packt sie und nachdem er sie mit heißem Wasser begossen hat, um sie zu rupfen, schüttet er das Wasser, in dem noch einige Federn sind, hinaus an einen Baum. Nach drei Tagen sproßt da ein Citronenbaum und wächst auf. Der König sieht aus dem Fenster diesen Baum, fragt, wie er dahin gekommen sey und der Koch erzählt ihm den ganzen Hergang. Der König verordnet, daß er wohl solle gepflegt und bei Strafe von niemand verletzt werden. Nach einigen Tagen kommen drei schöne Citronen zum Vorschein, ganz ähnlich denen, welche der König von der Alten erhalten hatte. Er läßt sie pflücken, nimmt sie in sein Gemach, läßt ein großes Gefäß mit Wasser hinstellen und da er das Messer noch hat, so macht er es gerade so, wie bei dem Brunnen im Wald. Bei der dritten Citrone erscheint die rechte Braut, erhält Wasser und bleibt bei ihm und erzählt ihm alles. Die Schwarze wird verbrannt und ihre Asche in den Wind gestreut.

X. 10. (50.) Schluß der Einleitung.

Die Reihe zu erzählen kommt an Zoza. Sie beginnt mit ihrem eigenen Schicksal, gedenkt ihrer natürlichen Melancholie, der Ursache, die sie zum Lachen gebracht, aber noch mehr zu Thränen, der Verwünschung durch eine Alte, ihrer Wallfahrt zu dem Grabe und des verrätherischen Schlafs. Die Schwarze fährt auf und will, daß sie schweigen soll, aber der Königssohn verweist sie zur Ruhe und heißt Zoza fortfahren. Sie erzählt nun den Betrug der Schwarzen und da diese schweigt und überführt ist, befiehlt er, daß sie lebendig solle begraben werden. Worauf er sich mit Zoza vermählt.

Zum Schluß eine Uebersicht der Märchen, die im Pentamerone und in der deutschen Sammlung im Ganzen übereinstimmen.

Italienisch.		Deutsch.
1. Der wilde Mann	Nr.	36. Tischchen deck dich.
2. Der Heidelbeerstrauch		76. Die Nelke.
4. Vardiello		69. Frieder und Catherlieschen.
5. Der Floh		71. Sechse durch die Welt.
		Bruchst. 2. von der Laus.
6. Aschenkätzchen		21. Aschenputtel.
7. Der Kaufmann		60. Die zwei Brüder.
8. Ziegengesicht		3. Marienkind.
9. Die Hirschkuh		60. Die zwei Brüder.
11. Petrosinella		12. Rapunzel.
16. Die Bärin		66. Allerlei-Rauh.
17. Die Taube		56. Der Liebste Roland.
18. Die Küchenmagd		53. Sneewitchen.
19. Zauberkästchen		88. Löweneckerchen.
20. Der Gevatter		61. Das Bürle.
22. Mädchen ohne Hände		31. Mädchen ohne Hände.
25. Käfer, Maus und Grille		104. Die treuen Thiere.
26. Dienstmagd		67. Die zwölf Jäger.
27. Corvetto		126. Ferenand getrü.
28. Der Dummling		71. Sechse durch die Welt.
29. Rosella		56. Der Liebste Roland.
30. Die drei Feen		13. Die drei Männlein.
31. Hahnenstein		104. Die treuen Thiere.
34. Die sieben Speckschwarten		14. Die drei Spinnerinnen.
37. Die zwei Kuchen		24. Frau Holle u. 135. Die weiß und schwarze Braut.
38. Die sieben Tauben		25. Die sieben Raben.
39. Der Rabe		6. Der treue Johannes.
40. Der bestrafte Hochmuth		62. König Drosselbart.

Italienisch.	Deutsch.
43. Pintosmauto . . . . } 44. Der Goldstamm . . . }	88. Löweneckerchen.
45. Sonne und Mond . .	50. Dornröschen.
47. Fünf Söhne	129. Vier Brüder.
48. Nennillo und Nennella .	15. Hänsel und Gretel.

Zuzufügen ist, daß Rosella (Nr. 29.) noch eine theilweise Uebereinstimmung mit den Märchen von den drei Gürteln in der Braunschweig. Sammlung (S. unten) hat, und die drei Thiere (Nr. 33.) einem Märchen bei Musäus entsprechen.

B. Frankreich.

a) Gesta Romanorum.

Dieses Buch wurde um das Jahr 1340. von Berceur aus Poitou, Prior im Kloster St. Eloi zu Paris, geschrieben (*). Es enthält eine Sammlung verschiedenartiger, von allen Seiten herbeigeholter Erzählungen, welchen vermuthlich späterhin noch andere zugesetzt wurden, da jede Handschrift

(*) So schließt man nach der Stelle, die Warton in der Abhandlung vor dem dritten Bande der history of english poetry beigebracht hat. Einen Auszug aus dieser Abhandlung mit eigenen Bemerkungen gab Eschenburg im neuen litterar. Anzeiger 1807. S. 39–45. wo man auch die hierher gehörigen litterar. Nachweisungen findet. Zu vergleichen ist Lessings Leben III. 128–130.

und gedruckte Ausgabe eigene Stücke zu haben pflegt. Auf diese Weise läßt sich auch leicht erklären, wie die deutschen Hundenamen (lat. Ausg. Cap. 142.) hineingekommen sind, nämlich als Zusätze eines deutschen Ueberarbeiters. Es finden sich auch einige Stücke im Geschmack der Märchen, die wahrscheinlich aus mündlicher Ueberlieferung geschöpft sind; dabei ist nur zu bemerken, daß sie leicht der geistlichen Anwendungen wegen, die der Hauptzweck des Buchs sind, könnten verändert oder nur unvollständig aufgefaßt seyn, wie es z. B. gleich in dem ersten der hier ausgezogenen der Fall seyn mag.

1.) Ein Kaiser nimmt einen armen und geringen Mann an seinen Hof, der ihm sechs Dienste zu leisten verspricht. Der erste ist, ihn ein Jahr lang wohl zu bedienen. Er bereitet dem Herrn das Bett, liegt alle Nacht bewaffnet vor seiner Thüre und hat ein Hündlein bei sich, das ihn mit Bellen aufweckt, so oft ihn etwa der Schlaf überwältigt. Der zweite Dienst ist, daß er ein Jahr lang wacht, wenn andere schlafen, und schläft, wenn andere wachen. Der dritte, daß er einen Trank zu beurtheilen versteht. Der Kaiser läßt Essig, Wein und Most in einen Becher mischen und ihm darreichen, er kostet und spricht: "er war gut, ist gut und wird gut!" Nämlich der Most wird gut, der Wein ist gut und der Essig war gut. Zum vierten soll er durch alle Reiche gehen und die Freunde seines Herrn einladen. Er lädt aber alle Feinde ein und sagt: "es ist so besser, denn sie sollen auch seine Freunde werden"; und ehe das Fest anhebt, hat er ihre Herzen umgekehrt. Der fünfte Dienst ist: er soll Feuer ohne Rauch machen. Er legt ausgetrocknetes Holz in die Sonne, das von der Hitze sich entzündet ohne Rauch. Der sechste Dienst besteht darin, daß er denen, welche nach dem gelobten Lande wollen, einen guten Weg zeigt, auf dem sie glücklich hin und herreisen. Er führt alle an das Meer und sagt: "dort sitzt ein Vogel auf einem Felsen und bebrütet sieben Eier mit großer Sorgfalt. So lange er sitzt, ist das Meer ruhig, fliegt er aber weg, so stürmt es so gewaltig,

daß niemand es befahren kann. Er verläßt aber niemals das Nest, wenn nicht ein anderer Vogel, der sein Feind ist, kommt und das Nest besudelt und die Eier verletzt, wornach jener beständig trachtet. Er kann aber abgehalten werden, wenn man das Nest außen und innen mit dem Blute eines Lammes bestreicht". Die Pilger erfüllen diese Bedingung und reisen sicher hin und her. Der Kaiser belohnt nun den treuen Diener. Gesta Romanor. lat. Ausg. 1489. Fol. Cap. 17. Deutsche Ausgabe gleichfalls von 1489. Fol. Cap. 48. (wo er aber nur fünf Dienste leistet, dagegen in der lat. Ausg. Venedig 1506. in 8. wieder sechs).

2) Ein Märchen, das mit dem Eingang von dem Teufel mit den drei goldenen Haaren (Nr. 29.) übereinstimmt, aber auch als Sage vom Kaiser Heinrich vorkommt (Deutsche Sagen II. Nr. 480). Lat. Ausg. Cap. 20. Deutsche Ausg. Cap. 44.

3) Ein Missethäter wird ergriffen und soll begnadigt werden, wenn er drei Wahrheiten sagt, die niemand bestreiten kann. Er sagt hierauf erstens: "ich bin mein Lebtag ein böser Mensch gewesen". Zweitens: "es gefällt mir nicht, daß ich auf diesem Weg hierher gekommen bin". Drittens: "wenn ich mich diesmal losmache, so werde ich freiwillig nicht wiederkommen". Worauf er dann Gnade erhält. Lat. Ausg. C. 68. Deutsche Cap. 45. In Roberts Alterthümern aus Cambridge wird eine ähnliche Volkssage erzählt. Artus verirrt sich auf der Jagd und geräth in eine Höhle, in der ein Riesenweib mit ihrem Sohn und Tochter haust. Mutter und Sohn wollen ihn tödten, aber die Tochter bewirkt so viel, daß die Alte einwilligt, ihm das Leben zu schenken, wenn er im Stand seyn werde, den nächsten Morgen drei Wahrheiten zu sagen. Artus wird wohl unterhalten, der Riesen-Jüngling spielt ihm auf der Harfe. Als er sich zur Ruhe begeben hat, legt dieser eine so schwere Ochsenhaut über ihn, daß er sich nicht bewegen kann. Am folgenden Morgen sagt Artus die drei Wahrheiten, erstlich zum Sohn: "ihr seyd der beste Harfenspieler, den ich je gehört". "Das ist

wahr" sagt die Alte. Zu ihr selbst: "ihr seyd die abscheulichste Hexe, die ich je gesehen". "Ist wieder wahr". Zum dritten: "wenn ich einmal weg wäre, so würde ich nie wiederkommen". Das wird auch anerkannt und Artus frei gelassen.

4) Der König will seine Tochter dem zur Gemahlin geben, der sie im Wettlauf besiegt: wer aber unterliegt, dem wird der Kopf abgeschlagen. Ein armer Jüngling unternimmt das Wagestück. Er wirft ihr zuerst einen Kranz von Rosen auf die Bahn, sie hebt ihn auf und während sie ihn auf den Kopf setzt, kommt er vor sie. Da schleudert sie den Kranz weg und überläuft ihren Gegner. Zum zweitenmal wirft er einen goldenen Gürtel hin, sie nimmt ihn auf und gürtet sich damit, als sie aber sieht, daß sie zurückbleibt, reißt sie ihn in drei Stücke, lauft dem Jüngling wieder vor, schlägt ihm ins Gesicht und spricht: "du armseliger, sollst mich nimmermehr zur Gemahlin haben!" Da wirft er zum drittenmal einen Beutel hin, in welchem ein vergoldeter Apfel steckt, worauf geschrieben steht: "wer mit mir spielt der wird des Spiels niemals müde". Sie fängt darauf an, mit dem Apfel zu spielen, der Jüngling erreicht vor ihr das Ziel und sie wird ihm vermählt. Lat. Ausg. Cap. 60. Deutsche Cap. 63. (Man erinnert sich hier von selbst an die Sage von der Atalanta).

5) Die beiden Aerzte. Lat. Ausg. Cap. 76. Deutsche Cap. 37. S. die Anmerkung zu dem deutschen Märchen Nr. 118.

6) Wer der Faulste ist, soll das Reich haben. Lat. A. Cap. 91. Deutsche A. Cap. 3. S. Anmerk. zu dem deutschen Märchen Nr. 151.

7) Zwei Schlangen, eine männliche und weibliche, an welche das Leben des Königs und der Königin gebunden ist. Lat. Ausg. 92.

8) Schwank von den drei hungrigen, die nur ein Brot finden

und ausmachen, daß es derjenige erhalten solle, der den besten Traum haben würde. Während die beiden andern schlafen, ißt der dritte das Brot und macht nachher einen Traum dazu. Lat. Ausg. 106.

9) Ein stolzer und übermüthiger Ritter fällt mit seinem Pferd in eine Thiergrube, nach und nach fällt noch ein Löwe, ein Affe und eine Schlange hinein. Ein armer Holzhacker kommt vorbei und zieht erst die Thiere nach einander heraus, zuletzt auch den Mann mit dem Pferd. Dieser verspricht große Belohnungen, wie aber hernach der Arme kommt, mißhandelt er ihn und schlägt ihn. Nach einiger Zeit arbeitet dieser wieder im Wald; da treibt ihm der Löwe reich beladene Esel ins Haus. Der Arme aber läßt bekannt machen, ob jemand diese Schätze verloren habe? es meldet sich einer und nimmt sie zu sich. Ein andermal will er Holz hauen, da er aber keine Axt hat, so nagt und reißt ihm der Affe eine ganze Ladung ab. Zum dritten reicht ihm die Schlange aus ihrem Mund einen dreifarbigen Stein: schwarz, weiß und roth, und das ist ein Glücksstein. Der König will ihn kaufen, muß aber so viel dafür geben, als er werth ist, sonst kommt er von selbst wieder zu dem Verkäufer zurück. Bei der Gelegenheit erzählt der Arme, wie der übermüthige Ritter, der ein Diener des Königs ist, ihn für den geleisteten Beistand belohnt hat; zur Strafe wird dieser an den Galgen gehängt, und der Arme erhält seine Stelle. Lat. A. Cap. 119. deutsche Cap. 76. Vgl. das deutsche Märchen Nr. 104.

10) Das Märchen vom Fortunat. Lat. Cap. 120. D. 8. Vgl. das deutsche Märchen Nr. 122.

11) Schlange bringt Glück, aber als sie aus Habsucht getödtet wird, verschwindet es wieder. Lat. Cap. 111. D. Cap. 88. S. Anmerkung zum Märchen von der Unke Nr. 105.

12) Einer kommt halb geritten, halb gegangen, bringt seinen ärgsten Feind, seinen größten Freund und Spielmann mit.

(Lat. Ausg. Cap. 124. Deutsche Cap. 24.) S. Anm zu dem deutschen Märchen von der klugen Bauerntochter Nr. 94. S. 176.

13) Ein König strebt nach dem Landgut eines Ritters. Er sagt zu ihm: "bringst du mir nicht ein schwarzes Pferd, einen schwarzen Hund, einen schwarzen Falken und ein schwarzes Horn innerhalb acht Tagen, so verlierst du dein Land". Traurig geht der Ritter in einen Wald da sitzt ein Greis, mit einem Stab in der Hand, den er ihm darreicht mit den Worten: "gehe damit gerad aus, so wirst du zu einem schwarzen Schloß kommen, dort verlange im Namen dessen, dem dieser Stab gehört, ein schwarzes Pferd, einen schwarzen Hund, einen schwarzen Falken und ein schwarzes Horn. Wenn du alles hast, so hüte dich aber das Pferd zu besteigen, das Horn zu blasen, laß auch nicht den Hund jagen oder den Falken steigen; ob sie dich gleich dazu aufmuntern werden. Bringe dann alles deinem Herrn, mir aber den Stab zurück". Nach drei Tagen erblickt der Ritter das Schloß, alles trifft ein. Der König freut sich, wie er das verlangte hat, indem hört er die Hunde anschlagen. Die Diener sagen ihm, ein Hirsch zeige sich. Da besteigt der König das schwarze Pferd, ruft den schwarzen Hund, nimmt den schwarzen Falken auf die Hand und hängt das schwarze Horn um den Hals und wie er den Hirsch erblickt, bläst er auf dem Horn und treibt mit dem Pferd auf ihn zu. Der Hirsch aber jagt gerade in den Abgrund hinein und der König ihm nach, und ist niemals wieder gesehen worden. (Aus einer lat. Wiener Handschr. der Gesta R. Cod. nniv. Nro. 172. fol. 248. und in der deutschen Ausgabe Cap. 34.)

14) Ein König hat eine schöne Tochter, die will nur den heirathen, der drei Aufgaben lösen kann. Viele melden sich, aber sie vermögen es nicht. Da kommt auch ein Ritter nur mit einem Diener und einem kranken Pferd. Zuerst soll er sagen, wie viel Füße in die Länge und Breite die vier Elemente haben. Der Ritter heißt seinen Diener sich niederle-

gen, mißt ihn von Kopf bis zu Fuß und antwortet dann: sieben Fuß in die Länge, einen halben Fuß in die Breite haben die vier Elemente, die sämmtlich im Menschen vereinigt sind. Zum zweiten soll er den Nord- (? West-) Wind in Ostwind umwandeln. Er streut seinem Pferd ein Pulver in die Nüstern, wovon es gesund wird, richtet ihm dann seinen schnaubenden Kopf nach Osten und sagt: "die Luft ist verändert nach Osten, denn das Leben des Thiers besteht im Athem". Zum dritten soll er glühende Kohlen, ohne sich zu brennen, in seiner Brust tragen. Dies vollbringt er und kann es, weil er einen Stein bei sich trägt, der die Kraft hat, gegen jede Einwirkung des Wassers und Feuers zu schützen. Worauf er die Königstochter erhält. (Wiener Hs. fol. 249. in den beiden benutzten gedruckten Ausgaben findet sich diese Erzählung nicht.) In ähnlicher Weise ist das deutsche Märchen Nr. 152. gefaßt.

b) Carl Perrault.

Die Gesta Romanorum sind bald ausnahmsweise, vorzüglich ihres Alters wegen, angeführt, die eigentlichen Märchensammlungen fangen in Frankreich erst ganz zu Ende des 17ten Jahrh. also nach den italienischen an, um welche Zeit eine große Neigung dafür sich zeigt (*). Wir übergehen die gewöhnliche Meinung, wornach man die anerkannte dunkele Entstehung dieser Dichtungen als eine Folge der Bekanntschaft mit den arabischen Erzählungen ansieht, wobei denn noch Erinnerungen aus den Gedichten der Trouvers und Troubadours sollen mitgewirkt haben (**). Man braucht nicht einzuwenden,

(*) Deren Graf Caylus in der Vorrede zu der Erzählung Cadichon (Cabinet des Fées XXV. p. 409.) ausdrücklich Erwähnung thut.

(**) Bouterweck Gesch. der Poesie IV. 244.

daß Gallands Ueberſetzung der Tauſend und einen Nacht erſt (1704.) nach Perraults Tod erſchien, die Verwandſchaft der franzöſiſchen Märchen mit den italieniſchen und deutſchen und zugleich die ſichtliche Unabhängigkeit davon, beweiſt unwiderlegbar, was auch ſchon aus ihrem Geiſt folgt, daß ihr Inhalt aus mündlicher Ueberlieferung iſt genommen worden. Hierzu kommt zufällig ein äußerer Beweis: Scarron (geb. 1610. geſt. 1660.) gedenkt ſchon ein halbes Jahrhundert vor Perrault (geb. 1633. geſt. 1703.) in dem romant comique (Paris 1651. p. 78.) der Peau d'Ane. Perrault hat die Märchen rein aufgefaßt, und Kleinigkeiten abgerechnet, nichts zugeſetzt: der Styl iſt einfach und natürlich und, ſo weit es die damals ſchon glatte und abgerundete Schriftſprache zuließ, iſt auch der Kinderton getroffen. Einzelne, gute Redensarten ſind wohl beibehalten z. B. ſie gieng: tant que la terre put la porter, er kommt: de douze mille lieues de la, oder: je vais manger ma viande: ich will eſſen; und ganz gewiß noch aus mündlicher Ueberlieferung rührt im Blaubart Frage und Antwort: "Anne, ma soeur Anne, ne vois tu rien venir?" — "Je ne vois rien, que le soleil, qui poudroie, et l'herbe, qui verdoie". Dieſen Vorzügen verdankt ohne Zweifel das Buch ſeine Fortdauer bis in unſere Zeit.

1) Die weiſen Frauen (Les fées). Im Pentam. Nr. 30. und 37. im Deutſchen Nr. 13. und 24. Das franz. iſt das dürftigſte.

2) Die ſchlafende Schöne im Walde (La belle au bois dormant.). Pentam. Nr. 45. Sonne und Mond. Deutſch: Dornröschen Nr. 50.

3) Blaubart (La barbe bleue). Im deutſchen Nr. 46. Fitchers Vogel, doch ziemlich abweichend; im ital. iſt nichts ähnliches.

4) Rothkäppchen (Le petit chaperon rouge). Deutſch Nr. 26.

5) Der gestiefelte Kater (Le chat botté). Pentam. Gagliuso Nr. 14.

6) Aschenputtel (Cendrillon). Flacher, als das ital. Nr. 6. und das deutsche Nr. 21. Wie bedeutend ist der Zug, der im franz. ganz fehlt, daß die bösen Schwestern den Königssohn einen Augenblick täuschen, indem sie sich die Füße gewaltsam verkürzen, um Schuhe tragen zu können, aber von den Tauben verrathen werden.

7) Riquet mit dem Schopf (à la houpe). Könnte am ersten als eine bloße Erfindung gelten. Es hat weiter keinen Inhalt, als daß ein häßlicher, aber geistreicher Mann einem Mädchen Geist mittheilen kann und ein schön's, aber dummes Mädchen einem mißgeschaffenen Mann Schönheit, wenn sie einander lieben. Auch findet man hier schon witzige, epigrammatische Wendungen und einen feingeschnitzten Dialog. Im ital. und deutschen auch nichts ähnliches.

8) Der kleine Däumling (Le petit poucet). Großentheils das deutsche Märchen von Hänsel Nr. 15. Im Pentam. Nr. 48. Der Däumling selbst ist hier nicht so eigenthümlich, wie in den beiden deutschen Märchen (Nr. 37. und 45.)

Diese acht Stücke gab Perrault zuerst, Paris 1697. in 12. heraus unter dem alten, von einem Fabliau entlehnten, Titel: contes de ma mère l'oye, und einem zweiten: histoires ou contes du temps passé. In den folgenden kamen noch drei hinzu (*).

(*) In einigen Ausgaben noch ein viertes, nämlich Griselde, gleichfalls in Versen; in der prächtigen Pariser 1782. in 12. und in dem Cabinet des Fées T. I. sind daher zwölf Stücke: allein es ist kein Märchen, sondern eine bekannte Novelle aus dem Boccaz, und wird daher in andern Ausgaben mit Recht ausgelassen.

9) Eſelshaut (Peau d'Ane). Pentam. die Bärin (Nr. 16.) im deutſchen: Allerlei-Rauh (Nr. 65.).

10) Die kluge Königstochter (l'adroite princesse). Im Pentam. Sapia Liccarda Nr. 24.

11) Die lächerlichen Wünſche (Les souhaits ridicules). In Verſen, enthält den letzten Theil des deutſchen Märchens von dem Armen und Reichen Nr. 87.

c) Gräfin Aulnoy.

Die auch durch andere Arbeiten bekannte Gräfin Aulnoy (geb. 1650. geſt. 1705.) lebte zugleich mit Perrault. Sie muß ihre Märchen, wenigſtens einen Theil derſelben, nach der Erſcheinung der ſeinigen, mithin in ihren ſpätern Jahren, geſchrieben haben, da ſie in dem einen: la chatte blanche (Nr. 19.) Peau d'Ane, die belle au bois dormant und chat botté anführt, unter den beiden letztern aber ganz gewiß Perraults Märchen meint. Nachgeahmt indeſſen hat ſie ihn nicht: ihre Sammlung iſt beides ſchlechter und beſſer. Schlechter inſofern, als darin die Ueberlieferungen weniger treu beibehalten und Zuſätze, Erweiterungen, Verſe, moraliſche Betrachtungen eingemiſcht ſind; überhaupt der Stoff willkührlicher behandelt iſt. Ueberlieferungen aber liegen einem großen Theil dieſer Märchen ſo gut zu Grund, als bei Perrault und die andern rein erfundenen unterſcheiden ſich durch Mangel an Gehalt leicht davon. Ein recht merkwürdiger Beweis iſt eins der ſchönſten: der blaue Vogel, indem es ſich in den Gedichten der Marie de France, die ſchon im Anfang des 13. Jahrh. lebte, unverkennbar wieder findet; es iſt der Lai von Ywenec (I. 272 - 313.), eine galliſche Sage, die mithin bis zum 18ten Jahrh. auf franzöſiſchem Boden fortgedauert hat. Nur die drei letzten (Nr. 22. 23. 24.) ſind aus dem durch eine franzöſiſche Ueberſetzung eingeführten Straparola genommen; man ſieht

leicht, daß sie verändert sind und aus welchem Grunde. — Die Manier der Aulnoy kann man nicht ungeschickt nennen, im Gegentheil, es zeigt sich eine gewandte, schon geübte Hand; manches ist liebenswürdig erzählt und manches naiv und kindlich ausgedrückt, dennoch konnten diese Märchen nicht allgemein Eingang finden, weil sie nur für Kinder des höheren Standes, zu welchem die Verfasserin gehörte, paßten. Es ist zu viel Zier und Kostbarkeit, auch wohl französische Sentimentalität darin, man fühlt das überfeine und vornehme Element aus dem Zeitalter Ludwig des Vierzehnten, dagegen fehlt etwas natürliches und frisches, oder das einfache und, wenn man den Ausdruck nicht mißdeuten will, das bürgerliche, das neben allen Wundern in den ächten Märchen immer durchscheint. Dagegen besser als die von Perrault sind sie insoweit, als ihnen nicht selten eine an sich reichere und schönere Ueberlieferung zu Grund liegt; auch ist man geneigt, zumal wenn man sie nur einmal liest, die künstlichere Verflechtung der Begebenheiten, die Abrundung und die öfters mit Gewandheit ausgeführte Ueberarbeitung zu einem kleinen Roman, als einen Vorzug gelten zu lassen. Käme es in der Poesie nur auf eine sogenannte ästhetische Verschönerung an, so würde man nicht begreifen, warum die Märchen von Perrault bei geringerm Reiz den Vorzug behalten haben. Wir zählen sie einzeln auf (*) und merken ihre Verwandschaft mit andern an; ein Auszug wäre bei dem oft abgedruckten Buch überflüßig.

1) Gracieuse und Percinet. Gleicht dem ital. Märchen im Pentam. Nr, 44. Offenbar zugedichtet ist der Feenpalast des Percinet.

2) Die Schöne mit dem Goldhaar (La belle aux cheveux d'or). Im Pentam. Corvetto (Nr. 27.) im deut-

(*) Nach der Ausgabe im Cabinet des Fées, Paris 1785. T. II.

schen Ferenand getrü (Nr. 126.). Der Schimmel, der dort Rath schafft, ist hier das Hündchen Cabriolle. Zierlich und ziemlich rein von Zusätzen.

3) Der blaue Vogel (L'oiseu bleu). Offenbar im Zusammenhang damit, wie schon vorhin bemerkt, ist der Lai von Ywenec aus dem 12ten Jahrhundert. Das deutsche Löweneckerchen Nr. 88. doch erst von da an, wo der Königssohn, in eine Taube verwandelt, fortfliegen muß.

4) Der Kobold (Le prince lutin). Hat einen guten Grund. Der Prinz rettet eine Schlange, ohne zu wissen, daß eine Fee darunter verborgen ist; diese verleiht ihm aus Dankbarkeit alle Eigenschaften eines Kobolds. Unter andern gibt sie ihm auch ein rothes Käppchen (Nebelkappe), womit er sich unsichtbar machen kann.

5) Printaniere. Größtentheils Erfindung. Einige Züge sind aber ächt, z. B. die Königstochter die zwanzig Jahre verborgen leben soll, schaut kurz vor dem Ziel durch eine Oeffnung, die so klein ist, daß kaum eine Nadel hindurch kann und wird nun unglücklich. Schön ist auch die Art, wie sich die Bäume in der Noth hülfreich beweisen.

6) Rosette. Im deutschen das Märchen von der weißen und schwarzen Braut Nr. 135. doch sehr abweichend. Eigenthümlich aber schön ist der Zug, daß die rechte Braut in ihrem Bett schlafend ins Meer geworfen wird, zum Glück aber nicht untergehen kann, weil es mit Wunderfedern gefüllt ist; doch bedeutender ist das deutsche gewiß, wo der Geist als ein Vogel wieder aus dem Wasser aufsteigt.

7) Der goldene Ast (Le rameau d'or). Wenig gutes und sonst viel Feen- und Schäferwesen, nach der Mode jener Zeit.

8) Der Orangenbaum und die Biene (l'oranger et l'abeille). Der erste Theil, der Aufenthalt bei dem wilden Mann und die heimliche Liebschaft, ist modern ausgesponnen;

von da an aber, wo die beiden zusammen entfliehen wollen, ist das Märchen ächt und schön, und offenbar mit dem deutschen vom liebsten Roland (Nr. 56.) und den beiden Königskindern (Nr. 113.) verwandt. Unter den Verwandelungen auf der Flucht ist die letzte eigenthümlich und passend: das Mädchen verwandelt den Liebsten in einen Orangenbaum, sich selbst in eine Biene, von welcher die nachsetzende Hexe so lange gestochen wird, bis sie blutend fortgeht.

9) Die gute, kleine Maus (La bone, petite souris). In der Art, womit die Maus zuthätig ist und den bösen König quält, hat das sonst eigenthümliche Märchen doch Aehnlichkeit mit Nr. 25. im Pentamerone und dem deutschen Nr. 104.

10) Der Widder (*) (Le mouton). Eigentlich liegt doch die Sage von Amor und Psyche zu Grund, wie sehr auch das Ganze sich geändert hat. Aehnliche deutsche Märchen sind in der Anmerk. zu Nr. 88. angemerkt.

11) Finette Cendron. Erst das Märchen von verstossenen Geschwistern, die hier nicht zwei, sondern drei, und dazu Königskinder sind, im deutschen Nr. 15. im Pentam. Nr. 48. dann aber ist damit auch Aschenputtel verbunden; Pentam. Nr. 6. deutsch Nr. 21. bei Perrault Nr. 6. Eben auch hieraus ergibt sich die Unabhängigkeit beider von einander, da jedes eigenthümlich ist. Schön ist im ersten Theil der Zug, daß die drei Flüchtigen eine Eichel finden, die sie in die Erde stecken, und jeden Morgen und Abend begießen, um sich einmal oben aus dem Bäumchen, wenn es groß geworden, umschauen zu können.

12) Fortuna (Fortunée). Hat nur ächte Einzelheiten und ist im Ganzen ohne Grundlage.

(*) Dies und die zwei folgenden sind eingerückt in die Novelle von Ponce de Leon.

13) Babiole. Völlig erfunden, wie das folgende.

14) Der gelbe Zwerg (Le nain jaune) (*).

15) Die grüne Schlange (Le serpent vert). Verwandt mit den vielfach verschiedenen Märchen von Amor und Psyche. S. Anm. zu Nr. 88.

16) Carpillon. Kein eigentliches Märchen.

17) Der wohlthätige Frosch (La grenouille bien faisante). Werthlose Erfindung.

18) Die Hindin im Wald (La biche au bois). Ein gutes Märchen, das entfernt mit dem deutschen Nr. 11. verwandt ist. Die Königstochter darf vor dem funfzehnten Jahr das Sonnenlicht nicht sehen, kurz vor der Zeit erblickt sie es und wird in eine Hindin verwandelt, und erst indem sie ihr Liebster, ohne sie zu kennen, auf der Jagd verwundet, erhält sie die menschliche Gestalt wieder.

19) Die weiße Katze (La chatte blanche) (**). Ist das deutsche Märchen von den drei Federn Nr. 63. und von dem Kätzchen Nr. 106. verflochten mit dem Rumpelstilzchen (Nr. 55.).

20) Fortunat (Belle-Belle ou le chevalier fortuné). Deusch: Sechse durch die Welt (Nr. 71.), Pentamer. der Dummling (Nr. 28.)

21) Das Taubenpaar (Le pigeon et la colombe). Sehr ausgesponnen und modernisirt. Aecht ist gewiß der Eingang. Die Königstochter wird versteckt und soll nicht aus dem Haus

---

(*) Nr. 14 u. 15. stehen in einer Erzählung: Ferenand de Tolède.

(**) Dies, so wie alle noch folgenden, in einer Erzählung: le gentilhomme bourgeois,

gehen, um dem Riesen nicht in die Hände zu fallen. Wie sie aber ihr geliebtes Schäfchen aus Angst vor dem Wolf schreien hört, vergißt sie die Warnung und lauft heraus. Der Riese steckt sie nun sammt dem Wolf, Lamm und noch einigen Thieren in einen Sack und da er mit einem andern Riesen zu kämpfen hat, wirft er den Sack so lange auf einen Baum. Jetzt schneidet das Mädchen den Sack mit seiner Scheere auf, macht sich frei, nimmt auch ihr Schäfchen und die andern Thiere mit und nur den bösen Wolf läßt es darin stecken.

22) Die Schöne mit dem Stern (La princesse Belle-Etoile). Unmittelbar aus dem Strapp. IV, 3.

23) Prinz Schwein (Le Prince Marcassin). Strapp. II, 1.

24) Der Delphin (Le Dauphin). Strapp. III, 1.

d) Nachahmer.

Die Märchen, welche auf die der Gräfin Aulnoy im Anfang des 18ten Jahrh. in ziemlicher Anzahl folgten, stehen alle viel tiefer und sind fast immer aus leeren Phantasien, ohne Anhalt an eine lebendige Idee, zusammengesponnen. Namentlich was die Gräfin Murat, starb 1716. (Cabinet des fées T. 1.), Gräfin d'Auneuil, starb 1700. (T. V.), Hr. v. Preschac, geb. 1676. (T. V.) unter diesem Namen schrieb, ist ein Gemisch von sogenanntem orientalischen Zauberwesen und modern-schäferlichen Liebesgeschichten ohne wahren Gehalt; die Gestalten darin haben kein Leben, sind ohne Ausdruck und eigene Natur. Nicht viel günstiger ist über die sogenannten Märchen des Grafen Hamilton, geb. um 1656. gest. 1720. (T. XX.) und des Hrn. v. Moncrif, geb. 1687. gest. 1770. (T. XXVI.) zu urtheilen. Von den Erzählungen der Fräulein de la

Force, geb. um 1650. geſt. 1724. (T. VI.), verdient nur die zweite Perſinette einer Erwähnung: es iſt Petroſinella im Pentam. (Nr. 11.), doch nach einer ſehr ſchwachen und unvollſtändigen Ueberlieferung und offenbar nicht aus dem gedruckten Buche entlehnt. Eine Anmerkung zu einer andern Erzählung ſagt überdies ausdrücklich: nur dieſe einzige (l'Enchanteur überſchrieben) ſey aus einem Buche genommen, alles übrige aber eigene Erfindung der Verfaſſerin. — In den Märchen der Fräulein L'heritier, geb. 1667. geſt. 1737. (T. XII.) hat eins, Ricdin-Ricdon, eine ächte Grundlage. In der Einleitung ſtimmt es mit dem deutſchen Märchen von den Spinnerinnen (Nr. 14.) und geht dann über in Nr. 55., doch auch hier iſt die Ueberlieferung mit ſichtbarem Schaden zu einem kleinen Roman vertrieben. — In dem T. V. ſteht noch eine Sammlung mit dem Titel: Les illustres fées, von welcher der Verf. nicht genannt iſt, darin ſind zwei Stücke anzumerken: Blanchebelle, worin ein Anklang iſt von dem deutſchen Märchen: die ſchwarze und weiße Braut (Nr. 135.) und: der Prinz Guerini, unmittelbar aus dem durch eine franzöſiſche Ueberſetzung bekannt gewordenen Straparola (V. 1.). — Die Zaubergeſchichten (Féeries nouvelles) des Grafen Caylus (T. XXIV.), der in der erſten Hälfte des 18ten Jahrh. ſchrieb, ſind für uns leer und werthlos und nur in einer: Tourlou und Rirette, kommt ein Stück von einem Märchen vor, der gelbe Vogel überſchrieben und als eine moraliſche Fabel eingerückt. Es enthält den Eingang von den zwei Brüdern (Nr. 60.): eine Zauberin wird in einen gelben Vogel verwandelt und gefangen. Ein Reicher kauft ihn dem Mann ab, der ihn gefangen hat, und da er auf dem rechten Flügel die Worte geſchrieben findet: "wer meinen Kopf ißt, wird König, wer mein Herz ißt, hat jeden Morgen wenn er erwacht hundert Goldſtücke"; ſo läßt er ſich von der Frau des armen Mannes den Vogel braten. Dieſe gibt aber zufällig Kopf und Herz ihren beiden Knaben zu eſſen, die darauf vor dem Zorn des Getäuſchten entfliehen. Der eine wird ſeines Reichthums wegen ermordet, der andere kommt in ein

Reich, wo man eben über die Wahl eines Königs uneinig ist und auf ein Zeichen wartet. Da sich ihm eine Taube auf den Kopf setzt, so wird er zwar erwählt, doch wegen seiner schlechten Regierung in einem Aufstand ermordet. Es wird daraus die Nutzanwendung gemacht, daß jeder bei seinem Stand bleiben solle, derentwillen aber auch ohne Zweifel diese Entwickelung zugefügt ist. — Eine Sammlung von Märchen (Nouveaux contes de Fées), deren Verfasser nicht bekannt ist, erschien im Jahr 1718. und noch einmal 1731. und wurde, da beide Ausgaben sich selten gemacht hatten, im Cabinet des Fées (T. XXXI.) wieder abgedruckt. Unter den neun Stücken, aus welchen sie besteht, haben nur drei (das 1te, 5te u. 9te) einen haltbaren Grund und mögen aus lebendiger Ueberlieferung herrühren.

1) Der kleine Laubfrosch (La petite grenouille verte). Ein kranker König verlangt nach einem wunderbaren Vogel, sein Sohn zieht deshalb aus und kommt zu einem Brunnen, wo ein Laubfrosch ihm Bescheid sagt. Er gibt ihm ein Sandkorn, und heißt ihn das vor einem Schloß, zu welchem er kommen werde, niederwerfen, davon werde alles was darinnen Leben habe einschlafen; dann solle er eingehen und das schönste Pferd, das im Marstall sey, nehmen und eilig zurückreiten. Da aber der Prinz einen Sattel daneben sieht, so will er den erst auflegen, davon erwacht alles und er bekommt das Pferd nicht. Zum zweiten gibt ihm der Frosch ein Goldkorn, er soll eine schlafende Jungfrau aus dem Schloß holen, aber diese bittet ihn, erst einen Rock anziehen zu dürfen; darüber wacht wieder alles auf. Zum dritten gibt ihm der Frosch ein Diamantkorn, er soll nun den schlafenden Wundervogel sammt dem Zweig, worauf er schläft, mitbringen. Das gelingt und der kranke König wird geheilt. — Sonst ist noch einiges zugesetzt, das aber nicht ächt scheint; das Ganze zeigt Verwandschaft mit dem deutschen Märchen vom goldenen Vogel (Nr. 57.) und ist nur dürftiger.

2) Roth, weiß und schwarz (Incarnat, Blanc et Noir).

Ein König geht im Winter und sieht einen Raben auf den Schnee niederfallen und den weißen Glanz mit seinem Blut bespritzen. Da wünscht er sich eine Frau so weiß als Schnee, so roth als das Blut und so schwarzhaarig, als das Rabengefieder. Eine Stimme ruft ihm zu, weit weg werde er einen Baum finden, davon müsse er drei Aepfel brechen, die er aber nicht eher, als bis er wieder daheim sey, öffnen dürfe. Er macht sich auf, bricht die Aepfel, kann aber auf dem Rückweg der Neugierde nicht widerstehen. Er öffnet einen, da tritt eine Schönheit hervor, die ihn bös anblickt und verschwindet. Er öffnet auch noch den zweiten und hat dieselbe Erscheinung; den dritten hebt er endlich auf und öffnet ihn erst daheim. Da kommt ein Mädchen heraus, so weiß, roth und schwarz, als er es gewünscht hat, mit dem er sich vermählt und glücklich lebt. Einmal, wie er abwesend ist, läßt die alte und böse Schwiegermutter die junge Königin umbringen und ihren Leib in den Schloßgraben werfen. Wie der König wiederkommt, weiß sie es so einzurichten, daß er eine andere für seine Gemahlin hält. Doch ist er traurig und als er eines Tags zum Fenster hinaussieht, erblickt er im Wasser einen wunderbaren Fisch, weiß- roth- und schwarzgefleckt. Er verlangt darnach, aber die Alte läßt ihn fangen und der falschen Königin zubereiten. Darauf erhebt sich vor dem Fenster, ungesät und ungepflanzt, ein Baum mit denselben drei Farben. Die Alte läßt ihn verbrennen, allein aus der Asche steigt ein schönes Schloß von rothen Rubinen, weißen Perlen und schwarzem Schmelz. Niemand kann die Pforte öffnen, als der König, welcher darin die wahre Königin wieder lebendig findet. — Man erkennt das Märchen von den drei Citronen (Nr. 49.) im Pentamerone, nur lückenhafter und geringer, und eben deshalb von dort nicht entlehnt. Im Eingang stimmt es noch genauer mit dem Märchen Nr. 39. im Pentamerone.

3) **Prinz Regenbogen** (Le prince Arc-en-ciel). Hat einige wahre Züge und ist mit dem deutschen Märchen vom

Löweneckerchen (Nr. 88.) und den ital. Nr. 43. 44. im Pentam. zusammen zu halten.

Unter den Märchen, welche Frau von Beaumont (geb. 1711.) in ihr Kinderbuch (Magasin des enfans) eingerückt hat, gehört nur das eine von dem Mädchen und dem Thier (in dem fünften Gespräch) hierher, welches mit dem Löweneckerchen (Nr. 88.) verwandt ist; die übrigen sind moralische, wahrscheinlich von ihr selbst erfundene Fabeln.

C. Spanien.

Hier können wir nur eine allgemeine Stelle aus dem Cervantes bemerken, die gleichwohl über das Daseyn der Märchen keinen Zweifel läßt. — y aquellas (cosas) que à ti te deven parecer profecias, no son sino palabras de consejas, o cuentos de viejas, como aquellos del cavallo sin cabeça, y de la varilla de virtudes, con que se entretienen al fuego las dilatadas noches del invierno. (Colloq. entre Cip. y Berg.). Ein Bruchstück aus einem Riesenmärchen bei Calderon ist in den Anmerkungen zu Nr. 112. bemerkt. Auch scheint eine Stelle in dem Lustspiel: Es ist schlimmer, als es war, (Uebers. von Malsburg I. 335.) aus einem Volksmärchen genommen zu seyn.

D. England, Schottland und Ireland.

Unter den Nachkommen der alten celtischen Bewohner, also unter den Ersen in Ireland, den Galen in Schottland und den später eingewanderten, von den Angelsachsen westlich nach Wales und Cornwales zurückgedrängten, celtischen Kimbern oder Kymern lebt ein großer Reichthum von mündlicher Ueberlieferung. Solche Erzählungen, womit sie sich noch gegenwärtig, vorzüglich in den Winterabenden, unterhalten, heißen Mabinogion, Kindermärchen (*), oder hên Chwedlau,

(*) "Tales for the instruction of Youth", übersetzt sie Davies brittish Druids p. 147. Dagegen Lhuyd (cat. mss. britt. p. 262.) Mabinogi (Sing.), hoc vocabulum quid sibi velit, hodie non constat. Libellus autem sic inscriptus fabulosas quasdam historiolas tradit de optimatibus aliquot Britannis antiquioribus. Quod vidimus exemplar in quatuor partes distributum est. Owen citirt in seinem Wörterbuch diese Mabinogion sehr häufig z. B. v. badiain, wo er daraus eines Kessels gedenkt, in welchem alles, was hineingethan wird, wieder Leben bekommt. Unter dywyn steht eine Sage von Artus aus derselben Quelle. Die neueste Nachricht darüber (von Coxe) im Quarterly Review. 1819. XLI. p. 94. The Welch have their Mabonogion, or "Juvenile amusements" of undoubted authenticity and antiquity. Some of them are extant in manuscript, others live only in the traditions

alte Sagen, hên Ystoriau, alte Geschichten. Irische Sagen hat Keating (history of Ireland) mit oft wörtlicher Benutzung alter metrischer Annalen bekannt gemacht (*); insofern sie sich scheinbar noch an die Geschichte binden, gehören sie nicht völlig hierher, doch ist auch vieles darin schon ganz märchenhaft. Z. B. ein König hat Pferdeohren und jeder der ihm die Haare schneidet muß sterben, damit es immer ein Geheimniß bleibt. Einmal erbarmt sich der König eines jungen Mannes, den das Loos zum Haarschneiden getroffen hatte, und schenkt ihm das Leben, doch muß er ewiges Stillschweigen angeloben. Indessen drückt ihn das Geheimniß so sehr, daß er krank wird und zu seiner Rettung gibt ein Druide den Rath, einem Baum das Verborgene anzuvertrauen. Nun genest zwar der Jüngling, aber unglücklicherweise läßt sich ein Harfner aus dem Holz des Baums eine Harfe machen und diese, wie sie fertig ist, verräth das Geheimniß, indem sie von selbst tönt und sagt: der König hat Pferdeohren! Wobei man natürlich an die ähnliche griechische Sage von Midas und seinem Balbier denkt. — In einer andern Erzählung ist es wieder völlig im Styl des Märchen, daß bei der Geburt eines Kindes Unheil für das Land geweissagt wird und daher die Ritter seinen Tod verlangen, der König sich aber dagegen stellt, und es in einen festen Thurm

---

of the common people. A translation of the former was prepared for the press by Mr. William Owen, to whom Cymric literature is so greatly indebted, but the manuscript unfortunately lost before publication. These tales possess extraordinary singularity and interest, and a complete collection of them in the original language is, as Mr. Southey remarks, a desideratum in British literature.

(*) Sechs Stücke daraus von W. Lindau übersetzt im Morgenblatt 1810. Nr. 237. 242. 248. 261. — 1812. Nr. 78. 104.

setzen läßt, um das Unglück abzuwenden. Indessen entflieht das Mädchen doch und die Weissagung geht in Erfüllung. Merkwürdig ist hier ein gemeinsamer Zug: als die Jungfrau einmal im Winter mit ihrer Pflegemutter aus dem Thurmfenster sieht, schlachtet gerade der Metzger ein Kalb, dessen rothes Blut auf den weißen Schnee fällt, während ein Rabe herzukommt und davon frißt. Bei diesem Anblick ruft sie: "hätte ich einen Liebsten, dessen Haut so weiß wäre, als dieser Schnee, dessen Wangen so roth, als dieses Blut, dessen Haar so schwarz, wie das Gefieder dieses Raben". — Weiter aber findet sich keine nähere Uebereinstimmung zwischen diesem und dem deutschen Märchen (Nr. 53.).

Zwei cornwallisische Mabinogion theilt Ed. Jones (the bardic museum, Lond. 1802. fol. p. 17-30.) mit, welche von dem König Pwyll reden. Dieser tauscht mit einem Freund die Gestalt um dessen Feind zu besiegen und schläft ein Jahr lang in des Freundes Bett, ohne die Frau desselben anzurühren: die Sage von den beiden treuen Freunden, worüber die Anmerkungen zu dem Märchen von den beiden Brüdern (Nr. 60.) nachzusehen sind. In der andern Erzählung kommt vor, wie er durch seine Diener einer wunderschönen Jungfrau, die jeden Tag erscheint, nachsetzen läßt, doch keiner auf dem besten Roß sie einzuholen schnell genug ist. So bald er selbst aber sie anruft, bleibt sie stehen und bekennt ihre Liebe. —

Auch in Lhuyds Archaeologia britannica findet sich ein cornwallisisches Märchen, von dem hier, da es gewissermaßen ein Gegenstück von jenem deutschen ist, worin es dem Hans zu seiner Zufriedenheit immer schlechter geht (Nr. 83.), ein Auszug stehen muß. Ivan sagt zu seiner Frau: "ich will ausgehen und Arbeit suchen, bleib du einstweilen daheim". Er kommt zu einem Landmann, der fragt: "was kannst du für Arbeit?" "Ich kann alle und jede", antwortet er. Sie werden um drei Pfund Jahreslohn einig; wie das Jahr herum ist, sagt der Herr: "höre, ich will dir, statt das Geld zu geben, einen Spruch lehren". Ivan willigt ein, und der Herr sagt: "hüte

dich, den alten Weg zu verlassen, um den neuen zu wählen". Ivan verdingt sich abermals ein Jahr und erhält am Ende statt des Geldes den Spruch zum Lohn: "hüte dich, da zu wohnen, wo ein junges Weib einen alten Mann geheirathet hat". Im dritten Jahr bekommt er den Spruch: "laß dir zwei Streiche geben, eh du einen versetzest". Nun will Ivan nicht länger dienen, sondern heim gehen. Der Herr spricht: "heut geh nicht, mein Weib backt morgen, sie soll dir einen Kuchen backen, den du für deine Frau mitnimmst". In diesen Kuchen verbarg aber der Herr die neun Pfund, die Ivan in den drei Jahren verdient hatte, und als er ihn hinreicht sagt er: "da hast du einen Kuchen deinem Weibe mitzunehmen, und wenn ihr recht vergnügt zusammen seyd, so schneidet ihn an, aber nicht eher". Ivan dankt und wandert fort, unterwegs begegnen ihm drei Freunde, die ihn grüßen und sagen: "komm mit uns, wir wollen dich bewirthen". Sie gehen den neuen Weg, aber Ivan schlägt den alten ein. Wie sie sich ein Stück weg entfernt haben, hört Ivan, daß sie von Räuber angefallen werden, er schreit also: Räuber! Räuber! und verjagt sie damit. Wie Ivan wieder mit ihnen auf dem Marktplatz zusammentrifft, so sagen sie: "wir haben dir Dank, ohne dich wäre es übel ergangen". Sie laden ihn also wieder ein, ihr Gast zu seyn, wie sie aber in die Herberge kommen, und die Wirthin jung ist, so sieht sich Ivan erst nach dem Wirth um, und als er diesen in der Küche findet, alt und schwach, den Bratspieß drehend, so ruft er: "oho, hier bleibe ich nicht!" und nimmt seine Herberge im nächsten Haus. Hier gewahrt er durch ein Astloch, wie die Wirthin mit einem Mönch verabredet, den alten Mann zu morden und die That auf die drei Fremde zu schieben, und wie beide den Mord gleich vollbringen. Ivan hat durch die Oeffnung dem Mönch, der sich an die Wand lehnte, ein ziemliches, rundes Stück aus der Kutte geschnitten. Am andern Morgen fängt die Ehebrecherin ein Geschrei an, ihr Mann sey ermordet und zwar von den Fremden, sonst sey niemand in dem Haus gewesen. Die drei sollen schon gehangen werden, da kommt Ivan, und erzählt, was er gehört

und gesehen und holt zum Wahrzeichen das Stückchen, das er dem Mönch aus der Kutte geschnitten hat, hervor. Das Weib und der Mönch werden gehangen. Jvan geht mit den drei Freunden fort, wo sich der Weg theilt, trennt er sich und geht heim. Es ist schon spät, wie er an sein Haus kommt; er horcht und hört, daß sein Weib zu Bett ist und mit jemand darin spricht. Er greift schon nach dem Dolch, um beide zu tödten, da fällt ihm der dritte Spruch ein: erdulde erst zwei Streiche, ehe du einen austheilst! Er tritt ein, das Weib freut sich, er heißt sie Licht machen. "Ich hörte noch jemand im Bett", sprach er. "Es ist ein schönes Knäblein, das ich dir geboren habe; als du weggingst, war ich drei Monat in Hoffnung". Jvan wird froh und sagt zu seinem Weib, jetzt sind wir vergnügt, da dürfen wir diesen Kuchen aufschneiden. Sie finden das Geld darin und leben fortan so vergnügt, daß nie wieder Hader zwischen sie kommt.

Hier ist auch wohl der schicklichste Platz, der armoricanischen Märchen Erwähnung zu thun, die sich nämlich bei jenem Zweig der celtischen Kimbern finden, welcher bei dem Andrang der Angelsachsen aus Brittannien herüber nach Armorica, in das nachherige Bretagne, sich flüchteten. Sie sind erst vor kurzem durch die französischen Gedichte der Marie de France, (herausgegeben von Roquefort. Paris 1820. 2 Bde.) welche im Anfang des 13ten Jahrh. lebte und dorther einen Theil ihres Stoffs holte, bekannt geworden. Folgende von ihren Lais gehören hierher.

1) Lai von Gugemer (I. 18.). Die Geliebte kann nur das Hemd, das sie gefaltet und dem Liebsten mitgegeben hat, auseinander legen. Der Geliebte kann nur die Knoten, die er am Gürtel geknüpft hat, auflösen. Er hat eine weiße Hirschkuh verwundet, die ihm dafür Unglück wünscht. Ein Auszug schon bei Le Grand d'Aussy Fabliaux III. p. 251.

2) Lai von der Esche. Ein Märchen von der wahren Braut (Nr. 135.).

3) Lai von Biscleavaret. (I. 178.) Märchen von einem Währwolf; wenn er sich in einen Mensch verwandelt, darf niemand zusehen.

4) Lai von Ywenec (I. p. 282.). Der Geliebte kommt in Gestalt eines Vogels in den Thurm zu der Liebsten und und wird von hinterlistig aufgestellten Messern zerschnitten. Sie folgt der Blutspur. — Es ist das Märchen von dem blauen Vogel bei der Gräfin Aulnoy (Nr. 3.).

In dem eigentlichen England und in den schottischen Niederungen, wo die aus der Mischung des angelsächsischen mit dem französischen gebildete Sprache herrscht, mag die Quelle der lebendigen Sage nicht weniger reichhaltig fließen, indem zu der altgalischen hinzukam, was der deutsche Stamm der Angelsachsen einführte, so wie auch von den Dänen manches mag übergegangen seyn. Wahrscheinlich sind die deutschen Märchen im Ganzen auch dort einheimisch, bei einigen, dem Froschkönig (Nr. 1.) und den Machandelbaum (Nr. 47.), ist es aus gelegentlichen von Leyden im Wörterbuch mitgetheilten Bruchstücken nachgewiesen; von dem singenden Knochen (Nr. 28.) gibt es in Schottland ein Lied und der goldene Vogel (Nr. 57.) scheint schon angelsächsisch niedergeschrieben zu seyn. Jamieson hat in den Northern antiquities 1814. p. 397-403. (vgl. dessen popular ballads. I. 217.) ein mit Versen untermischtes Märchen bekannt gemacht, welches in einem bei Musäus sein Gegenstück findet und mit einem dänischen Lied (Kämpe Viser I. 218.) noch näher zusammen zu hangen scheint. Im Shakespeare wird es erwähnt. — Nur ist bisher wenig

aufgefaßt oder mitgetheilt worden (*). In der Litteratur ist dieses Fach mit Ueberſetzungen aus dem franzöſiſchen beſetzt worden. In Gulliver's lilliputian library ſtehen ſechs Märchen, die aber aus der Aulnoy genommen ſind. — Die gegenwärtig das Bedürfniß verſorgende und daher oft aufgelegte Sammlung von Benjam. Tabart (**) iſt eine leichte Arbeit, die meiſt aus franzöſ. Ueberſetzungen nach Perrault, der Gräfin Aulnoy, der Frau v. Beaumont, der 1001 Nacht beſteht; auch ſind andere bekannte Erzählungen wie von dem engl. Räuber Robin Hood, von welchem es auch Volkslieder gibt, eingerückt. Eigenthümlicher und ächt engliſcher Märchen finden ſich nur drei darin, die indeſſen auch gut und merkwürdig ſind und daher eine nähere Anzeige verdienen. 1) Hans der Rieſentödter (Jack the giant killer III. 1 - 57.).

(*) Es wäre möglich, daß folgende Werke, die wir uns nicht haben verſchaffen können, keine bloße Ueberſetzungen, ſondern etwas eigenes enthielten; wahrſcheinlich iſt es aber nicht. A new collection of fairy tales. 1750. 2 Voll. in 12. — Queen Mab, a collection of entertaining tales of the fairies 1770. in 12. — The pleasing companion, a collection of fairy tales. 1788. — Fairy tales, selected from the best authors. 1788. 2 Voll. — Nur Gedichte und Balladen enthalten die Tales of Wonder by Lewis.

(**) Vor uns liegt: Tabarts collection of popular stories for the Nursery. Newly translated and revised from the french, italian and oldenglish writers. Lond. 1809. 4 Voll. in 12. Eine neue Auflage hat den Titel: Fairy tales, or the Lilliputian Cabinet, containing twently-four choice pieces of fancy and fiction, collected by Benjamin Tabart. Lond. 1818. Eine ausführliche und leſenswerthe Recenſion (von Francis Cohen) in Quarterly Review 1819. Nr. XLI. p. 91 - 118.

Hans ist der Sohn eines Landmanns in Cornwallis und weiß durch List die Riesen, die in England sind, zu besiegen. Der erste ist Cormoran. Hans gräbt in des Riesen Weg eine tiefe Grube und bedeckt sie mit Reisern und Stroh. Dann bläßt er sein Hörnchen, der Riese, in seiner Ruh gestört, kommt heran, fällt in die Grube und wird getödtet. Hans erhält nun von der Obrigkeit zur Belohnung ein Schwert und einen Gürtel, worauf mit goldenen Buchstaben gestickt ist:

Dies ist der tapfere cornische Mann,
Der schlug den Riesen Cormoran.

In diesen Gürtel wird er darnach von einem andern Riesen Blunderborn erkannt, der ihn schlafend findet und in sein Waldschloß trägt. Dort schließt er ihn ein und geht einen andern Riesen, seinen Bruder, zu holen. Hans sieht aus seinem Fenster beide zurückkommen und da es gerade über dem Thore ist, so wirft er einem jeden beim Eintritt eine Schlinge um den Hals und erdrosselt sie. In dem Schloß findet Hans drei Frauen, lebend an ihren Haaren aufgehängt, weil sie nicht von dem Fleisch ihrer ermordeten Männer essen wollten. Er macht sie los und schenkt ihnen für ihre Leiden das ganze Schloß. Der dritte Riese stellt sich freundlich und verbirgt seine Bosheit. Hans kehrt als ein Wanderer bei ihm ein und bittet um ein Nachtlager; er kann aber nicht schlafen und hört neben im Gemach den Riesen auf und abschreiten und mit sich sprechen: "der daneben schläft, soll das Tageslicht nicht wieder erblicken: meine Keule soll dir das Gehirn einschlagen!" "Pfeifst du aus dem Ton, sagt Hans, aber wart, wir wollen sehen, wer der klügste ist!" springt auf und legt ein großes Scheit Holz an seinen Platz ins Bett und versteckt sich in eine Ecke des Zimmers. Um Mitternacht kommt der Riese, thut ein paar gewaltige Schläge aufs Bett und geht wieder heim. Am Morgen als Hans, den der Riese zerschmettert glaubt, ganz heil und gesund zu ihm tritt, erschrickt er und sagt: "ei, seyd ihrs, nun wie habt ihr geschlafen, habt ihr etwas gesehen oder gehört?" "Nichts der Rede werth, eine unruhige

Ratte, glaub ich, gab mir drei oder vier Schläge mit ihrem Schwanz, ich schlief aber gleich wieder ein". Der Riese, ganz verwirrt, läßt eine große Schüssel mit Pudding zum Frühstück bringen. Hans denkt, der Riese soll doch nicht sehen, daß ich nicht so, wie er, essen kann und steckt die Bissen heimlich in einen ledernen Sack, so daß der Riese nicht anders meint, als er schlucke sie hinunter. Nach dem Essen sagt er zu dem Riesen: "jetzt will ich euch ein Kunststück zeigen, ich heile alle Wunden in einem Augenblick; ich könnte mir, wenn ich Lust hätte, den Kopf abschneiden und ohne Schaden wieder aufsetzen". Damit schneidet er sich den ledernen Sack an seinem Leib auf, (als schnitte er den Magen auf) und läßt den Pudding auf die Erde rollen. Der Riese beschämt will ihm das nachthun und sticht sich das Messer in den Leib, so daß er gleich todt hinfällt. Hans begibt sich jetzt in den Dienst eines Königssohns, der so großmüthig ist, daß er alles weggibt. Als er seinen letzten Pfennig einem alten Weib gereicht hat, weiß er nicht, wo er die Nacht zubringen soll. "Seyd ohne Sorge, spricht Hans, zwei Meilen von hier wohnt ein Riese, der hat drei Köpfe und will mit funfzehnhundert gewaffneten Männern es aufnehmen und sie in die Flucht schlagen". "Ach, antwortet der Prinz, wir werden kaum einen von seinen hohlen Zähnen ausfüllen". "Herr, laßt mich gewähren", spricht Hans. Hans reitet in aller Eile zu dem Riesen: "lieber Oehm, redet er ihn an, der Königssohn kommt mit zweitausend bewaffneten Männern, die wollen dich tödten und dir deine Burg zerstören". "Lieber Vetter, antwortet der Ungeschlachte, ich habe ein Gewölbe unter der Erde, dahin verschließ mich, und bewahr den Schlüssel, bis der Königssohn vorbei ist". Hans läßt sich das nicht zweimal sagen, nachdem der Riese verschlossen ist, holt er den Prinzen in das Schloß und beide thun sich gütlich. Den nächsten Morgen gibt erst Hans dem Prinzen noch Gold und Silber, begleitet ihn drei Meilen und reitet dann zurück, seinen Oehm wieder aus dem Gewölbe zu befreien. Dieser will ihm den geleisteten Dienst lohnen, Jack verlangt dafür einen Mantel, der unsichtbar macht, eine Kappe, welche

Weisheit verleiht, ein Schwert, das alles zerschneidet, und ein paar Schuhe von großer Schnelligkeit, womit Hans bald seinen Herrn wieder eingeholt hat. Sie kommen am Abend zu einer schönen Jungfrau, welche sie wohl empfängt und bewirthet, die aber in der Gewalt eines Zauberers steht. Nach dem Essen nimmt sie ein Tuch, wischt sich den Mund und spricht: „Herr, ihr müßt euch dem Gesetze des Hauses fügen, morgen früh müßt ihr mir sagen können, wem ich dieses Tuch gebe, oder ihr müßt den Kopf verlieren". Hans setzt seine Weisheitskappe auf und erfährt, daß die Jungfrau durch die Kraft der Zauberei gezwungen wird, jede Nacht mit einem bösen Zauberer im Walde zusammen zu treffen. Alsbald hängt er seinen Mantel der Unsichtbarkeit um und eilt auf den Schuhen der Schnelligkeit fort, so daß er früher, als die Frau im Walde ist. Wie sie kommt, reicht sie dem Zauberer das Tuch, aber Hans haut mit seinem Schwert, dem nichts widersteht, ihm alsbald das Haupt ab, wodurch der Zauber vernichtet und die schöne Jungfrau befreit wird, mit welcher sich der Königssohn vermählt. — Hans kann nicht lange ruhig seyn, er macht sich wieder gegen die Riesen auf. Bald erblickt er auch einen Riesen, der einen Jüngling und eine Jungfrau an den Haaren trägt. Hans, unsichtbar, haut auf den Riesen los, so weit er mit seinem Schwert reichen kann, und haut ihm unter den Knien so in die Beine, daß er niederfällt, wobei die Erde zittert und die Bäume beben. Hans haut ihm nun den Kopf ab, die Befreiten laden ihn ein, er will aber erst des Riesen Höhle besuchen. Vor dem Eingang derselben sitzt der Bruder des Riesen auf einem Block von Bauholz, seine eiserne Keule neben sich. Hans, unsichtbar, tödtet ihn und sendet dem König die Häupter der beiden Riesen. In der Höhle befreit er eine Menge Gefangener, wovon der Riese, wenn ihm die Lust ankam, den fettesten zu schlachten und zu essen pflegte. Hans theilt die Schätze des Riesen unter diese aus. Als Chunkel, ein zweiköpfiger Riese, den Tod der beiden Verwandten hört, macht er sich auf, sich zu rächen. Hans ist gerade auf einem Fest, bei jenen beiden, die er befreit hat, als er hört

daß der Riese kommt. Das Haus ist mit einem Graben umgeben, Hans läßt die Brücke darüber in der Mitte durchschneiden und lauft dann unsichtbar dem Riesen entgegen. Dieser wittert ihn, ohne ihn zu sehen:

"fa, fe, fi, fo, fum,
ich schmeck Blut von einem englischen Mann,
sey er lebend, sey er todt,
will malen seine Knochen, draus machen mein Brot!"

Jetzt thut Hans seine Schnellschuhe an und wirft seinen Mantel ab, so daß ihn der Riese eben kann. Dann fängt er an zu laufen, der Riese, gleich einem wandelnden Thurm, hinter ihm her. Hans lauft ein paarmal um den Graben zur Belustigung der Zuschauer, dann über die Brücke, der Riese folgt ihm nach und da die schon eingeschnittene Brücke von seiner Wucht bricht, stürzt er hinab ins Wasser. Hans wirft ihn ein Seil um die beiden Köpfe, läßt ihn durch ein Gespann Pferde heraufziehen und haut ihm den Kopf ab, den er dem König schickt. Endlich besiegt Hans noch einen Riesen, der einem Zauberer dient, welcher alle, die er in seine Gewalt bekommt, in Thiere verwandelt. Vor dem Eingang zu seiner Burg liegen ein paar Drachen, aber Hans geht unsichtbar hindurch und findet eine goldene Trompete: wer auf dieser blasen kann, richtet den Riesen zu Grund. Hans bläst, daß die Thüren aufspringen und die ganze Burg erbebt. Der Riese und Zauberer kommen demüthig, jener wird getödtet und dieser von einem Wirbelwind fortgetragen.

Hans ist kein anderer, als in den deutschen Märchen der tapfere Schneider (Nr. 20.), welcher durch seine List die Riesen in Schrecken setzt und besiegt, obgleich in den Begebenheiten selbst nur der eine Zug übereinstimmt, daß er Nachts, als der Riese ihn todtschlagen will, diesen täuscht und sich vorher aus dem Bett macht.

2) Leben und Abentheuer des Tom Däumling (The life and adventures of Tom Thumb, III. 37 - 52.)

Tom Däumling ist so groß, als seines Vaters Daumen, wie seine Mutter es gewünscht hatte, wächst auch nicht mehr. Feen begünstigen ihn und kleiden ihn: ein Eichblatt ist sein Hut, sein Hemd von Spinnegeweb und Distelflaum, seine Strümpfe von Apfelschaalen, seine Schuhe von Mäuschaut. Dabei ist er über klug und verschlagen. Im Kinderspiel mit Kirschensteinen kriecht er in die Säcke seiner Kameraden und holt sich neuen Vorrath, wenn er den seinigen verloren hat; doch einmal wird er erwischt. Der Bestohlene bindet ihm den Faden des Sacks um den Nacken und schüttelt ihn nun mit den Steinen, die ihn gewaltig zerschlagen. Einmal rührt seine Mutter Pudding ein, er steigt neugierig auf den Rand der Schüssel und fällt hinein, ohne daß sie es merkt. Er wird mit ins heiße Wasser gethan, und arbeitet sich in dem Teig herum, so daß seine Mutter glaubt, der Pudding wäre gebert und ihn einem vorbeigehenden Kesselflicker schenkt. Der Däumling, sobald er den Teig aus dem Munde bringen kann, fängt laut an zu schreien. Der Kesselflicker voll Furcht wirft den Pudding über eine Hecke, er springt entzwei und Tom, erlöst, kehrt zu seiner Mutter heim, die ihn küßt und zu Bett legt. Als sie beschäftigt ist, die Kuh zu melken, bindet sie ihn mit etwas Zwirn an eine Distel, damit ihn der Wind nicht wegwehe. Eine Kuh nimmt ihn aber sammt der Distel ins Maul; während sie kaut schreit der Däumling in gewaltiger Angst vor den großen Zähnen, die ihn zu zermalmen drohen: "Mutter! Mutter!" "Wo bist du lieber Tom? ruft sie". "Ach, hier im Maul der rothen Kuh". Die Kuh über den wunderlichen Lärm in ihrem Schlund erschrocken, öffnet den Mund und läßt ihn wieder herausfallen. Der Vater macht ihm eine Peitsche von Gerstenstroh, damit das Vieh zu treiben. Eines Tags pickt ihn ein Rabe mit einem Korn in einer Furche auf und fliegt mit ihm auf die Zinne einer Riesenburg nach der Seeseite und läßt ihn da liegen. Der Riese findet ihn und schluckt ihn sammt seinen Kleidern als eine Pille, speit ihn aber wieder in die See, wo ihn ein großer Fisch verschlingt. Der Fisch kommt auf die Tafel des

Königs, und als er aufgeschnitten wird, erscheint zu aller Freude der kleine Däumling. Der König macht ihn zu seinem Zwerg; wenn er ausreitet, nimmt er ihn in die Hand, und wenn Regenschauer kommen, kriecht Tom so lange in des Königs Westentasche. Der König erlaubt ihm seine Eltern zu besuchen und aus seinem Schatz so viel mitzunehmen, als er tragen kann. Der Däumling nimmt mit vieler Mühe ein dreipfennigstück in einem Beutlein auf seinen Rücken und geht an der halben Meile zwei Tage und zwei Nächte; seine Mutter findet ihn halb todt vor der Thüre. Er wird mit Freuden aufgenommen, besonders da er eine so große Summe Geldes mitbringt. Sie setzen ihn in einer Wallnußschale ans Feuer und bewirthen ihn drei Tage lang mit einer Haselnuß, was ihm übel bekommt, da er sich dabei übernimmt, denn sonst hätte sie ihm für einen ganzen Monat genügt. Der Däumling kann, da es geregnet hat, nicht zurückreisen, seine Mutter setzt ihn daher auf ihre Hand und bläst ihn mit einem Athem nach dem Hofe des Königs zurück. Als er dort krank wird, kommt die Fee und nimmt ihn mit ins Feenland, wo er sich wieder erholt und erquickt. Als er ganz gesund ist, muß ihn ein sanfter Wind zurück an den Hof des Königs treiben. Unglücklicherweise trägt gerade der Koch eine Schüssel voll Suppe für den König daher, der Däumling plumpt mitten hinein, so daß die Brühe dem Koch in die Augen spritzt. Zum Glück erblickt er einen Müller, der mit offenem Maule da steht, Tom thut einen Satz und springt ihm ins Maul, ohne daß es jemand merkt. Er macht Lärm in des Müllers Hals, dieser, in Furcht behext zu seyn, läßt einen Arzt kommen. Tom tanzt und singt, dem Arzt wird Angst, er schickt nach andern, indessen gähnt der Müller einmal, da thut Tom wieder einen Satz mitten auf die Tafel. Der Müller, ganz ärgerlich, packt ihn und wirft ihn zum Fenster hinaus in einen Fluß, wo ihn ein Lachs alsbald aufschnapt. Der Lachs geräth in die Hände eines Kochs, der den armen Tom beim Aufschneiden des Fisches findet. Er eilt damit zum König, der hat aber Geschäfte und bestimmt einen andern Tag, wo er den Zwerg sehen will. Der Koch setzt ihn

in eine Mäuſefalle, wo er eine ganze Woche hinter dem
t piept. Der König läßt ihn nun wieder zu ſich holen,
ht ihm, macht ihn zum Ritter und gibt ihm Kleider: ein
von Schmetterlingsflügel, Stiefel von Küchleinsfell;
Degen iſt eine Schneiders Nadel und ſein Pferd eine
. Er reitet mit dem König auf die Jagd, eine Katze er-
einmal die Maus und den kleinen Tom und ſpringt da-
uf einen Baum, aber Tom zieht tapfer ſein Schwert und
die Katze an, bis ſie ihn fallen läßt. Der König und
Herrn eilen ihm zu Hülfe, einer nimmt ihn in ſeinen
aber Tom iſt übel zugerichtet von den Krallen der Katze.
ee holt ihn wieder und behält ihn einige Jahre bei ſich,
f ſchickt ſie ihn, in ein reines Blatt gekleidet, fliegend
auf die Erde, wo ein anderer König herrſcht. Dieſer iſt
kt von ihm, läßt ihm einen kleinen Seſſel machen, weil
it ihm an der Tafel ſitzen ſoll; ferner ein ſpannehohes
von Gold, worin er wohnen ſoll; auch gibt er ihm eine
e, die von Mäuſen gezogen wird. Die Königin, über
Gunſt eiferſüchtig, beſchließt ſein Verderben und klagt
eim König an, daß er ſich ungebührlich betragen; der Kö-
geräth in Zorn, Tom kriecht in ein leeres Schneckenhaus
liegt da bis er faſt verſchmachtet iſt. Da ſchaut er heraus
ſieht einen Schmetterling, der ausruht. Tom ſetzt ſich
ngs auf, der Schmetterling erhebt ſich und fliegt fort, zu-
an den Hof des Königs. Alle wollen ihn haſchen, aber ſie
n nicht. Doch Tom, da er nicht Zaum und Sattel hat,
t herab und fällt in Schmand, wo er beinahe erſäuft ge-
n wird. Er ſoll nun hingerichtet werden, da dies
ſogleich geht, wird er in eine Mäuſefalle geſperrt; eine
zerbricht die Falle und der Däumling wird frei. Doch
Spinne, die ihn für eine Fliege anſieht, ſetzt ihm zu, er
ſein Schwert und kämpft ritterlich, aber der giftige Athem
Spinne tödtet ihn und ſie ſaugt ihm ſein Blut aus.

Im deutſchen entſpricht das Märchen von Daumesdick
37.) und dem Schneider Daumerling (Nr. 45.).

3) Jack und der Bohnenstengel (Jack and t beanstalk. IV. 108-136.). Jack, der einzige Sohn einer ar Wittwe, hört auf nichts, was ihm seine Mutter sagt, ist dar sorglos, ungezogen, aber nicht bösartig. Sie gibt ihm e Kuh, das letzte, was sie hat, zu verkaufen. Jack vertauscht einem Metzger für ein paar bunte Bohnen, als er damit he kommt, wirft sie die Mutter unwillig weg, einige fallen den Garten, und am folgenden Morgen sieht Jack mit Erst nen, daß sie aufgegangen und wunderbar gewachsen sind. Stengel ganz dick und in einander geflochten, bilden eine L ter, deren Ende Jack nicht ersehen kann und die bis in Wolken zu reichen scheint. Gegen seiner Mutter Willen steigt hinauf und kommt nach einigen Stunden ganz erschöpft zu Spitze. Er findet eine fremde Gegend, ohne Baum, Strau Haus oder sonst eine lebende Creatur, blos Stücke roher Stei liegen hier und da. Er geht fort, begegnet endlich einer alte ganz armen und zerlumpten Frau, sie ist aber eine Fee u erzählt ihm von seinem Vater, von dem Jack noch nie etw gehört hat. Ein böser Riese hatte ihn aus Neid, weil er guter Mann war, der seinen Reichthum mit Dürftigen theilte, u Leben gebracht und seine Schätze weggenommen. Jack w noch ein Kind und ihm und der Mutter schenkte der Riese n unter der Bedingung das Leben, daß sie die Unthat nie jema offenbaren dürfe. Die Fee war es, die Jack angetrieben, d Bohnen einzuhandeln und welche die Leiter daraus hatte wa sen lassen. Der Riese, sagt sie ihm, wohne in der Nähe u er solle seinen Vater an ihm rächen und seine Schätze wiede nehmen. Jack macht sich auf, am Abend kommt er an d Riesen Haus, die Frau steht vor der Thüre. Sie ist gu müthig und verbirgt ihn im Ofen vor dem Menschenfre ser. Der Riese kommt heim und wittert die frische Speis aber die Frau beruhigt ihn. Nach dem Essen sagt er zu ih "bringe mir die Henne". Sie bringt eine Henne, die golde Eier legt. Der Riese vergnügt sich daran, bis er ei schläft und schnarcht. Jetzt kriecht Jack hervor, packt d Henne und eilt damit fort, er findet auch glücklich den W

Bohnenſtengel und bringt den Schatz ſeiner Mutter heim, daß ſie jetzt ohne ohne Sorgen leben. Jack macht ſich zum ittenmal die Bohnenleiter hinauf, doch ſo verkleidet, daß die Rieſenfrau nicht erkennen kann. Sie ſteht an der te und verſteckt ihn wieder; es geht wie das vorigemal, nimmt den ſchnarchenden Rieſen zwei Beutel, einen mit , den andern mit Silber weg; zwar fängt ein Hündchen u bellen, aber Jack beſchwichtigt es mit einem Brocken und t glücklich mit der Beute heim. Seine Mutter findet er l aus Kummer über ſeine Abweſenheit, doch erholt ſie bald wieder. Eine Zeitlang bleibt er bei ihr, doch zuletzt er nicht widerſtehen und ſteigt zum drittenmal die Bohneiter hinauf. Der Rieſe läßt ſich nach dem Eſſen eine e bringen, die von ſelbſt ſpielt; nachdem er eingeſchlafen kommt Jack hervor und nimmt ſie weg. Aber die Zauber- ruft: "Meiſter, Meiſter, Meiſter!" Der Rieſe erwacht, trunken kann er anfangs ſich nicht auf den Beinen halten, taumelt er ihm endlich nach. Jack aber langt zuerſt bei Bohnenleiter an, ruft oben ſchon nach einem Beil, wie nten iſt, nimmt er es gleich und hackt die Bohnenſtengel wei, ſo daß der Rieſe, der eben daran herabſteigt, ſich fallen muß.

E. Dänemark und Schweden.

Manche nordiſche Sage hat ſchon einen ganz märchenhaf- Anſtrich bekommen, wie etwa die Erzählung von Bo- Biarke und ſeinen Brüdern (in der Hrolf Krages Sage, Müllers Sagenbibl. II. 505.) oder von Illuge (Daſ. 656.); iſt die Anm. zu dem Märchen, wo einer fürchten lernt

(Nr. 4.), und zu Sneewitchen (Nr. 63.) nachzusehen. Inde
sen gehört eine weitere Ausführung dieser Bemerkung an
nen andern Ort. —

In dem heutigen Dänemark sind nach mündlicher Ve
sicherung Thieles etwa dieselben Märchen im Umlauf,
in Deutschland bekannt sind; in der Vorrede zu dem er
Theil seiner dänischen Sagen S. 3. führt er selbst einige
und theilt daselbst S. 47. ein unserm Märchen von den W
telmännern (Nr. 39. III.) sehr ähnliches mit. Einen märch
haften Grund enthalten auch jene Volkslieder, die in der ne
Ausgabe der Kämpeviser in der zweiten Abtheilung des er
Bandes (S. 175 - 352.) vorkommen; des Liedes vom M
mann Roimer wird noch bei den drei Schwestern des Mus
besonders gedacht werden.

In Schweden hat man zwar Uebersetzungen der franz
schen Märchen von Perrault und der Gräfin Aulnoy,
welcher namentlich der blaue Vogel beliebt und daher
als fliegendes Blatt gedruckt ist. Es scheinen aber auch d
die deutschen Märchen im Gang zu seyn; einige nähere Na
richten verdanken wir H. R. v. Schröter, der folgende
Schweden selbst aus dem Mund des Volks aufgezeichnet ha

1. Brüderchen und Schwesterchen. In Upland. Deut
Nr. 11. doch viel dürftiger und ohne besondere Eigenth
lichkeiten. Die ermordete Königin kommt in der Donne
tagnacht im weißen Kleid und mit einer langen, rasselnd
Kette. Ihr Hündchen, das jetzt in die Küche sich verk
chen hat, fragt sie: "hast du nichts zu essen?" da gibt
das Hündchen ein paar Bissen Brot. Sie fragt weit
"was macht mein kleines Kind?" "das schläft". — "L
der Hexe Tochter in meines Liebsten Arm?" "Nein".
geht seufzend fort und kommt in der nächsten Donners
nacht wieder; zum drittenmal weint sie bitterlich und sa
"dies ist das letztemal, errettet mich niemand, so bin ich
Meerweib verfallen". Da erlöst sie der König, der gel

hat, indem er ihre Kette zerhaut. Die falsche Königin wird in geschmolzenes Blei geworfen.

Die drei Feen. Aus Ostgothland, deutsch Nr. 65. Die drei Aufgaben sind das feinste Linnen, der beste Hund und die schönste Frau.

Das Erdmännchen. Ganz mit dem deutschen (Nr. 91.) übereinstimmend. Eine gemeine und schlechte Bearbeitung ist gedruckt: En ikke alldeles ny men dock sällsam historia om Lunkentus (so heißt nämlich das Erdmännchen). Jönköping 1818.

Der Graumantel. Aus Ostgothland. Ein König hat drei Töchter und liebt vorzüglich die jüngste. Einmal verirrt er sich im Wald und wo er hinaus will, immer tritt ihm ein Mann in grauem Mantel entgegen. "Wenn du fort willst, sagt er, so gib mir das erste lebende Wesen, was dir bei deiner Ankunft begegnet". Der König denkt, das wird wie immer mein Windspiel seyn und sagt ja; es ist aber seine jüngste und liebste Tochter. Er schickt die beiden ältesten dem Graumantel nach einander in den Wald hinaus, aber dieser sendet jede reich beschenkt zurück. Graumantel erhält nun die jüngste und führt sie in ein prächtiges Schloß und schenkt ihr alle Herrlichkeiten darin, nur verbietet er ihr eine einzige Lucke im Fußboden des Zimmers zu öffnen. Er zeigt sich nur beim Essen, wo er sie bedient; Nachts im Traum erscheint ihr ein schöner Jüngling. Einmal als Graumantel abwesend ist, überwältigt sie die Neugierde und sie öffnet die Lucke und sieht darunter gerade den Graumantel stehen. Indem kommt er auch aus der Ferne daher gegangen und fragt zornig: "was hast du unter der Lucke gesehen?" Sie kann vor Schrecken nicht antworten und fällt wie todt zur Erde nieder und beim Erwachen ist das Schloß mit allen Herrlichkeiten verschwunden und sie befindet sich in einer Wildniß. Hier erblickt sie auf der Jagd ein König und nimmt sie mit und wegen ihrer Schönheit macht er sie zu seiner Gemah-

lin, wie ſie aber bei der Trauung ja geſagt hat, vergeht ihr die Sprache und ſie wird ſtumm. Sie bringt einen Sohn zur Welt, aber Graumantel erſcheint und fragt, was ſie unter der Lucke geſehen? und da ſie vor Schrecken nicht antwortet, ſo nimmt er das Kind mit und macht ihr den Mund blutig. Ebenſo beim zweiten Knaben; das läßt der König noch hingehen, als aber beim drittenmal ſich daſſelbe ereignet, ſo ſoll ſie als Hexe verbrannt werden. Schon ſteht ſie auf dem Scheiterhaufen, da erſcheint der Graumantel und fragt abermals: "was haſt du in der Lucke geſehen?" Sie überwindet da ihre Angſt und ſagt: "dich ſah ich, du abſcheulicher Graumantel!" In demſelben Augenblick fällt der graue Mantel wie Aſche zuſammen und der ſchöne Jüngling, den ſie im Traum geſehen, ſteht vor ihr. Er nimmt ſie mit auf ſein Schloß, wo ſie ihre drei Kinder findet und erzählt ihr, eine Waldfrau, deren Liebe er verſchmäht, habe ihn ſo verwandelt, daß ſein Leib unſichtbar, nur der graue Mantel ſichtbar ſeyn ſolle; und erlöſt könne er nur werden, wenn eine Königstochter mit ihm getraut würde, ihn liebe und drei Söhne mit ihm zeuge, ihn gleichwohl ſo haſſe, daß ſie vor ſeinem Anblick erſchrecke und ſich abwende. — In einer etwas ſüßlichen Bearbeitung gedruckt: Gra kappan eller bedröflig och, mycket angenäm hiſtoria om den düjelige Prinſen Roſimandro. Nyköping. 1818. Hängt mit dem deutſchen Löweneckerchen (Nr. 88.) und dem Marienkind (Nr. 3.) zuſammen.

F. Deutſchland.

1. Märchen einer Amme. 1764. Iſt uns wie das folgende blos dem Titel nach bekannt, beide enthalten wahrſcheinlich nur Ueberſetzungen aus dem franzöſiſchen.

2. Romane und Feyenmärchen. Glogau 1770.

3. Einige Feenmärchen für Kinder. Berlin. 1780. Ueberſetzungen aus dem franzöſ. des Perrault und der Gräfin Aulnoy.

4. Volksmärchen der Deutſchen von Muſäus. Gotha 1782. Muſäus bearbeitete meiſt nur Volksſagen, ſo wie nachher Ottmar und Frau Naubert, von welchen deshalb hier ſo wenig die Rede ſeyn kann, als von andern Sammlungen ähnlicher Art. Märchen in dem Sinne unſers Buchs hat er eigentlich nur drei.

a. Die drei Schweſtern. Thl. 1. Im Pentam. IV. 3. Die drei Könige, einfacher und reiner. Die Epiſode vom Zauberer Zornebock ſcheint ein Zuſatz von Muſäus, ſonſt ſtimmt es im Ganzen ziemlich mit dem ital. Märchen, wiewohl man deutlich ſieht, daß Muſäus dieſes nicht gekannt hat. Im däniſchen haben die Lieder vom Meermann Roſmer (Kämpe Viſer I. S. 218 - 233.) denſelben Grund, womit ein ſchottiſches Märchen bei Jamieſon (ſ. oben wiederum übereinſtimmt; beidesmal heißt der Bruder, der die Schweſtern befreit, Roland, womit Reinald bei Muſäus zuſammenkommt. In den popular ballads] I. 217. macht er folgende Anmerkung zu der Ueberſetzung des däniſchen Liedes: "It may be observed,

that there is a striking resemblance between the story of Rosmer Hafmand and the romance of child Rowland (not yet entirely lost in Scotland), which is quoted by Mad Tom in Shakespeare:

Child Rowland to the dark tower came —
(the fairy comes in)
with fi, fi, fo and fum!
I smell the blood of a british man!
be he dead, be he living, wi' my brand,
I'll dash his harns frae his harn-pan.

Wie in dem Märchen der Adler, ſo reicht im Schah Nameh der Rieſenvogel Simurg dem Knaben Sal aus ſeinem Gefieder eine Feder; wenn er in Noth ſey, ſoll er ſie ins Feuer werfen (auch das Reiben im Märchen ſoll ſie entzünden), und auf der Stelle werde er ihm durch die Wolken zu Hülfe geflogen kommen (Fundgruben III. 63.).

b. Richilde Thl. 1. Iſt Sneewittchen (Nr. 53.).

c. Rolands Knappen Thl. 1. Wir kennen kein anderes, dieſem entſprechendes Märchen.

5. Kindermärchen aus mündlichen Erzählungen geſammelt. Erfurt 1787.

Die Angabe auf dem Titel iſt wahr, es liegen mündliche Ueberlieferungen zu Grund, allein ſie ſind dürftig und die Erzählung iſt ungeſchickt und ſchlecht. Es ſind nur vier Stücke.

a. Das Vögelchen mit dem goldenen Ei. S. 1–57. Der Eingang aus den beiden Brüdern (Nr. 60.), die Folge aus dem Märchen vom Krauteſel (Nr. 122.), ohne einen eigenthümlichen Zug; nur S. 26. kommt vor, daß der, welcher das Vogelherz gegeſſen, auf ſeiner Fahrt in einem Wald auf drei (Rieſen) ſtößt, die ſich um einen Mantel zanken, welcher den, der ihn um hat, dahin trägt, wo er ſich hinwünſcht. Jeder will ihn und er läßt ſich doch nicht

zertheilen. Sie geben ihn für Gold weg. Vgl. die Anm. zum goldenen Berg (Nr. 92.).

b. Weißtäubchen S. 58–93. Ein armes, elternloses Mädchen schützt ein weißes Täubchen gegen den Geier. Es geräth in die Hände eines Zauberers, und da es ihm widerstrebt, schmiedet er es an einen Felsen, wo es Schlangen tödten sollen. Aber Weißtäubchen kommt, legt Blätter um das Mädchen herum, vor welchen die Schlangen sich scheuen, bringt ihm Speise und liest ihm die Thränen von den Wangen ab. Der Zauberer holt es wieder, es muß Magd bei ihm seyn, ihm die Füße waschen; auch seidene Läppchen soll es zupfen, dabei kommt das Täubchen und hilft. Als der Zauber einmal eingeschlafen ist, zieht ihm das Mädchen den Ring ab, und als er beim Erwachen in den Stein desselben blickt, wird er getödtet. Das Weißtäubchen erhält seine Freiheit, indem ihm das Mädchen den Kopf abreißt und diesen gen Morgen, den Rumpf gen Abend wirft, und ist nun ein schöner Jüngling.

c. Der treue Fuchs. S. 94–150. Das Märchen vom goldenen Vogel (Nr. 67.).

d. Königin Wilowitte mit ihren zwei Töchtern. S. 151–186. Ein Riese verfolgt eine Königin mit ihren beiden Töchtern, in der Gefahr verwandelt eine gute Alte alle drei in Blumen; der Riese, getäuscht, fällt zur Erde und ritzt sich die Hand, so daß Blut fließt. Die Alte hebt etliche Tropfen von seinem Blut auf und gibt es zwei Königssöhnen, die um die Jungfrauen geworben haben, weil das Blut dienen könne, ihnen die menschliche Gestalt wieder zu verschaffen; auch gibt sie jedem einen Zweig von seiner Blume, der werde frisch sich erhalten, so lang ihre Liebe treu und rein bleibe. Der älteste voll von irdischer Lust geräth zu einer bösen Zauberin, bei der sein Zweig welkt und die ihn hernach in einen Bock verwandelt. Der jüngste, von treuem Herzen, begegnet dem

Riesen, der ihn packt und verzehren will; aber als er schläft, bestreicht der Jüngling sein Schwert mit den Tropfen des Riesenbluts und sticht es ihm ins Herz. Sterbend entdeckt ihm der Riese, drei Tropfen von seinem Herzblut, würden dem, der sich damit bestreiche, Schönheit verleihen, und Liebe bei andern entzünden. Der Königssohn nimmt das Herzblut mit und kommt gleichfalls zu jener bösen Zauberin, die das Wasser des Lebens besitzt. Sie sucht auch ihn zu verführen und da das nicht gelingt, stiehlt sie ihm das Herzblut des Riesen und bestreicht sich damit. In dem Augenblick aber verbrennt sie, denn der Riese wollte nach dem Tod sich noch durch diese Lüge an dem Königssohn rächen. Dieser wird jetzt Herr von dem Wasser des Lebens, gibt erst seinem Bruder und den andern Thieren der Zauberin die menschliche Gestalt zurück und eilt, auch die drei geliebten Blumen damit zu entzaubern. — Im Gang des Ganzen, namentlich im Suchen des Lebenswassers ist einige Uebereinstimmung mit unserm Märchen Nr. 97.

6. Ammenmärchen. (von Vulpius). Weimar 1791. 92. 2 Bände. Einige scheinen sich auf mündliche Uebersetzungen zu gründen; wir heben folgende aus.

a. Ein König ist krank und kann nur durch Feigen geheilt werden, er verspricht dem, der sie bringt, seine Tochter zur Gemahlin. Von drei Brüdern gelingt es dem jüngsten, ehe ihn aber die Königstochter nimmt, legt sie ihm schwere Aufgaben vor, die er durch Hülfe dankbarer Thiere vollbringt. Er muß erstens einen Ring aus dem Wasser holen; den trägt ihm ein Fisch herbei, den er vorher aus dem Sand in sein Element gebracht hatte. Zweitens soll er ein Kränzchen aus dem Himmel und einen Brand aus der Hölle bringen; jenen holt ein weißes Täubchen, diesen ein schwarzes, die er beide einmal, als sie sich gebissen, auseinander gejagt hatte. Drittens soll er neun Malter von neunerlei Getraide auseinander lesen; das vollbringen Amei-

sen, die er einmal gesättigt hatte. Endlich soll er neunhundert Hasen hüten, aber ein Pfeifchen, das er erhalten hat, lockt sie immer wieder zusammen. — In der Einleitung das Märchen vom Wasser des Lebens (Nr. 97.), hernach das von der weißen Schlange (Nr. 17.).

b. Der König fängt einen seltsamen Mann, den er in einen Thurm setzt, den aber sein Sohn heimlich los läßt, weil er ihm einen Ball, der beim Spiel hineingeflogen ist, nicht eher geben will. Ist das Märchen vom wilden Mann (Nr. 136.), mit einigen Abweichungen am Schluß.

7. Märchen und Erzählungen. Riga 1796. An sich unbedeutend und für uns ganz leer.

8. Das Märleinbuch für meine lieben Nachbarsleute. In zwei Bändchen. Leipz. 1799.

Eigentliche Kindermärchen sind die sechs ersten nicht, doch mögen Anklänge daraus, so wie aus Volkssagen, benutzt seyn, dem Vf. (der sich Peter Kling nennt) fehlt es nicht ganz an Phantasie, doch ermüdet bald die eigene Manier, alles in einzelnen, zerstückten Sätzen vorzutragen. Das siebente Märchen (S. 113 – 130.) enthält wohl im Zusammenhang eine mündliche Ueberlieferung, und stimmt im Ganzen mit dem Löweneckerchen (Nr. 88.) und Eisenofen (127.), der Vater zieht auf die Messe, die beiden ältesten Töchter wollen Putz mitgebracht haben, die jüngste bittet bescheiden nur um ein Zweiglein, das drei Eicheln an einem Stengel habe. Der Vater verirrt sich im Wald, kommt zu einem Schloß, das ganz leer steht, wo er aber auf das herrlichste bewirthet wird. In der Nacht kommt der Bär, bringt das Zweiglein mit den drei Eicheln, wofür ihm der Vater die Tochter versprechen muß. Zu Haus werden die Thüren geschlossen, der Bär kommt aber doch zweimal in der Nacht herein und nimmt zum drittenmal die Braut mit. Er ruht alle Nacht an ihrer Seite, bis ihr ein Zwerg einen Trank gibt, den sie um Mitternacht über ihn ausschüttet, worauf er eine Stunde lang

seine menschliche Gestalt wieder erhält. Dies ist die Einleitung zu seiner Entzauberung, die möglich geworden, so wie ein Knäblein drei Jahre, drei Monde, drei Tage, drei Stunden und drei Minuten alt auf ihrem Schoos liegt. Nun steckt sie dem Bär, als er schläft, eine von den Eicheln in den Mund, die zweite ißt sie, die dritte steckt sie in die Erde, so wie diese keimt, hört aller Zauber auf.

9. Feen-Märchen. Braunschweig. 1801.

Der Verfasser sagt, daß er sich nach Erinnerungen aus seiner Jugend aufgeschrieben, auch blickt der gute Grund durch, indessen hat er vieles aus eigenen Mittel zugesetzt und glücklich ist er in der Darstellung eben auch nicht. Wir heben die neun folgenden heraus, die übrigen sieben enthalten keine eigentliche Märchen.

a. Die belohnte Freigebigkeit. S. 1. Ein Märchen von der guten und bösen Schwester, wie in der Frau Holle (Nr. 24.), doch sehr modernisirt.

b. Der Riesenwald. S. 44. Märchen von dem liebsten Roland (Nr. 55.).

c. Parsonet und Mathilde. S. 73. Ist aus dem Märchen Pereinet et Gracieuse der Gräfin Aulnoy entstanden und französ. Ursprungs, wie auch schon der Name zeigt.

d. Die drei Gürtel. S. 122. Wie eine Braut ihren Liebsten, der sie vergessen hat, wieder an sich erinnert, indem sie der falschen Braut köstliche Dinge für das Recht gibt, sich ihm nur einen Augenblick zu nähern. Aehnliches im Löweneckerchen (Nr. 88.). Eigenthümlich, aber gewiß ächt ist der Zug, daß sie als Müllerin den zudringlichen heißt eine Thüre zumachen, indem er aber diese zuschlägt, eine andere aufspringt, und so immer fort, so daß er die ganze Nacht Thüren zumachen muß. Dasselbe kommt auch im

Pentam. im Märchen von der Roſella (Nr. 29.) vor, welches überhaupt mit dieſem verwandt iſt.

e. Die wahrſagenden Vögel S. 181. Das Märchen von den Krähen (Nr. 107.).

f. Das Schloß im Walde. S. 206. Erlöſung einer Schlangenjungfrau durch Schweigen, welches anfangs nicht ganz glückt. Nicht recht märchenhaft.

g. Der König und ſeine drei Söhne. S. 271. Die drei Federn (Nr. 63.). Unter andern ſoll der Dummling auch einen Kahn bringen, an dem kein Spänchen gehauen und der gerade in dieſer Geſtalt gewachſen iſt. Das feinſte Linnengeweb bringt er in einem Gerſtenkorn, das noch in einer Nuß ſteckt.

h. Das ſingende, klingende Bäumchen. S. 322. Das Märchen vom Löweneckerchen (Nr. 88.) und Eiſenofen (Nr. 127.)

i. Die ſieben Schwäne. S. 349. Unſer Märchen Nr. 49.

10. Kindermärchen von E. A. Eſchke, 2te Aufl. Berlin 1804. Moraliſche Erzählungen ohne Gehalt.

11. Kindermärchen, von Albert Ludwig Grimm. Heidelberg 1809. Zweite Aufl. Heidelb. 1817. Aus mündlichen Erzählungen nur drei.

a. Schneewitchen. Bei uns Nr. 53. Dramatiſch und ausführlich behandelt mit eigenen Abänderungen.

b. Hans Dudeldee. Bei uns der Fiſcher Nr. 19. Vergl. die dortige Anmerkung.

c. Die drei Königsſöhne. Das Märchen von der Bienenkönigin (Nr. 62.).

12. Volks-Sagen, Märchen und Legenden. Geſammelt von Joh. Guſt. Büſching. Zwei Abtheilungen. Lpz. 1812. Darin fünf Märchen S. 245. 96.

a. Der Machandelboom. Bei uns Nr. 47.
b. Die Fischer. Nr. 19.
c. Der Popanz. Das Märchen vom Teufel mit den goldnen Haaren (Nr 29.).
e. Die Padde. Die drei Federn (Nr. 63.).
f. Bauer Kibitz. Das Bürle (Nr. 61.).

13. Wintermärchen, vom Gevatter Johann. Jena 1813. Nur dem Titel nach neu und schon zehn Jahre früher erschienen. Sie haben mit der Leipz. Sammlung (Nr. 8.) einen Verfasser, sind auch in derselben Manier geschrieben. Nur das sechste und zum Theil das fünfte haben Werth; die andern sind ohne Kern und, bis auf wenige Einzelheiten, hohle Erfindungen.

14. Kindermärchen, von C. W. Contessa, Fouqué und Hoffmann. Berlin 1816. Drei Stücke von eigener Erfindung. vielleicht hat zu dem erstern: das Gastmahl, eine Volkssage Veranlassung gegeben; die meisten, oft feinen Züge aus der Kinderwelt hat das letzte: der Nußknacker und Mäusekönig.

15. Linas Märchenbuch. Von Albert Lud. Grimm. 2 Bände. Frankf. 1816. Hierher gehören nur zwei Stücke.

a. Brunnenhold und Brunnenstark. S. 191. Unser Märchen von den beiden Brüdern (Nr. 60.), das aber vollständiger ist.

b. Knüppel aus dem Sacke. S. 315. Bei uns Nr. 36.

16. Poetische Sagen der Vorzeit, als: Legenden, Volkssagen Märchen und Schwänke — gesammelt von C. F. Solbrig. Magdeb. 1817. — Enthält nichts neues.

17. Märchen und Jugenderinnerungen, von E. M. Arndt. Berlin 1818. In eigener und lebendiger Darstellung Sagen, Märchen, Lieder verschiedener Gegenden, namentlich des Nordens mit Ausschmückungen und Zusätzen. Wir be-

merken hier nur eins von der Insel Rügen, das uns am treusten aufgefaßt scheint: die sieben Mäuse. S. 1. Weil die Kinder unter der Kirche spielen, so verwünscht sie ihre Mutter zu Mäusen. Vergl. unser Märchen von sieben Raben (Nr. 25.), welches verwandt ist.

3. Fabeln, Märchen und Erzählungen für Kinder. Von Caroline Stahl. Nürnb. 1818.

Großentheils ächte, aus mündlicher Ueberlieferung gesammelte Märchen, die eben darum, wenn sie auch oft nicht sehr vollständig sind, Werth behalten. Die Erzählung ist zwar gewöhnlich und durch nichts ausgezeichnet, aber doch einfach und ohne Ueberladung. Wir bemerken folgende:

a. Däumling. S. 13. Nur fingerlang, obgleich achtzehn Jahr alt. Seine Brüder jagen ihn fort, er springt in des Königs Wagen und versteckt sich in eine Rockfalte der Königin. Sie findet ihn und will ihn tödten lassen, der König, in dessen Rocktasche er sich rettet, nimmt sich aber seiner an. Er kommt in allerlei Gefahr, wird einmal vom Ofen herabgekehrt, rettet sich aber noch in eine Ecke. Dem König wirft er eine Tasse mit vergiftetem Trank aus der Hand und steigt immer mehr in seiner Gnade. Er wird gekleidet und bekommt eine Nadel zum Degen. Er kämpft damit gegen eine Katze und sticht einen Mörder, der den König im Schlaf umbringen will, damit durch die Hand, so daß er erschrickt, der König aber erwacht. Vgl. unser Märchen Nr. 37 u. 45.

b. Die Gevatterinnen. S. 19. Eine Königin bittet erst einen Frosch zu Gevatter, dann eine Eule, weiter eine Maus, und jedesmal begaben sie die Kinder nicht nur mit Schönheit, sondern das älteste Mädchen bekommt goldene Haare, dem zweiten fallen Perlen aus den Augen, dem dritten Edelsteine aus dem Mund. Beim vierten Kind will der König die Gevatterschaft eines Fisches nicht, der sich gemeldet hat. Dafür bleibt das Mädchen unbegabt

und wird häßlich, allein es wird auch nicht eitel und stolz wie seine Schwestern, sondern gut und freundlich. Es sieht einmal wie böse Buben einen Frosch quälen, befreit ihn und gibt sein Taschentuch dafür, eben so eine Maus und eine Eule, endlich einen Fisch, wofür es seine Kleidungsstücke hingibt, so daß es nur das nöthigste anbehält und barfuß heimkommt. Der König schilt es aus, aber der Fisch verwandelt sich in eine Fee, begabt nun das gute Mädchen und verleiht ihm die Schönheit seiner Schwestern.

c. Die Müllerstöchter. S. 41. Ist der Räuberbräutigam (Nr. 40.). Um zu der Höhle des Räubers zu gelangen, bindet das Mädchen einen Knaul an dessen Schlitten und fährt dem Faden nach.

d. Die Haselnüsse. Eine Alte kommt zu drei Schwestern, wovon die zwei ältesten bös, die jüngste gut ist. Sie schenkt dieser für die Pflege drei Haselnüsse. Hernach zeigt sich, daß in der einen das feinste Linnengeweb liegt, in der zweiten ein Hündchen, in der dritten steckt ein Kern, der herausfällt und einen ganzen Wald erzeugt. Das alles hatte die Königin sich gewünscht und dem guten Mädchen wird ihre Gunst und ein großes Glück zu Theil.

e. Der undankbare Zwerg. Schneeweißchen, ein armes Kind, findet im Wald einen Zwerg; der mit seinem Bart in einen gespaltenen Baum eingeklemmt ist; gutherzig holt es eine Scheere und macht ihn frei. Der Zwerg zieht hierauf einen Sack mit Geld unter dem Baum hervor, und geht, ohne etwas davon zu geben oder nur zu danken, er damit fort. Bald darauf findet Schneeweißchen mit seinem Schwesterchen Rosenroth denselben Zwerg mit Fischfang beschäftigt; sein Bart hatte sich in die Angelruthe verwickelt und ein Fisch, der angebissen, zog nun das schreiende Männchen ins Wasser. Die Kinder halten es fest, aber Bart und Schnur ist nicht zu entwirren; Schneeweißchen lauft heim, holt die Scheere und schneidet die

Angelschnur entzwei; da etwas von dem Bart dabei verloren geht, so murrt der Zwerg darüber und ohne Dank macht er sich mit einem Sack voll Perlen auf den Weg. Zum drittenmal befreien ihn die Kinder, als ein Adler ihn auf dem Feld packen und forttragen will. Auch hier geht der Zwerg mit einem Sack voll Edelsteine ohne Klang und Sang fort. Endlich finden sie ihn unter den Tatzen eines Bären, da sagt das falsche Geschöpf: "lieber Bär, ich gebe dir mein Geld, Perlen und Edelsteine und diese beiden Kinder da, die sind ein besserer Bissen, als ich, laß mich nur los!" Der Bär aber kehrt sich nicht daran, frißt den Zwerg und geht seiner Wege. Schneeweißchen und Rosenroth finden nun die Reichthümer des undankbaren Zwergs, tragen sie heim und befreien ihre Eltern und Geschwister aus aller Noth. — Gewiß eine ächte, alte Zwergensage.

t. Das Stäbchen S. 85. Rumpelstilzchen (Nr. 55.) mit einiger Veränderung.

g. Häuschen von Zuckerwerk. S. 92. Ein Stück aus dem Märchen von Hans und Grethel (Nr. 15.), wie die beiden Kinder bei der Hexe gefüttert werden und sich befreien.

h. Die gute und böse Schwester. S. 164. Frau Holle (Nr. 24.), nur nach sehr unvollkommener Ueberlieferung.

. Das Buch der Märchen für Kindheit und Jugend. Von J. A. C. Löhr. Leipz. 1818. Zwei Bände.

An verschiedenen Orten zusammengesucht, das meiste ist aus der 1001 Nacht, manches aus unserer Sammlung. Etwas Neues kommt aber nicht vor.

. Kindermärchen zur Unterhaltung und Bildung für die Jugend. Von G. C. Grote. Meissen (1819.).

Sieben Stücke moralischer Fabeln von unbedeutender Erfindung. Hin und wieder sind Erinnerungen aus Märchen benutzt: in Nr. 5. einige Züge aus dem goldenen Vogel (Nr.

57.); in Nr. 6. die Geſchichte vom Tiſchchen deck dich (Nr. 36.), aber völlig moderniſirt.

21. Lauter unſchuldige Märchen. Nürnberg 1820. 2 Bändchen. Enthält wie das folgende nichts neues, ſondern beide haben aus andern geborgt; öfter aus unſerm Buch.

22. Märchen und Sagen für die Jugend. Erzählt von Moriz Thieme. Berlin 1820.

23. Volksſagen und Märchen der Deutſchen und Ausländer. Herausgegeben von Lothar. Leipzig 1820. Enthält drei deutſche Märchen:

a. Mantel, Spiegel und Fläſchchen. S. 13. Drei Brüder ziehen aus, der jüngſte oder der Dummling erlangt den Preis. Dem Grunde nach unſer Märchen Nr. 63 und 64; eingemiſcht iſt Nr. 129.

b. Der Zauberer. Bei uns: der Jud im Dorn (Nr. 110.).

c. Der Erzgauner. Bei Strapparola (I. 2.) etwas anders, aber beſſer und vollſtändiger.

24. Märchen-Sammlung von P. Eberhardt. Berlin 1821. Unbedeutend, ohne das geringſte Eigene zuſammengeleſen.

25. Des Knaben Luſtwald. Zwei Theile. Nürnberg 1821 und 22.

Der Mädchen Luſtgarten. Erlangen. Ohne Jahr. Liefert zwar auch nichts Neues, nennt aber ſeine Quellen und iſt nach einem Plan und mit mehr Sorgfalt behandelt; die Märchen ſind größtentheils aus unſerer Sammlung genommen.

26. Titania oder moraliſche Feenmärchen für Kinder. Von W. Gottſchalk. Berlin 1822. Ueberſetzungen aus dem franzöſiſchen und der 1001 Nacht, auch eigene Erfindungen.

27. Franz Ziska, öſterreichiſche Kindermärchen. Sind angekündigt, aber noch nicht erſchienen, welches um ſo mehr zu

bedauern ist, als diese Sammlung wahrscheinlich alle bisher genannten durch Reichhaltigkeit und genaue Auffassung übertreffen wird.

G. Slawen.

Dieser weit ausgebreitete Stamm besitzt eine Fülle von Sagen und Märchen; besondere Sammlungen davon gibt es bis jetzt noch nicht, aber sobald sie zu Stande kommen, werden sie neue Aufschlüsse über die Verwandtschaft der Sagen überhaupt liefern, und außerdem, da hier die Litteratur noch nicht störend eingewirkt hat, den Inhalt in großer Vollständigkeit erfassen. Einen Blick in den Reichthum der Serbier gewähren einige schätzbare Nachrichten, die Schottky (in Büschings wöchentl. Nachrichten. Bd. 4.) gegeben. Er sagt, daß man füglich zehn Bände mit serbischen Sagen und Märchen füllen könne, so groß sey ihre Zahl. Sie scheiden sich, wie die Lieder, in zwei Hauptklassen: in Erzählungen der Männer und Weiber; zu den erstern gehören auch die Märchen. Ein paar, die Schottky mittheilt, sind gerade für uns merkwürdig und wichtig, da sie sich im Deutschen wieder finden. Hier nur ein Auszug.

1) Der Bartlose und der Knabe. Der Vater schickt seinen Sohn mit Getraide in die Mühle, er soll aber nicht mahlen, wo er den Bartlos (wodurch ein listiger Betrüger angedeutet wird) findet. Als er nun zur Mühle kommt und der Bartlos schon darin mahlt, so geht er zu einer andern Mühle, aber auch hier ist ihm Bartlos zuvorgekommen und hat schon aufgeschüttet. Der Knabe geht zur dritten Mühle, aber Bartlos ist auch schon da. Er entschließt sich nun

zu bleiben und als Bartlos fertig ist, schüttet er sein Getraide auf. Wie ein wenig Mehl da ist, spricht Bartlos: "wir wollen von deinem Mehl ein Brot backen, geh und trage Wasser in hohlen Händen in den Mehlkasten, ich will derweil den Teig machen". Der Knabe trägt so lange Wasser, bis alles Mehl herausgebeutelt ist und Bartlos ein einziges Brot daraus geknätet hat. Dies wird gleich in Asche und Glut gebacken und wie es fertig ist, sagt Bartlos: "wer am besten lügen kann, kriegt das ganze Brot". Bartlos fängt nun an und lügt allerlei untereinander. "Kannst du es nicht besser!" sagt der Knabe und hebt nun an. "In meinen jungen Jahren, als ich ein alter Mann war, zählte ich jeden Morgen unsere Bienen, die Bienen konnte ich wohl zählen, aber nicht die vielen Bienenstöcke. Als ich einmal zählte, fehlte der beste Bienrich (*). Ich sattelte einen Hahn, setzte ihm nach und kam auf seine Spur. Das Meer hielt mich nicht auf, ich ritt auf einer Brücke darüber hin, jenseits sah ich den Bienrich, wie er in einen Pflug eingespannt war, womit einer ein Stück Land zum Hirsenfeld umackerte. Ich schrie: "der Bienrich ist mein!" der Mann gab mir ihn wieder und noch einen Sack mit der eben geerndeten Hirse gefüllt, zum Ackerlohn. Ich hieng dem Bienrich den Sack um den Rücken, nahm den Sattel vom Hahn und schnallte ihn auf den Bienrich; den Hahn mußte ich an der Hand nebenführen, weil er so müde war. Aber auf der Brücke über das Meer sprang an dem Sack ein Strick und die Hirse rollte all heraus. An dem Ufer überfiel mich die Nacht, ich hieng den Hahn an den Bienrich und legte mich schlafen. Beim Erwachen sah ich, daß Wölfe meinen Bienrich gefressen hatten und der Honig aus seinem Leib geflossen war, er stieg in den Thälern bis zu den Knöcheln, auf den Gebirgen bis über die Knie. Ich nahm eine Hacke und lief damit in den Wald, zwei Rehe

(*) Nämlich der Lüge wegen wird die Biene zu einem Mäs-
gemacht.

rangen da auf einem Bein herum; ich zerschmetterte sie mit er Hacke, zog ihnen die Haut ab und machte zwei Schläuche avon, die ich mit dem Honig füllte und dem Hahn auflegte. So kam ich nach Haus, da war eben mein Vater geboren, nd ich mußte nun zu Gott gehen, um Weihwasser zu holen. Wie sollte ich hinkommen? Ich dachte an meinen Hirsen, er ar im Nassen aufgegangen und bis zum Himmel empor gewachsen. Ich stieg daran hinauf, wie ich zu Gott kam, hatte r von meinem Hirsen gemäht und ein Brot daraus gebacken, as er in gekochte Milch bröselte und aß. Er gab mir Weihwasser, als ich aber zurück wollte, hatte ein gewaltiger Sturmwind meine Hirse weggeführt und ich konnte nicht herunter. Da ich aber lange Haare hatte, (wenn ich lag, so reichten sie bis auf die Erde, wenn ich stand bis an die Ohren,) so riß ich sie aus, knüpfte eins ans andere fest und fing an daran herabzusteigen. Als es finster ward, machte ich einen Knoten in die Haare und blieb so hängen. Es fror mich, ich nahm eine Nähnadel, die ich zum Glück im Kleide hatte, spaltete sie und machte von den Stücken ein Feuer an, dabei legte ich mich schlafen, aber ein Funke kam mir an die Haare, und brannte durch, so daß das Haar riß, ich auf die Erde fiel und bis an die Brust versank. Ich konnte mir nicht helfen, ich mußte nach Haus gehen und ein Grabscheit holen, damit grub ich mich aus der Erde los. Auf dem Heimwege kam ich über unser Feld, auf dem die Schnitter das Getraide schnitten, aber wegen der großen Hitze wollten sie nicht länger arbeiten. Ich lief und holte die Stute, die zwei Tage lang und bis Mittag breit ist, auf deren Rücken Weiden wachsen; in dem Schatten derselben konnten die Schnitter fortschneiden. Nun verlangten sie frisches Wasser, als sie an den Fluß kamen, war er zugefroren. Ich nahm meinen Kopf herunter, schlug damit ein Loch in das Eis und brachte den Leuten Wasser. Sie fragten: "wo ist dein Kopf geblieben?" Ich sah, daß ich ihn vergessen hatte und lief schnell zurück. Ein Fuchs fraß eben das Gehirn aus dem Schädel, sachte schlich ich herbei und gab dem Fuchs einen Tritt in den Hintern. Da erschrack der Fuchs, es entfuhr ihm ein

Wind und der brachte einen Zettel heraus, darauf stand geschrieben: "mir Brot und dem Bartlos Dreck". Damit nahm der Knabe das Brot und gieng heim.

Dies Märchen stimmt zusammen mit deutschen: der Dreschflegel im Himmel (Nr. 112.), denn offenbar ist das Hinauf- und Herabsteigen die Hauptsache und beiden gemeinschaftlich; sonst ist das serbische viel vollständiger.

2) Bartlos und der Riese (*). — Der listige Bartlos hat mit einem Riesen gewettet, daß ihm die größte Körperkraft zu Gebot stehe. Der Riese reißt den stärksten Baum im Wald mit der Wurzel aus. Bartlos hat indessen einen langen Strick gedreht und sagt, jenes sei gar nichts, er wolle mit dem Strick eine ganze Menge solcher Bäume umklaftern, sie dann niederwerfen und als ein Bündel zusammenschnüren. Der Riese erschrickt: "so was kann ich freilich nicht". Hernach wirft der Riese seinen Streitkolben in die Luft und fängt ihn mit der Hand. Bartlos duckt den Kopf und schaut aufs Gebürge. "Was schaust du?" fragt der Riese. "Ei, ich suche mir den Platz aus, wo der Kolben niederfallen soll, wenn ich ihn in die Luft schleudere". "Thue das nicht, sagt der Riese, dort steht gerade mein Haus, worin Frau und Kinder wohnen, die möchtest du erschlagen". So gewinnt Bartlos die Wette.

Es sind einzelne Züge, die in dem deutschen Märchen von dem tapfern Schneider (Nr. 20.) ganz ähnlich vorkommen: er wirft mit dem Riesen einen Stein in die Wette und versucht sich mit ihm im Tragen eines Eichbaums.

3) Bärensohn. Ein Weib sammelt im Gebirg Färberröthe, verirrt sich und wird von einem Bären in seine Höhle geschleppt, wo sie einen Knaben mit ihm zeugt. Nach einem

(*) In einer Anmerkung der wöchentl. Nachr. S. 101. erwähnt.

Jahr entkommt sie, aber das Kind bleibt bei dem Bären, der es aufzieht. Als der Knabe einen Baum mit der Wurzel ausreißen und wie einen Stab gebrauchen kann, entläßt ihn der Bär in die Welt. Der Bärensohn (Medvedovitsch) kommt auf das Feld eines Pascha's, wo mehr als tausend pflügen; er ißt dort die Speisen der tausend Ackersleute und gewinnt damit alle Ochsen sammt den Pflügen. Er nimmt aber blos, was an diesen von Eisen ist, bindets mit jungen Birken zusammen, steckts an seinen Stab und trägts auf der Schulter fort. Ein Schmied soll ihm von dem Eisen einen Kolben zu seinem Handgriff machen. Der Bärensohn schläft während der Schmied arbeitet, dieser nimmt nur die eine Hälfte des Eisens, weil der Kolben doch groß genug wird, und stiehlt die andere. Als der Bärensohn erwacht ist, will er den Kolben versuchen, wirft ihn in die Höhe, duckt sich nieder und läßt ihn auf den Rücken niederfallen. Da zerspringt der Kolben. Nun erschlägt er den Dieb mit dem Handgriff, sucht dann in der Werkstätte das versteckte Eisen, bindet den zerbrochenen Kolben dazu, lädt es auf die Schulter und geht zu einem zweiten Schmied. Dieser verfertigt mit vier Gesellen aus dem sämmtlichen Eisen den Kolben. Bärensohn wirft ihn versuchend in die Luft, duckt sich, so daß der Kolben aufs Rückkreuz fällt und ihm einen sonderbaren Laut auspreßt. Nun ist er zufrieden, geht weiter und findet einen Mann, der mit einem Pfluge ackert, dem nur zwei Ochsen vorgespannt sind. Er wettet mit ihm, er werde nicht satt von dem Mittagsessen werden, das dieser ihm überlassen will. Die Tochter des Ackermanns bringt es herbei; sie trägt an ihrem Gürtel einen Spinnrocken, um den so viele Wolle gewunden ist, als in vollem Wollsacke ein Pferd auf einer Seite tragen kann. Bärensohn will das Essen gleich in den Mund schieben, aber der Wirth nöthigt ihn erst ein Kreuz zu machen und zu sprechen: im Namen Gottes des Vaters, des Sohns und des heil. Geistes! Jetzt ist er, nachdem er blos die Hälfte aufgezehrt hat, schon satt. Das Mädchen gefällt ihm, er will es heirathen. "Warum nicht, antwortet der Vater, aber ich habe es

schon dem Großschnauzbart versprochen". "O den will ich gleich erschlagen!" Indem erhebt sich ein Rauschen, Großschnauzbarts linker Bart erscheint hinter einem Berg, dreihundert sechs und sechzig Vogelnester sind darin zerstreut. Großschnauzbart erscheint endlich selbst, legt seinen Kopf in des Mädchens Schooß und läßt sich lausen. Bärensohn schlägt ihm zweimal mit dem Kolben auf den Kopf, er spricht jedesmal: "da beißts mich!" bis ihm das Mädchen sagt, es sey keine Laus, sondern ein Mann, der ihn schlage. Großschnauzbart springt zornig auf, Bärensohn wirft seinen Kolben weg und entflieht; er gelangt zu einen Strom, ein Mann, der da Waizen wurfelt, nimmt ihn auf seine Schaufel und schwingt ihn hinüber. Großschnauzbart aber ist mit einem Satz darüber, jetzt rettet sich Bärensohn in den Ranzen eines Mannes, aus dem dieser türkischen Waizen zu säen beschäfftigt ist. Als Großschnauzbart heran kommt, sagt ihm der Mann, Bärensohn sey längst entflohen, und er muß unverrichteter Sache abziehen. Der Mann, der immer eine Hand voll Samen in die Erde streute, die andere in den Mund steckte, vergißt des Bärensohns und steckt ihn mit einer Hand voll Körner in den Mund. Bärensohn springt zwischen den Zähnen herum, bis er sich in einen hohlen Zahn (*) rettet. Als der Sämann Abends heimkommt, verlangt er einen Zahnstocher. Es werden eiserne Stangen gebracht, diese auf beiden Seiten in die Höhlung des Zahns gestemmt und Bärensohn mit einem Druck herausgeschnellt. Der Mann, der ihn ganz vergessen hatte, verwundert sich darüber. Bärensohn setzt sich mit zu Tisch und fragt den Wirth, warum gerade der

(*) Gerade mit diesem Zug schildert das Riesenwesen auch das englische Märchen von Jack dem Riesentödter. "Ach sagt der Königssohn wir werden kaum einen hohlen Zahn des Riesen ausfüllen" (Tabart III. 14.). Und in dem östreich. Däumling kommt etwas ähnliches vor (vgl. Anmerk. zu Nr. 45.).

eine Zahn hohl sey. Der Wirth erzählt nun eine Geschichte, wie er einmal mit zehn Gesellen, vierzig Pferden und den Salzsäcken, die diese getragen, in einer Höhle bei Regenwetter habe übernachten müssen. Morgens seyen sie erst gewahr worden, daß, was ihnen eine Höhle geschienen, nichts als ein Menschenschädel gewesen. Ehe sie aber noch herausgegangen, sey ein Weinberghüter daher gerannt, der, um einen Vogel zu verscheuchen, den Schädel auf seine Schleuder gelegt und ihn auf ein benachbartes Gebürg geworfen. Beim Herabfallen sey ihm der Zahn abgebrochen, in welchem Bärensohn gesteckt habe.

Bis dahin, wo der Bärensohn sich verheirathen will, ist es sichtbar unser deutsches Märchen von dem jungen Riesen (Nr. 90.); hernach wird auf eine sehr gute und lustige Weise das Ungeheuere und Riesenhafte gesteigert und überboten.

Bei den Russen sind noch keine Märchen gesammelt. Zwar scheint in einem Buch mit dem Titel Altrussische Märchen von Johann Richter (Leipz. 1817.) der Anfang gemacht, aber dieser erste Band enthält nichts als die Uebersetzung einer russischen Erzählung: der Ritter Bulat oder der goldene Kelch und die heilige Krone, die eine bloße, höchst unbedeutende, allegorisch gemeinte Erfindung ist, ohne Spur von einem ächten Märchen (*). Dagegen aus reiner Quelle geschöpft sind die in der Nähe von Moskwa gesammelten Lieder, die v. Busse unter dem Titel: Fürst Wladimir und dessen Tafelrunde herausgegeben hat (Leipz. 1819.). Manches darin ist völlig märchenhaft. Ilja in dem 2ten und 6ten Liede ist der Dummling deutscher Märchen.

(*) Das russische Original erschien in den Jahren 1780-83. zu Moskwa unter dem Titel: Russische Sagen enthaltend die ältesten Erzählungen von berühmten Rittern. Der Herausg. ist der bekannte russ. Litterator Nicolai Nowikow.

Seine gewaltige Kraft schlummert, dreißig Jahre sitzt er unthätig und unbehülflich, da erhebt er sich, tödtet den von allen gefürchteten Feind mit einem Pfeilschuß, der durch neun Baumäste schlägt, oder er faßt seinen Gegner um die Hüften, wirft ihn in die Luft und fängt ihn wieder; den Wein trinkt er aus einem Eimer. Er ist im Charakter mit dem Siegfried des Nibelungenlieds verwandt, so wie der trotzige Knabe Wassily, der die Vögte, die ihn greifen wollen, fortjagt. Tschurilo im 3ten Liede gleicht dem jungen Riesen im deutschen Märchen (Nr. 90.); er zerreißt sechs Häute, wie morsches Linnen und bricht, wie jener, einen Eichbaum sammt den Wurzeln aus der Erde, um damit zu kämpfen; wenn er einem Pferd die Hand auf den Rücken legt, so sinkt es nieder. Sein Roß duldet ihn allein, wie das Roß Grane den Sigurd. Nugarin im 1ten Liede wirft mit solcher Kraft einen Stein, daß er wie ein Vogel fliegt, gerade wie der tapfere Schneider (Nr. 20.) dasselbe thun will, aber heimlich wirklich einen Vogel statt des Steins dazu genommen hat.

Die Böhmen haben zwar einige Sammlungen ihrer Märchen, doch verdient keine Lob; sie enthalten gewöhnliche Ueberarbeitungen und da diese pflegen ausgearbeitet und erweitert zu werden, auch nur wenige Stücke.

1. Sagen der böhmischen Vorzeit. Prag 1808. Ohne Werth, wir bemerken nur ein Märchen; S. 141, 185. Die goldene Ente, welches aber in der nächsten Sammlung besser vorkommt, womit es sonst übereinstimmt.

2. Volksmärchen der Böhmen. Bearbeitet von Wolfg. Adolph Gerle. 2 Bände. Prag 1819. Hierher gehörig sind nur folgende Stücke:

Erster Band.

a. (I.) Die Riesen im Scharkathal. Ein Vater gibt vor seinem Ende seinem Sohn eine Zither, wornach alles

tanzen muß, und einen Stab, der jeglichen tödtet. Mit diesen Zauberdingen besiegt er drei Riesen, einen schwarzen, weißen und rothen und erlangt ihre Waffen; dann bezwingt er den Bösen, dem der Herzog seine Tochter verschrieben hatte, und wird ihr Gemahl.

b. (VI.) Die Schöne im eisernen Thurm. Eine Zauberin lockt durch ihre Schönheit die Jünglinge und verwandelt sie in Thiere. Ein schönes Mädchen, das sie in einen Thurm eingeschlossen hält, wollen vier Brüder befreien, drei davon sind schon in ihrer Gewalt, dem vierten gelingt es, ihr, als sie schläft, den goldenen Schlüssel zu dem Thurm wegzunehmen. Er heirathet die Schöne, aber die Zauberin nimmt ihre Gestalt an, und lebt eine Zeitlang mit ihm, bis der Granatapfel einer guten Fee den Betrug an den Tag bringt.

c. (VII.) St. Walburgis Nachttraum oder die drei Gesellen. Drei Gesellen ziehen aus dem gelobten Lande heim, einer von ihnen hat große Schätze erbeutet. Als er schläft, blenden ihm die andern mit einem glühenden Eisen die Augen und nehmen seinen Schatz. Der Blinde steigt auf einen Baum, gegen zwölf Uhr hört er, da es Walburgis-Nacht ist, Hexen, die von ihren Zauberkünsten reden. Sie entdecken, daß am Morgen ein Thau fällt, der seine Augen heilt; daß in der Stadt ein Wassermangel sey, man aber nur bei der Statue des hl. Martinus zwei Schuh tief zu graben brauche; endlich, daß die Herzogstochter am Aussatz leide, der nur geheilt werden könne, wenn man einer Kröte, die unter dem Altar sitze, die Hostie, die sie im Maul habe, wegnehme und der Prinzessin durch einen Priester reiche. Der Blinde macht sich die Entdeckungen zu Nutz, erhält sein Gesicht wieder, verschafft der Stadt Wasser und wird Gemahl der geheilten Prinzessin und Herzog. Darnach werden seine ehemaligen Gesellen vor ihn geführt; der eine hat sich bei der Prinzessin als Arzt ausgegeben, wollte aber nur ihre Kostbarkeiten rauben und wurde entdeckt; er gesteht auch sein

früheres Verbrechen: die Blendung der Augen und Raub des Schatzes. Der zweite wird auch herbeigeholt, und jetzt sollen sie beide gerichtet werden. Aber der junge Herzog schenket ihnen das Leben und ermahnt sie zur Besserung.

Im deutschen das Märchen von den Kräben (Nr. 107.), das auch ungarisch (bei Gaal Nr. 8.) und in einer verwandten persischen Erzählung vorkommt.

Zweiter Band.

d. (II.) Die Zwillingsbrüder. Im deutschen: die beiden Brüder, (Nr. 60.), doch viel dürftiger und schlechter, ohne einen neuen Zug.

e. (V.) Die goldene Ente. Einem guten Mädchen schenkt eine Fee die Gabe, daß seine Thränen zu Perlen, seine ausgekämmten Haare zu Gold werden. Als es herangewachsen ist, wird es wegen dieser Gaben und wegen seiner Schönheit an einen Grafen versprochen, der durch seinen Bruder von ihm gehört hatte. Sollten aber die Wundergaben dauern, so durfte sie kein Sonnenstrahl berühren. Als sie von ihrer Muhme und deren Tochter, mit welcher sie auferzogen war, zu dem Bräutigam geleitet wird, fällt, indem die Muhme einmal den Wagen öffnet, ein Sonnenstrahl auf sie: alsbald wird sie auch in eine goldene Ente verwandelt, welche wegschwimmt. Die Muhme gibt ihre Tochter bei dem Grafen für die Braut aus und um die Abwesenheit derselben zu erklären, sagt sie, diese sey unterwegs von Räubern fortgeführt. Da die falsche Braut aber weder schön ist, noch die Wundergaben besitzt, behandelt sie der Graf schlecht, und läßt den Bruder der rechten Braut in einen Thurm werfen. Zu diesem kommt die goldene Ente, der Graf bemerkt sie, lauscht und hört ihr Gespräch, das ihm den gespielten Betrug offenbart. Er fängt sie zweimal, aber jedesmal entfliegt sie; endlich als die falsche Braut gestorben ist und der Graf Besserung seines wilden Lebens gelobt hat, kommt sie wieder und erhält von der guten Fee die menschliche Gestalt

zurück. — Stimmt überein mit dem deutschen Märchen von der schwarzen und weißen Braut (Nr. 135.), und im Eingang mit der Frau Holle (Nr. 24.). Im Pentam. die beiden Kuchen (Nr. 37.).

Von demselben Verfasser steht in der Abendzeitung 1821. Nr. 195–199. das Märchen von den sieben Raben. Es ist das deutsche Märchen von den sechs Schwänen und sieben Raben (Nr. 25. und 49.) mit einigen Zusätzen und Ausschmückungen. Aecht ist gewiß die eigenthümliche Wendung, daß die Mutter ihre Kinder in Raben verwünscht, weil sie das Brot weggegessen haben, woraus sie ihrer übermüthigen Gebieterin hat weiche Schuhe bereiten sollen.

3. Märchen- und Sagenbuch der Böhmen, von A. W. Grieſel. 2 Bände. Prag 1820.

Enthält kein einziges ächtes Märchen, blos poetisirende Bearbeitungen von ein paar Sagen oder bloße Erfindungen; vielleicht kommen einzelne wahre Züge vor.

Einige Nachrichten über polnische Märchen verdanken wir dem gelehrten Dobrowsky. Die meisten der dort bekannten sollen auch in Deutschland vorkommen, einige sind nahmhaft gemacht.

1. Ein Wolf kommt zu drei Königskindern und bittet um eine Gabe. Zwei wollen ihn erschießen. Aus der Gegend von Krakau. Wahrscheinlich das deutsche Märchen vom goldenen Vogel (Nr. 57.).

2. Ein Dummling soll heirathen. Die Mutter schickt ihn zu ihrer Freundin, die eine Tochter hat. Um Krakau und Lublin. Mag der gescheidte Hans (Nr. 32.) seyn.

3. Die Königstochter war heimlich fortgegangen und kommt zu einem Einsiedler, den sie um Herberge bittet; er will sie aber nicht aufnehmen.

4. Drei Königstöchter, darunter zwei Zauberinnen, zertanzten alle Tage zwei Paar Schuhe. Sie waren Nachts über Land geflogen. — Ohne Zweifel das deutsche Märchen von den zertanzten Schuhen (Nr. 133.).

5. Aschenbrödel. Deutsch Nr. 21.

6. Räuber hatten in einer Höhle ihr Raubnest. Die Höhle öffnete sich sobald sie sagten: öffne dich Felsen angelweit! Ein Dummer bemerkt es und sagt es ihnen nach. Deutsch: Simeliberg (Nr. 142.).

Graf Jos. Ossolinski in Wien soll eine grose Sammlung von polnischen Märchen besitzen.

H. Ungarn.

Einsicht in die Märchen dieses Landes gewährt eine eben erst (*) bekannt gemachte Sammlung: Märchen der Magyaren, bearbeitet und herausgegeben von Georg von Gaal. Wien 1822. Der Verfasser hat sie, wie es in der Vorrede S. V. ausdrücklich heißt, aus dem Munde eines alten Ungarn, der keine andere als seine Muttersprache verstand,

---

(*) Sie konnten daher in den Anmerkungen noch nicht benutzt werden, und nur die gläserne Hacke und die dankbaren Thiere sind dort angeführt, weil beide als Probestücke, jenes in der Wiener Zeitschrift für Kunst und Litteratur 1817. St. 79. 80. dieses in der Abendzeitung 1819. Nr. 215. 216. 217. sind abgedruckt worden.

aufgenommen. Man erkennt auch überall den ächten, oft trefflichen Grund und darum ist die Gabe dankenswerth; an der Darstellung könnte man tadeln, daß sie ein wenig zu gedehnt sey, und manchmal an jene falsche Ironie streife, von der sich moderne Erzähler, wie es scheint, nicht leicht losmachen. Die meisten dieser Märchen entsprechen ähnlichen deutschen.

1. Das wunderbare Tabakspfeifchen. Im deutschen: das blaue Licht (Nr. 116.).

2. Waldhüter-Märchen. Scheint aus zweien zusammengesetzt; der Eingang von dem über die Geburt von zwölf Kindern wahnsinnig gewordenen Vater gehört nicht zu dem folgenden, wo ein Dummling sein Glück macht.

3. Die gläserne Hacke. In der Einleitung stimmt es mit dem deutschen Märchen von den Königskindern (Nr. 113.), in der Entwickelung mit dem Liebsten Roland (Nr. 56.) und wegen den Verwandlungen am Schluß, wo das schwarze Mädchen aus einem Thier in ein anderes, immer schwächeres, übergeht, ist zu vergleichen: de Gaudeif un sien Meſter (Nr. 68.).

4. Des Teufels Schrecken. Ein bekannter Schwank. Der Teufel nimmt ein Weib, wird aber so geplagt, daß er es bald wieder verläßt, und hernach in die größte Angst kann gejagt werden, wenn man ihm droht, es herbei zu holen.

5. Die Speckfestung. Mit dem Erdmänneken (Nr. 91.) nah verwandt; in der Entwickelung nähert es sich einer oben S. 168. 169. mitgetheilten Erzählung.

6. Märchen vom Pfennig. Im deutschen kein entsprechendes.

7. Fischermärchen. Deutsch: der König vom goldenen Berge (Nr. 92.). Auch die merkwürdige Theilung der drei Wunderdinge kommt vor. Drei Zwerge haben sie von ihrem Vater, einem Riesen, geerbt; es ist ein unsichtbar machender

Mantel, ein Meilenschuh und ein Geldbeutel, der nicht leer wird.

8. Die dankbaren Thiere. Das Märchen von den Krähen (Nr. 107.) und der Bienenkönigin (Nr. 62.), die beide hier vereinigt sind.

9. Der Vogel Goldschweif. Der Eingang von den beiden Brüdern (Nr. 60.) als eigenes Märchen.

10. Wie gewonnen, so entronnen. Ein armer Soldat gewinnt durch allerlei Glückszufälle und verliert wieder nach einander, was er gewonnen hat. Etwa in der Art, wie Hans im Glück (Nr. 83.), doch dem Inhalt selbst nach verschieden.

11. Der Welt Lohn. Thiermärchen. Ein Bauer befreit eine Schlange aus dem Gefängniß, sie will ihn hernach dafür erwürgen; ein Fuchs hilft ihm aus der Noth, indem er sich anstellt, als zweifle er, daß die Schlange in einem so engen Behälter Raum gehabt habe, und sie dadurch reizt, zum Beweis wieder hineinzukriechen (S. Anm. zu Nr. 99. wo dieser Zug auch vorkommt). Der Bauer verspricht dem Fuchs dafür sechs Hühner, aber des Bauern geitziges Weib tödtet den Fuchs, als er sich seinen Lohn abholen will.

12. Die geitzige Bäuerin. Sie rauft aus Geitz den ihrigen die Haare aus, um aus dem Verkauf derselben Geld zu lösen. Ihr sterbender Mann droht ihr mit fünffachem Tod und es trifft hernach ein, daß fünf nach einander glauben, sie umgebracht zu haben, da sie sich doch selbst erhängt hatte, indem sie eine für ihre Schwiegertochter gelegte Schlinge an dem eigenen Hals probiren wollte.

13. [Vom weisen Peter. Ein treuer Diener und ein redendes Pferd retten einen Königssohn aus dem Verderben, das ihm eine boshafte und hinterlistige Stiefmutter bereitet.

14. Der rothe Hund. Ein eigenthümliches Märchen, das aber sichtlich ausgebildet und bearbeitet ist.

15. Der Schlangenprinz. Deutsch: Hans mein Igel (Nr. 108.); der zweite Theil aber stimmt mit dem Löweneckerchen (Nr. 88.).

16. Die Drillinge mit dem Goldhaar. Deutsch: de drei Vögelkens (Nr. 96.); doch wird hier das Böse blos von der Schwiegermutter, nicht von den beiden Schwestern, begangen.

17. Kutschermärchen. Hat in einigen Zügen Verwandtschaft mit Pervonto im Pentam. Nr. 3. und bei Strapparola III, 1.

I. Griechenland.

Zeugnisse über Märchen der alten Griechen sind oben schon mitgetheilt, gleichfalls ist die Bemerkung gemacht, daß nicht wenige ihrer Mythen ganz als Märchen sich darstellen, und als Beispiel war jene von Perseus (1. Einleit. XXVIII.) angeführt. Manche Fabel der Odyssee hat auch ganz die Natur eines Märchens, wie etwa die von Polyphem; doch hierbei müssen wir einhalten, das Allgemeine würde zu weit führen, was aber eine nähere Aehnlichkeit zeigt, ist jedesmal in den Anmerkungen an gehöriger Stelle bemerkt. Wir lassen nur noch ein völliges Kindermärchen folgen, das Plutarch im Gastmahl der sieben Weisen erhalten hat und um so mehr nicht übergangen werden darf, als wir bei Lehmann (S. 827.) ein altes Sprüchwort gefunden, das offenbar darauf Bezug hat: "dem Mond kann man kein Kleid machen"; auch eine äsopische Fabel (ed. Furia 396.) muß man damit vergleichen. Das

Märchen lautet folgendergestalt: der Mond sprach einmal zu seiner Mutter: "die Nächte sind so kalt, ich friere, mach mir doch ein warmes Kleid!" Sie nahm das Maaß und er lief fort, wie er aber wieder kam, war er so groß geworden, daß das Röcklein nirgends passen wollte. Da fing die Mutter an und trennte die Nähte und ließ aus, allein die Zeit währte dem Mond zu lange und er ging wieder fort seines Weges. Emsig nähte die Mutter am Kleid und saß manche Nacht auf beim Sternenschein. Der Mond kam zurück, hatte viel gelaufen und hatte darum viel abgenommen, war schmächtig und bleich geworden, das Kleid war ihm also viel zu weit und die Ermel schlotterten über die Knie. Da war die Mutter bös, daß er sie so zum Narren habe und verbot ihm je wieder ins Haus zu kommen. Deswegen muß nun der arme Schelm nackt und bloß am Himmel laufen, bis daß jemand kommt und ihm ein Röcklein kauft.

Es leidet keinen Zweifel, daß bei den heutigen Griechen noch Märchen erzählt werden, der neueste Beobachter derselben, Pouqueville, bemerkt es ausdrücklich. Auch ihre Volkslieder epischen Inhalts, wie wir sie aus einer noch ungedruckten Sammlung kennen, deuten darauf; sie haben übrigens dem Geiste nach manches Aehnliche mit den serbischen und morlakischen. Ganz kindlich wird, z. B. in einem erzählt, wie Charon die Seelen der Verstorbenen nach der Unterwelt führt. Die Jungen gehen vor ihm her, die Alten schleppen sich nach, die kleinen Kinder hat er am Sattel festgebunden. Bei dieser traurigen Fahrt trauert die Natur mit, die Berge ragen dunkel und düster in die Höhe. Als sie bei einem Quell anlangen, bitten die Reisenden den Führer: "lieber, kehr hier ein, laß uns bei der Quelle weilen, damit die Alten aus der Flut trinken können, die Jungen spielend mit Steinen werfen, und die Kinder sich die Blumen einsammeln". "Nein, antwortet der Alte, die Mütter könnten kommen und ihre Kinder sehen, dann wären sie nicht wieder zu trennen". — Von einem andern epischen Volkslied, das Bartholdi in

Griechenland aufgenommen und in seiner Reise bekannt gemacht hat, ist die Uebereinstimmung mit einem altdeutschen Gedicht in den Altd. Wäldern II. 181. gezeigt.

K. Ueber den Orient.

In dieser Uebersicht sind Sammlungen, welche die asiatische Litteratur darbietet, nicht berücksichtigt, aus dem einfachen Grunde, weil sich hier kein so naher Zusammenhang äussert, und das Einzelne jedesmal an seiner Stelle bemerkt wurde. Armuth nöthigte übrigens nicht dazu, im Gegentheil, dieses Fach ist hier reich besetzt; wir wollen nur das Vorzüglichste berühren, auch dazu werden ohne Zweifel Kenner noch mancherlei nachzutragen haben.

Zuerst begegnen uns die in der Mitte des 16ten Jahrh. (1548.) zusammengefügten Erzählungen, der arabischen Tausend und einen Nacht, sowohl durch Gallands Uebersetzung bekannt, als durch die Nachträge von Chavis und Cazotte, deren ächten Grund jedoch erst Caussin de Perceval in seiner Fortsetzung (*) ans Licht gebracht hat (**). Wie wahrscheinlich in Hinsicht auf ihren Ursprung, so auch Inhalt und Werth nach sind die einzelnen Stücke sehr verschieden. Im Gan-

(*) Darin auch Bakthiar Nameh, die Geschichte der zehn Vezire, die Knös arabisch, Ouseley persisch herausgegeben hat.

(**) S. oben S. 126. Anmerk.

zen haben sie zwar den Charakter der Märchen, ernster und scherzhafter, indessen sind sie auch wieder durch manche geschichtliche Umstände, besonders durch den berühmten Chalifen Harun-al-Raschid an eine bestimmte Zeit und einen bestimmten Ort gebunden; dies aber hat auf der andern Seite die Phantasie nicht gehindert, sich darin nach aller Lust auszubreiten. Insofern zeigt sich auch schon eine gewisse absichtliche Ausbildung, und als ganz rein aufgefaßte Ueberlieferungen können sie nicht mehr gelten; ein Beispiel mögen die Reisen des Sinbad seyn, wo eine kleine Odyssee zusammengetragen ist und wo sich der Polyphem so gut wieder findet, wie in jenem ogbuzischen Cyklopen, den Dietz entdeckt und mit dem homerischen verglichen hat. Auf diese Weise wird wahr, was Göthe im Divan (S. 286.) zu dem Verbot des Korans anmerkt. "In seiner Abneigung gegen Poesie erscheint Mahomet auch höchst consequent, indem er alle Märchen verbietet. Diese Spiele einer leichtfertigen Einbildungskraft, die vom Wirklichen bis zum Unmöglichen hin und wiederschwebt, und das Unwahrscheinliche als ein wahrhaftes und zweifelloses vorträgt, war der orientalischen Sinnlichkeit, einer weichen Ruhe und bequemen Müßiggang, höchst angemessen. Diese Luftgebilde über einem wunderlichen Boden schwankend hatten sich zur Zeit der Sassaniden ins Unendlichen vermehrt, wie sie uns die 1001 Nacht, an einen losen Faden gereiht, als Beispiele darlegt. Ihr eigentlicher Charakter ist, daß sie keinen sittlichen Zweck haben, und daher den Menschen nicht auf sich selbst zurück, sondern ausser sich hinaus ins unbedingte Freie führen und tragen. Gerade das entgegengesetzte wollte Mahomet bewirken". — Die schwächsten Stücke sind die, worin man die meiste Erfindung spürt, und worin die gewöhnliche Zauberei als Zuthat oder Würze allzustark eingemischt ist; z. B. die Erzählung von Condad und Derpabar (Bd. 5.) oder von Halib (Bd. 9.), letztere gar ist eine unbedeutende und oberflächliche Geistergeschichte. Andere scheinen äußerlich zusammengesetzt, wie die Erzählung von drei Prinzen, die ausziehen, um die wunderbarste Sache herbeizubringen (Bd. 7.). Dann folgen die, welche eine sittliche Lehre

anſchaulich machen, wie z. B. die Erzählung von dem Neidiſchen (Bd. 1.) und zeigen, daß Göthes Behauptung nicht durchaus gelten kann. Bei weitem die größte Anzahl aber beſteht aus Märchen, die dem Inhalt nach trefflich, der Darſtellung nach reizend und von zarter Schönheit ſind. Man kann die glühenden Farben, den Duft einer ungeſtört aufblühenden Phantaſie, das überall durchathmende Leben nicht genug loben. Nur ein paar wollen wir namentlich anführen: der Calender auf dem Magnetfelſen (Bd. 1.), Nureddin (Bd. 4.), Aladdin (Bd. 6.), Haſſan (Bd. 4.). — Von den deutſchen Märchen findet ſich ganz oder theilweiſe Nr. 19. 68. 71. 96. 97. 99. und 142., worüber das Nähere in den Anmerkungen geſagt iſt.

Vorzüglich reich erſcheint Perſien. Schon in dem alten Epos des Firduſſi, im Schahnameh, hat manches Natur und Farbe der Märchen, z. B. die Geſchichte von Feridun, von Sam und Salſer, von Guſchtaſp (Anmerk. zu Nr. 90.), von Loraſp (Anmerk. zu Nr. 60.); beſonders im Gang des Ganzen, denn im einzelnen dringt wieder die epiſch-geſchichtliche Natur des Gedichts hervor. Doch war auch ein einzelnes Märchen nachzuweiſen (S. Anm. zu Nr. 144.). — Aehnliche Anlage wie die 1001 Nacht hat der Tauſend und eine Tag, ſind die perſiſchen Erzählungen auch nicht durchaus von dem Werth der arabiſchen, ſo kommt doch die Geſchichte von Calaf vor (S. Anm. zu Nr. 55.), welche man den beſten dort an die Seite ſetzen kann. — Die drei Söhne Gjaffars aus Nigariſtan (Bilderſaal, S. Hammer Geſchichte der perſiſchen Poeſie S. 308. 309); eine Sammlung, die auch manches gute und orientaliſch fein gedachte enthält, wie z. B. die ſeltenen Schützenkünſte; etwas daraus iſt als Gegenſtück zu der Brautſchau (Nr. 155.) bemerkt. Ebenſo war Tuhti Nameh: Erzählung eines Papageien (Perſiſch und Engliſch von Gladwin. Calcutta und London 1801.) zu benutzen. Vergl. die Anmerkung zu Nr. 102 und 129. — Im Niſamis Werk fand ſich gleichfalls ein deutſches Märchen wieder (Nr. 107.). Noch iſt zu erwähnen: Neh-Manzer (franz.

von Lescallier 1808.), in sieben Tagen, und Babar Danush (Engl. von J. Scott 1799.).

Die sieben weisen Meister, gleichfalls aneinander gereihte Erzählungen (worüber Görres über Volksbücher Nr. 22. nachzusehen ist), gehören dem Orient überhaupt an, so wie die schöne, reichhaltige und anziehende Sammlung, die Hammer im Rosenöhl (zwei Bände) uns zugeführt hat, aus türkischen, arabischen und persischen Quellen genommen ist. Dagegen rührt die treffliche Fabelsammlung des Bidpai (Hitopadesa) ursprünglich aus Indien, ist aber in verschiedene orientalische, und fast in alle europäische Sprachen übersetzt. Sie entfernt sich in der Anlage schon von dem was wir Märchen nennen, da es auf eine moralische Lehre abgesehen, wenigstens die Geschichte darauf hingewendet ist (*). — Ein ächt indisches, mit deutschen übereinstimmendes Kindermärchen ist in den Altd. Wäldern (I. 165 - 67.) nachgewiesen (S. Anmerkung zu Nr. 144.); ein anderes bei der Sage vom Armen und Reichen (S. oben S. 153.) (**). — Tartarische Ueberlieferungen enthalten: the Relations of Ssidi Kur, die wir aber nur nach Auszügen kennen (S. Anm. zu Nr. 92 und 104.); Calmückische, Benj. Bergmanns nomad. Streifereien Thl. 3. und 4. Schön ist es z. B. darin, wie herumirrende Kinder das Mark aus einem Knochen kindlich austheilen (Thl. 4. S. 75.); überhaupt hat die dort beschriebene

---

(*) Auch in den Talmud-Sagen der Juden liegt manches märchenhafte (vgl. Anm. zu Nr. 62.), wie man am besten aus dem Auszug von Christoph Helwig (Giessen 1611.) sehen kann, so sehr sie auch manchmal ins abschmackte übergehen.

(**) Ueber die Fabeln und Erzählungen der Hindu ist nachzusehen: Dubois description of the character, manners and customs of the people of India, Lond. 1817. Cap. 10, 11.

Wanderung des Bruders und der Schwester etwas märchenhaftes. —

Ein chinesisches Märchen ist in den Anmerkungen zu dem Armen und Reichen (Nr. 87.) ausführlich erzählt und zum Schluß wollen wir ein japanisches, das wir bei Kämpfer über Japan von Dohm I. 149.) gefunden haben, mittheilen.

Das schönste von allen fliegenden Insecten, das auch in Japan selten gesehen und darum von den Mädchen aufbewahrt wird, ist eine schmale, halbrunde Nachtfliege. Ihre durchscheinenden Flügel sind mit blauen und goldenen Streifen der Länge nach geziert, und glänzend wie ein Spiegel. Alle Insecten, die Nachts fliegen, verlieben sich in diese wunderbare Schönheit; sie hält sie aber dadurch ab, daß sie zu jedem sagt: "geh erst hin und hole mir Feuer, dann will ich dich lieben". In blinder Hast fliegen sie zu der Kerze und beschädigen sich so sehr, daß sie an kein Wiederkommen denken können.

Druckfehler.

S. 9. Z. 10. statt mekelnburgische lies: meklenburgische
— 29. Z. 6. — tacto l. tacta
— 39. Z. 12. von unten statt Wilknia l. Wilkina
— 40. Z. 9. v. u. statt on l. on
— 48. Z. 10. v. o. — See l. Fee
— 49. Z. 2. v. o. — riche l. reiche
— 59. Z. 9. v. o. — 55. l. 59.
— 73. Z. 7. v. o. — susceptos l. susceptor
— 76. Z. 6. v. u. — Grater l. Gräter
— 85. Z. 5. v. o. — Macibo l. Marlbo
— 102. Z. 7. v. o. — Pringskjöld l. Peringskjöld
— 126. Z. 7. v. u. — überarbeitet l. überarbeitet
— 132. Z. 15. v. o. — nu l. nû
— 147. Z. 8. v. o. — etc. l. chez
— 148. Z. 12. v. u. — frei l. Frei
— 151. Z. 9. v. o. — si l. sî ûs l. ûp
— 186. Z. 15. v. o. l. ital. Märchen
— 208. Z. 7. v. u. statt Leinegend l. Leinegegend
— 210. Z. 1. v. u. — chläft l. schläft
— 214. Z. 16. v. u. — unbevienge l. umbevienge
— 265. Z. 18. v. u. — 15ten l. 14ten
— 273. Z. 10. v. u. — 105. l. 97
— 276. Z. 12. v. u. — 16ten l. 17ten
— 277. Z. 6. v. u. — lingna l. lingua
— 345. Z. 12. v. u. — weißen l. weisen
— 382. Z. 4. v. o. — oiseu l. oiseau
— 383. Z. 9 v. o. — bone l. bonne
— 414. Z. 11. v. o. — Mittel l. Mitteln

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS